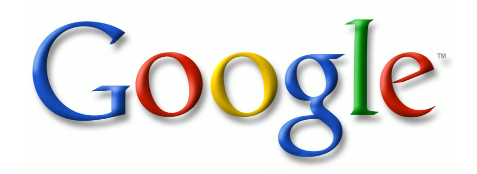


ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG VOM JAHRE 1797.

DRITTER BAND.

JVLIVS, AVGVST, SEPTEMBER.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfürstl. sächs. Zeitungs-Expedition.
1797.



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 1. Julius 1797.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

WEIMAR, im Industriecomptoir u. LONDON, b. Remnant: *Tabulae anatomicae* quas ad illustrandam humani corporis fabricam collegit et curavit *Justus Christianus Loder*, in acad., quae Jenae est, anat. et chir. Prof. Fascic. I. Osteologia. Tab. I — XV. — Fasc. II. Syndesmologia. Tab. XVI — XXV. — Fasc. III. A. Myologiae pars prior. Tab. XXVI — XXXVI. — Fasc. III. B. Myologiae pars posterior. Tab. XXXVII — LI. — 1794 — 96. 47. 21. 94 S. Fol.

Anatomische Tafeln zur Beförderung der Kenntnifs des menschlichen Körpers gesammelt und herausgegeben von D. *Just Christian Loder*. Erste bis dritte Lieferung. Osteologie. Syndesmologie. Myologie. 41 Tafeln. — 51. 32. 100 Folioseiten Text.

Jedem unbefangenen, nicht durch Nebenrücksichten und Privatleidenschaften verblendeten, Freunde und Verehrer der Anatomie, und besonders jedem Lehrer derselben, der so oft Gelegenheit hat, das dringende Bedürfnifs einer allgemein zu empfehlenden, vollständigen Sammlung guter Abbildungen der gesammten Theile des menschlichen Körpers zu fühlen, mufs es eine überaus angenehme Erscheinung seyn, dafs die Herausgabe einer solchen Sammlung ein Mann übernommen hat, der als Selbstzergliederer und trefflicher Beobachter, als gelehrter Kenner alles dessen, was für die Anatomie bis jetzt gethan ist, und als Besitzer eines Schatzes von anatomischen Präparaten längst berühmt ist.

Auch hat das Publicum bereits für dies verdienstliche Unternehmen entschieden. Der angehende Arzt und Wundarzt und jeder Freund der Anthropologie überhaupt, (die, Dank sey es dem guten Genius unsers Zeitalters, doch immer mehr aus dem Alleinbesitz der Mediciner verdrängt wird,) erhält in diesen anatomischen Tafeln in einem zweckmäfsigen Formate, in einem saubern, auch die Ansprüche der Kunst befriedigenden, Stiche, und für einen *mäfsigen* Preis, vereint, was er sonst mit grofsem Kostenaufwande einzeln oft nicht auftreiben kann; und er erhält mehr. Dadurch, dafs Hr. *L.* seine guten Vorgänger (Albinus, Haller, Zinn u. s. w.) freylich benutzte, seine Abbildungen aber durchaus nicht ängstlich nach ihnen, sondern nach der Natur, mit welcher er sie verglich, fertigen liefs und oft sehr wesentliche Verbesserungen dabey anbrachte, vorzüglich aber durch die vielen vortrefflichen nach Präparaten aus seiner Sammlung neu verfertigten Zeichnungen, womit besonders die Syndesmologie und die Lehre von den Schleimbeuteln bereichert ist, die aber auch in der Osteologie und Myologie nicht zu verkennen sind, wird dies Werk auch dem Anatomen von Profession unentbehrlich. — Dafs übrigens bey der Natur eines Unternehmens, wie das gegenwärtige, und bey der Nothwendigkeit, mehrere Künstler daran arbeiten zu lassen, jede Tafel in allen Stücken gleich vollkommen ausfallen sollte, ist eine Foderung, die kein billiger, mit den Schwierigkeiten eines *solchen* Werks nur einigermafsen bekannter Beurtheiler thun kann. Treue und Deutlichkeit in der Darstellung sind die Foderungen, die ein solches Werk befriedigen mufs, und die das gegenwärtige, das durch die eigenthümlichen Abbildungen seines Unternehmers noch so viel mehr leistet, im sehr hohen Grade befriedigt. Wenn dies Unternehmen vollendet seyn wird, (und wer wünscht nicht mit uns dem würdigen Herausgeber Gesundheit und Mufse, es bald zu vollenden!), so hat Deutschland ein Werk aufzuweisen, das an Pracht freylich schon oft übertroffen ist, das an Zweckmäfsigkeit aber seines Gleichen noch nicht hat. Vielleicht darf man auch von dem Vf. und der Verlagshandlung hoffen, dafs in den versprochenen Supplementtafeln für die nicht ganz nach Wunsch gerathenen Zeichnungen noch andere verbesserte gegeben werden.

ALTONA, b. Hammerich: *Auszüge aus den neuesten medicinischen Probe- und Einladungsschriften. Herausgegeben von Dr. Fr. G. A. Bouchholtz und Dr. J. H. Becker.* B. I. St. 1 — 3. 1796. 394 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Wenn auch im Ganzen die Qualität unsrer akademischen Streitschriften abgenommen hat, so wie in den neuern Zeiten ihre Quantität wuchs; so verdienen sie doch noch immer bey weitem mehr Aufmerksamkeit und Verbreitung, als ihnen gemeiniglich zu Theil wird. Der Praktiker kann auf seine Schriften keine Tage ausschliefsend verwenden, wie der Doctorand; literarische Vortheile begünstigen ihn selten wieder so, als auf der Akademie; sein Eifer ist oft dann auch schon gebrochen, vielleicht selbst durch den Mangel an Aufmerksamkeit, welchen er bey seinen ersten Schritten auf der literärischen Laufbahn erfuhr und der ihn damals gerade am bittersten kränkte; ein besondres Interesse bekommen dieselben oft auch dadurch, dafs sie das einzige Organ sind, wodurch mancher akademischer Lehrer mittelbar und

auch unmittelbar zum grofsen Publicum spricht. Auf der andern Seite liegt der Grund der so häufigen unbedeutenden Streitschriften vorzüglich mit in der geringen Verbreitung und Würdigung derselben, da der junge Arzt sein Diplom auf jede winzige Dissertation bekommt, er mit jeder in seiner Vaterstadt und bey seinem unkundigen Mäcen sich einführen kann, und bey der jetzigen Einrichtung er durch eine bessre und ihm kostbarere viel mehr auch nicht erlangt. Es ist daher fast unbegreiflich, dafs nicht jede Akademie es für Pflicht hält, den Umtrieb ihrer Streitschriften durch zweckmäfsige Einrichtungen möglichst zu befördern; bis jetzt ist es selbst *unmöglich*, sie von manchen vollständig zu erhalten. — Aus diesen Gründen ist die hier angefangne Sammlung ein sehr verdienstliches Unternehmen; aber mit Plan und Ausführung ist Rec. doch nicht ganz zufrieden. Die Herausgeber, mit welchen sich noch einige Gehülfen verbunden haben, wollen in ihrem Plane alle vom Jahre 1795. an erschienene deutsche, englische, französische, italienische, holländische, schwedische und dänische Dissertationen und Programmen umfassen, die zur Heilkunde gehören, blofs Chirurgie und Geburtshülfe ausgenommen (wegen der von Brüninghausen und Siebold schon 1794 angekündigten und noch immer nicht angefangnen Sammlung), wollen fette und magre Aehren einsammeln und uns den Ertrag bringen, sollte es auch nur ein Körnlein seyn. Kernhafte Auszüge sollen wir erhalten; aber manche schätzbare Dissertation leidet gar keinen Auszug, weil gerade in der Vollständigkeit ihr Werth liegt, oder sie Nichts Entbehrliches enthält, z. B. manche anatomische Dissertation (f. No. XXVIII.). Deshalb sammelte sie Haller blofs und gab *sie ganz*. Das ganze Fach der Arzneykunde der genannten *sieben* Nationen (in diesen 3 Stücken sind nur deutsche) soll diese Sammlung umfassen, und selbst reine Naturgeschichte ist aufgenommen (f. No. XXXIV.). Wie bänderreich, kostbar und doch unvollständig mufs sie hiedurch werden! Eine Absondrung der einzelnen Fächer hält Rec. deshalb für weit zweckmäfsiger, und auch dann müfsten Wahl und Sichtung noch strenger seyn.

St. I. No. I. *Mali hypochondriaci f. morbi fine materie notio et natura. Auct. Sebald. Rostoch.* Die Krankheit ist in dieser gröfstentheils hell durchdachten Abhandlung nicht so einseitig betrachtet, als es sonst häufig geschieht. Ob es gleich unschicklich ist, die Hypochondrie der Weiber durch den Namen Hysterie abzusondern, so hat sie doch wichtige Unterschiede nach Symptomen, Ursach, Ausgang und Kur. Hypochondrie ohne Materie giebt es nicht. (Je tiefer der Arzt sieht, desto weniger glaubt er daran, und genauere Kenntnifs des Nervenbaues würde diese Vorstellung ganz vertilgen.) Von den 8 festgesetzten Schema's der Hypochondrie gränzt das erste an die noch zum gesunden Zustande gehörende Idiosynkrasie. *II. Mali hypochondriaci veri ac nervosi signa et diagnosis, auct. C. L. Wischke. Rostoch.* Ein gutes Seitenstück. *III. Diss. explanans auditus fabricam ac soni theoriam auct. Kolmar. Hamburg.* Unbedeutend. Die Fläche der Ohrmuschel soll sich zur Oeffnung des Gehörganges wie 50:1 verhalten. Der Schlufs, dafs also der Schall dadurch 50mal stärker würde, ist unrichtig, da es auch auf die Richtung ankömmt. IV. *Protheoria pathologiae medicae auct. Schueh. Traj. ad Viadr. V. Meletemata quaedam de variis modificationibus miasmatis venerei, auct. Koch. Jen.* 2 Beobachtungen einer versteckten venerischen Krankheit und durch einen Tripper entstandner Auswüchse der Harnröhre. *VI. Bornwasser de usu vomitoriorum in phthisi pulmonali. Jen.* Der Vf. ist doch gar zu furchtsam mit diesem Mittel, welches doch oft nöthig ist, um durch Ausleerung des Eiters die Brustbeklemmung und den quälenden Husten zu mindern, der sonst nach längerer Qual zuletzt doch Erbrechen zu erregen pflegt. *VII. Treiber de Febribus gastricis. Jen. VIII. Curdts diss. Febris nervoso-pituitosae observationem sistens. Jen.* Leicht zu entbehren. Hr. Bz. zeigt hier und an andern Orten chemische Unrichtigkeiten in den Vorschriften an. *IX. Albers de ascite. Jen.* 1795. Eine fleifsig geschriebne Diss., die aber nur den pathologischen Theil dieser Krankheit enthält. In den vorangeschickten Bemerkungen über das lymphatische System nimmt der Vf. nicht blofs solche Gefäfse an, die die Flüssigkeiten aus den Gedärmen unmittelbar zur Blase führen (aus den bekannten Gründen, die doch gröfstentheils leicht zu widerlegen und widerlegt sind), sondern auch solche, die von den Gedärmen zur Haut führen, und umgekehrt, von der Bauchhöhle zum Magen, zur Harnblase, zur Haut etc. Die angeführten Gründe möchten dies aber wohl noch nicht rechtfertigen. Das Ergiefsen des Harns in die Bauchhöhle durch Zerreifsung der Blase und der Urethren rechnet man doch nicht zur Bauchwassersucht, wie hier geschehen ist. X. *Doctrinae physiologicae de turgore vitali brevis expositio auct. Hebenstreit. Lips.* ist schon in diesen Blättern angezeigt. *XI. Wagner de rite instituendis nosocomiis civicis. Lips. XII. Ern. Plattner: An ridiculum sit, animi sedem inquirere. Lips.* Bekanntlich wird dies verneint, sobald nicht die Rede davon ist, in welchem Theile des Körpers die Seele als in ihrem Wohnsitze eingeschlossen sey, sondern welcher Theil des Körpers zunächst auf die Seele einwirke und von ihr Gegenwirkungen annehme. — Dafs nach dem Schlusse: der Nadelstich wird im Finger gefühlt, also ist die Seele im Finger — die Seele auch auf dem Baume seyn müsse, wo der Vogel gesehen wird (S. 119.), ist doch falsch geschlossen.

St. II. Nr. XIII. *Lange de aquae calcis vivae viribus et usu medico. Jen.* Dieser Auszug giebt nichts mehr und noch weniger als man in den bekannten Arzneymittellehren findet. *XIV. Musing de haemorrhoidibus mucosis vesicae urinariae ab infarctibus ortis. Jen. XV. C. G. Gruner progr. de veneni notione dubia nec foro satis apta. Jen.* Die vegetabilischen Gifte werden gesichtet, die mechanischen ganz ausgeschlossen

schlossen etc. Im gerichtlichen Sinne ist Gift diejenige Substanz, die bey innrer oder äussrer Anwendung vermöge ihrer Natur und Mischung das Leben unausbleiblich raubt. XVI. *F. W. C. Succow Toxicologiae theoreticae delineatio.* Partic. *prior* und XVII. *part. posterior. Jen.* handeln ihren Gegenstand sehr vollständig ab, die Definition des Giftes ist aber so weit, dass nach ihr selbst die Lebensluft und die Materie des Feuers und der Elektricität zu ihnen gerechnet werden müssen. XVIII. *Behn cogitata quaedam de morbillis et epidemia morbillosa Jenensi. Jen.* ist mit gutem Beobachtungsgeiste abgefasst. Die Epidemie lieferte auch manches Merkwürdige z. B. 3 Fälle von Complication der Masern mit den Blattern, wobey jede Krankheit ungestört ihre Stadien durchlief (welches man auf Hunter's Versicherung für der Natur der Reizfähigkeit entgegenlaufend zu halten pflegt); eine Complication mit der Lustseuche, deren Aeusserung während der Masernkrankheit gelinder war, dann aber wieder eben so stark wurde. — Gelegentlich giebt der Vf. Schmerzen an der linken Seite als ein sehr zuverläsiges (?) Zeichen der Würmer an. XIX. *J. G. Klein de morbi venerei curatione in India orientali usitata. Havniae.* Bloss der abgekürzte Auszug aus *Tode's* medicin. Journ. B. 2. H. 2. XX. *Billing de sanguinis missione. Erlang.* Sehr entbehrlich. XXI. *Westphal de mente morborum participe. Erlang.* XXII. *Haas analysis castorei chemica. Erlang.* Untersuchung der frischen Beutel, deren Beschreibung deshalb, ob sie gleich noch nicht vollständig ist, auch dem Naturforscher angenehm ist. Das Räuchern des castorei taugt nicht, da es, so behandelt, bey nassem Wetter feucht wird, sich hingegen erhält, wenn es bloss in der Luft getrocknet ist. XXIII. *J. J. Schmidt de consensu partium C. H. inter se. Hal.* Eine sehr gute Abhandlung, welcher Hr. Bz. mehrere zweckmässige Anmerkungen beygefügt hat. Hn. *S.* Definition des Consensus durch *Aeussrung eines Zufalls in einem Theile, der von dem ursprünglichen Sitze der Krankheit entfernt ist,* ist zu weit, da nach ihr alles mechanische Anstauen in communicirenden entfernten Gefäsen, die mechanische Verbreitung der Feuchtigkeiten im Zellgewebe etc. zum Consensus gehörten. — *Das Gehör steht in Sympathie mit den zur Bewegung dienenden Theilen, wovon Fabricius Hildanus ein Beyspiel erzählt,* ist eine unzweckmässige Art, auszuziehen. XXIV. *Grapengiesser de hydrope plethorico. Gotting.* Es war ein sehr glücklicher Gedanke, diese gewiss nicht seltne Art der Wassersucht abzuhandeln, die so oft verkannt wird, jetzt aber allgemeinere Aufmerksamkeit zu gewinnen scheint. Rec. würde sie aber doch lieber mit *Bacher hydr. inflammatorius* genannt haben. XXV. *Herwig de morbis bursarum mucosarum. Gotting.* Der Literatur ist nunnoch *Lentin's* Aufsatz in *Loder's* Journ. f. d. Chirurgie etc. B. 1. St. 1. S. 60. hinzuzufügen. XXVI. *C. R. Jaenisch de pollutione nocturna. Gotting.* Gute Ausführung der *Blumenbachischen* scharfsinnigen Gründe für die Natürlichkeit der Pollutionen. Ihre Periode setzt Hr. *J.* ungefähr auf 2mal in 1 Monate. XXVII. *K. Himly Abhandlung über die Wirkung der Krankheitsreize auf den menschlichen Körper. Braunschweig.* Ist schon in diesen Blättern angezeigt.

St. III. Nr. XXVIII. *H. F. Isenflamm progr. quo inest descriptio foraminum, fissurarum et canalium capitis ossei. Erlang.* Diese Schrift litt bloss ein Seitenlanges Namenverzeichniss der beschriebenen Löcher etc. und dies ist völlig unnütz. XXIX. *J. C. F. Harles Neurologiae primordia. Erlang.* Ist schon in diesen Blättern J. 1796. Nr. 162. angezeigt. XXX. *Gessner de mutationibus, quas subit infans statim post partum. Erlang.* Hie und da ziemlich gewagte Erklärungen, z. B. der allgemeine Hautkrampf soll die Augenlieder zuerst öffnen, indem er die angesammelten Feuchtigkeiten aus ihrem Zellgewebe zurücktreibt. Mehrentheils sind sie von einem Mitarbeiter angemerkt, einige sind aber doch noch unberichtigt geblieben, z. B. §. 6. Das aus den Lungen in die hintre Vorkammer gekommne Blut hält das fernere Strömen durch das eyförmige Loch nach der ersten Respiration zurück; hieraus soll folgen, dass der Gebrauch dieses, wenn schon noch offnen, Loches aufhören muss, sobald einmal geathmet ist, wie auch die Erfahrung bewiese, dass Kinder mit offnen *foram. ovale* eben so leicht ertränken, als Erwachsne. Aber unter Umständen des Erstickens kommt ja kein so starker Strom in die hintre Vorkammer, also fällt dasjenige, wodurch dieses Loch unwegsam wurde, wieder weg; und die Erfahrung beweist gerade, dass neugeborne Thiere nicht so leicht ersticken, s. *Roose* über das Ersticken neugeborner Kinder in seinen physiologischen Untersuchungen. — Die wahre Ursache der ersten Respiration, die bis jetzt noch kein Physiologe angegeben hat, soll in der veränderten Richtung des Körpers liegen, indem die Muskeln des Rückgrades und Genickes den vorher gebognen Körper strecken, und dadurch die Brusthöle von allen Seiten erweitern. XXXI. *Menzel de vomitu nuper natis parvulisque salubri. Erlang.* Etwas übertrieben. XXXII. *Wever diss. de alcali volatili. Erlang.* Gute Untersuchung und Zusammenstellung der chemischen Eigenschaften und Arzneykräfte dieses Mittels, wie es scheint aber aus einer fremden Feder. XXXIII. *Wlokka de materia vegetabil. nutritia. Erlang.* Die 2 ersten Kapitel sind historischen Inhalts und nur das dritte enthält eigne Gedanken des Vf. XXXIV. *Hoppe enumeratio insector. elytratorum, circa Erlangam indigenarum, observationibus iconibusque illustrata. Erlang.* Gehört nicht in diese Sammlung. XXXV. *Lang theses medicae, quas defendet Erlang.* Wozu hier die Aufstellung solcher Thesen, die nur momentanen Zweck haben, nämlich Stoff zum Disputiren und Sophistisiren zu geben, und die der Vf. gemeiniglich selbst nicht für wahr hält, z. B. Brechmittel sind in allen Krankheiten die besten Mittel. XXXVI. *Ferg de scorbuto navigantium. Erlang.* Gute Beschreibung nach eignen Beobachtungen und mit Vergleichung der Beobachtungen und Meynungen Andrer. XXXVII. *Sonnenberg de gastricae methodi necessitate et usu. Jen.* Unter

ter den Ursachen, warum gastrische Krankheiten jetzt so häufig sind, hat der Vf. den Glauben an ihre Allgegenwart und den Misbrauch der antigastrischen Methode ausgelassen. — Dass Hr. Dr. *Sachse* einem Auszuge gewöhnliche Krankheitsgeschichten mit gewöhnlichen Recepten beyfügt, ist nicht zweckmässig. XXXVIII. *Bloedau de glossitide, ramula, glössanthrace. Jen.* Die bey der Fröschleingeschwulst vom Dr. *Sachse* hinzugefügte Literatur ist noch ziemlich unvollständig. XXXIX. *Europaeus de scorbuto. Jen.* Auch Hr. E. spricht aus vieljähriger Erfahrung und verlacht „*Brown's* Wahnsinn und *Weikard's* Träume." Die meisten Symptome, wenigstens der ersten Stadien, sollen sich aus Zähigkeit der Säfte herleiten lassen, und das Blut fand er dick, schwarz und zähe. Bey Geschwüren, die die China und andre wirksame Mittel verspotteten, wand er mit grossen Nutzen die Blätter der *Nymphaea alba an*, deren Gebrauch er von einem Empiriker lernte. XL. *Mickwitz de usu belladonnae in morsu canis rabidi. Jen.* 5 glückliche Beobachtungen von ihren Nutzen, zugleich waren aber die gewiss das Meiste wirkenden topischen Mittel zeitig angewandt. Bey Einem wurde die Wunde erst am 2ten Tage verbunden, und bey ihm wollte man einige Spuren der herannahenden Wasserscheu bemerkt haben, aber freylich was man erwartet, bemerkt man leicht. XLI. *Gröninger cogitata quaedam de vi vitali. Jen.* erlaubt keinen kürzern Auszug. XLII. *J. G. Bremser de calce antimonii Hoffmanni cum sulfure. Jen.* Untersuchung dieses in Mainz gebräuchlichen Geheimmittels zeigte, dass es aus Kalk, Schwefel und Spiessglas bestehe und, der theils mit Kohlentheils mit Schwefelsäure verbundne Kalk den grössten Theil ausmache. Weil sich von diesem Mittel nur sehr wenig auflöste, hat es Hr. B. verbessert, wie es in der Diss. selbst nachgelesen werden muss. 1 Quent wird mit 5 Pfund Wasser bis auf 4 Pfund eingekocht und diese Portion täglich getrunken. Es bewiess sich dem Vf. gegen hartnäckige Ausschläge sehr wirksam und Hr. Bz. wand es bey der Gicht mit ganz vorzüglichem Nutzen an. Es bewirkte hauptsächlich starken Schweiss, der den Geruch der Arzney hatte und die Wäsche stark färbte. XLIII. *Bartholomaeus cogitata quaedam de usu ulcerum artificialium in phthisi pulmonali. Jen.* Bey aller Trefflichkeit dieses Mittels beweisen die angeführte Beobachtung nichts dafür, da kein Grund angegeben ist, weswegen man die Krankheit nicht blos für durch Pleuritis entstandne Brustfistel mit Rippenfrass ohne Lungeneiterung halten sollte. XLIV. *Kranel de signis cancri uteri observationibus illustratis. Jen.* Eine schätzbare kleine Schrift über diese noch lange nicht gehörig untersuchte fürchterliche Krankheit. Angehängt sind 2 merkwürdige Krankheitsfälle, wovon der eine glücklich ablief. — XLV. *Wegscheider de haemorrhoidibus. Helmst.* Weder besonders gut zusammengestellt, noch etwas Neues enthaltend, also entbehrlich.

PHYSIK.

BERLIN, b. Felisch: *Pharmaceutisch - chemische Abhandlung über die Natur der Pflanzensäuren und die Modificationen denen sie unterworfen sind.* Nebst einer chemischen Untersuchung der Winter- und Sommereiche, von *D. Joh. Gottfr. Hempel.* 1794. 176 S. 8.

Den preussischen Medicinalgesetzen gemäss, müssen diejenigen Personen, welche zum Besitz einer Apotheke, in Haupt- und einigen andern grössern Städten, gelangen, ausser dem eigentlichen Examen, auch noch einen sogenannten Cursus machen; welcher darinn besteht, über ein Paar aufgegebene Themata, in der Hofapotheke zu Berlin chemisch-pharmaceutische Ausarbeitungen zu machen, und dann darüber eine öffentliche Vorlesung zu halten. Dieses ist, dem Vorbericht zufolge, die Veranlassung zur gegenwärtigen Schrift. — Die erste Abhandlung, welche die Pflanzensäuren zum Gegenstande hat, enthält das hieher gehörige Bekannte, mit den Erklärungen sowohl nach dem phlogistischen, als nach dem diesem entgegengesetzten neuen System. Hin und wieder scheint doch der Vf. die antiphlogistische Theorieen nicht klar genug gefasst zu haben. So sagt er z. B. S. 27. bey Erklärung der Gährung: „wenn ein zuckerartiger Körper, mit Wasser verdünnt, einer gelinden Wärme ausgesetzt wird, so „geschieht die Trennung seiner Bestandtheile, und „vorzüglich des *Säurestoffs*, der sich denn aber gleich „zum Theil mit einem Theile Kohlenstoff inniger, „wie zuvor, verbindet, und durch die Vereinigung „mit der *Kohlensäure*, — soll ohne Zweifel *Wärmestoff* heissen, — Luftsäure erzeuget." Nicht aus den getrennten Bestandtheilen des gährenden Körpers, sondern aus der diese umgebenden Atmosphäre, leiten die Neuern den zur Bildung der Kohlensäure benöthigten Sauerstoff her. — In der zweyten Abhandlung theilt der Vf. zuerst eine kurze medicinische Geschichte der Eichentheile mit, und geht dann zu deren Pharmaceutischen Bearbeitung über; in welcher er sich hauptsächlich auf die Untersuchung der extractiven Theile, und deren Menge, im Holze, in der Rinde, in den Blättern und in der Frucht von beiderley Eichen beschränkt. Die Wintereiche hatte doch durchgehends mehr Extract geliefert, als die Sommereiche. Bemerkenswerth ist die, bey Scheidung der Extractmasse durch Aether, statt habende Erscheinung eines fetten Oels.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 1. Julius 1797.

OEKONOMIE.

Wien, b. Blumauer: *Ueber Tokays Weinbau, dessen Fechsung und Gährung*, von *Johann Dercsenes von Dercsen*, der Gerichtstafeln des Zempliner und Bergher Comitates Assessor, und des erstern Physicus Ordinarius. Mit geognostischen Beylagen. 1796. 111 S. 8.

Der Zempliner Comitat, in Rücksicht der Grösse und Bevölkerung der 5te im Ungrischen Reiche, nach einer dem Rec. zugekommenen Berechnung, nicht viel kleiner als das Markgrafthum Mähren, doch aber nur mit 230000 Menschen bevölkert, das wärmste zum Weinbau nöthige Klima mit aller Rauhigkeit Karpatischer Gegenden in der sogenannten *Kraina* vereinigend, in einem einzigen von seinen 6 Bezirken, im Hegyallyaer Bezirk 741 adliche Familien enthaltend, bietet dem Forscher jeder Art das weiteste und zwar meist noch unbebaute Feld an. Wie wenig hat man z. E. noch Nachrichten über den Tokayer-Weinbau, und das dasige Gebürge! In den *Meletematibus Thorunensibus* von Jänich, in den Anzeigen aus den K. K. Erblanden, in dem 1790 zu Wien erschienenen Werke des Hn. Doctors Fugger über den Tokayer Weinbau, in den zu Pest periodisch hervorgesprossten aber nun schon verblühten monatlichen Blüthen, und in der Fichtelischen Reise in und auf die Karpathen findet sich so manche schätzbare Nachricht von diesem Gegenstand zerstreut, aber etwas Ganzes hat noch niemand geliefert. Der Arbeit solcher Art giebt es in Ungern viel, der Arbeiter noch wenig: warum sollte man auch diese wenigen durch unbillige Beurtheilungen zurückschrecken? Auch das vorliegende Werkchen kann nur für ein Bruchstück gelten; es hat selbst in Rücksicht der richtigen Schreibart auffallende Mängel, und wird geübten Chemikern und Mineralogen schwerlich Genüge leisten: aber man muss es doch mit Dank annehmen, und das Verdienst des Vf. anerkennen, der sich vor so vielen seiner Amtsbrüder durch Forschung in den Reichen der Natur, und durch technologische Benutzung der verschiedenen Producte auszeichnet. Er ists, der den Gedanken gefasst hat, zu Tokay in zweyen der dasigen Klöster, die ihm vom Religionsfond zugesagt worden sind, eine Fabrike von Grünspan mit Unterstützung von Actionären anzulegen, wozu in Ungern die Materialien, nehmlich Kupfer und Weintrester so leicht zu haben sind. Er wars, der neulich im Bergher Comitate einen Alaunstein entdeckte, der bey kleinern Versuchen durch Brennen und übrige Zubereitung einen dem Römischen ganz gleichkommenden rothen Alaun geliefert hat. Er ists endlich, der auch den ächten oder dem ächten sehr ähnlichen Meerschaum in Bergher alten Stollen auffand, und Hofnung machte, denselben im Grossen zu benutzen. Nun zum Inhalt seines Buchs.

1) *Erklärung einiger in der Abhandlung vorkommenden chemischen Namen, für Leser, denen Scheidekunst fremde ist.* Da der Vf. selbst ein Neuling in der neuern Chemie und Mineralogie ist, und nur durch Privatstudium und Umgang oder Briefwechsel mit Estner, dem Portugiesischen reisenden Mineralogen da Camara, einem Dänen u. s. w. sich mit der neueren wissenschaftlichen Sprache und Theorie in diesen Fächern bekannt gemacht hat, so wird man hier nichts vollständiges und vollkommenes, aber doch die Absicht antreffen, auch die Ungrischen Gelehrten auf die neuern Fortschritte beider Wissenschaften aufmerksam zu machen.

2) *Bemühungen verschiedener Nationen, ihre Weine zu verbessern, im Vergleich mit der Behandlung des Weins im Tokayer Weingebirge und merkwürdige Veranlassung der gegenwärtigen Abhandlung.* Diese hier erwähnte Veranlassung bestand darin, dass 1795 in den Kameral-Weinkellern zu Tokay und Tarzal 500 Anthale Wein verdorben und zu Essig geworden sind: so dass diejenigen Anthale, welche zum Gebrauch des Hofes nach Wien verlangt wurden, ohngeachtet der vortreflichen Lage der Kameral-Weingärten und der guten Keller, welche den K. K. Weinen den Vorzug geben sollten, von Privatleuten und namentlich von Hn. Adam von Stickmaes zu Toltsva erkauft werden mussten. Ein guter Kameralist würde die Ursache hievon bloss in der Nachlässigkeit der vielen und gut besoldeten Kameralbeamten suchen, und nur einen neuen Grund darin sehen, warum es rathsamer wäre, die eigne Verwaltung der Kammergüter und das ganze Heer der Beamten aufzuheben, und in eine wohlgeordnete Verpachtung zu verwandeln. Hr. v. D. hingegen betrachtet diess Ereigniss aus dem physischen Gesichtspunkt. Er führt hier zuerst die ungekünstelte Bereitung des Tokayer Weins im Vergleich mit Künsteleyen andrer Nationen auf, und giebt auch die Methoden an, wie Hoffmann und Faudel künstlichen Tokayer Wein bereiten wollen.

3) *Die vorzüglichsten Tokayer Traubensorten kurz botanisch beschrieben.* Sehr kurz sind hier 9 Sorten von Trauben berührt, die sich vorzüglich im Tokayer Gebirge finden.

4) *Einige Thatsachen, Versuche und Erfahrungen.* Hier zählt der Vf. 12 Jahre 1783 — 1795 her,

beschreibt die Witterung, die Beschaffenheit der Trauben in der Lese und die verschiedene Güte des Weins, je nachdem er unter diesen, oder andern Umständen gelesen, gekeltert, und mit Trockenbeeren angemacht worden, mit steter Anwendung der neuern chemischen Grundsätze. Der Vf. scheint nicht die Gabe zu haben, diese Grundsatze so populär vorzutragen, dass sein Buch wirklich von grossem Nutzen bey seinen in der Chemie ungeübten Landsleuten seyn könnte; auch dürften wohl die neuern Chemiker selbst mit der Art der Anwendung dieser Grundsätze nicht immer zufrieden seyn; doch bleiben seine Erfahrungen immer schätzbar.

5) *Chemische Pflanzenzerlegung und Weinbestandtheile*; nicht nur nach den Grundsätzen, sondern auch mit den oft verschiedenen Worten verschiedener neuer Chemiker. Eben diess gilt vom folgenden Abschnitt.

6) Von der Gährung, und besonders der Weingährung und Folgerungen hieraus, besonders auch Behandlung des Weins in Kellern. Die verschiedenen Bemerkungen hierüber sind ohne Ordnung durch einander geworfen; einige darunter sind mehr oder weniger praktisch. So z. E. sagt der Vf. S. 60: Seitdem ich des Hrn. Lowitz Kohlenversuche kenne; so sind meine Weinfässer immer von innen verkohlt, und das bey diesen vom Rauche zurückbleibende empyreumatische Oel durch wiederholt eingegossenes siedendes Wasser ausgewaschen. Geschwindere klärere Reinheit des Weins sind mit eine Eigenschaft dieser Fässer. — Erst S. 70 kommt der Vf. auf diese nämliche Materie zurück, und giebt zur Ursache der Schädlichkeit unausgebrannter eichener Fässer (ein Tokayer Weinfass enthält 180, ein Anthal 90 Wiener Halben) an, die im Eichenholz befindliche Gallapfel- und Holzsäure, die durch Beytritt von mehrerem Oxygen, wie alle andere Pflanzensäuren, in Essigsäuren übergehe, wobey er jedoch bemerkt: dass die goldgelbe Farbe des Tokayer Weins vom Färbestoff der eichenen Fässer herzuleiten sey. Sollten wohl die inwendig verkohlten Fässer nicht eine sehr widrige Wirkung auf die Farbe des Weins äussern? Wahrlich Theoretiker sollten eben so sparsam als vorsichtig und überzeugend, unter gründlicher Widerlegung aller Einwürfe mit Neuerungsvorschlägen hervortreten, um nicht den ohnehin auf die Theorie nicht viel haltenden Praktikern, dieselbe ganz zu verleiden.

7) *Von der sauren und faulen Gährung.* 8) *Abstractionen.* Auch sehr viel durch einander geworfenes hierüber. Der Vf. heisst ein Weinlager in freyerer Luft im warmen Zimmer eine Essigfabrik, empfiehlt also besonders das feste Verspunten des älter gewordenen Weins und die Reinlichkeit in den um den Spunt gewickelten Leintüchern. Dass hier der Hauptfehler von den k. k. Kameral-Weinbeamten begangen worden, lässt sich beyläufig aus den Wendungen des Vf. entnehmen. — Um dem Vf. mehr systematische Verbindung und Zusammenstellung seiner Ideen mit Ueberzeugung zu empfehlen, wollen wir ihn fragen, wie folgende Stelle S. 92 zu dem, was bey der Zahl 6) aus seinem Buche ausgezogen worden, passt: „Thiere, Pflanzen, ihre Kohle, alkalische, saure Salze „Erden, gewisse Metalle und ähnliche Basen, und da „die Kohle sich nach Hn. Lavoisier ganz von Sauerstoff zu Kohlen gesäuertem Gaz auflösen lässt, auch „nur gleichartige Körper sich einander auflösen (?); so „scheint die Kohle bloss anders modificirter Sauerstoff zu seyn." Der Vf. schliesst mit dem Versprechen, weitläuftiger zu beschreiben, was für Producte auch ausser dem Wein und Ausbruche vom Tokayer Weingebirge ausgeliefert werden könnten: als z. E. Grünspan, der beste Essig, Tokayer-Franz-Brandwein u. s. w.

Geognostische Beylagen. Der Vf., ehedem ein Vulkanist, und auch in der Abhandlung selbst nach vulkanistischen Grundsätzen sprechend, ändert auf einmal, vom Hn. da Camara bekehrt, seine Sprache und liefert hier einen Aufsatz, der das Tokayer Gebirge im Texte in der vulkanischen, in Noten aber nach neptunischer Manier beschreibt. So viel ist gewiss, dass das Karpathische, und sein Ablauf das Tokayer Gebirge die schönsten Erfahrungen zur Berichtigung der Gebirgslehre anbieten. Rec. kann, ohne sich in den Streit tiefer einzulassen, sich nicht enthalten, bey dem Tokayer Wein, an die wohl auch durch innere Berghitze gezeitigten Lacrymae Christi am Abhang des Vesuvs, zu denken und zu bemerken, dass sich auch hier Pechstein, Obsidian, Opal, die den Verglasungen ähnlich sehen, und zwischen den Bäumen des Thals, Aranyos säulenförmig hervorragende Basalttrümmer finden.

Düsseldorf, b. Dänzer: *Handbuch für Förster und Forstliebhaber.* Zwey Theile, nebst Register. 1794. 304 S. (16 gr.)

Der ungenannte Vf. hat dieses Buch bloss für die Jülich- und Bergenschen Lande geschrieben, in welchen, wie er sagt, die guten Forstbücher unter die vergrabenen Schätze gehören; da sie dem Förster, wenn von ihm einige Kenntniss der Geometrie, der Pflanzen, der Naturkunde und der übrigen Wissenschaften, welche einem *ausgemachten* Forstmann nöthig sind, verlangt werden, im ersten Augenblick schon verhasst sind. Einen Thaler, den er dafür bezahlen soll, sähe er, als die unnützeste Verwendung an. Diese Betrachtungen führten den Vf. auf den Gedanken, ob nicht ein ganz einfaches *Forstbüchelchen* willkommen seyn möchte, wenn es dabey nicht theuer wäre; und wirklich fasste er den Entschluss, ein Werkchen so gedrängt, kurz und wohlfeil, als möglich, *seinen Landsleuten* mitzutheilen. Nach diesem Plane soll es nur die ersten und nöthigsten Materien des Forstwesens enthalten, und es ist in zwey Theile oder vielmehr Hauptstücke abgetheilt. Der erste enthält die *Holzzucht*; der andere die *Holzsicherung*. Es heisst in der Vorrede: „Schriftsteller, welche „meine Vorgänger sind, werden ihre Lehrsätze hier „und dort benutzt finden, ich *lese* sie, wie die Biene „den Hönig zusammen, um dieselben nur *gemeinnützig* (für Jülich und Bergen) zu machen."

Ein

Ein wesentliches Verdienst hat dieses Buch um die Forst-Literatur, da es die in der Bergenschen Mundart üblichen Namen vieler deutschen Holzarten angiebt. Der *erste Theil* ist gut genug zusammen gesucht. Wir finden jedoch dabey zu erinnern, dass der Vf. überall den Saamen zu tief untergebracht, und die Pflanz-Stämme viel zu alt — bis in das 20te Jahr — verpflanzt haben will. Der *zweyte Theil* enthält: 1) Forstabschätzung. Der Vf. schreibt die unsichere Methode des Zusammenwerfens der Probemorgen vor. 2) Ueber die Schläge und Gehaue in allerley Laubhölzern, sowohl im Hochwald, als in Schlag-Kopf- und Buschhölzern. Recht gut und praktisch. Die Churfürstlich pfälzische Forstordnung für die Jülich- und Bergensche Länder wird bey den einschlagenden Stellen angeführt. 3) *Von den Nadelholzschlägen;* eine sehr kurz abgebrochene Rubrik worin nur etwas Weniges von den Kiefern Schlägen gesagt wird; welches meistens von der Fichte abgezogen ist, auf die Kiefer aber nur sehr wenig passt. 4) Von der Aufsicht über die Waldungen; nach Maassgabe der angeführten Forstordnung. Von dem Schaden, der von Menschen den Waldungen zugefügt wird. Von dem Schaden, der durch die Witterung und Krankheiten dem Holze; und von dem Schaden, der von dem Viehe and von den Insecten dem Walde geschieht. Von den Kennzeichen eines gesunden, und eines kranken Baumes. Endlich von dem Pfänden; Von dem Abschätzen (soll heissen taxiren oder würdigen) des *Maasenholzes* (Malterholzes) und des Bauholzes.

PHILOLOGIE.

ERLANGEN, auf Kosten des Vf.: *Versuch einer Magyarischen Sprachlehre* mit einiger Hinsicht auf die *Türkische* und andre *morgenländische Sprachen.* Zum Gebrauch seiner Vorlesungen entworfen von Paul *Beregszászi*, d. Phil. D. des K. Instituts der Mor. und schön Wiss. zu Erlangen ord. Mitgliede. 288 S. 8.

Dass die Ungern als ein asiatisches Volk, das zugleich lange Zeit neben Persien, und dann nahe bey den Chazaren und Cubaren wohnte, sich mit den letzteren vermischte, endlich auch im heutigen Ungern mit Türken als Freunden, Feinden und Oberherrn zu thun hatte, viel Asiatisches in Sitten und Sprachen haben müssen, gesteht jeder Historiker gern ein. Auch haben Philologen längst bemerkt, dass der Bau der morgenländischen und der ungrischen Sprache sich in *manchen* Stücken, Z. E. in den Suffixen, auffallend gleich kommt. Hr. B., jetzt zum Professor der Philosophie nach Saros-Patak bey dem dortigen reformirten Collegium bestimmt, kann billig für den ersten gelten, der diese Aehnlichkeit genauer untersucht, und festere Resultate, als die bisherigen waren, mit Hülfe einer allerdings seltenen orientalischen Sprachkunde aufstellt. Wir können ihn jedoch, so wie andre feurige Entdecker, nicht genug warnen, seine Entdeckung nicht zu übertreiben, und dadurch in den Rudbekianismus zu fallen. Wer erschrickt nicht zum voraus, wenn er hört: Hr. B. wolle in einem andern in 4to herausgegebenen Werke über die Aehnlichkeit der ungrischen Sprache mit den morgenländischen, von dem Nutzen der erstern in der Alttestamentlichen Exegese sprechen! oder wenn er S. 7. folgende Stelle in dieser Sprachlehre liest: „Es ist Schade, dass die Magyaren statt des für ihre Sprache nicht nur unbequemen, sondern auch unzulänglichen lateinischen Alphabets nicht lieber das Arabisch Persisch-Türkische, nachdem sie das ihrige aus Liebe zur neuen Religion im XI oder XII Jahrhundert abschafften — gewählt und angenommen haben." So glaubt also Hr. B. wirklich an eine ehemals vorhandene magyarische Schrift, während es bey bessern Geschichtsforschern so ziemlich gewiss ist, dass alles alte ungrische Schriftwesen bloss aus Kerbezeichen auf Stöcken (*Rovás* genannt) bestund? So will er ihnen auch noch die wenige Gemeinschaft mit westlichen Nationen durch ein orientalisches Alphabet rauben? Gewiss es giebt keine Sprache, die in einigen Worten und Ausdrücken, oder einigen Stücken ihrer Wortbildung und Fügung nicht mit einer andern Sprache zusammentrifft, ohne jedoch mit derselben einerley zu seyn. Der ehrliche Sprachforscher bemüht sich eben so sehr die Aehnlichkeit, als die Verschiedenheit mehrerer Sprachen zu zeigen: er vermeidet es, einzelnen Wörtern und Redensarten Zwang anzuthun, um sie seinem System anzupassen; er weiss, dass z. E. die persische und deutsche Sprache viele Wörter unter sich gemein haben, ohne dass man beide in Rücksicht ihres Ursprungs zu einer und derselben Quelle unmittelbar zurückführen dürfte. Wer wird es wohl Hn. B. glauben, dass das Wort *gyártó* entstanden sey aus dem persischen Kardan, machen? (49) das Wort *kettö*, aus *ket* und dem Persischen *do* zwey (S. 75.) nints oder nintsen aus dem persischen Kehitsch d. h. nichts (S. 144.) (da der Slave noch näher sein *nitsch* zur Ableitung anbietet.) Ferner S. 155. tegnap aus dem türkischen dün- (gestern) und nap oder Tag; holnap, morgen, aus dem türkischen Adverbium *hala* jetzt gleich, bald, und *nap*, Dergleichen Sachen benehmen auch dem, was in der Sache wirklich wahr seyn könnte, den Glauben. Mehrmals hat der Vf. eine Zusammentreffung ungrischer und hebräischer Wurzelwörter angemerkt, aber er hat letztere fast durchaus nur mit hebräischen Buchstaben drucken lassen, und dadurch den nichthebräischen Lesern die Gelegenheit entzogen, seine Vergleichungen zu beurtheilen.

Was diese Sprachlehre bloss als solche anbelangt, so wäre sie allerdings vollständiger geworden, wenn der Vf. die zu Wien gedruckte Arbeit der Debrecziner Gesellschaft, d. h. meistens der dortigen reformirten Professoren gebraucht hätte. So z. E. hätte ihn das derselben angehängte Verzeichniss fremder in der ungrischen Sprache vorkommender Wörter belehrt: dass die Ungern sehr viel, ja weit mehr von Slaven als von Hebräern, Persern, Türken ge-

borgt haben, ohne darum zu den ersteren mehr als zu den letzteren zu gehören. Die Eintheilung der Wörter nach den Vocalen in 2 Classen (*a*, *o*, *u*, und *e*, *ö*, *ü*; das *i* gehört zu beiden) worauf allerdings in Rücksicht der Declination, Conjugation u. s. w. viel ankommt, ist nicht so neu, als der Vf. glaubt, und voll dieses Glaubens ευρηκα ευρηκα ausruft: Sie wurde in mehrern gedruckten und handschriftlichen Sprachlehren bemerkt, und fällt bey mittelmässigen Nachdenken jedem in die Augen. Der Vf. lobt die einfache innere Organisation der ungrischen Sprache: aber er beschenkt uns S. 26. mit einer Erfindung, wodurch sie sehr viel leiden würde, nämlich mit doppelten bisher gar nicht üblichen Accenten. Der Unger spricht kurz oder lang aus, wie der Lateiner, hierauf beruht das Wesen des Rhythmus in beiden Sprachen, die Länge ist nicht verschieden, und bisher immer durch den scharfen Accent (´) bezeichnet worden, Hr. B. will nun auch einen schweren, bisher unerhörten Accent (`) einführen, um dadurch, wie er sagt, einen etwas niedrigern Ton, als den, wovon der *acutus* ein Zeichen ist, zu bezeichnen, und so bey Wörtern von einerley Klang die verschiedene Bedeutung anzugeben. Allein im wirklichen Sprachgebrauch weiss man nicht, dass *tegy* fliege und *tegy* sey du in höherem oder niederen Tone auszusprechen sey: vielmehr kommen in jeder Sprache einerley Namen für verschiedene Sachen vor, welche jedoch durch die Redensarten selbst bestimmt, und ohne alle Accente bald von einander abgesondert werden. So z. E. klärt sichs bald im Reden auf, ob unter *Schimmel* ein Pferd, oder *mucus* zu verstehen sey. Wir wünschten, dass doch alle neue Grammatiker sich begnügten, blos den Genius der Sprache, wie er nun einmahl ist, zu erforschen und zu erklären, ohne ihre eigene Grübeleyen anstatt desselben zu verkaufen, oder durch Neuerungen, wobey kein allgemeiner Beyfall zu hoffen steht, Spaltungen, und selbst den Liebhabern der Sprache Ekel vor derselben zu verursachen. Den Schriftstellern, nicht den Grammatikern, kommt es zu, das Alte nach und nach, ohne Regeln vorzuschreiben, im Wege des Beyspiels und der Ueberzeugung zu ändern. S. 50. bringt der Vf. eine ganz falsche Erklärung von den Personen - Namen, die sich in *i* endigen, bey. Er meynt: *Esterházi* bedeute den Herrn von Esterház, *Alvintzi* den von Alvintz. Sehr falsch, und zugleich unhistorisch, und unconstitutionell. Die ungrische Sprache hat kein solches Eigenthumsrecht, sondern blos die Abkunft eines Mannes von einem Orte dadurch andeuten wollen: und es soll also heissen: der von Esterház, der von Alvintz hergekommene: wozu der Hauptbeweis dieses ist, dass auch viele Unadeliche ihre Namen in *i* nach Ortsnamen endigen, und kein Ort, keine Freystadt in Ungern ist, die nicht zu solch einem Namen Gelegenheit gegeben hätte. Billige Rücksicht auf Kürze und auf ausländische Leser hindern den ungrischen Rec. mehr hinzuzusetzen, immer bleibt diese auch von einer Syntax und einem kleinen Wörterbuche begleitete Grammatik ein Hauptbruchstück von den vielen, woraus künftig, wenn die Sprache selbst, und ihre Forscher mehr Bildung gewinnen, ein gutes Lehrgebäude errichtet werden kann.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *M. Tulli Ciceronis de Officiis Libri III.* Ad fidem optimarum editionum in usum germanicae iuventutis, studio sapientiae operam dantis, denuo edidit Dr. *Michael Feder.* 1796. XII u. 220 S. 8.

Der Text dieser Handausgabe ist grösstentheils nach Ernesti's Recension abgedruckt, nicht selten mit berichtigter Interpunction. Neue Verbesserungsvorschläge hat Rec. nicht bemerkt: nur die von Heusinger sind zuweilen in den Text gerückt, oder unter demselben angegeben worden. Dafür hat Hr. *F.* die Kapitel in kürzere Abtheilungen gebracht, und diese mit Summarien versehen. Ohne Zweifel eine sehr zweckmässige Erleichterung des Lesens für den Anfänger, der noch allzu sehr beschäftiget mit einzelnen Worten, Redensarten und Wendungen, längere Ideenreihen schwerer auffasst und mühsamer verfolgt! Die unter dem Texte befindlichen Noten sind kurz, sparsam angebracht, überhaupt von keinem Belang. Sie erklären entweder einzelne Worte durch gewöhnlichere Synonymen, oder sie drücken den Sinn ganzer Stellen nach der Garvischen Uebersetzung aus, welche Hr. *F.* stillschweigend benutzt hat. Ueber schwierige Stellen, die aus der Geschichte oder Philosophie erläutert werden müssen, mochte der Herausg. sich nicht verbreiten, *ut* (wie er in seinem Latein sagt) *magistri audiendi necessitas in adolescentibus relinqueretur.* Rec. zweifelt nicht, dass diese Ausgabe ihren Zweck erreichen und den Schulen, für die sie zunächst bestimmt ist, nützlich seyn wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Hannover*, b. Hahn: *Unerwartete Hülfe*, ein Schauspiel in einem Aufzug von *W. Ehlert*, Schauspieler. 1796. 62 S. 8. (3 gr.) Ein wohlthätiger Kaufmann wird *unerwartet* durch einen Bankerott eines andern zum Bettler, und das in einem Zeitpunkt, wo er gerade Geld bedarf, um seinem verschwendenden Sohne damit auszuhelfen. Eigennützige Freunde schlagen ihm allen Beystand ab, er geht in einen Wald, um sich zu erschiessen, und findet da einen Einsiedler, einen ganz fremden Menschen, dessen Schicksale auch der Leser weiter nicht erfährt, der ihm aber einen Beutel mit dreytausend Louisd'or schenkt: Ja wohl eine *unerwartete Hülfe!* Ein Monolog von drey Blättern über Schlaf und Morgenstunde, seitenlange Ermahnungen an den Sohn, und ein Selbstgespräch des Einsiedlers von drey Seiten müssen diese wenigen Bogen füllen helfen. Oft deklamiren die Personen des Vfs. in folgenden Tone: „Meine Tugend sey nicht mehr, wie eine „Morgenwolke, oder wie der frühe Thau, die bald verschwin„den; sie sey gleich der Sonne, die meinen ganzen Lebenstag „erleuchten; und jeden guten Vorsatz zu guten Thaten in „mir aufblühen und reifen lasse!" Ein andermal stösst man auf *Hundeseelen*, auf einen *Concursfex* u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 3. Julius 1797.

GESCHICHTE.

London, b. Strahan u. Cadell: *Private Memoirs relative to the last Year of the Reign of Lewis the Sixteenth;* by *Ant. Fr. Bertrand de Moleville*, Minister of State at that time. 3 Volumes. 1797. Vol. I. 418 S. Vol. II. 418 S. Vol. III. 446 S. 8. (Mit 5 sehr wohlgerathnen Bildnissen, *Ludwig des XVI*, der *Königin Marie Antoinette*, der *Prinzessin Elisabeth*, des *Dauphins* und der jetzt noch lebenden *Töchter Ludwig des XVI.*)

Der Vf. dieses, für die neuste Geschichte wichtigen Buches, (davon das französische Original, vermuthlich nach einem mit dem englischen Verleger getroffnen Abkommen, nicht im Drucke erschienen ist,) war vom October 1791 bis zum März 1792 *Minister des Seewesens*, und von der Zeit seiner Resignation an bis zur gänzlichen Auflösung der monarchischen Verfassung in Frankreich, einer der Vertrauten des unglücklichen Königs, den das Schicksal auserkohren hatte, der Zeuge und das Opfer dieser grossen Begebenheit zu seyn. Er befand sich also in einer vortheilhaften Lage, um nicht allein Beobachtungen über die äussere Gestalt der Dinge, sondern auch über die verborgnern Gründe mancher wichtigen Erscheinung, in einem Zeitraum, wo fast jeder Tag die Geschichte mit irgend einem grossen Factum bereicherte, anzustellen; und, was er sah, hat er uns in diesen Memoiren geliefert. Auf seiner Erzählung ruht im Ganzen — denn wer könnte in einem so reichen und so beweglichen Gemälde jeden Zug verbürgen! — das Gepräge der Wahrheit. Er spricht von den Mitteln, welche der Hof anwendete, um mit den Ungewittern, die ihn umringten, zu kämpfen, oder sich ihnen zu entziehen, mit einer Offenheit, Leichtigkeit und Naivetät, worinn man durchaus weder den Charakter eines schlauen, noch eines leidenschaftlichen Advocaten findet, und von den Fehlern eines Monarchen, dessen gute und liebenswürdige Eigenschaften kein ungünstiger Schatten verdunkeln kann, weit mehr in dem Tone eines Geschichtschreibers als eines Lobredners. Noch in keiner bisher erschienenen Schrift findet sich eine so beträchtliche Anzahl authentischer, oder doch in hohem Grade zuverlässiger Materialien, um das Betragen *Ludwig des XVI* in jener kritischen Periode, und zugleich also eine der interessantsten Seiten seines Charakters zu beurtheilen, als in dieser.

Der Vf. ist nicht lange genug, und unter viel zu unruhigen Umständen, Minister gewesen, als dass er hätte zeigen können, ob er wirklich alle zur geschickten Verwaltung eines solchen Amtes erfoderliche Qualitäten besass. Einen hellen Blick und Gewandheit des Kopfes würde er gewiss zu jedem Geschäft gebracht haben; aber wo es auf Gründlichkeit oder gar auf tiefsinniges Nachdenken ankam, da würde er wahrscheinlich zurückgeblieben seyn. Seine eigentlich politischen Räsonnements sind ohne Ausnahme seicht und flüchtig; auch hat er das Ganze der Revolution nie aus einem grossen und umfassenden, folglich nie aus einem richtigen, Gesichtspunkte betrachtet. Sein Buch beschreibt eine eingeschränkte Sphäre; aber es beschreibt sie gut. Der Stil ist, so viel sich von der (unter seinen Augen veranstalteten) englischen Uebersetzung auf das Original schliessen lässt, klar, einfach und anspruchslos.

Wir glauben den Lesern der A. L. Z. keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir einige der merkwürdigsten Thatsachen, welche diese ausserhalb England fast noch gar nicht bekannt gewordnen Memoiren enthalten, mit Uebergehung vieler andrer von verhältnissmässig geringrer Bedeutung, hier ausziehen.

Erster Theil. Erstes Kapitel. Zustand des Reichs zur Zeit der Zusammenberufung der Stände. Charakter Ludwig des XVI. — Was der Vf. über die Vortheile, welche die Stände-Versammlung hätte stiften können, und über die bey ihrer Zusammenberufung begangne Fehler sagt, ist oberflächlich und unbedeutend. Den Glauben, dass die *alte Constitution* Frankreichs die Grundlage zu allem, was eine freye Verfassung nur gewähren kann, enthielt, wird man ihm als einem in den Parlamentsgrundsätzen erzognen, ehmaligen *Maître des requêtes*, allenfalls zu gute halten. Aber weniger verzeihlich ist die triviale Versicherung, die Verdoppelung der Anzahl der Deputirten des dritten Standes sey die Ursache alles Unglücks gewesen. Solche leere Formeln, die ein Ausgewanderter dem andern gedankenlos nachspricht, sollte ein Mann, der sich bey einigem Nachdenken gewiss von der Nichtigkeit derselben überzeugen würde, nicht wiederholen. Die Verdoppelung der Deputirten des dritten Standes war abgesondert betrachtet nichts: die Deliberation nach Köpfen aber, die der Vf. wahrscheinlich *im Sinne hatte*, war weit entfernt, „an und für sich die Quelle alles Unglücks zu seyn, vielmehr *das einzige Mittel zur Rettung*, wenn sie nämlich *von der Regierung* angeordnet, *zur rechten Zeit* und *mit den nöthigen Modificationen* bewilligt worden wäre. Dass die Regierung dies *unterliess*, und dass jene Form nun *auf einem ganz an-*

dern Wege eingeführt werden mufste: — das war das entscheidende Signal zu einer allgemeinen Revolution. — Weit beffer ift das, was der Vf. über den Charakter *Ludwig des XVI* fagt. Es war eine Bemerkung, die ihm der berühmte *Malesherbes* mittheilte, „dafs die gefühlvolle und zärtliche Gemüthsftimmung, welche einen Monarchen im Privatleben und in ruhigen Zeiten fo liebenswürdig macht, ihm in gefährlichen und unruhigen Lagen oft nachtheiliger wird, als felbft gewiffe Lafter es feyn könnten." Und fo, fetzt der Vf. hinzu, kann man in der That fagen, dafs alle Fehler des Königs ihren Grund in guten Eigenfchaften hatten. „Seine fchwache Seiten will ich nicht verhüllen. Ich werde in dem gegenwärtigen Buche mehr als eine Veranlaffung finden, über die Unentfchloffenheit diefes unglücklichen Fürften, über feine Abneigung kühne Maasregeln in dem Augenblicke, wo feine Rettung darin lag, zu ergreifen, über feinen Mangel an Energie, und befonders an *Vertrauen zu fich felbft*, — einer unentbehrlichen Eigenfchaft, wenn man den grofsen Haufen, der immer geneigt ift, denjenigen für mächtig zu halten, der mit Feftigkeit und Würde gebietet, beherrfchen will, — zu jammern." — An allen diefen Fehlern, folglich auch an allem Unglück, was daraus entftand, war aber, nach des Vfs. Verficherung, Niemand Schuld, als der Graf *Maurepas*, der in den erften Regierungsjahren *Ludwig des XVI* alles anwendete, die guten Eigenfchaften diefes Monarchen unbrauchbar zu machen, und der Blödigkeit und übertriebnen Befcheidenheit, die in feinem Charakter lag, beftändig Nahrung zu geben. Ihn fieht er daher als den erften Urheber der Revolution an.

Zweytes Kapitel. Minifterium des Erzbifchofs von Touloufe u. f. f. — Der Vf. hält es für einen der gröfsten Fehler, den der König je begangen hat, dafs er den Hn. *von Calonne* verabfchiedete, ehe er die Verfammlung der Notabeln entlaffen hatte. Er fällt über diefen Minifter (mit der Verficherung, dafs ihn feine perfönlichen Verhältniffe zu keinem Freunde deffelben gemacht haben würden) ein ganz andres, und ungleich vortheilhafteres Urtheil als ihm gewöhnlich zu Theile wird. Auch fagt er deutlich, dafs fich die Königin durch *Breteuils* Hafs gegen *Calonne* verleiten liefs, diefen zu ihrem gröfsten Schaden aufzuopfern. Die Unfähigkeit des Erzbifchofs von Touloufe leuchtete bald hervor; um die Fehler feiner Adminiftration zu bedecken, fann er das berüchtigte Project der *Cour pleniere* aus, welches die Parlamenter und die ganze Nation empörte. *Bertrand* war zu diefer Zeit Intendant von *Bretagne:* der Gouverneur diefer Provinz war der Graf *Thiard*, ein fanfter und liebenswürdiger, aber unwiffender und feinem Poften fchlechterdings nicht gewachsner Mann. Der fchwerfte Theil des mifslichen Gefchäftes, das Parlament von Bretagne mit den anftöfsigen Neuerungen bekannt zu machen, mufste alfo auf den Intendanten fallen.

Drittes, viertes, fünftes Kapitel. In diefen Kapiteln erzählt der Vf. die Gefchichte der Unruhen, welche die Nachricht von den Unternehmungen des Principalminifters in *Rennes* verurfachte, und die bekanntlich eins der erften Vorfpiele der grofsen Begebenheit waren. Da diefer Theil der Memoiren, obgleich manche intereffante Particularitäten darin vorkommen, die Hauptgefchichte der Revolution eigentlich nicht angeht; fo halten wir uns dabey nicht auf, und gehen zu den wichtigern Abfchnitten über.

Sechstes Kapitel. Am 9. Julius 1788 hatte der Vf. *Rennes* verlaffen: bis zum December diefes Jahres nährte er noch immer die Hoffnung zur Beruhigung feiner Provinz etwas Gutes in *Verfailles* zu ftiften: am 6. December übergab er feine Refignation auf den Intendantenpoften. — Nun richtete er feine ganze Aufmerkfamkeit auf die Eröffnung der Ständeverfammlung, und reichte im Monat Junius 1789 einen Plan ein, nach welchem der König ganz auf die alte Weife diefer Verfammlung, die gleich nachher dem Schickfal Frankreichs eine neue Wendung gab, einige Verbefferungen zufagen, einige Berechnungen vorlegen, und fie den folgenden Tag kurz und gut entlaffen follte. Diefer Plan fcheint keiner grofsen Aufmerkfamkeit gewürdigt worden zu feyn, und verdiente fie auch nicht. Er zeigt blofs, wie äufserft fehlerhaft Männer von Einfichten und Verftand damals noch die wahre Lage der Dinge beurtheilen konnten.

Siebentes Kapitel. Ueber Necker. Das beleidigende Motto:

> *Agioteur adroit, Miniftre fans moyen,*
> *De rien il fit de l'or, et d'un empire rien.*

verräth fchon, was in diefem Kapitel ungefähr zu fuchen ift. Die vornehmften Umftände des öffentlichen Lebens diefes Minifters werden hier, freylich nicht in die vortheilhafteften Gefichtspunkte geftellt, durchgegangen, und mit feinem Betragen beym Ausbruche der Revolution verglichen. Neue Thatfachen oder Anekdoten lernt man aus diefer Ueberficht nicht. Die einzige, welche der Vf. erzählt, und welche die übertriebne Empfindlichkeit *Necker's* gegen öffentlichen Tadel charakterifiren foll (dafs er fich nämlich, als ihm der Graf *Vaudreuil*, den er zum erftenmale fah, zufällig fagte, der Graf *Lauragais* habe ein Pamphlet wider ihn gefchrieben, fo fehr vergeffen hätte, auszurufen: *Warum mufs ich ein Minifter feyn! Wie glücklich wäre ich, wenn ich ihm einen Dolch ins Herz ftofsen könnte!*) ift von einer folchen Art, dafs fie, obgleich die Namen genennt find, nothwendig Zweifel gegen ihre unbedingte Wahrheit zurücklaffen mufs. — Die fchärffte Kritik fällt auf die Schritte, die er in Anfehung der Repräfentation des dritten Standes und der Declaration vom 23. Junius that. Sie kann dem, welchen fie trifft, nicht fehr fchmerzhaft feyn, weil fie hinlänglich beweifet, dafs der Urheber derfelben den Gegenftand viel zu wenig durchdacht hatte. — Dafs *Necker* noch *nach feiner Zurückkunft* (im Monat Julius 1789) das Schickfal der ganzen Nation in feiner Hand gehabt habe, ift eine Behauptung,

hauptung, gegen welche die Thatsachen laut genug sprechen. — Uebrigens ist das allgemeine Urtheil, welches der Vf. am Schlusse dieses Kapitels über *Necker* ausspricht, viel weniger hart, als man es nach dem Anfangs herrschenden Tone hätte erwarten sollen, und so gemässigt, dass es vielleicht der Wahrheit sehr nahe liegt. Der Vf. spricht von den Umständen, unter welchen dieser Minister im J. 1790 Frankreich verlassen musste, und fährt nun fort: „So traurig endete die ministerielle Laufbahn dieses ausserordentlichen Mannes, dessen Fehler Frankreich so theuer zu stehen gekommen sind. Ich sage seine *Fehler*, nicht seine *Verbrechen;* denn ob ich mir gleich den Vorwurf nicht machen darf, auch nur einen Augenblick das geringste günstige Vorurtheil für diesen Mann gehabt zu haben; so kenne ich ihn doch hinlänglich, *um fest überzeugt zu seyn*, dass er das böse, was er durch seine Maassregeln stiftete, *nie absichtlich that* und davon, dass er es stiftete, *nicht die geringste Ahndung hatte.* Ich tadle nur seine Eitelkeit, und seine ausschweifende Meynung von sich selbst. Er glaubte so fest der geschickteste Minister zu seyn, der je existirte, dass er es für eine Zurücksetzung gehalten haben würde, sich mit *Sully* und *Colbert* verglichen zu sehen. Er bildete sich ein, alle grossen Eigenschaften der grössten Minister, ohne die Fehler derselben in sich zu vereinigen. Dieses Vertrauen auf seine beyspiellosen Talente flösste ihm den Gedanken ein, Frankreich eine neue Constitution zu geben. Er war völlig überzeugt, dass die beste Constitution diejenige wäre, welche einem Minister, wie er, den ausgebreitetsten und daurendsten Einfluss sicherte u. s. f. — Ihm müssen die Unglücksfälle der Revolution vorzüglich zugerechnet werden; aber bloss seiner *Unfähigkeit* und *Eitelkeit*, nicht seinem bösen Willen. Ich bin eben so weit entfernt, mit *Necker's* Bewunderern zu glauben, dass er der grösste aller Minister war, als mit seinen Feinden, dass er es darauf angelegt hätte, die monarchische Verfassung, den Adel und die Geistlichkeit zu vernichten, weil er selbst aus einer Republik, aus dem Bürgerstande, und von protestantischen Aeltern abstammte. Die Nachwelt, die ihn ohne Vorurtheil beurtheilen kann, wird ihn für einen selbstsüchtigen, ehrgeizigen, und eiteln Mann, dessen Tugend noch mehr in Worten und äusserm Gepränge, als in der Realität lag, erklären, für einen Quacksalber in der Politik und in der Moral, der aber so ehrlich zu Werke ging, dass er allemal sich selbst zuerst durch seine Quacksalberey täuschte. — Funfzig Jahre früher würde seine Administration dem Lande eben so wenig nachtheilig geworden seyn, als es Mesmer's Magnetismus Leuten von Verstand und Grundsätzen werden konnte."

Achtes Kapitel. Der Vf. scheint in der ersten Periode der Revolution ein ganz ruhiger Beobachter gewesen zu seyn: die Sparsamkeit seiner Bemerkungen über diese Periode erregt sogar den Verdacht, dass er den grossen Begebenheiten derselben nicht einmal die angestrengte Aufmerksamkeit, die man von einem Manne in seiner Lage fodern konnte, widmete. — Im May 1791 liess ihm der König, als *Fleurieu* aus dem Ministerium trat, das Departement der Marine anbieten: er schlug es aus, weil ihm seine Collegen nicht gefielen, und wünschte sich zeitig genug zu diesem Entschlusse Glück, da er ihn der peinlichen Situation überhob, in welche ihn die bald darauf erfolgte Flucht des Königes geworfen haben würde. — Er stand schon zu dieser Zeit in genauer Verbindung mit dem Minister *Montmorin*, dessen Charakter er hier so treu, als er vielleicht noch nie vor dem Publicum aufgestellt worden ist, schildert. „Man hat es diesem Minister," sagt er, „zum Vorwurfe gemacht, dass er mit verschiednen Mitgliedern *der linken Seite*, in einer verdächtigen Vertraulichkeit lebte. Aber gerade diesen Umstand habe ich von jeher für einen der stärksten Beweise seiner grossen Ergebenheit gegen den König gehalten. Ich weiss, dass er die Meynungen dieser Deputirten verabscheute, dass er ihren Charakter verachtete, und dass er sich aus keiner andern Ursach, als um ihren Gesinnungen eine günstige Richtung zu geben, mit ihnen in Verbindung setzte. Der König billigte dieses schwache und schwankende Verfahren, weil er auf Massregeln dieser Art *ein zu grosses Vertrauen* setzte. Sie konnten vielleicht hier und da einen unbedeutenden Vortheil stiften; aber *Montmorin* erkaufte diesen Vortheil durch die Meynung von seiner Denkungsart, die er im Publicum rege machte, zu theuer. Natürlich musste das Betragen des Ministers einem jeden zweydeutig, wo nicht gar verrätherisch, erscheinen; der es nicht wusste, in welchem Grade er an dem Könige hing, und dass er diesem Monarchen, da er ihm einmal durch Muth und Festigkeit, die ihm selbst mangelten, nicht dienen konnte, wenigstens auf jede Art und Weise, die mit seiner Schwäche vereinbar war, beystehen wollte. Wäre *Montmorin* in ruhigern Zeiten, oder in Gesellschaft mit Männern von fester Denkungsart und Stärke der Seele, Minister geworden; so würden die schlimmen Wirkungen seiner Schüchternheit, durch seine ausgebreiteten Kenntnisse, seinen richtigen und scharfen Verstand und seine geprüfte Redlichkeit reichlich ausgeglichen worden seyn."

Neuntes Kapitel. Am 25ten September 1791 liess der König dem Vf. abermals, durch *Montmorin*, das Ministerium der Marine anbieten. Er weigerte sich eine Zeitlang. Der König schrieb selbst an ihn. Er entschuldigte sich von neuem. Endlich sagte der König zu *Montmorin*: „Fragen Sie doch den Hn. *Bertrand*, wo ich meine Minister hernehmen, und *was aus mir werden soll*, wenn Männer, wie Er, die sich für meine Freunde ausgeben, *mich verlassen?*" Diese rührende Aeusserung bestimmte *B.* augenblicklich. Am 1sten October wurde er zum erstenmale beym Könige eingeführt. Er beschreibt diese Zusammenkunft so einfach und freymüthig, dass man seiner Erzählung Glauben beymessen muss. Er bat den König, ihm seine Gesinnungen über die *neue Constitution*, und den Plan, den er zu befolgen gedächte, zu eröffnen. *Ludwig XVI.* gab ihm folgende merkwürdige Antwort:

wort: „Ihr Verlangen ist billig. Hören Sie also, was ich hierüber denke: Ich bin weit entfernt, diese Constitution für ein Meisterstück zu halten. Ich glaube, dass sie grosse Fehler hat, und dass vielleicht manche dieser Fehler hätten verbessert werden können, wenn es mir erlaubt gewesen wäre, meine Bemerkungen darüber zu machen. Davon ist aber jetzt nicht mehr die Rede. Ich habe geschworen, die Constitution, so wie sie einmal ist, aufrecht zu halten, *und ich bin entschlossen, so wie es meine Pflicht fodert, diesem Eide treu zu bleiben*; überdies bin ich überzeugt, dass eine genaue Beobachtung der Constitution das beste Mittel ist, die Nation damit bekannt zu machen, und die Veränderungen zu bezeichnen, die zweckmäsig seyn möchten. *Ich habe keinen andern Plan, und kann keinen andern Plan haben, als diesen. Ich werde gewiss nicht davon abgehen, und es ist mein Wunsch, dass auch meine Minister denselben beobachten sollen.*" — Hierauf ging *Bertrand* einen Schritt weiter, und fragte, ob dies auch die Gesinnung der Königinn sey. „Vollkommen," antwortete ihm der König, „Sie wird es Ihnen selbst bestätigen." Gleich nachher wurde er ins Zimmer der Königinn geführt, die ihn, nach einigen gütigen Aeusserungen über seinen Entschluss, folgendermasen anredete: „Der König hat Ihnen seine Gesinnungen eröffnet. Glauben Sie nicht, dass *der Plan, seinem Eide treu zu bleiben der einzige ist, den er sich zur Richtschnur nehmen kann?*" B. bejahte die Frage. „Nun," fuhr die Königin fort, „seyn Sie versichert, dass nichts uns in der Ausführung unseres Vorhabens stören soll. Wohlan! Fassen Sie Muth! Mit Geduld, Standhaftigkeit und Beharrlichkeit werden Sie vielleicht finden, *dass noch nicht alles verloren ist.*"

Zehntes Kapitel. Wir übergehen in diesem und den folgenden Kapiteln, das, was die Departementsverwaltung des Vfs. und seine Verhältnisse mit der National-Versammlung betrifft, da diese Gegenstände ohnehin schon bekannter sind, und zeichnen nur solche Anekdoten aus, die wirklich zur geheimen Geschichte dieses Zeitraumes gehören. — Als es entschieden war, dass der Minister *Montmorin* das Departement der auswärtigen Angelegenheiten niederlegte, kostete es nicht wenig Mühe, ihm einen Nachfolger zu schaffen. *De Moustier*, damals Gesandter in Berlin, wurde zu diesem Posten bestimmt; aber die herrschenden Mitglieder der Legislatur erklärten sich so heftig wider ihn, dass man dieses Vorhaben aufgeben musste. Nun fiel die Wahl auf den Grafen von *Segur*, der sie auch annahm, zum Unglück aber gerade an dem Tage vor dem, der zu seiner Einführung ins Ministerium bestimmt war, die gesetzgebende Versammlung besuchte, dort einer äusserst anstössigen Scene, wovon der Krieges-Minister *Duportail* das Opfer war, beywohnte, und dadurch so empört wurde, dass er seinem Entschlusse zur Stelle wieder entsagte. Hierauf erging der Ruf nach *Montmorin's* Vorschlage, an *Barthelemy*, damals Gesandten am Londner Hofe; auch dieser schlug ihn aus, und der König sah sich endlich genöthiget, dem unglücklichen *Lessart*, der bis dahin Minister des Innern gewesen war, die auswärtigen Angelegenheiten zu übertragen. — Die Stelle des Kriegs-Ministers wurde zu eben der Zeit durch *Duportail's* Resignation erlediget, und *Louis Narbonne* wurde zu diesem Posten in Vorschlag gebracht. Der König hegte eine entschiedne Abneigung gegen diesen Mann: aber die Freunde desselben hatten den Siegelbewahrer (*Duport du Tertre*) und den Minister *Lessart*, zuletzt selbst *Montmorin* so sehr für *Narbonne* eingenommen, dass der König endlich weichen musste. Die Schilderung, die der Vf. von diesem Minister entwirft, ist nicht die vortheilhafteste. Er strebte nach Popularität, und suchte sie um jeden Preis zu erlangen; doch war es nicht, Lust zu schaden, sondern nur Eitelkeit und Leichtsinn, wodurch er schadete. Als er seines Sieges schon gewiss zu seyn glaubte, „verlangte er, durch seine natürliche Eitelkeit, und die Rathschläge der Frau *von Stael*, aufgemuntert, eine Privat-Audienz, bey der Königinn," und legte ihr einen Plan vor, nach welchem die Ernennung eines bey der Nation und der gesetzgebenden Versammlung beliebten Mannes zum *Premier-Minister*, das sicherste Mittel seyn sollte, die Monarchie zu retten. Als die Königinn nach verschiednen Expostulationen endlich wissen wollte, wem er denn eigentlich diese grosse Stelle zugedacht hätte; so nannte er — sich selbst. „Die Königinn brach in lautes Gelächter aus, und fragte ihn: *ob er den Verstand verloren hätte?* Dies brachte ihn nicht aus der Fassung, ob er gleich zuletzt mit gutmüthiger Resignation Verzeihung für die ganze Scene erbat.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Bamberg: Diss. de decimis novalibus.* Praes. *Elia Adamo de Reider.* Auctor *Georg. Mich. Weber*, Bamberg. Phil. Doct. 1793. — Der Hr. D. und jetzige Reg. Rath *Weber* vertheidigt in dieser Streitschrift die natürliche Freyheit aller urbar gemachten Aecker vom Zehenden, so lange das Recht dazu nicht besonders hergebracht worden sey. Er zeigt, dass das Recht, den Zehnten von den Novaläckern zu fodern, weder dem Landesherrn als ein Regale, noch dem Clerus, noch dem Gutsherrn, noch auch demjenigen, der die allgemeine Zehendgerechtigkeit in dem District habe, zustehe, sondern dass diese Aecker sich in dem Recht der natürlichen Freyheit von Zehenden befänden und die Befugniss, auch von ihnen den Zehenden zu fodern, erst durch einen besondern Rechtstitel müsse hergebracht worden seyn. Vollkommen befriedigend hat er die Freyheit gegen Landesherrn, Clerus und Gutsherrn gerettet; aber der Anspruch des *decimatoris universalis* bleibt Rec. noch sehr wichtig. Scharfsinn, Fleiss und Literaturkenntniss zeichnen die Schrift des Vf. zu ihrem Vortheil aus.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 4. Julius 1797.

GESCHICHTE.

London, b. Strahan u. Cadell: *Private Memoirs relative to the last Year of the Reign of Lewis the Sixteenth; by Ant. Fr. Bertrand de Moleville, etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Eilftes Kapitel. Der König ernennt den Pariser Stadtprocurator *Cahier de Gerville* zum Minister der innern Angelegenheiten. *Cahier* ladet *Bertrand*, und die übrigen Minister zu einem Mittagsmahle ein, wobey sich *Pethion*, und andre Mitglieder der Municipalität befinden. „Ich richtete meine ganze Aufmerksamkeit," sagt der Vf., „auf *Pethion*, von dem der König und die Königinn damals günstig dachten, *und dem sie bey der Mairewahl den Vorzug vor La Fayette gegeben hatten.* Wir spielten Billard mit einander, und ich war eine Zeitlang allein mit ihm. Seine Physiognomie, die auf den ersten Anblick etwas offnes und angenehmes hatte, war, bey näherer Untersuchung, nüchtern und ausdruckslos. Seine geringen Kenntnisse, und sein schwerfälliges Gespräch, das nie anders als höchst gemein, oder lächerlich hochtrabend war, verleitete mich, ihn als einen keinesweges gefährlichen Mann zu betrachten. Ich bildete mir sogar ein, dass man ihn durch einige Schmeicheleyen für den König gewinnen könnte. Der Erfolg hat gezeigt, wie sehr ich mich in meinem Urtheil irrte: und noch jetzt kann ich nicht ohne Verdruss daran zurück denken, dass ich mich von einem Burschen, wie dieser war, hintergehen liess." — Um diese Zeit erliess die gesetzgebende Versammlung das Decret, welches von den ungeschwornen Priestern einen neuen Eid verlangte. Der Vf. drückt sich über die Gesinnungen *Ludwig des XVI* in Ansehung alles dessen, was die Religion anging, eben so aus, wie andre, welche ihn näher kannten. Die Minister waren alle von der Nothwendigkeit, das neue Decret zu verwerfen, überzeugt: *Cahier* nahm sich aber die Freyheit, dem Könige bey dieser Gelegenheit vorzustellen, dass er einen guten Eindruck machen würde, wenn er sowohl als die Königinn, sich zu ihrem Privatgottesdienste *constitutioneller Priester* bedienten. „Nein, mein Herr, Nein!" sagte der König mit Festigkeit, „über diesen Punct verbitte ich alle Vorstellungen: *da die Freyheit des Gottesdienstes allgemein bewilliget ist, so habe ich eben so gerechte Ansprüche darauf als andre.*" — Das gute Vernehmen zwischen *Bertrand* und der Legislatur konnte nicht von langer Dauer seyn; der Sturm brach bald aus; aber B., der klug genug gewesen war, die Constitution sorgfältig zu studiren, und jeden seiner Schritte darnach abzumessen, nahm sich vor, nicht gleich auf den ersten Anfall zu weichen, und setzte diesen Plan wirklich mit vieler Entschlossenheit durch.

Zwölftes Kapitel. Bezieht sich grösstentheils auf die Streitigkeiten des Vf's mit der gesetzgebenden Versammlung. — Folgender kleine Umstand verdient bemerkt zu werden: Bis zum November 1791 war dem Könige ein geringer Theil der Civilliste (monatlich 75,000 Livres, also noch nicht der 25te Theil) in baarem Gelde bezahlt worden. Zu Ende des November erklärten die Schatzcommissarien, dass sie auch diese Zahlung künftig in Assignaten leisten müssten. Der König klagte im Conseil, dass er nicht mehr 10 Louisdor zu seiner Disposition hätte. *Bertrand* erbot sich insgeheim ihm Geld zu verschaffen; der König nahm das Anerbieten an, „um einige seiner alten Diener, die er immer in baarem Gelde bezahlte, fernerhin bezahlen, und *bisweilen der Königinn und seiner Schwester, einige Assignate gegen Gold auswechseln zu können.*" B. war so glücklich, ihm bald nachher 4000 Louisd'or zuzustellen.

Dreyzehntes Kapitel. Bey weitem das merkwürdigste darin ist eine Anekdote, die den *Herzog von Orleans* betrift. Man hatte diesem Prinzen schon unter *Thevenard's* (des Vf's Vorgängers) Ministerium, den Rang eines *Admirals* angeboten. Er nahm ihn an, und stattete bey dieser Gelegenheit dem Vf. einen Besuch ab. Er leitete das Gespräch auf sein Verhältniss gegen den König. „Ich bin sehr unglücklich," — sagte er, „und ich habe nicht verdient es zu seyn. Man hat mir tausend Abscheulichkeiten zur Last gelegt; an denen ich durchaus unschuldig bin. Viele haben Verdacht gegen mich geschöpft, weil ich diejenigen, die mir Verbrechen, welche ich wirklich verabscheue, zur Last legten, keiner Widerlegung würdigen wollte. Sie sind der erste Minister, dem ich dieses sage, weil Sie der einzige sind, dessen Charakter mir immer Zutrauen einflösste. Sie werden bald Gelegenheit haben, sich zu überzeugen, ob mein Betragen mit meinen Worten im Widerspruch stehen wird." B. gab ihm den Rath, diese Gesinnungen dem Könige selbst vorzutragen, und der Herzog beschloss, am folgenden Tage bey Hofe zu erscheinen. Der König empfing ihn wirklich, hatte eine Unterredung von einer halben Stunde mit ihm, und war sehr zufrieden. „Ich bin Ihrer Meynung," — sagte er zu B., der ihm den Tag zuvor versichert hatte, der Herzog habe ihm sein Mistrauen beynahe benommen, — „dass Er aufrichtig zu uns zurückkehrt, und alles, was in seinen Kräften steht, anwenden wird, um das Uebel

wieder gut zu machen, welches in seinem Namen begangen worden ist, *und woran er vielleicht nicht so viel Antheil gehabt hat, als wir geglaubt haben.*" Am nächstfolgenden Sonntage zeigte sich der Herzog beym *Lever* des Königes, wurde aber von den anwesenden Hofleuten und Royalisten aufs schrecklichste empfangen." Man drängte ihn von allen Seiten, trat ihm geflissentlich auf die Füsse, und stiess ihn nach der Thür zu. Als er in das Zimmer der Königinn trat, wo die Tafel schon gedeckt war, rief man ihm ganz laut entgegen: Lasst Niemanden den Schüsseln zu nahe kommen! um dadurch zu verstehen zu geben, dass Er Gift hineinwerfen möchte. Er musste sich zurückziehen, ohne irgend Jemanden von der königlichen Familie gesehen zu haben. Man verfolgte ihn bis auf die Treppe: indem er hinunter ging, *spuckte ihm einer der Anwesenden auf den Kopf.* Er eilte aus dem Schlosse, ausser sich vor Wuth, und überzeugt, dass der König und die Königinn diesen Schimpf veranstaltet hatten, von welchem sie gleichwohl nicht das geringste wussten, und der ihnen, als sie davon hörten, im höchsten Grade unangenehm war. *Von dem Augenblicke an schwur er dem Könige und der Königinn unversöhnlichen Hass.*" Der Vf. war *Augenzeuge* dieser, bisher wenig oder gar nicht bekannten, und gewiss sehr interessanten Thatsache.

Vierzehntes Kapitel. Streitigkeiten über den Zustand von St. Domingo. Der Vf. liefert hier die Rede, welche er über diesen Gegenstand in der gesetzgebenden Versammlung ablas. Sie macht ihm alle Ehre: da sie aber schon in den Zeitschriften zu finden ist, so halten wir uns hier nicht dabey auf.

Zweyter Theil. Funfzehntes Kapitel. — In einer der Versammlungen des Staatsrathes, die der König zu dieser Zeit sehr regelmäsig hielt, las der Minister *Cahier de Gerville* den Entwurf zu einer Proclamation, wegen der allenthalben im Schwange gehenden Räubereyen, Mordthaten, und andern Verbrechen, denen die Beschuldigung des Aristokratismus zum Vorwande diente, ab. In diesem Entwurf kam die Stelle vor: „*Solche Ausschweifungen unterbrechen die Glückseligkeit, welche wir jetzt geniessen.*" Indem er diese Worte aussprach, sagte der König: „*Die Stelle muss geändert werden.*" — *Cahier* liefet sie noch einmal, und antwortet ihm: „*Ich finde nichts, was zu ändern wäre, Sire!*" Hierauf erwiedert der König mit sichtbarer Bewegung. „Lassen Sie mich doch nicht von meiner Glückseligkeit sprechen! solche Unwahrheiten kann ich nicht begünstigen. Wie kann ich glücklich seyn, da Niemand in Frankreich es ist. Nein, mein Herr, die Franzosen sind nicht glücklich: ich sehe es nur allzudeutlich. Ich hoffe, sie werden es künftig seyn, und ich wünsche es sehnlichst. Wenn diese Zeit gekommen seyn wird, alsdann werde ich auch glücklich seyn, und mich nicht weigern, es öffentlich zu bekennen." Der Vf. setzt hinzu: „Es war ein merkwürdiger Zug im Charakter des Königes, dass seine natürliche Schüchternheit, und die Schwierigkeit, mit der er sich gewöhnlich ausdrückte, ganz verschwand, wenn von der Religion, von den Bedürfnissen des Volkes, oder von der Glückseligkeit des Landes die Rede war. Bey solchen Gelegenheiten sprach er jedesmal mit einer Geläufigkeit und Energie, die jeden seiner Minister, der die gemeine Meynung von der Eingeschränktheit seiner Fähigkeiten mitbrachte, in Erstaunen setzte. Ich behaupte nicht, dass *Ludwig XVI* ein Genie war: aber davon bin ich überzeugt, dass seine Anlagen weit über das Mittelmäsige hinausgingen, und dass eine gute Erziehung aus ihm einen der besten Könige gemacht haben würde."

Sechzehntes Kapitel. Die Frechheit der Journalisten in ihren Angriffen gegen den König und die Minister ging von Tage zu Tage weiter. *Narbonne* übernahm es, die Herausgeber der beiden am meisten gelesenen Zeitschriften des *Patriote François*, und der *Chronique* (*Brissot* und *Condorcet*) zu gemäsigtern Gesinnungen zu bewegen; die Folge seiner Negotiation war aber blos, dass man *ihn* verschonte, und die andern desto ärger misshandelte. *Brissot* hatte sich in einem seiner Blätter so grobe Anfälle gegen den König erlaubt, dass B. es für nöthig hielt, den öffentlichen Ankläger gegen ihn zu excitiren. Die Sache war schon eingeleitet: aber der König und die übrigen Minister wollten nicht beystimmen. Die Journalisten sahen nun klar, dass sie inviolabel waren.

Siebzehntes Kapitel. Am 6ten Februar (1792) schreibt *Condorcet*, als Präsident der Nationalversammlung, einen Brief an den König, der ihn mehr als alle bisher erlittne Beschimpfungen empört. (Dieser brutale Brief bezog sich auf die Art und Weise, wie die Deputationen der gesetzgebenden Versammlung beym Könige aufgenommen werden sollten). Die Minister berathschlagen über diesen Brief: sie finden ihn alle empörend: aber B's Vorschlag, darauf zu antworten, und die Versammlung zurecht zu weisen, wird dennoch verworfen. — Kurz nachher halten die Minister, immer mehr von der Nothwendigkeit, den Einfluss des Königes zu verstärken, überzeugt, unter sich einen Rath über die Mittel, zu diesem Endzwecke zu gelangen. Es wird beschlossen, dem Könige eine Partey in der gesetzgebenden Versammlung anzuwerben: aber *Narbonne* verräth das Geheimniss noch an demselben Abende: die Deputirten, auf welche man gerechnet hatte, werden scheu, und der ganze Plan zerschlägt sich wieder. Dies veranlasst eine förmliche Spaltung zwischen *Narbonne* und *Bertrand.*

Achtzehntes Kapitel. Der Kriegsminister lässt die Generale *Rochambeau*, *La Fayette* und *Luckner* nach Paris kommen. *La Fayette* sucht den Vf. zu bewegen, dass er seinen Abschied fodre. Da dies B. nicht will, und der Bruch zwischen ihm und *Narbonne* immer grösser wird; so affectirt der letztre, die Absicht zu resigniren. Hierauf erscheinen in den Zeitungen drey einander ganz ähnliche Briefe von den drey Generalen, die ihre Bestürzung über diesen Entschluss äussern. Der Minister antwortet öffentlich, er entsage demselben. Aber nun werden die Generale selbst

ihne, dass *Narbonne* sie nur nach Paris kommen liess, um sich durch sie auf seinem schwankenden Posten zu behaupten, und beklagen sich darüber sogar gegen den König.

Neunzehntes Kapitel. Die Minister beschliessen unter sich, dass der König den Kriegsminister *Narbonne* sogleich entlassen soll: von der andern Seite aber finden sie es nöthig, dass *Bertrand* auf seinen Posten Verzicht thue. Dieser resignirt, und *Narbonne* erhält seinen Abschied. *B.* entwirft eine traurige Schilderung von der damaligen Verlegenheit des Königes. „Er befand sich in der traurigen Nothwendigkeit, ein neues Ministerium zu formiren, zu einer Zeit, wo er nicht die Macht besass, einen einzigen Menschen zu ernennen, auf den er Vertrauen setzen konnte. Die Gefahren welche ihn umringten, entgingen ihm nicht, und er fing an, Aengstlichkeit über seine Lage blicken zu lassen. Anstatt der Gleichgültigkeit und Verachtung, womit er bisher alle ihm angethane Beschimpfungen erduldet hatte, sah ich Kummer und Bestürzung sehr deutlich auf seinem Gesicht, als ich die betrübte Sitzung des Staatsrathes vom 9ten März (1792) die letzte, der ich beywohnte, mit schwerem, tiefgeängsteten Herzen verliess."

Zwanzigstes Kapitel. Es ergeht ein Anklagedecret gegen den Minister *Lessart*. Der König besetzt seine Stelle durch *Dumouriez*. Der Vf. erzählt die Art und Weise, wie *D.* ins Ministerium kam, mit ganz andern und freylich etwas ungünstigern Umständen, als dieser sie in seiner Lebensbeschreibung angiebt. Dergleichen Disparaten sind bey Schriftstellern, die Begebenheiten, wobey sie ein nahes und grosses Interesse hatten, vortragen, nichts ungewöhnliches. Vielleicht wird der General *Dumouriez* diese Stelle berichtigen.

Ein und zwanzigstes Kapitel. Des Vf's Bericht über seine Administration an die gesetzgebende Versammlung. Dieser Bericht machte, als er erschien, grosses Aufsehen. Da er aber in allen Zeitschriften zu finden ist, so würde man ihn hier nicht vermisst haben.

Zwey und zwanzigstes Kapitel. Als der Vf. aus dem Ministerium trat, äusserte er dem Könige seinen Wunsch, Ihm fernerhin zu dienen, und bald darauf übertrug ihm der König die Aufsicht über verschiedne *geheime Operationen.* Mit unerwarteter Offenherzigkeit wird hier die Natur und der Umfang dieser Operationen dargelegt. Eine gewisse Anzahl von *Beobachtern (observateurs)* (als B. die Direction des Geschäftes erhielt, waren ihrer 35) mussten Tag für Tag, von einem Ende der Hauptstadt zum andern die herrschenden Meynungen und Gespräche beobachten, gelegentlich auch lenken, und jeden Tag, von dem, was sie gesehen, gehört, und gethan hatten, Bericht erstatten. Die ganze Operation kostete monatlich 8000 Livres; anfänglich hatte — so sagt der Vf. — *Alexander Lameth*, den er auch als den Erfinder angiebt, nachher der Minister *Lessart* die Direction derselben, und ein gewisser *Giles*, der einen Posten bey der National-Garde bekleidete, war der Unter-Director. Der Vf. kann sich nicht enthalten zu bemerken, dass dieses ganze geheime Etablissement dem Könige, da er stets einen unüberwindlichen Abscheu gegen alle heftige Maasregeln hatte, keinen andern Dienst leistete, als ihn zu ängstigen und zu beunruhigen. — Ausser dieser regelmäsig organisirten Anstalt gab es noch eine andre, unter der Direction eines intriganten Mannes, den B. aber aus gewissen Ursachen nicht nennen will. Diese zweyte geheime Anstalt kostete jährlich 400,000 Livres, und *B.*, der zwischen dem Vortheil und den Kosten keine Proportion fand, bewog den König, sie aufzugeben. Die Minister *Montmorin* und *Lessart* wussten um das Geheimniss. Mit Erstaunen liest man hier, dass einer der Stifter der französischen Republik, der weltbekannte *Danton*, „unter dem Ministerium des Hrn. v. *Montmorin*, *mehr als* 100,000 *Thaler für verschiedene Motionen, die er im Jakobiner-Clubb machte, oder unterstützte, erhielt.*" Einst als *Lessart* Willens war, ihm 24,000 Livres zu geben, um ihn zu einer solchen Motion zu brauchen, versicherte B. seinem Collegen, er könne viel wohlfeiler zum Zwecke gelangen: *„und am folgenden Tage wurde die Motion von* **Dubois Crance** *gemacht und durchgesetzt.*" Der Haupt-Agent, durch welchen diese geheime Geschäfte giengen, versicherte dem Vf., dass die Deputirten *Brissot*, *Vergniaud*, *Guadet*, *Fauchet*, und einer, der noch am Leben ist, dem Minister *Lessart* ihre Stimme und ihren Einfluss in der Versammlung, jeder *für* 6000 *Livres monatlich*, verkaufen wollten, und dass der Handel sich bloss, weil der Preis zu hoch war, zerschlug!

Drey und zwanzigstes Kapitel. Es enthält die Geschichte der abgeschmackten Verleumdung gegen die königliche Familie, die durch den Titel des *österreichischen Ausschusses* bekannt genug worden ist, des Processes, den der Friedens-Richter *La Riviere* dieserhalb wider *Carra*, *Merlin*, *Bazire* und *Chabot* anstellte, und des lächerlichen Endes, das *Brissot's* und *Gensonne's* hochtrabende Anklagen nahmen.

Vier und zwanzigstes Kapitel. Als dem Kaiser der Krieg angekündiget war, und der Feldzug eröffnet werden sollte, nahmen die Besorgnisse und die Unruhe des Königes überhand. Er entschloss sich daher, einen geheimen Abgesandten an den Kaiser und den König von Preussen zu schicken, um beide Monarchen zu bewegen, „dass sie nur im alleräussersten Falle offensiv gegen Frankreich agiren, und selbst im diesem alleräussersten Falle bey dem Eintritt ihrer Armeen in Frankreich durch ein Manifest bekannt machen möchten: wie sie *als Freunde des Königes und der Nation* kämen, den ihnen erklärten Krieg bloss als den Angriff einer Faction betrachteten, *sich in die Regierungsform keinesweges mischen*, alles Privat-Eigenthum beschützen wollten, *von jedem Gedanken an Eroberungen weit entfernt wären* u. s. f." Zur Ausführung dieses wichtigen Auftrages schlug der Vf. dem Könige, *Mallet du Pan* vor, und der König genehmigte diesen Vorschlag sogleich. Er wurde an den *Marechal de Castries* verwiesen, und

durch diesen mit den Ministern der kriegführenden Höfe in Verbindung gesetzt. *Mallet du Pan übergab den ersten Entwurf zu dem Manifest, welches der Herzog von Braunschweig beym Eintritt in Frankreich erliess;* der Vf. versichert aber ausdrücklich, *dass nach Mallet-du-Pan's Abreise wesentliche Veränderungen, denen er nie seine Zustimmung gegeben haben würde, darin gemacht wurden.* — Uebrigens kommen in diesem Kapitel zwey an sich gewiss nicht uninteressante hier aber auf eine sonderbare Art herbeygezogne Digressionen vor. Der Vf. fragte den König, ob er *Mallet-du-Pan* nicht an den Baron *Breteuil*, den er für den geheimen Geschäftsträger des Königes hielt, addressiren sollte, und erhielt zur Antwort: das wäre der Baron *Breteuil* nicht mehr; dies führte ihm verschiedene ähnliche Aeusserungen *Ludwig des XVI.* über diesen Minister ins Gedächtniss zurück, unter andern die Worte, welche er eines Tages in des Vfs. und *Laffart's* Gegenwart hören liess: „Er war es, der uns zu der *verdammten* Reise nach Varennes verleitete." Bey dieser Gelegenheit liefert der Vf. einen ausführlichen vom General *Bouillé* selbst aufgesetzten Bericht über das berühmte Flucht-Project, und versichert dabey, *nach dieses Generals eigner Erklärung*, dass der Baron *Breteuil* der erste Austifter dieses Projects gewesen sey, dem er (*Bouillé*) sich anfänglich aus allen Kräften widersetzt habe. — Die zweyte Digression ist eine Erzählung des Ursprunges der Feindschaft zwischen den beiden Ministern *Breteuil* und *Calonne*, und des Hasses, welchen die Königinn auf den letztern geworfen hatte. Eine Anekdote, die vieles Licht über die geheime Geschichte des letzten französischen Hofes verbreitet.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Leipzig*, b. Böhme: *Versuch einer neuen Heilart der Trichiasis von Joh. Val. Heinr. Köhler.* 1796. 106 S. 8. 1 Kupfertafel. (8 gr.) Die angeblich neue Heilart nimmt nur wenige Seiten ein. Voran geht eine genaue anatom. Beschreibung der Augenlider, weil im Mangel an dieser Kenntniss der Grund liegen soll, warum man bis jetzt in der Behandlung der *Trichiasis* so wenige Fortschritte gemacht hat. Untersuchungen, ob der *Tarsus* wirklich ein Knorpel sey, woran man wohl nicht leicht zweifeln wird. Herausgeschnittne Stücke ersetzten sich nicht wieder. Nach Untersuchung der Theile im getrockneten Zustande behauptet er gegen Zinn, dass die Augenwimpern nicht aus der Haut, sondern zum Theil unmittelbar aus dem *Tarsus*, zum Theil hinter ihm entspringen, und im letztern Falle durch ihn hindurchgehen. (?) Zuletzt gesteht Hr. *K.* selbst, dass seine bisherigen Untersuchungen nur wenig Aufschluss geben. — Nicht bloss Menschen, sondern auch Thiere, besonders die Schaafe, leiden an der *Trichiasis.* Ursachen derselben, nach Richter. — Prognosis; zuweilen zerstört diese Krankheit fast das ganze Auge durch lange Vereiterung. Bey der Kur werden die Vorschläge von *Hippocrates* an ziemlich weitschweifig vorgetragen. Des *Hippocrates* Meynung legt Hr. *K.* so unglücklich aus, als wolle Jener die Augenlider zusammennähen, da die Absicht doch gewiss nur die ist, bloss durch das leidende Lied gezogne Fäden den Tarsus nach und nach zu durchschneiden, wie Hr. K. thut. Die Behandlungsart des *Celsus*, *Dioscorides*, *Galen*, *Aëtius*, der schon, nur auf eine umständliche Art, Haut vom Augenliede wegschnitt, *Paulus Aegineta*, der in der Hauptsache wie *Aëtius* verfuhr, und sich zuweilen schon der Bremse bediente, *Rhases*, *Avicenna*, *Canamusali*, *Jesu Hali* (Anleimen der Haare mit *Mastix*) *Arculanus*, *Roland*, *Guido de Cauliaco*, *Bartisch*, (mancherley Aetzmittel, Abschneiden des *Tarsus* samt den Augenwimpern) *Maitre-Jan*, der gegen das Wegschneiden eines Hautstreifens mit Unrecht eifert, *Saint-Yves*, *Heister*, *Rowley*, *Ware*, *Chandler*, *Guerin*, *Janin*, *Richter* und *Bell.* Endlich folgt dann auf ein paar Seiten, Hn. *K's.* neue Heilart, die im Wesentlichen auch schon von *Rhases* empfohlen ist. Er führt nämlich mit einer gekrümmten Nadel ein paar Bändchen von innen noch aussen durch jedes Augenlied, 2 Linien breit hinter dem *Tarsus*, knüpft dann die Enden zusammen, führt sie über eine kleine aus Pflaster zusammengerollte und beym obern Augenliede in die Vertiefung unter den Augenbraunen gelegte Walze, und befestigt sie mit Heftpflastern auf der Stirn oder Backe, so dass die Augenwimpern dadurch hinreichend in die Höhe gehoben und vom Augapfel abgewandt werden (s. die Kupfertafel.) Die Bändchen schneiden in einigen Wochen immer durch, besonders bald am obern stärker bewegten Augenliede. Auf diese Art wurden 2 Kranke geheilt, deren Geschichte angehängt ist; die Umbiegung der Haare wurde aber nur an der Stelle des Stiches gehoben, so dass am obern Liede achtmal und am untern dreymal eine Schlinge durchgezogen wurde, ehe die Krankheit völlig gehoben war. Auf diese Weise fodert diese Kurart doch viel Zeit, und immer mögen die durchgezogenen Fäden doch auch nicht so wenige Beschwerden erregen, als der Vf. versichert, da sie gerade wie vorher die Haare wirken. Die Heilung kann bey diesem Mittel durch mehrere Umstände geschehen, nämlich durch das in die Höhe Beugen des Augenliedes, durch das Nachlassen der Entzündung, welche durch den Reiz zum steten Zukneifen der Augenlieder diese Krankheit sehr vermehrt, und hauptsächlich gewiss durch das Durchschneiden der Bändchen durch den *Tarsus*, welches man schon oft mit Nutzen und auf schnellere Weise mit der Scheere verrichtete. Der Vf. leugnet zwar die letzte Wirkungsart, weil in den angeführten Beobachtungen nicht Verkürzung des Knorpels die Krankheit veranlassten; wenn aber die *Trichiasis* auch von andrer Art ist, so muss doch Alles, was den Augenliedrand vorwärts beugt, also wenn derselbe gesund ist, eine entgegengesetzte Krankheit veranlasste, die Trichiasis heben. Aus diesem Grunde ist nach des Rec. Meynung bey jeder Art der Trichiasis das Abschneiden eines Hautstreifen und Heilen durch schnelle Vereinigung nützlich, und diess der Methode des Hn. *K.* deshalb vorzuziehen, weil es gleich auf den *ganzen* Augenliedrand, und nicht bloss auf eine kleine Stelle wirkt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. Julius 1797.

GESCHICHTE.

LONDON, b. Strahan u. Cadell: *Private Memoirs relative to the last Year of the Reign of Lewis the Sixteenth;* by *Ant. Fr. Bertrand de Moleville,* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Fünf und zwanzigstes Kapitel. — Das Decret, welches die Auflösung der constitutionellen Garde des Königes anordnete. — Der Vf., der die Plane der Jakobiner sich immer mehr entwickeln sah, betrachtete dieses Decret als äusserst gefährlich. Noch, nachdem es der König sanctionirt hatte, that er ihm Vorstellungen über Vorstellungen dagegen, und überreichte ihm Plane, wodurch er die Sanction unschädlich machen sollte. Der König schrieb ihm mit eigner Hand; „Sie wissen, dass ich das, was einmal geschehen ist, nicht ungeschehen machen kann. Mein Herz ist voll von Kummer. Was soll ich anfangen, von solchen Ministern umringt, und ohne einen einzigen Menschen in der Nähe, auf den ich mich verlassen könnte."

Sechs und zwanzigstes Kapitel. Spaltung zwischen den Ministern. Der Vf. stellt *Dumouriez's* Betragen in einem zweydeutigen Lichte dar. Nach seiner Erzählung rieth er dem Könige, das Decret, wegen des Lagers von 20,000 Mann bey Paris und das andere gegen die Priester *nicht* zu sanctioniren, und bewirkte dadurch die Verabschiedung der drey Minister, die darauf bestunden, dass er sanctioniren sollte: und doch nahm er kurz nachher seinen Abschied, weil der König die Decrete nicht sanctioniren wollte. — *Dumouriez* trägt die Sache in seiner Lebensbeschreibung etwas anders vor. Ohne uns zu Richtern zwischen zwey noch lebenden Geschichtschreibern ihrer Zeit aufzuwerfen, wollen wir nur bemerken, dass *Bertrand* doch wenigstens in dem Augenblick, wo er *Dumouriez*, mit *Roland*, *Servan* und *Claviere* zusammenstellt, deren *empörendes* Betragen gegen den unglücklichen Monarchen die späteste Nachwelt noch rügen muss, jenem etwas mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen sollte.

Sieben und zwanzigstes Kapitel. Die Plane der Girondisten wider den Thron entwickeln sich immer mehr und mehr. Sie veranstalten den 20ten Junius. Der Vf. entwirft eine rührende Schilderung von der damaligen Gemüthsstimmung des Königes. „Er las häufig die Geschichte *Carl des I.* von England, und sein gröfstes Bestreben ging dahin, jeden Schritt zu vermeiden, der zum Vorwande eines gerichtlichen Processes dienen konnte. Die Aufopferung seines Lebens schien ihm wenig zu kosten. *Was ihn allein beschäftigte, war die Ehre der Nation.* Der Gedanke öffentlich, im Namen des Volkes, ermordet zu werden, empörte ihn im höchsten Grade. Er wünschte *lieber von der Hand eines Meuchelmörders, zu sterben, damit nur sein Tod nicht als die Missethat der ganzen Nation betrachtet werden sollte.*" Am 21sten Junius sagte er zu dem Vf., der ihm Glück wünschte, den Tag zuvor der Blutgier der Tiger entgangen zu seyn: „Was kann es mir helfen: ist es nicht gleichgültig ob ich einige Monate früher oder später ermordet werde? Ich bin zum Tode bereit." — *Bertrand* sann jetzt Tag und Nacht auf Plane, wie er den König, heimlich oder öffentlich, um welchen Preis es sey, retten konnte. Aber jeder Entwurf zur Flucht, wie sinnreich er auch eingeleitet war, wurde verworfen. Die *Königinn* wollte sich schlechterdings zu diesem Schritte nicht entschliessen: „diese unglückliche Fürstinn," sagt B., „liess sich, obgleich belastet mit Unglück, immer noch durch die Hoffnung, dass die Angelegenheiten des Königes eine bessre Wendung nehmen würden, täuschen: sie nährte diese Hoffnung bis auf den letzten Augenblick. Ihrer unglücklichen Standhaftigkeit muss man es zuschreiben, dass sie sich hartnäckig weigerte, das einzige Mittel zu ergreifen, welches jetzt noch den König und sie selbst der dringenden Gefahr entreissen konnte."

Acht und zwanzigstes Kapitel. Plane, um die Gallerien zu gewinnen. Verschiedne merkwürdige Anekdoten über die (eingebildete) Wirksamkeit dieses Mittels in frühern Zeiten. B. erdachte eine so künstliche Operation, dass diejenigen, welche für Geld applaudiren oder auspfeifen sollten, *glauben mussten, sie wären für Pethion geworben!* Dabey machte er einen förmlichen Kostenanschlag: „Für einen Anführer, täglich 50 Livr.; für einen Unteranführer, täglich 25 L.; für 10 Adjutanten zu 10 Livres; für 250 Mann zu 50 Sous u. s. f." (Dass man in dem schrecklichen Zeitraume zwischen dem 20ten Junius und 10ten August noch auf den Beystand solcher kleinlichen Mittel rechnen konnte, ist auffallend, und bringt den Leser auf den, auch durch einige andre Umstände schon gerechtfertigten, Gedanken, dass *Bertrand*, obgleich sonst ein einsichtsvoller, brauchbarer und wohlgesinnter Mann, doch die wahre Gröfse der Gefahr nicht recht auszumessen wufste, und folglich dem kritischen Standpuncte, den ihm die Umstände angewiesen hatten, nicht ganz gewachsen war). Bedeutender und hoffnungsvoller war die Aussicht, die *La Fayette's* damaliges Betragen eröffnete. *Lally-Tolen-*

del, der sich wieder in Paris aufhielt, und mit *Clermont-Tonnere*, und *Malouet* unaufhörlich Entwürfe zur Rettung des Königes machte, hatte *La Fayette* in seine Ideen gezogen. Es ist bekannt, welche Schritte dieser General öffentlich that. Er schrieb zu gleicher Zeit einen langen Brief an den König, worinn er ihm anbot, ihm den Weg nach Compiegne oder einem andern Orte im nördlichen Frankreich zu eröffnen und ihn da auf eine mit der Constitution vereinbare Art in Schutz zu nehmen. Der König weigerte sich abermals. Er schrieb an den Vf. „Lassen Sie *La Fayette* sagen, dass ich durch seine Bereitwilligkeit, sich einer so grosen Gefahr auszusetzen, gerührt bin, dass ich es aber für unklug halte, eine so grose Maschinerie auf einmal in Gang zu bringen. Die beste Art mir zu dienen, ist die, dass er fernerhin die Factionisten in Furcht erhält, indem er seiner Pflicht als General sorgfältig Genüge leistet."

Neun und zwanzigstes Kapitel. Ankunft der Marseiller zu Paris. Das Fest der Galerensclaven vom Regiment Chateauvieux u. s. f. — Der Vf. klagt über die Unentschlossenheit des Königes, die es unmöglich machte, einen wahrhaft zweckmäsigen und entscheidenden Plan durchzusetzen. Mittlerweile wurden die kleinen Kunststücke, Besoldung der Volksredner, Anwerbung nichtswürdiger Bundesgenossen, Stiftung royalistisch gesinnter Clubbs und Trinkhäuser u. s. f., ohne allen Erfolg fortgesetzt, und verursachten eine unnütze Ausgabe von einigen 1000 Livres täglich.

Dritter Band. Dreyssigstes Kapitel. — Die Factionisten bestimmen den 26sten Julius zu einer neuen Insurrection gegen den König. Verschiedne Umstände vereiteln ihren Entwurf. Der Vf. bestürmt nun den König unablässig mit Bitten und Vorstellungen, dass er Paris verlassen soll; Er erlaubt endlich, dass man ihm einen Plan zur Flucht vorlege, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, dass man Ihn, *um die Constitution nicht zu verletzen*, nicht über 20 Meilen von Paris entferne. Hierauf entwirft *Bertrand*, in Gemeinschaft mit *Montmorin, Malouet* und *Clermont-Tonnere* folgenden Plan: Der König sollte sich mit seiner ganzen Familie in das Schloss *Gaillon* in der *Normandie* (gerade 20 französische Meilen von Paris, und nur 10 Meilen weiter von der See belegen, so dass er im Nothfall ein, auf *Bertrand's* Veranstaltung in *Havre de Grace* für ihn bereit liegendes Schiff erreichen konnte) begeben, zu diesem Ende um Mitternacht aus dem Schlosse in das durch die Gallerie des Louvre damit zusammenhängende Haus des treuen Intendanten *Laporte* gehen, von dort aus aber zwey Kutschen besteigen, in welchen *Clermont-Tonnere* und *Montmorin* bey Tage angekommen seyn würden; wenn sie einmal unbemerkt durch die Barrieren von Paris gekommen wären, sollten ansehnliche Detachements von der Schweizer-Garde, für welche der Commandant derselben *d'Hervilly*, einer der treusten Diener des Monarchen, sorgen wollte, die weitre Reise von Station zu Station decken. u. s. f. Diesen Plan überreichte B. dem Könige zu einer Zeit, wo fast kein andrer Ausweg mehr übrig war, und wo ihm *verschiedne angesehne Männer*, unter andern der unvergessliche *Malesherbes*, gerathen hatten, *die Krone niederzulegen.*

Ein und dreyssigstes Kapitel. Nach einer Ueberlegung von zwey Tagen genehmigt der König *Bertrand's* Plan, und ein Stabs-Officier, Nahmens *Lefort* (ein Urenkel des *Lefort*, der in *Russland* so berühmt geworden war) erhielt den Auftrag das Schloss *Gaillon* und die umliegende Gegend zu recognosciren. Für Geld wurde gesorgt. Der Herzog von *Chatelet*, hielt seit geraumer Zeit *eine Million* für den König in Bereitschaft; der Herzog von *Liancourt* hatte sich wiederholentlich erklärt, „*dass er alle seine Güter zu Gelde machen, und sich nur* 100 *Louisd'or jährlich reserviren wollte, um dem Könige zu helfen.*" — *Bertrand* selbst brachte 600,000 Livres zusammen; so dass man mit dem geringen Bestande der Königlichen Casse auf *drey Millionen* baares Geld rechnen konnte. — Zu eben der Zeit, wo diese geheimen Vorbereitungen gemacht wurden, schrieben die drey Deputirten *Vergniaux*, *Guadet* und *Gensonné* (die Koryphäen der *Gironde-Partey*) den, schon früher bekannt gewordnen Brief an den König, worin sie sich erboten, *mit ihren Köpfen für seine Sicherheit zu stehen*, wenn Er sich entschlösse, *Roland*, *Servan*, und *Claviere*, wieder ins Ministerium zu rufen." Einen gleichen Antrag liessen sie an *Malesherbes* gelangen, der dem Vf. davon Nachricht gab. (Bey dieser Gelegenheit fiel zwischen *Malesherbes* und B. die Unterredung vor, worin jener unter vielen andern denkwürdigen Sachen auch die oben schon berührten Worte sagte: „Die Tugenden des Privat-Lebens werden in gewissen unglücklichen Situationen, beynahe Laster, wenn man ihnen auf einem Throne treu bleiben will." Die Bemerkung ist niederschlagend, aber, leider, sie ist richtig.) Ehe B. noch mit dem Könige über diese auffallenden Schritte der Girondisten sprechen konnte, hatte ihnen der König schon, ohne auf ihre Vorschläge zu antworten, ihren Brief zurück geschickt. Der Vf. tadelt diese unnütze Gutmüthigkeit sehr lebhaft: er behauptet, der König hätte von diesem Briefe sogleich authentische, von allen Ministern attestirte, Abschriften nehmen, und in Paris und allen Departements verbreiten lassen sollen, um die Jakobiner auf einmal der Verachtung Preis zu geben. (Es ist aber äusserst zweifelhaft, ob diese Maasregel etwas gefruchtet hätte. Denn, wenn auch wirklich, was doch noch *trotz des Briefes* nicht ganz gewiss war, der Nation die Augen über die *Girondisten* aufgegangen wären; so würde dies wahrscheinlich nur den völligen Triumph und die uneingeschränkte Herrschaft der noch viel schlimmern Partey, die nachher den Namen der *Bergpartey* erhielt, und deren Häupter, wie wir jetzt wissen, schon vor dem 10ten August die gefährlichsten Nebenbuhler der *Girondisten* waren, sechs Monat früher herbeygeführt haben.) Als *Lefort* schon nach der Normandie geschickt war, erfuhr B.

B. mit Gewiſsheit, daſs in einer Verſammlung der Demagogen zu Charenton, der Tag der Inſurrection auf den 9ten oder 10ten Auguſt feſtgeſetzt worden war.

Zwey und dreyſsigſtes Kapitel. Am Morgen des 6. Auguſt kehrt *Lefort* von ſeiner Sendung zurück, und bringt die beruhigendſten Nachrichten mit. Der Vf. ſchreibt an den König, und bittet ihn, unverzüglich den Tag zur Ausführung des Plans zu beſtimmen, und wo möglich ſeine Abreiſe auf die Nacht vom 7ten zum 8ten anzuordnen. Um 6 Uhr Nachmittags erhält er durch einen vertrauten Bothen die mündliche Antwort: „er ſollte die Zubereitungen zur Reiſe *bis auf weitre Notiz* aufſchieben; *Ihre Majeſtäten wollten dieſen Schritt nur in der letzten Extremität thun.*" Dieſe Antwort — ſie war wie ein ſelbſtgeſprochnes Todesurtheil anzuſehen — wirkte gleich einem Donnerſchlage auf *B.* Er begab ſich zu dem unglücklichen *Montmorin* (der damals die Nähe ſeines Todes mit einer ſonderbaren Gewiſsheit ahndete, aber feſt entſchloſſen war, den König in keinem Falle mehr zu verlaſſen) und ſie faſsten beide den Entſchluſs, noch einen ſchriftlichen Verſuch zu machen. Am 7. Auguſt Abends erhielt *B.* folgendes Schreiben vom Könige: „Ich weiſs *von guter Hand*, daſs die Inſurrection noch nicht ſo nahe iſt als Sie glauben: auch giebt es noch Mittel, ihr vorzubeugen oder ſie wenigſtens aufzuhalten, und ich ergreife wirklich Maaſsregeln dieſerhalb: alles kömmt nur darauf an, daſs man Zeit gewinne. Ich habe Urſache zu glauben, daſs es weniger gefährlich iſt zu bleiben als zu fliehen. Setzen Sie indeſſen ihre bisherige Wachſamkeit fort, und ſchreiben Sie mir beſtändig." Nun ſahen ſie klar, daſs der König noch andre Rathgeber anhörte, und *Montmorin* erfuhr mit völliger Gewiſsheit, daſs *die Königinn*, durch unglückliche Rathſchläge verblendet, den Plan der Flucht, worinn noch ihre letzte Rettung lag, verworfen hatte. Die beiden Hauptmotive, die bey ihr ins Spiel kamen, waren: Miſstrauen gegen den Herzog von *Liancourt*, der das Commando in der Normandie führte; (und den doch der Vf. als einen ſehr redlichen Freund des Königs und der monarchiſchen Verfaſſung kannte,) und die Hoffnung auf die Armee des Herzogs von Braunſchweig, die damals im vollen Anmarſch gegen Paris zu ſeyn ſchien. — Unterdeſſen brach *der zehnte Auguſt* an, und die Feinde des Thrones triumphirten. Aeuſserſt merkwürdig iſt es, daſs die Königinn noch, als ſie ſchon mit ihrer Familie in der Loge des Logographen eingeſperrt war, durch eine leere Anrede des Präſidenten getäuſcht zu dem braven *d'Hervilly* ſagte: „Nun Hr. *d'Hervilly!* war es nicht Recht gethan, daſs wir blieben?" *D'Hervilly* antwortete: „Ich wünſche von Herzen, daſs Ew. Majeſtät noch in 6 Monaten dieſer Meynung ſeyn mögen."

Drey und dreyſsigſtes bis ſieben und dreyſsigſtes Kapitel. — Der Vf. muſste ſich, wie alles was mit der geſtürzten Regierung zuſammenhing, nach dem 10ten Auguſt verſtecken. Er nahm ſeine Zuflucht in das Haus eines Wundarztes, überlebte hier unter mancherley ſonderbaren Abentheuern, die fürchterlichen Tage des 2ten und 3ten September, vernahm die Lebensgefahr ſeiner Brüder, den Tod ſeines Vaters, und war ſo glücklich, ſich am 10ten October zu *Boulogne* einſchiffen zu können, und in England anzulangen. — Dies iſt der Inhalt dieſer fünf Abſchnitte, die voll von merkwürdigen Umſtänden und intereſſanten Anekdoten ſind, die wir aber, da ſie bloſs das perſönliche Schickſal des Vf's. betreffen, als minder wichtig, hier übergehen müſſen.

Acht und dreyſsigſtes und *neun und dreyſsigſtes Kapitel.* Proceſs *Ludwig des XVI.* Sobald es entſchieden war, daſs die Factionen, welche Frankreich beherrſchten und zerriſſen, nach dem Blute des unglücklichen Monarchen dürſteten; erhoben die wenigen geprüften, und zugleich muthvollen Freunde deſſelben, die ihn gegen die erſten Stürme vertheidigten, die *Lally*, *Malouet*, *Cazales* u. ſ. f. noch einmal ihre Stimme. *Bertrand* vereinigte ſich mit ihnen: er ſendete Briefe über Briefe an den National-Convent: die beiden vorliegenden Abſchnitte enthalten die Geſchichte ſeiner fruchtloſen Bemühungen. Einer der merkwürdigſten Umſtände in dieſer Geſchichte, iſt der Brief, den der Vf. an *Danton* ſchrieb, worin er ihm drohte, *ſeine Correſpondenz mit dem* (im Gefängniſſe ermordeten) *Miniſter Montmorin*, *und die Documente der Beſtechungen, die er ſich hatte gefallen laſſen*, augenblicklich bekannt zu machen, wenn er ſich nicht bey dem Proceſſe des Königes menſchlich betrüge. „Ich erhielt keine Antwort, ſetzt der Vf. hinzu," aber ich ſah aus den Zeitungen, daſs er ſich zwey Tage, nachdem er meinen Brief empfangen haben muſste, zu einer Miſſion bey der Nord-Armee ernennen lieſs, von der er nicht eher als den Tag vor dem Ausſpruch des Todesurtheils zurückkehrte. Er ſtimmte zwar für den Tod, aber ohne ſeine Stimme mit der geringſten Rede oder Declamation zu begleiten.

Vierzigſtes Kapitel. Todes-Urtheil, Hinrichtung des Königes u. ſ. f. — Dieſes Kapitel müſsten wir ganz abſchreiben, um den Eindruck, den es auf jedes nicht ganz verhärtete Gemüth machen wird, zu erreichen. Da dies nicht möglich iſt, ſo ſagen wir bloſs, daſs der ehrwürdige Geiſtliche (Abbé *Edgeworth*), welcher dem unglücklichen Monarchen auf das Blutgerüſt folgte, dem Vf. die Data zur Geſchichte ſeiner letzten Stunden gab, die wir daher auch noch nirgends ſo vollſtändig und ſo intereſſant vorgetragen fanden. Wahrhaft pathetiſch iſt auch die Schilderung, die dieſer Geiſtliche vom Zuſtande des alten *Malesherbes* entwarf, den er in eben dem Augenblick, wo er das Blutgerüſt verlaſſen hatte, aufſuchte. Dieſer ſonſt ſo gemäſsigte und ruhige Beobachter menſchlicher Begebenheiten, dieſer Greis, dem die Ehrfurcht aller Jahrhunderte gebührt, den ſelbſt die Mitſchuldigen ſeiner Mörder, und der Mörder ſeines Königes, nicht anzutaſten wagen, dieſer red

redliche Freund und Beschützer wahrer bürgerlicher Freyheit, brach, als *Edgeworth* in sein Zimmer trat, in einen Strom von Verwünschungen gegen die Revolution und ihre Urheber aus. „Sie würden geglaubt haben, *Burke* selbst reden zu hören," setzte E., als er dem Vf. dieses erzählte, hinzu. — Den Schluss dieses Abschnitts macht das Verhör *Ludwig des XVI.* vor dem Convent, und sein Testament aus, zwey Stücke, die, so wichtig sie auch an und für sich sind, doch schon viel zu allgemein verbreitet waren, um hier geliefert zu werden, eine Bemerkung, die auch in Ansehung verschiedner andern in diesen Memoiren vorkommenden Actenstücke gilt.

Beschluss. Der Vf. würde seinem eignen Ruhme, und der Aufnahme seines Werkes, nicht übel gerathen haben, wenn er sich hätte entschliessen können, diesen eben so überflüssigen als schlecht gerathnen raisonnirenden Anhang wegzulassen. Er sucht darin zu beweisen, dass die *alte Constitution* Frankreichs unter die besten gehörte, die je einem Staate zu Theil geworden sind, und dass *noch jetzt* für dieses Land kein andres Heil zu finden sey, als in der Wiederherstellung derselben; wodurch er denn freylich nur so viel beweiset, dass er weder über jene alte Constitution, noch über die grossen Begebenheiten, welche sie zerstört haben, tief gedacht haben muss. Indessen kann dies seinem Werke im Ganzen keinen wesentlichen Schaden thun, da man in demselben, wie wir auch gleich Anfangs bemerkt haben, nur Beyträge zur Geschichte, aber keine belehrende historische oder politische Raisonnements suchen darf.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Bamberg*, gedr. b. Kliesch: *Von dem Nutzen und der Anordnung einer Sammlung vaterländischer Verordnungen* von *Ge. Mich. Weber.* Ein Programm, womit derselbe seine Sommervorlesungen ankündigt. 1794. 8. und: *Von der Nothwendigkeit einer Sammlung vaterländischer Recesse* von *G. M. Weber.* Ein Programm. 1795. 8. Enthalten Winke über die Einrichtung einer Sammlung der Privat- und Staatsgesetze eines Landes. Bey den Privatgesetzen zieht der Vf. die alphabetische Ordnung den übrigen vor, und wünscht, dass man die Landesgesetze in dieser Ordnung, jedoch nicht wörtlich sondern nur mit Ausziehung des wesentlichen Inhalts sammle, der Sammlung jedoch ein chronologisches und systematisches Register vorsetze, damit man sehe, zu welche Zeiten und in welchen Fächern Landesgesetze gegeben worden sind. Eben so wünscht er im zweyten Programm auch eine Sammlung der Staatsgesetze oder Recesse des Landes, die aber *in extenso* und nicht alphabetisch, sondern systematisch, jedoch mit alphabetischem Register eingerichtet werden soll. Er verlangt aber, dass die letztere Sammlung nicht bloss die Verträge des Staats mit dritten Personen, sondern auch die Verträge der Mittelbaren über ihre Besitzungen enthalte: zu welcher gewaltigen Stärke müsste aber dadurch die Sammlung in einem grossen Lande anschwellen? Zu wünschen wäre es, dass die Vorzeichner solcher Plane allemal Proben von der Ausführung beyfügten, wodurch die Anschaulicheit augenscheinlich gewinnen müsste.

GESCHICHTE. *Frankfurt a. M.*, b. Andreä: Weyland Herrn *Philipp Ernst Spiess'ens*, Königlich Preussenschen (Preussischen) und Churfürstlich Brandenburgischen Regierungsrathes und Ersten geheimen Archivars zu Plassenburg etc. *Angelegentlicher (?) Unterricht von dem ältesten Gebrauche der Siegeloblaten*, begleitet mit verschiedenen zweckmässigen Zusätzen wie auch einigen die älteste *Bedienung* (?) des spanischen Wachses bey der Urkunden Besiegelung bezielenden Bemerkungen von *Johann Philipp Roos*, Reichsfreyherrlich von Burscheidschen Amtmann zu Merzheim an der Nahe. 1797. 44 S. 4. Was von dem sel. *Spiess* hier abgedruckt worden, ist wörtlich aus dessen *archivischen Nebenarbeiten* II Th. S. 3. genommen, welches die Nachricht enthält, dass im plassenburgschen Archiv sich kein älteres *Oblatensiegel*, als vom J. 1624. finde, mit der Bitte, an alle Archivarien zur weitern Nachforschung. Dem zu Folge gibt uns nun der geschickte Hr. *Roos*, welcher bereits in dem Gräflich dhaunischen Archiv das bis jetzt bekannte älteste spanische Wachssiegel vom J. 1553. entdeckt, neuerdings Nachricht von mehrern in eben demselben Archiv befindlichen Oblatensiegeln, wovon das älteste sich an dem Schreiben des Kammergerichts-Procurators D. Gerhart Ebersteins an den rheingräflichen Rath *Faber* d. d. Speyer den 12. Mart. 1618. befindet. Doch würde nach des Vf. eigenem Geständniss dasjenige noch weit älter seyn, das sich kraft *Schwartners* Versicherung auf der Pester Universitätsbibliothek an einem Brüsler Pass vom 18. März 1603. befinden soll. Hierbey widerruft der Hr. Vf. seine ehemalige Aeusserung, dass sich der Gebrauch der Oblatensiegel nach dem J. 1626 in dem dhaunischen Archiv wieder verliere. Wir halten es für Pflicht, dem würdigen Hn. *R.* für seine Nachrichten Dank zu sagen, wenn wir gleich nicht leugnen können, dass sie uns noch mehr ergötzt haben würden, wofern er sie in eine minder abschreckende Schreibart eingekleidet hätte. Auch sollten deutsche Biedermänner, wofür wir auch Hn. R. halten, die Werke gleichzeitiger Gelehrten nicht immer mit übertriebnen und unschicklichen Verbeugungen anführen. *Spiess*, *Ein Spiess*, wie der Vf. sich ausdrückt, ist ihm ein *grosser Geist*, *Wenck* der Polyhistor unserer Zeiten, *Beckmann* derjenige, der mehrere Wissenschaften *zur Vollkommenheit erhebt*, und der Hr. Rheingraf das kostbarste *Eigenthum* des Archivs. (also ein Leibeigener?) Statt *nicht viel* über 200 Jahr alt, muss S. 11. nur *viel*, statt *Vorell Varell* stehen. Dass die von dem Vf. S. 33. vorgelegten Daten einiger mit spanischem Wachs besiegelten Urkunden vom J. 1618. an auf weitere Spuren führen, zweifelt Rec. um deswillen, weil er was dieser Zeitraum betrift, eben so viele, ja noch ziemlich ältere Lacksiegel auch in Niedersachsen gefunden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. Julius 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Hannover, i. d. Hellwing. Buchh.: *Ueber die Wirkung mineralischer Wasser*, besonders des Wildunger, von *J. E. Wichmann*, Grossbritanischen Leibmedicus. 1797. 64 S. 8.

So klein die Seitenzahl dieser Schrift ist, so wichtig ist ihre Erscheinung. Will man sie nach ihrem ganzen Werth würdigen, so muss man die schätzbaren Aufschlüsse, welche sie über mineralische Wasser und das Wildunger insbesonders enthält, weniger in Anschlag bringen, als den Weg, den sie eröffnet, die Rathschläge, die sie giebt, das Muster, das sie aufstellt. Die schwächste Seite der Medicin ist die Arzneymittellehre überhaupt; aber ungeachtet der ungeheuren Menge der Brunnenschriften, und selbst ungeachtet einiger classischen Schriften aus diesem Fach, ist die ächte praktische Kenntniss mineralischer Wasser doch am meisten vernachlässigt. Da aber in ihnen so oft unsre letzte und einzige Hoffnung bey der Heilung vieler Krankheiten liegt; so ist es kein kleines Verdienst, hier Licht zu schaffen oder zu veranlassen. Es ist ein vortrefflicher Gedanke, die praktischen Aerzte aufzufodern, nicht über Mittel aus der Apotheke allein ihre Beobachtungen in Druck zu geben, sondern durch sie auch unsre Begriffe über mineralische Wasser aufzuhellen. Sind auch nicht alle Brunnenärzte partheyisch, so läfst doch schon ihre kleinere Anzahl auf weniger gute Köpfe unter ihnen schliessen, als sich unter der so viel grösseren Menge derer, die keine Brunnenärzte sind, finden müssen. Aber die Lage jener giebt ihrer Erfahrung weniger Werth. Sie haben ihre mehrsten Kranken nur drey, höchstens vier Wochen in den Augen und zwar in einer Zeit, in der sie durch zu gehäufte Geschäfte zu zerstreut werden. Wir setzen hinzu: das Eigenthümliche jeder Sache ergiebt sich am deutlichsten aus Vergleichung; diese anzustellen hat aber nur der Praktiker Gelegenheit, der seine Kranken nach allen den verschiednen Quellen schickt, und ihre Wasser nach seiner Stadt oder Gegend kommen läfst. Wie fruchtbar jede Vergleichung hier ist, erhellt schon aus der Ansicht S. 6. dass Wasser von den verschiedensten Bestandtheilen und von entgegengesetzter Temperatur in einer und derselben Krankheit nützen. Nun lehnt sich aber der Vf. gegen den Gebrauch der allgemeinen Redensarten; stärken, auflösen, verdünnen, reinigen, versüssen u. s. w. auf, und dringt auf bestimmte Angabe der Krankheiten, in welchen sich ein solches Wasser heilsam bewiesen. Und wer würde es wagen, sagt er, bloss aus den flüchtigen oder festen Bestandtheilen desselben, wenn es auch mit Westrumbischer Genauigkeit sey untersucht worden, auf seine Wirkung bey Kranken mit entscheidender Gewissheit zu schliessen? Die Menge derselben stünde nie mit der Grösse der Wirkung in Verhältniss. Aber Erfahrung liess mit Zuversicht das Urtheil fällen: dieser Kranke gehöre nach Ems, jener habe bloss zu Carlsbad Hülfe zu hoffen u. s. w. Hr. *W.* scheint uns seine Beobachtungen über mehrere mineralische Wasser mittheilen zu wollen, und macht für jetzt nur den Anfang mit dem Wildunger. Er spricht in ganz freyen Verhältnissen. Obgleich in seiner 30 jährigen und in Werlhofs 50 jährigen Praxis sich kein Beyspiel eines wahren Blasensteins in Hannover fand; so fehlt es doch nicht an Nierensteinen, welche oft mit grossen Schmerzen, also in ziemlicher Grösse, den Weg nach der Blase nehmen, aber glücklicherweise aus derselben bald wieder abgehen, und so nicht zu einem Blasenstein oder ähnlichen Beschwerden Veranlassung geben. So sind auch andere nephritische Beschwerden, schmerzhaft abgehender Grand u. s. w. nicht selten. Ein wirksames Mittel dagegen aufzufinden, war ein grosses Bedürfniss, dem das Wildunger Wasser entsprach. Es setzt die in den Nieren gebildeten wahren Steine in Bewegung, und Grand führt es *allezeit* und *unfehlbar* ab, wo es dergleichen antrifft. Er kenne überhaupt kein Wasser, das in diuretischer Wirkung dem Wildunger gleich käme, und vorzüglich bey mäsiger Bewegung des Kranken in freyer Luft so geschwind den Weg nach der Blase suche. Die neue Erzeugung solcher Nierensteine wusste Hr. *W.* auch mit demselben Wasser zu verhüten. Es verdiene also im wahren Blasenstein versucht zu werden. Wo kleine Beschwerden aber aus Fehlern der Prostata entstehen, leiste es nichts. — Mit grosser Kunst beschreibt der Vf. nun eine Art Schwermuth oder Trübsinn nervoser Art, ohne ängstliche Unruhe, ohne fixe Idée, aber mit Unfähigkeit und Unthätigkeit zu, und in allem, von grosser Erschlaffung und Entkräftung. Die Kranken verlassen ungern das Bett, zerfliessen oft in Thränen, sind ohne Appetit und verwelken langsam ohne Fieber. Der Zustand gränzt an Ohnmacht, in die er auch zuweilen übergeht. Ausleerende Mittel verschlimmern alles. Recidive sind gewöhnlich. Die Verdauung scheint zuerst einen nachtheiligen Eindruck gelitten zu haben. Das Wildunger Wasser thut hier Wunder. Wenige Gläser, ganz kalt getrunken, verscheuchen oft schon die schwärzesten, trübesten Wolken aus der Seele, und bringen

gen Heiterkeit hervor; ein stärkrer, fortgesetzter Gebrauch desselben bewirkt gemeiniglich, fast ohne alle andre Arzneyen, obgleich langsam, völlige Genesung. Hr. *W.* sah in dem Zustand von Ohnmacht und gänzlicher Zernichtung, dem *Aneantissement* der Franzosen, der einer Asphyxie ähnlich wird, sogar geschwinde Hülfe davon, zumal wenn man das Wasser mit Rheinwein und Zucker effervescirend nehmen liess. Zuweilen fand es der Vf. auch in der wahren Melancholey heilsam, aber nicht in ihrem höchsten Grad, nicht in der sogenannten *melancholia cum materia*, und es mussten vorher oder zugleich ausleerende Mittel angewendet werden. In unzähligen andern Krankheiten leistete es Hn. *W.* das, was man vom Spaawasser, vom Pouhon erwartet. Er habe es in jener ganzen Classe von Krankheiten viel wirken sehen, die der Name Hypochondrie begreift. Es hebe sogar Stockungen in den Eingeweiden, und zertheile Verhärtungen. Er erzählt hiervon ein merkwürdiges Beyspiel. Verlassen habe es ihn aber bey der Atrophie, bey Verhärtungen oder Vergrösserungen der Drüsen des Mesenterii u. s. w. Man muss es auch vermeiden oder mit Vorsicht anwenden, wo man Congestionen nach der Brust oder Anlage zu Blutspeyen entdeckt oder die Brust sonst leidet.

Möge man aus dieser Schrift auch lernen, wie man lehrreich und ächt praktisch über Heilmittel überhaupt schreiben solle, — nicht indem man ihnen Prädicate giebt, die gar nicht in die Beobachtung fallen *können*, und deren Begriff selbst noch höchst zweydeutig ist, als wenn man sie z. B. auflösend nennt, — nicht indem man nach der Weise der allgemeinen Therapie die Fälle bestimmt, in denen sie, den ihnen beygelegten Wirkungen zu Folge, eine Anwendung leiden können. Das alles, es mögen es auch noch so viele Praktiker im Munde führen, enthält nur leere und oft sehr schiefe Theorie. Aber man spreche aus einer Fülle von Erfahrung, mit genauester Angabe der eigenthümlichen Verbindung von Zufällen, der besondern Umstände, unter denen ein Mittel eine Krankheit hob; und man mache indessen durch Zuziehung vieler andrer nicht Mittel zweifelhaft, welches von allen eigentlich genutzt hat!

MATHEMATIK.

BERLIN, b. Nauk: *Leonh. Eulers vollständige Anleitung zur niedern und höhern Algebra*, nach der französischen Ausgabe des Hn. *de la Grange* mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von *Joh. Phil. Grüson*, Prof. der Math. a. Kön. Kadettenc. Erster Theil. 1796. 21 Bogen. gr. 8. (1 Rthlr.)

In der Vorrede wird hier, wie es vor jeder neuen Ausgabe billig geschehen sollte, von den ältern Bearbeitungen des Werkes Nachricht gegeben. Darin wird behauptet, dass bisher nur *eine* deutsche Ausgabe des ganzen (Petersburg 1770) vorhanden sey: denn der würdige Hr. Prof. *Ebert* zu Wittenberg lieferte (1789) nur einen Auszug, (dessen gute Vorrede mit den Anfange der vorliegenden vieles gemein hat), und die „zu Lund herausgekommne und *ebenfalls unter dem Druckort Petersburg* erschienene" Eulerische Algebra sey ein blosser Nachdruck der Petersburger Ausgabe. Den Druckort zu lügen, ist allerdings ein hässliches, heimliches Benehmen eines Nachdruckers; aber in *seinem* Exemplare findet Rec., *Lund 1771 auf Kosten von Schiermann und in Commission etc.* Bey einem so berühmten Buche wäre es der Mühe werth noch auszumachen, wie es mit seinen Ausgaben eigentlich beschaffen ist. Sollte jener Nachdruck, von welchem Hr. *Gr.* ein Exemplar besitzt, sogleich in dem Jahre seiner Erscheinung vergriffen seyn? Das wäre eben so merkwürdig als unwahrscheinlich! Oder sollte man zweyerley Titelbogen gedruckt haben? — Der Lundner Abdruck, den wir vor uns haben; ist sicherlich durch einen sachverständigen Mann besorgt worden. Der Druck ist musterhaft, nicht nur viel bequemer als in der Petersburger Ausgabe, die bey allzu grossen Lettern ein gar zu kurzes Format hat; sondern er ist auch noch etwas reiner und schärfer als in der vorliegenden Ausgabe, mit der man doch in dieser Hinsicht ebenfalls sehr wohl zufrieden seyn kann. Die veraltete Orthographie und Wortbildung der Originalausgabe ist in *unserem Exemplare* des Lundner Abdruckes *bereits hinreichend verbessert*, alles übrige, so viel wir bemerkt haben, treu und unverändert abgedruckt. Hr. *Gr.* hat sich bemüht, „den „oft nur zu wortreichen und durch weitläuftigen Periodenbau schleppend gewordenen Vortrag Eulers, „in ein gefalligeres, den Geschmack weniger beleidigendes, Gewand einzukleiden." Er hofft, dass die Deutlichkeit dadurch nicht wenig gewonnen habe; so wie durch eine sorgfältige Ausmerzung der vielen eingeschlichenen Druckfehler nicht geringe Schwierigkeiten des Selbstunterrichtes gehoben seyen. Rec. ist, selbst in seiner Jugend, nur auf *wenige* Druckfehler gestossen: indessen las er freylich Eulern schon ohne vielen Anstoss, nachdem er bereits aus *Tempelhoff*, ebenfalls durch Privatfleiss, gelernt hatte. Hr. *Gr.* wird sich die Besitzer der ältern Ausgaben sehr verbinden, wenn er die vielen Druckfehler für sie anzeigt. Seine Abänderung des Styls scheint uns im ganzen genommen, gut und zweckmässig zu seyn: nur selten fanden wir uns veranlasst, den Grundtext nachzuschlagen, z. B. für §. .7. „Endlich ist noch zu merken, dass , als eine solche Zahl angesehen werden kann, welche sich durch alle mögliche Zahlen theilen lässt; weil der Quotient, wenn man o durch eine beliebige Zahl oder Grösse, z. B. durch 2, 3, 4 oder a dividiert, allezeit wieder o ist. Denn zweymal o ist o, dreymal o ist o, viermal o ist o, und a mal o ist o, da es unmöglich ist, aus Nichts, wenn man es auch noch so oft wiederholt, etwas herauszubringen." *Euler sagt hier nicht*, dass auch *Grösse mal* o = o ist; redet hier überhaupt nur von *Zahlen*, und sagt überdies: .... weil der Quotient immer o ist; denn o mal a ist o. — Obiges erinnert

innert mich auch an §. 148. „Weil nun alle mögliche Zahlen etweder grösser oder kleiner als o sind, oder o selbst." Euler hat: oder *etwa* o selbst; und dieses Etwa scheint hier eine zweyfache Beziehung auf seinen vorhergehenden Vortrag zu haben. — Hr. *Gr.* hat ferner den Text mit Anmerkungen (für die Literatur) und mit Zusätzen (für Ergänzung und Berichtigung) begleitet. Wenige davon scheinen uns nöthig; mehrere sind an und vor sich recht gut abgefasst, einige aber auch sehr leicht misszuverstehen und unrichtig. — §. 162. *Zusatz.* „Es sey n allgemein der Divisor, so sind alle mögliche Zahlen, welche sich durch n theilen lassen, in der Formel n a, und die sich nicht theilen lassen, in folgender Formel enthalten: $na+1$, $na+2$ .... $na+(n-1)$, wo $n-1$ der grösste Rest ist." §. 22. 4 *Zusatz.* „Bisher haben die Mathematiker nur die negativen Grösen für weniger als Nichts betrachtet. Wenn daher Vermögen als positiv betrachtet wird, so kann man die Schulden als negatives Vermögen ansehen, und alsdann sind Schulden im obigen Verstande weniger als Nichts vom Vermögen. Betrachtet man aber die Schulden als positiv und das Vermögen als negativ; so ist alsdann das Vermögen weniger als nichts von Schulden. Dieses rechtfertigt mich wenn ich sage, *positive* Grösen sind *weniger als nichts*; denn von ihnen läst sich gewiss eben dasselbe als von negativen Grösen behaupten." So steht es wörtlich da! Rec. war begierig zu sehen, wie sich eine solche Behauptung für das folgende Kapitel würde anwenden lassen, wo von multipliciren gleich und ungleich bezeichneter Zahlen die Rede ist: aber gerade diese Lehren, die doch Euler wohl zu kurz behandelt hat, sind hier ohne alle Erörterung geblieben! — Hr. *Gr.* behauptet, dass $\sqrt{-a}.\sqrt{-b}$ so viel als $-\sqrt{ab}$, und *dieses entschieden negativ* sey. Aber das kann man im allgemeinen *selbst* für *solchen* Zusammenhang nicht zugeben, wo man b als a n und $\sqrt{-a}.\sqrt{-b}$ als $(\sqrt{-a})^2\sqrt{n}$ zu betrachten hat. Denn dieser Ausdruck ist ja $= -a\sqrt{n}$, und da bey Euler und Grüson, $-b$ wie $-a$ eine verneinte Grösse bedeutet, so ist unser n eine bejahte; folglich $\sqrt{n}$ immer noch sowohl bejaht als verneint zu setzen. — „Wer bloss $\sqrt{-1}$ schreibt, will offenbar dadurch anzeigen, dass er die Wurzel positiv nimmt, daher ist es bey Euler falsch, wenn $\frac{1}{\sqrt{-1}} = \sqrt{-1}$ gesetzt wird." Wir denken, wer $\sqrt{-1}$ schreibt, muss sich bewusst bleiben, dass dieser Ausdruck an sich selbst *weder positiv noch negativ seyn kann*, und in so fern die Frage, ob $\frac{1}{\sqrt{-1}}$ etwas bejahtes oder verneintes gebe, *gar keine Antwort verdient.* Nun kann man sich freylich auch $\sqrt{-1}$ wiederum als $\sqrt{(-1.1)} = \sqrt{1}.\sqrt{-1}$ vorstellen, und erhält dadurch $\mp 1.\sqrt{-1}$, oder kürzer geschrieben $\mp\sqrt{-1}$. *Dieses* hat Euler *hier* noch nicht schreiben wollen, hat eben so auch kurz vorher §. 47. in $\sqrt{-4} = 2\sqrt{-1}$ nicht schon ∓ 2 ausdrücklich schreiben wollen; weil er fürs erste nur zeigen wollte, wie unmögliche Grösen bloss als solche betrachtet, in einander multiplicirt wieder etwas mögliches geben. Aber gleich nachher, schon in §. 150. holt er ja die Erinnerung nach, dass auch im vorigen ∓ 2 statt 2, und überhaupt $\mp\sqrt{-2}$ statt $\sqrt{-a}$ könne geschrieben werden. — „Bey Eulers Schlüssen bleibt man ungewiss, ob die Wurzel positiv oder negativ genommen werden muss." Wir denken, das ist recht. Denn nach dem ganzen Zusammenhang, und nach Eulers Absicht, ist hier vom allgemeinen die Rede, und dafür muss man ja über jenes $\mp$ unentschieden bleiben: — so bringt es die Natur der Sache mit sich. Sonst finden sich viele nützliche, zweckmäsige und nöthige Zusätze. Dahin gehört insbesondre auch die kurze vorläufige Einleitung in einige Lehren aus der vortrefflichen conbinatorischen Analytik des Hn Pr. *Hindenburg.* Ueberdies dient auch zur Empfehlung dieser Ausgabe, dass in ihr, jener Zusätze ungeachtet, das *Eulerische Werk* nicht theurer als nach der alten Ausgabe soll zu stehen kommen. Ein dritter Theil freylich soll nebst des Hn. de la Grange Zusätzen zur unbestimmten Analytik auch noch eine deutliche und fassliche Darstellung des Nothwendigsten aus der Differential- und Integralrechnung enthalten.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Böhme: *Antonius und Kleopatra*, ein Trauerspiel von *C. A. Horn.*, J. C. 1796. 176 S. 8. (14 gr.)

Für Zuschauer die jede Nothwendigkeit, sich selbst zu tödten, für mitleidswerth, jeden Entschluss zum Selbstmord für bewundernswürdigen Heroismus halten könnten, wäre der Tod des Antonius und der Kleopatra sehr leicht für das Theater zu bearbeiten. Jetzt aber, da Leser und Zuschauer verlangen, dass die Charaktere der Personen, die sie bedauern, oder bewundern sollen, detaillirt, und interessant gemacht werden, hat die Dramatisirung dieser Geschichte grosse Schwierigkeiten; wenn man auch nicht daran denkt, dass Hr. H. einen Shakspeare, Dryden, und in Deutschland einen von Soden zum Vorgänger hatte. Wie schwer ist es, im Antonius den Wollüstling und den Krieger zu vereinigen, zu zeigen, wie die Zauberin Kleopatra ihn erschlafft hat, und wie alle seine Versuche, sich wieder zu ermannen, vergebens sind! In diesem Stück, wo er nicht eher erscheint, als in dem Augenblick, da er das falsche Gerücht von Kleopatra's Tode hört, kann man unmöglich Mitleid mit ihm haben, da man seine vorhergehenden zärtlichen Verhältnisse mit ihr nur aus Erzählung kennt, ja sogar S. 50. hört, dass er alle Speisen habe kosten lassen, aus Furcht, von ihr vergiftet zu werden; und bewundern kann man den Mann nicht, der sich nicht eher tödtet, als bis der Freygelassne ihm diesen Dienst verweigert, und der auch dann sich nur halb trifft. Sein langsames von vielen Zuckungen begleitetes Sterben macht einen eben so widrigen Eindruck, als seine schlechten Monologe Langeweile. Der Charakter

rakter der Kleopatra hat noch mehr Schwierigkeiten. Entweder müsste man aus ihr eine wirklich zärtliche Liebhaberinn machen, ohne irgend einen Zug von Wollust, der sie in ein verächtliches Licht stellen könnte, einzumischen, und sie aus Wehmuth über Antonius Tod sterben lassen; oder man müsste ihr eine gewisse Geistesgrösse beylegen, womit sie vom Anfang an auf den Fall, wenn Antonius überwunden würde, ihren Tod beschlösse, und ihren Entschluss standhaft vollführte. Herr *Horn* erinnert den Leser S. 30. durch Erzählung an ihr ehmaliges wollüstiges Leben, wodurch dann alle Rührung bey ihrer letzten Zusammenkunft mit Anton wegfällt; er legt ihr so viel Verlegenheit und Unruhe bey, dass man ihren Selbstmord nur für affektirten Heroismus halten muss; er macht sie S. 40. S. 141. zu einer schwarzen Verrätherinn, die mit August's Heere im Verständnisse gestanden, und Antonius Unglück selbst befördert hat; er stellt sie als eine Kokette S. 128. dar, die noch bis zuletzt den Sieger zu erobern hofft. Wenn nun diese, so abscheulich charakterisirte, *Kleopatra* sich am Ende tödtet, so sieht man, dass es aus Unmuth über ihre gescheiterten Plane, und aus Misgunst gegen August, dessen Triumph sie nicht schmücken will, geschieht, und man kann sie weder beklagen, noch bewundern. Man möchte wohl mit ihrem Haushofmeister S. 50. fragen: „Hat Grösse der „Seele ihr diese Gleichgültigkeit eingegeben, oder „Schlaffheit der Nerven? War es aufloderndes Ge„fühl ihrer, unter Wollust und Ueppigkeit erstickten, „Heldenkraft, oder Ahndung von Folgen der aus „Weichlichkeit erzeugten Nachlässigkeit?" Ihre beiden Ohnmachten S. 95. und 102. fallen eben so sehr ins Lächerliche, als S. 134. der Gedanke, dem August alle Liebesbriefe des *Caesar* zu produciren. Als wahre Furie erscheint sie, wenn sie S. 136. den Philet bey den Haaren fasst, und ihm ins Gesicht schlägt, wenn sie S. 144. wünscht, dem August die Augen mit den Fingern ausgraben zu können. Nicht allein viele müssige, sondern auch ganz niedrig komische Szenen sind eingemischt z. B. S. 56. von einem Zauberer, der den Leuten der Kleopatra wahrsagen muss, und der dem einen eine Klaue des Stieres Apis, und dem andern einen Zahn von dem Esel, der weiland dem *Osiris* Haber brachte, giebt. Die Ausführung sieht einer flüchtigen Skizze ähnlich, in der nur angedeutet werden sollte, was die Personen allenfalls sagen könnten, so ganz leer ist sie von dichterischen Vorzügen. Ueber der Begierde, tragische Deklamationen zu meiden, läfst der Vf. seine Personen nur zu natürlich, bis zum Lächerlichen natürlich sprechen, z. B. S. 74.: „Wenn er die Schlacht nicht verliert, wird „er sie gewiss gewinnen — S. 37. Nun, was lamentirt „ihr? S. 40. Wir wollen einstweilen den Vortrab ma„chen! S. 44. Fast hätte ich den Hals gebrochen. S. „59. Das ist doch ein herzlieber Mann, ich bin ihm „so gut, den schönsten Jüngling könnte ich nicht so „lieb haben. S. 92. Mit unserm Kummer ist ja doch „nichts gethan, wir vermehren dadurch nur unsern „Schmerz. S. 124. Es ist doch fatal, wenn man so „zwischen Furcht und Hoffnung leben muss, man „weiss gar nicht, wie man in der Welt lebt. S. 139. „Er meinte es gewiss gut mit der Königin, sonst hät„te er nicht so viel Wesens mit ihr gemacht." S. 173. sagt *Kleopatra* zur Natter. „Wärme dich an diesem königlichen Busen, koste die Muttermilch einer Königin!" — Nichts ist matter, als S. 161. die zehn Zeilen, die *Kleopatra* und ihre Räthe mit einander sprechen; darum war es wirklich nicht der Mühe werth, sie kommen zu lassen. Der hinkende Sekretair S. 35. die Mohren S. 57. die Laufer, und die Zofen machen sehr lustige Intermezzos. Wenn der Leser sich auch an dem so oft vorkommenden *Sofa* nicht ärgern will, so müssen ihm doch die *Vasallen* S. 11. die *Thaler* S. 33. und der *Teufel* S. 65. sehr auffallen. Das *veni, visi, vici* S. 31. ist offenbare Pedanterey. —

WARSCHAU, b. Wilke: *Amors Besuch auf dem Lande*, in den merkwürdigen Begebenheiten eines unschuldigen Landmädchens, nach dem Franz. des *Marivaux*, erster Theil. 1797. 239 S. 8. (14 gr.)

La Paysanne parvenue, ou, les Memoires de Mad. la Marquise de L. V. wovon hier eine neue Uebersetzung (schon 1752 war zu Frankfurt eine ziemlich schlechte davon erschienen) geliefert wird, rührt nicht, wie der Uebersetzer meynt, von *Marivaux*, sondern vom *Chev. de Mouhy* her, und ist bloss eine mittelmässige Nachahmung von dem *Paisan parvenu* des *Marivaux*. Der Uebersetzer hat nicht allein die Episoden, sondern auch den ganzen, oft sehr weitschweifigen, Vortrag zum Vortheile des Lesers abgekürzt; doch sind durch diese Abkürzungen manche kleine Züge verloren gegangen, die die Erzählung anschaulicher machen halfen. Eine kleine Probe wird dies beweisen. Folgende Stelle des Originals: „*Il me „trouva à son gré, et se recria plusieurs fois: Mon „Dieu, quelle est jolie! Ce sera une beauté, Madame! „Quels yeux! Qu'en dites-vous? — lorsqu'ils seront „animés du sentiment — Ne lui enseignez point ces cho„ses, repondit la Marquise, la vanité ne les apprendra „que trop. Allez, Jeannette, allez, n'ecoutez pas Mon„sieur, il en dit autant à tout le monde. Je fus hon„teuse de ce discours, et je me retirai en faisant une re„verence à ma maniere, que je tachai de faire des plus „profonds*" — ist S. 3. also verdeutscht worden: „Das „wird eine grosse Schönheit, sagte er zu ihr, dass ich „es hörte! Sehen Sie die Augen! Schade, dass sie kei„ne gute Erziehung erhalten kann! — Sagen Sie ihr „das nicht, dergleichen Eitelkeiten schmeicheln „sich ohnedies eher, als etwas Nützliches ein. Geh „nur, Hannchen, der Herr pflegt gern zu scherzen! „Ich ward roth, und warum sollte ich es nicht ge„stehn — ich gieng nicht gern zurück."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 6. Junius 1797.

GESCHICHTE.

Ohne Druckort: *De la Revolution Françoise*, par *Mr. Necker*. 1796. Vol. I. 303 S. Vol. II. 349 S. Vol. III. 358 S. Vol. IV. 339 S. 8.

Der Name des Vfs. hat die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf dieses Werk gezogen. Das was die meisten darin mit Gewifsheit erwartet, und mit Begierde gesucht haben, — neue Aufschlüsse über die gröfste Begebenheit dieser und vielleicht aller Zeiten, enthält es nicht. Aber, was es wirklich enthält, ist doch immer anziehend genug, um den über die fehlgeschlagne Erwartung unzufriednen Leser auszuföhnen, den weniger unterrichteten auf eine zweckmäfsige Art zu belehren, und manchem, wenn gleich nicht tieffinnigen, doch guten und gesunden, Kopfe bey seinem Nachdenken über das grosse Schauspiel der verflossnen Jahre zum Leitfaden zu dienen.

Das Buch zerfällt in drey ziemlich verschiedenartige Bestandtheile. Es besteht aus einer *historisch-polemischen*, einer *bloss historischen* und einer *bloss räsonnirenden* Abtheilung. Die erste, (welche auch den *ersten Band* ausmacht) ist eigentlich der Rechtfertigung des Vfs. gegen die Vorwürfe, die man ihm über sein Betragen *vor dem Ausbruche der Revolution* macht, gewidmet. Ihrem Gegenstande nach ist sie die wichtigste des ganzen Werks: ob die Ausführung befriedigend, ob sie mit dem Zwecke des Vfs. übereinstimmend ausfiel, wird sich bald näher ergeben. Es liegt unstreitig etwas peinliches in dem Unternehmen, die öffentlichen Schritte eines noch lebenden Mannes, dessen Name selbst von demjenigen, der ihm seinen Beyfall versagt, nie ohne Achtung, und von einer gewissen Seite nie ohne Ehrfurcht genennt werden darf, einer strengen Kritik Preis zu geben: aber dem Interesse der historischen Wahrheit muss auch die ehrwürdigste Nebenrücksicht weichen: und wenn überdies der handelnde Staatsmann als Schriftsteller auftritt, so scheint er seine Zeitgenossen ausdrücklich zu bevollmächtigen, und sogar aufzufodern, die Gesichtspunkte, aus welchen sie seine öffentliche Thaten betrachten, mit Freymüthigkeit anzugeben. — Die *zweyte* Abtheilung, (welche den *zweyten Band* und die Hälfte des *dritten* umfasst) ist in Vergleichung mit den andern die unbedeutendste: eine Skizze der Revolution, von einem entfernten Beobachter, mit blossen Hauptstrichen entworfen, und in Rücksicht auf Darstellungskunst nichts weniger als untadelhaft. — Die *dritte* Abtheilung (des *dritten Bandes* zweyte Hälfte, und der ganze *vierte Band*) beschäftigt sich mit einem sehr unterrichtenden, immer scharfsinnigen, oft tiefdringenden und wahrhaft gründlichen Räsonnement über die neueste französische Constitution, ihr Verhältnifs zu den Bedürfnissen und Umständen des französischen Staats, und den Grundsatz der allgemeinen Gleichheit, welcher einige Jahre lang das Losungswort der französischen Nation und ihrer Anführer, und im ganzen Laufe der Revolution der wahre oder vorgebliche Richtpunkt aller grosen politischen Operationen gewesen ist.

Erster Theil. Erster Abschnitt. Begebenheiten, welche die Versammlung der Stände vorbereiteten. *Necker* nimmt nur zwey vollgültige Symptome einer herannahenden Revolution in Frankreich an: die Gewalt, welche die öffentliche Meynung in diesem Jahrhundert durch die herrschenden Sitten und durch die Kühnheit der Schriftsteller erworben hatte, und die Zerrüttung in den Finanzen. Beide vereinigten sich mit einander, um Frankreich eine neue Gestalt zu geben, „so wie zu den Zeiten *Leo des X*, der erste Schimmer der Aufklärung sich mit dem Uebermaass der Misbräuche am päbstlichen Hofe vereinigte, um die *Reformation* zu bewirken." Als *Necker* die Finanzadministration 1781 verliess, war, nach seiner Versicherung, alles in Ordnung und im Gleichgewicht: aber sein Nachfolger *Calonne* führte die Katastrophe herbey. — Nachdem der König diesen den Wünschen der ersten Notablen-Versammlung aufgeopfert hatte, wählte er den Erzbischof von Toulouse zum Principalminister. „Der König" — sagt *N.* — „war einen Augenblick zweifelhaft, ob er nicht seine Wahl *auf mich* richten sollte: *wäre er bey diesem Gedanken geblieben, so wäre nichts von allem, was wir erlebt haben, erfolgt.*" — Die Begebenheiten während *Brienne's* Administration werden nun kurz, und ohne irgend einen neuen Aufschluss erzählt. Im August 1788 tritt *Necker* zum zweytenmale ins Ministerium. — Hier hebt der wichtige Abschnitt an, der des Vfs. *Rechtfertigung seines Betragens in den sechs oder acht Monaten, die vor der Eröffnung der Ständeversammlung im J. 1789 hergingen, und in den sechs Wochen, die darauf folgten*, enthält. Diese Rechtfertigung nimmt den ganzen Ueberrest des ersten Theils (von S. 42 bis ans Ende) ein; und sie verdient es, dass man ihr eine besondre Aufmerksamkeit widme.

Die Zusammenberufung der Stände war unwiderruflich entschieden. Die ganze Nation erwartete die erspriesslichsten Vortheile von ihrer Zusammenkunft, und *N.* gesteht freywillig, dass er an diesen frohen Erwartungen Theil nahm, weil er kein andres Mittel

absah, die alten Gebrechen der *politischen Organisation* Frankreichs, und die eingewurzelten Krankheiten eines durchaus untauglichen *Finanzsystems* zu heilen. Ueberdies hatten die *Parlamenter* feyerlich auf die Zusammenberufung provocirt, und *der König* hatte sie ausdrücklich und feyerlich versprochen. „Auch muss ich," sagt *N.*, „zur Ehre dieses Monarchen und zur Steuer der Wahrheit versichern, dass er nie, weder im Staatsrath noch in den Privatunterredungen, die ich mit ihm gehabt habe, den entferntesten Zweifel äusserte, ob er sein gegebnes Wort halten sollte oder nicht, ob er gleich recht gut einsah, dass eine Ständeversammlung zur Zeit so gewaltiger Gährungen in allen Gemüthern eine grosse Begebenheit war." Ein Minister, der es bey dieser Lage der Sache unternommen hätte, den Wünschen des Publicums entgegen zu arbeiten, würde sich nicht lange auf seinem Posten behauptet haben. — Bis so weit wird wohl noch jeder verständige Leser mit dem Vf. einig seyn.

Sobald die Frage: *Ob* eine Ständeversammlung existiren sollte? — über allen Zweifel hinaus entschieden war, entstand die andre gleich wichtige: *Wie* sie existiren sollte? Ganz Frankreich beschäftigte sich mit dieser Frage: von dem Könige und seinem Ministerium erwartete man die Entscheidung. *Necker* fand es weise und vortheilhaft, dieselbe *Versammlung der Notabeln*, die 1786 zu einem andern Zwecke berufen worden war, über die Form der Ständeversammlung zu Rathe zu ziehen. „*Es war vielleicht kühn*," sagt er, „bey der damals schon sehr bekannten Stimmung der Nation eine Versammlung, die fast ausschliessend aus *Prinzen vom Geblüt, Bischöfen und grossen Staatsbeamten* bestand, über eine solche Materie zu befragen. Und ich möchte wohl wissen, ob dieser Schritt ein Beweis des *tiefgewurzelten Demokratismus* war, dessen man mich beschuldigt hat, und ob er für die Glaubwürdigkeit jener von meinen verblendeten Feinden so oft wiederholten Verleumdung, dass ich vom ersten Augenblick meines zweyten Ministeriums an, alle populäre Meynungen ohne Unterschied begünstigt hätte, spricht." — Die Resultate der Deliberationen dieser Notabelnversammlung wurden fast durchgehends die Grundlage der Vorschriften zur Zusammenberufung der Deputirten. Nur in einem einzigen Punkte, — dem, welcher *die verhältnissmässige Anzahl der Deputirten aus jedem der drey Stände* betraf, (also offenbar in dem wichtigsten aller bis dahin verhandelten) trat das königliche Conseil der Meynung *der Minorität* der Notabelnversammlung bey, und bewilligte dem dritten Stande allein eine eben so grosse Anzahl von Deputirten als den beiden andern Ständen zusammen genommen.

Gegen die Vorwürfe, die dieser in der Geschichte der französischen Revolution so berühmt gewordne Beschluss ihm zuzog, vertheidigt sich *Necker* durch folgende Gründe: 1) Der Beschluss war nicht sein persönliches Werk: der ganze Staatsrath, (der sich aber damals auf Necker allein verlassen musste,) stimmte zu demselben: und als sein Bericht vom 27. December 1788 zum letztenmale verlesen ward, um nun in den Druck gegeben zu werden, war selbst die *Königinn* gegenwärtig. 2) Die verdoppelte Anzahl der Deputirten des dritten Standes war keine völlig neue Anordnung: man hatte etwas ähnliches auf ältern Ständeversammlungen gesehen, und die Anzahl der Deputirten war überhaupt nie bestimmt worden. (Da sich bald nachher zeigen wird, dass auf dieses ganze Argument nichts ankommt; so bemerken wir hier nur beyläufig, dass der historische Beweis äusserst seicht und gebrechlich ist.) 3) Der Geist der Zeit verlangte eine wesentliche Aenderung: der dritte Stand war am Ende des achtzehnten Jahrhunderts nicht mehr das, was er im J. 1614, (wo sich die Stände zum letztenmale versammelten,) gewesen war. 4) Der König durfte nicht mehr verwerfen, was die öffentliche Meynung foderte: er besass nicht mehr die Freyheit, die Verhältnisse zwischen den Deputationen der verschiednen Stände, ganz nach seinem Willen festzusetzen. 5) „Die Meynung der Majorität der Notabeln konnte *nur solchen Anordnungen* Gewicht geben, über welche *die Stimme des Publicums* noch nicht entschieden hatte: wo die Nation schon den Ausspruch that, da galt der ihrige nichts." (Aber wenn dies der Fall war; so lässt sich schwer begreifen, wozu denn eigentlich die Notabeln wieder berufen wurden, und warum sich der Minister diese ganze Maassregel, die er überdies als *gewagt* schildert, nicht lieber ersparte. Freylich war *seine* „*Kühnheit*" so ausserordentlich gross nicht, wenn er sich gleich vorgenommen hatte, nur die Meynungen der *populären Minorität* der Notabelnversammlung als Richtschnur zu betrachten.) 6) „Indem der König die Anzahl der Deputirten bestimmte, übte er bloss das Amt eines Rathgebers, aber *nicht eine Autorität* aus, die er *wirklich hätte behaupten können*; denn sobald die drey Stände versammelt waren, hing es von ihnen allein ab, die Rechtmässigkeit der Wahlen anzuerkennen oder zu verwerfen. — — In einer *repräsentativen* Staatsverfassung, wo weder die allgemeine noch die relative Anzahl der Deputirten durch ein Fundamentalgesetz bestimmt war, durfte der Monarch diesem Mangel *nur in sofern* abhelfen, als die Nation im Augenblick der Wahlen, *seinem Ausspruche Vertrauen schenkte:* hatten sich die Repräsentanten einmal versammelt, so waren *sie allein befugt*, über alles was mit ihrer Organisation zusammenhing, zu entscheiden." (Diese bequeme Theorie würde den Minister, wenn er sie nur etwas weiter hätte ausdehnen wollen, seiner ganzen Rechtfertigung überhoben haben: denn war sie gegründet, so durfte der König und sein Ministerium *von Rechtswegen* nichts thun, als die Hände in den Schoos legen, und abwarten, was die Repräsentanten über sich selbst und über Umfang und Gränzen ihrer Befugniss beschliessen würden: war sie ungegründet, so überschritt ja *Necker* schon offenbar die Schranken seiner rechtmässigen Macht, indem er die doppelte Anzahl der Deputirten des dritten Standes *positiv bestimmte*. —

ber hält denn das Räsonnement wohl nur einen Augenblick Stich? Kann eine *repräsentative Staatsverfassung* schon wirken, ehe sie noch vorhanden ist? Und sollte ein Monarch, der eine solche Staatsverfassung *aus dem Nichts hervorruft*, in einem Augenblick hervorruft, wo er allein den ganzen Umfang der gesetzgebenden und ausübenden Macht besitzt, nicht die Befugniss haben, die *Form* und die *Gränzen* der neuen Gewalten zu bestimmen, die er selbst erschaffen hatte?)

Wenn übrigens alle jetzt angeführte Argumente auch viel gründlicher wären, als sie wirklich sind; so würden sie doch durch folgende Bemerkung sämmtlich entkräftet werden. Die doppelte Anzahl der Deputirten des dritten Standes war *an und für sich* ein höchst unbedeutender Umstand; sie wurde nur wichtig, wenn man sie mit einer andern grossen Neuerung in Verbindung setzte, oder dachte. Sollten die Deputirten der drey Stände *abgesondert* berathschlagen, und die Mehrheit der *Kammern* (also der *Stände*) das Gesetz machen; so war es durchaus gleichgültig, ob die Deputirten eines Standes 100, 200, 300, 600 oder 6000 Köpfe stark waren: sie standen einmal wie das andre gegen die vereinigten Deputirten der beiden andern Stände, und wenn jeder dieser letztern auch nur 10 Deputirte gehabt hätte, in dem Verhältniss wie 1 zu 2. Sobald aber die drey Stände *gemeinschaftlich* deliberiren und votiren sollten; alsdann, aber auch nur alsdann, wurde es äusserst wichtig, wie viel *Köpfe* jeder einzelne Stand für sich zählte. Die Hoffnung, *diese* Form der Deliberation triumphiren zu sehen, war es allein, was dem Wunsche, die Anzahl der Deputirten des dritten Standes zu verdoppeln, eine so grosse Lebhaftigkeit gab: und die, welche damals aus allen ihren Kräften an einer solchen Verdoppelung arbeiteten, wussten sehr wohl was sie thaten. Was soll man nun von *Necker* glauben? War es wohl möglich, dass ihm der Zusammenhang zwischen beiden Gegenständen entgehen konnte? War es wohl möglich, dass er die *verdoppelte Repräsentation* aus irgend einem andern Grunde beförderte, als weil sie zur *gemeinschaftlichen Deliberation* führte? Und wenn dies sein Bewegungsgrund war, warum verschwieg, warum verleugnete er ihn damals? Warum verschweigt er ihn noch jetzt? —

Nachdem der Vf. diesen Hauptgegenstand erschöpft zu haben denkt, wendet er sich zu einigen weniger erheblichen, zeigt mit guten, aus der eigenthümlichen Beschaffenheit der ehmaligen französischen Verfassung hergenommnen, Gründen, dass es unmöglich war, den Besitz eines Grundeigenthums, wie so viele verlangt haben, zur Bedingung der Wahlfähigkeit zu machen, erklärt, warum sich das Ministerium der Wahl des niedern Adels und der niedern Geistlichkeit nicht widersetzen konnte und wollte, und vertheidigt die Maasregel, Versailles zum Versammlungsorte zu wählen. Der Schluss dieses ersten Abschnitts ist so merkwürdig, dass er hier eine Stelle verdient: „Unterdessen wurde der Ehrgeiz allenthalben wach. Der Zeitpunkt der Ständeversammlung rückte heran, und eine allgemeine Unruhe mahlte den Zustand eines Heeres am Abende vor einer grossen Unternehmung. *Der König allein* zeigte mitten in dieser Gährung der Gemüther jene Heiterkeit, die nur mit *gemässigten Gesinnungen und redlichen Absichten* besteht. Indess Jedermann Anstalten machte, etwas zu gewinnen, ging er allein alle die Prärogativen, denen er entsagen zu können glaubte, durch, und bereitete sich, ohne alle Betrübniss, sie aufzuopfern. *Er wollte das Gute;* er liebte es ohne alle Prahlerey; er fand für das schmerzhafte Gefühl, welches die Erinnerung an so manchen wohlthätigen Plan, den seine Minister zerstört hatten, in ihm erregte, eine wirkliche Linderung in dem Entschlusse, die Repräsentanten der Nation um sich zu versammeln, und er beschäftigte sich voll ruhigen Vertrauens mit dieser grossen Begebenheit. Er liess sich von den Arbeiten der Commission, welcher er die Aufsicht über das Geschäft der Zusammenberufung der Deputirten anvertraut hatte, häufig Bericht abstatten. Er suchte selbst in den alten Annalen alles auf, was für die jetzigen Umstände passend seyn konnte. Noch kurz vor Eröffnung der Versammlungen widmete er dem Cerimoniel, welches zur Verherrlichung eines so feyerlichen Tages gehörte, eine zweckmässige Aufmerksamkeit .... Gott! zu welchen traurigen Gedanken, zu welchen finstern Bildern führt diese Erinnerung mich zurück! Unglücklicher Monarch! Mit wie grossem Rechte durfte er sich der rührenden Worte eines andern Opfers" (der *Iphigenie* beym *Racine*) „bedienen:

Et deja d'Ilion présageans la conquête,
D'un triomphe si beau je préparois la fête;
Je ne m'attendois pas, que pour la commencer,
Mon sang fût le premier, que vous dussiez verser."

Zweyter Abschnitt. Allgemeine Betrachtungen. Ueber die Veränderungen, die sich seit der letzten Ständeversammlung in den Sitten und Urtheilen der Menschen zugetragen hatten, über das vermehrte Ansehen des dritten Standes, das gesunkne des Adels und der Geistlichkeit, die unvermerkte Verminderung der königlichen Macht, die steigende Gewalt der öffentlichen Meynung, und die Wirkungen, welche alle diese grossen Umstände in dem Augenblick, wo die Parlamenter das Signal zu einer neuen Ordnung der Dinge gaben, nothwendig äussern mussten. Sehr einsichtsvolle, zum Theil feine Bemerkungen, die wir aber hier, da sie die Hauptsache nur mittelbar treffen, nicht ausführlicher erörtern. Das Resultat, welches *N.* daraus zieht, ist, dass bey der damaligen Lage der Sachen, Frankreich durch nichts gerettet werden konnte, als durch die Einführung der *brittischen Constitution.* Um nun aber der natürlichen Frage: Warum Er denn dieses einzige Rettungsmittel nicht ergriff, auszuweichen, erklärt er gleich, dass nur *ein* dazu schicklicher Augenblick gewesen sey, der namlich, wo der Erzbischof von Toulouse die

die berüchtigte *Cour plénière* durchsetzen wollte. „Damals," meynt er, „würde man den Himmel offen gesehen haben, wenn der Monarch zwey bis drey hundert adeliche Familien mit der erblichen Pairschaft bekleidet, wenn er aus den Häuptern dieser Familien, und funfzig auf Lebenszeit ernannten angesehenen Staatsbeamten die erste Section der gesetzgebenden Versammlung, aus fünf oder sechs hundert gewählten Deputirten der Nation die zweyte constituirt hätte u. s. f." Aber damals hatte der König noch eine gewisse Abneigung gegen die englische Staatsverfassung, (die sich auch wohl schwerlich so mit einem Wurfe in Frankreich hätte realisiren lassen.) Als er seine Meynung über diesen Punkt änderte, war es zu spät. „Frankreich würde heute" — eine sinnreiche und sehr richtige Bemerkung — „die brittische Regierungsform und zwar eine verbesserte brittische Regierungsform besitzen, wenn der König, der Adel und der dritte Stand, die alle, *nur in verschiednen Zeitpunkten*, eine solche Verfassung wünschten, sie zu einer und derselben Zeit hätten verlangen können."

Dritter Abschnitt. Versammlung der Stände bis auf die königliche Sitzung am 23. Junius 1789. — Je näher die Eröffnung der Ständeversammlung rückte, desto dringender wurde die Entscheidung der Frage: Ob die Deputirten in abgesonderten Kammern, oder gemeinschaftlich berathschlagen, und ob die Stimmen nach Ständen, oder nach Köpfen gezählt werden sollten? — *Necker* bemüht sich in diesem Abschnitt von allen Seiten darzuthun, dass Gerechtigkeit, Billigkeit, Staatsklugheit, die Gewalt der Umstände, der Zweck der Ständeversammlung, der Geist der Zeit, das allgemeine Geschrey der Nation, dass alles sich vereinigte, um die gemeinschaftliche Deliberation und das Votiren nach Köpfen herbey zu rufen. Hätte auch der König die *abgesonderte Deliberation* ausdrücklich vorschreiben wollen, sagt der Vf., so würden ihm die Stände, wenn es einmal ihr Wille war, sich zu vereinigen, nicht gehorcht haben.

Es ist in der That mehr als wahrscheinlich, dass die *abgesonderte* Deliberation und das Votiren nach Ständen, die Absichten des Königes und die Wünsche der Nation vereitelt; dass sie die Ständeversammlung in ein leeres Gaukelspiel verwandelt, und keine andre Früchte als Zwiespalt und Unruhen getragen haben würden. Aber, wenn sich dies mit Gewissheit voraussehen, wenn sich auch nur berechnen liess, dass die alte Form, sie mochte nun gut oder schlecht seyn, nicht erhalten werden *konnte*, *warum verordnete denn Necker nicht die gemeinschaftliche Deliberation und das Votiren nach Köpfen?* — Das ist die grosse und schwere Frage, auf die er, wenn er auch noch hundert Bände voll Rechtfertigungen schreiben sollte, schwerlich je eine befriedigende Antwort geben wird.

Nicht die Vereinigung der Stände selbst, wie viele leidenschaftliche Royalisten glauben, und uns gern überreden möchten, zog die Revolution, und alles Unglück der Revolution nach sich: der Umstand allein, dass die Deputirten des dritten Standes, kühn und mächtig genug waren, die Vereinigung anzuordnen, und die andern beiden Stände zum Beytritt, den König zur Einwilligung zu zwingen, dass diese grosse Wendung der Sache überdies erst nach zweymonatlichen Streitigkeiten, die alle Gemüther erbittert und die ganze Nation in Bewegung gesetzt hatten, erfolgte; — das war es, was die Revolution, und das Schicksal des Landes entschied. Und das war es, was *Necker* vermeiden konnte, wenn er, überzeugt von der Wohlthätigkeit, und sogar von der unüberwindlichen Nothwendigkeit der gemeinschaftlichen Deliberation, im Namen des Königs diese Form vorschrieb, so wie er die Verdoppelung der Deputirten des dritten Standes, — ein nichtsbedeutendes Geschenk ohne die gemeinschaftliche Deliberation, — vorgeschrieben hatte.

Man sieht nicht deutlich, ob *Necker* den eigentlichen Umfang dieses ausserordentlichen Fehlers zu wenig, oder ob er die Schwierigkeit, sich darüber zu entschuldigen, zu stark gefühlt hat: so viel ist aber gewiss, dass folgende kurze Stelle den einzigen Versuch einer Rechtfertigung in Ansehung dieses Punktes enthält: „Der König würde hart gegen die Geistlichkeit und den Adel gehandelt haben, wenn er ihnen das Verdienst, dem Gebot der Umstände freywillig nachzugeben, hätte nehmen wollen: und es wäre unpolitisch gewesen, sich eines stolzen oder geringschätzigen Tones gegen zwey Stände, deren Ansehn für die Festigkeit des Thrones selbst so wichtig war, zu bedienen." Es ist beynahe überflüssig, auf die Seichtigkeit dieser, mit dem Geist und Charakter des ganzen Räsonnements ohnehin so sonderbar contrastirenden Gründe, aufmerksam zu machen. Und doch waren sie vermuthlich die einzigen, die N. aufzutreiben wusste. Denn das Lieblingsargument, dass der König einen solchen Schritt nicht hätte thun dürfen, ohne die Nation wider sich zu empören, fand hier gewiss keine Anwendung, da die ganze Nation die gemeinschaftliche Deliberation wünschte und verlangte.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 7. Julius 1797.

GESCHICHTE.

Ohne Druckort: *De la Revolution Françoise, par Mr. Necker etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

„Aber die Deputirten hätten einsichtsvoll und patriotisch genug denken sollen, um die gemeinschaftliche Deliberation, wenigstens in allen Angelegenheiten, die ein allgemeines Interesse hatten, von selbst anzunehmen und einzuführen." — So sagt *Necker*, und zeigt in einer der vorzüglichsten Stellen dieses Abschnitts, und vielleicht des ganzen Werks, dass es in der That wahre Weisheit von Seiten der Deputirten des Adels und der Geistlichkeit gewesen wäre, der Vereinigung nicht zu widerstreben, und wahre Vaterlandsliebe von Seiten der Deputirten des dritten Standes, die Vereinigung nicht gewaltsam zu bewirken. Dies kann aber für keine Rechtfertigung *seines* Verfahrens gelten. Denn fürs erste kann man eine wesentliche Unterlassung nie dadurch entschuldigen, dass man behauptet, und allenfalls aufs bündigste beweiset, ein andrer habe die Pflicht gehabt, sie wieder gut zu machen. Und dann gilt diese Entschuldigung am wenigsten da, wo sich ohne Allwissenheit voraussehen liess, wie dieser andre handeln würde. Dass ein beträchtlicher Theil des Adels und der Geistlichkeit äusserst abgeneigt war, die abgesonderte Deliberation aufzugeben, dass die Anhänger dieser Form sich hinter die bisherige Organisation aller Ständeversammlungen, welche sie — gleichviel ob mit Recht oder nicht — *als die alte Verfassung des Staats* darstellten, verstecken konnten, dass ihnen endlich die gemeinschaftliche Deliberation *eben deshalb*, weil man dem dritten Stande so viel Deputirte als den beiden andern zusammen genommen bewilligt hatte, noch verhasster und noch verdächtiger werden musste, als sie ihnen vorhin gewesen war; — das alles durfte und konnte dem Ministerium nicht verborgen bleiben. Es war also nichts weniger als wahrscheinlich, dass das, was Weisheit und Vaterlandsliebe geboten, ruhig ausgeführt, dass es ohne die heftigsten Kämpfe zu Stande gebracht werden würde. Und die Gefahr, den drey Ständen die wichtigste aller Fragen zur eignen Beantwortung zu überlassen, wurde um so grösser und dringender, da sie eigentlich keinen Schritt thun konnten, bey welchem die Entscheidung nicht schon vorausgesetzt wurde. Denn sollte man nach Ständen oder nach Köpfen ausmitteln, ob man nach Ständen oder Köpfen deliberiren sollte?

Von dem Vorwurfe also, dass er die Deputirten ohne Senkbley und Compass in einen weiten und stürmischen Ocean schleuderte, und dadurch zu den ersten Convulsionen Veranlassung gab, — von diesem Vorwurf wird die Geschichte, *auch mit dieser Rechtfertigungsschrift in der Hand*, den Verfasser derselben schwerlich jemals frey sprechen. Vielleicht wird sie ihn über einen andern wichtigen Punct, den er fast gar nicht berührt, nämlich, dass er das Verhältniss zwischen dem Könige und der Ständeversammlung, und die eigentliche Gränze der gesetzgebenden Gewalt der letztern *durchaus unbestimmt* liess, zur Verantwortung ziehen. — Die wahren Bewegungsgründe dieses von einer gewissen Seite unbegreiflichen Betragens angeben, oder errathen zu wollen, wäre theils verwegen, theils mit der Achtung, die man einem Manne wie *Necker*, auch wenn man seine Fehler rügen zu müssen glaubt, noch immer schuldig bleibt, unvereinbar: aber diese Fehler selbst wegzuwischen, dazu gehörten andre Entdeckungen als die, welche uns seine Apologie darbietet.

Vierter Abschnitt. Königliche Sitzung am 23ten Junius 1789. — Das traurige Experiment war nun gemacht: die Majorität der beiden ersten Stände hatte sechs Wochen lang wider die Vereinigung mit dem dritten gekämpft: dieser, eigner Kräfte sich bewusst, hatte anfänglich temporisirt, auf einmal aber einen entscheidenden Schwung genommen, seine Kammer für die Nationalversammlung erklärt, die Deputirten der andern Stände zur Vereinigung *citirt*, und die, welche nicht erschienen, *contumacirt:* alle Versuche, eine gütliche Uebereinkunft zu stiften, alle Vorschläge, alle Ermahnungen des Königes und seiner Minister waren fruchtlos geblieben.

Unter diesen Umständen, gerieth *Necker* auf den Einfall, die so lange schlummernde und beynahe erloschene Autorität des Königes noch einmal zu gebrauchen, um der Verwirrung ein Ende zu machen. Der König sollte in Person vor den versammelten Deputirten erscheinen, und ihnen *Vorschriften* zur Einrichtung ihrer Deliberationen, und Bearbeitung ihrer Geschäfte geben. Es war klar, dass bey der damaligen Lage der Sache dieses ganze Project, wie klug es auch eingeleitet und ausgeführt werden mochte, keinen glücklichen Erfolg haben *konnte*. Der dritte Stand war jetzt schon auf eine so ausgezeichnete Art im Vortheil, dass er bey einer königlichen Entscheidung nichts mehr zu gewinnen hatte. Sein Uebergewicht stand fest; er durfte sich auf keine Beschränkungen, auf keine Negociationen mehr einlassen. Die andern Stände *mussten* sich unbedingt mit ihm vereinigen. Und es war bekannt, dass die Majorität der geistli-

chen, und eine ansehnliche Minorität der adelichen Deputirten, wirklich schon den Entschluss gefasst hatten, nachzugeben. Der König konnte nichts mehr anbieten, was nicht *unter* dem einmal errungnen geblieben wäre. Man verleitete ihn zu einem vergeblichen Schritte. Sollte dieser Schritt einmal geschehen, so war freylich der Plan der beste, der den Foderungen des dritten Standes *am wenigsten* Abbruch that. Dies galt nun von dem *Neckerschen*, in Vergleichung mit dem, welcher in der unglücklichen Sitzung vom 23ten Junius 1789 wirklich vorgelegt wurde, unstreitig. Der Vf. theilt uns zwar diesen Plan nicht vollständig mit. Er sagt: „Es war mein Vorsatz, den Entwurf zur königlichen Sitzung, welchen ich ausgearbeitet hatte, hier buchstäblich abdrucken zu lassen; als ich aber mein Manuscript von demjenigen, welchem ich es bey meiner Abreise von Paris anvertraut hatte, zurückfoderte, erhielt ich zur Antwort, *es sey zur Zeit der Inquisitionstyranneyen ins Feuer geworfen worden* u. s. f." In manchem andern Falle würde man eine solche Entschuldigung, da von einem so überaus wichtigen Papier die Rede ist, verdächtig finden, und die Feinde des Vf's werden auch ihm diesen Verdacht nicht erlassen. Aber kein unbefangner Richter wird sich ihn erlauben, und der ganze Zusammenhang der Erzählung lehrt aufs einleuchtendste, dass die Puncte, die er uns als das Fundament seines Planes vorlegt, diesem Plan wirklich zur Grundlage gedient haben. Nur möchte er bey einem aufmerksamen Beobachter nicht eben so leicht der Frage entgehen: warum er denn nicht sechs Wochen früher *auch nur mit diesem Plane* aufzutreten für gut fand? warum er denn *erst am 23ten Junius* den Monarchen „*verpflichtet*" glaubte. „*die Rechte und Prärogativen des Thrones in Erinnerung zu bringen* und auf eine Ehrfurcht gebietende Art zu zeigen, dass er diese Rechte kannte, und *im Stande seyn würde, sie zu vertheidigen?*"

Das wesentliche dieses *Neckerschen* Planes bestand darinn, dass der König den Deputirten der Stände *befehlen* sollte, *über die allgemeinen Angelegenheiten gemeinschaftlich zu deliberiren;* zu gleicher Zeit hätte dieser Plan, und die königliche Rede an die Stände, wie N. versichert, folgende wesentliche Puncte bestimmen, und dadurch die höhern Stände vor ihrem Untergange, den Staat vor einer gewaltsamen Zerrüttung schützen sollen: „1) Dass kein Beschluss *über Prärogativen des Ranges*, oder über die *Rechte der Gutsbesitzer* anders als mit Beystimmung *der einzelnen Stände* gefasst werden; 2) dass der König nie zur Errichtung eines *aus einer ungetheilten Versammlung* bestehenden *gesetzgebenden Corps* seine Einwilligung geben; 3) dass er sich der Einführung der Zuhörer in die Versammlungssäle widersetzen; 4) dass er sich den ganzen Umfang der ausübenden Macht vorbehalten; 5) dass er ausdrücklich die *Nothwendigkeit der königlichen Sanction* für jeden Beschluss der Ständeversammlung erklären sollte."

Es ist schwer zu bestimmen, ob die versammelten Deputirten diesen Plan, der sechs Wochen früher allem Unglück vorgebeugt hätte, angenommen, es ist sogar wahrscheinlich, dass sie ihn, so gut wie den, der an seine Stelle trat, verworfen haben würden. Nichts desto weniger muss man gestehen, dass, aus dem Puncte, welchen die Sache einmal erreicht hatte, betrachtet, *Necker's* Angaben die vernünftigsten und ausführbarsten waren. Der König hatte seinen Plan völlig genehmigt: die Sitzung sollte so vor sich gehen, wie *N.* sie entworfen hatte, als plötzlich der Einfluss der Prinzen, und das Gutachten einiger Parlamentsjuristen, die der König, wahrscheinlich auf ihren Rath, den gewöhnlichen Mitgliedern des Conseil's zugesellte, alles über den Haufen warf. Man behielt zwar viele einzelne Artikel aus *Neckers* Declaration bey: aber man änderte den wesentlichsten, den einzig wesentlichen unter allen: *Die Deliberation nach Ständen*, die *Necker* nur als *Ausnahme* gelten liess, wurde jetzt *als die Regel* angeordnet, folglich der Beschluss des dritten Standes, dass Er die Nationalversammlung constituire, aufgehoben. *Necker* glaubte es, *sich selbst* schuldig zu seyn, dass er der Sitzung vom 23ten Junius, die nun ganz anders ausfiel als er sie gewollt hatte, *nicht beywohnte*, (ein Entschluss, den ihm strenge Richter nie vergeben werden): die *Declaration* wurde mit den Veränderungen, welche die neuen Rathgeber angebracht hatten, vorgelesen. Jedermann weiss, wie sie aufgenommen wurde, und was die Folgen dieses Tages waren.

Fünfter Abschnitt. Vereinigung der Stände. — Noch ehe die Sitzung vom 23ten Junius zu Stande kam, hatte *Necker* dem Könige sein Vorhaben, aus dem Ministerium zu treten, angekündigt. Die heftige Bewegung, welche die königliche Sitzung in Versailles erregte, bewog den König und die Königinn, ihn am Abende dieses Tages gemeinschaftlich zu bitten, dass er seinem Vorsatze entsagen möchte, und er entschloss sich, zu bleiben. Er protestirt übrigens hier aufs feyerlichste gegen allen Antheil, welchen seine Feinde ihm an der Volksbewegung dieses Tages oder an irgend einer der folgenden zuschrieben. — Noch nach dem 23ten Junius boten die *neuen Rathgeber* alles auf, den König dahin zu bringen, dass er die Vereinigung der Stände nicht zugäbe. Aber umsonst. Am 27ten schrieb der König selbst an den Adel und die Geistlichkeit, und ermahnte sie, die Vereinigung nicht länger zu verschieben, die denn auch, zur grossen Freude der Nation, endlich zu Stande kam.

Zweyter Theil. Erster Abschnitt. Revolution vom 14ten Julius. — Der unglückliche Entschluss, in einem Augenblick, wo mit der Stimme des Volkes nicht mehr zu scherzen war, ein bis dahin sehr beliebtes Ministerium aufzuheben, und ein neues aus Männern, die die Nation fürchtete oder hasste zusammen zu setzen, dieser Entschluss, der das Signal zum Ausbruch der allgemeinen Insurrection gab, scheint mit dem Charakter *Ludwig des XVI* und mit seinem ganzen vorhergehenden und nachfolgenden Betragen so unvereinbar zu seyn, dass ein Aufschluss über die eigentlichen Triebfedern dieser noch sehr wenig aufgeklärten Begebenheit äusserst wünschenswürdig seyn

würde. Mit Begierde schlungen wir daher diesen Abschnitt auf, fanden aber unsre Erwartung gänzlich vereitelt. Der Vf. ist über das Innre der Sache eben so wenig unterrichtet als das Publicum. Er sagt: „Ich habe nie mit Gewissheit erfahren, was die Rathgeber des Königes eigentlich beabsichteten: es gab Geheimnisse und Nebengeheimnisse, und ich glaube, der König selbst war nicht in alle eingeweiht.“ So viel sieht man wohl, dass *Ludwig XVI* nur langsam und mit Mühe dahin gebracht worden war, ein neues System anzunehmen. Einige Tage nach dem 23ten Junius erneuerte *N.*, (wie es scheint, bloss aus Höflichkeit,) sein Anerbieten, sich sogleich, als seine Dienste nicht mehr angenehm seyn würden, zu entfernen. Der König antwortete ihm: *Ich werde Sie beym Worte halten;* und diese Antwort fiel ihm auf. Demohnerachtet setzte ihn das Schreiben des Königes, wodurch er ihm am 11ten Julius seine Verabschiedung ankündigte, in Erstaunen. — Die Wirkungen dieser Verabschiedung in Paris und ganz Frankreich sind bekannt: des Vf's Erzählung enthält keinen einzigen unbekannten Umstand. Merkwürdig ist es, dass er bey der Schilderung des Tages, an welchem man ihn im Triumph aufs Pariser Rathhaus führte, und ihm die Begnadigung aller Verdächtigen und die Entlassung des verhafteten *Bezenval* versprach, zwey Stunden nachher aber den ganzen grosmüthigen Beschluss wieder cassirte (das erste Symptom seines Falles von der Höhe der Volksgunst!), die Schuld dieser für die leidenschaftlichen Revolutionisten so erwünschten Veränderung, ausdrücklich auf *Mirabeau* schiebt, welches er, bey seiner grosen Zurückhaltung von individuellem und namentlichem Tadel, gewiss nicht gethan haben würde, wenn er seiner Sache nicht völlig sicher gewesen wäre.

Zweyter Abschnitt. Die constituirende National-Versammlung. „Vom Monat Julius 1789. an, war es in der Gewalt der Deputirten des dritten Standes, Frankreich eine glückliche Staatsverfassung zu geben. Sie waren unumschränkte Meister über das Schicksal ihres Vaterlandes: sie konnten eine Constitution errichten, in welcher Ordnung und Gerechtigkeit mit bürgerlicher und politischer Freyheit aufs genaueste verbunden gewesen wäre. Alle Umstände begünstigten sie. Die Gemüther, auf der einen Seite, durch lange Gewohnheit für die *monarchische Verfassung* eingenommen, auf der andern, durch die Macht eines neuen Gefühls, zur *Freyheit* hingerissen, befanden sich gerade in dem Gleichgewicht, welches *gemäsigten Systemen* so günstig seyn musste. Der Monarch, der auf dem Throne sass, war mit allen Eigenschaften und mit allen Tugenden begabt, welche die erste Stelle in einer limitirten Monarchie erforderte u. s. f. — Alles, ja alles, hätte den Triumph weiser und gemäsigter Grundsätze befördert, *wenn nur die Nationalversammlung den Werth derselben zu schätzen gewusst*, wenn nur die Häupter des Volkes, nachdem sie durch die Begebenheiten im Julius zur unumschränkten Herrschaft gelangt waren, jene Stärke des Geistes, jene Erhabenheit des Charakters besessen hätten, welche den Sieger abhält, seinen Sieg zu missbrauchen.“ — Von diesen und ähnlichen Bemerkungen, deren Wahrheit und Weisheit nur Leidenschaft und Partheygeist verkennen werden, geht der Vf. aus, um das Verfahren der *ersten Nationalversammlung*, und das unhaltbare Werk, welches sie die *französische Constitution* nannten, einsichtsvoll zu mustern, und strenge zu richten. Wir können uns um so weniger in das Detail dieser Beurtheilung einlassen, da die Gesichtspunkte nicht neu sind, und die Uebersicht doch im Ganzen nur abgebrochen und cursorisch ist. Er bemüht sich vorzüglich, darzuthun, dass das Decret, welches den Adel aufhob, und die Lieblingsidee der allgemeinen Gleichheit; mehr als alle andre Irrthümer und Fehler der National-Versammlung, ihr eignes Gebäude untergraben, und die monarchische Constitution schlechterdings tödten mussten. Diejenigen, deren politische Grundsätze zu ähnlichen Resultaten führen, werden *Necker's* Raisonnement bündig und scharfsinnig finden. Diejenigen aber, welche in dem System der Gleichheit die einzige Bedingung aller geselligen Glückseligkeit, und das einzige Heil der Welt suchen, werden sich durch seine Lehre eben so wenig als durch so manchen andern vergeblichen Versuch dieser Art belehren lassen.

Dritter Abschnitt. Letzte Betrachtungen über das, was mich selbst angeht. — Es ist mehr als wahrscheinlich, dass dieser Abschnitt, selbst auf Personen von gleicher Denkungsart und gleichen Grundsätzen einen ganz verschiednen Eindruck machen wird, je nachdem von den mannichfaltigen Empfindungen, des Wohlgefallens und der Unzufriedenheit, des Tadels und der Achtung, die er nothwendig erregen muss, die eine oder die andre die herrschende bleibt. Rec. enthält sich also hier eines allgemeinen Urtheils, und sagt nur, — was nach der strengen Kritik, die in dem ersten Theile dieser Anzeige obwaltet, vielleicht manchen Leser befremden mag — dass bey ihm der günstige Eindruck, der letzte und entscheidende geblieben ist. Der Abschnitt enthält eine kurze Revision der ganzen politischen Laufbahn des Vf's., die nun freylich so abgefasst ist, dass *alle* seine Fehler, entweder als das Werk der Verleumdung, oder als Tugenden erscheinen. Besonders erhebt er noch einmal die bittersten Klagen über die, welche ihn den Urheber der Revolution nennen, und das Wort *Verdoppelung der Deputirten des dritten Standes* unaufhörlich im Munde führen. — (Wir haben oben, so deutlich als es hier möglich war, entwickelt, dass das *Wort*, wenn man es so schlechthin gebraucht, von keiner Bedeutung ist, dass es aber, wenn *Sachkundige* damit den ganzen Umfang dessen, was *Necker* vor der Eröfnung der Ständeversammlung that und *nicht that*, bezeichnen, etwas *nur zu wesentliches* ausdrückt.) Er zählt alle grosse und kleine Dienste, die er Frankreich geleistet hat, mit einer Selbstgefälligkeit auf, für welche die schreyendste Ungerechtigkeit der Zeitgenossen noch keine Rechtfertigung zu seyn scheint. — Aber dies alles hindert nicht, die

edeln Züge zu erkennen, welche allenthalben durch dieses eitle Farbengemisch hindurch schimmern. Nur ein Mann der sich der Reinigkeit seiner Absichten, und seines Charakters aufs vollkommenste bewusst war, konnte mit dieser unbefangnen Dreistigkeit sprechen. Nur ein mit dem — *Nulla pallescere culpa*, vertrautes Gemüth konnte sich im Angesicht einer anklagenden Welt, mit dieser Ruhe, mit dieser absoluten Unerschrockenheit vertheidigen. Nein! das Gute, was dieser Mann gewollt und gethan hat, war sein Eigenthum: über die Fehler, die er beging, muss man mit dem Schicksal oder der Weltregierung rechten. Der unglückliche Genius der *französischen Monarchie* gab das Geschäft, für ihre Erhaltung zu sorgen, einem Minister, der nur Einsichten, Talente, Redlichkeit und alle Tugenden des Wohlwollens besass, in einem der ernsten Augenblicke in die Hände, wo nichts geringers als ein Geist der ersten Kraft, und eine Grösse und Stärke des Charakters, wie sie sich oft in ganzen Jahrhunderten nicht offenbart, dem einbrechenden Ruin entgegen gehen konnte.

Vierter Abschnitt. Gesetzgebende Versammlung bis zum 20ten Junius 1792. — Von dem Zeitpuncte an, wo *Necker* keinen Theil mehr an den Geschäften hatte, verliert sein Werk das höhere Interesse gänzlich, und kann nur nach dem Werthe, den die Darstellung der Begebenheiten hat, geschätzt werden. Diese Darstellung ist für denjenigen, der die Geschichte der Revolution noch wenig kennt, lehrreich; für den, welcher sie gründlicher studirt hat, nicht sonderlich anziehend. Sie leidet überdies an mancher müssiger Declamation, und an mancher, zu weit ausgesponnenen Bemerkung über allgemein-bekannte Dinge, ob sie gleich auch viele nützliche Reflexionen und einsichtsvolle Blicke enthält.

Fünfter Abschnitt. Absetzung und Einkerkerung des Königes. Ende der gesetzgebenden Versammlung. — Die Begebenheiten des 10ten August und der ersten Tage des September 1792, sind (wie überhaupt alle die folgenden Greuelscenen) nicht sowohl in einem erschütternden, als in einem weinerlichen Tone erzählt; welches, nebst den häufigen Ausrufungen, Apostrophen, und rhetorischen Wendungen aller Art, den Eindruck, anstatt ihn zu verstärken, im höchsten Grade schwächt. Wie unangenehm contrastirt z. B. folgender figurirter Uebergang mit den Empfindungen, welche der Vf. gewiss erwecken *wollte*. „Geht, gefühlvolle Seelen! begleitet ihn (den König) in diesen Wohnort! Seht ihn hier von allen verlassen! Messt die Tiefe seines Falles, und weint zum voraus über die neuen Leiden, die seiner warten! *Ja! bleibt mit Euren Gedanken bey ihm! Ihr habt es nicht nöthig* (!), die Werkmeister seines Unglücks zu betrachten. *Für mich* ist es eine traurige Pflicht; denn — ich habe mir vorgenommen, die französische Revolution zu beschreiben." —

Sechster Abschnitt. Nationalconvent. Process und Tod des Königes. — Dieser Abschnitt ist einer von denen, die auf Rec. am unangenehmsten gewirkt haben. Er enthält nichts als bekannte Umstände, konnte also bloss durch Grösse und Kraft, vielleicht nur durch die höchste Simplicität der Darstellung etwas leisten. Anstatt dessen liefert er nichts, als eine ununterbrochne Folge rednerischer Tiraden, in denen oft nicht die geringste Spur von Würde, vielweniger von Energie, zu finden ist. Nur ein einziges Beyspiel um diesen strengen Ausspruch zu belegen: Es ist die Rede von der letzten Trennung *Ludwig des XVI* von seiner Familie. „Man hat nie erfahren, was die Unglücklichen einander sagten. Sie sind *alle* (?) nicht mehr. Aber Ihr, die Ihr jemals geliebt, die Ihr jemals in einem andern existirt habt, Ihr könnt Euch ihre Worte denken. Es war vielleicht ein Freund in der Blüthe seiner Jahre, den Ihr verlort; es war vielleicht der erste, der einzige Gegenstand Eurer Zärtlichkeit!! Ihr kanntet seine Gesinnungen, Ihr ehrtet seine Tugenden! Und ihn beschimpfte man, ihn wählten Rasende zu ihrem Opfer! u. s. f. Die Erde schwand schon vor ihm: aber beym Anblick Eurer Liebe u. s. f." — Ist das die Manier, in welcher man von den letzten Stunden eines *zum Tode verurtheilten Monarchen* reden darf? — Am Schlusse dieses Abschnittes verweilt der Vf. lange, und gewiss zu lange, bey der Idee, dass die *Englische Nation* eine Gesandschaft hätte nach Paris schicken sollen, um den König zu retten. Dieser Schritt würde, meynt der Vf., einen *nicht zu berechnenden* Eindruck gemacht haben. (*Ungefähr* lässt sich die *Berechnung* doch anstellen. Man darf sich nur erinnern, was die Intervention des *Königes von Spanien* wirkte). „Eine *ganze Nation*, die *zum erstenmale* (?) durch Abgesandte auf dem Schauplatze der Welt erschiene! um die Unschuld zu vertheidigen! Dasselbe Volk, das Jahrhunderte lang wider die französischen Könige gekämpft hat, und das nun aufträte, um dem letzten unter ihnen beyzustehen. Welchen Glanz würde diese so reine, so rührende Entschliessung *allen moralischen Ideen* verliehen haben! Es giebt Handlungen, die sich dem Gemüth *wie ein Inbegriff aller Schönheiten* darbieten, und diese hier, neben den Verbrechen, worüber Europa sich entsetzte, aufgestellt, würde *beynahe* die Ehre des Jahrhunderts gerettet haben." — Welcher unnütze Wortaufwand! Und wie konnte ein Mann, wie der Vf., die Henker Ludwig des XVI. so wenig kennen, dass er sich einbildete, dieser *moralische* Theaterstreich, würde trotz *aller Schönheiten*, die er in sich vereinigte, die Vollziehung des Todesurtheils auch nur um eine Stunde verzögert haben!

Siebenter Abschnit. Nationalconvent. Seine Tyranney und seine Unterjochung. — Eine Uebersicht der Grausamkeiten, welche während der Dauer der *revolutionären* Regierung begangen wurden. Die Schilderung *Robespierre's* enthält einige wohlgerathne Züge.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. Julius 1797.

GESCHICHTE.

Ohne Druckort: *De la Revolution françoise*, par Mr. *Necker* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dritter Band. *Erster Abschnitt. Nationalconvent, Seine Administration und Gesetzgebung.* — Die tapfern Soldaten, und die grossen Generale konnten allein noch die Ehre des französischen Namens aufrecht halten. Ohne sie wäre Frankreich in einen Abgrund der allgemeinen Verachtung gesunken. — Diese Bemerkung wird im gegenwärtigen Abschnitt weiter ausgeführt. „Wenn man die Gesetze, welche der Nationalconvent wider die Ausgewanderten, wider ihre Aeltern und Kinder, wider die Religion und ihre Priester, wider die Verdächtigen, wider die Feinde des Volkes, wider die Kaufleute, wider die Landwirthe, wider die Staatsgläubiger, wider die Eigenthümer, kurz immer nur *wider* und niemals *für*, gegeben hat, abrechnet, so wird kaum eine gesetzgebende Disposition dieser berühmten Versammlung übrig bleiben, die es verdiente, der Vergessenheit zu entrinnen." — Der Vf. wendet sich zuerst zu den Finanzen, und nachher zu den übrigen Theilen der Administration. Der Convent brachte durch seine Confiscationen nach und nach eine Masse von Eigenthum, die an *zehn Milliarden* werth war, in seine Hände. „Und man glaube nicht etwa," — sagt der Vf., — „dass ich von *neuer Münze* rede, indem ich diese ungeheure Summe ausspreche; nein! *zehn Milliarden* nach dem Sprachgebrauch der alten guten Zeit der Louisdors und der Thaler. So lange die Welt steht, war noch nie eine Regierung, ausser ihren regelmässigen Einkünften, Besitzerin eines solchen Reichthums. Die Schätze Salomo's und der Moguln, der Raub des Gengiskan und des Tamerlan war nichts gegen diese unermessliche Beute. — — Und dies unerhörte Capital, wurde in kurzer Zeit verschleudert, und der öffentliche Schatz musste sich für bankerutt erklären, nachdem er noch eine weit grössre Menge Assignaten ausgegeben hatte, als die ganze ungeheure Hypothek verbürgen konnte." — Die Bemerkungen des Vf. über die Operationen des Convents gränzen nur oft zu sehr ans Triviale; zuweilen sind sie auch in einem schlechten Geschmack abgefasst. Z. B. „Der Redner des dritten Standes bey der Ständeversammlung zu Tours im J. 1483 bediente sich folgender Worte: *Die Gerechtigkeit, welche die Gebieterin (dame) und die Fürstin aller Tugenden ist.* — Wie sich die Zeiten geändert haben! Ach! diese Gebieterin, diese Fürstin des funfzehnten Jahrhunderts" (im Original klingt es noch platter: *Cette dame, cette Princesse du quinzième siecle*) „ist in unsern Tagen aufs grausamste beschimpft und verhöhnt worden u. s. f."

Zweyter Abschnitt. Robespierre's Fall. Geschichte des Nationalconvents von dieser Epoche an bis auf die Zeit der Verfertigung der neuen Constitution. — Robespierre's Fall, und die wichtigsten darauf folgenden Begebenheiten sind mit den bekanntesten Umständen erzählt. Der interessanteste Theil des Abschnittes ist der, wo der Vf. zeigt, wie wenig Ansprüche der Nationalconvent im Ganzen auf eine ehrenvolle Freysprechung von den Schandthaten seiner einzelnen Mitglieder zu machen hat. Die Betrachtungen über diesen Gegenstand sind strenge, aber voll Wahrheit. Nur werden sie hin und wieder von eben den Flecken entstellt, die wir schon bey andern Gelegenheiten gerügt haben. Nachdem der Vf. z. B. mit ganz überflüssiger Weitläuftigkeit von dem sogenannten *Epurationsgeschäft*, wo der Nationalconvent sich aller seiner unreinen Bestandtheile entladen wollte, gesprochen, und sechs Seiten aus einem Protokoll, worin die Missethaten verschiedner Deputirten — immer doch nur ein Tropfen aus dem Ocean der Greuel — aufgezeichnet waren, abgeschrieben hat; so setzt er mit kindischer Ziererey hinzu: „Doch, ich habe genug gesagt: und *meine Feder* wollte ich wenigstens nicht zu diesen ekelhaften Abschriften misbrauchen." Folgender Zug ist noch etwas schlimmer: Er spricht von der Pflicht des Nationalconvents, sich den Verbrechen der Tyrannen zu widersetzen. „Wenn der unmittelbare Widerstand" — heisst es hier — „zu gefährlich war, so blieben doch *flehentliche Bitten* noch übrig. Ich kenne einen Mann, der, als erster Minister eines Königes, *und eben so stolz wie Ihr*, sich nicht schämte, um das Leben eines einzelnen Menschen zu retten, eine Sprache wie die folgende zu führen: Ich flehe den geringsten unter Ihnen, meine Herren, an, ich beuge mich vor ihm, ich werfe mich zu seinen Füssen u. s. f." — Nicht zu gedenken, dass der Fürbitte für den General *Bezenval*, (einer im Grunde doch so unbedeutenden, und in *Necker's* damaliger Lage so wenig verdienstlichen Handlung) hier zum vierten oder fünftenmale in diesem Werke erwähnt wird; — wie konnte er sich selbst die Geringschätzung anthun, sich ohne alle Noth mit Menschen, deren Bosheit und Verächtlichkeit er eben geschildert hatte, in eine offenbar erniedrigende Parallele zu setzen: *Eben so stolz als Ihr!* u. s. f. — Und wie konnte er gleich nachher das Andenken *Heinrich des IV* so wenig achten, dass er ihn, einer eiteln Tirade zu Liebe, unmittelbar hinter *Carrier, Lebon, Collot d'Herbois* und Consorten auftreten lässt, ihn unter dem kahlen Vorwande „der Schatten dieses liebens-

liebenswürdigen Fürsten sey ihm plötzlich *auf der andern Extremität des Schauplatzes* erschienen, auftreten läfst, und doch zu nichts weiter gebraucht, als — ihn um Verzeihung zu bitten, dafs er ihn citirte!

Dritter Abschnitt. Geschichte der letzten Tage des Nationalconvents. Beschlufs des historischen Theiles dieses Werkes. — Dieses Kapitel scheint unmittelbar nach den Scenen des *Vendemiaire* im J. 1775 geschrieben zu seyn. Es enthält richtige, aber keine neue oder sonderlich erhebliche Bemerkungen, über die berüchtigten Decrete wegen der Wahl der zwey Drittel, und über die Maasregeln, deren sich der Convent bediente, um diesen Decreten Nachdruck zu geben.

Vierter Abschnitt. Constitution von 1795. — *Fünfter Abschnitt. Allgemeine Bemerkungen über diesen Gegenstand.* — Diese Abschnitte scheinen uns die vorzüglichsten des ganzen Werkes, und überhaupt eine der besten Arbeiten, zu seyn, die aus *Necker's* Feder geflossen sind. Sie sind um so interessanter, da über diese Constitution theils weil man überhaupt, und aus sehr begreiflichen Ursachen, gegen die Theorie der Staatsverfassungen gleichgültiger geworden ist, als man es vor vier oder fünf Jahren war, theils weil die vernünftigen und ruhigen Beobachter den wohlthätigen Contrast zwischen der vorhergehenden und der durch diese Constitution eingeführten Verfassung viel zu sehr fühlen, um nicht gern über die Fehler derselben zu schweigen, noch sehr wenig gründliche Urtheile ins Publicum gedrungen sind, und das gegenwärtige sich durch Mäfsigung, Klarheit und Popularität so sehr empfiehlt. Um unsern Ausspruch wenigstens einigermafsen zu rechtfertigen, wollen wir hier kurz und deutlich die wesentlichsten Momente angeben, welche der Kritik, die diese beiden Abschnitte enthalten, zum Grunde liegen.

Nach einer Einleitung, worin der Vf. über den Leichtsinn, womit man in einem Zeitraum von fünf Jahren *vier Constitutionen* erfunden und wieder verworfen hat, und über die lächerliche Grofssprecherey, womit die Erfinder einer jeden sich auf den Ruinen ihrer Vorgänger, und der sogenannten allgemeinen Beystimmung *der Nation* erhoben, einige scharfe, aber nur allzu richtige, Bemerkungen macht, geht er zu seinem eigentlichen Gegenstande über, und glaubt an der neusten französischen Constitution folgende Fehler zu bemerken: 1) *Die vollständige und absolute Trennung der Macht, welche die Gesetze giebt, von der, welcher die Ausübung derselben anvertraut ist.* — „Die Constitution der französischen Republik ist das erste Muster; oder vielmehr der erste Versuch einer solchen absoluten Trennung." Die ausübende Macht handelt beständig für sich und ohne irgend eine *reguläre* Aufsicht von Seiten der gesetzgebenden; dagegen darf sie sich aber auch nicht die geringste Stimme bey der Entstehung der Gesetze anmafsen." Und doch ist „von allen Mitteln die ausübende Macht empor zu heben, keins einfacher und keins weniger gefährlich, als das, ihr einen Antheil an der Gesetzgebung zu bewilligen." Versagt man ihr diesen, isolirt man sie gänzlich, so wird sie auf ihrem eignen Wege, d. h. auf Kosten der allgemeinen Sicherheit, empor zu kommen suchen; sie wird Unruhen, und Katastrophen; sie wird besonders *den Krieg* lieben, um sich einen grofsen ungetheilten Wirkungskreis zu verschaffen, und die Aufmerksamkeit auf wichtige Begebenheiten zu lenken u. s. f. 2) *Die Unbestimmtheit der Form, in welcher das Directorium seine Geschäfte zu führen hat.* Soll es ohne Unterschied alle Angelegenheiten *gemeinschaftlich* bearbeiten, oder darf es die Geschäfte *Departementsweise* unter sich vertheilen? Die Constitution schweigt darüber. Der Vf. zeigt sehr gut, dafs *beide* Einrichtungen ihre grofse Inconvenienzen haben würden. 3) *Der Mangel einer hinreichenden Responsabilität der mit der ausübenden Gewalt bekleideten Personen.* — Dieser Punct ist mit vielem Scharfsinn abgehandelt. Der Vf. geht verschiedne Methoden durch, deren andre Staaten sich bedienten, um die ausübende Gewalt responsabel zu machen. „Alle diese sind von den Verfassern der französischen Constitution verworfen worden. Wenn man in dieser nach den Mitteln sucht, wodurch die Legislatur das Directorium controlliren soll; so findet man nichts als *Bothschaften* und *Anklagedecrete.* Aber das eine dieser beiden Mittel ist *unwirksam,* und das andre ist zu *wirksam.* Jenes hat viel Aehnlichkeit mit den Remonstrationen der ehemaligen Parlamenter, und dieses ist eine von den gewaltsamen Waffen, deren man sich gegen ein in der Gunst des Volkes oder der Armee stehendes Directorium nicht leicht bedienen wird. Nur eine sehr gefahrvolle Lage, die schon als der Anfang grofser Convulsionen anzusehen ist, kann zur Anwendung dieses Mittels bewegen." — Der Mangel einer bestimmten Responsabilität zeigt sich aber besonders, wenn man auf das Verhältnifs der *Minister* Achtung giebt. Nach einem Artikel der Constitution sollen sie zwar nicht blofs dem Directorium, sondern auch der Legislatur verantwortlich seyn. Es ist aber schwer zu begreifen, wie dies Statt haben kann, da diese Verantwortlichkeit stets wieder auf das Directorium zurückfallen würde. Die geschickte Organisation, welche dieser Theil der Verfassung in *England* erhalten hat, war in Frankreich nicht anwendbar: denn „nichts geringers als die Majestät eines Thrones gehörte dazu, um das Oberhaupt des Staates durch die unmittelbare Verantwortlichkeit seiner Minister gegen die Nation nicht einer Herabwürdigung auszusetzen; hätte man in Frankreich eine Verantwortlichkeit dieser Art einführen wollen, so wäre das Directorium ein lächerliches Phantom geworden." – Die eigentliche Schwierigkeit des Problems der Responsabilität scheint in der Constitution geflissentlich ins Dunkel gestellt zu seyn. „War eine gute Auflösung dieser Schwierigkeit möglich? Es ist schwer, es zu glauben: denn das Uebel liegt in der Basis des von den Urhebern der Constitution gewählten politischen Systems: es liegt in der *wesentlichen Gleichheit* der Oberhäupter der Regierung und ihrer ersten Unterbeamten; es liegt überdies in der absoluten Trennung der beiden Hauptzweige der höchsten Macht." 4. *Der Mangel solcher Anordnungen, welche die Würde des Directoriums schützen können.* Alles ist nur auf *Macht* berechnet; aber das persönliche *Ansehen,* eine so wichtige Triebfeder in einem grofsen Staate, ist

icht gehörig in Anschlag gebracht. Dies lehren z. B. le die Dispositionen in Ansehung der Anklage eines irectors u. f. f. 5. *Die sonderbare Rolle, welche dem Rathe der Alten zugetheilt ist.* Er darf nie ein Gesetz vorschlagen, und die von dem andern Rathe ihm vorgelegten nur entweder im Ganzen annehmen oder im Ganzen verwerfen. (Die Erfahrung der verflossnen anderthalb Jahre hat indessen gelehrt, dass der Rath der Alten bey aller Eingeschränktheit seiner Befugniss, und zu einer Zeit, wo noch auf zwey Drittheilen seiner Mitglieder der Rost des Convents, mitunter des Jacobinismus haftete, wohlthätig und respectabel geworden ist: ob er beides in eben so hohem Grade gewesen seyn würde, wenn sein Wirkungskreis grösser und complicirter gewesen wäre, steht dahin). 6. *Der wesentliche Vorzug, den das ausschliessende Recht, Gesetze in Vorschlag zu bringen, dem Rathe der Fünfhundert vor dem Rathe der Alten giebt.* — Dieser Vorzug wird durch folgenden Umstand ausserordentlich erhöht: „Wenn das jetzige System der Gesetzgebung mit der Errichtung beider Räthe *angefangen* hätte, so würden sie sich (in Rücksicht auf ihren Antheil daran) in einer Art von Gleichheit gegen einander befinden. Aber, da *eine unzählige Menge vorher gegebener Decrete* mit zur Erbschaft der höchsten Macht gehört, da diese Decrete so lange, bis sie aufgehoben oder modificirt werden, gesetzliche Kraft behalten sollen; so geniesst der Rath, der allein das Recht hat, diese Modificationen vorzuschlagen, bloss dadurch eine unermessliche Prärogative, und ein grosser Theil der Gesetze ist dem Einfluss des andern Rathes gänzlich entzogen." (An und für sich möchte wohl ein *uneingeschränktes Veto* wenigstens eine eben so grosse Prärogative seyn, als ein *ausschliessendes Recht Gesetze vorzuschlagen:* aber der bedeutende Umstand, dass man alle alte Gesetze provisorisch beybehielt, legte hier unstreitig ein grosses Gewicht in die Schale der letztern. 7. *Die von fünf zu fünf Jahren wiederkehrende Wahl der Richter.* „Mitten unter der unzählbaren Menge von Wahlen, aus welchen die französische Staatsverfassung zusammengesetzt ist, wäre es eine Art von Ruhepunct gewesen, wenn doch eine öffentliche Autorität (und besonders die, welche der Reife, des Ansehens, und des Credits am meisten bedarf) immer fest gestanden hätte." 8. *Der gefährliche Artikel der Constitution, welcher der Regierung die uneingeschränkte Befugniss, jeden Bürger zum Kriegesdienst aufzufodern, beylegt.* Alles, was der Vf. über diesen Artikel sagt, ist werth, gelesen, mit Aufmerksamkeit durchdacht, und tief beherziget zu werden. Er ist um so fürchterlicher, da nach dem Princip der Gleichheit (oder, wie es *N.* etwas nachdrücklich nennt „einer gewissen *politischen Brutalität*, die in einem *Menschen* nichts als ein *lebendiges Wesen* sehen will,") auch in Rücksicht auf militärische Conscription kein Unterschied des Standes, der Glücksgüter, und der Erziehung gilt, da die Befugniss der Regierung nicht etwa bloss auf die Vertheidigung *Frankreichs*, da sie nicht einmal auf den Krieg in *Europa* eingeschränkt ist, und da diese Regierung überdies das Recht Krieg und Frieden zu beschliessen besitzt. „Einen so furchtbaren Umfang von Macht," — sagt der Vf. — „hat noch nie eine Nation ihren Mandatarien, vielweniger aber den Mandatarien ihrer Mandatarien übertragen. — — In den alten Republiken waren zwar auch alle Bürger Soldaten; aber *diese Bürger hätten den Krieg in eigner Person beschlossen:* man kannte damals noch nicht das in unsern Tagen so berühmt gewordene *Repräsentationssystem*; dem man durch eine Art von metaphysischer Scharlatanerie die Kraft zuschreibt, jeden individuellen Willen aufs genauste und untrüglichste auszudrücken." — „Wenn man Europa" — setzt er hinzu, wahrscheinlich ohne zu ahnden, wie sehr dies diejenigen, die *Republik* und *allgemeinen Frieden* für unzertrennlich halten, beleidigen wird — „wenn man Europa in vier oder fünf solche Republiken, wie Frankreich, zertheilte; so wäre es so gut, als wenn man das *gregorianische Feuer* erfände. Diese neuen Republiken, würden einer kleinen Anzahl von Auserwählten, genannt *Repräsentanten*, die Gewalt beylegen über Personen und Eigenthum, sobald es auf Krieg ankäme, unbegränzt zu gebieten. Also würden ganze Nationen mit allen ihren Menschen und allen ihren Einkünften gegen einander zu Felde ziehen. Oder meynt man etwa, diese neue Staaten würden *als Republiken* mit einander in Frieden leben? O ja! gerade wie Athen und Lacedämon, gerade wie Karthago und Rom." 9. *Die Gleichgültigkeit der französischen Gesetzgeber gegen die Qualität eines Eigenthümers.* 10. *Die Einschränkung des Petitionsrechtes.* — Man erstaunt wirklich, wenn man an so manche Begebenheit der ersten Jahre der Revolution, an die tausendfältigen Schmeicheleyen gegen das *selbst regierende Volk*, u. s. f. denkt, wenn man nachher die Ausdehnung, die das Recht der öffentlichen Vorstellungen (Petitionen) noch diesen Augenblick in England hat, erwägt, und dann den 364ten Artikel der neuen Constitution liest; der durch die Vorschrift: „Alle Bürger haben die Freyheit, an die verschiedenen Zweige der Regierung Petitionen zu richten: diese Petitionen müssen aber *individuell* seyn: keine *Association* darf dergleichen einreichen, es sey denn eine der öffentlichen Collegien, und auch dieses nur über Gegenstände, die zu seinem Wirkungskreise gehören;" — das, was man gewöhnlich unter dem Worte Petitionsrecht versteht, gänzlich aufhebt. 10. *Die Unbestimmtheit der Vorschriften der Pressfreyheit.* Nach dem 353ten Art. soll nämlich „Jeder für das, was er geschrieben hat, jedoch nur in den vom Gesetz bestimmten Fällen verantwortlich seyn," wodurch also jedem künftigen Gesetz über Missbrauch der Pressfreyheit, dem gerechten wie dem tyrannischen, freyer Spielraum gelassen ist. 13. *Das Verhältniss zwischen dem Directorium und den Departementsadministrationen.* Sie sind dem Directorium absolut untergeordnet, und doch täuscht man das Volk mit der leeren Befugniss, die Mitglieder zu wählen. Man fühlte freylich die Nothwendigkeit einer solchen Subordination: nichts desto weniger ist es wahr, dass auf diese Weise „der Geist der Regierungsform, die man gewählt hat, politischen Rücksichten aufgeopfert wird,

und dass nach und nach *von einer republikanischen Verfassung nichts übrig bleibt, als der Name*. (Besetzung der *untergeordneten* Administrationsstellen durch Volkswahl ist mit der Subordination, welche die Einheit der Staatsverwaltung fodert, schwer zu vereinigen: in der Constitution von 1791 hatte man die letztere gänzlich aufgeopfert. Die Constitution von 1795 verwandelt die erste in eine Cerimonie). 13. *Die Incompetenz der Tribunäle in Ansehung aller Gegenstände, welche zum Wirkungskreise der Administrationen gehören*. Ein äusserst wichtiger Artikel! Die Departements- und Districtsadministrationen reguliren alles, was zur Repartition und Erhebung der Abgaben, zur militärischen Conscription, zum Lieferungs-, Proviant-, und Fuhrwesen, Strassenbau u. s. f. gehört. Und von den Aussprüchen dieser Administrationen kann man nur — *an das Directorium* appelliren: Kein Tribunal darf über die Rechtmässigkeit derselben erkennen! Man kann es dem Vf. wirklich nicht verdenken, dass er dies eine *asiatische Form* nennt, und dass er die Franzosen an die wesentlichen Vortheile und an die nicht geringe Beruhigung erinnert, welche ihnen die unter dem Namen der *Ober-Steuergerichte (cours des aides)* ehemals so berühmten Gerichtshöfe gewährten. 14. *Die mannichfaltigen Einschränkungen, welche das Recht der französischen Bürger, ihre Repräsentanten zu ernennen, erlitten hat*. — Wegen der Ausführung dieses Punctes müssen wir auf das Werk selbst verweisen, und führen hier nur eine merkwürdige Stelle über den Repräsentationscharakter des Directoriums an. „Könnte es wohl," — sagt N. — „für einen Bürger, der unter gewaltsamen Verfügungen der höchsten Macht litte, ein grosser Trostgrund seyn, zu denken: Die fünf Oberhäupter sind von der gesetzgebenden Versammlung, die gesetzgebende Versammlung ist von einer Versammlung wählender Bürger, diese wählenden Bürger sind von einer Primärversammlung ernannt, bey welchen sich vielleicht drey Viertheile der Bürger nicht eingefunden haben, und das anwesende Viertel wahrscheinlich seine Stimmen nach dem Willen einiger Cabalenmacher oder eines geschickten Schwätzers abgegeben hat? Muss der, ohnehin schon so schwache, Repräsentationscharakter nicht ganz in Dunst aufgelöset werden, wenn er von so vielen Cascaden herunter gefallen ist?" — Sehr schön sagt der Vf. an einem andern Orte: „Man wird immer auf Abwege gerathen, wenn man *die wahre Repräsentation des Willens eines Volkes* irgendwo anders als in den unwandelbaren Grundsätzen der Vernunft und Gerechtigkeit sucht." 15. *Die constitutionellen Mittel zur Verbesserung der Constitution*. — Der Vf. zeigt sehr einleuchtend, dass eine Revision der Verfassung auf dem in der Constitution vorgeschriebenen Wege so gut wie unmöglich ist. 16. *Die übertrieben grosse Anzahl der constitutionellen Artikel*. — Die *Constitution*, im eigentlichen Sinne des Worts, muss immer in einer kleinen Anzahl von Artikeln vollständig ausgedrückt werden können: diese sollte man von allen nicht eigentlich constitutionellen Artikeln absondern, und nur die erstern dem Volke zur Sanction, wenn es denn doch einmal eine solche Sanction geben muss, vorlegen. „Für ernsthafte und nachdenkende Leute ist es wirklich *eine Art von Possenspiel, ein ganzes Volk über eine Constitutionsacte von mehrern hundert Artikeln zu befragen*" (und dabey noch zu verlangen, dass diese Artikel *in Masse* angenommen oder verworfen werden sollen).

Hierauf folgen nun noch einige allgemeine Betrachtungen über das Ganze. Die erste bezieht sich auf die gänzliche Ausschliessung der *Religion* und überhaupt aller bloss *sittlichen Triebfedern* von dem neuen Codex der Republik. „Sie wollten" — bemerkt der Vf. mit vieler Feinheit — *„alles auf positive Vorschriften zurückbringen*, damit sie nur alles anordnen könnten; und alles, was *schön für sich* war, schien sie, als Product einer freyen Natur, die sich nicht in ihre Fächer und Eintheilungen zwingen liess, zu beleidigen. Sie redeten nur immer *im Namen des Gesetzes*, weil *das Gesetz ihr Werk* war u. s. f." — Ideen über die besten Mittel, die Constitution zur Ausführung zu bringen, über die damit verknüpften Schwierigkeiten, und über die Hülfe, welche die gegenwärtigen Umstände Frankreichs, zur Ueberwindung dieser Schwierigkeiten leisten werden, beschliessen die beiden Abschnitte. „Die Franzosen," sagt der Vf., „sind durch lange Leiden ermüdet; sie sind durch Begebenheiten, welche von übermenschlichen Kräften bewirkt zu seyn schienen, niedergeschlagen oder doch gebeugt: an eine gränzenlose Unterdrückung gewöhnt, geben sie kaum mehr dem Wunsche, sich in eine andre Lage zu versetzen, Raum. Ihre Foderungen sind beschränkt; sie werden zufrieden seyn, wenn man sie nur der Furcht vor neuen Uebeln überhebt. Eine schreckliche Tyranney hat sie so weit gebracht, dass sie die Sicherheit ihrer Existenz schon unter die Wohlthaten rechnen. Welche vortheilhafte Aussichten für eine neue Regierung! Man wird anfänglich so wenig von ihr fodern, dass sie im höchsten Grade ungeschickt zu Werke gehen müsste, um nicht Beyfall zu erwerben."

(Der Beschluss folgt.)

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HAMBURG, b. Fauche: *Du Contrat social ou principes du droit politique*, par *J. J. Rousseau*. 1796. 226 S. 12. (12 gr.)

Eine niedliche neue Ausgabe dieser bekannten Schrift, für Augen, welchen der Druck nicht zu klar ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. Julius 1797.

GESCHICHTE.

Ohne Druckort: *De la Revolution Françaiſe*, par *Mr. Necker* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Vierter Theil. *Vergleichung des Princips der neuen franzöſiſchen Conſtitution mit den Principien der Amerikaniſchen und Engliſchen.* Der Vf. geht von ein Satze aus, daſs die beiden Hauptbedingungen der neuen franzöſiſchen Verfaſſung, *allgemeine Gleichheit der Bürger* und *Untheilbarkeit der Regierung*, in einem jeden groſsen Staate einander widerſprechen und aufheben. Hieraus folgt, daſs jeder groſse Staat, der eine freye Verfaſſung genieſsen will, einer von jenen beiden Bedingungen entſagen, und entweder auf Koſten der *Untheilbarkeit* ein *Föderationsſyſtem* wie *Nordamerika*, oder auf Koſten der *Gleichheit* gewiſſe *Diſtinctionen des Ranges*, wie *England*, einführen muſs. — Die Anzeige dieſes Werks iſt ſchon zu weitläuftig geworden, als daſs wir uns auf die weitre Ausführung dieſes Thema's noch einlaſſen ſollten. Eben ſo wenig können wir, die *philoſophiſche Betrachtungen über die Gleichheit*, welche die zweyte Hälfte des vierten Theils ausmachen, einer umſtändlichen Erörterung unterwerfen, und müſſen uns begnügen, den Werth derſelben im Allgemeinen zu charakteriſiren.

Dieſe Betrachtungen ſind ſchon 1793 geſchrieben, und waren urſprünglich beſtimmt einer neuen Ausgabe des bekannten Werks: *Du pouvoir exécutif* beygefügt zu werden. Seit dem J. 1793 iſt in der bürgerlichen und politiſchen Lage, und in den herrſchenden Meynungen der franzöſiſchen Nation eine ſo groſse Veränderung vorgegangen, daſs manches, was damals höchſt treffend war, heute nur eine unvollkommne oder entfernte Anwendung finden würde. Aber die allgemeinen Grundſätze müſſen, in ſofern ſie richtig ſind, zu allen Zeiten gelten, und viele von denen, welche der Vf. aufſtellt, verdienen noch jetzt eben die Beherzigung, die ſie 1793 verdienten.

Er betrachtet das Syſtem der *allgemeinen Gleichheit* in ſeiner Verbindung mit der *bürgerlichen Ordnung*, der *Freyheit*, der *Glückſeligkeit* und der *Sittlichkeit*, und verwirft es in jeder dieſer Rückſichten. Philoſophiſche Beſtimmtheit der Begriffe, wahre Methode, Bündigkeit und Zuſammenhang des Räſonnements ſind die charakteriſtiſchen Eigenſchaften dieſer Abhandlung nicht: und ein mit dieſen Eigenſchaften, oder auch nur einer gehörigen Doſis von Sophiſterey ausgerüſteter Gegner würde ihr daher bald die ſchwache Seite abgewinnen. Wer ſich aber entweder in die Tiefen der Theorie nicht einlaſſen will, oder wer auf einem andern Wege die Wahrheit der Reſultate des Vfs. mit allen durch eine ſtrengere Analyſe angegebnen Modificationen ſchon eingeſehen und in ſich befeſtiget hat, für den werden die meiſten ſeiner Bemerkungen Werth und Reiz haben. Ueber die Wirkungen eines abſoluten Gleichheitsſyſtems iſt noch wenig geſagt worden, was eine vortheilhafte Vergleichung mit dieſen Bemerkungen aushielte: jeder unbefangne Leſer, der nicht von übertriebnen Foderungen ausgeht, wird eingeſtehen, daſs faſt jede Seite dieſes Aufſatzes unverkennbare Merkmale eines ſcharfſinnigen Kopfes und eines gefühlvollen Herzens trägt, und daſs der gröſste Theil deſſelben ſchätzbare Beyträge zur richtigen Beurtheilung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe und ſelbſt zur Philoſophie des Lebens darbietet.

Paris: *Introduction à l'Etude des Medailles* par *A. L. Millin*, Conſervateur du Muſeum des antiques à la Bibliotheque Nationale etc. 1796. 122 S. 8.

Hr. *M.* zeigt einen lobenswürdigen Eifer für nützliche Kenntniſſe und Wiſſenſchaften, und ſucht die, durch politiſche Unruhen und durch das Geräuſche der Waffen verdrängte Liebe zu denſelben, bey ſeiner Nation wieder zu erwecken. Er begnügt ſich nicht mit leeren Aufmunterungen und Wünſchen, ſondern er gibt auch ſelbſt das Beyſpiel einer nicht gemeinen Thätigkeit. Wir haben derſelben in kurzer Zeit verſchiedene ſchätzbare Werke zu verdanken, und können wir ihn gleich bey dem gegenwärtigen von dem Vorwurfe der Eilfertigkeit nicht frey ſprechen, ſo geſchieht es doch weniger um ihn zu tadeln, als um ihn zu erinnern, daſs in wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten der langſame Gang immer der ſicherſte ſey, und daſs er durch eine allzuſchnelle literariſche Fruchtbarkeit, wo nicht der Sache ſelbſt, doch wenigſtens ſeinem Ruhme ſchaden könne. Eine Einleitung in eine Wiſſenſchaft kann nur das Reſultat der vertrauteſten Bekanntſchaft mit derſelben ſeyn. Hr. *M.* fühlte dieſes und begnügte ſich deswegen einen Auszug aus dem vortrefflichen Werke des Hn. Eckhels zu liefern. Allein dafür erhielten wir auch ſtatt ſeiner Einleitung die ganze Wiſſenſchaft in ſehr verjüngtem Maasſtabe. Allerdings enthält Hr. *Eckhels Doctrina Numorum veterum* den reichhaltigſten Stoff zu einem Lehrbuche der Numiſmatik, aber er muſste an den gehörigen Orten aufgeſucht und nicht

bloſs die Prolegomena Generalia ſondern auch die wichtigen Abhandlungen des 4 und 6ten Bandes, von deren Inhalt Hr. *M.* kaum im Vorbeygehen ein Wort ſagt, benutzt werden. Die Herzählung der Städte, ihrer Gottheiten und ihrer Münzen gehöret keinesweges in eine Einleitung, und die eingeſtreuten, unwichtigen, ſchiefen, oft falſchen hiſtoriſchen Bemerkungen müſſen überdies noch dem Schüler irrige Begriffe beybringen. Ein Lehrbuch der Münz-Wiſſenſchaft darf ſich nur mit ſolchen Dingen beſchäftigen, welche die Kenntniſs und die Beurtheilung der Münzen erleichtern, und in geographiſcher Hinſicht hat daſſelbe alles geleiſtet, was man fodern kann, wenn es die äuſseren Kennzeichen angiebt, die den Münzen eines jeden Landes eigen ſind. Das gilt beſonders auch von den römiſchen Münzen, bey denen ebenfals weit wichtigere Sachen, als die Namen der Familien und die Reihe der Kayſer dem Anfänger vorgetragen werden müſſen. Rec. hat eine zu gute Meynung von Hr. *M.* um nicht überzeugt zu ſeyn, daſs er ſchon bey ſeinen erſten Vorleſungen die Mängel ſeiner Arbeit einſehen und zu verbeſſern trachten werde. Hätte er Hn. Eckhels Anfangsgründe, die er S. 7. anführet, wirklich gekannt, und ſie nebſt der *Doctrina Numorum* gehörig benutzt, ſo hätte er ſich dieſe Mühe erſparen und ſogleich ein brauchbares Lehrbuch verfertigen können; ob wir ihm gleich ſelbſt in dieſem Falle würden gerathen haben, den Druck deſſelben noch mehrere Jahre aufzuhalten, bis eigene Erfahrung und weitere Fortſchritte in der Wiſſenſchaft ihn würden in den Stand geſetzt haben, das Bedürfniſs ſeiner Zuhörer richtig zu beurtheilen und fremden Ideen den Werth der Originalität zu geben. Die folgenden Bemerkungen, die gewiſs nicht die Frucht eines mühſamen Nachforſchens ſind, werden nicht nur das bisher geſagte bekräftigen, ſie würden ſelbſt ein noch ungünſtigeres Urtheil rechtfertigen. S. 1. heiſst es, die alte Numismatik höre mit dem Occidentaliſchen Reiche auf, und die des Mittelalters fange mit Karl dem Groſsen an. Alſo wären nach Hn. *M.* Meynung 300 Jahre für die Numismatik verlohren, und die Münzen von Zeno bis auf die Paläologen gehöreten weder in die alten noch in die mittleren Zeiten. Bey hiſtoriſchen Eintheilungen dieſer Art iſt ſelbſt die gröſste Genauigkeit kein Verdienſt, und ein ſo leicht zu vermeidender Fehler auf keine Weiſe zu entſchuldigen. Die Literargeſchichte der Numismatik S. 3. iſt nichts anderes als der Anfang einer *Bibliotheca Numismatica.* Vergebens ſucht man in derſelben die Schickſale der Wiſſenſchaft, die verſchiedene Richtung, die ſie in verſchiedenen Zeiten erhalten, und die Wege und Abwege, durch die ſie ſich nach und nach bis zu ihrem gegenwärtigen glänzenden Zuſtande erhoben hat. Eben ſo ſchwankend iſt, was S. 5. von der *Bibliographie Numismatique* geſagt wird. *Labbe* hat nicht in einer archäologiſchen Bibliothek, ſondern in einem beſondern Werke (*Bibliotheca Nummaria*) Nachricht von den Schriftſtellern in dieſer Wiſſenſchaft gegeben, und von *Fabricius* hätte billig eher ſeine Ausgabe von *Banduris* Werke, als das wenige, was in ſeiner *Bibliotheca Antiquaria* von Münzbüchern ſteht, angeführet werden ſollen. *Hirſch* braucht nicht nur Zuſätze, deren Nothwendigkeit ſich von ſelbſt verſteht, ſondern vielmehr Berichtigungen, aber was *Maires Bibliotheque des beaux arts* in einem Lehrbuche der Numismatik zu thun habe, können wir auf keine Weiſe einſehen. Viele Katalogen von Privatbibliotheken und mehrere Verzeichniſſe von Buchhändlern verdienten eher dieſe Ehre. Selbſt Sulzers Theorie hat keine Anſprüche darauf, obgleich die vortrefflichen Zuſätze, des unvergeſslichen Hn. von Blankenburg mehr enthalten, als überhaupt dem Gelehrten in dieſem Fache zu wiſſen nothwendig iſt. Warum befolgte der Vf. nicht lieber die Ordnung in der *Doctrina Numorum*, ſo hätte er doch wenigſtens den *Rudolfus Capellus* und den *Burchard Struve* nicht vergeſſen, deren Namen, in einem Verzeichniſſe numismatiſcher Bibliotheken nicht vermiſst werden dürfen? Die *Iſtituzione antiquario Numismatica*, von der S. 7. die Rede iſt, iſt, ſo viel wir wiſſen, nicht von *Monaldini*, ſondern von *Zacaria. Pinckerton's* höchſt mittelmäſsiges Werk verdient das ihm ertheilte Lob nicht. Die ſonderbare Behauptung S. 19. daſs die merkwürdigſten Syracuſaniſchen Münzen nur ein Gewicht von 8 Gran gehabt hätten und daſs die Quinarien und Seſterzien lange Zeit zu Rom die gröſsten Silbermünzen geweſen wären, kann kaum etwas anderes als ein grober Fehler des Abſchreibers oder des Setzers ſeyn. Einer ſolchen Unwiſſenheit darf man Hn. *M.* nicht beſchuldigen, obgleich ſeine Art dieſe Stelle der *Doctrina* N. V. p. 1. T. 1. zu überſetzen nicht ungegründete Vorwürfe zuziehen könnte. Noch unverzeihlicher iſt was S. 20. von den Medaillons ſteht. Die Stelle ſelbſt mag zur Probe dienen, in welchem Geiſte Hr *M.* das Eckheliſche Werk überſetzt und ins kürzere bringt. Eckhel ſagt. D. N. V. T. 1. p. XLVII. *in ordinaria Neronis moneta aenea reperiuntur non pauci qui aeneorum* 1. *formae Volumen nonnihil excedunt. Imperante demum Hadriano aenei maximae formae in urbe cudi coepti, quorum Volumen Aeneos* 1. *formae plus minusve excedit.* ——————— *Sub Decio copioſi prodivere Nummi qui aeneos* 1. *formae juſto excedunt et tamen ordinariae monetae habuiſſe rationem, omnis eorum conformatio et adſtitutum conſtanter S. C. dubitare non patiuntur,* — — — — *Poſtremus Juſtinianus incredibili numero hujus rationis numos feriri curavit.* Dieſes verdollmetſchet Hr. *M.* ſo: *On vit ſous Neron beaucoup de pieces qui excédoient le premier module. Leur nombre augmenta ſous Hadrien et devint conſiderable ſous Dece, c'etoit cependant encore des monnoies ainſi que le prouvent les lettres S. C. Alors commencent les pieces qu'on peut appeller Medaillons; Leur Nombre ſ'accrut conſiderablement ſous le dernier,* (poſtremus!) *Julien.* Gern würde Rec. auch hier dem Copiſten und Drucker etwas zur Laſt legen; allein es iſt unmöglich, die Sache iſt zu klar. Hr. *M.* hat weder Hn. Eckhel noch die Sache ſelbſt verſtanden; ſonſt hätte er unmöglich die ganz neue Lehre aufbringen können, daſs die Medaillons von Hadrianus bis auf

Decius

Decius gangbare Münzen gewesen wären und durchaus das S. C. gehabt hätten, dass mit oder nach Decius die eigentlichen Medaillons erst aufgekommen wären, und dass der letztere Julian, also Julian II, eine unglaubliche Menge derselben hätte schlagen lassen. Ganz unverständlich ist, was S. 23. von den Tetradrachmen gesagt wird. Es wäre zu weitläufig die Sache auseinander zu setzen; so viel muss aber doch bemerkt werden, dass die Athenienfischen Tetradrachmen mit dem gezierten Helme der Minerva nichts weniger als selten sind, sondern vielmehr in grosser Menge gefunden werden. Bayer und Tychsen werden S. 31. als Verfasser von vortrefflichen Schriften über die Samaritanischen Münzen angegeben, da doch bekanntermasen der letztere ein erklärter Gegner des ersteren ist, und sich alle Mühe giebt, die Aechtheit dieser Münzen zu bestreiten. Hr. M's. Nachrichten von deutschen Schriftstellern und Büchern scheinen überhaupt aus keiner reinen Quelle zu fliesen. Bewundernswürdig ist die Verwunderung des Vf. S. 55., dass man bey dem grosen Lermen von dem *argentum Oscense* doch nur Kupfermünzen von der Stadt Osea habe. Was hat denn das *Argentum Oscense*, dessen Livius Erwähnung thut, mit den später unter den römischen Kaysern geschlagenen Kupfermünzen von Osca gemein? Und heisst das frey übersetzen, wenn man schief und unbestimmt ausdrückt, was ein anderer deutlich vorgetragen hat? Bey den Gallischen Münzen darf man nicht mehr Genauigkeit erwarten als bey den übrigen und S. 57. wird zuversichtlich behauptet, die Inschriften auf den Münzen der Colonien in Gallien wären alle Griechisch: also auch die von *Agrippina*, *Nemausus* und *Vienna*, die einzigen Colonien Münzen, die in diesem Lande vorkommen? Vermuthlich wollte Hr. *M.* von den Colonien der Griechen sprechen; allein es ist unmöglich, etwas von diesem Sinne in seinen Worten zu finden. Von *Nemausus*, das er S. 58. *Nemosus* nennt, kennt er keine andere als Kaysermünzen, ob er gleich durch seinen Führer sehr leicht eines bessern hätte belehret werden können. Von *Herculanum* S. 61. hätte entweder angezeigt werden sollen, dass man keine Münzen von dieser Stadt hat, oder der unnütze Name hätte wegbleiben müssen. Doch genug, und mehr als genug? Wir würden den Leser ermüden und am Ende doch nicht mehr beweisen, als wir schon bewiesen haben, wenn wir alle unbestimmten Ausdrücke; jede schiefe Darstellung und jede irrige und grundfalsche Behauptung aus diesen paar Bogen ausziehen wollten. Auch würde sich Rec. nicht so lange damit beschäftiget haben, wenn es nicht Pflicht wäre, eine Schrift, von der schon eine deutsche Uebersetzung angekündiget ist, näher zu beleuchten, und einen neuen Beweis zu liefern, wie unüberlegt man in Deutschland ein fremdes, oft mittelmäsiges und schlechtes Product, den herrlichsten Früchten des vaterländischen Bodens an die Seite zu stellen pflegt. Vielleicht scheint unser Urtheil Hn. *M.* in dem ersten Augenblick blos ungünstig, aber bey näherer Bekanntschaft mit einer Wissenschaft, von deren ausgebreitetem Nutzen er so richtige Begriffe hat, wird er es gewiss gerecht finden. Uebrigens würde es ihm nicht schwer fallen, nicht nur seine Introduction vergessen zu machen, sondern sich auch ein ausgezeichnetes Verdienst um die Numismatik zu erwerben, wenn er die schwere, aber gewiss belohnende, Mühe übernehmen wollte, die grossen und vielleicht einzigen Reichthümer des Französischen Münzcabinets bekannt zu machen. Hn. Eckhels *Cat. Mus. Caes.* könnte zum Muster dienen, und Hr. *M.* würde seiner Arbeit einen neuen Werth geben, wenn er ausser den treuen Abbildungen der noch ganz unbekannten Münzen, in Ansehung der übrigen merkwürdigeren immer die besseren numismatischen Schriftsteller nennen wollte, in denen sie erläutert werden, oder im Kupferstiche vorkommen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

St. Petersburg, b. Logan: *Neueste nordische Beyträge zur Erd- und Völkerbeschreibung, Naturgeschichte und Oekonomie. Dritter Band.* 1796. 447 S. 8.

Dieser Band ist dem vorigen an interessanten und lehrreichen Aufsätzen gleich, und Hr. Pallas fährt darin rühmlich fort, über Gegenden und Nationen des russischen Asiens, und der sehr unbekannten benachbarten Provinzen Licht zu verbreiten. Dieser Band besteht aus fünf von einander verschiedenen Aufsätzen. 1) Tagebuch einer Reise, die 1781 von der Stadt Mosdock nach dem innern Caucasus unternommen worden. Der Vf. war zugleich mit Hn. Reineggs unter den rohen Gebirgseinwohnern und besuchte meistens dieselben Gegenden, die vor ihm Guldenstädt und Reineggs so ausführlich behandelt haben. Natürlicherweise liest man hier oft dieselben Bemerkungen. Sein Hauptzweck war, die Wege nach Georgien zu untersuchen; und die Gebirgseinwohner zu Niederlassungen in den Ebenen zu bereden. In den engen Gebirgspässen fand der Vf. Ueberbleibsel einer Mauer nebst einem festen Thurm, neben welchen ein Thor angebracht war. Da er dergleichen bey allen Durchgängen über das Gebirge antraf, so glaubt er, die bey den Alten so oft vorkommenden caucasischen Pforten seyen keineswegs zusammenhängende von Derbent bis zum schwarzen Meer über die höchsten Gebirge geführte Grenzmauern, sondern nur durch Festungswerke versperrte Pässe gewesen, die gegen Norden vertheidigt wurden. Am caspischen Meere bey Derbent sind diese Bollwerke drey, und an der Grenze zwischen Mingrelien und Abassinien etwa funfzehn Werste lang. Diese Reise ist auch unter einem besondern Titel zu haben. 2) Nachrichten von den im Eismeer Swatoi Nos gegenüber belegenen Lächoffschen Inseln. Sie liegen vor der Mündung des Kowymaflusses, haben ihren Namen von dem Kaufmann Lächof aus Jakutzk, der zuerst gegrabenes Elfenbein (Mammedts Knochen) seit 1774 daher zu holen anfing, und sind gänzlich unbewohnt. Ungefähr

fähr hundert Werste nordwärts von diesen Inseln liegt ein grosses Land, dessen Ausdehnung man nicht kennt, von dem die Tschuktschen und andre Anwohner des Eismeers mancherley Sagen haben. Im Frühjahre kommen daher ungeheure Züge von Rennthieren, Füchsen etc. nach der sibirischen Nordküste. Künftige Wagehälse werden uns über dieses Land nähere Aufklärungen geben. 3) Sievers Briefe aus Sibirien in den Jahren 1790 bis 1793. Ausser der russischen Mongoley bereiste der Vf. die Gegend um Kiachta, das Gebirge Jablonnoi Chrebet, die kirgisische Steppe und kam oft der westlichen chinesischen Grenze sehr nahe. Eigentlich war seine Absicht, die wahre Rhabarberpflanze aufzusuchen. Seine Wanderungen waren mit unendlichen Gefahren und Mühseligkeiten verknüpft. Irkuzk ist nach Tobolsk die gröste und wichtigste Stadt in ganz Sibirien, und sie hat sich nach dem Brande von 1772 sehr verbessert. Man zählt hier 2800 Häuser und an 20,000 Einwohner. Jenseit des Baikal hatte er oft Gelegenheit, den von andern Reisenden genug erwähnten Ziegelthee zu trinken. Man verfertigt ihn in China fabrikmäsig aus den zuletzt abgenommenen Blättern des Theebaums, die man welk werden lässt, durch Besprengen mit Blutwasser und Pressen in Tafeln bildet, welche ungefähr die Länge und Breite eines halben Bogens Schreibpapier haben, einen Zoll dick sind, und drey bis vier Pfund wiegen. Sonst bemerkt der Vf. übrigens immer, was er bald hier, bald dort von Naturmerkwürdigkeiten entdeckte, Thiere, Pflanzen und Mineralien. Unter den Thieren auf dem Gebirge Jablonoi, welcher Name so viel wie Apfelgebirge bezeichnet, fand der Vf. Elen- und Moschusthiere. Ein Moschusbeutel kostet an Ort und Stelle 68—80 Rubel (wahrscheinlich Kupfergeld). Russen, die zu den Kirgisen reisen wollen, müssen immer einen Führer dieser Nation haben; je reicher und angesehener dieser ist, desto geehrter ist der Fremde. Die Kirgisen sind unter allen asiatischen Nomaden die mäsigsten. Vierzig Werste von der chinesischen Festung Tschigatschek fand der Vf. wahren Rhabarber an einem Arm des Uldsharflusses. Der Vf. nennt sie *Rheum cruentum*. Die Wurzel ist viel dicker und rübenförmiger, als von *Rheo nano* und braun gemarmelt wie der wahre Rhabarber. Aber Hr. *S.* widerlegt sich am Ende selber, wenn er sagt: Niemand habe ausser trocknen Wurzeln, das wahre Gewächs der Rhabarber gesehen, alle nach Europa gekommnen Samen sind falsch, und unsere Rhabarberplantagen, klein und gross, werden nie ächten Rhabarber erzeugen. Dieser kommt von der chinesischen Stadt *Sinin* oder *Selin* an *Kokonor*. Die Chinesen ziehen ihn auch bey Tschigatschek in ordentlichen Plantagen. Sie darf aber bey Lebensstrafe von dieser Seite nicht aus dem Reiche ausgeführt werden. Die Kinder der Kirgisen werden sehr jung mit einander versprochen. Der Vf. wohnte einer Cerimonie bey, wo die Braut nur acht Jahre alt war. Der Kalum wird männlicher Seits meist mit Stuten und etlichen Sklaven bezahlt. Das Verlobungsmahl schildert er sehr malerisch; aber nur wenige seiner Leser möchten einige der hier gerühmten und den Gästen Handvoll in den Mund gestopften Speisen wohlschmeckend finden. Da die Reise grösstentheils durch Steppen, Gebirge oder unangebaute Ebenen ging; so konnten nur dann und wann Bemerkungen über die herumziehenden Kirgisen gegeben werden; desto häufiger, aber fast zu hingeworfen sind die Nachrichten von den überall aufgesuchten Pflanzen und Mineralien. Alle Kirgisen auf chinesischem Grund und Boden müssen dem Kaiser von hundert Pferden etwas als Tribut bezahlen, dieser kommt aber dem Kaiser theuer zu stehen, weil die Schatzeinnehmer viele Geschenke mitbringen müssen. 4) Physikalisch-topographisches Gemälde von Taurien. Da dasselbe bereits in dem Journal von Russland und Gmelins Journal der Naturwissenschaften, aus dem Französischen übersetzt und also bekannt genug ist, führen wir bloss den Titel dieses Aufsatzes an, so wie von dem letzten, worinn Hr. *Laxman* statt der Potasche das mineralische Laugensalz bey den Glasfabriken einzuführen empfiehlt.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Warschau: Gewinn und Verlust der europäischen Mächte bey der Theilung von Polen, nebst Aufschlüssen über die Schwäche Russlands.* 1796. 46 S. 8. (4 gr.) In dieser Schrift eines angeblichen Polen wird die Geschichte vom Hu[illegible]rtsburger Frieden bis auf die neuesten Zeiten, so weit [illegible]ene Bezug auf Polen hat, kürzlich durchgegangen, besonders die Geschichte der ersten Theilung; dann werden die mancherley Nachtheile gezeigt, welche die letzte Theilung sowohl in Rücksicht der eigenen Sicherheit und Unabhängigkeit, als des Handels für Oestreich, Preussen, die Türken, Schweden, Dännemark und England habe. — Von Frankreich sagt der Vf. (S. 27.): „Wenn wir alle Epochen der französischen Revolution durchgehen; so überzeugen wir uns von der „Wahrheit, dass bis jetzt die französische Nation, so wie ein „unerfahrner Gesetzgeber, hin und her gesucht hat, ob sie „nicht durch einen Zufall den Punkt finden würde, auf welchem ihre Freyheit sicher ruhen könnte." Das Interesse der Republik erfodre die Wiederherstellung der polnischen Republik und eine eigene Verbindung mit derselben. Er schlägt dazu eine Coalition von Oestreich, der Türkey und Schweden gegen Russland vor, bey welcher Preussen neutral bleiben soll. Nach einem einzigen Feldzuge würden die Alliirten durch 70000 Polen verstärkt werden. Die Aufschlüsse über die Schwäche Russlands bestehen in einer Berechnung, nach welcher dasselbe den alliirten Mächten höchstens 190.000 Mann entgegenstellen könne, welche es in 4 Armeen theilen müsse; und in der Leichtigkeit, die Kosaken, durch eine bey ihnen zu bewirkende Revolution, dem russischen Scepter zu entziehen. Man sieht, dass unser Vf. zu den Politikern gehört, die auf dem Papiere alles sehr leicht finden; denn dass weder an eine solche Coalition zu denken, noch auf eine Neutralität Preussens zu rechnen sey, wenn es darauf ankommt, einen grossen Strich Landes wieder herauszugeben, darüber werden unsere Leser unfehlbar mit uns einverstanden seyn.

Numero 217.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 10. Julius 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Augsburg, b. Benedikt: *Die Sitten der ersten Christen*, in welscher Sprache beschrieben von *Thom. Mamachi*, aus dem Predigerorden. Zur Stärkung der jetzigen Christen im Glauben, und zum allgemeinen Nutzen und Unterrichte in das Deutsche übersetzt. 1796. I. B. 296 S. Vorr. 28 S. II. B. 272 S. III. B. 216 S. 4.

Wichtiger in der ganzen Kirchengeschichte giebt es wohl nichts, als die Frage: Welchen Einfluss hatte das Christenthum auf die Sitten seiner ersten Bekenner? Eine Frage, deren Beantwortung viel Scharfsinn und noch mehr Unbefangenheit erheischt. Ob der italienische Dominikaner Mamachi, der als gelehrter Forscher christlicher Alterthümer bekannt ist, beide vereinigt; ob er auch nur geahnet habe, dass diese Aufgabe über das innerste Wesen der ersten Christen verwickelter sey, als die Untersuchung ihrer Gebräuche, Grüfte und Bethäuser, — das ist eine andere Frage, deren Beantwortung uns wenigstens einen kleinen Beytrag zu der jetzigen Aufklärungsgeschichte Italiens abgeben, und manchem Orthodoxen, der über dem Dominikaner Gott dankt, dass er nicht ist, wie dieser, in's Ohr raunen mag: *Mutato nomine de te fabula narratur*. Was versteht der Vf. hier unter *Sitten?* Wen unter der Benennung *erster Christen?* Weder über das eine noch das andere findet er für gut eine Erklärung zu geben, und es bleibt uns nichts übrig, als seinen Sinn aus dem Werke selbst abzuziehen. Nun ist darin nicht nur von dem Betragen der Christen, in wiefern es dem Gebote der Sittlichkeit, sondern auch in wiefern es der Religion angemessen war, die Rede, und wenn man auch dem Vf. das Letzte des natürlichen Zusammenhangs wegen verstatten wollte, so übertreibt er's so weit, dass er die Religion nicht etwa als eine aus der Sittlichkeit hergenommene und wieder auf sie zurückwirkende Triebfeder, sondern als übernatürlichen und einzigen Grund derselben annimmt, und da Religion und römisch-katholisches Christenthum ihm Eins ist, den Leser bald in die Dogmatik führt, und vom Glauben der ersten Christen an Dreyfaltigkeit, Gottheit des Sohns und Eine allgemeine Kirche gar viel zu sagen weiss, bald ihn mit der Polemik wider die Freygeister beschäftigt, indem er die Glaubensgründe der ersten Christenheit an den Fingern herzählt. Dahin gehören die Weissagungen im A. T. von Jesu, die Wunder desselben, die Wunder der ersten Christen, ihre Krankenheilungen mit Oel und Todtenerweckungen, ihre Teufelsaustreibungen, das Constantin erschienene wunderbare Kreuz, den von Julian versuchten und durch ein Wunder vereitelten Tempelbau zu Jerusalem, das Wunder der Ausbreitung des Christenthums, die Ueberzeugung der Heiden selbst von der Wahrheit der christlichen Wunder, z. B. die angeblichen Zeugnisse eines *Phlegon* und *Thallus* von der Sonnenfinsterniss beym Tode Jesu, ihre Ueberzeugung von der Wahrheit der evangelischen Geschichte, z. B. das im *Macrobius*, den der Vf. für einen Heiden hält, befindliche *bon mot* August's auf des Herodes Kindermord: Es sey besser, Herodes Schwein als Sohn zu seyn. I. 38—119. Wenn er so sein Werk mit allem, was irgend zur Denkweise der Christen gehört, oder ihm zu gehören scheint, anfüllt, so vergisst er auch nicht jene äussern Handlungsweisen, Gebräuche oder Sitten, wie man sie nennt, ob sie gleich nichts mit der Sittlichkeit zu thun haben, z. B. Hierogrammen, Sinnbilder, Aufschriften, Gebethäuser, Tempel, die Zeit der Agapen, wobey er sich als Antiquar zeigt, ohne den geheimen Faden, der diese Dinge mit dem Innersten des Menschen verbindet, zeigen zu können. Wenn er das Wort *Sitten* zu weit ausdehnt, so schränkt er den Namen erster *Christen* zu sehr ein. Nachdem er sich erklärt hatte, nur die vier ersten Jahrhunderte zum *ersten* Christenthum ziehen zu wollen, hätte er uns auch sagen sollen, wen er unter *Christen* verstehe. Wenigstens sind wir berechtigt zu erwarten, dass er keine christliche Sekte ausschliesse. Allein ohne ein Wort zu reden, sagt er es im Werke selbst auf eine unverkennbare Weise, dass auch hier die Ketzer verbannt seyen. Wie sollte er denn auch Leuten, an denen er gar nichts Gutes sah, in einem Panegyrikus auf die erste Kirche eine Stelle gönnen!

Aus diesem Grade von Fähigkeit, den Stoff fest zu greifen, schliessen wir auf die Kraft, ihn gehörig zu vertheilen, und demselben eine dem Verstande behagliche Form zu geben. Nach einer gar langweiligen Vorrede über die Unschuld der ersten Christen in Ansehung der ihnen vorgeworfenen Verbrechen, theilt er die Sitten derselben in Sitten gegen Gott, gegen sich und den Nächsten, woraus denn 3 Bücher entstehen, in deren erstem von den Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und Liebe gegen Gott und *Religion*, im zweyten von den täglichen Uebungen (hauptsächlich *gottesdienstlichen*) von Künsten, Gewerben, Demuth, Klugheit, Mässigkeit, Stärke und *Beständigkeit im Glauben*, von der Tugend der Gerechtigkeit

...it (er versteht darunter Richtigkeit der Handlun... in sofern die untern Seelenkräfte den obern un...orfen sind) und ihrem Frieden (er meynt den in... Frieden der Unschuld) — — im dritten, von der ...e der ersten Christen gegen einander, 2 von ih... *Liebesmahlen*, 3 von ihrer Friedfertigkeit und 4 ...chtigkeit gehandelt wird. Von den mancherley ...chweifungen kein Wort! Kein Wort von dem ...rley und dem ganzen Werthe dieser Abtheilung, ...he die Ausdehnung einer *solchen* Materie auf 812 gedruckte Seiten in 4to. einigermaßen begreiflich ...ht! *Shakespears* Todtengräber im Hamlet, der ...s gravitätisch eine *That* in's *Thun*, *Handeln* und *...richten* abtheilte, ist hier das treffendste Gegenstück.

Wohl findet sich manchmal in eben demselben ...fe die Unvermögenheit, allgemeine Begriffe zu ...immen und ein Ganzes logisch zu ordnen, neben ...m treffenden Scharfblicke in einzelnen Thatsa... und einer edlen Freymüthigkeit, nur nicht bey ...nachi. Die Vorurtheile seiner Kirche und seines ...ens gaben ihm vorerst einen unrichtigen Maafs... der Sitten. Wie er seine kirchliche Dogmatik ... ersten Christen unterschob, so sah er in ihrem ...del Klosterheiligkeit. Er legte ihnen so ziemlich ...Tagsordnung eines Mönchs bey, das Gebet in ab...essenen Stunden, sogar eine Mitternachtandacht, ...l Tertullian seiner Gemahlin geschrieben hatte *uxor. & S.) noctem surgis ad orandum.* II. 56 S. ...e Kritik steht daher um so mehr im Dienste der ...urtheile, je schwächer sie an und für sich selbst ... Wenn man ihm auch Bekanntschaft mit den Kir...vätern nicht absprechen kann, so ist das doch ...h kein geprüfter und vertrauter Umgang, und da... kennt er neuere, zumal ausländische Literatur ...zu wenig, um sich durch andere zurechtweisen ...önnen, und wenn er sie kennt, so hindert kirch...e Partheylichkeit ihren Gebrauch. Fabricii *bi...theca graeca*, Böhmers *Dissertat. juris eccles. an...* citirt er, um sie mit Verachtung als Produkte *...erischer Scribenten* abzuweisen; nur Mosheim ...das Glück, als gelehrt gepriesen zu werden, ...l er dem *Tertullian* glaubte, der Apostel Johannes aus dem siedenden Oel, worein ihn *Domitian* ...e werfen lassen, mit heiler Haut davon gekom... II. 217. Wenn er noch Grotius, Scaliger, Bur...n ein oder das anderemal anführt, so ist's alles. ...emler und Gibbon, die ihm manchen guten Rath ...en geben können, ist nicht zu gedenken. Desto ...r aber kehrt er bey seinem Boldettus, den *actis ...ctorum Antwerp.* und vorzüglich, was noch mit ...e gesagt sey, den *actis sinceris* von Ruinart ein. ... er aber bey so gestalter Sache diese *acta sincera* ...t durchaus als *sincera* hätte finden sollen, läfst ...gar nicht erwarten. Ganz sicher bedient er sich ...59. der Martyrergeschichte der *Symphorosa* aus ...art S. 23. 24. Amstel. 1513 der sie aus zwey al... Handschriften, aus Surius und Cardulus entnom... hatte. Allein der Gehalt der Geschichte selbst, ...ina die Götter als Ankläger der Symphorosa beym orakelsüchtigen Hadrian auftreten, und allzu christlich bekennen: *Symphorosa vidua cum septem filiis laniat nos quotidie invocando Deum suum* — verräth unwidersprechlich den Trug eines Christen. Die Legenden von den Wundern der Christen nimmt er ohne Prüfung auf das Ansehen eines *Rufius*, *Socrates*, *Sozomenus* und *Theodoretus* an. Noch mehr ist er durch das Wort des *Eusebius* gefesselt. Darauf hin nimmt er den Verhaltungsbefehl des *Marcus-Aurelius* an die Asiaten die Christen betreffend, eigentlich eine plump verkappte Lobrede auf die Christen, von einer fremden Hand Justins erster Apologie angehängt, für ungezweifelt ächt an. Auffallend ist's aber, dass er nicht einmal an der Jesu und Abgarus angedichteten Correspondenz den mindesten Zweifel statt finden liess, ob er gleich die Einwürfe kannte. Eusebius, der die Briefe von den Alten (aus dem Archive zu Edessa selbst — hätte der Vf. sagen sollen) habe, überwiege, meynt er, alle anderweitigen Bedenklichkeiten. II. B. S. 63.

Zu dieser Leichtgläubigkeit kommt noch eine gewisse Behendigkeit, aus sonst richtigen Thatsachen die auffallendsten Schlüsse zu ziehen. Hatte Clemens von Alexandrien 3 Päd. C. 11: den Vorschlag gethan, statt abgöttischer oder kriegerischer Gestalten ganz gleichgültige, oder doch solche, die sich auf die Geheimnisse des Christenthums bezögen, z. B. einen Fischer zur Vorstellung der Taufe, auf die Siegel graben zu lassen, so ist *M.* I. B. S. 172. gleich mit dem Schlusse fertig, dies sey Sitte der Christen gewesen. Clemens zu Rom lobt zu Ende des ersten Jahrhunderts den Eifer der Korinther, die Ihrigen im Glauben zu unterrichten. Daraus schliesst er, es sey in den 4 ersten Jahrhunderten Brauch der christlichen Hausväter gewesen, den Ihrigen die morgens in der Versammlung gehörte Predigt gleich bey der Nachhausekunft nachzuerklären. II. S. 41. Auch waren die Knechte ihren Herrn ganz gehorsam, weil sie ohne Zweifel die Ermahnungen von Paulus hierüber gelesen hatten. III. 214. Das Ideal eines christlichen Weisen oder Gnostikers, von Clemens in den Stromaten sieht er für Wirklichkeit an II. B. 45. Ueberhaupt ist's ihm Regel, den Unterricht und die Ermahnungen christlicher Schriftsteller, woraus er auf Mangel hätte schliessen sollen, für Gesinnungen der Christenheit anzugeben. Auch sind ihm die lobrednerischen Gemeinplätze auf die Christen in den Apologien eines Justin, Athenagoras, besonders Tertullians, der alles übertreibt, die reinste Wahrheit; hingegen die Verweise, welche eben diese Schriftsteller ihrer Parthey geben, werden außer Acht gelassen, oder wenn sie sich in dem bitter tadelnden Tertullian finden, damit abgewiesen, dass dieser so als Montaniste geschrieben habe. Manche den Christen ungünstige Stellen, z. B. in Clemens Pädagog verglichen mit Tertullian *de cultu foeminarum* werden daher überschlagen. Wie sollte er nun gar noch die starken Beschuldigungen des Philosophen Celsus wider die Christen, und seines schwachen Widerlegers, des Origenes, dessen Orthodoxie ohnehin nicht in der besten Reputation bey

M. steht, Geständnisse oft nur halb hingeworfen, und lichtscheue Verdrehungen durch eine kritische Scheidekunst auf das Reine gebracht haben! Lucian führt er etliche male an, aber gerade nur da, wo er's mit Vortheile kann, ohne sonst der Winke des Spötters zu achten. Nach dieser Behandlungsart war es ihm sehr leicht, zum Lobe der Christen ungeheuer Viel zu sagen, aber auch alles zu verschweigen, was ihnen nachtheilig seyn könnte. Dabey hatte er nicht nur auf die Ehre der ersten Christen, sondern auch auf die Ehre der römischen Kirche zu sehen; um über alles wegzuspringen, was er mit ihren Dogmen und apostolisch seyn sollenden Gebräuchen nicht zu reimen wusste, oder es gar mit äusserster Gewalt zu verdrehen. Die vierzigtägige Fasten II. 79. muss einmal apostolischen Ursprungs seyn. Die entgegenstehenden Stellen werden unterdrückt. Böhmers Behauptung, dass anfangs die Communion und die Liebesmahle Eine Handlung gewesen wären, macht ihn gar sehr böse. Beides trennt er weit von einander, und die Communion muss ihm vorhergegangen seyn. Mag auch Paulus, mögen die Kirchenväter sich noch so sehr sträuben, er spart keine Mühe, keine Weitläuftigkeit. III. B. S. 90. sogar bitterer Vorwürfe wider Böhmer, dem der Partheyische Partheylichkeit zutraut, enthält er sich nicht. Wie kann aber auch ein Mann anders, der die Transsubstantiationslehre II. B. 11. schon in der ersten Kirche findet?

Bey dieser Ansicht des kirchlichen Alterthums musste der wahre Standpunkt seiner Frage ganz verfehlt werden. Leicht räumt man ihm ein, dass das Christenthum die Sitten seiner ersten Bekenner in gewisser Hinsicht gebessert habe. Er hatte nicht nöthig, die alten Verläumdungen, wodurch ihre Feinde sie zu den gröbsten Verbrechern gemacht hatten, so mühsam zu widerlegen. Desto nöthiger aber dürfte es gewesen seyn, die neuern Einwürfe, dass sie es hie und da mit ihrer Tugend übertrieben hätten, wenigstens einer Antwort zu würdigen. Niemand läugnet, dass sie den grösten Abscheu vor Abgötterey hatten, aber machten sie es damit nicht zu arg? Ward ihr Hang zur Strenge dadurch, dass sie den gesellschaftlichen Vergnügungen, Gastmahlen, Schauspielen, gewisser Beziehungen auf die heidnischen Gebräuche wegen, auswichen, nicht auf das Aeusserste verschärft? Wenn sie ihre Enthaltsamkeit in allen Arten des Vergnügens bis zur Schwind- und Bleichsucht trieben, und dadurch Lucians Satyre reizten, war das noch die Tugend der Mässigung? Sie flohen die Bildhauer- und Mahlerkunst, den Handel und mehrere Gewerbe, in so weit diese mit der alten Religion verwandt waren, mitunter auch deswegen, weil sie mit der Welt so wenig als möglich zu thun haben wollten. II. S. 18. Ihre Lehrer schienen es mit ihnen bis zur Verbannung alles Luxus, aller Verfeinerung, alles Reichthums bringen zu wollen; aber was wäre wohl herausgekommen, wenn die Ideen, die sie aufstellten, allgemein hätten werden können? Oder gereicht es wohl zur Ehre der Christen, dass ihre ältesten Denkmahle in den Todtengrüften, was M. irgendwo selbst gesteht, weit schlechter aussehen, als jene der Heiden, und Hände verrathen, welche den Grazien keine Opfer mehr brachten? Doch es hatte mit dem Allgemeinwerden jener Ideen so wenig *Noth*, dass Clemens von Alexandrien und Tertullian über einreissenden Luxus klagten, jener gar Pädag. l. II. c. 3. den Christen sagte, Viele erhielten das Reich Gottes nicht, weil sie von ihrem Reichthum nicht den besten Gebrauch machten; und dieser *de cultu foemin.* c. 9. über den Missbrauch des Reichthums zur Kleiderpracht so heftig aufbrauste, dass er seine Prahlerey Apol. c. 39. — den Christen wäre alles gemein, nur die Weiber nicht — selbst zu Schanden machte. Die Keuschheit vieler Christen verstieg sich freylich in Ehescheue, worauf die Maximen rigoristischer Väter, mit denen *M.* gar sehr einverstanden ist, bald hinausliefen. Aber warum sagt er uns denn kein Wort von der Ausartung des Cölibats, von dem Entstehen der Agapeten? Warum nichts davon, dass Clemens Pädag. l. III. c. 11. die Brüder- und Schwesterküsse bey den Agapen allzu rauschend und feurig, und zugleich so lieblos fand, und als Verdacht bey Auswärtigen erregend gemässigter wünschte? Warum nichts von andern Ausschweifungen, welche noch hinzukamen, und schon im vierten Jahrhundert die Abstellung der Agapen nothwendig machten? Vergebens rafft er etliche Stellen zusammen, um zu beweisen, dass die Christen den Soldatenstand, und die Aemter des Staats nicht geflohen hätten. Bey einer ausgebreitetern, schärfern und unpartheyischern Einsicht würde er bemerkt haben, dass die Christen bey dergleichen Stellen blieben, wenn sie dieselben vor ihrer Bekehrung schon hatten, dass sie aber als Christen sich sehr wider ihre Annahme setzten. Er würde ferner bemerkt haben, dass etliche Stellen von der Pflicht des bürgerlichen Gehorsams den Verdacht nicht wegbringen können, dass hie und da mit der Ruhe des Staats unverträgliche Maximen, wenigstens ἐσωτερικῶς, im Umlaufe waren. Mache er des Rühmens noch so viel von der durchgängigen Wahrhaftigkeit der ersten Christen! Er überlegt wohl nicht, dass ungeachtet der Gewissenszärtlichkeit, womit Tertullian *de spectac.* c. 23. sich wider das Bartscheren, und Clemens Alex. l. III. 11. sich wider das Ansetzen fremder Haare, weil eines wie das andere Betrügerey wäre, erklärten, dieser doch dem frommen Betrug in den Stromaten eben nicht feind war, und viele Christen gar kein Bedenken hatten, ihrem Meister selbst einen Brief, ihren Aposteln Evangelien, Offenbarungen, Briefe, und jedem Schriftsteller Bücher unterzuschieben, und *acta martyrum* zu dichten. Es ist ausser Zweifel, dass die Christen durch ihre Wohlthätigkeit viel Aufsehens machten, nur dürften jetzt die christlichsten Armenpoliceyräthe sehr zweifeln, ob es weise sey, eine so gemeinschaftliche Casse zu halten, wie jene der ersten Zeiten, auch in der mässigsten Auslegung, war. Dass sie ferner Grausamkeit verabscheuten, dass sie das Anschauen der blutigen Kampfspiele als ein unmenschliches Vergnügen flohen, hat seine Richtigkeit,

keit; nur Schade, dass Tertullian, der diese Lehre am stärksten predigte, am Ende eben desselben Buchs, worinn er sie predigte, *de spectac.*, sich sogar vergass, zu bekennen, wie sehr er nach dem schrecklichsten Schauspiele des brennenden Weltgebäudes, und dem *Auto da fe* der darin zu bratenden heidnischen Könige, Kaiser, aller Verfolger der Christen, der Philosophen, Dichter, Schauspieler lechzte — *Quid admirer; quid rideam! ubi gaudeam! ubi exultem!* — Zugleich eine praktische Erklärung des Spruches: Schlägt dich jemand auf die rechte Wange, so reiche ihm auch die andere; auf welchen eben Tertullian c. 23. und seines Gleichen sehr viel hielten, und auch eine vorläufige Antwort auf die Grosmuth der ersten Christen in den quälendsten Verfolgungen, wobey *M.* weder Mühe noch Kosten scheut, um Auge und Herz in sein Interesse zu ziehen. Aus Tertullian, Lactantius, Euseb, Ruinart hat er alle Arten des Martyrthums gesammelt, und theils nach Mustern des allzu reichhaltigen unterirdischen Roms, theils mit Hülfe der Phantasie in Kupfer stechen lassen. Mit Ruthen, Geisseln, Riemen, Bleykolben geschlagen; mit Hacken, Klauen, Kämmen zerrissen; gekreuziget; auf Scheiterhaufen oder in Pechröcken oder Fässern brennend, in Kesseln gesotten, mit kochenden Peche begossen; in Netzen eingeschlossen, oder auf Breter gebunden und so wilden Thieren vorgeworfen, oder mit gebundenen Händen in Gruben dem Frass daselbst eingesperrter Mäuse überlassen; mit schlagenden oder reissenden Werkzeugen ihrer Zähne beraubt; von Pferden zertreten, mit zusammengebogenen Bäumen zerschnellt, oder in modernden Kerkern auf einander geschichtet, und so lebendig begraben — sind in dem Originalwerke von *M.* (in der Uebersetzung hat man sie weggelassen) in Kupferstichen die Helden des Glaubens zu schauen, eine schauerliche Gallerie, wenn gleich nicht immer der Märtyrer, wenigstens der gangbaren Justizmetzeleyen unter römischen und persischen Despoten. Aber wozu soll das alles hier? Vielleicht um dem frommen Römerling mit dem Blute still leidender Märtyrer eine Augenweide unter dem Namen *Erbauung* zu geben, wie man sie ehemals dem gaffenden wildwollüstigen Römer mit dem tapfer verspritzten Blute der Gladiatoren gegeben hatte, und so die Märtyrer selbst, die das Anschauen blutiger Schauspiele, sogar der Hinrichtungen als eine unmenschliche Sitte verabscheuten, zu einem solchen Schauspiele zu gebrauchen? Oder will er uns einen anschaulichen Begriff von der Grosmuth und Stärke der ersten Christen beybringen? *Geduld* wäre besser gesagt; doch um weder hierüber, noch über die Grösse und Allgemeinheit der Christenverfolgungen, so übertrieben als sie hie und da vom Vf. angenommen wird, z. B. unter Nero, ein Wort weiter zu verlieren, was ist am Ende damit für die Tugend der Christen gewonnen? Ueberhaupt hat er's gar sehr vergessen, die erste Triebfeder der Moralität bey den ersten Christen, wenn gleich nicht in all ihrer Lauterkeit herzustellen, wenigstens gegen den Verdacht zu retten. Was ist Menschenliebe, wenn sie auf stolze Sectirerey, die Mutter der Intoleranz gegen Ungläubige und Irrgläubige hinausläuft? Was ist Mässigkeit, wenn sie auf Singularismus beruht? Was Sanftmuth und heroische Verachtung des Lebens selbst, wenn man mit dem Perspective des Chiliasmus die Lüste und das Gold des himmlischen Jerusalems für sich, und für den Verfolger die rächenden Schwefelbäder der brennenden Welt in der Nähe sieht? Es sey fern, den ersten Christen allen Tugendsinn und den Einfluss einer bessern Moral auf ihr Gemüth absprechen zu wollen; nur ist immer die Frage von der Art und dem Grade dieser Einwirkung, und da würde es denn weit besser seyn, das Thun der *Christen* vom *Christenthum* zu unterscheiden, und das Ideal von Tugend als Ziel weit hinauszustecken, um uns ihm allmählig zu nähern, als es schon im Anfange erreicht zu glauben, und uns stets darauf zurückzuweisen, ungeachtet die Reste des christlichen Alterthums uns eine sehr mangelhafte, und mit den Schlacken jener Zeit sehr verunreinigte Tugend zeigen; wir müssten denn, wie Mamachi, durch den elendesten Zirkel die Sitten der ersten Christen als Ideal der Tugend, nach welchem wir unsere Grundsätze und Handlungen schlechterdings zu richten hätten, voraussetzen, und gleichwohl unter Voraussetzung unserer Idee von Moralität Untersuchungen über die Sitten der ersten Christen anstellen.

Und dieses Werk fand einen deutschen Uebersetzer, der den Schild aushängt: *Zur Stärkung der jetzigen Christen im Glauben* und zum *allgemeinen Nutzen und Unterrichte*, und einen Verleger, der mit einer geharnischten Vorrede wider die ruchlosen Philosophen unserer Zeit, welche die Religion zu Grund richten, und den Göttinnen *Freyheit* und *Gleichheit* Opfer bringen, auftritt. Wir wünschen beiden viel Segen und Glück zu ihrer Speculation auf unsere Zeitumstände, und dem frommen Leser viel Geduld. Denn ohne das Original damit verglichen zu haben, dürfen wir in Hinsicht der vielen und ungeheuren Sprachunrichtigkeiten versichern, dass die Uebersetzung über allen Begriff elend und kaum zu lesen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 11. Julius 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in d. akad. Buchh.: *Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern* von Dr. *Christoph Wilhelm Hufeland*, der Arzneyk. ord. Lehrer zu Jena. 1797. XXIV und 696 S. 8. (Mit einem schönen Titelkupfer, die Parzen vorstellend, gestochen von Stölzel.)

Dies Buch ist, nach des Rec. Urtheil, eines der vortrefflichsten und vollendetsten Werke des verdienstvollen Vf. Der grosse Nutzen, den es ohne Zweifel stiften wird, muss ihm den schönsten Lohn für die darauf gewandte Mühe gewähren. Gründlichkeit und Deutlichkeit der Begriffe, ausgebreitete und durchaus zweckmässig angewandte Gelehrsamkeit, Menschenkenntniss und Menschenliebe, verbunden mit dem Reize einer schönen Darstellung (aus welcher man nur die zu häufig vorkommenden, oft entbehrlichen Wörter aus fremden Sprachen wegwünschen muss), heben es unter andern ähnlichen so vortheilhaft heraus, dass, wäre es auch des Vf. einziges, es seinen schriftstellerischen Ruhm hinlänglich begründen würde. Ein Werk dieser Art, dessen Werth nicht von neuen, hier nicht zu erwartenden, Entdeckungen, sondern von dem lebendigen Geiste, der sich in der Anordnung, Verarbeitung und Beurtheilung zeigt, kurz, ungleich mehr von seiner Form als von seinem Stoffe bestimmt wird, kann durch keinen Auszug charakterisirt werden, und dennoch können wir uns nicht entbrechen, durch eine nähere Anzeige seines Inhalts wenigstens etwas beyzutragen, um die Aufmerksamkeit, die es gewiss schon ohne alle Empfehlung bey einem grossen Theile des Publicums auf sich gezogen hat, noch weiter verbreiten zu helfen.

I. Theoretischer Theil. Erste Vorlesung. Schicksale dieser Wissenschaft. Bey der Vollkommenheit, Energie und Dauer des Lebens beym Menschen wird der hohe Werth, welchen er darauf setzt, selbst dann noch, wenn es ohne Genuss und Freuden für ihn ist, begreiflich. Es gehört schlechterdings *eine nur bey Menschen mögliche* Zerrüttung der feinsten Empfindungsorgane, eine gänzliche Verdunkelung und Tödtung des innern Sinns dazu, um das Leben gleichgültig oder gar verhasst zu machen (Eine Behauptung, mit welcher doch die neuerlich bekannt gemachten Beobachtungen von Selbsttödtern unter den Thieren im Widerspruch zu stehen scheinen.) Sehr natürlich beschäftigte daher der Gedanke, das Leben zu verlängern, von jeher die Menschheit. Es war ein Lieblingsgegenstand der scharfsinnigsten Köpfe, ein Tummelplatz der Schwärmer, und eine Hauptlockspeise der Scharlatane und Betrüger, bey denen man von jeher finden wird, dass es entweder Umgang mit Geistern, oder Goldmacherkunst oder Verlängerung des Lebens war, wodurch sie das grössere Publicum angelten. In Aegypten diesem Mutterlande von so manchen abentheuerlichen Ideen, fiel man auf künstliche und unnatürliche Mittel, wozu freylich das durch Hitze und Ueberschwemmungen ungesunde Klima Veranlassung geben mochte, auf Brechen und Schwitzen, um das Leben zu verlängern. Bey den Griechen überzeugte man sich unter dem Einfluss einer reinen und schönen Natur, dass gerade ein vernünftiger Genuss der Natur und die beständige Uebung unsrer Kräfte das sicherste Mittel zu diesem Zwecke sey. Mässigkeit, Genuss der freyen und reinen Luft, und vorzüglich das tägliche Reiben des Körpers und Leibesübung, die man durch Methoden und Regeln einer eigenen Kunst, der Gymnastik, bestimmte, waren die Mittel, welche Hippokrates und alle andre damalige Philosophen und Aerzte empfahlen. Herodikus nöthigte sogar mit dem glücklichsten Erfolge seine Patienten spazieren zu gehen, sich reiben zu lassen, und, jemehr die Krankheit abmattete, desto mehr durch Anstrengung der Muskelkräfte diese Mattigkeit zu überwältigen. Die hellsten und naturgemässesten Ideen finden wir beym Plutarch, der schon seinen Unterricht mit den Regeln schliesst: den Kopf kalt und die Füsse warm zu halten, anstatt bey jeder Unpässlichkeit gleich Arzneyen zu brauchen, lieber erst einen Tag zu fasten, und über dem Geist nie den Leib zu vergessen. — Die sonderbare, ebenfalls aus den frühsten Zeiten herstammende, Gewohnheit, einen alten abgelebten Körper durch die nahe Atmosphäre frischer aufblühender Jugend zu verjüngen und zu erhalten, die Gerokomik, wovon das bekannteste Beyspiel die Geschichte des Königs David enthält, und die selbst Boerhaave mit Nutzen anwandte, scheint so verwerflich nicht zu seyn, wenn man bedenkt, was der Lebensdunst frisch aufgeschnittener Thiere auf gelähmte Glieder, was das Auflegen lebendiger Thiere auf schmerzhafte Uebel vermag. — Aber am ergiebigsten an neuen und abentheuerlichen Ideen über diese Materie war die tausendjährige Nacht des Mittelalters. Man glaubte, die Erhaltung und Verlängerung des Lebens durch chemische Verwandlungen, durch Hülfe der ersten Materie, die man im Destillirkolben gefangen zu haben meynte, durch Vermeidung böser Constellationen und ähnlichen Unsinn erhalten zu können.

Des Theophrastus Paracelsus Stein der Unsterblichkeit (er starb selbst im funfzigsten Jahre) oder vegetabilischer Schwefel war nichts, als ein hitziges, dem Hoffmannschen Liquor gleiches, Mittel. Der vermeynte Einfluss der Gestirne auf Leben und Schicksale der Menschen, an welchen der Glaube zum Erstaunen allgemein war, und durch den der berühmte Thurneisen seine glänzende Rolle spielte, gab eine ganz neue Diätetik. Man nahm an, wie jeder Mensch unter dem Einfluss eines gewissen Gestirns stände, eben so habe auch jeder andre Körper, Pflanzen, Thiere, sogar ganze Länder und einzelne Häuser, ein jegliches sein eigenes Gestirn, und besonders sey zwischen den Planeten und Metallen ein genauer Zusammenhang. Sobald man also wusste, von welchen Constellationen und Gestirnen das Unglück und die Krankheiten eines Menschen herrührten, so hatte er nichts nöthig, als sich lauter solcher Speisen, Getränke und Wohnungen zu bedienen, die von den entgegengesetzten Planeten beherrscht wurden, oder einen Talisman an sich zu tragen, der unter gewissen Constellationen aus passenden Metallen geschmolzen, gegossen und geprägt war. — Je ungereimter und verworrener diese Begriffe waren, die noch vor wenig Jahren Cagliostro wieder in Gang brachte; um so schätzbarer muss uns das Andenken eines Mannes seyn, der sich glücklich aus denselben herauszuwinden, und die Kunst, sein Leben zu verlängern, auf dem Wege der Natur und Mässigkeit zu finden wusste, des bekannten Italieners Cornaro nämlich, der durch die einfachste und strengste Diät, und durch eine beyspiellose Beharrlichkeit in derselben sein bis in das vierzigste Jahr durch Schwelgerey kränkliches Leben in ein glückliches, hundertjähriges Alter verwandelte. — Die einst so viel Aufsehn erregende Methode der Transfusion des Bluts ist auch in Jena (und neuerlich in Copenhagen) an Thieren sehr glücklich ausgeführt worden. Und in der That sollte sie nicht ganz verworfen werden; denn obschon das eingelassene fremde Blut in Kurzem in das unsrige verwandelt werden muss, und also zur Verjüngung und Verlängerung des Lebens nicht viel davon zu hoffen seyn möchte, so müsste doch bey gewissen Krankheiten, besonders der Seele und des Nervensystems, der plötzliche ungewohnte Eindruck eines neuen Blutes auf die edelsten Lebensorgane eine grosse und heilsame Revolution bewirken können. — Der grosse Baco dachte sich das Leben als eine Flamme, die beständig von der umgebenden Luft verzehrt wird, und empfahl zur Verhütung der Consumtion von aussen besonders kühle Bäder und das Einreiben von Oel und Salben nach dem Bade; zur Verminderung der Consumtion von innen: Gemüthsruhe, kühle Diät und den Gebrauch des Opiums. Um die Vertrocknung und Verderbniss der Säfte zu verbessern, soll man alle zwey bis drey Jahre durch magere Diät und ausleerende Mittel erst den Körper von allen alten und verdorbnen Säften befreyen, und dann durch eine ausgesuchte erfrischende und nahrhafte Diät und stärkende Bäder die durstigen Gefässe wieder mit belebenden Säften anfüllen, und sich also im eigentlichsten Verstande erneuen und verjüngen. — In den neusten Zeiten sind Scharlatane genug erschienen und erscheinen noch täglich, die durch astralische Salze, Goldtinkturen, Wunder- und Luftsalz-Essenzen, himmlische Betten und magnetische Zauberkräfte den Lauf der Natur zu hemmen versprechen. Aber man fand gar bald, dass St. Germain's, Cagliostro's und Mesmer's Künste, so wie die gepriesenen Luftsalze und Goldtincturen, mehr auf das Leben ihrer Erfinder, als derer, denen man sie anrieth, berechnet waren. Von dem ganzen Blendwerk des thierischen Magnetismus ist nichts übrig geblieben, als die animalische Elektricität (?), und die Ueberzeugung, dass solche durch gewisse Arten von Streichen und Manipuliren des Körpers in Bewegung gesetzt werden kann, aber gewiss ohne Beyhülfe von Nervenschwäche und Schwärmerey nie jene wunderbare Phänomene hervorbringen wird, noch weniger im Stande seyn kann, das menschliche Leben zu verlängern. — Es ist nach diesem Allen also wohl der Mühe werth, unsre bessern Kenntnisse von der Natur des organischen Lebens, und den dazu nöthigen Bedingungen zur Entwickelung eines so wichtigen Gegenstandes zu verarbeiten, und die Methode, das Leben zu verlängern, so auf die Principien der animalischen Physik zu gründen, dass nicht allein eine bestimmtere Richtschnur des Lebens daraus entstehe, sondern auch dieser Gegenstand ins künftige den Schwärmern und Betrügern unbrauchbar gemacht werde, die bekanntlich ihr Wesen in einem scientifischen Gebiete nur so lange treiben können, als es noch nicht durch die Fackel gründlicher Untersuchung erleuchtet ist. — *Zweyte Vorlesung. Untersuchung der Lebenskraft und der Lebensdauer überhaupt.* Die Lebenskraft gehört unter die allgemeinsten, unbegreiflichsten und gewaltigsten Kräfte der Natur. Sie ist das feinste, durchdringendste, unsichtbarste Agens der Natur, das wir bis jetzt kennen. Ungeachtet sie alles durchdringt (?), so giebt es doch gewisse Modificationen der Materie, zu denen sie eine grössere Verwandtschaft zu haben scheint, als zu andern, mit denen sie sich daher inniger und in grösserer Menge (?) verbindet, und ihnen gleichsam eigen wird. Diese Modifikation der Materie nennen wir die organische Verbindung und Structur der Bestandtheile, und die Körper, die sie besitzen, organische Körper. Diese Structur scheint in einer gewissen Lage der feinsten Theilchen zu bestehen, und wir stossen hier auf eine merkwürdige Aehnlichkeit der Lebenskraft mit der magnetischen Kraft, indem auch diese durch einen Schlag, der in gewisser Richtung auf ein Stück Eisen geführt wird, und die innere Lage der feinsten Bestandtheile ändert, sogleich erweckt, und durch eine entgegengesetzte Erschütterung wieder aufgehoben werden kann. Dass wenigstens die organische Structur nicht in dem sichtbaren faserichten Gewebe liegt, sieht man am Ey, wo davon keine Spur zu finden, und dennoch organisches Leben gegenwärtig ist. (Allein in der Narbe im Eye sind doch wohl Spuren

von faserichtem Baue zu finden.) Die Lebenskraft kann in einem freyen und gebundenen Zustande existiren, und hat darinn viel Aehnlichkeit mit dem Feuerwesen und der elektrischen Kraft. So wie sie zu verschiedenen organischen Körpern eine verschiedene Verwandtschaft zu haben scheint, und manchen in grösserer, manchen in geringerer Menge erfüllt, so ist auch ihre Bindung mit einigen fester, mit andern lockerer. Und merkwürdig ist es, dass gerade da, wo sie in vorzüglicher Menge und Vollkommenheit existirt, sie lockerer anzuhängen scheint. Sie giebt jedem Körper, den sie erfüllt, einen ganz eigenthümlichen Charakter, ein ganz specifisches Verhältniss zur übrigen Körperwelt. Sie theilt ihm nämlich die Fähigkeit mit, Eindrücke als Reize zu empfinden und darauf zurückzuwirken, und entzieht ihn den allgemeinen physischen und chemischen Gesetzen der todten Natur. Sie ist das grösseste Erhaltungsmittel des Körpers, den sie bewohnt. Nicht genug, dass sie die ganze Organisation bindet und zusammenhält, so widersteht sie auch sehr kräftig den zerstörenden Einflüssen der übrigen Naturkräfte, in so fern sie auf chemischen Gesetzen beruhen, die sie aufzuheben, wenigstens zu modificiren vermag, hauptsachlich der Wirkung der Fäulniss, der Verwitterung, des Frostes. (Beides, jenes Binden und Zusammenhalten der ganzen Organisation, und dieses Aufheben der übrigen Naturkräfte, ist wohl Eins und dasselbe.) Ein gänzlicher Verlust der Lebenskraft zieht also die Trennung der organischen Verbindung des Körpers nach sich, den sie vorher erfüllte. Es erfolgt unter den gewöhnlichen Umständen die Fäulniss. Aber gross und erhebend ist die Bemerkung, dass selbst die, alles Leben zu vernichten scheinende, Fäulniss das Mittel werden muss, wieder neues Leben zu entwickeln, und dass sie eigentlich nichts anders ist, als ein höchst wichtiger Process, die in dieser Gestalt nicht mehr lebensfähigen Bestandtheile aufs schnellste frey und zu neuen organischen Verbindungen und Leben geschickt zu machen. — Die Lebenskraft kann durch gewisse Einwirkungen geschwächt, ja ganz aufgehoben, durch andre erweckt, gestärkt, genährt werden. Zu *jenen* gehören vorzüglich die Kälte, gewisse Erschütterungen, die theils durch Vernichtung der Lebenskraft (??), theils durch eine nachtheilige Veränderung der innern organischen Lage der Theilchen zu wirken scheinen, und gewisse physische Potenzen, die wir Gifte nennen. *Diese*, die eine gewisse Freundschaft und Verwandtschaft zur Lebenskraft haben, sie erwecken, ermuntern, ja höchstwahrscheinlich ihr eine feine Nahrung geben können, sind vorzüglich Licht, Wärme und Sauerstoff. Gröbere Nahrungsmittel (den Antheil von Sauerstoff und Feuermaterie abgerechnet, den sie enthalten) scheinen mehr zur Erhaltung der Organe und zur Ersetzung der Consumtion zu dienen. Sonst liesse es sich nicht erklären, wie Geschöpfe so lange ohne eigentliche Nahrung ihr Leben erhalten konnten. In der Lebenskraft selbst liegt noch ein Schwächungs- oder Verminderungs-Mittel derselben, nämlich der Verlust durch Aeusserung der Kraft. Dadurch entsteht also ein neues Stärkungsmittel, nämlich die Ruhe. Die nächsten Wirkungen der Lebenskraft sind nicht bloss, Eindrücke als Reize zu percipiren, sondern auch die Bestandtheile, die dem Körper zugeführt werden, in die organische Natur umzuwandeln. Die Lebenskraft erfüllt alle Theile des organischen belebten Körpers, sowohl feste als flüssige (?), äussert sich aber nach Verschiedenheit der Organe auf verschiedene Weise. Dies (nicht sowohl *dies*, als die Umwandlung fremder Stoffe in die organische Natur) geschieht einige Zeit sichtbar und zunehmend, und wir nennen es Generation, Wachsthum, so lange bis der organische Körper den ihm bestimmten Grad von Vollkommenheit erreicht hat. Dann wird das, was Wachsthum war, beständige Erneuerung. — *Leben* eines organischen Wesens heisst der freye wirksame Zustand jener Kraft und die damit unzertrennlich verbundne Regsamkeit und Wirksamkeit der Organe. Jedes Leben ist folglich eine fortdauernde Operation von Kraftäusserungen und organischen Anstrengungen. Dieser Process hat also nothwendig eine beständige Consumtion der Kraft und der Organe zur unmittelbaren Folge, und diese fodert wieder eine beständige Ersetzung beider, wenn das Leben fortdauern soll. Man kann also den Process des Lebens als einen beständigen Consumtionsprocess ansehen, und sein Wesentliches in einer beständigen Aufzehrung und Wiederersetzung unsrer selbst bestimmen. Mithin hängt die Dauer des Lebens eines Geschöpfs im Allgemeinen ab, von der Summe der ihm angebohrenen Lebenskraft, von der mehreren oder wenigern Festigkeit der Organisation und der Beschaffenheit der Lebensorgane insonderheit, von der schnellern oder langsamern Verzehrung und von der vollkommenern oder unvollkommnern Restauration. Das Ziel des Lebens jedes Geschlechtes von Geschöpfen, ja jedes Individuums ist also eben so gewiss bestimmt, als es seine bestimmte Grösse und seine eigenthümliche Masse von Lebenskraft, Stärke der Organe und Consumtions- oder Regenerationsweise hat. Aber diese Consumtion kann beschleunigt oder aufgehalten werden, es können günstige oder ungünstige, zerstörende oder erhaltende Umstände Einfluss haben, so, dass, trotz jener Bestimmung, das Ziel dennoch verrückt werden kann. Verlängerung des Lebens ist daher allerdings möglich, nicht durch Zaubermittel und Goldtincturen, auch nicht durch Vermehrung der Summe und Capacität von Lebenskräften, sondern nur durch gehörige Rücksicht auf die angegebenen vier Puncte, und vorzüglich ist Retardation der Lebensconsumtion das wichtigste Verlängerungsmittel des Lebens. — *Dritte Vorlesung. Lebensdauer der Pflanzen.* Alle Pflanzen lassen sich, nach ihrer Lebensdauer, in drey Hauptklassen bringen, einjährige oder eigentlich nur halbjährige, die im Frühling entstehen, und im Herbst sterben, zweyjährige, die am Ende des zweyten Jahrs sterben, und endlich perennirende, deren Dauer länger, von vier Jahren bis zu tausend, ist. Den von Hn. H. in dieser Vorlesung aufs Inte-

ressan-

ressanteste vorgetragenen Erfahrungen über die Lebensdauer der Pflanzen zufolge gründet sich das hohe Alter eines Gewächses darauf, dass es langsam wachsen, sich langsam und spät, fortpflanzen, einen gewissen Grad von Festigkeit und Dauer der Organe, nämlich Holz, und nicht zu wässerichte Säfte haben, gross und von beträchtlicher Ausdehnung seyn, und sich in die Luft erheben muss. Das Gegentheil von diesem Allen verkürzt das Leben. — *Vierte Vorsung. Lebensdauer der Thierwelt.* Aus der in dieser Vorlesung aufgestellten Vergleichung der verschiedenen Tierarten ergeben sind folgende Resultate: die thierische Welt hat im Ganzen weit mehr innere und äussere Bewegung, ein weit zusammengesetzteres und vollkommneres intensives Leben und also gewiss mehr Selbstconsumtion, als die vegetabilische. Die Organe dieses Reichs sind zarter, ausgebildeter und mannichfaltiger. Folglich müssten eigentlich Thiere ein kürzeres Leben haben, als Pflanzen. Dafür aber haben sie mehr Reichthum und Energie der Lebenskraft, mehr Berührungspuncte mit der ganzen sie umgebenden Natur, folglich mehr Zugang und Ersatz von aussen. Es ist daher in dieser Klasse zwar schwerer, ein sehr ausgezeichnet hohes Alter zu erreichen; aber auch ein zu kurzes Leben ist selten. Ein mittleres Alter von 5—40 Jahren ist das gewöhnlichste. Je schneller ein Thier entsteht, d. h. je kürzere Zeit es zur Ausbildung im Mutterleibe oder Ey braucht, und je schneller es zur Vollkommenheit reift, d. h. je früher es seine Mannbarkeit erreicht und sich fortpflanzt, desto schneller vergeht auch sein Leben. Gehörnte Thiere, Thiere mit weissem Fleisch, stille furchtsame Thiere leben im Durchschnitt kürzer, als die von entgegengesetzter Beschaffenheit. Vorzüglich scheint eine gewisse Bedeckung des Körpers grossen Einfluss auf die Lebensdauer zu haben. Auch wirkt die Art der Bewegung darauf ein, so, dass die aus der activen und passiven zusammengesetzte Bewegung, Schwimmen und Fliegen, am meisten vortheilhaft zu seyn scheint. Auch bestätigt sich der Grundsatz: Je weniger intensiv das Leben eines Geschöpfs und je geringer seine innre und äussere Consumtion, d. h. nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, je unvollkommner das Leben eines Geschöpfs ist, desto dauerhafter ist es. Hingegen: je zarter, feiner und zusammengesetzter die Organisation und je vollkommner das Leben, desto vergänglicher ist es. Der höchste Grad von Restauration ist die Reproduction ganz neuer Organe, die wir in einem bewundernswürdigen Grade in der Klasse der Pflanzenthiere, Würmer und Amphibien finden. Etwas Aehnliches ist das Abwerfen der Schuppen bey den Fischen, der Häute bey Schlangen, Krokodillen, Fröschen u. s. w. der Federn und Schnäbel bey den Vögeln. Je vollkommner diese Erneuerung geschieht, desto länger ist verhältnissmässig das Leben. Ein vorzüglich wichtiger Gegenstand aber, in Absicht auf Restauration, ist die Ernährung. Hier äussert sich der wesentlichste Unterschied der Pflanzen- und Thierwelt. Statt dass alle Pflanzen ohne Unterschied ihre Nahrung von aussen an sich ziehen, ist hingegen bey allen Thieren das unveränderliche Gesetz, dass die Nahrung zuerst in eine eigne dazu bestimmte Höhle oder Schlauch (gewöhnlich Magen genannt) kommen muss, ehe sie in die Masse der Säfte aufgenommen und ein Theil des Thieres werden kann; und der unsichtbare Polyp hat so gut, wie der Elephant, diesen auszeichnenden Charakter des Thiers, ein Maul und einen Magen. (Nur, scheint es, man könne doch auch gegen dieses Unterscheidungsmerkmal einwenden, es passe bey der gewöhnlichen Erklärungsart der Ernährung der Leibesfrucht nicht auf diese, wenigstens gewiss nicht auf Missgeburten ohne Mund und Magen, die, wenn sie auch keine vollkommne Thiere sind, doch allerdings zur Thierwelt gehören.) —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Unbefangene Blicke in Frankreichs Zukunft.* 1796. 74 S. gr. 8. (8 gr.) Ein
in jeder Rücksicht elendes Produkt, wobey viel Belesenheit aus-
gekramt ist! Der Blicke sind drey: 1) *Uebersicht der französi-
schen Revolution, bloss als eine Staatsaktion betrachtet;* 2) *Ueber-
sicht des französischen Kriegs, bloss als eine Staatsaktion be-
trachtet;* und 3) *Uebersicht der Spuren, aus welchen die ächte
Absicht der Franzosen, warum die Revolution zu Hause, und
der Krieg im Auslande angefacht wurde, einleuchtend zu erken-
nen ist.* Die Absicht des Vf. ist uns bis zur letzten Seite dun-
kel geblieben. Von der gesuchten Schreibart mögen unsere Le-
ser aus folgender Stelle urtheilen: S. 3. „Welcher Staatsmann
„vom bestimmten Wirkungskreise hat seit dem concentrirten
„Gleichgewicht ihrer (der Atmosphäre) so oft verschraubten
„Luftregionen nicht schon manchmal die Tücke ihrer Drückun-
„gen gefühlt?" Zum Schlusse werden wir belehrt: dass „das
„dermalige allein ächte Erzhaus Lothringen, von der Wurzel
„des ganz und allein ächt-französisch-königlich-merovingi-
„schen Stammbaumes aus abstamme:" (?) und dass bey der
Staatsaction *de la derniere consequence*, wie der Vf. S. 6. die
französische Revolution nennt, die Nation keine andere Absicht
gehabt habe, als sich mit uns Deutschen unter dem Scepter
des „dermalen glorwürdig regierenden Kayser Franz II." zu
vereinigen. Dies nicht erkennen zu wollen, hält der Vf. für
geflissentlichen Eigensinn. Man glaube nicht, dass er spotte;
wir wollen aber auch seiner nicht spotten, denn wir ahnden,
dass sein Zustand Mitleiden verdiene.



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 12. Julius 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Jena, in d. akad. Buchh.: *Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern*, von Dr. *Christoph Wilhelm Hufeland* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Fünfte Vorlesung. *Lebensdauer der Menschen.* Eine überaus interessante Zusammenstellung der merkwürdigsten Beyspiele des höchsten Menschenalters, meist durchaus mit einer hinzugefügten kurzen, aber äusserst glücklichen und treffenden, Charakteristik, und mit Hinsicht auf Clima, Glücksumstände, Stand, Geistes- und Körperanlagen. In der That, eine angenehme Uebersicht, die uns einen eignen Theil der Weltgeschichte, die Geschichte des menschlichen Alters, und die ehrwürdige Gallerie der Nestors aller Zeiten und Völker bekannt macht. — Sechste Vorlesung. *Resultate aus den Erfahrungen. Bestimmung des menschlichen Lebensziels.* Das Alter der Welt hat bisher noch keinen merklichen Einfluss auf das Alter der Menschen gehabt. Man kann noch immer eben so alt werden, als zu Abrahams und noch frühern Zeiten. Der Mensch kann unter fast allen Himmelsstrichen ein hohes Alter erreichen. Der Unterschied scheint nur darin zu liegen, dass diess in manchen häufiger, in manchen seltner geschieht, und dass, wenn man auch ein hohes, doch nicht überall das höchste Alter erreichen kann. Selbst in den Gegenden, wo die Mortalität im Ganzen sehr gross ist, können einzelne Menschen ein höheres Alter erreichen, als in den Gegenden, wo die allgemeine Mortalität geringer ist. Mäsig hochliegende Orte haben im Ganzen mehr und höhere Alte, als tiefliegende. In mäsig kalten Himmelsstrichen wird der Mensch im Ganzen älter, als in heissen. Ganz vorzüglich zuträglich zur Verlängerung des Lebens ist Gleichförmigkeit der Luft, besonders in Absicht auf Wärme und Kälte, Schwere und Leichtigkeit. Ein zu hoher Grad von Trockenheit, so wie zu grosse Feuchtigkeit, ist der Lebensdauer nachtheilig. Sehr viel scheint auch auf den Boden, selbst auf die Erdart, genug auf den ganzen *Genius loci* anzukommen; ein kalchigter Boden scheint am wenigsten geschickt zu seyn, das Alter zu befördern. England, Dänemark, Schweden und Norwegen sind die Länder, wo der Mensch das höchste Alter erreicht, hingegen Abyssinien, einige Gegenden von Westindien, Surinam sind die, wo er am kürzesten lebt. Je mehr der Mensch der Natur und ihren Gesetzen treu bleibt, desto länger lebt er, je weiter er sich davon entfernt, desto kürzer. Den äussersten und schrecklichsten Grad menschlicher Sterblichkeit treffen wir in zwey Erfindungen der neuern Zeit an, unter den Negersclaven in Westindien, und in den Findelhäusern. Das Resultat aller Erfahrung und ein Hauptgrundsatz für die Kunst das Leben zu verlängern, ist: *Omnia mediocria ad vitam prolongandam sunt utilia.* Bemerkenswerth ist es auch, dass alle sehr alte Leute verheyrathet waren, und zwar mehr als einmal, und gewöhnlich noch im hohen Alter. Kein einziges Beyspiel findet sich, dass ein lediger Mensch ein sehr hohes Alter erreicht hätte. Im Ganzen werden mehr Weiber als Männer alt, aber das höchste Ziel des menschlichen Alters erreichen doch nur Männer. In der ersten Hälfte des Lebens ist thätiges, selbst strapazenvolles Leben, in der letzten Hälfte aber eine ruhigere und gleichförmigere Lebensart zum Alter zuträglich. Eine reiche und nahrhafte Diät, Uebermaass von Fleischkost, verlängert nicht das Leben. Die Beyspiele des höchsten Alters sind von solchen Menschen, welche von Jugend auf mehr Pflanzenkost genossen, ja oft ihr ganzes Leben hindurch kein Fleisch gekostet hatten. Ein gewisser Grad von Kultur ist dem Menschen auch physisch nöthig und befördert die Länge des Lebens. Der Aufenthalt auf dem Lande und in kleinen Städten ist dem langen Leben günstig, der in grossen Städten ungünstig. Bey manchen Menschen scheint selbst eine Art von Verjüngung möglich zu seyn. Bey vielen Beyspielen des höchsten Alters bemerkte man, dass im 60sten, 70sten Jahre, wo andre Menschen zu leben aufhören, neue Zähne und neue Haare hervorkamen, und nun gleichsam eine neue Periode des Lebens anfing, welche noch 20 und 30 Jahre dauern konnte. — Die Frage: Welches ist das eigentliche Lebensziel des Menschen? bezieht sich entweder auf die absolute Lebensdauer des Menschen, als Geschlecht betrachtet, und in dieser Hinsicht kann man mit der höchsten Wahrscheinlichkeit behaupten: die menschliche Organisation und Lebenskraft sind im Stande, eine Dauer und Wirksamkeit von 200 Jahren auszuhalten. Oder sie bezieht sich auf die relative Lebensdauer des Menschen als Individuum, die sich nach dem bessern oder schlechtern Stoffe, aus der es gebildet wurde, nach der Lebensart, nach der langsamern oder schnellern Consumtion und nach allen den tausendfachen Umständen richtet, die von innen und aussen auf seine Lebensdauer einwirken können. — Siebente Vorlesung. *Genauere Untersuchung des menschlichen Lebens, seiner Hauptmomente und des Einflusses seiner höhern und intellectuellen Vollkommenheit auf die Dauer desselben.* Der Mensch ist das oberste Glied

Glied, die Krone der fichtbaren Schöpfung, der äusserfte Punct, mit welchem und in welchem die Sinnenwelt an eine höhere geiftige Welt angränzt. Die menfchliche Organifation ift gleichfam ein Zauberband, durch welches zwey Welten von ganz verfchiedener Natur mit einander verknüpft und verwebt find, ein ewig unbegreifliches Wunder, durch welches der Menfch Bewohner zweyer Welten zugleich, der intellectuellen und der finnlichen, wird. Menfchliches Leben, von feiner phyfifchen Seite betrachtet, ift nichts anders, als ein unaufhörlich fortgefetztes Aufhören und Werden, ein beftändiger Wechfel von Deftruction und Reftauration, ein fortgefetzter Kampf chemifcher zerlegender Kräfte und der alles bindenden und neufchaffenden Lebenskraft. Das, was wir im gewöhnlichen Sinne Leben eines Gefchöpfs (als Darftellung betrachtet) nennen, ift nichts weiter, als eine blofse Erfcheinung, die durchaus nichts eignes und felbftftändiges hat, als die wirkende geiftige (?) Kraft, die ihr zum Grunde liegt. Das menfchliche Leben beruht alfo, feiner Natur nach, auf folgenden Hauptmomenten: 1. Zugang der Lebensnahrung von auſsen und Aufnahme derfelben, nicht blofs Speife und Trank, fondern auch Lebensnahrung aus der Luft, nicht blofs das, was durch Mund und Magen eingeht, fondern auch was Lungen und Haut aufnehmen. 2. Aneignung, Affimilation und Animalifation. Uebertritt aus der chemifchen in die organifche Welt, durch Einflufs der Lebenskraft. 3. Nutrition, Figirung der nun animalifirten Beftandtheile, weitere Veredelung derfelben. 4. Selbftconfumtion der Organe und Kräfte durch Lebensäufserung. 5. Abfcheidung und neue Zerfetzung der Beftandtheile, Austritt derfelben aus der organifchen Welt in die chemifche und Wiedervereinigung mit der allgemeinen unbelebten Natur. — Man kann die Organe, die zum Leben gehören, am füglichften in drey Klaffen theilen: die empfangenden und zubereitenden, die ausgebenden, und die, welche diefe gegenfeitigen Bewegungen, fo wie die ganze innere Oekonomie in Gleichgewicht und Ordnung erhalten. Aus der Gefchichte des menfchlichen Lebens erhellt, dafs unfer Leben felbft das Aufhören deffelben, den natürlichen Tod, herbeyführen mufs. — Bey der Beantwortung der Frage: Wie ift es möglich, dafs der Menfch, deffen Organifation die zartefte und complicirtefte, deffen Selbftconfumtion die fchnellfte ift, deffen Lebensdauer alfo die allerkürzefte feyn follte, dennoch alle Klaffen der vollkommenen Thiere, die mit ihm gleiche Gröfse, gleiche Organifation, gleichen Standpunct in der Schöpfung haben, fo auffallend an Lebensdauer übertrifft? kommt es in Betracht, dafs das ganze Zellgewebe des Menfchen, oder die Grundfafer, von weit zärterer und weicherer Textur ift, als bey den Thieren derfelben Klaffen, dafs er langfamer wächft, fpäter mannbar wird, längere Perioden aller feiner Entwicklungen hat, dafs der Schlaf ihm am regelmäfsigften und beftändigften eigen ift, und dafs er eine fo vollkommne Seelenorganifation, die Vernunft, hat, die, wie hier fehr fchön gezeigt wird, nicht nur auf feine Charakteriftik im Ganzen, fondern auch auf feine Lebensvollkommenheit und Dauer den auffallendften Einflufs hat. Aber eben aus diefen Principien löfet es fich auch auf, wie es kommt, dafs eben in dem Menfchengefchlecht, deffen Lebensdauer die des Thieres fo weit übertrifft, und zu einer aufserordentlichen Höhe gelangen kann, dennoch fo wenige ihr wahres Ziel erreichen, und die meiften vor der Zeit fterben. Denn eben die gröfsere Weichheit und Zartheit der Organe fetzt ihn auch mehreren Gefahren, leichtern Unterbrechungen, Stockungen und Verletzungen aus; feine mehrern Berührungspuncte mit der ihn umgebenden Welt machen ihn empfänglicher für eine Menge nachtheiliger Einflüffe; feine vielfachern Bedürfniffe vervielfältigen die Gefahren durch Entziehung ihrer Befriedigung; felbft das geiftige Leben hat feine ganz eignen Gifte und Gefahren; und ungeachtet er zum vernünftigen Wefen organifirt ift, fo hat er dennoch Freyheit, feine Vernunft zu gebrauchen oder nicht, da hingegen das Thier Inftinkt hat. — *Achte Vorlefung. Specielle Grundlagen und Kennzeichen der Lebensdauer einzelner Menfchen.* Die Eigenfchaften, die man die Fundamente des langen Lebens im Menfchen nennen kann, find: gute Befchaffenheit des Magens und des ganzen Verdauungsfyftems, gut organifirte Bruft und Refpirationswerkzeuge, gehöriger Grad und Vertheilung der Lebenskraft, gutes, d. h. fanguinifches, mit etwas Phlegma temperirtes, Temperament, gute Reftaurations- und Heilkraft der Natur, ein gleichförmiger und fehlerfreyer Bau des ganzen Körpers, kein vorzüglicher Grad von Schwäche eines Theiles, mittlere Befchaffenheit der Textur der Organifation, und vollkommne Organifation der Zeugungskraft. Den Schlufs diefer Vorlefung macht das fchön gezeichnete Bild eines zum langen Leben beftimmten Menfchen. — *Neunte Vorlefung. Prüfung verfchiedener neuer Methoden zur Verlängerung des Lebens, und Feftfetzung der einzig möglichen und auf menfchliches Leben paffenden Methode.* Die, welche *durch Vermehrung der Quantität von Lebenskraft* vermittelft aftralifcher Salze, Goldtincturen, *Lapis Philofophorum*, Lebenselixire, felbft Electricität und thierifchen Magnetismus das Leben zu verlängern denken, vermehren natürlich durch diefe äufserft reizenden Mittel das Lebensgefühl, und begreifen nicht, dafs eben diefs das ficherfte Mittel fey, das Leben abzukürzen, indem dadurch die Selbftconfumtion und Sinnlichkeit vermehrt, die Organe aber zufammengezogen und ausgetrocknet werden. — Das auf der Grundidee: Stärkung der Organe begründete *Syftem der Abhärtung*, (das befonders von fo vielen Pfeudopädagogen unfrer Zeit gemifsbraucht wird) welches darin befteht, dafs man durch beftändiges Baden in kaltem Waffer, durch einen faft unbedeckten Körper in der ftrengften Luft, durch die ermüdendften Bewegungen, fich feft und unverwüftlich zu machen fucht, bewirkt nichts weiter, als dafs unfre Organe fpröder, zäher und trockner, und alfo früher unbrauchbar werden, dafs wir folglich, ftatt unfer Leben zu verlängern, ein früheres Alter und eine frühere

[D]estruction dadurch herbeyrufen. Nicht sowohl Ab[hä]rtung der Fasern, sondern Abhärtung des Gefühls [is]t es, was zur Verlängerung des Lebens beytragen [k]ann. — Die dritte Idee: *Retardation der Lebenscon[su]mtion* wurde besonders von denen, die von Natur [sc]hon einen Hang zum Phlegma und zur Gemächlich[k]eit haben, mit Freuden aufgenommen, aber sehr un[ri]chtig angewendet. Sie glaubten, im Nichtsthun das [g]rosse Geheimniss des langen Lebens zu haben. *Mau[pe]rtuis* und selbst *Franklin* äusserten sogar den Gedan[k]en, ob es nicht möglich sey, durch eine völlige Un[t]erbrechung der Lebenswirksamkeit, durch einen [kü]nstlichen Scheintod, die Selbstconsumtion völlig [z]u verhindern, und das Leben durch solche Pausen [v]ielleicht Jahrhunderte hindurch zu verlängern. [A]llein das Leben des Menschen besteht im Wirken, [H]andeln, Geniessen, Entwickelung und Vervollkomm[n]ung. Kann man also wohl von einem Menschen sa[g]en: er lebt, wenn er sein Leben durch Schlaf, lan[g]e Weile oder gar durch scheinbaren Tod verlängert. [A]ber ein solches unmenschliches Leben würde auch [g]eradezu nicht Verlängerung, sondern Verkürzung [d]es menschlichen Lebens herbeyführen. Denn theils [w]erden durch Unthätigkeit die zarten, feinen Organe [d]er menschlichen Maschine unbrauchbar, theils ist zur [E]rhaltung und Verlängerung des Lebens nicht bloss [V]erminderung der Consumtion, sondern auch gehöri[g]e Beförderung der Restauration nöthig. Bey den [V]orschlägen zur Lebensverlängerung durch wirkliche [U]nterbrechung der Lebenswirksamkeit bedenkt man [n]icht, dass alle hieher gehörigen Versuche mit sehr [u]nvollkommnen Thieren, Insekten, Kröten u. s. w., [g]emacht wurden, bey welchen von ihrem natürlichen [h]alben Leben bis zum wirklichen Stillstand der Sprung [b]ey weitem geringer ist, als beym Menschen, und [b]esonders übersieht man den Unterschied, den hier das [R]espirationsgeschäft, und der vollkommnere Seelen[r]eiz macht. Die, welche die Verlängerung ihres Le[b]ens darin suchen, dass sie alle Krankheitsursachen zu [f]liehen, oder gleich zu heben suchen, werden nur [d]esto empfindlicher gegen solche, die sie nicht abzu[h]alten im Stande sind. Die Verhinderung der Con[su]mtion von aussen aber durch beständiges Reiben der [H]aut mit Oel und Salben, ist nur in einem heissen [K]lima anwendbar. In unserm Klima haben wir mehr [d]afür zu sorgen, die Ausdünstung zu befördern. — [D]ie Methode der *Vermehrung des intensiven Lebens,* [w]obey man die Länge des Lebens nicht nach der Zahl [de]r Tage, sondern nach der Summe des Gebrauches [d]er Genusses bestimmt, ist zwar an sich, wenn sie in [d]er Wirksamkeit besteht, und die Folge eines regen [t]hatenreichen Geistes ist, sehr zu respectiren, und hat, [b]ey der Ungewissheit unsers Lebens ungemein viel ein[la]dendes. Allein die Rechnung ist falsch. Zu allen [O]perationen der Natur gehört nicht allein Energie, [d]ie intensive Kraft, sondern auch Extension, Zeit. [S]o wie eine Frucht, wenn man ihr noch einmal so [v]iel Wärme und Nahrung giebt, zwar in noch ein[m]al so kurzer Zeit eine scheinbare Reifung, aber nie [d]en gehörigen Grad von Vollendung und Ausarbeitung erhält, den sie im natürlichen Zustande erlangt hätte, so ist auch Reifung und Vollendung im menschlichen Leben nur das Product von Zeit und Erfahrung. Wer vielleicht bestimmt war, zwey bis drey Generationen hindurch nützlich zu seyn, wird durch zu grossen Eifer schon in der ersten weggerafft. Noch schlimmer aber sieht es mit denen aus, die ihre Lebensverlängerung in Concentrirung der Genüsse suchen. Sie kommen weit früher dahin, sich aufzureiben, und existiren dann, sich zur Strafe, länger, als sie leben. — Die wahre Kunst, menschliches Leben zu verlängern, besteht also in der gehörigen Verbindung und Anwendung der vier Grundsätze oder Indicationen: die Summe der Lebenskraft selbst muss gehörig gegeben und genährt; den Organen oder der Materie des Körpers muss ein gehöriger Grad von Festigkeit und Abhärtung gegeben; die Lebensconsumtion muss gemindert werden; und die Restauration der verlorenen Kräfte und Materien muss leicht und gut geschehen. Doch ist bey der Anwendung selbst Rücksicht auf den speciellen Fall nöthig, und vorzüglich sind die verschiedene Constitution des Subjects und sein Temperament, die Perioden des Lebens und das Klima in Betracht zu ziehen.

II. *Praktischer Theil.* Die Kunst der Lebensverlängerung zerfällt in zwey Theile, nämlich in Vermeidung der Verkürzungsmittel, und in Kenntniss und Gebrauch der Verlängerungsmittel des Lebens. *Abschnitt I. Verkürzungsmittel des Lebens.* 1. *Die schwächliche Erziehung.* Schnelle Reifung zieht immer auch schnelle Destruction nach sich, und durch eine warme, zärtliche, weichliche Treibhauserziehung wird die innere Consumtion gleich von Anfang an so beschleunigt, das intensive Leben so frühzeitig exaltirt, die Organe so schwach, zart und empfindlich gemacht, dass man mit voller Gewissheit behaupten kann: durch eine zweyjährige Behandlung von dieser Art kann eine angeborne Lebensfähigkeit von 60 Jahren recht gut auf die Hälfte, ja, wie die Erfahrung leider zur Gnüge zeigt, auf noch viel weniger herunter gebracht werden, die übeln Zufälle und Krankheiten nicht mitgerechnet, die noch ausserdem dadurch hervorgebracht werden. 2. *Ausschweifungen in der Liebe, Verschwendung der Zeugungskraft, Onanie,* — wodurch die Lebenskraft selbst und die nöthige Festigkeit und Elasticität der Fasern und Organe vermindert, die schnellere Consumtion des Lebens befördert und die gehörige Restauration gehindert wird. Hierzu kommt noch die Gefahr der venerischen Ansteckung und so viele Nebennachtheile, vorzüglich Schwächung der Denkkraft. Es scheint, dass die Seelenorgane und Zeugungsorgane, so wie die beiden Verrichtungen des Denkens und der Zeugung (das eine ist geistige, das andre physische Schöpfung) sehr genau mit einander verbunden sind, und beide den veredeltsten und sublimirtesten Theil der Lebenskraft verbrauchen. Wir finden daher, dass beide mit einander alterniren, und einander gegenseitig ableiten. *Zu viel* in dem Genusse der physischen Liebe aber heisst, wenn man sie zu frühzeitig geniesst, den

Genuſs zu oft und zu ſtark wiederholt, durch öftern Wechſel der Gegenſtände oder gar durch künſtliche Reize die Kräfte überſpannt, nach ſtarken Ermüdungen des Körpers oder in der Verdauung dieſe Kraftanſtrengung macht, mit einem Worte, wenn man die phyſiſche Liebe auſser der Ehe (die den Reiz des Wechſels ausſchlieſst und den phyſiſchen Trieb höhern moraliſchen Zwecken unterwirft) genieſst. Bey der Onanie vermehrt das Erzwungene, das Unnatürliche des Laſters die Anſtrengung und die damit verbundene Schwächung ganz auſserordentlich, und es iſt dieſs ein neuer Beleg zu dem Grundſatze, daſs die Natur nichts fürchterlicher rächt, als das, wo man ſich an ihr ſelbſt verſündigt. Sehr ſchön und der ernſtlichſten Beherzigung werth iſt das Bild, welches Hr. H. hier von den Folgen dieſes unnatürlichen Laſters aufſtellt. Mit der Benennung *moraliſcher Onanie* belegt der Vf. die Anfüllung und Erhitzung der Phantaſie mit lauter ſchlüpfrigen und wollüſtigen Bildern und eine zur Gewohnheit gewordne fehlerhafte Richtung derſelben. Dieſs Uebel kann zuletzt wahre Gemüthskrankheit werden. Man findet es vorzüglich bey körperlich bekehrten Wollüſtlingen, ferner im religiöſen Cölibat, wo dieſe Geiſtesonanie ſogar den Mantel der brünſtigſten Andacht annehmen und ſich hinter heilige Entzückung verſtecken kann, und bey ledigen Perſonen des andern Geſchlechts, die durch Romane und ähnliche Unterhaltungen ihrer Phantaſie jene Richtung und Verderbniſs gegeben haben, die ſich bey ihnen oft unter dem modiſchen Namen Empfindſamkeit verſteckt, und die bey aller äuſsern Strenge und Zucht oft im Innern gewaltig ausſchweifen. 3. *Uebermäſsige Anſtrengung der Seelenkräfte.* Es kommt hierbey gar ſehr auf die Verſchiedenheit der Natur und der Anlage an. Daher werden ſolche am meiſten davon angegriffen, die bey mittelmäſsigen Geiſtesanlagen es mit Gewalt erzwingen wollen; daher ſchwächt diejenige Geiſtesanſtrengung am meiſten, die wir uns wider Willen und ohne Luſt an der Sache zu haben, geben. Unter Exceſſen im Denkgeſchäfte hat man aber zu verſtehen: wenn man die Uebung des Körpers zu ſehr dabey vernachläſsigt, wenn man zu anhaltend über denſelben Gegenſtand nachdenkt, wenn man gar zu abſtracte und ſchwere Gegenſtände bearbeitet, ohne ſeine Geiſteskräfte zu Rathe zu ziehen. („Wie manchen," ſagt Hr. H. als ein Wort zu ſeiner Zeit, „habe ich dadurch unglücklich und kränklich werden ſehen, daſs er die Tiefen der Philoſophie ergründen zu müſſen glaubte, ohne einen philoſophiſchen Kopf zu haben! Mir ſcheint es vielmehr, daſs dazu eine beſondre Anlage der Organiſation nöthig iſt, und nur dieſen Auserwählten mag es überlaſſen bleiben, die Grundtiefen der Philoſophie auszuſpüren und zu entwickeln; wir andern wollen uns damit begnügen, philoſophiſch zu handeln und zu leben!") Ferner wenn man immer producirend und nicht auch mitunter concipirend arbeitet, wenn man zu frühzeitig in der Kindheit den Geiſt anzuſtrengen anfängt, wenn man *invita Minerva* ſtudirt, die Seelenanſtrengung durch künſtliche Reize erweckt oder verſtärkt und verlängert, in der Verdauungszeit den Kopf anſtrengt, die Zeit des Schlafs damit ausfüllt, und wenn man das Studiren mit nachtheiligen äuſseren Umſtänden, vorzüglich mit gekrümmtem Sitzen und eingeſchloſſener Stubenluft, verbindet. 4. *Krankheiten*, wovon die meiſten unſre eigne Schuld ſind, und wovon andre, die in die Welt gekommen ſind, man weiſs nicht wie, es doch in ſo fern auch ſind, daſs wir ſie ohne alle, erwieſen mögliche, Gegenanſtalten fortwirken und würgen laſſen. Die meiſten Krankheiten wirken entweder als gewaltſame Unterbrechungsmittel oder als langſame Verkürzungsmittel des Lebens. Der Verluſt, den die Menſchheit jetzt durch Krankheiten leidet, iſt ungeheuer; 1/6 kommen vor der Zeit und durch Zufall um. Die ſchreckliche Krankheit: Trieb zum Selbſtmord, befällt faſt immer die Menſchen, welche durch zu frühzeitige Ausſchweifung ſich erſchöpft und lebensarm gemacht haben. „Iſt es nicht natürlich, daſs ein ſolcher Unglücklicher den Tod ohne Bewuſstſeyn dem mit Bewuſstſeyn (und das iſt ſein Leben) vorzieht?" der Schaden der Krankheiten wird durch *widerſinnige Behandlung* derſelben noch unendlich vermehrt. Dahin gehört: wenn man, trotz aller Beweiſe ihres Schadens, dennoch die Urſache der Krankheit immer fortwirken läſst, wenn man die Krankheit verkennt, wohin beſonders Katarrhe und Huſten gehören, die ſo leicht in Lungenentzündung und Lungenſucht übergehen, wenn man bey der Behandlung der Kranken theils aus Unwiſſenheit und Vorurtheil, theils aus miſsverſtandner Zärtlichkeit gerade das Gegentheil von dem thut, was man eigentlich thun ſollte, und wenn man keinen Arzt oder ihn nicht recht braucht, zu Pfuſchern ſeine Zuflucht nimmt, geheime Mittel und Univerſalarzneyen gebraucht u. dgl. m. Endlich iſt in dieſem Abſchnitte auch noch der gewaltſamen Todesarten erwähnt. 5. *Unreine Luft, das Zuſammenwohnen der Menſchen in groſsen Städten*, wo es phyſiſch unmöglich iſt, daſs ein Menſch, der in der Mitte wohnt, einen Athemzug von Luft thun ſollte, die nicht ſchon kurz vorher in den Lungen eines Andern verweilt hätte, und wo dieſs eine allgemeine ſchleichende Vergiftung giebt. 6. *Unmäſsigkeit im Eſſen und Trinken, die raffinirte Kochkunſt, die geiſtigen Getränke.* 7. *Lebensverkürzende Seelenſtimmungen und Leidenſchaften*, Traurigkeit, Kummer, Verdruſs, Furcht, Angſt, Kleinmuth, hauptſächlich Neid und Miſsgunſt, *üble Laune* und *allzugroſse Geſchäftigkeit*, die ſich jetzt eines groſsen Theils des menſchlichen Geſchlechts bemächtigt hat. Daraus entſteht jene unaufhörliche Regſamkeit, die endlich alle Empfänglichkeit für innere Ruhe und Seelenfrieden zerſtört, den Menſchen nie zu dem Grade von Abſpannung kommen läſst, die zu ſeiner Erholung unumgänglich nöthig iſt, und ſeine Selbſtconſumtion auf eine ſchreckliche Art beſchleunigt.

(Der Beſchluſs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 12. Julius 1797.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

Jena, in d. akad. Buchh.; *Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern* von Dr. *Christoph Wilhelm Hufeland*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

8. *Furcht vor dem Tode.* Man mache sich mit dem Gedanken an den Tod recht bekannt; eine Gewohnheit, die den nicht unwichtigen Nebennutzen hat, dass sie ein vortreffliches Hausmittel ist, tugendhaft und rechtschaffen zu bleiben. Mancher fürchtet weit weniger den Tod, als die Operation des Sterbens. Gewiss aber hat noch kein Mensch das Sterben empfunden, und eben so bewusstlos, wie wir ins Leben treten, eben so treten wir wieder hinaus. Man denke sich das Leben immer als einen Mittelzustand, als eine Periode der Entwickelung und Vorbereitung. Auch mildert der Gedanke an die Vorausgegangnen die Todesfurcht sehr. 9. *Müssiggang* und *Unthätigkeit*, denn wenn nicht immer ein gehöriges Verhältniss zwischen der Restauration und Selbstaufreibung bleibt, so ist es unmöglich, dass Gesundheit und langes Leben bestehen kann. Kein einziger Müssiggänger erreichte ein hohes Alter. Aber auch durch Seelenmüssiggang, durch *lange Weile* werden alle Functionen geschwächt und in Unordnung gebracht. Sie kann, bey melancholischem Temperamente zum Selbstmorde führen. Das einzige aber freylich nicht beliebte Mittel dagegen ist: *bestimmte Berufsarbeit.* 10. *Ueberspannte Einbildungskraft.* Die Phantasie ist die Würze des Lebens, bestimmt, den schönen Augenblicken des Lebens einen höhern Glanz zu geben, die schalen und unschmackhaften zu würzen, und die traurigen zu erheitern. Durch ihren Missbrauch exaltirt man zwar sein Lebensgefühl, aber man beschleunigt auch die Lebensaufreibung, hindert die Restauration und disponirt den Körper zu plötzlichen und gewaltsamen Revolutionen. Besonders kann sie dem Leben nachtheilig werden, wenn sie gewisse Richtungen annimmt, die durch ihre Nebenwirkungen doppelt schaden, und vorzüglich gefährlich sind: die *Krankheitseinbildung* und die *Empfindeley*. 11. *Gifte*, sowohl physische, als contagiöse. Eine treffliche Abhandlung über Gifte und über die Mittel, sich vor Vergiftung zu verwahren. 12. *Das Alter — frühzeitige Inokulation desselben* durch frühzeitige Entwickelung der Mannbarkeit, durch frühzeitige starke Strapazen, durch fleissiges Trinken von Wein und Liqueurs, durch heftige Leidenschaften, besonders durch (oft selbst gemachten) Kummer, Sorgen und Furcht und durch das zu weit getriebene System der Abhärtung. Man hat sogar die Kunst erfunden, die Kinder schon als Greise zur Welt kommen zu lassen. —

Abschn. II. Verlängerungsmittel des Lebens. 1. *Gute physische Herkunft.* Hierbey kommt es auf den Gesundheitszustand und Lebensfond der Aeltern, auf den Augenblick der Zeugung, dem immer nur ein solcher Zeitpunkt gewidmet werden sollte, wo das Gefühl gesammelter Kräfte, feuriger Liebe und eines frohen sorgenfreyen Gemüths von beiden Seiten dazu aufruft, und auf den Zeitraum der Schwangerschaft an. Aeusserst nervenschwache und empfindliche Personen sollten gar nicht heirathen. Die Weiber sollten mehr Respect für den Zeitpunkt der Schwangerschaft haben, und eine gute physische und moralische Diät halten. Aber auch andre Menschen sollten eine Schwangere immer als eine Werkstätte eines sich bildenden Menschen betrachten, und ihr alle mögliche Schonung, Aufmerksamkeit und Fürsorge erzeigen. 2. *Vernünftige physische Erziehung*, hauptsächlich in den zwey ersten Jahren des Lebens. Alle hierher gehörigen Regeln lassen sich darauf zurückbringen, dass alle Organe, vorzüglich die, auf denen Gesundheit und Dauer des physischen und geistigen Lebens zunächst beruht (d. h. Magen, Lungen, Haut, Herz, Gefässsystem und Sinneswerkzeuge) gehörig organisirt, geübt und vervollkommnet werden, dass die successive Entwickelung der physischen und geistigen Kräfte gehörig unterstützt, weder gehindert noch zu sehr befördert werde, dass die Empfänglichkeit für Krankheitsursachen abgehärtet und abgestumpft, alle Ursachen und Keime zu Krankheiten entfernt und vermieden, die Lebenskraft an sich immer gehörig genährt und gestärkt und die ganze Operation des Lebens von Anfang an nicht in zu grosse Thätigkeit gesetzt werde. 3. *Thätige und arbeitsame Jugend*, theils indem sie dem Körper jenen Grad von Festigkeit und Abhärtung giebt, der zur Dauer nothwendig ist; theils indem sie dasjenige möglich macht, was hauptsächlich zum Glück und zur Länge des Lebens gehört, das Fortschreiten zum Bessern und Angenehmern. 4. *Enthaltsamkeit von dem Genuss der physischen Liebe in der Jugend und ausser der Ehe.* (Vortrefflich ausgeführt.) 5. *Glücklicher Ehestand.* Zuerst eine überaus schöne, der Beherzigung jedes Fürsten und Staatsmannes würdige Darstellung des Satzes, dass glückliche Ehen die wichtigsten Grundfesten des Staats und der öffentlichen Ruhe und Glückseligkeit sind. Aber auch unter den Verlängerungsmitteln des Lebes verdient der Ehestand

stand mit Recht einen Platz. Denn er ist das einzige Mittel, um dem Geschlechtstrieb Ordnung und Bestimmung zu geben; er mäſsigt und regulirt den Genuſs, die Erfahrung lehrt, daſs Alle, die ein ausgezeichnet hohes Alter erreichten, verheirathet waren, und er gewährt die reinste, am wenigsten aufreibende Freude, die häusliche. 6. *Der Schlaf.* 7. *Körperliche Bewegung.* 8. *Genuſs der freyen Luft — mäſsige Temperatur der Wärme.* 9. *Das Land- und Gartenleben.* Wenn man das Ideal eines zur Gesundheit und Longävität führenden Lebens nach theoretischen Grundsätzen entwerfen wollte, man würde auf das nämliche zurückkommen, was uns das Bild des Landlebens darstellt. Nirgends vereinigen sich alle Erfodernisse so vollkommen, als hier, nirgends wirkt alles um und in dem Menschen so sehr auf den Zweck, Erhaltung und Gesundheit des Lebens, hin, als hier. 10. *Reisen.* — Nöthige, dabey zu beobachtende Regeln. — 11. *Reinlichkeit und Hautcultur.* Der groſse Nutzen dieser wichtigen, jetzt so sehr vernachlässigten, Mittel zur Verlängerung des Lebens wird hier dargethan, und die Regeln zur Erhaltung der Reinigkeit und eines gesunden lebendigen Zustandes der Haut gegeben. 12. *Gute Diät und Mäſsigkeit im Essen und Trinken. Erhaltung der Zähne.* Hr. *H.* vertheidigt in diesem Abschnitte den Genuſs der Suppen mit Gründen, die allerdings darthun, daſs diese Art der Nahrung, absolut genommen, bey weitem so schädlich nicht sey, als Mancher behauptet. Doch scheint dem Rec. dadurch bey weitem ihre Heilsamkeit zu Anfang einer nachfolgenden reichlichen Mahlzeit nicht erwiesen zu werden. Ein durch Suppen verdünnter Magensaft ist zur Verdauung gewiſs so wenig tauglich, als ein dadurch ausgedehnter Magen zur Fortschaffung des Verdauten. Ein mäſsiger Genuſs nicht heiſser Suppen auſser der Mahlzeit (etwa, wie es in England Gebrauch ist, zum Frühstück) ist gewiſs nicht schädlich, sondern unter Umständen sehr heilsam. 13. *Ruhe der Seele — Zufriedenheit — Lebensverlängernde Seelenstimmungen und Beschäftigungen.* 14. *Wahrheit des Charakters.* 15. *Angenehme und mäſsig genossene Sinnes- und Gefühlsreize,* die theils unmittelbar die Lebenskraft erwecken, erhöhen, verstärken, theils die Wirksamkeit der ganzen Maschine vermehren und so die wichtigsten Organe der Restauration in regere Thätigkeit setzen. 16. *Verhütung und vernünftige Behandlung der Krankheiten. Gehöriger Gebrauch der Medicin und des Arztes.* — Wie verhält sich überhaupt die practische Medicin zur Verlängerung des Lebens? Sie ist allerdings unbedingt ein Verlängerungsmittel desselben zu nennen, in so fern sie Krankheiten heilt, die uns tödten könnten. Aber nicht immer in anderer Rücksicht. Denn Arzneymittel wirken durch eine künstliche Krankheit, und jede Krankheit ist mit Reizung, mit Kraftverlust verbunden. Man kann ferner eine Krankheit durch verschiedene Methoden kuriren, die zwar alle zur Gesundheit führen, aber in Absicht auf Verlängerung des Lebens von sehr verschiedenem Werthe sind. Je mehr nämlich eine Kur der Krankheit Zeit verstattet, fortzudauern, oder je mehr sie lebensnöthige Organe angreift (möchten doch diese Rücksicht alle antigastrischgesinnten Aerzte bedenken!), oder je mehr sie ohne Noth die Lebenskraft im Ganzen verschwendet, desto mehr wird sie den Grund zum langen Leben schwächen. Auch darf man nie vergessen, daſs die Krankheit selbst nützlich und nöthig seyn konnte zur Verlängerung des Lebens, und daſs in solchen Fällen der Arzt durch das bloſse Dämpfen der gegenwärtigen Krankheitsäuſserung weiter nichts thut, als daſs er die thätige Gegenwirkung der Naturkraft wegnimmt. — Dann folgen, sehr zweckmäſsig ausgeführt, die nöthigen Regeln für Nichtärzte zur Verhütung der Krankheiten und zur Benutzung des Arztes und der Arzneykunde für die Heilung derselben. 17. *Rettung in schnellen Todesgefahren.* 18. *Das Alter und seine gehörige Behandlung.* Man muſs die immer zunehmende Trockenheit und Steifigkeit der Fasern vermindern und erweichen. Man muſs die Restauration des Verlornen und die Ernährung möglichst erleichtern. Man muſs dem Körper etwas stärkere Reize geben, weil die natürliche Reizfähigkeit so sehr vermindert ist, und man muſs die Absonderungen der verdorbenen Theilchen unterstützen, die im Alter so unvollkommen ist, und jene Unreinigkeit der Säfte nach sich zieht, welche auch den Tod beschleunigt. 19. *Cultur der geistigen und körperlichen Kräfte.* Sie entwickelt die Organe vollkommen, macht die ganze Textur des Körpers etwas zarter und weicher, schützt uns vor zerstörenden und lebensverkürzenden Ursachen, lehrt uns Krankheiten und Gebrechen heilen, mäſsigt und regulirt das Leidenschaftliche, das bloſs Thierische in uns durch Vernunft und moralische Bildung, bildet gesellschaftliche und Staatenverbindungen, und lehrt eine Menge Bequemlichkeiten und Erleichterungsmittel des Lebens, die zwar in der Jugend weniger nöthig sind, aber desto mehr im Alter zu gute kommen.

Leipzig, b. Böhme: *Beschreibung der physiologischen und pathologischen Präparate,* welche in der Sammlung des Hn. Hofrath *Loder* zu Jena enthalten sind, entworfen von *Johann Valentin Heinrich Köhler*, Doctorand der Arzneygelahrtheit u. s. w. Erste Abtheilung. 1794. 118 S. 8.

Die erste Abtheilung dieser interessanten Sammlung, welche Rec. selbst mit eben so viel Vergnügen als Belehrung gesehen hat, enthält die kranken Knochen. Der nun verstorbene Vf. dieser Beschreibung hat die Sammlung mit manchem schönen Stücke bereichert und die von ihm hinzugefügten Stücke mit einem Kreuze bezeichnet; er hat mehrere von den Kranken, von denen diese Präparate genommen sind, selbst beobachten können, und theils daher, theils wahrscheinlich aus Nachrichten, welche ihm der Hr. Hofr. *Loder* mitgetheilt hat, manche nicht unangenehme Bemerkung oder Erzählung von den, bey den Kranken etwa sich ereignenden Umständen, den Beschrei-

bungen

bungen hinzufügen können, welche diese um so anziehender machen. Rec. begnügt sich aus einigen Rubriken wichtige Präparate anzuführen, welche den Kenner auf diese lehrreiche Sammlung aufmerksam machen mögen: I *Ankylosen*: bis Nr. 74. inkl. Nr. 1. weiblicher Schädel mit einer auf beiden Seiten, vorzüglich aber auf der linken Seite sehr vollkommenen Ankylose des Unterkiefers, welche durch Ohrenschmerzen und dadurch in den letzten Jahren des Lebens verursachten Trismus veranlafst wurde. Rec. erinnert sich eines Patienten, welcher an einem Krebsschaden litte, der sich zu beiden Seiten des untern Theiles vom Gesichte erstreckte, wodurch auch eine Mundklemme und wahrscheinlich in der Folge Ankylose des Kiefergelenks bewirkt wurde. Nr. 2. Ankylose zwischen dem Atlas und Hinterhauptsbeine. Nr. 3. Verwachsung aller Halswirbel untereinander und des ersten mit dem Hinterhauptsbeine. Besonders merkwürdig ist auch die Ankylose des Oberschenkels mit dem Darmbeine Nr. 59, doch verstattet der Raum nicht das nähere anzuführen. Dieser Rubrik sind einige wichtige Bemerkungen über Veränderungen der Knochen, als Resultate der Betrachtungen über die in derselben enthaltenen Stücke angehängt, z. B. dafs die vordern Kreuzbeinlöcher bey Veränderungen der Beckenknochen fast immer durch Verkleinerung an der leidenden Seite in seltenern Fällen auch durch Vergröserung mit leiden u. s. w. II. *Neue Gelenkhölen* bis Nr. 80. unter den sechs Präparaten dieser Art ist das erste vorzüglich merkwürdig, wo nach einer gewaltsam verrichteten Einrichtung einer veralteten Verrenkung des Schultergelenkes, der innere Rand der Gelenkfläche des Schulterblattes sich eine Vertiefung im Kopfe des Oberarmbeins auswirkte. III. *Durch Gicht veränderte Knochen* bis Nr. 95. vorzüglich merkwürdig Nr. 90. IV. *Exostosen* bis Nr. 112 c. Unter diesen sind mehrere sehr merkwürdige Stücke, wovon Rec. der Kürze wegen nur Nr. 100. 104. 110 und 111 bemerkt. V. *Winddorn* bis Nr. 134. VI. *Nekrosen* bis Nr. 161 v. Hier sind viele merkwürdige Stücke aufgezeichnet, einige der Präparate sind von Patienten, welche Hr. Hofr. *Loder* selbst in der Cur hatte, vorzüglich merkwürdig ist Nr. 161 a eine Nekrose des Fersenbeines mit einem kubischen Sequester. VII. *Deformitäten der Knochen* bis Nr. 171. c. Einige äusserst merkwürdig. Ausser einigen *monstris akephalis*, wovon das eine noch eine *spina bifida* hat, welche sich bis in das *os coccygis* erstreckt, noch ein paar Beyspiele von einigen ungeheuer grosen Knochen, als: ein Stirnbein 10 Zoll lang und 12 breit, ein Scheitelbein 9 Zoll breit und 11 lang. VIII. *Fracturen, Depressionen und Fissuren* bis Nr. 276. Vorzüglich merkwürdig Nr. 195. wo eine Trepanöffnung gerade an der Stelle ist, wo der *sinus longitudinalis durae matris* in den *transversum* übergeht, die Ränder der Oeffnung sind schon abgerundet, der Patient starb erst drey Jahre nach der Operation an einer andern Krankheit; auch war bey der Operation gar keine Verblutung. Bey Nr. 225 b ist an dem Radius, welcher zerbrochen war, zwischen den beiden gebrochenen Enden ein neues Gelenk erzeugt, überhaupt ein merkwürdiges Stück. Nr. 269. Bruch am Knochen des Penis von einer Fischotter. IX. *Caries* bis Nr. 352. Sehr merkwürdig ist die sehr weit sich erstreckende Caries bey dem Präparate Nr. 309., wobey die Patientin einige und 70 Jahr alt wurde. X. *Amputationsstümpfe* bis Nr. 358. XI. *Wasserköpfe*. Einige von ausnehmender Gröse bis Nr. 365. XII. *Rachitis*. Nr. 366. ein sehr merkwürdiges Stück, es ist das ausserordentlich verunstaltete Gerippe einer 22 Jahr alten Weibsperson, welches hier keine Beschreibung erlaubt; auch wegen anderer auffallend verunstalteten Knochen verweist Rec. die Leser auf das Buch selbst bis 381. XIII. *Krümmungen des Rückgraths* bis 386. XIV. bis Nr. 400. noch einige Stücke, welche sich unter keine der andern Klassen bringen liessen, durch Brand abgesonderte Knochen, *per alvum* abgegangene Knochen eines *foetus* u. s. w. In einem Anhange sind noch neuerlich hinzugekommene, zum Theil merkwürdige Stücke beschrieben.

Die Beschreibungen selbst sind fafslich und nicht ermüdend. Viele Präparate hat der Besitzer auf seinen Reisen zusammengekauft und dabey keinen Kostenaufwand gespart. So ist z. B. Davids aus Rouen ganze Sammlung pathologischer Knochen dabey.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

MÜNSTER, b. Platvoet: *Ueber Menschen-, Bürger- und Regentenrechte und Pflichten, wie auch über Freyheit und Gleichheit.* Ein Wort geredet zu seiner Zeit, zur Belehrung und Beherzigung für seine Mitmenschen und Mitbürger, von *Joh. Wilh. Hermanni*, Prediger an der Marienkirche zur Höhe in Soest. 1796. 132 S. 8. (10 gr.)

In der Vorrede giebt der Vf. den Zweck dieser Schrift also an: „das wesentliche und gemeinnützigste dieses Gegenstandes will ich denjenigen, welche „vermöge ihres Standes und Berufes keine Zeit noch „Lust haben, hierüber weitläuftige und hochgelahrte „Systeme nachzulesen, aber doch in unsern kritischen „Zeitläuften das nöthigste davon zu ihrer Beruhigung „zu wissen verlangen, in möglichster Kürze und in „einer für den nicht ganz ungebildeten Bürger verständlichen Schreibart vor Augen legen. — Zugleich „hoffe ich dadurch alle diejenigen, welche bisher „durch ausschweifende und übertriebene Vorstellungen von Freyheit und Gleichheit verleitet worden, „unter dem schönen Namen der Volksfreyheit, Zügellosigkeit und Gesetzlosigkeit zu denken, — mit ihrem gegenwärtigen Zustand und der bürgerlichen „Verfassung, worinn sie leben, vollkommen zufrieden zu machen." Ein sehr lobenswürdiges Unternehmen, das mehr die Gabe populär zu schreiben, als einen sehr denkenden Kopf erfodert; auch haben wir an dem Vf. einen Mann von billigen Grundsätzen gefunden, der weder die Rechte des Regenten, noch die des Bürgers verkennt. Weniger sind wir mit der Ausführung seines Plans, der Bestimmtheit seiner Begriffe und mit seinem Vortrage zufrieden. Zum Be-

Beweife, dafs es diefem auch oft an Deutlichkeit mangelt, wollen wir gleich den erften §. der Schrift hier anführen: „Ein Recht ift überhaupt eine Befugnifs, etwas zu thun, zu befitzen, oder zu fodern, „was das allgemeine Befte und der darunter begriffne Wohlftand einer jeden einzelnen Perfon nothwendig erfodert, was jeder Menfch als Theil des „Ganzen fich gefallen laffen mufs, und worinn er „mich nicht ftören darf, wenn das allgemeine Befte „der menfchlichen Gefellfchaft beftehen foll." In der Einleitung handelt der Vf.: *von den Rechten und darauf fich beziehenden Verbindlichkeiten und Gefetzen überhaupt.* In dem 1. Abfchnitt: *von den allgemeinen allen Menfchen angebornen Rechten.* Angeborne Rechte zählt er nach S. 16. fieben: 1) das Recht zum Leben und zur Erhaltung deffelben; 2) das Recht zu allem was gemein ift; 3) das Recht zur freyen Thätigkeit; 4) das Recht, nach feiner Ueberzeugung frey zu denken und zu urtheilen; 5) das Recht zum Eheftande; 6) das Recht des Eigenthums; 7) das Recht zur Ehre. Unter den Sachen die gemein find, verfteht er *Luft, Waffer* und *Tageslicht*, von welchen er S. 18. in einem eigenen §. beweift, dafs man fie dem Menfchen nicht entziehen dürfe. — Abfchn. 2. *von der bürgerlichen Verfaffung und den daraus entfpringenden Rechten und Pflichten der Menfchen.* Wenn der Vf. hier im erften §. vom Urfprunge der Staaten S. 30. fagt: „Hätten die Menfchen zu allen Zeiten vernünftig gehandelt, d. h. hätten fie den grofsen Endzweck der „Menfchheit, das allgemeine Befte zu befördern, ftets „vor Augen gehabt, fo wären fie wohl nie auf den „Gedanken gerathen, eine bürgerliche Verfaffung einzuführen, und wäre diefes auch in der That unnöthig gewefen:" fo können wir nicht mit ihm einig feyn. Unferer Ueberzeugung nach bedürfen die Menfchen einer bürgerlichen Verfaffung, fo lange fie Menfchen bleiben, wenn fie auch alle fittlich gut wären. In dem letzten §. geht der Vf. die fehlerhaften Verfaffungen durch, Defpotismus, Tyranney, Oligarchie, Politie und Anarchie. Politie nennt er, man fieht nicht warum, S. 41.: „Wenn das ganze Volk die in Händen habende höchfte Gewalt zur Verletzung der Menfchenrechte misbraucht, und die Regeln der Vernunft zur Beförderung des allgemeinen Beften aus den Augen fetzet (?)." Der 3te Abfchn. *von den Rechten und Pflichten der Regenten* zerfällt in 8 Abtheilungen, in welchen diefe Regentenrechte in Rückficht auf gefetzgebende Gewalt, Religion, Juftizwefen, Polizey, Staatswirthfchaft und auswärtige Angelegenheiten erwogen werden. Der Vf. beweift in jeder diefer Abtheilungen, dafs ein folches Recht dem Regenten zuftehe, und leitet daraus deffen fich darauf gründende Befugniffe und Pflichten her. Ungeachtet diefer Abfonderung vermifcht er aber doch die gefetzgebende Gewalt mit der vollziehenden oder ausübenden, da er fchon in der 1. Abth. ausführlich von Strafen und andern Mitteln, den Gefetzen Nachdruck zu geben, handelt. S. 91. ftellt der Vf. den längft als unrichtig verworfenen Grundfatz auf: dafs in der Bevölkerung die Grundlage der ganzen Glückfeligkeit und Stärke eines Staats beftehe. Der 4te und letzte Abfchnitt handelt *von den Rechten und Pflichten der Unterthanen.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Unter dem Druckorte: Vaterland: *Nichteinigung ein Bruchftück des Zeitalters, an meine Mitftände.* 1796. 64 S. gr. 8. (6 gr.) Der Ausdruck: Mitftände fcheint anzudeuten, dafs diefe wenigen Bogen aus der Feder eines deutfchen Reichsftandes gefloffen feyen. Der Vf. kündigt fich feinen Lefern felbft alfo an: „Ein Deutfcher, frey „vom Partheygeift, kundig der Lage und Verfaffung feines „Vaterlandes, felbft im Kreis der Gefchäfte geübt, aber ermüdet vom Partheygeift fo vieler feiner Landsleute, berechnet „hier die Folgen mancher politifchen Erfahrungen, die über „feinem Wirbel fich drehen, Erfahrungen, die in und an fich „traurig find. O! fie verdunkeln, was bis dahin helle war; „fie machen ihn trübe, den Horizont." Er giebt fich viele Mühe zu erweifen, was wohl Wenige bezweifeln werden, dafs Einigung dem gemeinfchaftlichen Intereffe der Deutfchen zuträglich fey. „Die Gefchichte, diefer Grundpfeiler des Beftehens der Staaten, mag es beweifen, was Vertheidigung des „Kayfers und Reichs in verworrenen Händeln fagen will!" Er geht fie dann durch, zeigt, wie ehemals fich alle deutfchen Fürftenhäufer, durch Anhänglichkeit an das Oberhaupt, um das Reich verdient gemacht hätten, und ermahnt in diefem kritifchen Zeitpunkte zur Eintracht. Der Styl ift weitfchweifig und, wie man fchon aus den wenigen ausgezogenen Zeilen fehen kann, pomphaft.

Wien, in Comm. b. Carmefina: *Zerftreute Gedanken über Deutfchlands gegenwärtige Lage*; oder: *Lies es Bürger! Es ift die Gefchichte deines Jammers* von *J. Georg Bader.* 1795. 48 S. 8. (4 gr.) Dies eine Gefpräch, dem noch mehrere nachfolgen follen, ift überfchrieben: *Genealogie der französifchen Republik*, und handelt von Freyheit und Gleichheit und der Wahrfcheinlichkeit, dafs die Franzofen den eroberten Ländern, wenn fie folche behaupten könnten, ihre demokratifche Regierungsform nicht anbieten, fondern wie die Römer ihre Provinzen behandeln würden. Zur Probe des Dialogs der Schlufs:

B.

„Mit welchem Grunde kann der Deutfche hoffen, dafs ihm die Franken Rebhüner und Kapaunen auf die Tafel fetzen werden?"

A.

Mit dem Rechte der Thoren, - Kartoffeln und Haberbrod werden fie ihm auftifchen, dem feigen Narren. Gute Nacht! Morgen, wenn Gott will, fehn wir uns wieder.

B.

Schlafen Sie wohl, und träumen Sie vernünftiger, als manche unferer Kannengiefser räfonniren.

A.

Ift leicht möglich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 13. Julius 1797.

PHILOLOGIE.

HALLE, b. Gebauer: *Aeschyli Tragoediae quae supersunt ac deperditarum Fragmenta.* Recensuit *Christian. Godofr. Schütz.* Vol. III. *Choephorae, Eumenides, Supplices.* 1794. (1797) 194 S. gr. 8. *Christiani Godofr. Schütz in Aeschyli Tragoedias quae supersunt ac deperditarum fragmenta Commentarius.* Vol. III. in Choephoras, Eumenides et Supplices. 1797. VI und 378 S. gr. 8. (zusammen 2 Rthlr.)

GLASGOW, in d. akad. Buchh. u. b. Foulis, EDINBURG, b. Laing, LONDON, b. Payne, White u. Egerton: ΑΙ ΤΟΥ ΑΙΣΧΥΛΟΥ ΤΡΑΓΩΔΙΑΙ ΕΠΤΑ. *Et docuit magnumque loqui, nitique cothurno.* MDCCXCV, XII u. 357 S. Fol. (4 Pfund Sterl. 4 fhill.)

Die Sehnsucht des philologifchen Publicums nach dem dritten Theil des Schützifchen Aefchylus, für welchen die noch rückftändigen drey Tragödien beftimmt waren, ift nunmehr auf eine Art befriedigt worden, die das lange Harren fehr reichlich vergütet. Die Bogenzahl des Commentars ift zwar verhältnifsmäfsig nicht fo ftark, als in den erften Bänden: allein der innere Gehalt gewifs nicht minder vollwichtig. Natürlich durfte nunmehr auch der verdienftvolle Herausgeber folche Lefer vorausfetzen, wie er fich diefelben durch feine Aefchyleifche Difciplin gleichfam felbft gebildet und in die Lectüre des Dichters eingeweihet hatte: vieles fchon ehemals gefagte konnte jetzt entweder kürzer gefafst, oder ganz mit Stillfchweigen übergangen werden. Uebrigens aber ift Hr. *S.* feinem erften Plane in foferne völlig treu geblieben, dafs er nicht blofs auf kritifche Berichtigung des Textes, fondern zugleich auf fortlaufende Erklärung der fchwierigften Stellen, und auf äfthetifche Würdigung theils ganzer Tragödien, theils und hier vornämlich einzelner Parthieen in demfelben hingearbeitet hat. Für das letztere war vor ihm fo gut als gar nicht geforgt: zur Erklärung des Dichters hatte *Stanley's* befcheidene Mufe einzelne Blumen geftreut, welche Hr. *S.* mit bedächtiger Hand, oft nach einer forgfamern Pflege, in feine Ausgabe verpflanzt hat: für die Kritik endlich hatte Pauw gerade in diefen Tragödien ein weites unbebautes Feld, faft möchten wir fagen, eine furchtbare Oede gelaffen. Glücklicher Weife erfchien während der Verzögerung des Schützifchen Commentars eine neue Ausgabe des Aefchylus in Glasgow, von welcher die lobpreifenden Ankündiger unfere Erwartungen aufs höchfte zu fpannen fuchten. *Richard Porfon*, Profeffor der griechifchen Sprache zu Cambridge, beforgte diefe Ausgabe: derfelbe, welcher die neuefte Edition von *Toup's Emendatt. in Suidam et Hefychium* mit einem trefflichen Anhange, einem fchönen Seitenftück zu Tyrwhitt's kritifchen Bemerkungen, ausgeftattet; der jetzt, nach dem bedauernswerthen Verlufte feiner beiden frühern Abfchriften von *Photius Etymologicum*, fich aufs neue mit Bearbeitung diefes wichtigen Anekdotum befchäftigt; der überhaupt von feinen Landsleuten als ein zweyter *Bentley* oder *Toup* verehrt wird. Nach Erfcheinung des neuen Aefchylus wufste man nicht, wie man denfelben zu nehmen habe, da weder in einer Vorrede, noch in beygefügten Noten, von dem kritifchen Verfahren des Herausgebers einige Rechenfchaft gegeben worden war. Man klagte felbft in englifchen Journalen laut über ein folches Verfahren (f. *Brüggemann's View of the English editions* etc. p. 76.): man war lange ungewifs, und ift es vielleicht noch, ob die nicht unbedeutenden Veränderungen des Textes, welche fich überall, vorzüglich aber in den *Supplices*, zeigen, guten Handfchriften, oder dem eigenen Scharffinne des Herausgebers angehören. Indefs hat uns ein Freund diefes trefflichen Kritikers verfichert, dafs er bey feiner Arbeit nichts weniger als vorher unverglichene Codices vor fich gehabt, fondern was ihm gut dünkte, blofs *ex ingenio* verbeffert habe. So viel lehrt der Augenfchein, dafs *Porfon* ältere Ausgaben verglich, dafs er namentlich auch aus der Schützifchen manche finnreiche Verbefferung entlehnte. Die neulich in einem andern kritifchen Journal beygebrachte Sage oder Vermuthung, als ob *P.* den ganzen letzten Theil feiner Ausgabe, weil er fich mit den Verlegern entzweyt, gänzlich der Willkühr der letztern überlaffen habe, die denn blofs den vorhergehenden Glasgowifchen Text wieder abgedruckt hätten, läfst fich leicht durch den Augenfchein widerlegen. Es leuchtet vielmehr überall eine gründliche Kenntnifs der Sprache, oft auch der Metrik, hervor: indefs ift freylich der Text diefer Ausgabe bey weitem nicht fo gefäubert, felbft von Druckfehlern nicht fo gereinigt, als man nach jenen Ankündigungen erwarten follte, oder auch nur bey dem ftolzen Aeufsern des Werks und dem ungeheuern Preife, wünfchen möchte. Wir könnten eine namhafte Anzahl Stellen zum Beweis anführen, dafs der Text in der Schützifchen Ausgabe der Integrität viel näher gebracht ift, als in der Porfonfchen. Gewifs aber ift's, dafs der Kritiker aus diefer neuen Recenfion der Aefchyleifchen Tragödien einen ungleich höhern und reinern Gewinn ziehen kann, als aus der

Wakefieldischen Bearbeitung der Eumeniden, welche sich in dem unlängst angezeigten *Delectus tragoediarum* findet, und die Hr. *S.* für seinen Commentar ebenfalls benutzen konnte. Das meiste blieb freylich dem deutschen Herausgeber überlassen; das meiste von dem, was geleistet worden ist, verdanken wir ihm. Ein durchdringender Scharfblick liess ihn in dem Dunkel so vieler verdorbener Lesarten oft das Wahre, zuweilen das Wahrscheinliche, finden; und eine nicht prunkende, aber reife und genaue und immer zu rechter Zeit herbeygerufene Gelehrsamkeit war die Führerinn, welche ihn durch die Labyrinthe nicht bloss einzelner Verse, sondern ganzer Stellen, vorzüglich in den Chorgesängen, welche man vorher für undurchdringlich gehalten hatte, glücklich hindurch leitete. Bey der grossen Anzahl neuer Verbesserungen, die Hr. *S.* vorschlagen, bey der eben so zahlreichen Menge neuer Erklärungen, die er versuchen musste, versteht es sich von selbst, dass nicht alle einen gleichen Grad der Evidenz haben können. Wo er entweder selbst irrte, oder, was seltener geschieht, einen Irrthum seiner Vorgänger wiederholte, da wird der vorsichtige Leser ein Warnungszeichen setzen, und beym Aufsuchen des Richtigern den Irrthum verzeihlicher finden. Dieser Fall dürfte bey manchen neu aufgenommenen, oder neu empfohlenen Emendationen eintreten. In der That scheint hie und da der Aeschyleische Schwung den gefühlvollen Herausgeber mit sich fortgerissen, und ohne ihm bey schwierigen, die Empfindung abstumpfenden, Stellen ein längeres Verweilen zu gestatten, Verbesserungen eingegeben zu haben, aus welchen zwar immer eine sehr glückliche Phantasie und ein gebildetes, bey kritischen Herausgebern selten so reges, Dichtergefühl uns entgegenspricht, die aber, strenger geprüft, schwerlich nächst dem Verdienste des Scharfsinnes zugleich das Gepräge der Wahrheit haben möchten. — Wollten wir einzelne, in verschiedenen Tragödien zerstreute Stellen ausheben, bey deren Verbesserung und Erklärung sich entweder die Kunst des Herausgebers ganz vorzüglich offenbart, oder bey denen wir etwas zu erinnern fänden: so könnten wir leicht diesem im Tadel jenem im Lobe, partheyisch erscheinen. Beides zu verhüten, sey es erlaubt, uns bloss auf die ersten dreyhundert Verse der *Choëphoren* einzuschränken, und die wichtigsten kritischen und exegetischen Anmerkungen zu denselben mit unserm Urtheil zu begleiten. Wir werden dabey zugleich auf die Abweichungen des *Porsonschen* Textes Rücksicht nehmen, und dadurch unsere Leser in den Stand setzen, den Werth dieser Ausgabe nach Maassgabe des Neuen und Wahren, das sie enthält, selbst zu bestimmen.

In dem Prolog (V. 15.) hat Hr. *S.* statt χοὰς φερούσας νερτέροις μειλίγμασιν Stanley's Verbesserung μειλίγματα in den Text aufgenommen. Uns dünkt die Vulgata, welche auch *Porson* beybehalten, dichterischer: *zur Sühnung für die Unterirrdischen.* — V. 21. ὀξύχειρι σὺν κόπῳ, was Hr. *S.* nach Pauw's Vorschlage gesetzt hat, ist unstreitig gewählter und dem Aeschyleischen Sprachgebrauch angemessener, als κτύπῳ, einer Vermuthung von d'Arnaud, der *Porson* gefolgt ist. — V. 25. λινοφθόροι δ' ὑφασμάτων λακίδες ἔφλαδον ὑπ' ἄλγεσι. *Quomodo*, sagt Hr. *S.*, λακίδες, *ipsae vestium laciniae discissae, dici recte possint* λινοφθόροι, *haud intelligo.* Sehr wahr! Er verbessert λινοφθόροις und bezieht dies auf ἄλγεσι. Wir möchten bloss den Accent ändern: λινόφθοροι, *vestimenta linteis corruptis.* Die gewöhnliche Lesart hat *P.*, und vorher (V. 24.) gegen das Metrum ξυγμοῖσι beybehalten. — V. 30. τορὸς γὰρ ὀρθόθριξ φόβος — ἀμβόαμα μυχόθεν ἔλακε περὶ φόβῳ. Eine unleidliche Tautologie, die auch *Porson's* Ausgabe fortpflanzt! Unbezweifelt wahr und einer künftigen Aufnahme würdig ist Hn. *S.* glückliche Verbesserung: περὶ φόνῳ, *propter caedem Agamemnonis.* — V. 34. βαθὺς πνέων st. βαρύ, eine neue Lesart des Glasgower Textes, die sich von Seiten der Sprache sehr empfielt, aber gegen das Sylbenmaass verstösst. — V. 40. τοιῶνδε (st. τοιάνδε) χάριν ἄχαριν ἀπότροπον κακῶν, eine richtige Verbesserung, die wieder bloss der *Schützischen* Ausgabe eigen ist. Aber ἰὼ γαῖα μαῖα (st. γαῖα) im folgenden V., was Hr. *S.* mit Abresch der Vulgata vorzieht, klingt unserm Ohre widerlich. — V. 52. σέβας δ' ἄμαχον — νῦν ἀφίσταται wird trefflich und ganz im Geiste des Aeschylus *de ipsa Agamemnonis majestate*, nicht wie der Scholiast wollte, von der Furcht und Achtung gegen ihn erklärt. Gleich darauf setzen wir nach den Worten φοβεῖται δέ τις ein Fragzeichen, welches auch in der *Porsonschen* Ausgabe fehlt. — Schwieriger ist die folgende Stelle: Ῥοπὴ δ' ἐπισκοπεῖ δίκας Ταχεῖα τοὺς μὲν ἐν φάει, Τὰ δ' ἐν μεταιχμίῳ σκότου Μένει, χρονίζοντ' ἄχη βρύει, Τοὺς δ' ἄκραντος ἔχει νύξ. Der Sinn dieser schönen Allegorie ist ohne Zweifel richtig gefasst: *Tria tempora, meridies, crepusculum, media nox, totidem intervalla poenarum divinarum crescentesque pro morarum tarditate suppliciorum acerbitates designant.* Eben so scharfsinnig ist bemerkt, dass ἄχη selbst des Sylbenmaasses wegen vertilgt werden muss. Allein dass τὰ in τοῖς zu verwandeln sey (*ictus justitiae — aliis crepusculi tempore, retardato quidem impetu, at vi et robore auctus,* μένει χρονίζουσα, *incumbit*), davon können wir uns nicht überzeugen. Wir sehen nur zwey Wege zur Verbesserung. Entweder lese man τὰ δ' ἐν μ. σ. μ. χρονίζοντα βρύει (so, dass ἄχη, ein hinzugekommenes Glossem supplirt wird), oder τᾷ δ' ἐν μ. σ. μ. χρονίζουσα βρύει. Jene Aenderung ist leichter, hat aber vielleicht die genaue Harmonie des ersten und dritten Satzes durch τοὺς μὲν — τοὺς δὲ gegen sich, welche auch in dem mittlern die Erwähnung der Person, nicht der Sache erwarten lässt. In dem andern Verbesserungsvorschlage wird unsers Bedünkens die getroffene Aenderung durch Herstellung einer mehr dichterischen Wendung gerechtfertigt. Die Idee bleibt die oben angegebene. Aber bey der Darstellung derselben wird der Ausdruck so nüancirt, dass mit dem Allgemeinen (τοὺς μὲν — τοὺς δὲ) im Feuer der Begeisterung das Individuelle, die Beziehung auf Clytämnestra (τᾷ δὲ), welche dem Chor dabey

bey vorschwebte, vermischt wird. Uebrigens möchten wir das gewichtige ἄκραντος νύξ nicht in ἀκρατος umändern. Der Dichter wollte nicht blofs das *späte* Erscheinen der Strafe (welches ohnehin schon durch die νύξ im Gegensatze von μεταιχμίῳ σκότου angedeutet wird), sondern zugleich das damit verbundene *Schreckhafte* und *Fürchterliche*, durch die *ewige*, *unendliche* Nacht ausdrücken. — Der Vers selbst wurde in den vorigen Ausgaben nach dem 67 wiederholt. Hr. *S.* nahm zuerst das Versehen der Abschreiber wahr, und reinigte den Text von dieser Marginalinterpolation: *Porson* schlofs den Vers in Klammern ein. Aber beiden scharfsinnigen Kritikern entging, dafs das vorhergehende Wort βρύειν (V. 67.) ebenfalls aus der obigen Stelle (62) eingeschaltet worden, und hier ganz am unrechten Orte steht. Auch hätte überhaupt V. 64—80. nicht sollen mit Pauw als Epodos betrachtet werden. Nach Entfernung jenes unächten Worts und durch Wiedereinsetzung einer trefflichen Lesart beym Aldus und Turnebus, die man seither mit Unrecht als Glossem vernachläfsigt hat, lassen sich *Strophe* und *Antistrophe* leicht herstellen:

> Δι' αἱμ' ἐκποθὲν δ' ὑπὸ χθονὸς τροφοῦ
> Τίτας φόνος πέπηγ', οὐ διαρρυδάν. 65.
> Διαλγὴς δ' ἄτα διαπταράσσει.
> Διαφέρει τὸν αἴτιον παναρκέτας νόσου,
> Οἴγοντι δ' οὔτι νυμφικῶν ἑδωλίων
> Ἄκος· πόροι τε πάντες ἐκ μιᾶς ὁδοῦ
> Βαίνοντες τὸν χειρομυσῆ φόνον 70.
> Καθαίροντες λούσει' ἂν μάταν.

V. 64. hat uns *Porson's* Lesart: δι' αἵματ' ἐκποθένθ' ὑ. χ. τ. und V. 71. *Scaliger's* und *Canter's* Vermuthung: κ. λούσαν μάτην, zu einer, wie uns dünkt, richtigen Verbesserung geführt. Hr. *S.* liefet in der letzten Stelle φόνον καθαρῶντες εἶεν ἂν μ., und *Porson* behält die fehlerhafte Vulgata ἰοῦσαν ἄτην bey. Πόροι — λούσει' ἄν, das bekannte Pindarische Schema, das aber dem thebanischen Dichter keineswegs eigenthümlich war (f. *Politi not. in Eustath.* T. III. p. 1072. *Lesbonax Valck.* p. 184. *Ruhnken. ad H. in Cerer.* p. 75. *Wolf. ad Theogon.* p. 90.), und dessen Wiederherstellung in einem *Aeschyleischen Chorgesang* wohl keinem Kritiker zu gewagt scheinen wird. — Dieser Strophe nun entspricht die Antistrophe V. 72—80., wo wir blofs V. 74. πατρίων st. πατρῴων setzen, und die folgenden Verse so verbessern möchten:

> Δίκαια καὶ μὴ δίκαια πρέποντ' ἄταις βίου
> Βίᾳ φερομένων αἰνέσαι, πικρὸν φρενῶν
> Στύγος κρατούσῃ· δακρύω δ' ὑφ' εἱμάτων
> Ματαίοις δεσποτᾶν τυχαῖσι,
> Κρυφαίοις πένθεσι παχνουμένη.

Die Vulgata v. 76. πρέποντ' ἀρχαῖς βίου hat P. auch hier beybehalten, Hr. *S.* hingegen in πρέπον τυχαῖς βίου verändert. Er wiederholt nämlich zur Ergänzung des Sinnes ἀνάγκα, und übersetzt: *nobis igitur necesse est, prout vitae nostrae fortunae convenit, eorum qui vi et imperio grassantur facinora, sive justa sive injusta sint, laudare.* Da uns jene Wiederholung hier etwas hart, und die Verbesserung mit einer vielleicht richtigern Abtheilung der Verse nicht vereinbar zu seyn schien: so möchten wir lieber in Ansehung der Construction dem Scholiasten folgen (πρέποντά μοί ἐστι καὶ ὀφειλόμενα — τὰ τῶν πρὸς βίαν κεκτημένων ἐπαινέσαι), und zur Aufhellung des Sinnes dem Dichter eines seiner Lieblingswörter (ἄταις βίου, *propter calamitatem vitae*, *propter servilem conditionem*, f. *Valck. ad Hippol.* p. 193.) wieder geben. — V. 102. Λέγοις ἄν, εἴ τι τῶνδ' ἔχοις ὑπέρτερον. So auch *Porson*. Allein dies wäre: *diceres, si quid haberes*. Der Sinn fodert ἔχεις. An dem letzten Wort ὑπέρτερον, welches Hr. *S.* mit ὕπερ, τορόν oder τορῶς vertauschen möchte, nehmen wir keinen Anstofs. Wir beziehen es dem Sinne nach auf V. 87 ff., wo Elektra dem Chor gleichsam indirecte vorträgt, was sie bey Darbringung des Todtenopfers ihrem Vater sagen will. — V. 121. wollte *Matthiae* (*Observatt. Crit.* p. 4.) Ἑρμῆ, χθόνιε κῆρυξ, δός ἐμοί st. Ἑ. χθόνιε, κηρύξας ἐ. lesen. Hr. *S.* der diese Vermuthung nicht anführt, bemerkt weit richtiger, dafs ἄκουσον oder ein ähnliches Wort zu Anfange des Verses gestanden habe. — V. 123. πατρῴων δωμάτων (st. δ' ὀμμάτων) ἐπισκόπους, eine wahre Verbesserung von *Stanley*, die allerdings in den Text gehoben zu werden verdiente. Es ist befremdlich, wie *Porson* diese und ähnliche Verbesserungen vernachläfsigen und an der Vulgata hängen konnte. — V. 129. Elektra und Orestes waren verstofsen aus dem väterlichen Hause, πεπραγμένοι — ἀλώμεθα πρὸς τῆς τεκούσης. Im Commentar billigt Hr. *S.* Stanley's Conjectur πεπρασμένοι. Die ächte Lesart liefert *Porson*: πεπραμένοι. — V. 142. Elektra, nachdem sie für Orestes und sich zu den Manen ihres Vaters gebetet, fleht Untergang und Verderben ihren Feinden: ταῦτ' ἐν μέσῳ τίθημι τῆς καλῆς (st. κακῆς) ἀρᾶς, κείνοις λέγουσα τήνδε τὴν κακὴν ἀράν. Eine sehr glückliche Aenderung im *Schützischen* Text, welche der Sinn foderte. Eben so leicht und überzeugend ist V. 151. eine Transposition der Worte: πρὸς ἔρυμα τόδε κεδνῶν, κακῶν δ' ἀπότροπον ἄγος ἀπεύχετον, wo nach der gewöhnlichen, von *Porson* wiederum beybehaltenen Lesart: πρὸς ἐ. τ. κακῶν, κεδνῶν τ'. ἀπ. ἀ. ἀ. wenigstens die letzten Worte keinen schicklichen Sinn gewähren. Uebrigens dürfte das Metrum hier noch zu mancher andern Umänderung führen. Denn V. 149 bis 154. sind *strophici*, denen die folgenden 155—160. respondiren müssen. Auch können wir Hn. *S.* nicht beytreten, wenn er nach V. 160. eine Lücke vermuthet. Denn abgesehen von jener abgemessenen Uebereinstimmung der *Antistrophica*, so wird die ungewisse Hoffnung, welche der Chor von dem erwarteten Retter nährt, durch die Kürze und Gedrängtheit und Innigkeit des Tons, nach unserm Gefühl, hier ganz vortrefflich ausgedrückt. Vertieft in seine Hoffnungen, schliesst der Chor seine Ode da, wo die Empfindung so hoch schwillt, dafs er nichts hinzuzusetzen weifs, was nach der ausgedrückten Idee noch gesagt zu werden verdiente.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÖRDLINGEN, b. Beck: *Handbibliothek für meine Tochter*, von *J. Gottfr. Pahl.* I. Bändchen. 1796. 401 S. 8.

Mit Rechte sagt der Vf. in der Vorrede: „Die mei„sten Schriften, womit unser Jahrzehend das schöne „Geschlecht mit einer so übertriebenen Freygebigkeit „beschenkt hat, scheinen keinen höhern Zweck zu „haben, als den Zweck der Unterhaltung etc.; des„halben sieht man in den Händen der Frauenzimmer „kaum etwas anders als Romane, Erzählungen, dra„matische Stücke und Gedichte; alles übrige macht „Langeweile." Darüber sollte man sich aber nicht wundern, sondern vielmehr gestehen, das besagte Produkte für das Bedürfniss der Frauenzimmer *sehr richtig* berechnet seyn; indem die meisten von ihnen zu einer Lectüre, bey der man nachdenken muss, (oder auch nur *kann*) theils ihrer Putz- und Vergnügensanstalten wegen viel zu wenig Zeit haben, theils nicht genug ordentlichen Jugendunterricht genossen haben, um sich durch vernünftige Bücher weiter ausbilden zu können. „Die gegenwärtige Sammlung „von kürzern und längern Aufsätzen — fährt der Vf. „fort — unterscheidet sich von dem Heere ihrer Schwe„stern dadurch, dass sie über den Zweck der Unter„haltung noch einen höhern, den Zweck der Beleh„rung setzt, und deswegen alles ausschliesst, was „bloss zur Erreichung des erstern taugt. Sie soll un„sere Töchter mit sich selbst und mit der Welt be„kannter machen; nützliche Kenntnisse unter ihnen „in Umlauf bringen, ihnen Stoff zur Uebung ihrer „Geisteskräfte darbieten und ihren Gang auf dem Pfa„de der Verstandesbildung und Aufklärung befördern." Dieses Bändchen enthält 15 Aufsätze, wovon Nr. 1. über die Lectüre der Frauenzimmer manche nützliche Lehren giebt, denen Rec. Eingang und Befolgung wünscht. Unter allen übrigen möchten wohl Nr. 2. die Hausmutter (besonders wenn sie vollständiger und mehr handelnd dargestellt wäre), und Nr. 10. Briefe über Charlotte Corday den Zweck des Vf. am besten erreichen; denn die übrigen ähneln theils den Romanen und Rittergeschichten zu sehr (wie z. B. Nr. 8. 12. 15.); theils sind sie zu oberflächlich, um jemanden zu belehren, dem die Gegenstände ganz fremd sind; (wie z. B. Nr. 3. 4.). Bey der letzten Numer, welche Züge aus der römischen Geschichte enthält, liesse sich überdies auch noch fragen, ob die Geschichte neuerer Völker und Zeiten nicht in mehr als einer Rücksicht viel zweckmässiger wäre, als die Geschichte der Römer?

Folgendes Buch ist neu aufgelegt erschienen:

PARIS, in d. Druckerey des encyclopädischen Magazins: *Notice historique sur Chretien-Guillaume Lamoignon-Malesherbes*, par *Jean-Baptiste Dubois.* 2de Edit. 64 S. 8. (10 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Dortmund*, b. Blothe u. Comp.: *Versuch eines kurzen und fasslichen Unterrichts in der einfachen Obstbaumzucht für die Landjugend*, von Pastor *Bädeker.* 1796. 52 S. 8. (4 gr.) Der Vf. — ein würdiger Mann, der seinem Amt und Herzen Ehre macht, und wie aus seiner Zuschrift an seine confirmirte Jünglinge erhellet, denselben alle Frühjahre in dem zur Landwirthschaft so nöthigen und wichtigen Geschäfte der Obstbaumzucht Unterricht gegeben, die Handgriffe in seiner Baumschule gezeiget hat, und ausserdem die schlechten Obstsorten seiner Gegend durch Mittheilung von Pfropfreisern edler Sorten verdränget, — liefert hier denselben ein für alle Landjugend und für jeden Landwirth und gemeinen Baumerzieher sehr gutes Büchlein, in welchem er die nöthigsten Kenntnisse und Behandlungsart von der Baumzucht nach ihren wichtigsten Theilen in einer populären passenden Schreibart und nach richtigen Grundsätzen aus eigener Kenntnis und Uebung, wobey er die besten Baumschriften nicht ungenützt gelassen, vorgetragen hat. Den dritten Abschnitt von Erziehung junger Bäume durch Stecklinge oder Schnittlinge hätte Rec. weggewünscht, weil sie theils selten anschlagen, (nur Quitten, Mispeln, Weinreben, Johannis- und Stachelbeeren ausgenommen) theils keine starken Wurzeln machen, und diese Methode zu Erziehung starker und dauerhafter Bäume nicht taugt, überhaupt es nicht für den gemeinen Mann ist. — Und im fünften Abschnitt ist es irrig gerathen, zu Einsetzung eines Baumes in leimigten Boden das Loch in zwey Fuss Tiefe mit Feldsteinen auszulegen, damit die Baumwurzeln nicht tief ins wilde Erdreich streichen können. Leimen ist zumal für Kernobst, besonders den Apfelbaum eine nicht zu verachtende ja gute Erdart. Versteht aber der Vf. (wie wahrscheinlich ist, da das Wort in manchen Provinzen für Lattboden gebraucht wird,) lattigten Grund, eine zähe, feste Erdart, welche die Töpfer und Ziegler gebrauchen, so dienen gleichwohl die untergelegten Steine nicht, sondern die Grube muss auf 5—6 Fuss ausgehoben und mit besserer Erde angefüllt werden. Dann aber sind mehr pflaumenartige Bäume, besonders Mirabellen, dabey anzurathen, die nicht so tief gehen, als Aepfel, Birnen, Süsskirschen etc. Denn wenn einmal die hochwachsende, und folglich auch tiefwurzelnde Bäume mit ihren Wurzeln auf einen solchen festen Grund reichen, so stehen sie im Wachsthum stille, und die Gipfel fangen an abzusterben. — Zu seiner Zeit wird der Vf. seiner Gemeinde und seinen Nachbarn auch die Benutzung und Anwendung des Obstes zu Zider, Essig, Trocknen, und anderem ökonomischen und mercantilischen Vortheil in seinem traulichen Ton beschreiben. Wir wünschen übrigens, dass Deutschland viele solche edeldenkende Kirchenlehrer haben möge, welche auch für das zeitliche Beste udn die Beförderung des häuslichen und landwirthschaftlichen Glücks ihrer Gemeinden, so viel sie Gelegenheit haben, Sorge tragen und wirken, so lange es Tag ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 14. Julius 1797.

PHILOLOGIE.

Halle, b. Gebauer: *Aeschyli Tragoediae quae supersunt ac deperditarum Fragmenta.* Recensuit *Christian. Godofr. Schütz.* Vol. III. *Choephorae, Eumenides, Supplices.* 1794 (1797). 194 S. gr. 8. *Christiani Godofr. Schütz in Aeschyli Tragoedias quae supersunt ac deperditarum fragmenta Commentarius* etc.

Glasgow, in d. akad. Buchh. u. b. Foulis, Edinburg, b. Laing, London, b. Payne, White u. Egerton: ΑΙ ΤΟΥ ΑΙΣΧΥΛΟΥ ΤΡΑΓΩΔΙΑΙ ΕΠΤΑ. *Et docuit magnumque loqui, nitique cothurno* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ueber die vom Dichter gewählte ἀναγνώρισις v. 165., die selbst Aristoteles nicht richtig beurtheilte, theilt Hr. *Schütz* treffende Bemerkungen mit, auf welche wir, der Kürze wegen den Leser nur aufmerksam machen können. Wir verglichen sie mit dem, was die Commentatoren der aristotelischen Poëtik *Piccolomini* (p. 236.) und *Twining* (p. 367.) über jenes Urtheil des Philosophen gesagt haben, und wurden auf verschiedenen Wegen zu demselben Resultat zurückgeführt; dass nämlich die Wiedererkennung des Orestes, wie Aeschylus sie schildert, zu der von Aristoteles aufgestellten ersten Gattung der ἀναγνώρισις διὰ σημείων, nicht zu der vierten ἐκ συλλογισμοῦ gehöre. Vgl. das scharfsinnige Räsonnement in den *Nachträgen zu Sulzers Theorie* II. S. 441. — V. 182. Ἐξ ὀμμάτων δὲ δίψιοι πίπτουσί μοι Σταγόνες ἄφρακτοι δυσχίμου πλημμυρίδος. Die bezeichneten Worte erklärten wir uns durch die Analogie des Sprachgebrauchs: *schmachtende Thränen*, ohne jedoch diese Analogie erweisen zu können. Sehr sinnreich ändert Hr. *S.* διψίων — eine Verbesserung, welche auch in dem Scholion: πόμα ἄγευστοι ὡς δίψιον ἄργος, τὸ ποτὲ ἄνυδρον, eine neue Bestätigung findet. — Zu einem andern Behuf könnte vielleicht ein Wink des Scholiasten V. 189. benützt werden, wo die elliptische Redart: ἐγὼ δ' ὅπως — τάδ' αἰνέσω (οὐκ ἔχω), denjenigen, der sich nicht einer ähnlichen und gewöhnlichern Ellipse erinnert (f. *Valck. ad Dec. Eid. Theocr.* p. 30.), wegen des Sinnes zweifelhaft lässt. — V. 194. schlägt Hr. S., dem die Wortfolge hier sehr verworren scheint, folgende Aenderung vor: ἀλλ' ἢ σαφ' ἦν μοι (st. εὔφρονη) τόνδ' ἀποπτύσαι πλόκον. Uns dünkt nicht sowohl eine Verbesserung der Worte, als der Interpunction nöthig zu seyn. Mit Beybehaltung der gemeinen Lesart, würden wir am Schluss jedes Verses ein blosses Comma setzen, und V. 196. zu εἶχε aus dem vorhergehenden εἴθε wiederholen; *Utinam vocem intelligibilem* (Φωνὴν ἔμφρον) *haberet hic cincinnus, ne animi incerta agitarer, sed ut agnitos inimici capitis capillos abominarer; aut cognatus si mihi est, utinam posset mecum lugere, tamquam tumuli paterni ornamentum et decus.* In den letzten Worten ist die schöne Verbesserung τιμὴ πατρός ausgedrückt, wofür die andern Ausgaben, auch die *Porsonsche*, dem Sinn und der Construction zuwider τιμήν lesen. — Nicht bloss aus der Farbe einer Haarlocke, welche Elektra auf dem Grabe ihres Vaters findet, sondern auch aus der Aehnlichkeit der daselbst eingedrückten Fusstapfen mit den ihrigen, zieht sie die Vermuthung, Orestes müsse in der Nähe seyn. Hr. *S.* glaubt, dass diese letztere Art der Agnition durch nichts entschuldigt oder vertheidigt werden könne, und ist geneigt, V. 202 — 207. für unächt zu erklären. Wir wagen es, diese Verse in Schutz zu nehmen. Denn 1) ist es an und für sich nicht unwahrscheinlich, dass Elektra, voll von dem Gedanken an ihren Orestes, *nachdem sie bereits die Locke am Grabhügel gefunden*, auch die entdeckten Fusstapfen als eine glückliche Vorbedeutung von der Gegenwart ihres Bruders betrachtet. Ein geängstigtes Gemüth fasst jeden, auch noch so fernen Strahl der Hoffnung auf, und findet selbst das Unwahrscheinlichste wahrscheinlich, wenn es seinen Wünschen entspricht. 2) Die offenbare Beziehung einer andern Stelle (V. 224.) auf die unsrige bestätigt ihre Aechtheit. Denn die Vermuthung, dass auch dieser Vers untergeschoben sey, dünkt uns zu gewagt. 3) Auch die bekannte Parodirung der Stelle in *Eurip. Electra* v. 532 — 37. begünstigt unsere Meynung, und Hr. *S.* scheint selbst auf dieses Argument etwas gerechnet zu haben. *Quicquid sit* (so schliesst er seine Bemerkung), *si ab Aeschylo reperta fuerit haec* ἀναγνώρισις — *facile patior eum ab Euripide perstrictum.* 4) Die anstössige Härte in καὶ γὰρ (V. 204.) wird vielleicht gemildert, wenn man den Ideengang der Elektra so darstellt: „Und nun ein zweytes Zeichen: ich sehe da zweyerley Abdrücke von Füssen, der eine wahrscheinlich von ihm, der andere von einem Begleiter. *Denn* jene Fusstapfen sind ähnlich den meinigen u. s. w." Ueberrascht von dem unerwarteten Anblick, kehrt Elektra die natürliche Gedankenfolge auf eine Art um, welche von der Lebhaftigkeit und der innern Bewegung der Sprechenden zeuget. — Wenn uns die Rechtfertigung dieser Stelle im Allgemeinen gelungen ist: so müssen wir noch einen Schritt weiter gehen, um alles, was die Wirkung derselben im

im Einzelnen hemmen könnte, aus dem Wege zu räumen. Die Bemerkungen, welche der scharfsinnige Herausgeber über die bis zum Ekel weitläuftige Ausführung desselben Gedankens, über die frostige Tautologie in den Versen 201. 202. 206. 207., und über das Seltsame des Ausdrucks πτέρυξι τευόντων. macht, sind so gegründet und wahr, dass sich nichts dagegen einwenden lässt. Allein diese Rüge trifft nicht die ganze Stelle, nicht den Dichter, sondern nur zwey Verse, welche unsers Bedünkens von einem Glossator oder Interpolator herrühren. Wir verbessern daher:

> Καὶ μὴν στίβοι γε, δεύτερον τεκμήριον,
> Εἰς ταυτὸ συμβαίνουσι τοῖς ἐμοῖς στίβοις·
> Καὶ γὰρ δύ᾽ ἐστὸν τώδε περιγραφὰ ποδοῖν
> Αὐτοῦ τ᾽ ἐκείνου καὶ ξυνεμπόρου τινός.
> Πάρεστι δ᾽ ὠδὶς κ. τ. λ.

Dem zweyten Verse schrieb dieser zur Erläuterung ποδῶν ὅμοιοι, jener τοῖς ἐμοῖς στίβοις ἐμφερεῖς bey. Man verband die Glossemen, und gewann einen neuen Vers. Auf eine ähnliche Art lässt sich der Ursprung des andern, von uns herausgeworfenen Verses erklären; und man hat nicht einmal nöthig, zu der Hypothese von einer zweymaligen Bearbeitung und Aufführung der Choephoren seine Zuflucht zu nehmen. — v. 214. würden wir die Vulgata: ξύνοιδ᾽ Ὀρέστην πολλά σ᾽ ἐκπαγλουμένην mit *Porson* zurück rufen. Hr. *S.* vertheidigt die Pauwische Aenderung σ᾽ ἐκπαγλουμένη durch die Bemerkung, dass der Doppelvocal in μοι, σοι elidirt werden könne. Allein wir halten das für unumstösslich gewiss, was *Bentley* (*ad Menandri fragm.* p. 81.) bereits behauptet hat. Die Stellen, welche Hr. *S.* zum Beweis des Gegentheils anführt, sind theils schon von Kritikern verbessert, theils einer sehr leichten Verbesserung fähig; und *Brunck* selbst, welcher anfangs die Bentleyische Behauptung in Zweifel zog (*ad Sophocl. Trachin.* 1221. *Eurip. Med.* 57.), hat dieselbe im zweyten Theil seines Sophokles (*ad Philoct.* 369. 782.) durchgängig für wahr anerkannt. — V. 220. halten wir die *Porsonsche* Lesart: κἀν τοῖς ἐμοῖς ἄρ᾽ (st. ἐμοῖσιν), εἴπερ ἔν γε τοῖσι νοῖς, für die richtige. Aber gleich im folgenden Verse ziehen wir der Aenderung dieses Kritikers: ταῦτ᾽ ἐγώ σε προὐννέπω (st. τάδε ἐγώ) die Verbesserung von Arnaud: τάδε σ᾽ ἐγὼ προσεννέπω, vor, die auch Hr. *S.* in seinem Commentare billigt. προὐννέπω heisst nicht *alloquor*, sondern *praedico*. — V. 223 ff. ist *Porson* der Heathischen Versetzung der Verse gefolgt. Hr. *S.* bemerkt sie blos in der Note: die gewöhnliche Ordnung, welche er im Texte beybehält, fördert unstreitig den Sinn und den Zusammenhang. — V. 227. würden wir kein Bedenken gefunden haben, Pauws Correction σύμμετρον (st. συμμέτρου, was auch *Porson* unverändert gelassen) τῷ σῷ κάρα σκέψαι τομῇ προσθεῖσα βόστρυχον τριχός, in den Text zu erheben. — V. 233. Δακρυτὸς ἐλπὶς σπέρματος σωτήριος (st. σωτηρίου), und V. 242. πάντων μεγίστῳ Ζηνί συγγένοιτό σοι (st. μοι): zwey Verbesserungen in der *Schützischen* Ausgabe, die, so leicht sie sich darzubieten scheinen, doch auch *Porson* entgangen sind, und dem Sinne vortrefflich zu Statten kommen. — V. 235. Ὦ τερπνὸν ὄμμα (so redet Elektra ihren Bruder an), τέσσαρας μοίρας ἔχον ἐμοί. Hr. *S.* vermuthet: νέμον. Sollte dies aber nicht mehr *distribuens* als *praestans vices* ausdrücken? Wir würden auf λαχόν rathen (wie beym Aesch. S. c. Th. 949. Eurip. Suppl. 309.), wenn überhaupt eine Aenderung nöthig wäre. Allein gerade die Wiederholung desselben Wortes in zwey auf einander folgenden Versen, welche die einzige Veranlassung zu jener Conjectur gegeben hat, scheint uns der Aeschyleischen Manier so ganz angemessen, dass wir auch V. 160. die vorgeschlagene Umtauschung der βέλη mit ξίφη nicht gut heissen können. — V. 237. πατέρα *Porson* st. πατέρος. Wir können weder den Grund noch den Sinn dieser Correction errathen. — V. 240. πιστὸς δ᾽ ἀδελφὸς ἦσθ᾽ ἐμοὶ σέβας φέρων. Hr. *S.* schlägt σέλας vor. Führt dieses Wort wirklich, wie φῶς, den Begriff von *Glückseligkeit* bey sich? — V. 273. Ἄτιτα (st. αὐτὸν) δ᾽ ἔφασκε τῇ φίλῃ ψυχῇ τάδε τίσειν, eine überaus sinnreiche Conjectur des deutschen Kritikers, der überhaupt durch Behandlung dieser ganzen, sehr schwierigen Stelle, wo Apollon dem Orestes im nächtlichen Gesichte die Zukunft enthüllt, ein Muster einer genauen und glücklichen Interpretation aufgestellt hat. Nur in einigen Stellen können wir seiner Erklärung nicht beypflichten. Z. B. V. 280 ff. ἄλλας τ᾽ ἐφώνει κ. τ. λ. werden so gefasst: *alios autem furiarum impetus e paterno sanguine consequuturos denuntiavit mihi Apollo, clare videnti* (nach der neuen Lesart ὁρῶντι) *eum per noctis tenebras supercilia moventem.* Uns scheint ὁρῶντα richtig, und mit ἐφώνει verbunden, einen der Aeschyleischen Darstellung sehr würdigen Sinn zu geben: *persequutiones furiarum me cernere dicebat, oculorum lumine in ipsis tenebris utentem.* Daher folgt gleich V. 285. μάταιος ἐκ νυκτῶν φόβος. Und daher ergiebt sich vielleicht auch die Erklärung der Worte: τὸ σκοτεινὸν τῶν ἐνερτέρων βέλος, ἐκ προστροπαίων ἐν γένει πεπτωκότων — κινεῖ. Hr. *S.* übersetzt: *tenebricosum* (*ex occulto vim suam exserens*) *inferorum* (*deorum manium, ut h. l. Agamemnonis*) *telum, qui sceleratorum consanguineorum manu perierunt, — perturbat.* Wir würden τὸ σκοτεινὸν βέλος entweder eigentlich verstehen, oder bloss von einem *fruchtbaren* Pfeile erklären; ἐνερτέρων auf die Furien, nicht auf Agamemnon, beziehen, und πεπτωκότων wegen der engen Verbindung durch die Präposition ἐκ nicht von προστροπαίων trennen. Der Sinn wäre ein ganz anderer: *Denn der Furien nächtlicher Pfeil wird ob der zu versühnenden, welche durch ihr Geschlecht gefallen, mich verfolgen.* — Ohne meinen Vater gerächt zu haben, sagte Orestes, würde ich, dem Göttersprüche zufolge, auf alle Gemeinschaft mit guten Menschen Verzicht leisten müssen: βωμῶν τ᾽ ἀπείργειν οὐχ ὁρωμένην πατρὸς μῆνιν δέχεσθαι, οὔτε συλλύειν τινά. *Porson* hat nach ἀπείργειν interpungirt; Hr. *S.* hingegen will entweder eine Lücke nach μῆνιν annehmen, und den darauf folgenden Vers so herstellen: μή νιν δέχεσθαι, οὔτε συλλύειν τινά, oder beide Verse folgendergestalt

gestalt ändern: βωμῶν τ' ἀπαρχῆς, ἔξορόν τε μιν πάτρας οὔτ' εἰσδέχεσθαι, οὔτε συλλούειν τινά. Wer die Freyheit dieser Aenderungen misbilligt, der wird wenigstens in dem συλλούειν die glückliche Wiederherstellung der wahren Lesart nicht verkennen. Ein gelehrter Freund theilte uns ehemals folgende Verbesserung mit, die wir noch immer für richtig halten: βωμῶν τ' ἀ. ὁ. ὁ. πατρὸς μῆνιν, δέχεσθαι δ' οὔτε συλλούειν τινά. Die erste Negation fehlt, wie in dem Pindarischen ναυσὶ δ' οὔτε πεζὸς ἰών. — Die dunkle Strophe V. 312—19. Ὦ πάτερ, αἰνόπατερ, hat Hr. S., ohne Veränderung der Vulgata, durch Erklärung aufzuhellen gesucht: *o pater, o infelix pater, quid tibi dicam, aut quid faciam peregre huc adveniens, ubi te sepulcrum tenet, lux tenebris aequiparanda, h. e in quo aut nulla tibi est vita, aut certe vita non vitalis, et morti aequiparanda: tamen luctus ille in honorem Atridae* etc. Wir bekennen, dass wir mit dieser Erklärung der Worte: σκότῳ φάος ἰσόμοιρον, durchaus keinen ganz deutlichen Begriff verbinden können. Auch zweifeln wir, dass ὁμοίως (v. 317.) durch *tamen* übersetzt werden dürfe, wir gleich den Vorgang des Scholiasten sehen. Vielmehr deutet dieses Wort auf eine *Vergleichung* hin. Wir setzen deshalb das Fragzeichen nach εὐναί, verbinden sodann die folgenden Verse, lesen statt ἰσόμοιρον (wofür Aldus ἰσοτίμοιρον, wahrscheinlich eine aus der Vulgata und dem Glossem ἰσότιμον zusammengeschmolzene Lesart hat) αἰσιόμοιρον, und rufen endlich die Aldina κέκληται (st. κέκληνται) zurück. Die ersten Verse behalten den angegebenen Sinn, die letzten gewinnen den neuen: *Ut nocti dies auspicato accidit; ita luctus honestus Agamemnoni nunc extincto gratiae s. laetitiae.* In der Antistrophe muss alsdann V. 333. τάφος ἱκέτας δὲ δέδεκται gelesen werden.

Die Gränzen dieser Blätter, welche wir vielleicht schon überschritten haben, erlauben nicht die angefangene Kritik weiter zu verfolgen, wiewohl uns gleich in den nächsten Strophen (V. 331. 376. 399.) einige treffliche Verbesserungen des deutschen Herausgebers von neuem zu dem Geschäft hinziehen. Eben so wenig verstattet der Raum, Correctionen von andern Kritikern auszuzeichnen, welche in dem *Schützischen* Commentar nicht beygebracht, und von *Porson* nur selten beachtet worden sind. Z. B. *Suppl.* 591. *Scaligers* gelehrte, von Valckenär (*Diatrib. in Eurip.* p. 53.) gebilligte und bestätigte Verbesserung ἕως γᾶς, ὁ μέγας Νεῖλος. *Eumenid.* 1005. *Bentleys* (*Opuscul. philol.* p. 230.) richtige Aenderung ἄτηρον st. ἀτήριον, welche das Sylbenmaass fodert, und Porson mit Grund aufgenommen hat. *Choeph.* 532. *Valckenärs* (*ad Herodot.* p. 343.) glückliche Emendation πολλοὶ δ' ἀνῆθον st. ἀνῆλθον) λαμπτῆρες, u. s. w. — Hr. *S.* berechtigt uns selbst durch den Schluss seiner Vorrede zu der angenehmen Hoffnung, dass ein künftiger Band diese und andere Nachträge enthalten wird, welche sich ihm entweder selbst, bey fortgesetztem Studium des Dichters dargeboten haben, oder die in kritischen Werken zerstreut sind. Von den letztern ist bereits jetzt durch eine doppelte, sehr schätzbare Appendix der Anfang gemacht worden. Die erste liefert aus Hn. Hermanns Schrift *de metris poëtarum graec. et romanorum*, die zu den Antistrophicis der ersten vier Tragödien gehörigen Verbesserungen, und die zweyte giebt uns *Varietat. lectionis in editione Porsoniana* von den ersten sechs Tragödien: denn die Abweichungen in der letzten haben bereits im Commentar selbst ihren Platz erhalten. (Denn da der Druck der Schützischen Ausgabe schon 1794 angefangen wurde, so war der Text schon ganz, der Commentar aber über die ersten sechs Tragödien schon abgedruckt, ehe Hr. *S.* die Porsonsche Ausgabe erhielt.) Aus *Wakefields* Noten zu den Eumeniden hat Hr. *S.*, wie wir bey sorgfältiger Vergleichung wahrgenommen, nicht alle, sondern nur die bedeutenderen Verbesserungen und Erklärungen ausgehoben: in der *Porsonschen* Ausgabe aber sind bey der mühsamen Collation hie und da einige erhebliche Varianten übersehen worden. Z. B. *Prometh.* 450. οὔτι für οὔτε, welches wegen des folgenden οὐ nicht stehen kann. (Der verstorbene *Reiz* in Leipzig half sich auf eine noch sinnreichere Art: er las im folgenden Verse οὐδ' ὑλουργίαν st. οὐ ξυλουργίαν.) *Eumen.* 891. οἶζος (st. ὀϊζύος. Das erste richtig! s. *Pierson. ad Moer.* p. 276.) *Sept. adv. Theb.* 879. ἀλλᾶ. 885. διήλλαχθε σὺν σιδάρῳ. 888. κατεύγματα fehlt, wie in der Brunkischen Recension. *Agamemn.* 106. ἐκτελέων. 141. πτάκα. (vergl. *Hesych. s. v.*). 142. ἀστῶν. 173. εἰ τὸ μάταν. 218. ῥεέθροις u. s. w. —

Abgesehen von diesem kleinen Mangel, dem die versprochene *Sylloge addendorum* zum Besten der unbemittelten Philologen leicht abhelfen kann, und ohne die noch zu erwartenden Bände, welche die griechischen Scholien, die Fragmente, die historischen Abhandlungen und das *lexicon Aeschyleum* begreifen sollen, läst sich nun schon die *Schützische* Ausgabe als ein Ganzes ansehen, welche nicht bloss die Lectüre eines der dunkelsten Dichter des Alterthums ungemein erleichtern, sondern überhaupt das Studium der alten Literatur auf mannichfaltige Weise befördern wird. Sie wetteifert von Seiten einer instructiven Kritik mit den Brunkischen Editionen des Sophokles, welche sie in Ansehung der Interpretation weit hinter sich zurückläst; und belebt aufs neue den Wunsch, dass nunmehr dem Tragischsten der griechischen Tragiker durch die Bemühungen eines eben so gründlichen und geschmackvollen Philologen bald ein gleiches Loos beschieden seyn möge.

SCHÖNE KÜNSTE.

Freyberg, in der Crazischen Buchhandl.: *Cyanen.* Vom Verfasser des *Guido von Sohnsdom.* Erstes Bändchen. 1796. 194 S. 8. (12 gr.)

Unsre Messkatalogen werden bald wie ein botanischer Nomenclator aussehen, so emsig haschen unsre Schriftsteller nach Titeln, die dem Pflanzenreich abgeborgt

geborgt sind. Glücklich wollen wir noch immer das Publicum und uns preisen, wenn es nur immer gefällige Blüthen sind, die wir aus den literarischen Gärten empfangen, und wenn sich nicht widriges Unkraut unter sie mischet. — Der Vf. nennt seine Arbeiten Cyanen, um zu bezeichnen, wie wenig er auf einen höhern Grad von Dichtungsgabe Anspruch mache. Wie jene Blumen ungepflegt unter den Aehren entspriessen, so machte auch ihn nicht Bildung, sondern sein Herz zum Dichter. Diese Bescheidenheit giebt uns Hoffnung einst vollkommenere Arbeiten von ihm zu erhalten. Jetzt schon empfiehlt er sich in den prosaischen Auffätzen durch einen gefälligen Stil, reine Sprache und leichten Vortrag: aber es scheint ihm noch die Kunst zu wählen und aufzuopfern, oder überhaupt der fleissige Gebrauch der kritischen Feile zu fehlen. Vielleicht würde er sonst das erste Stück dieser Sammlung, *Notgars Ring*, im Pulte behalten haben. Die Allegorie, welche die Vernunft unter dem Bild eines warnenden Rings darstellt, ist so wenig neu, als die Anwendung und Ausschmückung, die ihr der Vf. giebt. — Die *Jugendgeschichte Wilhelm Winters* verräth Laune und Sinn für psychologische Beobachtungen: allein auch sie gefällt sich noch zu sehr in kleinlichen Details, die unter Bekannten erzählt, durch individuelle Beziehungen, von Wirkung seyn können, aber das grössere Publicum kalt lassen. Gegen das Ende des hier gelieferten Abschnitts dieser Geschichte, wird sie anziehender, und wir versprechen uns daher von der Fortsetzung grösseres Interesse. — Die eingerückten Gedichte haben nichts von der Leichtigkeit der Prosa: aber von dieser die Kälte und den Mangel an Begeisterung, der Werke dieser Art sehr langweilig macht.

RIGA, b. Hartknoch: *Mährchen und Erzählungen für Kinder und Nichtkinder.* 1796. 290 S. 8. (20 gr.)

Aus dieser, ziemlich buntscheckigten, Sammlung könnten als *Mährchen* für *Kinder* folgende Stücke benutzt werden: 1) *König Salomo und Vogel Greif*, aus *Caylus* orientalischen Erzählungen, die auch schon ganz ins Deutsche übersetzt sind, entlehnt. 2) *Die sieben Schläfer*, eine morgenländische Erzählung, wovon die Quelle nicht angegeben ist. 3) *Der Ring*, ein Wundermährchen, nach einem angeblichen türkischen Original. Als *Erzählungen für Erwachsne* können folgende Aufsätze gelten: 1) *Die neue Robinsonin*, offenbar nach einem französischen Originale. 2) *Meine Reise durch ein Zimmer*, der bekannte witzige Aufsatz: *Voyage autour de ma chambre* des Grafen *Ximenez*, den man nun in einer bessern Uebersetzung vom Hn. Prof. *Heydenreich* lesen kann. 3) *Geschichte eines Mannes, der zu viel Glück hatte*, wie es scheint, ein deutsches Original, doch vielleicht aus irgend einer deutschen periodischen Schrift entlehnt.

1) BERLIN, b. Hartmann: *Albert von Ranken oder wem das Glück nicht will der sucht es vergebens.* Aus den Papieren des Grafen von P***. 1797. 274 S. 8. (18 gr.)

2) BERLIN, b. Vieweg: *Fritz Wanderers* Lebensreise. 1795. 334 S. 8. (1 Rthlr.)

Von vielen Romanen läfst sich nichts weiter anzeigen, als dafs sie da sind, zur Nachricht für Leser, denen es blofs um das Lesen zu thun ist. Für kurzweilig können wir *No.* 1. zwar nicht ausgeben: es finden sich keine neuen Begebenheiten darin. Gleich anfangs haben wir die alte Geschichte von einem Reisenden, der vor Spükereyen gewarnt wird, und statt des Gespenstes einen unglücklichen Freund antrifft; dann eine honette Räubergesellschaft, weiterhin eine Frau, die sich einem Prinzen ergiebt, um ihrem Gatten das Leben zu retten und betrogen wird; eine rachsüchtige Buhlerin; der Held selbst, weil er seine Beleidiger umgebracht, in eine Höhle geflüchtet, woraus er zuletzt wieder hervorgeht, um in Amerika auf dem Bette der Ehren zu sterben. Alles dieses wird leidlich trocken und weitschweifig erzählt. So viel können wir aber versichern, wenn es dem Werke anders zur Empfehlung dient, dafs die Moralität desselben nicht angefochten werden kann.

Wir kennen nicht alle die Pilger, denen sich der Wanderer Nr. 2. in seinem kurzen Vorberichte zugesellt, aber mit *Anton Reiser* darf er sich auf keine Weise vergleichen. Er unterhält uns blofs mit Abenteuern, von denen manche sogleich als schwache Kopien von bekannten guten Dichtungen auffallen, z. B. seine Geister- und Ordensgeschichten, und andre auch schon in den schlechtesten Romanen gestanden haben; oder auch mit zusammengelesenen Anekdoten und flachen Charakterschilderungen. Um seiner Laufbahn die möglichste Abwechselung zu geben, ist er bald Hofmeister in Familien, wo er nicht die sprödesten Damen antrifft, oder Schauspieler, Legationssecretär, Soldat u. s. w. Er durchreist viele Länder, hält sich eine Zeitlang in Norwegen auf, geräth in Spanien in die Inquisition und fällt in Deutschland in die Hände einer ehrlichen Räuberbande. Damit gar keine Lücke bleibe, nimmt er auch die Poesie zu Hülfe: man findet Lieder nach Ossian von einem Wahnsinnigen, Skaldengesänge und Rhapsodien über Leben und Tod aus den Papieren eines Illuminaten. So mancherley ist also hier anzutreffen, aber weder psychologische Schätze noch eine feine Unterhaltung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. Julius 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Leipzig, b. Dyk: Des Abts *Lazzaro Spallanzani*, Königl. Prof. der Naturgeschichte auf der Universität zu Pavia u. s. w. *Reisen in beide Sicilien und einige Gegenden der Apenninen.* Aus dem Italienischen mit Anmerkungen. II Theil. 1795. 329 S. mit 7 Kupfertafeln. 8.

2) Bern, b. Haller: *Voyages dans les deux Siciles et dans quelques parties des Apennins*, par l'Abbé *Lazzaró Spallanzani*, Professeur d'Hist. nat. dans l'Université de Pavie etc. etc. avec figures. 1795. Tome II. 273 S. 7 Pl. 8.

Der zweyte Theil dieses lehrreichen Werkes, wovon der erstere in N. 67 u. 68. d. J. bereits ange-t ist, hat die liparischen Inseln zum Gegenstande. der Einleitung, welche eine sehr kurze Nach-t von den Vorgängern des Vf. in eben diesen Un-suchungen ertheilt, vermisst Rec. nicht nur eine -gemeine Geographie der liparischen Inseln, sondern eine eigene Karte; beides wäre für sehr viele mehr als bloss angenehm gewesen; schade dass der beiden Uebersetzer diesen Mangel dem -likum ersetzt hat!

Das zehnte und eilfte Kapitel handeln, auf mehr hundert Seiten, nur allein von Stromboli. Zuerst allgemeinen über das Feuer dieses beständig bren-nden Vulkans, in der Ferne und in der Nähe ge-en; dann über die Richtigkeit und Unrichtigkeit s Vorhersagens der Witterung durch den Vulkan von -romboli. Im Ganzen scheinen die Nachrichten doch -r dawider zu sprechen. Ferner über die Lage der -ündung des Vulkans. Der Ritter Hamilton hatte, -ne indess selbst dem Krater nahe gekommen zu seyn, -agt, die Mündung finde sich auf der Spitze des Ber-s, und hatte dabey der Insel selbst eine durchaus -nische Gestalt zugeschrieben. Der Vf. belehrt uns -ch der genauesten Autopsie, dass die Insel zweykö-g ist, und die Oeffnung des Kraters sich auf der -tte des Gebirges, nicht aber auf dessen Gipfel, be-ndet. Die von S. 35 an, beschriebene Reise zur Mün-ung des Kraters, besonders aber die darin gegebene -achricht von der Ansicht des Innern der Mündung, -t äusserst merkwürdig. Dieses kühne, glücklich aus-eführte, Unternehmen zu erläutern, hat Hr. *Sp.* eine Zeichnung hinzugefügt. Er war glücklich genug eine Höle nahe an dem Schlunde selbst zu entdecken, die -m durch ihre Bildung Sicherheit gegen den Auswurf on glühenden Steinen, Asche und Rauch, gewährte, ohne den Blick in das Innere des Schlundes zu verhindern. Der runde Rand des Kraters, der aus Laven, Schlacken und Sand besteht, sagt Hr. *Sp.* (S. 45), halte 340 Fuss. Ist er ihn umgangen, und konnte er ihn umgehen, woran Rec. der Beschreibung nach allerdings zweifeln muss, oder wie hat er ihn gemessen? Vielleicht durch Schätzung nach einigen von ihm, durch Schreiten, bestimmten Theilen? Diess ist nur deshalb hier angemerkt, weil man daraus wenigstens sieht, wie der Vf. wohl hin und wieder mit zu vieler Gewissheit seine Angaben äussert. Er sahe dann den Schlund bis zu einer gewissen Höhe, mit einer flüssigen, glühenden, Materie angefüllt, die dem geschmolzenen Metalle ähnlich schien, und nichts als Lava war. Sie zeigte zwey Arten von Bewegungen. Eine innere, unordentlich, wilde; und eine andere, wodurch sie gerade in die Höhe getrieben wurde. War sie hiedurch zu einer Entfernung von 25 bis 30 Fuss bis gegen den obern Saum des Kraters getrieben, so liess sich ein Donnerschlag hören und zugleich ward sie, tausendfach zertheilt, nebst vielem Rauche, Funken und Sand mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit in die Höhe geschleudert. So etwas zeigt denn auch das Kupfer. Einige Augenblicke vor dem Knalle bliess sich die Oberfläche der Lava in grossen Blasen auf, wovon einige, einen Fuss im Durchmesser hatten. Diese Blasen zerplatzten und beym Zerplatzen entstand die Detonation und der Hagel. Sodann erzählt der Vf. noch umständlich die Erscheinungen des Vulkans in der Nacht.

Im eilften Kapitel wird die Natur der Bestandtheile der Insel, wie auch der Schlacken und Laven des Vulkans von Stromboli bestimmt. Die Bestandtheile der Insel selbst sind, Schlacken, Laven, Tufe, Bimmsteine, Eisenspiegel und Sand. Unter den Schlacken giebt es mehrere, welche gleichsam zu Glasfäden versponnen sind; andere hingegen nur halb verglaset; beide sind sehr leichte. Warum Hr. *Sp.* diese Schlacken nicht für eine Art Bimssteine ansehen will, scheint nicht klar, da es offenbar viele Bimssteine giebt, welche wie mit Glasfäden oder doch Verglasung überzogen sind. Die zweyte, schwerere, Sorte Schlacken, welche sich hauptsächlich bey dem Feuerregen zeigen, soll Hornstein zur Basis haben, worin dann auch Feldspate und Schörle vorkommen; auch ausserdem vulkanisches grünes Glas von vielen Nüanzen dieser Farbe. Also wohl Olivin, wie der deutsche Uebersetzer sehr passend bemerkt. Bey dieser Gelegenheit merkt Rec. an, dass unser Olivin von *Unkel* (am Rhein) in seiner Verwitterung oft eine sehr schöne radiirte, röthlich-glänzende, zeolithartige, concen-

concentrische Einfassung zeigt; Rec. hat gerade einige trefliche Stücke davon vor sich liegen; dahingegen der vulkanische Chrysolith oder Olivin des Hn. *Werner*, wenn er nicht verwittert, sondern als splitteriges grünliches Glas in andern Laven des Rheins vorkommt, (denn Rec. hält sich, alles Widerspruchs ungeachtet, von seiner Vulkanität überzeugt) diese Einfassung nicht zeigt. Rec. wünscht die Mineralogen auf beides aufmerksam zu machen. Die dritte Art von Schlacken gehört dem alten Vulkan; und wird wegen ihrer Festigkeit und Leichtigkeit zum Häuserbau von den Einwohnern verbraucht. Hr. *Sp.* fand darin hin und wieder schwarze Schörle und weissen Feldspat. Hierauf zählt der Vf. die Laven auf. Er giebt davon drey Arten poröser und vier Arten fester an. Unter letzteren kommt dann auch, wie er selbst gesteht, wahrer Porphyr vor; freylich ist er nicht mit Gewisheit dafür angegeben. Hierin liegt eben eine der Hauptursachen der Fehde zwischen den Neptunisten und Vulkanisten, dass beide Parteyen zu weit gehen. Alles soll dort ausschliesslich das Wasser und hier das Feuer thun! und darüber werden die gesundesten Augen blind! Es gehört aber wie bey allen einander entgegenstehenden Meynungen, weit mehr Festigkeit des Verstandes, weit mehr Ueberlegenheit desselben über die Sinne und Leidenschaften dazu, einen ruhigen, festen, Mittelweg zu gehen, als talentvoll und kenntnisreich eine vorgefasste Meynung zu vertheidigen. Bey dieser Gelegenheit kommt denn von neuem der *Petrosilex* als von Hornstein verschieden vor. Dass diese Meynung des Vf. nicht etwa durch unrichtige Uebersetzung entstanden ist, ersieht Rec. aus dem ersten Bande des Originals, wo es S. 73 heisst, die Laven der Solfatara hätten; *per base, il petrosilice e il sasso corneo.* Schwerlich kann man es Hn. *Sp.* zutrauen, dass er, wie unser berühmte *Werner*, den Hornstein von muschelichen Bruche, von dem, von grob und kleinsplitterigen, trennet, und der deutsche Uebersetzer mag nicht Unrecht haben, dieses schwankende der Benennung auf Rechnung der Unkunde in der Mineralogie zu setzen.

Nach den Laven kommen hier so dann die Tufe und die Bimssteine. Letztere finden sich im östlichen Theil der Insel, werden aber jetzt nicht mehr ausgeworfen; dieser Fall, sagt der Vf. finde sich auch beym Vesuv; doch könne bey beiden vielleicht der Bimmstein einmal wieder von neuem vorkommen. Das Eisen ist auf der Insel nicht häufig; der Vf. hat es unter den Naturforschern dort zuerst bemerkt; es ist in polyedrischen Blättern krystallisirt; Eisenspiegel von schönstem Glanze, von oft drey bis vier Zoll grossen Blättern. Die Strombelesen holen diese dortige Seltenheit mit Gefahr von einem ins Meer überhangenden Felsen. Dieses vulkanische Eisen, wofür es der Vf. in seiner weitläuftigen Nachricht darüber ansieht, schlägt Feuer; wird stark vom Magneten angezogen; und jedes Blättgen hat seine eigene Polarität. Das Muttergestein des Eisens, ist eine zerreibliche Lave, die Hornstein zur Basis haben soll; die aber weder Feuer giebt, noch von der Nadel angezogen wird. Der Vf. vergleicht diesen vulkanischen Eisenspiegel mit denen in Auvergne, wovon uns *Faujas de St. Fond* und *de l'Arbre*, Nachricht gegeben haben. Auch diese finden sich in vulkanischen Muttergestein und Hr. *Sp.* bemerkt die Identität der Entstehung dieser Mineralien sehr passend. Unsern alles durchs Wasser zusammenschlemmenden Mineralogen, wird dergleichen freylich nicht behagen.

Zuletzt kommen in diesem Kapitel Untersuchungen vor, die an sich selbst freylich lehrreich sind, die man aber nicht leicht gerade hier suchen würde. Sie bestehen in einer Prüfung verschiedener Stein- oder vielmehr Gebirgsarten durchs Feuer, die man nicht für vulkanisch ansieht; nämlich zehn Porphyr, und fünf Jaspis Sorten, welche der Vf. einem anhaltenden Ofenfeuer aussetzte. Es ergab sich denn daraus, dass die Jaspisse, selbst einem 48stündigen Feuer ausgesetzt, dennoch nicht schmolzen; während dass die Porphyre durch ziemlich leichte Schmelzung in ein schwärzliches Email übergingen; wobey sich freylich nach der verschiedenen Mischung des Gesteins selbst, Verschiedenheiten zeigten. Hieraus sucht Hr. *Sp.* den Schluss geltend zu machen, dass die Porphyre nicht den Jaspis zur Grundlage haben, wie diess doch mehrere Naturalisten annehmen.

Hierauf folgt ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte des Vulkans von Stromboli. Er sucht zu dem Ende dasjenige zusammen, was Strabo, Diodorus, Solinus, Plinius, wie auch und weiter zu uns Cluver, hierüber gegeben haben. Bey der darauf folgenden Frage, woher dieses Feuer so anhaltend Nahrung finde? fühlt man offenbar, dass der sonst so kundige, vorzügliche, Mann, unsere nordischen, besonders deutschen, Mineralogen nicht gekannt hat. Er vermuthet auch Steinöl in der Tiefe, als eine Quelle des Feuers neben dem Schwefel.

Zwölftes Kapitel. Hierin nimmt der Vf. mehrere der liparischen Inseln zusammen; nämlich Basiluzzo, Bottero, Lisca-bianca, Dattolo, Panaria und die Salinen. Auch dürfte er darüber nicht so umständlich seyn, weil einige nur blosse Felsen sind, und sie alle überdiess von dem berühmten Dolomieu zuvor sorgfältig untersucht und beschrieben wurden. So wie Stromboli dem Vf. zufolge durch Schmelzung der Porphyre entstanden seyn soll, so verdanken Basiluzzo und Panaria ihre Entstehung den geschmolzenen Graniten. Diess gab ihm Anlass eine Reihe von Versuchen über das Schmelzen und Verändern natürlicher Granite anzustellen. Diese Versuche sind eben wie jene erstere ähnliche über die Porphyre, desshalb interessant, weil man wenigstens eine Führung hat, wonach sich manche vulkanische Producte, mit denen, woraus man sie durch das Feuer entsprungen glaubt, vergleichen kann. Wir machen daher die Leser darauf aufmerksam, gestehen indess, dass wie es nicht wagen würden, die blätterigen Steinarten von Baveno Granit zu nennen; sie scheinen offenbar Gneis zu seyn. Der kundige deutsche Uebersetzer hat zuweilen sein Original in Betreff ähnlicher Verwirrungen berichtigt.

Das

Das dreyzehnte und vierzehnte Kapitel haben beide die Insel Vulcano zum Gegenstand. Nur folgendes erlaubt uns der Raum davon specieller anzuzeigen. Die Ufer dieser Insel sind für den Mineralogen von höchstem Interesse, wie auch eine Grotte voll heissen Mineralwasser. Hr. Trovatini, ein gelehrter Arzt auf Lipari, hat eine eigene Abhandlung darüber geschrieben; und unser Vf. giebt eine gute Abbildung davon. Auf dem weitern Wege zum höchsten Krater der Insel fand der Vf. Bimsstein, der durch höheres Feuer in Glas verwandelt war. Der grosse Krater ist nach dem des Aetna, der majestätischste, welchen Hr. *Sp.* sah. Nur ein einziger kühner Kalabrese wagte es, den Vf. ins Innere hineinzuführen. Der Rand des Kraters besteht aus Sand oder vielmehr aus Trümmern von Bimstein und Laven. Sein eyrunder brennender Boden, hält etwa ein Drittel einer (ital.) Meile in Umfang; unter ihm hört man ein furchtbares Rauschen und Blasen, und aus einer Erhabenheit desselben steigt ein dicker Dunst von schwefelartigen Sauerstoffgas. Unter den Producten; Gläsern, Bimssteinen, und Laven, dieses Bodens kommt dann hier ein sehr merkwürdiges vor; nämlich, kleine sechsseitige Basaltsäulen. Hr. *Sp.* erklärt die Entstehung derselben durch das Zusammenziehen der Laven mittelst der Erkältung, die der Zutritt der äussern Luft bey ihr bewirkt. Diese sechsseitigen Prismen hielten nur einen Zoll in die Länge, sie waren mit der übrigen Lava, worin sie sich erzeugt hatten, von einerley Natur. Im dritten Theile werden wir indess hierüber noch bestimmterer von des Vf. Meynung unterrichtet werden.

Das vierzehnte Kapitel enthält die ältern Nachrichten von der Insel Vulcano. Es gehört mit zu den Vorzügen dieses Werks, dass man zugleich eine räsonnirende, vergleichende Geschichte der Bemerkungen über mehrere von dem Vf. besuchte Vulkane vor sich sieht.

Mit dem funfzehnten Kapitel fangen so dann die Untersuchungen über die Hauptinsel, über Lipari selbst, an. Der Vf. zieht diese Insel auch wegen der Mannichfaltigkeit und Schönheit der Producte des Feuers den übrigen vor. Das Kastel selbst, liegt auf einem ungeheuren Lava und Glassfelsen. Eine beträchtliche Masse eines Lavagebirgs stürzte während des dortigen Aufenthalts des Vf. mit ungeheueren Krachen ins Meer. Diess gab dann Anlass zur Untersuchung von mancherley sich dabey zeigenden Laven. Auch kommt ein rother Porphyr vor, von dessen Vulcanität Hr. *Sp.* sich wegen seiner zelligen Textur und besonders wegen des Ganges dieser Zellen überzeugt hält; die hier für S. 223 u. f. vorgetragene Gründe verdienen wenigstens gehört und erwogen zu werden.

Eine der wichtigsten Untersuchung dieses Kapitels bleibt indess die, des so genannten *weissen Felsen*, (*Campo bianco*) S. 233—26.). *Campo bianco* ist ein ungeheurer konischer Berg, ¼ ital. Meile hoch, und mehr als ½ Meile breit, ganz bedeckt mit vielen Schichten von weisslichen Bimsstein. Dieser Berg ist völlig unfruchtbar; der Bimsstein, der selbst auf Laven ruhet, ist unter sich verschiedener Art; und giebt eine ergiebige Handelsquelle, indem fast aller Bimsstein, welcher im Handel vorkommt, von hier ausgeführt wird. Der Vf. giebt besonders vier Sorten hiervon an, wovon die erstern von den Bimssteingräbern aufgesucht und gleichsam ihre Gänge oder Adern, welche sie *Faraglioni* nennen, verfolgt und für die Schiffe zu Ladungen gehauen werden. Die 8te und 9te Tafel liefert gute Zeichnungen dieses ausserordentlichen Feuerproducts. Sehr natürlich führt diess Hn. *Sp.* auf die verschiedenen Meynungen über den Ursprung des Bimsteins. Er zählt die vorzüglichsten davon auf, und nach vielfacher, kundiger Autopsie, und mehreren Analysen dieses Gesteins, glaubt er, dass die Bimssteine überhaupt genommen, so wohl vom Asbest als vom Hornstein, und Granit ihren Ursprung gehabt haben. Auf *Campo bianco* folgen S. 264 die lehrreichen Nachrichten über den *Kastanienberg*, der sich gleich hinter dem ersteren findet. Hier haben sich besonders viel Arten vulkanische Gläser erzeugt; worunter dann das sogenannte schöne zarte Harglas in Menge vorkommt, wie auch der Obsidian. Hr. *Sp.* endigt mit umständlicher Beschreibung der Laven des Kastanienberges diesen zweyten Band.

Wir beschliessen die Anzeige dieses im Ganzen genommen sehr schätzbaren, in seiner Art einzigen Werkes, mit einigen Bemerkungen über die beiden Uebersetzungen. Die deutsche ist sichtbar einem der Sache selbst kundigem Manne in die Hände gefallen; liest sich dabey gut und ist richtig; denn nur selten, wie etwa B. 2. S. 214; hätte man vielleicht minder harte Constructionen gewünscht. In der französischen zeiget sich hingegen, wo nicht wahrer Mangel an Sachkunde, doch sicher grosse Uebereilung der Arbeit die oft zu wirklichen Unverständlichkeiten und Unrichtigkeiten Anlass giebt. Einige Proben mögen diess Urtheil rechtfertigen. Im ersten Bande des Originals S. 55 sagt Hr. *Sp.* von der sechsten Art der Laven der Solfatara; *dotato* (es geht auf *Strato*, eine Schicht oder Lage) *è di considerabile leggevezza, e battuto del martello, rende un suono cupo, a guisa d'una terra mezzanamente indurata.* Der deutsche Uebersetzer giebt diess ganz richtig. „Ist (diese Lage) beträchtlich „leicht, und giebt mit dem Hammer geschlagen wie „eine halb verhärtete Erde einen dumpfen Ton von sich." Die französische Uebersetzung sagt hingegen S. 47 eben so unrichtig als widersinnig. *Il (le lit blanc) est singulierement leger, quand il est frappé avec le marteau, et rend un son sourd comme une terre mediocrement endurcie.* Wie kann etwas durchs blosse Anschlagen mit dem Hammer leichter werden? und wie unnatürlich und unrichtig ist der letzte Satz von den vorletzten getrennt? S. 58 redet das Original nicht von der Lave, sondern von den Feldspaten in der Lave: *I feldspati — — — ritengono le qualita tutte che caratterizzano cotal pietra.* Der deutsche Uebersetzer sagt daher sehr richtig: „Sie — — — besitzen alle die Eigenschaften, welche diese Steinart charakterisiren. Im französischen heisst es hingegen S. 120 ganz kurz ab: *la lave conserve toutes ses proprietes.* — Mit gleicher Nachläsigkeit findet sich im 2ten Theile der fran-

französischen Uebersetzung S. 60 *Scories* statt *Schörls*; im deutschen steht hier richtig Schörle, das einzige, was auch der Sinn nur zuläfst. Ebenfalls hat der deutsche Uebersetzer das ungereimte des Originals auf der folgenden Seite bestimmt gefühlt und daher geahndet, wo Hr. *Sp.* vielleicht aus Uebereilung von *zweyseitigen* Pyramiden (*piramidi diedre*) spricht; aber der Franzos läfst diese neumodigen, unmöglichen, Pyramiden stehen und setzt ruhig, *terminée par deux pyramides diedres!* Dergleichen Fehler entdeckt freylich ein kundiger Leser bald; aber nicht alle sind gleich kundig, und nicht alle Fehler sind gleich leicht zu entdecken. Auch scheint der Franzose auf seine eigene Sprache geringe Achtsamkeit zu haben. So kommt oftmals *boullit* (kochet) vor, wo offenbar *bout* stehen musste, z. B. T. I. S. 130. Z. 17. *Petites cavernes* steht oftmal, statt des viel passenderen Ausdrucks *pores; choc ruineux; destructif* wäre, für verheerenden Ausbruch, wohl schicklicher. Man könnte diefs Verzeichnifs von Unachtsamkeiten und selbst Unverständlichkeiten leicht vermehren, wäre diefs nicht zu unserer Absicht hinreichend.

Zum Beschlufs müssen wir noch der Einleitung des Hn. *Senebier* zu der französischen Uebersetzung kürzlich gedenken. Er hat sie, *Reflexions generales sur les Volcans*, betitelt und daher einen sehr hohen Standpunct zur allgemeinen Uebersicht zu nehmen gewagt. So etwas ist freylich, als das Grofse der philosophischen Erdgeschichte höchst interessant; allein man sollte dabey wohl bedenken, das hiezu das ganze Detail der Wissenschaft und vieler andern richtigen Nebenkenntnisse zu Gebote stehen mufs; allerdings konnte man von Hn. *Senebier* schon dergleichen erwarten. Nach einer rednerischen Darstellung der grofsen Phänomene, welche die Vulkane zeigen, und worin Hr. *Senebier*, wie mehrere unserer neuen Theologen, die mosaische Schöpfungsgeschichte, für blofse Umstaltung der Erdoberfläche ansieht, geht er im ersten §. die alten, vormäligen, jetzt erloschenen Vulkane kürzlich durch. Diesen folgen im zweyten §. so dann die jetzt lebenden. Bey dieser Gelegenheit erwähnt der Vf. der Zeichnung von einer Vulkankarte, welche Hr. *Faujas de St. Fond* dem Grafen *Buffon* gezeigt haben soll. Rec. freuet sich eine Idee wieder zu finden, welche er schon vor 15 Jahren in Ausübung zu setzen anfing; aber freylich blofs als Hülfsarbeit zu einem Unternehmen von weit gröfsern Umfang für die allgemeine Naturgeschichte unseres Erdbodens. Der dritte §. zeigt die verschiedenen Wirkungen der Vulkane an; hierin fand Rec. nicht viel sich auszeichnendes. Im vierten §. werden die hauptsächlichsten Producte der Vulkane durchgegangen. Hr. *Senebier* erwähnt hierbey zwar auch des Systems der Neptunisten über die Basalte, lenkt aber doch den billigen Mittelweg ein, freylich mehr zu Gunsten der Vulkanisten, ein. Mit Recht bemerkt er aber hier gelegentlich, dafs der Eisenspiegel, dessen Entdeckung auf *Stromboli* durch Hn. *Spallanzani*, wie oben erwähnt ist, sich höchst wahrscheinlich auch auf dem nassen Wege erzeuge; denn hiefür sprächen die Erfahrungen des *Saussure*, der ihn auf sehr hohen Schweizer Alpen auffand. Hierauf folgt im fünften §. eine Betrachtung über die Mittel, welche die Phänomene der Vulkane zu Wege bringen; also über die Grundursachen, oder Triebfedern der Vulkane selbst. Diese wichtige Untersuchung hätte doch genugthuender werden müssen, wenn der Vf. unsere deutschen Mineralogen studiert hätte. §. 6. Vom Sitz oder vielmehr Brennpunct des vulkanischen Feuers; besonders nach Dolomieu, der ihn oberwärts des Granits annimmt. §. 7. Veränderung der vulkanischen Producte; vorzüglich Decomposition durch äufsere Luft und durch Wasser, daher auch zum Theil selbst die Veränderung der Mündungen der Vulkane. §. 8. Theorie der grofsen Phänomene der Vulkane; viel zu kurz und in mehrerer Rücksicht zu mangelhaft. §. 9. Nützlichkeit der Vulkane. §. 10. Luftvulkane. der in der Krimm entdeckte, fehlt. Der letzte §. erwähnt sogar der Vulkane im Monde, worüber dann freylich die Meynung der Astronomen neuerlich in etwas modificirt ist. Dieser Auszug zeiget hinlänglich, dafs man in diesen 74 Seiten wenigstens sehr vieles zum Theil sicher nicht unbedeutendes und zweckloses für die natürliche Geschichte der Erde zusammengefafst vorfindet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Münster* u. *Leipzig*, b. Platvoet: *Ueber die dem Landmann so grofsen Vortheil bringende Obstbaumzucht*, von *Rochol*, Grofsgerichtsactuarius zu Soest etc. 1795. 43 S. 8. (3 gr.) Der Vf. redet hier ein kurzes Wort zu seiner Zeit mit seinen Landsleuten, bey welchen die Obstbaumzucht noch in der ersten Kindheit liegt: ermahnt sie zur Anzucht von Wildlingen: giebt ihnen einige Regeln zur gedeihlichen Wartung derselben und zur rechten Behandlung ihrer daraus zu seiner Zeit veredelten Bäumen so wohl, als der gegenwärtigen Wenigen, die sie bereits besitzen, und bietet ihnen seine Unterstützung in Rath und That rühmlich an.



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. Julius 1797.

PHILOLOGIE.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Marci Tulli Ciceronis in Lucium Catilinam Oratio prima: Des Marcus Tullius Cicero erste Rede wider Lucius Catilina.* In einem hin und wieder verbesserten Texte und einer neuen Uebersetzung nebst kritischen Anmerkungen und einem erklärenden Commentare. 1796. XVI und 126 S. gr. 8. (10 gr.)

Es ist kein Zweifel, dass der Erste und Gelesenste unter allen römischen Prosaikern, Cicero, in seinen schönsten Schriften, wo nicht eines gründlichen Erklärers, doch eines geübten Kritikers und geschmackvollen Ueberfetzers noch ganz vorzüglich bedarf. Jeder Versuch, zur Ausfüllung dieser Lücken etwas beyzutragen, verdient daher Billigung; und Dank, wenn er gelungen ist. Der Vf. der vor uns liegenden Bearbeitung kann auf jene unbedingt, und in vielen Stellen seines Werkes auch auf diesen Anspruch machen. Er bestimmte seine Arbeit nicht zunächst für Gelehrte, sondern vorzüglich für junge Leute, die gerade nicht Gelegenheit hatten, Ciceronische Reden auf eine zweckmäfsige Art mündlich erklären zu hören: besonders aber für diejenigen, welche entweder noch in den oberen Classen der Schule sind, oder auf der Akademie im genaueren Interpretiren keine sonderlichen Fortschritte gemacht haben. Für diese ist theils durch eine kritische, nächst ihren Gründen dargelegte Berichtigung des Textes, theils durch eine mit rechtfertigenden Anmerkungen begleitete Uebersetzung, theils durch einen erklärenden Commentar gesorgt.

Was zuerst den hier gelieferten, von *Ernesti's* Recension oft mit Grunde abweichenden Text anlangt; so bediente sich der Herausgeber zur Bildung desselben der zahlreichen Materialien, welche die Ausgaben eines *Graevius*, *Verburg*, *Olivetus*, *Ernesti* und einige ältere darboten, des Commentars von *Muretus*, und der Lesarten eines Wolfenbüttler Codex, welche Hr. Prof. *Wolf* in Halle besitzt. Ganz vorzüglich aber kamen ihm einige von demselben trefflichen Kritiker vor dem Lectionscatalog der Hallischen Universität v. J. 1792. mitgetheilte Bemerkungen zur Beurtheilung und Verbesserung der Vulgata zu Statten. Sie zeichnen sich sämtlich durch eine seltene Feinheit und Schärfe aus; und der Geübtere würde sie leicht, wenn sie auch nicht mit dem Namen ihres Vf. bezeichnet wären, aus dem ganzen, hier zusammengebrachten Vorrathe kritischer Noten heraus finden. Alle diese kritischen Anmerkungen stehen unter dem lateinischen Texte. Sie sind ausführlich, aber für den Zweck nicht zu ausführlich. Denn nur durch eine genaue Bestimmung der Schwierigkeit oder Unächtheit einer alten, und durch sorgfältige und mit Gründen unterstützte Rechtfertigung einer neuen Lesart wird der jüngere Leser in den Stand gesetzt, die im Texte gemachten Aenderungen, und die in den Noten vorgetragenen Vermuthungen nach ihrem höheren oder geringeren Grade von Evidenz zu schätzen, und bey dieser Beschäftigung sich gleichsam im Nachwägen des Gewichts des kritischen Für und Wider zu üben. In dieser Hinsicht verspricht die gelehrte Sorgfalt des Vf. allerdings dem Privatstudium reichen Nutzen. Gleich zu Anfange der Rede wird Ernesti's Vermuthung: *effrenata tua jactabit audacia*, mit Recht gebilliget. Der Fragesatz tönt nicht bloss nach Einschaltung jenes Wortes voller, sondern wird auch dem ersten Gliede: *furor iste tuus*, adäquater. §. 3. *Habemus Sctum in te, Catilina, vehemens et grave.* Nach *habemus* steht in vielen Handschriften und alten Ausgaben *enim*; der Codex Gruteri giebt: *habemus vero.* Diesen Spuren zufolge vermuthet der Herausgeber: *habemus enim vero. Wir haben allerdings, wirklich* u. f. w. Uns dünkt jede Verbindungspartikel hier überflüssig, wegen der Sprache des Affects, und weil der Ton in *habemus* sie schon in sich fasste. In dem folgenden Cap. steht *habemus* enim *hujusmodi Sctum* an seinem Orte. — §. 4. Statt der corrupten Lesart: *C. Servilium praetorem mors ac reipublicae poena morata est*, welche den bezeichneten Genitiv in eine ganz ungewöhnliche Verbindung bringt, hat der Herausg. mit Grund die scharfsinnige Vermuthung von Muretus: *praetorem P. R. mors ac poena r. e.* aufgenommen. Der Fehler war durch Verwechselung der Abkürzungszeichen R. P. und P. R. entstanden, und die Herstellung des letzteren fand auch Wolfs Beyfall. Von demselben Gelehrten wird noch überdies die Redensart: *mors ac poena remorata est praetorem*, gegen Ernesti's Zweifel sehr fein und treffend vertheidiget. — Bald darauf: *confestim interfectum te esse, Catilina, convenit.* Der Herausgeber merkt hiebey an: „*Convenit*, in perfecto zu nehmen. Ohne Grund hielt Muretus *convenit* in dieser Verbindung für kein ächtes Latein." Von dem ersten hätte, der Anfänger halber, wohl mit einem Worte der Grund angegeben werden sollen, welcher in der Verbindung des *convenit* mit *interfectum esse* liegt; und bey dem letzten hatte Muretus, der es für *indignum Cicerone et plane barbarum dicendi genus* erklärt, in so fern recht, wiefern das Wort für *oportuit* gelten soll. Vielmehr ist es durch *consentaneum erat, es gebührte*

bührte, *geziemte ſich*, zu erklären. So *Terent. Eunuch.* III, 2. 41. *Heautont.* I, 2. 113. *Brutus ad Cic. Ep. Div.* XI, 3. *neque enim decet aut convenit nobis ſubmittere animum.* — §. 12. *reſidebit in republica reliqua conjuratorum manus.* Das Wort *reliqua* iſt abermals durch eine Wolfiſche Bemerkung gegen Erneſti's Aenderung in *aliqua* ſehr gut in Schutz genommen worden. Allein wenn gleich darauf: *exhaurietur ex urbe tuorum comitum magna et perniciosa ſentina rei publicae*, von dem Herausgeber das letzte Wort vertheidigt wird; ſo treten wir doch Erneſti bey, welcher es für verdächtig hielt, und in Klammern einſchloſs. Auſser dem von Erneſti angegebenen Grunde fodert ſelbſt die Concinnität die Weglaſſung. Man erwäge die ſchöne Beziehung der ſich correſpondirenden Worte: *exhaurietur* — *reſidebit*; *ex urbe* — *in republica*; *reliqua coniuratorum manus* — *tuorum comitum magna et pernicioſa ſentina*. Worauf ſoll nun das nachhinkende *rei publicae* bezogen werden? Wenn man es nicht entweder vor *ſentina* einſchieben, und zunächſt mit *pernicioſa* verbinden, oder nach *ex urbe* noch das Wort *exitu* einſchalten will. — Eben ſo wenig können wir dem Herausg. beyſtimmen, wenn er §. 13. die Vulgata: *quod privatarum rerum dedecus non haeret infamiae?* zu rechtfertigen ſucht. Der Ausdruck behält eine ungewöhnliche Härte, und die verſuchte Erklärung hat bloſs das Verdienſt der Künſtlichkeit, nicht das Gepräge der Wahrheit. Rec. hält ſich noch immer an Lambinus Leſart: *in fama*, welche den Urſprung der fehlerhaften ſehr deutlich zeigt. — Wir übergehen andere Stellen, in welchen der Text durch die Genauigkeit des Herausg. ſeine urſprüngliche Form wieder gewonnen hat: oft durch anſcheinende Kleinigkeiten (z. B. durch richtigere Schreibart der Namen, *Laecae f. Leccae*, der Genitiven bey Subſtantiven der zweyten Declination, *imperi, Tulli*, mit dem einfachen *i*, nach Bentleys Grundſatz u. ſ. w.), welche aber von einem kritiſchen Editor des Cicero durchaus nicht als Kleinigkeiten vernachläſſiget werden ſollten.

Die beygefügte *deutſche Ueberſetzung* iſt ohne Zweifel unter allen denen, welche ſeit *Dietrichs* von *Pleningen* erſtem Verſuche (im J. 1515.) von Cicero's catilinariſchen Reden erſchienen ſind, die beſte und vollendetſte. Denn *Heinze* war der deutſchen Sprache nicht mächtig genug, und konnte mehr den ruhigen Vortrag des Philoſophen nachbilden, als ſich zu der affectvolleren Schreibart des Redners erheben; *Bremer* läſst nicht bloſs dieſen eindringenden, feurigen Ausdruck des Originals, ſondern auch wohl die Richtigkeit des Sinnes vermiſſen; *Schmitt* konnte weder treu, noch ſchön übertragen, und *Büchling* folgte ſeiner gewöhnlichen Weiſe. Unſer Ueberſetzer hingegen bemühte ſich, nicht nur die lateiniſchen Ausdrücke gegen gleichlautende unſerer Sprache auszutauſchen, ſondern auch in der Wortſtellung, in welcher oft ein groſser Theil der oratoriſchen Kraft liegt, ſo weit die weſentliche Verſchiedenheit beider Sprachen es erlaubte, ſich an das Original möglichſt anzuſchlieſsen; auch die Uebergänge deſſelben aus einem Tone in den anderen vornehmlich zu machen, und gleichſam die Schattirungen der leidenſchaftlichen Heftigkeit, des ſtrengen Ernſtes, des bittern Spottes, der feyerlichen Würde u. ſ. w. nach Anleitung des Urbildes in einander zu verſchmelzen. Da ihm dies *im Ganzen* gelungen iſt; ſo mögen wir einzelner Ausdrücke wegen nicht mit ihm rechten: wozu ſonſt gleich der Anfang der Rede manche Veranlaſſung darböte. „*Wie lange noch*, überſetzt der Vf., *wirſt du Catilina, unſere Geduld miſsbrauchen? wie lange wird deine raſende Wuth ihr Geſpött mit uns treiben? Wie lange noch deine Kühnheit die freche Stirn erheben? Nichts hat bey dir die nächtliche Beſatzung des Palatium's gefruchtet, nichts die Wachen der Stadt, nichts die Furcht des Volkes, nichts der Auflauf aller Patrioten, nichts dieſer ſo ſtark beſchützte Verſammlungsort des Senats, nichts die Blicke und Mienen dieſer Väter?*“ — In dem zweyten Satze iſt das mit Nachdruck eingeſchaltete *etiam* nicht ausgedrückt; und *eludet* würde wohl kürzer und treffender durch höhnen zu geben ſeyn. In dem dritten Satze iſt für *ſeſe jactabit* ein anderes Bild gewählt. Ohne Noth, wie uns dünkt. Wir überſetzen: *Wie lange noch wird deine Tollkühnheit ſich brüſten?* In dem vierten Satze iſt *moverunt* aoriſtiſch zu nehmen. Da der Vf. es durch das Perfectum ausdrückte, welches eigentlich nur zu den erſten Subjecten *nocturnum praeſidium Palati etc.* paſst: ſo entſtand wegen des darauf folgenden *ora vultusque* eine Unbequemlichkeit, die wahrſcheinlich durch die veränderte Stellung des Wortes gemildert werden ſollte. Wir würden im Deutſchen, wie im Lateiniſchen, mit jenem Verbum die Periode ſchlieſsen: *Möchte dich nicht die nächtliche Beſatzung des Palatium, nicht — — — bewegen?* Dieſe Ueberſetzung würde vielleicht auch der umfaſſenden Bedeutung des *moverunt* mehr entſprechen.

In dem *erklärenden Commentar* ſuchte der Herausg., mit Beyhülfe ſeiner Vorgänger, alles zu leiſten, was zum völligen Verſtändniſſe der Rede nöthig ſchien. Von den alten benutzte er vorzüglich *Salluſt's* Catilina, und unter den neueren bot ihm *Muretus* die ſchönſten Bemerkungen dar. In der vorangeſchickten *hiſtoriſchen Einleitung* ſcheint er ſich hauptſächlich an *Middleton* gehalten zu haben. Alle dieſe Materialien ſind indeſs zweckmäſsig geſammelt, verſtändig verarbeitet, und zu einem harmoniſchen Ganzen geordnet. In der Vorrede entſchuldiget der Vf. die ins Kleinere gehende Ausführlichkeit des Commentars. Manches konnte allerdings als bekannt vorausgeſetzt werden; aber im Ganzen vermiſſen wir noch hie und da eine Bemerkung über den Ausdruck, eine ſchärfere, ins Detail gehende Erörterung des Sinnes. Das letzte vorzüglich da, wo der Vf. Gedanken - und Wort-Periode hätte gegen einander halten ſollen. So wieder gleich im Anfang der Rede; wo wir zuerſt die Auflöſung der drey Hauptgedanken in drey Sätze, und die Darſtellung derſelben in Fragen, welche,

wenn wir ſo ſagen dürfen, eine Stufenleiter der Empfindungen abgeben, gezeigt, und ſodann die Kraft dieſer wiederholten Fragen, nach *Quintilians* Vorgang, ſchärfer abgewogen haben würden. Der Vf. macht bloſs auf das Mechaniſche im Ausdruck, auf die gehäuften volltönenden *A* aufmerkſam. — Cap. III. bedurfte die unerwartet hingeworfene Ironie, welche in den ſelbſt von *Manutius* miſsverſtandenen Worten liegt: *non tam ſui conſervandi, quam tuorum conſiliorum reprimendorum cauſa*, gewiſs einer Andeutung. Cap. IV. *inter falcarios* wird weitläuftig erläutert, auch durch das Griechiſche: ἐν ταῖς αὐλητρίσιν. Was näher lag, *inter lignarios* b. Liv. XXXV, 42., blieb unbemerkt. Auf gleiche Art hätte ſich über den Kunſtgriff der redneriſchen Amplification und Uebertreibung in den Worten: *qui de hujus urbis, atque adeo orbis terrarum exitio cogitent*; und über viele andere Stellen, wo der Commentar ſchweigt, noch manches Lehrreiche ſagen laſſen.

Lemgo, in der Meyerſchen Buchh.: *Appiani Alexandrini Romanarum Hiſtoriarum quae ſuperſunt;* graece edidit, notis variorum ſelectis et ſuis illuſtravit ac temporum rationem et indicem rerum adjecit *Ludovicus Henricus Teucherus*. Voluminis primi Pars I. *Fragmenta ex V. prioribus libris. Hiſtoria Romanorum Hispanienſis, Annibalica, Punica, Fagmenta Numidicae.* Pars II. *Fragmenta ex Hiſtor. Macedon., Hiſtoria Romanorum Syriaca, Mithridatica, Illyrica.* 1796. 476 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Beſorgung einer Handausgabe von dieſem Schriftſteller nach der theuern Schweighäuſeriſchen Edition wäre gewiſs kein verwerfliches Unternehmen. Nur würden dazu etwas mehr als fertige Finger, und etwas weniger als die Ausſtellung eines zuſammengeleſenen gelehrten Apparats nöthig ſeyn. Denn jenes allein würde die Arbeit verderben, dieſes ſie zweckwidrig vertheuern. Eine vorangeſchickte Einleitung in den Appian, welche das Wiſſenswürdigſte von ſeinem ſchriftſtelleriſchen Charakter, von der Glaubwürdigkeit und den nur ſelten angegebenen Quellen ſeiner Geſchichte, von ſeiner Nachahmung des Herodotus, nicht ſowohl in der Manier als im Ton und in einzelnen Ausdrücken, von den ihm untergeſchobenen Büchern, dergleichen der liber Parthicus und vielleicht einzelne Partieen in anderen Büchern ſind, zuletzt auch von den literariſchen Subſidien zur Kritik und Auslegung in gedrängter Kürze enthielte, — ein kritiſch berichtigter Text mit Bemerkung der vorzüglichſten Varianten und Verbeſſerungen, — eine genaue Angabe der chronologiſchen Daten, vielleicht auch ein kurzes Inhaltsverzeichniſs vor einzelnen Abſchnitten — dies ungefähr würde es ſeyn, was man von einer ſolchen Handausgabe mit Recht fodern könnte. Sind dieſe Federungen gegründet, ſo können wir mit dem Plan und der Einrichtung der vor uns liegenden Ausgabe unmöglich zufrieden ſeyn. Statt einer Einleitung, wie wir ſie charakteriſirt haben, giebt uns Hr. *Teucher* eine dürftige Vorrede, in welcher das, was er geleiſtet hat und was er leiſten will, dem Leſer in aller Kürze vorgerechnet wird. Den griechiſchen Text behandelte Hr. *T.* nach ſeiner Manier, die wir leider nur allzu lange kennen, und die wir ſodann durch einige Beyſpiele näher bezeichnen werden. Dem Texte ſollen Anmerkungen folgen, theils aus Schweighäuſers und anderer Erklärer Vorrathe, theils aus des Herausgebers eigener Fabrik. Hier werden die Varianten aufgezählt, die von Hn. *T.* aufgenommenen Lesarten und Conjecturen gerechtfertiget, und Einiges (*res nonnullas* nennt es der Herausgeber, man weiſs nicht ob aus Beſcheidenheit, oder aus Planloſigkeit) aus anderen Schriftſtellern und der alten Geographie, vorzüglich nach Dillenius Anleitung, erläutert werden. Am Schluſs endlich eine chronologiſche Ueberſicht der von Appian erzählten Begebenheiten, nach Sigonius, Pighius und Almeloveen geordnet; zuletzt die Schweighäuſeriſchen Regiſter. Wir überlaſſen es den Leſern, den Werth und die Brauchbarkeit dieſer Compilation nach den oben von uns angegebenen Erfoderniſſen einer zweckmäſsigen Handausgabe zu beſtimmen, und fügen bloſs ein paar Worte über den hier gelieferten Text hinzu. Im Ganzen iſt dieſer zwar aus *Schweighäuſers* trefflicher Recenſion entlehnt. Aber von Hn. *T.* verſteht es ſich ſchon, daſs er ſich zu gröſseren Freyheiten, als ſein Vorgänger, berechtiget glaubte, und die Abweichungen oder Vermuthungen, welchen jener eine beſcheidene Stelle in den Animadverſionen angewieſen hatte, ſonder Bedenken zur Lesart des Textes erhob. Dies iſt denn nicht ſelten auch an ſolchen Stellen geſchehen, wo man gegen die Aenderungen jenes Kritikers gegründete Einwendungen machen könnte. Z. B. *de rebus Syriac. Cap.* X. p. 301. (I. p. 548. *ed. Schweigh.*) Scipio fragt den Hannibal, wen er für den gröſsten Feldherrn achte. Den Alexander, antwortet dieſer. „Und wen alsdann?" Den Pyrrhus. „Und wen nach dem Pyrrhus?" Mich ſelbſt, erwiederte Hannibal. Dies ſchmerzte den Scipio: denn er glaubte nichts gewiſſer, als daſs ihm wenigſtens der dritte Platz zugeſtanden werden würde. Δακνόμενον δ' ἤδη τὸν Σκιπίωνα, ὅμως ἐπανερέσθαι ἔτι, τίνι δίδωσι τὰ τρίτα, ταχὺ γοῦν ἐλπίζοντα ἕξειν τὰ τρίτα. Anſtatt des fehlerhaften ταχὺ ſchlägt Schweighäuſer τάχα zu leſen vor; und Hr. *T.* ſetzt es in ſeinen Text. *Wyttenbachs* richtigere Verbeſſerung πάγχυ (für πάντως), welche den Nachahmer des Herodotus (II, 31.) ſeinem Vorbilde wieder zuführt, ſcheint Hn. *T.*, wie viele andere Verbeſſerungen, gar nicht bekannt worden zu ſeyn. Vielleicht meynte er auch dieſe entbehren zu können, da er, wo ihn Schweighäuſer verlieſs, ſich und ſeiner Kritik ſelbſt genug war. *De rebus Hiſpan.* LXII. p. 96. (I. p. 176. *ed. Schweigh.*) vom Viriathus: ὁ δὲ ἐς τρία ἔτη Ῥωμαίοις ἐπολέμει. Vierzehn Jahre zählt Livius, elf Diodorus, zwanzig Vellejus, unſer Schriftſteller aber anderwärts (Cap. 75. p. 191.) *acht* Jahre. Ohne Zweifel iſt auch hier ὀκτὼ wieder her-

zustellen. Der Fehler entsprang aus den Zahlzeichen, die gebraucht wurden, und war leicht zu begehen. Mit dieser Bemerkung begnügte sich Schweighäuser: Hr. T. ging weiter und schob seinen Einfall ἐτῶν ᾶ ἔτη in den Text. — Etwas besser ist *Fragm. Lib. I. de Reg. Rom.* p. 14. (p. 24. *Schweigh.*) Μαρκίου, ἐγγόνου (st. ἐκγόνου) Νουμᾶ, wo andere ἀπογόνου oder ἐκγόνου lesen wollten. Bald darauf οὐδὲν ἧττον ἂν βεβασιλευκώς. Das Wörtchen ἄν, das wegen des folgenden εἰ μὴ καὶ μᾶλλον nöthig ist, fehlt in den Handschriften und Ausgaben: indess hatte es schon *Casaubonus* nach βεβασιλευκώς eingeschaltet. In der folgenden Zeile trug Hr. T. kein Bedenken, die Lücke nach γῆρας... aus *Höschels* Note, wie es uns scheint (*deest annorum numerus: vixisse supra LXXX. annos, scribit Dionysius*) folgendermasen auszufüllen: ὑπὲρ ὀγδοήκοντα ἔτη. Wie aber, wenn Appian eine andere, vielleicht genauere Zeitbestimmung gewählt hatte? — Einige Zeilen darauf heisst es von den Sabinerinnen, die den Kriegern entgegen gingen, χεῖράς τε προτείνουσαι — ἐδέοντο. So hat Schweighäuser leicht und richtig verbessert. Hr. T., um auch hier sich etwas zu vindiciren, rief das corrupte χεῖρά τε in den Text zurück.

LEIPZIG, b. Crusius: *Practische Grammatik der lateinischen Sprache* von *Christian Gottlob Bröder*. Pastor zu Beuchte und Weddingen im Hochstift Hildesheim. *Dritte*, verbesserte Auflage. 1796. XXVI. u. 500 S. 8. (16 gr.)

Das Bewusstseyn, etwas Nützliches gethan zu haben, durch allgemeinen Beyfall gerechtfertigt sehen, ist auch für den bescheidenen Mann eine Freude, und jeder Rechtschaffene freuet sich mit ihm. Dies ist der Fall bey dem verdienstvollen Bröder, der uns bereits die dritte Ausgabe seiner Grammatik zu geben sich veranlasst findet. Ausser einigen Beyspielen sind nur wenige Zusätze hinzugekommen, die wir für die Besitzer der zweyten Ausgabe auszeichnen: §. 71. die Note, dass man eigentlich kein Futurum Conjunctivi Passivi habe, denn *amandus sim* bedeute nicht bloss etwas Zukünftiges: ich *werde* geliebt werden, sondern ich *müsse* geliebt werden. Statt dessen bediene man sich entweder des Präsentis oder Imperfecti (nach §. 147. unter dem mit *Improbi* anfangenden Satze) oder, weil es am öftersten in der Construction des Accusativi c. Infinitivo zu stehen komme, des *fore, ut* mit dem Präsenti oder Imperfecto. — §. 326. ist die neue Note beygefügt: Auch bey andern Passivis steht oft, besonders bey Dichtern, ein Accusativ, der durch *ad* oder *quod attinet* (in Ansehung) erklärt werden kann. — §. 433. bey den durch *etsi, licet, quamvis, quamquam* aufgelösten Ablativis absolutis kann die auflösende Partikel auch stehen bleiben. — §. 844. Vorerkenntnisse der lateinischen Verskunst, wo jetzt die einleitende sehr gegründete Bemerkung vorgesetzt ist, dass die Verskunst von der Dichtkunst sehr verschieden sey.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Biblischer Christenthumsunterricht*, nebst *Gebeten und Liedern für Schulkinder*, von *Christian Gottlieb Frohberger*, Pfarrer, (zu Rennersdorf, in der Oberlausitz.) 1795. 232 S. 8.

Der Vf. versichert in der Vorrede, er habe sich bey der Bearbeitung dieses Buchs vorzüglich angelegen seyn lassen, einen *rein biblischen Christenthumsunterricht* zu entwerfen, und *nichts* in denselben *aufzunehmen*, als was Jesus und seine Apostel über das Christenthum gelehret haben. Auch habe er alle *Kunstwörter*, und die gewöhnliche *Schulsprache* so viel als möglich zu vermeiden, und immer im Tone der Bibel, und gemeinverständlich zu reden gesucht. Das Letztere ist ihm so ziemlich gelungen. Was aber das Erste betrifft, so hat er doch bisweilen aus biblischen Stellen Lehrsätze hergeleitet, die eine richtige, unbefangene Exegese nicht darinnen finden wird. So wird z. B. (S. 27. und 84.) behauptet, *Jesus* werde im N. T. ausdrücklich der *höchste* Gott genennt. Die *Erlösung* der Menschen wird bloss auf die Versöhnung derselben mit Gott, durch Jesum eingeschränkt, mit dem Zusatze, sie sey dadurch geschehen, dass der Gottmensch Jesus Christus die Sündenstrafen des ganzen Menschengeschlechts auf sich genommen, und an ihrer statt gelitten habe, und seinem himmlischen Vater bis zum Tode am Kreutze gehorsam gewesen. Der Glaube an Jesum (S. 98. ff.) ist nach dem Verfasser nicht blosse Annehmung der Religion; (die freylich auch nicht immer im biblischen Sinne, sondern Annehmung und Befolgung zugleich;) er Vertrauen auf Jesu Verdienst, Annehmung Jesu als seines Heilandes und Versöhners etc. Und dennoch ist bekannt, dass die beiden Worte: *Erlösung*, *Glaube*, im N. T. noch weit öfter in weiterer Bedeutung genommen werden. Die Weissagungen im A. T. von Christo (S. 65. ff.) gehören nicht in einen Religionsunterricht für Schulkinder, da die angeführten Stellen theils gar keine Weissagungen von Christo enthalten, theils schwer zu erklären sind. — Indessen kann dieses Buch im Ganzen genommen noch immer unter die Brauchbaren gerechnet werden. Die angehängten Gebete sind gut; die Lieder an der Zahl nur mittelmässig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 17. Julius 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Weygand: *Thomas Beddoes medicinische Schriften.* Zweytes Bändchen enthaltend 1) *einen Brief an D. Darwin über eine neue Behandlungsart der Lungensucht, und einiger andern bisher unheilbar befundenen Krankheiten.* 2) *Briefe von verschiedenen angesehenen Aerzten, nebst einigen andern Auffätzen, als Anhänge zu zwey Schriften über Engbrüstigkeit, Schwindsucht, Fieber, und andere Krankheiten.* Aus dem Englischen. 1796. 190 S. 8. (12 gr.)

Der Brief an Darwin enthält Aufklärungen über mehrere bey der Lungensucht eintretende Umstände und Zufälle, nach der Theorie des Vf. Die Lungensucht sey deswegen jetzt in England häufiger, als zu Zeiten der Königin Elisabeth, weil man jetzt in diesem Lande in einer reinern Luft lebe. Die Ursachen, warum diese Krankheit im südlichen Frankreich seltener ist, und warum sich die lungensüchtigen Engländer in Marseille und in den Seestädten des südlichen Frankreichs besser befänden, giebt Hr. B. nicht genugthuend an. Die Seeluft in warmen Klimaten, und auch in solchen Ländern von Europa, die mehr südlich liegen, ist eigentlich das grosse Verwahrungsmittel gegen die Lungensucht, und die fast gewisse Arzney wider die ersten Grade dieses Uebels: daher bringen auch viele Lungensüchtige den grössten Theil ihres Lebens auf kleinen, an den Ufern festgemachten Schiffen zu, und auf den kleinen Antillen ist ein Mensch, der auf diesen Inseln lungensüchtig geworden ist, eine Seltenheit. Beddoes sucht die Seltenheit der Lungensucht im südlichen Frankreich aus der Nahrung der Franzosen, und aus den Einflüssen der wärmern Luft zu erklären; seine Erklärung aber hat R. nicht Genüge geleistet. Unter den Luftarten, die wider die Lungensucht angewendet werden können, scheint dem Vf. das Wasserstoffgas die vorzüglichste zu seyn, und die Fälle, die er zum Beweis der Wirksamkeit desselben anführt, scheinen dieses zu bestätigen. (Aber es ist wohl zu bemerken, dass diese Luft nicht blos eingeathmet, sondern dass der ganze Körper in dieselbe versetzt werden muss: dann sind von ihr weit grösere Wirkungen zu erwarten, da in der Haut die nämlichen Verbindungen und Zersetzungen vorzugehen scheinen, als in den Lungen.) Merkwürdig ist die Geschichte, die der Vf. von den Veränderungen in seinem Körper erzählt, da er dephlogistisirte Luft einathmete: er verfiel in eine wahre Auszehrung. Doch will es Rec. dahin gestellt seyn lassen, ob er nicht manches empfunden hat, was er eben seiner Theorie nach empfinden zu müssen glaubte, z. B. nach S. 46 die merkwürdige Kraft Kälte auszuhalten, indem mit jeder Auszehrung, wenn sie nur einigermassen in die Höhe gestiegen ist, eine grosse Empfindlichkeit des Körpers gegen die Eindrücke der äussern Kälte verbunden ist. Da die dephlogistisirte Luft die Wangen des Vf. so auffallend röthete; so schlägt er künftig statt der Schminke das Einathmen des Oxygens vor. Er vermuthet auch das Einathmen dieser Luft werde in allen Krankheiten von Schwäche, im Typhus, bey der Nervenschwäche, bey der Brustwassersucht (bey dieser gewiss nicht immer, weil alle Wassersuchten oft von entzündlichen und krampfhaften Reize der Einsaugungsgefässe entstehen, den das Oxygen vermehrt), bey der Harnruhr, bey Krankheiten der Leber, die durch eine zu freye Lebensart bewirket worden sind, bey schlechtbeschaffenen (?) Geschwüren, bey Scirrhen und bey der Lähmung (von atonischen Ursachen) von Nutzen seyn. — Unter den Briefen von Aerzten stehen verschiedene von ungleichen Werth. Hr. *B.* selbst wünscht, dass die Aerzte sich vereinigen und die Versuche über die Wirksamkeit der künstlichen Luftarten im Grossen, und in eigens dazu eingerichteten Krankenhäusern anstellen möchten. Die Beobachtungen des Lavoisier über die Veränderung der Luft an Orten, wo viele Personen versammlet sind, sind aus den *Memoires de la Soc. Royale de medecine* ins Englische, und aus diesem ins Deutsche übersetzt worden. Ein Brief des Hn. *Withering* an Hn. B. ist merkwürdig: er enthält die Bemerkungen dieses berühmten Praktikers über Brustkrankheiten, besonders über die Lungensucht. Ein Husten, der über 10 Tage dauert, leite oft zur Lungensucht; man müsse ihm also mit Sorgfalt durch Aderlassen, dünne Diät, u. s. f. begegnen. Die scrofulöse Lungensucht sey bey weitem nicht so häufig, als die Aerzte vorgeben, und die Ideen der Aerzte von dieser Art der Lungensucht hätten für die Ausübung keinen Gewinn gebracht. — Auch der Wahnsinn hemme, wie die Schwangerschaft, den Fortgang der Lungensucht. — Fleischer und solche, die Darmsaiten verfertigen, würden nie lungensüchtig (lungensüchtige Fleischer hat Rec. sehr oft behandelt: dass diese Professionisten seltener lungensüchtig werden, kömmt von ihrer herumwandernden Lebensart her. In dem grösten Theil Deutschlands bereiten bekanntlich die Seiler die Gedärme von Schaafen und Ziegen zu Darmsaiten, und Rec. kennt ganze Familien dieser Handwerker, die lungensüchtig sind, lässt es aber unentschieden, ob nicht der Staub bey ihnen vornehmlich die Lungensucht bewirke.

wirke. Höchstselten aber ist es, dass ein Rothgerber, und selten, dass ein Weissgerber von der Lungensucht befallen wird). Rec. muss noch bemerken, dass man auf die Anwendung künstlicher Luftarten bey der Lungensucht zuerst durch Macbride's Versuche über die fixe Luft verfiel. Hr. *Withering* heilete durch die fixe Luft eine Lungensucht, und erleichterte viele. (Der heilsamen Kraft dieser Luft ist es auch wohl zuzuschreiben, dass die Lungensucht bey solchen, die gährendes Bier, oder gährenden Wein behandeln, sehr selten ist. Rec. erinnert sich nie einen lungensüchtigen Mälzer in Bayern und in der Oberpfalz gesehen zu haben). Die Fälle des D. *Ewart*, durch welche er den Nutzen der mephitischen Luft bey der Lungensucht zu beweisen sucht, sind nicht beweisend, wenigstens ist es der erste nicht, wo die Seeluft in den warmen Himmelsstrichen das ihrige sicher auch zur Erleichterung des Kranken beygetragen hat. Wenn Hr. *Thornton* die Wirkungen des Essigdampfes bey Faulfiebern ganz von dem Oxygen ableitet, so mag sowohl er, als Hr. *B.* an die Einwendungen nicht gedacht haben, die man ihm mit Grund machen kann.— *Cartwright* über den Gebrauch der Hefen bey Faulfiebern. Rec. läst seit 20 Jahren Bierhefen bey Faulfiebern und andern Krankheiten fäuliger Art besonders äusserlich anwenden, und hat oft den auffallendsten Vortheil davon gesehen. Bier, welches im höchsten Grade der Gährung sich befindet, hat er oft mit Nutzen bey Faulfiebern mit grosser Atonie angewendet. Es läst sich hoffen, dass Wein in der stärksten Gährung, und Weinhefen, noch wirksamer seyn werden. Wider die Durchfälle bey fäuligen Fiebern kennt Rec. kein erprobteres Mittel, als Klystiere aus Hefen, mit Malzmehl in grössere Gährung versetzt, und so eingesprützt. Wider den Brand leisten Hefen, äusserlich angewendet, und oft wiederholt, weit mehr, als jedes andere Mittel.

Berlin, b. Himburg: D. *Franz Emanuel Foderé über den Kropf und den Cretinismus. Für Aerzte und Philosophen.* Aus dem Französischen von D. *H. W. Lindemann.* 1796. XXXIV u. 268 S. 8.

Die Kropfgeschwülste, die ohne dem Cretinismus Statt finden, und den Cretinismus in allen seinen Graden sieht der Vf. als Folgen von den Einwirkungen erschlaffender Ursachen auf den Körper an, und belegt diese seine Behauptung mit vielen Gründen, die durch eine genaue medicinische Topographie seines Vaterlandes, der Maurienne, grosses Gewicht erhalten. Er redet erst von dem Kropf, der offenbare Folge der verminderten Reactionsfähigkeit der Halsdrüsen sey. An die Ursachen, warum die erschlaffenden Einflüsse, die feuchte, dumpfige Atmosphäre in den Alpthälern, nur ausschliessend auf die Drüsen des Halses wirken, hat er nicht gedacht. Sie liegen wahrscheinlich in der grossen Anlage dieser Drüsen geschwächt zu werden, die durch mehrere Generationen fortgegangen und den Körpern gleichsam habituell geworden ist. Zur Heilung der Kröpfe sey der ungebrannte Schwamm im Absud wirksamer als der gebrannte, und wenn dieses Mittel nicht wirksam ist, so heile die Schwefelleber, täglich zu 30 Granen in einer Bouteille Wasser aufgelöst, und verbraucht, die Geschwulst. Der Vf. versichert durch dieses Mittel sehr beträchtliche Kröpfe geheilet zu haben. Bey den vollkommenen Cretins steht der Wachsthum des Kopfes mit dem des übrigen Körpers nicht im Verhältniss: er ist klein, auf dem Wirbel platt, die Tuberosität des Hinterhauptes ist wenig hervorstehend. Das Gesicht ist viereckig, platt, die Finger sind lang und dünn, und die Juncturen derselben sind fast nicht merklich. (Bey der Rachitis, die insgemein mit erhöheten Verstandskräften verbunden ist, ist der Kopf im Missverhältniss zu dem Körper gross, und die Gelenkköpfe sind aufgeschwollen. Beide Krankheiten scheinen einander gerade entgegengesetzt zu seyn, und eine genaue Vergleichung beider unter einander würde vielleicht ein grosses Licht über den Cretinismus, dessen Natur und Verhütung verbreiten.) Der Cretinismus ist erblich, und kröpfige Aeltern erzeugen Cretins; doch erzeugt nur ein grosser, nicht isolirter und herabhängender, sondern gleichmässig ausgedehnter Kropf den Cretinismus. Das Verbot der Verheyrathung der Cretins unter einander ist unter allen Mitteln dieses unglückliche Uebel auszurotten das bewährteste. Weil der Adel nicht aus seinem Stand heyrathet, so findet man den Cretinismus in den meisten reichen und angesehenen Familien in der Maurienne, und zwar in einem solchen Grad, dass man selten eine derselben antrifft, in welcher nicht wenigstens ein Kind mit dem Stempel des vollkommensten Cretinismus bezeichnet wäre. Man nannte dieses ehedem zur Beruhigung Segen des Himmels (eben so wie die ἐνάρεες bey den Scythen, die überhaupt mit den Cretins in mehr als einem Stück übereinkommen, von diesen für solche gehalten wurden, welche die Macht Gottes durch unmittelbare Wirkung gefühlet hatten. Vergl. *Hippocr. de aere, aquis, loc.* §. 49.) Das Gemählde des vollkommenen Cretinismus erregt Schaudern. Vernunft und Sprache, die Vorzüge der Menschheit, sind bey solchen Cretins verschwunden. Sie bringen gewöhnlich einen kleinen Kropf, von der Grösse eines Walnusses mit auf die Welt, und sind in den ersten Jahren dickköpfig und von starken Gliedern. Sie lernen nur die Selbstlauter aussprechen, und so bleibt ihre Sprache das ganze Leben hindurch. Wenn ihnen die Mutter die Speisen nicht in den Hals steckte, so würden sie verhungern, und dieses dauert oft bis ins zehnte, zwölfte, Jahr. Erst im Alter der Mannbarkeit lernt der Cretin, bey seinen sonst plumpen Füssen, gehen. Seine Geschlechtstheile werden sehr gross: beide Geschlechter sind äusserst wollüstig, und, wie die Affen, zur Selbstbefleckung geneigt. Der Ort, wo der Cretin einmal Nahrung bekommen hat, und ein Ruhebett sind seine Welt. Da er keine Begriffe von Reinlichkeit hat, so läst er seinen Unrath unbekümmert fortlaufen. Er bleibt bey Kälte, Hitze, bey den heftigsten Schlägen, gefühllos: die meisten sind taub-

stumm; bey der vollkommensten Gleichgültigkeit gegen alles suchen sie nur ihre Fresbegierde zu befriedigen, und nur der Reiz der Speisen bringt sie auf einige Augenblicke aus ihrer Apathie. Die Krankheit hat eine Menge von Abstufungen, auf die man bey Verheyrathungen mit Sorgfalt zu sehen hat, weil sich auch die niedrigern Grade des Cretinismus erblich fortpflanzen. Die Cretins von solchen niedrigen Graden sind gefräsig, wollüstig, voll von Ränken, ausserdem ohne Charakter, faul, furchtsam und kriechend. Ihre vornehmste Beschäftigung ist Untersuchungen über Wapen und Adelsbriefe anzustellen, wo jeder von ihnen Antheil zu haben behauptet. Die Lebensverrichtungen erfolgen bey den Cretins wie bey allen phlegmatischen Menschen: aber der vollkommene Cretinismus ist ganz gefühllos, und kennt nur zwey Triebe, den zu fressen und den zur Wollust. Mehrere Cretins werden alt: man läst sie (wie die mit der ähnlichen Krankheit behafteten bey den Scythen) in Weiberröcken herumgehen, weil sie äusserst unreinlich sind. Der Vf. sucht die Ursache des Cretinismus in der erschlaffenden und feuchten Luft der Alpthäler: in höhern Regionen finde er sich nicht; auch sey er auffallend seltener, seit man diese dumpfigen Thäler von den dicklaubigen Bäumen gereiniget, und angefangen habe die Erde besser zu bauen. In dem rohen und elenden Nahrungsstoffe liege die Ursache nicht, zum Theil aber mit in der Unreinlichkeit der Strasen, der Häuser, und in dem niedrigen Grade der Kultur des Volkes, und in dessen Apathie und Trägheit. Die nächste Ursache sey eine Verhärtung des Gehirns, deren Existenz der Vf. aber weniger durch Leichenöffnungen, die das Volk in jenen Gegenden durchaus nicht verstattet, mehr durch theoretische Gründe zu erweisen sucht. Die Prediger in den Cantons, wo die meisten Cretins sind, glauben solche Unglückliche würden von ihren Vätern im Trunke erzeugt, und schreiben die Verminderung des Uebels dem wenigen Gebrauche des Weins zu. Unter den Vorschlägen den Cretinismus auszurotten, steht das Verbot der Verheyrathung der Cretins, und die Erziehung der Kinder, bey denen man wegen des Cretinismus in Sorgen seyn kann, in hochliegenden und der Luft ausgesetzten Orten oben an. Der Vf. thut noch eine Menge von andern Vorschlägen, wie der Kunstfleis der Bewohner der Maurienne durch bessere Nutzung der Naturproducte vermehrt, wie dadurch grösserer Wohlstand unter dem Volke verbreitet, und mit diesem auch der Cretinismus auf eine sichere Art verhütet werden könne.

Leipzig, b. Meyer: *Vincenzo Chiarugi's*, d. A. W. Dr. und Prof. am Bonifacius Hospital zu Florenz, *Abhandlung über den Wahnsinn überhaupt und insbesondere, nebst einer Centurie von Beobachtungen.* Erster Theil. *Ueber den Wahnsinn überhaupt.* Eine freye und mit einigen Anmerkungen versehene Uebersetzung aus dem Italienischen. Zweyter Theil. *Ueber den Wahnsinn insbesondere.* Dritter Theil. *Nosologie des Wahnsinns.* 1795. zusammen 708 S. 8. (mit 2 Kupfern).

Das Original kam zu Florenz unter dem Titel: *Della pazzia in genere e in spezie* in den Jahren 1793 und 1794 heraus, und die Uebersetzung desselben ist gut gerathen. Die Anmerkungen des Uebersetzers sind bis auf eine, S. 384 unbedeutend, und er sollte den weitschweifigen Vortrag des Vf., besonders in dem theoretischen Theil, noch weit mehr abgekürzt haben, als geschehen ist. Ueberhaupt hat die Theorie des Wahnsinns durch die weitläuftigen Erläuterungen des Vf. gar nichts gewonnen. Er nimmt mit Tissot einen Nervensaft an, der in dem Gehirn abgesondert wird, und durch den Seele und Körper wechselseitig auf einander wirken, und geht in der Theorie des Wahnsinns von den Meynungen des Cullen nur sehr selten ab. Aber einen Vorzug hat dieses Werk doch, der Rec. die Lectüre desselben angenehm und nützlich gemacht hat: es ist von einem Verfasser, der einer grosen Anstalt für Wahnsinnige, dem Spital des heil. Bonifacius zu Florenz, vorsteht, wo man in einem mit Geschmack und grosen Pracht aufgeführten Gebäude alles zu vereinigen gesucht hat, was nur immer bey der Besorgung dieser unglücklichen Kranken Vortheile bringen, und die Handleistung bey denselben erleichtern und sichern kann. In diesem Spital konnte der Vf. eine Menge von Beobachtungen anstellen, die zur Ergründung der nähern Natur dieser Krankheit und zu einer bessern Bestimmung der Heilung derselben von Wichtigkeit sind. Von diesen Beobachtungen hat er 100 dem letzten Theile beygefügt, dessen erstere und kleinere Hälfte eine nosologische Eintheilung der sogenannten Gemüthskrankheiten enthält, die zur allgemeinen Uebersicht dieser Krankheiten nicht ganz unbrauchbar ist. Man sieht aus jeder von diesen Beobachtungen, dass der Vf. vornehmlich auf die Verhältnisse gesehen hat, unter denen der Wahnsinn existirt, und dass er nach diesen die Kur richtete: ein Umstand, der den angehenden Aerzten den Gebrauch dieses Werks wichtig machen muss, die so gern die unter das Geschlecht des Wahnsinnes gehörigen Krankheiten nach allgemeinen Ideen behandeln, und eben deswegen so unglücklich in ihren Kuren sind, weil sie dieses oder jenes Mittel, welches eben das Glück hatte, von einem oder dem andern Arzte gegen den Wahnsinn empfohlen zu werden, überall anwenden. Der Vf. empfiehlt keines von allen diesen Mitteln, als nur unter sehr eingeschränkten Bedingungen. Er schränkt den Gebrauch des Mohnsaftes und der andern betäubenden Mittel bey dieser Krankheit sehr ein. Nur bey der Manie von moralischen Ursachen, und die nicht mit unmittelbarer Reizung des Gehirns verbunden ist, sind sie nützlich, und zwar nur dann, wenn sie Schlaf erregen. Ueberhaupt versichert der Vf. von dem Gebrauche der betäubenden Mittel den auffallenden Nutzen nicht gesehen zu haben, den andere vorgeben, und schreibt dieses dem Umstande zu, dass die Tobsüchtigen wegen ihrer Widersetzlichkeit selten zu einem anhaltenden Gebrauch der Mittel dieser Art bewogen werden.

werden können. Eine weniger gewöhnliche Art den Mohnsaft anzuwenden, schlägt er vor: man soll flüssiges Laudanum mehrere male des Tages vermittelst eines Pinsels in die Nase bringen. Weil die Nerven in der Nase dem Gehirn so nahe sind, so können sie die beruhigende Kraft des Mohnsaftes leichter zum Gehirn überliefern, ohne im System der Gefäfse beträchtlich vermehrte Bewegungen, wie beym innerlichen Gebrauch zu verursachen. Zuweilen entstehe auf den Gebrauch des Mohnsaftes bey der Manie ein Blödsinn, der sich aber öfters auf einmal verliert, und den Kranken gesund verläfst. Den Kampfer fand er bey weitem nicht so wirksam, als ihn einige andere Aerzte fanden. Sowohl für sich allein, als mit destillirtem Essig verbunden, besänftigte er die übermäfsige Energie des Nervensystems nicht, und äufserte sich als ein zweydeutiges Mittel, das auf den Ruf eines specifischen gar keinen Anspruch machen darf. In der Tollheit, die eine Folge der Epilepsie ist, fand ihn der Vf. doch nützlich. Bey der Tollheit, die durch reizende und tonische Mittel geheilet werden muss, fand er die Kantharidentinctur als ein vorzügliches und schnell wirkendes tonisches Mittel, und hatte das Glück, viele Wahnsinnige durch den Gebrauch desselben genesen zu sehen. Er gab acht bis zehen Tropfen davon des Morgens mit Milch. Manches Nützliche steht von S. 372 über die Aufbewahrung und Pflegung der Wahnsinnigen. Alle nothwendige Geräthschaften müssen in dem Zimmer angeschraubt, oder sonst befestiget seyn. Die Thüre muss mit einem Schieber versehen seyn, durch den man den Kranken von aufsen beobachten kann. (Wichtig für die Kur ist es, wenn man ihn oft und von ihm unbemerkt beobachten kann). Die Bettstellen müssen von Eisen und sorgfältig auf dem Boden befestiget seyn. Der Wahnsinnige darf nie mit Ketten und eisernen Fesseln gebunden werden, sondern entweder durch ein starkes Band von baumwollenem Zeug, (weit besser von Leinwand, besonders aber von Zeug, aus Hanfgarn verfertiget) durch welches Hände und Füfse an das Bett befestiget werden, und welches dem Kranken auch dadurch alle übermäfsige Bewegung unmöglich macht, weil es über die Schultern und unter den Achseln weggeht, und den Kranken auch von dem Rücken her an das Bett befestiget. Die Hände und Füfse müssen mit Armbändern von (gefüttertem) Leder versehen seyn, die mit eisernen Schrauben geschlossen werden, und an die die Binden befestiget werden müssen, weil sonst die Binden, an die blofsen Glieder gelegt, diese bey den heftigen Bewegungen des Rasenden zu sehr reizen, und, wie man der Fälle in Spitälern genug gehabt hat, den Brand nach sich ziehen würden. Die doppelten Handschellen von Leder, durch welche die Hände übers Kreuz zusammengeschlossen werden, werden nur selten nöthig seyn. Die enge Weste der Engländer mit den langen Ermeln, die man nach Befinden der Umstände vorn zusammenziehen kann, hat die Vortheile nicht, die man sich von ihr verspricht, und der Vf. behauptet aus Erfahrung, dafs seine Art dergleichen Kranke zu verwahren die bessere sey. Einen sonderbaren Fall von der Heilung eines Wahnsinnes erzählt der Uebersetzer. Ein Mann war wüthend toll, und keine Macht konnte ihn bändigen. Man warf ihm einen Strick um den Leib, und zog ihn so in die Höhe, dafs er einige Stunden lang schwebend in der Luft hieng. Er beschwor die Umstehenden ihn zu befreyen, versprach ruhig zu seyn, und war und blieb vernünftig, bis er nach mehrern Jahren starb.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Rabenhorst: *Clare von Wallburg. Von der Verfasserin der Jakobine. Zwey Theile.* 1796. 440 u. 376 S. 8.

Die Zusammensetzung der hier erzählten Geschichte schreitet zwar stark ins hyperromantische hinüber, ohne doch den Stempel der Neuheit zu haben — und neben den Unwahrscheinlichkeiten der ganzen Composition sticht allerdings auch in einzelnen Theilen, wie z. B. in Justinen Wibach offener Darstellung ihrer niedrigen Denkart, manches unnatürliche hervor; aber dennoch verdient die Vf., welche fein empfindet, und fast durchgehends gut, obgleich nicht immer ganz sprachrichtig, sich ausdrückt, den vollen Beyfall von jedem, der eine Lectüre zu schätzen weifs, die den Geist, wenn er nicht ganz durch Frivolitäten verwöhnt ist, angenehm unterhält, und durch manche gute Bemerkung vortheilhaft auf das Herz wirkt — Eigenschaften, die sich in den romantischen Dichtungen unsers Zeitalters nicht oft zusammenfinden! Oft sind freylich die Worte der Vf. reicher, als die Empfindungen, welche sie schildern: oft sind die Tiraden über moralische Gemeinplätze sehr lang und sehr gehäuft! Die Vf. selbst, die in den ersten Briefen nicht undeutlich merken läfst, dafs sie eine Erziehungsmoral zu schreiben gedenke, scheint aber zuletzt die Weitläuftigkeit, die aus jenen Einschiebseln entsteht, und den Mangel an Unterhaltung, der bey ihnen eintritt, zu fühlen und zu fürchten; denn sie hält sich im zweyten Theile blofs an die Geschichte. Einige von den gerügten Fehlern kommen freylich auch auf Rechnung der Briefform, in die alles hineingezwängt werden muss, und die uns, vorzüglich im Anfang, durch äufserst erzwungene Schlufsformeln noch widriger wurde, als sie bey einer mittelmäfsigen Vollendung ohnehin so leicht wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 18. Julius 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Ruff: *Functiones organo animae peculiares.* Dissertatio inauguralis medica quam praeside *Joan. Christ. Reil* defendet *Carolus Fridericus Büttner*, Hallensis. 1794. 227 S. 8.

Diese merkwürdige Probeschrift zerfällt in zwey Theile, einen physiologischen und einen patho-gischen. Der Vf. denkt sich den thierischen Körper s eine hole Kugel, mit einer innern und äussern berfläche, die beide Sensibilität haben. Die Sensiilität der innern Oberfläche steht bloss mit dem Seeorgan im Bezug: die äussere Oberfläche dient zur ufnahme äusserer und körperlicher Eindrücke. Er nkt sich bey jedem Nerven zwey Endigungen: die h dem Gehirn zu, (centralis); welche bey allen rven in dem Seelenorgan ist, und nur einen einen, homogenen Reitz, den von der Seele, der Vf. mit dem Namen *cephalerga*, *Hirnthaten*, bet wird, aufzunehmen fähig ist, und die Endigung der Peripherie. Auch die Endigungen der Nerven den Bewegungsorganen des Körpers denkt er sich, sie von ihrer Entstehung sich nach der Oberverbreiten, als äussere und peripherische gungen. Was zwischen diesen beiden Flächen, den zwischen ihnen verbreiteten Nerven liegt, thierische unempfindliche Masse, und zu Geistesrichtungen wenig fähig. Das Seelenorgan, bisunter dem Namen des allgemeinen Empfindungsrkzeuges bekannt, sey als das Band zwischen Seele Körper, als der Mittelpunct der Lebenskraft anehen. Die Gründe dafür, dass die Seele im Gehirn hne, sind ausführlich angegeben. Der Vf. ist nicht neigt, einem Theile des Gehirns den Sitz der Seele schliessend zuzueignen: so wie die ganze Leber r Bereitung der Galle, und die ganze Niere zur sonderung des Harns beyträgt; so trage auch das nze Gehirn zur Thätigkeit der Seele bey. Das hirn selbst habe einen einfachern und einförmigern , als man sich gewöhnlich vorstellt; seine Fasern breiten sich strahlenförmig von innen nach der erfläche zu. Die Verrichtungen des Gehirns scheibloss solche zu seyn, die unter der Form einer stellung begriffen werden können: oder, mit ann Worten, das Gehirn scheint das Eigenthümliche haben, dass nur seine Verrichtungen von der Seepercipirt werden, daher auch keine Veränderung den Nerven empfunden wird, als wenn sie dem hirn mitgetheilt würde. Es bestimmt die intellecllen und sensuellen Kräfte des Menschen; es bestimmt die freywilligen Bewegungen, und ist gleichsam als der Mittelpunct der Lebenskraft anzusehen. Hirnthaten, cephalerga, nennt er diejenigen simultanischen Wirkungen des Seelenorgans, die mit allen Verrichtungen der Seele beständig verbunden sind. Es sind die Eindrücke, welche das Seelenorgan leidet, wenn eine Sensation entstehen soll, und die Veränderungen, welche in dem Seelenorgan Statt finden, wenn eine freywillige Bewegung oder irgend eine andere Wirkung der Seele entstehen soll. Der Vf. theilt daher auch die Hirnthaten in solche für die freywillige Bewegung und für die Vorstellungen, und diese wieder in Hirnthaten für die Sensationen und für die Imaginationen ein. Diese Veränderung im Gehirn, die bey jeder Wirkung der Seele Statt findet, scheint in einer Bewegung zu bestehen: von welcher Natur aber eigentlich dieselbe seyn mag, ist unergründbar. Ihr Grund liegt in der Sensibilität des Seelenorgans, oder in demjenigen Vermögen desselben, vermöge dessen es durch Reitze zu den ihm eigenen Verrichtungen angetrieben wird. Diese Sensibilität ist specifisch: bloss Nervenreize können sie erregen, und zwar sowohl der Reiz von den Nerven für das Gemeingefühl und die Sinne, als auch der Reiz von den in dem Organ der Seele vorhandenen Hirnthaten. Diese Sensibilität ist nicht in gleichem Verhältniss. Die Vorstellungen setzen die Bewegungsnerven leicht in Bewegung, da dagegen die Eindrücke, die von den Bewegungsnerven aufwärts gehen, das Seelenorgan, wenigstens im gesunden Zustand, wenig reitzen. Von der Erhöhung und Verminderung der Sensibilität des Seelenorgans leitet der Vf. die verschiedenen Modificationen der Verstandesfähigkeit der Menschen, die Schärfe der Sinne, die grosse Bewegungsfähigkeit mancher Thiere, und sehr viele Phänomene bey Krankheiten ab. Nur Nervenreize vermögen das Seelenorgan in Thätigkeit zu setzen, und zwar entweder solche, die aufwärts zum Gehirn gelangen, oder die innern Wirkungen des Seelenorgans selbst, die sich wechselseitig erregen. Von den aufwärts zum Gehirn gelangenden Nervenreizen entstehen die nothwendigen Vorstellungen, von den innern Reitzen die eigenmächtigen Seelenverrichtungen, *spontanea animae opera.* Die Associationen der Vorstellungen scheinen zu beweisen, dass eine vorhandene Thätigkeit des Organs der Seele durch den Reitz eine andere erregen kann. Das eben vorhandene *cephalergon* macht also einen, wie ihn der Vf. nennt, innern Eindruck, eine passive Veränderung, und die durch diese bewirkte Thätigkeit ist entweder auf das Seelenorgan eingeschränkt, und äussert

äussert sich durch Einbildung, Denken, Urtheilen, Schliessen; oder pflanzt sich auf andere Theile fort, die mit dem Seelenorgan in Verbindung stehen, und unter diesen ausschliessend auf die Wurzeln solcher Nerven, die abwärts wirken. Von dem Vorstellungsvermögen lassen sich alle andere Seelenkräfte ableiten: die Vorstellungen sind die Phänomene, durch welche sich dieses Vermögen äussert, und diese sind entweder natürlich nothwendige, oder eigenmächtige Vorstellungen. Nun behandelt der Vf. die Verhältnisse, unter denen das Vorstellungsvermögen thätig ist: er spricht von der Aufmerksamkeit, von den Sensationen, und den Gesetzen derselben. Die Einbildungskraft, oder die Fähigkeit des Seelenorgans bloss durch innere Reize Vorstellungen zu erregen, die ehedem durch die Sinne und durch das Gemeingefühl percipirt worden waren, wird durch die innere Thätigkeit des Gehirns und durch die nämlichen Fasern desselben bewirkt, wie die vorhergegangenen Sensationen: denn die Seelenkraft ist auf die Fähigkeit eingeschränkt, Sensationen und Einbildungen, nothwendige und eigenmächtige Vorstellungen zu besitzen. Die Einbildungskraft hängt von der Fertigkeit des Seelenorgans ab, öfters wiederholte Sensationen nach vorhergegangenen geringen Reizen wieder zu erregen. Die Hirnthaten, durch welche die freywilligen Bewegungen erregt werden, bestimmen den Anfang, die Dauer, das Ende, den Grad der Stärke und die Geschwindigkeit der Bewegung: durch die Gewohnheit entsteht eine Fertigkeit, dass die nämlichen Bewegungen leichter und genauer auf Einwirkung des nämlichen oder eines geringern Reizes wieder entstehen; und so wie Vorstellungen des Gemeingefühls bey dem eben gebornen Kinde Bewegungen in den dem Willen untergeordneten Muskeln veranlassen; so verbinden sich auch die Hirnthaten, welche Bewegungen erregen, mit den Hirnthaten der Vorstellungen nach den nämlichen Gesetzen, nach welchen sich bey der Einbildung Vorstellungen associiren, nämlich nach den Gesetzen der Coexistenz und der Succession. Die höhern Seelenkräfte. Die ersten Vorstellungen des neugebornen Kindes sind vom Gemeingefühl und von den Sinnen, die erst nach und nach deutlich werden. Dann bildet sich durch nach und nach entstandene Fertigkeit des Seelenorgans die Einbildungskraft, und die Seele erlangt die Fähigkeit Vorstellungen unter einander zu vergleichen und zu beurtheilen. So entstehen nach und nach immer weniger sinnliche Vorstellungen, bis endlich das Seelenorgan auch zu Vorstellungen des Verstandes fähig wird. Die nächste Ursache des Schlafs sey eine Verminderung der Sensibilität im ganzen Nervensystem, besonders im Gehirn und in den Empfindungsnerven: es ist aber zum Schlaf nicht nothwendig, dass das ganze Nervensystem schlafe, sondern es kann auch ein Theil desselben rege seyn, indem der andere im Zustand des Schlafes ist. Aus diesem partiellen Schlaf erklärt der Vf. eine Menge von Erscheinungen im gesunden und kranken Zustand, und hält überhaupt diese Idee für sehr fruchtbar zur Erklärung sehr vieler Umstände im belebten thierischen Körper. Die Ursache des Erwachens liegt in der Herstellung der Sensibilität des Gehirns und der Nerven. Vorsätzlich (*sponte, vel ex animae arbitrio*) kann der Mensch nie erwachen; immer erwecken ihn Reitze, die zum Theil von der Lage des Körpers beym Schlaf, und dergl. abhängen. Bey den Leidenschaften sind die Hirnthaten übermäsig heftig und unordentlich: Einbildung und Urtheil werden also durch sie verwirrt, und die Eindrücke von den Sinnen werden geschwächt. (*ipsi sensuum effectus debilitantur* sagt der Vf.). Die Gegenstände der Leidenschaft werden also der Seele nur dunkel vorgestellt. Die Wirkung der Leidenschaften auf den Körper kann bloss durch die Nerven erfolgen. Die Organe werden gereizt, oder ihre Lebenskraft wird überhaupt verändert. Krampf und Lähmung spielen dann eine grosse Rolle. Das Seelenorgan steht überhaupt mit allen Theilen, die mit Lebenskraft begabt sind, in Verbindung. Mässige Anstrengungen desselben reitzen alle Organe des Körpers sanft zu Verrichtung ihres Dienstes. Die Anstrengungen des Seelenorgans ziehen die Thätigkeit der Lebenskraft an sich, leiten sie von andern Organen ab, und mindern sie sowohl in diesem, als in allen übrigen Theilen des Körpers. Die Anstrengung eines Theils des Seelenorgans vermindert die Wirkungsfähigkeit des andern Theils desselben. Anstrengungen der andern Organe des Körpers verzehren die Lebenskraft und leiten sie von dem Seelenorgan ab.

Der zweyte Abschnitt ist überschrieben: *morbi organi animae.* Das Seelenorgan kann in Hinsicht auf seine *dotes vitales* an erhöheter, an verminderter Sensibiltät, und an Alienation der Lebenskraft leiden. Auch in Hinsicht auf die verschiedenen Verrichtungen desselben können widernatürliche Verhältnisse entstehen. Seine Fähigkeit freywillige Bewegungen zu erregen kann widernatürlich seyn: es können unordentliche Sensationen in demselben entstehen: das Gemeingefühl und die Einbildungskraft können widernatürlich werden. Alle diese Fehler können auch mit einander vermischt erscheinen, welchen Zustand man nicht selten bey den Delirien beobachtet. Auch in so fern das Gehirn der Versammlungspunct aller Nerven ist, und in so fern dasselbe alle übrigen Organe des Körpers zur Thätigkeit sanft reizt, müssen durch Verletzung des Gehirns Krankheiten im Körper entstehen. Die Krankheiten des Seelenorgans können am besten nach den verschiedenen Verrichtungen desselben geordnet werden. Man kann folgende Klassen der Krankheiten dieses Organs annehmen: Krankheiten die 1) das Gemeingefühl, 2) die Sensation, 3) die Einbildungskraft, 4) die Bewegungskraft, 5) den Consensus und die krankhafte Erregung des Gehirns betreffen. Noch eine andere Klasse begreift die Krankheiten, die aus dem Zusammentreffen mehrerer von den bisher bemerkten Fehlern entstanden sind. Die Krankheiten des Seelenorgans, die die Fähigkeit desselben freywillige Bewegungen zu bewirken betreffen, können

von der Art seyn, dass die Hirnthaten zur freywilligen Bewegung fehlen, (bey der Lähmung) oder nicht in gehöriger Ordnung zu den Nerven übergehen, (beym Stottern und andern Fehlern in der Aussprache) oder im Uebermaass thätig sind. (bey Krämpfen.) Die verschiedenen Verhältnisse, unter denen die Hirnthaten so beschaffen sind, werden nun weitläuftig angeführt. Da die Richtigkeit und Integrität der Sensationen von dem gesunden Zustand des Seelenorgans und der Organe der Sinne abhängt, so werden die Sensationen widernatürlich, wenn eines von diesen beiden sich im widernatürlichen Zustand befindet. Die Verrückung (*vesania*) ist eine langwierige Krankheit des Seelenorgans, und zwar des Vorstellungs- und Urtheilsvermögens, in welcher die Gemeingefühle, die Sensationen, die Imaginationen und die Urtheile, also auch die Neigungen und die Abneigungen wider die Regel erfolgen, und weder sich, noch dem vorgestellten Gegenstande, entsprechen. Die Seele stellt sich den Körper vermittelst des Gemeingefühls, und die Welt vermittelst der Sinne vor. Sie kann in der Folge sich auch diese Vorstellungen ohne Gegenstand, durch ihre eigene Kraft, wiederholen. Aus diesen Quellen entstehen Vorstellungen von dreyfacher Art, Vorstellungen des Gemeingefühls, Sensationen, Imaginationen, die der Seele ihren dreyfachen Zustand, ihre Verbindung mit dem Körper und mit der Welt vorstellen, und ihre Verhältnisse gegen diese bestimmen, das heisst bewirken, dass die Seele ihrer selbst bewusst ist. Wenn diese Vorstellungen bey gesundem Verstand erfolgen sollen, so müssen sie nach einer gewissen Richtschnur erfolgen, die von dem gesunden Zustand des Seelenorgans, und von den Reitzen, die diesem Organ natürlich sind, bestimmt wird. Die Seele wird verwirrt, wenn die Thätigkeit des Seelenorgans nicht nach dieser Richtschnur erfolgt, und es entstehen nun falsche Einbildungen, falsche Urtheile, und falsche Handlungen, und diesen Zustand begreift man unter dem Namen der Verrückung. Diese bleibt immer eine und die nämliche Krankheit: je nachdem aber die drey Quellen menschlicher Vorstellungen von der Regel abweichen, so giebt es Verrückungen von widernatürlich beschaffenem Gemeingefühl, von widernatürlich beschaffenen Sensationen, und von widernatürlich beschaffener Einbildungskraft. Die nächste Ursache dieser Verrückungen ist eine erhöhete Empfindlichkeit des Seelenorgans, zu deren Entstehung alle gelegentlichen Ursachen hinwirken. Dagegen ist verminderte Empfindungsfähigkeit des Seelenorgans die nächste Ursache derjenigen Krankheiten der Seele, die mit Schwäche verbunden sind.

Leipzig, b. Supprian: *Anton Fothergill's*, d. Königl. Gesellschaft u. des K. Collegiums der Aerzte Mitglieds — *neue Untersuchungen über die Hemmung der Lebenskraft beym Ertrinken, Ersticken, u. s. w. in Beziehung auf die nächste Ursache des Todes, den Werth der vorgeschlagenen Mittel, und das beste Heilverfahren.* Aus dem Englischen übersetzt von D. *Christian Friedrich Michaelis*, Arzt am Johannisspital zu Leipzig. 1796. XXX. u. 174 S. 8. (14 gr.)

Die Theorie, welche der Vf. in dieser mit grossem Scharfsinn abgefassten Schrift vorträgt, in welcher er auch zu beweisen sucht, dass er schon vor langer Zeit in Schriften den Nerveneinfluss dem Princip der Elektricität beygemessen habe, läuft wesentlich auf folgende Sätze hinaus: So wie der Lebensluft der Zutritt in die Lungen versagt wird, wird das Athemholen gehemmt, und mit der Hemmung desselben ist dem Blute der Weg zu den Lungen, also auch zum ganzen Körper, versperrt. Da die Thätigkeit des Herzens durch denselben Umstand gehindert wird; so ist auch der Kreislauf unterdrückt, und weil das Gehirn, ohne vom Kreislaufe des Blutes unterstützt zu seyn, seinen Einfluss zu äussern nicht vermag, so hört die geistige und körperliche Thätigkeit auf, und die Seele ist sich nicht länger des Zustandes ihres Körpers bewusst. Weil dem Blute sein Vermögen, Wärme zu erzeugen, genommen worden ist; so erkaltet der Körper, und das Princip der Reitzbarkeit verlässt die Fasern endlich, wenn es nicht durch angemessene Hülfe wieder erreget wird. Er hält, mit mehrern neuern Schriftstellern, die Lebensluft für die nächste Grundursache der Reitzbarkeit, und macht auf sein Werk: *Hints on animation* aufmerksam, in welchem er schon im Jahr 1783 diese Entdeckung bekannt gemacht habe. Diese Hypothese ist von mehrern scharfsinnigen Aerzten schon geprüft und widerlegt worden. Dasjenige, was eine Kraft in unserm Körper in Thätigkeit setzt, und ihre Aeusserung erregt und bestimmt, kann nicht nächste oder Grundursache der Kraft genannt werden, so wenig irgend ein Reitz, der das Herz in Thätigkeit setzt, als die Grundursache der Reitzbarkeit desselben angesehen werden kann. Durch die Veränderungen, welche die in den Lungen dem Blute mitgetheilte Lebensluft im Blute bewirkt, wird das Blut fähig das Herz zu den anhaltenden Zusammenziehungen zu reitzen; es wird aber ein gewisser Bestand der Reitzbarkeit nothwendig erfodert, wenn in den Lungen die Lebensluft aus der eingeathmeten atmosphärischen Luft aufgenommen und dem Blute mitgetheilet werden soll, um Reitz für das Herz zu werden, und die thierische Wärme zu entbinden. Daher findet man in den Leichnamen solcher Thiere, welche durch narkotische Gifte, z. B. durch das Gift der bittern Mandeln, getödtet werden, das Blut auch in den Schlagadern schwärzer, als sonst, und in der Gegend des Herzens eben so angehäuft, als man es nach Erstickungen findet, ungeachtet bey dem convulsivischen Athmen, welches vor dem Tod vorhergehet, mehr atmosphärische Luft in die Lungen gebracht wurde, als sonst im gesunden Zustand zu geschehen pflegt. Der Grund dieser Erscheinung liegt darinnen, dass wegen der Verminderung der Reitzbarkeit von dem Gifte, welches auf dieselbe specifisch wirkt, in den Lungen der Process nicht mehr Statt finden kann, durch den das Oxygen dem Blute beygemischt wird, und durch welches das

das Blut für das Herz das Erregungsmittel der Reitzbarkeit wird. Weil der Vf. die Lebensluft als die nächste Ursache der Reitzbarkeit ansieht, und, wie wir schon bemerkt haben, den Nerveneinfluss von dem Princip der Elektricität ableitet; so empfiehlt er bey allen Asphyxien, nur mit einiger Ausnahme solcher, die von übermässigen Blutflüssen entstehen, wo noch andere Mittel nothwendig sind, das künstliche Einathmen der Lebensluft, oder im Fall diese nicht vorhanden ist, der reinen atmosphärischen Luft, durch eine dazu bestimmte und beschriebene Vorrichtung, und die sanften elektrischen Erschütterungen, die durch das Herz geleitet werden sollen. Nebst diesen empfiehlt er das Reiben, die äussere Wärme, und reitzende Klystiere. Er verwirft aber mit Grund die Klystiere vom Tabacksrauch, (die nur dann bey Krankheiten anwendbar sind, wenn ein heftiger Reitz in dem Darmcanal vorhanden ist, der durch dieses die Reitzbarkeit vermindernde Mittel gelindert werden kann. Zur Erregung des Lebens bey Scheintodten aber sollte dieses Mittel nie angewendet werden, weil es die Kraft, durch welche die belebte thierische Faser bewegt wird, vermindert, und dadurch den Zwecken der Heilkunde in diesen Fällen offenbar entgegen wirkt. Die Aerzte sind veranlasst worden dieses Mittel vorzuschlagen, weil es Convulsionen erregt: aber auch die tödlichsten narkotischen Gifte erregen, wenn sie nicht so angewendet werden, dass sie die Reitzbarkeit augenblicklich austilgen, erst Convulsionen, und nach diesen den Tod.

VOLKSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Böhme: *Das schwarze Buch vom Teufel, Hexen, Gespenstern, Zauberern und Gaunern.* Dem Ende des philosophischen Jahrhunderts gewidmet. 1796. 198 S. 8. (16 gr.)

Bey aller unsrer Ehrfurcht für Aufklärung halten wir dieses schwarze Buch für ein sehr unnützes Buch. Es soll „nicht dem achzehnten Jahrhundert sein schönes Beywort streitig machen, sondern vielmehr dazu mitwirken, dass man noch am Ende desselben streben möge, mit grösserm Rechte als bisher ihm den „Ehrennahmen des philosophischen beyzulegen." Allein dazu wird diese mit weniger Auswahl gemachte Sammlung von Selbsttäuschungen, Betrügereyen, und verschiedenen andern Thorheiten, die fast alle aus der deutschen Zeitung, aus Steinbecks Volkszeitung, und aus andern ähnlichen Schriften bekannt sind, gewiss nichts beytragen; sie kann nur den unbestrittenen Satz beweisen, dass es einzelne Unvollkommenheiten giebt, und dass so wie Schatten und Licht in der physischen Welt, auch Weisheit und Thorheit in der moralischen unzertrennlich sind. Einige hier aufgestellte Geschichten z. B. das mangelhafte Verfahren mit einem Erhenkten, passt gar nicht zu dem Hauptgesichtspunkte. Und welche kühne Figur ist es, durch welche dies Buch *dem Ende eines Jahrhunderts* gewidmet wird?

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Stettin*, b. Effenbart: *Versuch einer Geschichte des pommerschen Handels.* Erste Abtheilung von *Johann Jacob Sell.* 1796. 34 S. 4. Wir unterschreiben mit völliger Ueberzeugung des gelehrten Vf. Bemerkung, dass die allgemeine Geschichte des deutschen Handels nicht gründlich bearbeitet werden könne, bevor der Handel einzelner deutschen Länder untersucht worden. Da die vorhandenen Geschichtschreiber diese Materie gar nicht, oder nur gelegentlich berühren, so muss der Forscher zu diesem Zweck die Urkunden der Vorzeit und Archival-Nachrichten vorzüglich benutzen, welche von dem allgemeinen Schriftsteller wegen ihrer Menge unmöglich geprüft werden können, wenn sie auch grösstentheils in seiner Materiensammlung vorhanden wären. Hr. S. untersucht in dieser Rücksicht die Handelsgeschichte von Pommern, und seine über diesen Gegenstand gesammelten Nachrichten müssen dem allgemeinen Geschichtschreiber um so willkommner seyn, da sie grösstentheils aus Urkunden, oder wenig bekannten Chronisten gezogen sind. Die Ausbeute ist freylich nicht gross, weil er hier meistens die dunkle slavische Periode behandelt, und den nicht sehr beträchtlichen Handel seines Vaterlandes bis zum Anfang des vierzehnten Jahrhunderts schildert, um welche Zeit die pommerschen Städte allmälich in die Hanse traten. Der Vf. hat diese Perioden getreu und anschaulich dargestellt, und wir zweifeln, dass andere nach ihm über diesen Zeitraum beträchtliche Zusätze zusammenbringen dürften, sie möchten denn über das Entstehen der einzelnen Städte, die Anfänge gewisser Gewerbe, oder die erste Einführung fremder Waaren Nachlese halten; auch hätte das Münzwesen dieser Zeiten, der Werth und die Namen des Geldes, der Gebrauch fremder Münzen, wohl eine genauere Untersuchung verdient; doch hat der Vf. vielleicht diese und andere Geduld und Zeit kostende Forschungen den folgenden Abschnitten verbehalten, deren baldigen Erscheinung jeder deutsche Geschichtsfreund mit Erwarten entgegen sehen muss. Ueber die verworrnen Nachrichten alter und neuer Schriftsteller über *Vineta, Jumne* und *Julin*, welchen Namen pommersche Handelsstädte führen, verbreitet der Vf. das hellste Licht, und zeigt durch Vergleichung Adams von Bremen, Halmolds, und des sächsischen Annalisten, dass nur eine Stadt am Ausflusse der Oder alle diese zufällig veränderten Namen geführt habe. Für Jumne, ward Jumnela, Lumnela abgeschrieben; und daraus wieder Vineta corrumpirt. Bey Gelegenheit des alten Heringsfanges an den pommerschen Küsten erweist der Vf. aus einer Urkunde Herzog Bermin I. dass dort schon 1270 von Fremden Heringe eingesalzen worden. Seiner Aufmerksamkeit ist doch ein früheres Zeugniss dieses Einsalzens in seinem Vaterlande entgangen, welches *Dreier im Specim. circa inhumanum Jus naufragii.* S. CXC. von J. 1266 erhalten hat. Fürst Wizeslaus von Rügen macht in dieser Urkunde verschiedene Verfügungen für fremde Seefahrer und Fischer, welche an diesen Küsten Fische zur Ausfuhr einsalzen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19. Julius 1797.

PHILOLOGIE.

LEIPZIG, in d. Weidmannischen Buchh.: ΑΡΙΣΤΟΦΑΝΟΥΣ ΚΩΜΩΙΔΙΑΙ, *Aristophanis Comoediae* auctoritate libri praeclarissimi saeculi decimi emendatae a *Philippo Invernizio*, Jurisconsulto Romano. *Accedunt criticae animadversiones, scholia Graeca, indices et virorum doctorum adnotationes.* Vol. I. XXXVI u. 604 S. (enthält den Plutus, die Wolken, die Frösche, die Vögel und die Ritter) Vol. II. 606 S. (die sechs übrigen Stücke) 1794. gr. 8.

So seltsam in unsern Tagen die Erscheinung ist, dass ein römischer Rechtsgelehrter Herausgeber eines griechischen Dichters wird, so leicht verschwindet das Auffallende dieser Wahrnehmung, wenn man erfährt, dass der allmächtige Zufall, der mit den Geistesproducten der Alten, und mit der Wahl ihrer Pfleger von jeher ein eigensinniges Spiel trieb, an dieser neuen Ausgabe des Aristophanes abermals einen ganz besondern Antheil hat. Hr. *Invernizi* kann nach dem gegenwärtigen Werke auf den Namen eines griechischen Literators keinen Anspruch machen; er zeigt nicht einmal die nöthigen Vorkenntnisse, um den Aristophanes zu verstehen, geschweige solche Einsichten, um ihn herauszugeben. Allein gerade in seine Hände brachte das Ungefähr eine herrliche Handschrift des Dichters, die er als eine seltene Beute festhalten zu müssen glaubte, und von der er keinen andern Gebrauch machte, als dass er sie copirte, und seine Abschrift mit einigen Aenderungen und Bemerkungen einem Verleger gab. So entstand, zum Theil nach des Herausgebers eigenem Geständniss, die gegenwärtige Ausgabe des Dichters, bey der, wie unsere Leser sehen, die grösste Mühe in dem Abschreiben des Textes bestand, und welche die Foderungen schlechterdings unbefriedigt lässt, die man heut zu Tage nach Bruncks vortrefflicher, aber grossentheils nur kritischer Behandlung an eine neue Ausgabe des Aristophanes zu machen berechtiget ist. Ueberdiess geht die Eilfertigkeit, mit welcher Hr *Inv.* seine Anmerkungen ausarbeitete, in der That über allen Glauben. Nachdem ich meine Handschrift nach und nach in müsigen Stunden abgeschrieben hatte, heisst es in der Vorr. S. VIII, *factum est, ut non pauca haberem, quibus Aristophanes emendari ornarique posset: quare, praemiis officinae Weidmannianae excitatus, quae habebam, autumnalibus praeteritis feriis celerrime disposui.* Erwägen wir ferner, was der Herausgeber wiederholt versichert, dass er das ganze Jahr hindurch *in foro* lebe, dass seine *assiduitas in caussis tractandis* unermüdet, und dass die Literatur so eigentlich seine Sache nicht sey; so ist der Wunsch beynahe unausbleiblich, Hr. *Inv.* hätte einen Freund finden mögen, der ihm wohlmeynend gerathen hätte, dieses Geschäfte einem andern zu überlassen. Wie vieles hätte auch die griechische Literatur durch eine neue Bearbeitung des Aristophanes gewinnen können, und wie sehr wäre gerade jetzt, bey den von dem Herausg. gebrauchten Hülfsmitteln, eine vollkommene Ausgabe des Dichters möglich gewesen, wenn ein wackerer Gelehrter derselben eine Reihe von Jahren gewidmet, die griechischen Scholien gesichtet, und seine Arbeit nicht ohne einen Antheil Aristophanischer Laune unternommen hätte, den wir bey einem solchen Berufe für ein nothwendiges Erfodernis halten.

Hr. *Invernizi* bediente sich zweyer Handschriften des Aristophanes, wovon die eine den Plutus, die Frösche und die Vögel, und die andere alles enthält, was von den Werken des Dichters auf unsere Zeiten kam. Die erste, ein Eigenthum des Cardinals Stephan Borgia, ist auf Papier geschrieben, und reicht nicht über das 14te Jahrhundert. Ihr Werth ist, nach unserm Urtheil, nicht besonders gros. Wir bekennen zwar, dass sie einige gute Lesarten und Berichtigungen des Metrums darbietet: allein für's erste sind die drey genannten Komödien, wozu wir auch die Wolken rechnen, keineswegs die verdorbensten Stücke, und beynahe jede Bibliothek, worinn sich Manuscripte befinden, enthält einige Abschriften derselben, die oft kaum des Vergleichens werth sind. Sodann ist das meiste schon aus anderen Quellen bekannt, und findet sich neben einer Menge neuer Vorzüge in der zweyten Handschrift, die in jeder Rücksicht der vortrefflichste Codex ist, welcher unsers Wissens von dem Aristophanes bisher gebraucht wurde. Er gehört dem Camaldulenserkloster *Classe* bey Ravenna, (weshalb ihn der Herausg. *liber Ravennas* nennt) und besteht aus lauter Pergamentblättern. Cyrillus Martini stellte ihn in das 10te Jahrhundert, und Hr. *Inv.* folgt dieser Zeitbestimmung auf dem Titelblatt. In der Vorrede S. VIII. schreibt er: *Liber Ravennas vetustissimus est, eumque ad octavum nonumve saeculum pertinere, facile quisque intelligit.* Allein die Gründe desselben überzeugen uns nicht: auch die beygefügte Schriftprobe lässt kein so hohes Alter erwarten. Inzwischen glauben wir als ausgemacht annehmen zu können, dass der liber Ravennas sehr alt ist, und schätzen ihn auch aus dem Grunde als eine vorzügliche Seltenheit, weil er alle übergebliebenen Stücke des Aristophanes unverstümmelt enthält; ein Umstand,

der uns von keinem andern Manuscripte des Dichters bekannt ist. Diese treffliche Handschrift liess Hr. *Inv.* mit Ausnahme der offenbarsten Schreibfehler, die er nach dem Brunckischen Texte berichtigte, wörtlich abdrucken, und behielt sogar die Ordnung bey, in welcher die Stücke in dem Codex auf einander folgen. Seine unter dem Text stehenden Anmerkungen zeigen die gemeine Lesart und Bruncks Verbesserungen an, die, sobald der Codex mit dem gewöhnlichen Texte zusammenstimmt, grösstentheils verworfen, und bisweilen in einem Tone abgewiesen werden, den der Herausg. gegen ein kritisches Genie vom ersten Range, und einen Kenner der alten Metrik, wie es unter den jetzt lebenden Sterblichen wenige giebt, keineswegs hätte anstimmen sollen. Die Anhänglichkeit desselben an den liber Ravennas ist deswegen gut, weil der Codex gut ist; allein sie sollte durch sogenannte innere Gründe unterstützt werden, und von einem kritischen Urtheile begleitet seyn, dessen Spuren wir überall vermissen. Denn Hr. *Inv.* zieht die Lesart seiner Handschrift dem bisherigen Texte vor, (wenn sie nicht ein augenscheinliches Versehen des Schreibers ist,) blofs weil sie die Lesart seiner Handschrift ist; daher so viele Anmerkungen ungefähr also lauten: *Sic Rav. liber, non probo itaque emendationem Brunckii*, oder: *Ita Rav. liber, sollicitandus ergo non est hic locus* u. dgl. Rec., welcher die gegenwärtige Ausgabe mit vielem Fleisse gelesen, und ihren Text sorgfältig geprüft hat, ist im Stande den Lesern dieser Blätter eine detaillirte Anzeige von der Güte der Ravenner Handschrift zu machen, und wird seine Beyspiele vornehmlich aus solchen Stücken wählen, wovon die Manuscripte selten sind, und deren Text auch in der Brunckischen Ausgabe noch hin und wieder verdorben ist.

I. Eine der besten Eigenschaften der Handschrift von Ravenna ist die Vollständigkeit und häufige Ergänzung kleiner Lücken, wodurch die gewöhnlichen Ausgaben des Aristophanes verunstaltet werden. Brunck tilgte bereits einen Theil dieser Flecken mit Hülfe eines Augsburger und mehrerer Pariser Manuscripte. Er supplirte z. B. folgende Verse, Vesp. 766. Acharn. 152. Lysistr. 409 und 902. Thesmophor. 915. Nub. 384. Alle diese unstreitig von Aristophanes herrührenden Verse finden sich auch in dem Ravenner Codex, der überhaupt das meiste bestätigt, was Brunck nach Handschriften in den Text nahm. Derselbe Codex ergänzt aber auch solche Verse, von denen Brunck keine Kenntniss hatte, z. B. in den Ecclesiazusen folgenden Senarius:

Πέττουσι τοὺς πλακοῦντας, ὥσπερ καὶ πρὸτοῦ,

welcher nach V. 223 d. Brunck. Ausg. einzuschalten ist, und wegen des gleichlautenden Ausganges mehrerer Senarien in ὥσπερ καὶ προτοῦ von den Abschreibern vernachläsigt wurde. In dem *Frieden* muss Trygaeus den Hierocles nach den Worten πρίν κεν λύκος οἶν ὑμεναιοῖ V. 1076. unterbrechen, und der Handschr. v. Rav. zufolge die Frage dazwischen werfen:

Καὶ πῶς, ὦ κατάρατε, λύκος ποτ' οἶν ὑμεναιοῖ;

Die Worte ποῖ, ποῖ φεύγεις und οὐκ αἱρήσεις, die Brunck Thesmoph. v. 1093 f. den Euripides nach einer blofsen Vermuthung wiederholen läfst, stehen wirklich in dem Codex v. Rav., welcher auch den in allen Ausgaben und Handschriften mangelhaften Schlusschor des Friedens ergänzt, indem er dem Trygaeus am Ende des Stücks folgende Worte in den Mund legt:

Ὦ χαίρετε, χαίρετ' ἄνδρες,
κἂν ξυνέπησθέ μοι,
πλακοῦντας ἔδεσθε.

II. Offenbar sinnloser und ungereimter Stellen gab es in dem Aristophanes sehr viele, ehe Brunck den Text mit der Fackel der Kritik beleuchtete. Nicht selten werden daher die Verbesserungen dieses grossen Kritikers von dem guten Ravenner Manuscr. bestätigt. Der gemeine Text in den Wespen v. 703. βούλονται γάρ σε πένητ' εἶναι καὶ τούτων ἕνεχ' ἔρρωσο ist schlechterdings unverständlich. Brunck verbesserte zum Theil nach einer Handschrift, zum Theil *ex ingenio*: καὶ τοῦθ', ὧν οὕνεχ', ἐρῶ σοι (*idque, qua gratia, eloquar dicam tibi*), und gerade so liest die Handschr. v. Rav. nur mit dem Unterschiede, dass sie ihrer beständigen Schreibart εἵνεκα für οὕνεκα auch in dieser Stelle getreu bleibt. Oefters sind die Vermuthungen Bruncks mehr scharfsinnig, als wahr. In den Ecclesiazusen, deren Text unter allen Komödien der verdorbenste ist, sagt ein Mädchen, die ihren Liebhaber erwartet, v. 911 οὐχ ἥκει μου τοὖρος (*non venit mihi urina*, wie Faber übersetzt), μόνη δ' αὐτοῦ λείπομαι. Man begreift schwer, warum das arme Mädchen an der ischurie leidet. Hr. Brunck änderte: οὐχ ἥκει μοι ταὖρος, ein ächt Aristophanischer Einfall. Der Cod. v. Rav. gibt die Lesart: οὐχ ἥκει μοὐ ταῖρος, *non venit meus amicus*, und die Schwierigkeiten sind mit einem Male gehoben. — Den V. 1163 der Wespen ἐς τὴν τι... μίαν ἀποβιβάζων τὸν πόδα übersetzt Brunck: *in unum solum me cogis deferre pedem*, ohne eine Aenderung des ungeschickten Textes anzuzeigen. Die Handschr. v. Rav. liest deutlich: ἐς γῆν πολ. κ. τ. λ. Eine ... Mangel der wahren Lesart bis jetzt gar nicht verst... dene Stelle ist Eccles. v. 921 ff. Ein altes Weib und ein Mädchen sind in folgender Unterredung begriffen. *Das Mädchen:* Zu dir kömmt doch keiner der vorübergehenden Männer eher, als zu mir. *Die Alte:* Zu mir kömmt keiner wenigstens, um etwas von zu tragen. (Der Scholiast bemerkt, ὅτι τὴν ... ἐκφέρουσι τὴν οὐσίαν οἱ ἐρώμενοι). *Das Mädchen:* Das ist in der That etwas neues, καινόν γ', ὦ σαπρά. *Die Alte:* Ganz und gar nicht, οὐ δῆτα. *Das Mädchen:* Was vermag ein altes Weib über etwas neues zu sprechen? τί γὰρ ἂν γραῒξ καινά τις λέγοι. *Die Alte:* Mein Alter wird dir nicht beschwerlich werden. Das Wortspiel mit dem Ausdruck καινόν, ohne welches die Stelle keinen passenden Sinn gibt, wird ganz allein von der Rav. Handschr. erhalten. Der gemeine Text sagt: τί γὰρ ἂν γραῒ τάλαινα τις λέγοι, wofür Brunck nach einer etwas gewagten Conjectur τί γὰρ ἂν γραΐ κατάσαπρά τις λέγοι liest, ohne der Wahrheit näher zu kommen.

III. Da man den Text des Ariſtophanes nicht leicht ohne Rand- und Interlinearglossen abgeſchrieben hat, ſo trat bey dem häuſigen Copiren bisweilen der Fall ein, daſs die Gloſſe von den Abſchreibern in den Text geſetzt wurde, und den Ariſtophaniſchen Ausdruck verdrängte. Die Handſchr. v. Rav. liefert in dieſem Puncte zur Wiederherſtellung der ächten Lesart manchfaltige Materialien, und gibt Gewiſsheit, wo Brunck ſich mit bloſsen Vermuthungen behelfen muſste. In den Weſpen v. 984 leſen alle Ausgaben τῆς φάκῆς πεπλησμένος, der Cod. v. Rav. τ. φ. ἐμπλήμενος, woven πεπλησμένος die Erklärung iſt. Siehe Brunck zu V. 1127. Eccleſ. 56 und anderwärts. Für das Zeitwort εισιέναι Nub. v. 996, das überall gefunden wird, wählte Brunck aus dem Suidas das ſchönere εἰσάττειν, und die Handſchr. v. Rav. bekräftigt dieſe Wahl. Kurz vorher v. 994 heiſst es in dem Brunck. Texte: καὶ μὴ περὶ τοὺς σαυτοῦ γονέας κακοεργεῖν. Allein der attiſche Dialect liebt die Contractionen; man muſs daher mit dem Rav. Cod. σκαιουργεῖν leſen, wovon κακοεργεῖν oder κακουργεῖν, wie fälſchlich in den Handſchriften ſteht, die Gloſſe iſt. Das Zeitwort σκαιουργεῖν fehlt in den Wörterbüchern; σκαιούργημα kennt der Rec. aus dem Tzetz. Chil. III. S. 43. Beſonders angenehm iſt die Berichtigung der älteſten Handſchrift im 1131ten Vers des Friedens, εὐλαβεῖσθ' ἐκεῖνον τὸν Κέρβερον καὶ δεδίττεσθε, den man ſchwerlich für einen tetrameter trochaicus erkennen wird. Die Muthmaſsungen der Kritiker leiſten kein Genügen. Aus dem Cod. Rav. erhellet, daſs δεδίττεσθε die Erläuterung von εὐλαβεῖσθε iſt, und daſs der Vers alſo laute:

Εὐλαβεῖσθε νῦν ἐκεῖνον τὸν κάτωθεν Κέρβερον.

IV. Die Erhaltung attiſcher Formen und Wendungen, an deren Stelle die Abſchreiber bisweilen das Gemeine und Bekanntere ſetzten, iſt ein nicht minder groſser Vorzug der Handſchr. von Rav. Bruncks Vermuthung ἐπεπόνθη für ἐπεπόνθειν Eccleſ. 650 wird mit vielen anderen von dem Codex beſtätiget. Den attiſchen Vocativ αὕτη, wofür die Ausgaben ἤδη leſen, hat derſelbe in den Vögeln her v. 1243. Eccleſ. v. 87 lieſt er κλάων γε σὺ anſtatt des verderbenen κλάω, wodurch ein Atticiſmus zurückgeführt wird, der in dem Ariſtophanes etwas ſelten, deſto häufiger aber in den Plateniſchen Schriften zu finden iſt. Siehe Gorg. Th. IV. S. 13. ὀρθῶς γε λέγων σὺ, Charmid. Th. V. S. 126 καλῶς γε ποιῶν σὺ, vergl. Sympoſ. Th. X. S. 170. Charm. Th. V. S. 112. Läſst der Dichter die redenden Perſonen, einen Lacedaemonier, Megarenſer u. ſ. w. in ihrer eigenthümlichen Mundart ſprechen, ſo bietet auch hier die Handſchr. v. Rav. zur Berichtigung derſelben manches dar. Sie beſtätigt z. B. die Vermuthungen Koens Lyſiſtr. v. 171 u. 173 πλαδδιῆν f. πλαδδιῶ, und ἔχωντι f. ἔχοντι. — Theſmoph. v. 1184 in der Rede des Scythen, der ungefähr ſo gut Griechiſch ſpricht, als die Franzoſen in unſeren Komödien Deutſch reden, verwandelt der Codex den gemeinen unverſtändlichen Text σκέψαι τὸ σκύτο μήτι μικτὸν παίνεται in σκέψαι τὸ πόστη· μή τι μικτὸν παίνεται, das iſt σκέψαι τὴν πόσθην· μή τι μικρὰ φαίνεται; und man muſs erſtaunen, daſs Brunck auch hier die Wahrheit ohne Beyhülfe einer Handſchrift gefunden hat. — Das Seltnere wird überhaupt von den Abſchreibern häufig mit dem Gewöhnlichen vertauſcht. Der Cod. v. Rav. gebraucht daher öfters den Dualis anſtatt des Pluralis. Er ſchreibt Veſp. v. 52. δύ' ὀβολὼ für δύ' ὀβολοὺς, Eccleſ. v. 265 τὼ σκέλη für τὰ σκέλη, in den Vögeln v. 318 ἀφίχθον für ἀφίκοντο, wo Bruncks Conjectur den Dualis glücklich traf u. ſ. w. Am häufigſten bringt er aber die *verba bicompoſita* zurück, an deren Vertilgung die Abſchreiber des Ariſtophanes, wie Brunck öfters erinnert, eine beſondere Freude hatten. So ἐξαποθνήσκειν für ἀποθνήσκειν in den Vögeln v. 1656, ὑπαποκινεῖν für ὑποκινεῖν ebendaſ. v. 1011, προσαποπέμπειν für προσπέμπειν Plut. v. 999 u. a. m. Das letzte Bicompoſitum hat in den Wörterbüchern noch keine Stelle gefunden.

V. Ein Umſtand, welcher das Verſtehen der Ariſtophaniſchen Werke hin und wieder erſchwert, iſt die von den Abſchreibern zuweilen verwirrte Ordnung der redenden Perſonen. A ſpricht, was B ſprechen ſollte, B was C u. ſ. w. Wir begnügen uns hier mit der bloſsen Anzeige folgender Stellen, in welchen die Ausgaben von der Handſchrift gebeſſert werden, Lyſiſtr. v. 1216 ff. Veſp. v. 629 ff. da wir uns, ohne allzu weitläuftig zu werden, in keine Erörterung des Zuſammenhangs einlaſſen können.

VI. Der gröſste Gewinn der Handſchr. v. Rav. iſt die Berichtigung des Metrums, und die Wiederherſtellung der beſonders in den Chören, durch die Schuld der Abſchreiber, oft ſchlechterdings unkenntlich gewordenen Versarten. Bruncks Verdienſte ſind in dieſem Stück ausnehmend groſs, und man wird mit wahrer Hochachtung für das kritiſche Genie deſſelben erfüllt, wenn man die häufige Uebereinkunft wahrnimmt, welche zwiſchen der Handſchrift und ſeinen Vermuthungen Statt findet. Neben ihm darf in dieſer Rückſicht nur der Engländer *Dawes* genannt werden: alle übrigen Bearbeiter des Ariſtophanes leiſteten in der Metrik äuſſerſt wenig. Wir führen einige Beyſpiele an, in welchen Bruncks glückliches Talent beſonders anſchaulich wird. In dem Senarius: πόθεν οὖν γένοιντ' ἄν μοι πλάται; πόθεν; Theſmoph. 771. fehlt ein ganzer Fuſs. Brunck verwandelt μοι in ἄθλίω, und der Cod. v. Rav. ſtimmt vollkommen bey. Ebendaſ. v. 879, wo der nämliche Fall iſt, ſchreibt Brunck in gleichem Einverſtändniſs mit der Handſchrift: πείθει τι, ὦ μέλε, τῷ κακῶς ἀπολουμένῳ. In den Rittern iſt v. 881, wie er insgemein lautet, ein tetrameter acatalectus, den Ariſtophanes nirgends gebrauchte. Brunck ändert, wie man in der Handſchr. lieſt: τουδὶ δ' ὁρῶν ἄνευ χιτῶνος ὄντα τηλικοῦτον. Auch die Muthmaſsungen des Engländers *Dawes* werden öfters von dem alten Codex beſtätigt, z. B. folgende Berichtigung im Plutus v. 816. ὁ δ' ἰπνὸς γέγον' ἡμῖν ἐξαπίνης ἐλεφάντινος, worüber die Meynungen der Kritiker bisher ſehr getheilt waren. Stellen, in welchen Brunck das Metrum berichtigte, aber die Hand des Ariſtophanes *nicht* erreichte, ſind folgende: Eccleſ.

 v. 665

v. 666 οὐχ ὑβρίσεται φαύλως οὐδεὶς οὕτως τῇ γαστρὶ κολασθείς. So Brunck. Der Cod. v. Rav.: οὐχ ὑβρίσεται φαύλως οὕτως αὐθις τῇ γ. κ. Dahin gehören auch Thesmoph. 60. Vesp. 1073. Eccles. 70 u. a. m. Die Wiederherstellung der wahren Abtheilung der Verse in den Chören ist ein vorzügliches, und ohne Widerrede das schwerste Geschäfte der Aristophanischen Kritik. Brunck that nach eigenen Einsichten manches, jedoch bey weitem nicht alles, was mit Hülfe der Ravenner Handschrift gebessert werden kann. Die beiden Halbchöre der Ecclesiazusen v. 289 bis 310 des Brunck. Textes, sind in allen Ausgaben in dem Grade verdorben, dass man keine Verse zu lesen glaubt. Dawes versuchte eine neue Abtheilung der Zeilen, die schon deswegen misslang, weil man nach καθῆντο λαλοῦντες, v. 302 die Worte ἐν ταῖς στεφανώμασι einschalten muss, wovon er sich nichts träumen liess. Brunck hielt jede Aenderung ohne Manuscript für Verwegenheit. Nach der Handschr. v. Rav. besteht ein jeder der Halbchöre aus 22 Zeilen, die sich als versus antistrophici genau entsprechen, und wodurch die Zahl der Verse um 22 vergrössert wird. Wir würden dieselben hier abdrucken lassen, wenn uns nicht der enge Raum dieser Blätter im Wege stünde; doch bemerken wir, dass die Brunckische Verbesserung Χαριτιμίδη für Χάριτι μία v. 293 in der Handschrift vorhanden ist. Aehnliche Berichtigungen liefert der Cod. v. Rav. in den Thesmoph. Wespen und anderwärts: daher der Invernizische Text dieser Stücke aus einer grössern Anzahl Verse besteht, als der Text aller übrigen Ausgaben; weil es eine gemeine Sitte der Abschreiber war, mehrere kleine Zeilen in eine lange zusammen zu schreiben.

(*Der Beschluss folgt.*)

* * *

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Leipzig, b. Rein: *Beicht- und Communionbuch für Freunde und Verehrer Jesu*, von *J. P. Voit*, 2te verb. Aufl. 1797. 295 S. 8. (16 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Dorifords einfache Geschichte*, aus dem Englischen. 2te Ausg. m. e. Kupfer. 1797. 1 B. 160 S. 2 B. 182 S. 3 B. 160 S. 4 B. 132 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Stuttgardt, b. Steinkopf: *Interessante Nachrichten von des berüchtigten Johann Paul Marats Leben und Tod mit einer kurzen Geschichte seiner Mörderin Charlotte Corday.* Nebst Marats Portrait und einer Karrikatur. Neue Aufl. 1794. 134 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Erlangen*, b. Walther: *Chemische Betrachtung der Lohgerberey*, insbesondere der vom Hn. *Armand Seguin* in Frankreich neuerfundenen Methode, das Leder in wenig Tagen zu gerben, von D. *Friedrich Hildebrandt*, Königl. Preuss. Hofrathe, der Arzneygel. und Chemie ordentl. öffentlichen Lehrer u. s. w. 1795. 64 S. 8. (4 gr.) Hr. *S.*, welcher sich schon mehrere Jahre mit Versuchen zur Verbesserung der Lohgerberey beschäftigte, verdoppelte theils aus eignen Triebe, seinem Vaterlande nützlich zu werden, theils durch den Wohlfahrtsausschuss aufgemuntert, seine Bemühungen — und brachte es (öffentlichen Nachrichten zufolge) dahin, dass er ein Kalbfell in zwey, und ein Ochsenfell in 14 Tagen gahr machte, — da doch jenes nach der alten Manier, 10—14 Wochen, und dieses über ein Jahr Zeit erfoderte. Das Verfahren des Hn. *S.* soll hauptsächlich darauf beruhen, dass zum Abhaaren und Aufschwellen der Häute, statt des Kalks, eine mit schwacher Lohbrühe vermischte schwache Schwefelsäure, und zum Gahrmachen, statt der gewöhnlichen eine mehr verstärkte Lohbrühe angewendet werden soll. Auf Veranlassung des Hn. Ministers *von Hardenberg* prüfte der Vf. dieses Verfahren, er suchte sich zu überzeugen: ob sehr starke Lohbrühe die Häute in wenigen Tagen gahr machen könnte? Bey einem schon enthaarten Kalbfelle konnte dieses unter drey Tagen, binnen welcher Zeit es drey frische Lohbrühen erhalten hatte, doch nicht bewirkt werden; — wiederholte Versuche lieferten das nämliche Resultat. Ein Stück Ochsenfell, das mehrere frische Lohbrühen erhalten hatte, war noch nach 28 Tagen nicht als Sohlenleder zu gebrauchen; — es war nach dem Trocknen noch steif und brüchigt, und erfoderte durchaus, dass es zwischen frischer Lohe gepresst und täglich mit etwas frischer Lohbrühe übergossen wurde. Durch dieses Verfahren erhielt es erst binnen 8 Wochen seine völlige Gahre. Hr. *H.* prüfte nun auch das Verfahren des *Seguin*, ob die Schwefelsäure die Abhaarung geschwinder bewirkte als der Kalk? Er brachte zwar ein Kalbfell, in dem mit $\frac{1}{18}$ dieser Säure vermischten Wasser, binnen drey Tagen zum Aufschwellen; aber die Haare gingen nicht los, — sie wurden im Gegentheil noch fester. Ein gleiches geschahe, unter allen möglichen versuchten Abänderungen der Proportion der Säure mit dem Wasser; — es folgt also hieraus, dass die Schwefelsäure zu diesem Behuf mehr schädlich als nützlich sey, und dass der Kalk immer noch das Mittel bleibe, welches das Abhaaren am geschwindesten bewirke, und das Leder zur Gerbung vorbereite. Wenn man guten frischgebrannten, und also ganz Kohlensäure freyen Kalk anwende, und die Grube mit einem genau schliessenden Deckel für den Beytritt der Luft wohl verwahre; so sey es überflüsig, das Leder länger als 14 Tage in dem Kalke liegen zu lassen — und es werde dann allerdings viele Zeit erspart. Ein auf diese Weise abgehaartes und vorbereitetes Kalbfell, wurde von einem dortigen Gerber, mittelst der starken Lohbrühe, binnen drey Tagen vollkommen gahr gemacht. — Noch versuchte der Vf. einige andere Ingredienzen, als: die Blätter der Eiche, die Rinden der Bruchweide und des Faulbaums, und die Wurzel des Wasserampfers, und fand sie als Surrogat der Lohe sämmtlich zum Gerben des Leders brauchbar — schade! dass derselbe nicht auch die Rinde des wilden Castanienbaums (*Aescul. hippocast.*) zu diesen Versuchen mit angewendet hat; denn von dieser Rinde und ihren fäulnisswidrigen Eigenschaften hat Rec. die besten Erfahrungen in dergleichen Geschäften gemacht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19. Julius 1797.

PHILOLOGIE.

LEIPZIG, in d. Weidmannischen Buchh.: ΑΡΙΣΤΟΦΑΝΟΥΣ ΚΩΜΩΙΔΙΑΙ, *Aristophanis Comoediae* auctoritate libri praeclarissimi saeculi decimi emendatae a *Philippo Invernizio*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir haben bisher die guten Eigenschaften der Handschrift von Ravenna auseinandergesetzt, und wie wir glauben, hinlänglich dargethan, dass sie ein vorzügliches Hülfsmittel sey, den Text des Aristophanes auf seine ursprüngliche Reinheit zurückzuführen. Manches Guten konnten wir nicht erwähnen, weil es sich unter keine unserer sechs Rubriken bringen liess. Hier bemerken wir noch, dass bisweilen auch die Vermuthungen *Küsters* und *Berglers*, z. B. der Vorschlag des ersten κατείχη für κατέπτη Ecclef. v. 493, und die Verbesserung des letzten ἐκκέας für οὐκ ἐᾳ Iren. v. 1133. von derselben bestätiget werden. Inzwischen da es keinen Codex eines Schriftstellers aus dem Zeitalter des Aristophanes gibt, (und gehörte er auch in eines der frühesten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung) worinn sich nicht bey einer Menge guter Lesarten viele falsche und verdorbene fänden, so müssen wir auch die Fehler der Ravenner Handschrift in Erwägung ziehen, wovon Hr. Inv., wie oben bemerkt wurde, die gröbsten und handgreiflichsten nach der Brunck. Ausg. berichtigte. Er hätte freylich seine Sache schlechter machen können, wenn ihm eingefallen wäre, den Codex, wie er in seine Hände kam, abdrucken zu lassen; würde jedoch auch bey einem solchen Verfahren das Beyspiel anderer Gelehrten für sich gehabt haben. Macht es doch der Hr. Prof. *Alter* in Wien nicht besser, wenn er die Handschriften der dortigen Bibliothek um etliche guter Lesarten willen, von Wort zu Wort abdrucken läßt, und am Ende seiner Ausgaben in fingerdicken Verzeichnissen, die er *vitia Codicis* überschreibt, dasjenige nachträgt, was die Ausgaben bereits besser haben. Gleichwohl liess Hr. *Inv.* aus Vorliebe für seine Handschrift manches stehen, was nicht allein Brunck, sondern auch die früheren Ausgaben des Dichters gebessert haben. In den Fröschen v. 18 des Invern. Textes sagt Bacchus, nachdem sein Diener einen plumpen Einfall zur Welt gebracht hatte: ὅταν τούτων τῶν σοφισμάτων ἴδω, πλὴν ἢ ᾽νιαυτοῦ πρεσβύτερος ἀπέρχομαι. Was soll man dem Wörtchen πλὴν für eine Bedeutung geben? πλεῖν, die Lesart der Ausgaben ist doch ohne Widerrede das richtige. Vergl. v. 91 πλεῖν ἢ σταδίω λαλιστέρα. — Equit. v. 147. lesen alle Ausgaben ἀλλ᾽ ὁδὶ προσέρχεται, ὥσπερ κατὰ θεῖον, εἰς ἀγορὰν; Hr. *Inv.* und seine Handschrift καταθείων, ungeachtet selbst das angeführte Scholion der letztern, τοὺς ἐξαίφνης φαινομένους οὕτως ἔλεγον κατὰ θεῖον ὦφθαι, die gemeine Lesart voraussetzt. In der Anrede der Praxagora an die Laterne Ecclef. v. 17 muss ξυνείσει anstatt συνοίσει gelesen werden, wie Bergler schon bemerkte. Hr. *Inv.* behält συνοίσει bey. Er zieht sogar die erbärmliche Lesart Καρχηδόνα Equit. 174 und 1303 der bessern Χαλκηδόνα vor, und ist für alle Gründe taub, die Palmer zur Empfehlung der letzten vorbringt. (Die Verwechslung Chalcedons mit Carthago war um so leichter, da erstes in den ältesten Zeiten Καλχηδὼν, nicht Χαλκηδὼν geschrieben wurde. Siehe *Eckhel doctr. num. vet.* To. II. p. 411.). Oefters bedurfte es nur einer kleinen Aenderung der Handschrift, um die wahre Lesart ausfindig zu machen. Ecclef. v. 32 sagt Praxagora nach dem Invern. Texte: ἐγὼ δὲ γ᾽ ὑμᾶς προσδοκῶσ᾽ ἐγρηγορεῖν. Allein was ist ἐγρηγορεῖν? Unstreitig wollte der Abschreiber ἐγρηγόρειν schreiben. Ebendas. v. 780 hebt der Cod. v. Rav. alle Schwierigkeiten durch die Lesart γνώσει δ᾽ ἀπὸ τῶν χειρῶν γε τῶν ἀγαλμάτων; man muss aber mit uns τε in γε verwandeln, wie aus dem Zusammenhange klar zu erweisen ist. Hin und wieder sind ganz ungriechische Lesarten aufgenommen worden. So Vesp. v. 137 τρόπους ἔχων Φρυαγμοσεμνάκους τίνους, wo Brunck aus dem Suidas τινὰς verbessert. Ebendas. v. 577 Φάσκων τὴν Ἑλλάδος ἄρχειν, wo es entweder τῆς Ἑλλάδος, wie Fracinus las, oder τὴν Ἑλλάδος ἀρχὴν heissen muss. Wir bemerken bey dieser Gelegenheit, dass Brunck dem Herausgeber der zweyten Juntinischen Ausgabe, Antonius Fracinus, öfters Unrecht thut, wenn er meint, er habe den Text nach eigenen Vermuthungen umgeändert. Rec. fand in allen diesen Stellen die angeblichen Verbesserungen desselben in der Handschr. v. Rav., die überhaupt mit den Manuscripten, woraus Fracinus seine Ausgabe veranstaltete, nicht selten zusammentrifft. Von den manchfaltigen metris, deren sich Aristophanes bedient, hat Hr. *Inv.* sehr geringe Kenntniss. Er ist in diesem Puncte ein blinder Verehrer seiner Handschrift, und gleicht nach manchen Aeusserungen dem sel. *Reiske*, von welchem Brunck sagt, dass er die ganze Lehre *de re metrica* für eine unsichere und eitle Sache gehalten habe; *quod sane facilius erat*, wie er meynt, *quam doctrinam illam addiscere*. Einen offenbaren Beweis der Unkunde in der Metrik gibt z. B. v. 1319 in den Rittern, welchen die Handschr. v. Rav. bis auf eine Kleinigkeit berichtigt, die Hr. Inv. ungeändert lässt.

Es kann nämlich das Wörtchen τε nach Φέγγος nicht geduldet werden; da der tetrameter anapaesticus also zu scandiren ist:

> Ὦ ταῖς | ἱεραῖς | Φέγγος Ἀ | θήναις | καὶ ταῖς | νήσοις |
> ἐπίκου | ρε.

Was die häufigen Bestreitungen der Brunckischen Einfälle und Aenderungen betrifft, im Fall der Cod. von Rav. die gemeine Lesart unterstützt, so haben wir darüber bereits oben geurtheilt. Weit entfernt, alles dasjenige gut zu heissen, was Brunck nach blossen Muthmassungen an dem Text des Aristophanes zu bessern suchte, behaupten wir sogar, dass er in der Krisis dieses Dichters manchen unrichtigen Canon in Ausübung brachte. Dahin gehört z. B. die Verbannung der attischen Formel τί μαθών, wofür er durchgängig τί παθών schreibt, weil ihm der verschiedene Gebrauch beider Formeln fremd war, den Hr. Prof. *Wolf* zum Demosth. adv. Leptin. S. 348 mit vielem Scharfsinn auseinandersetzt; die Einführung des Optativs für den Conjunctiv des zweyten Aorist nach dem Verbindungswörtchen εἰ, der kein Soloecismus ist, wie unlängst in diesen Blättern erwiesen wurde (A. L. Z. 1797. N. 37); die immerwährende Veränderung des Adverbiums οὐδέποτε in οὐδεπώποτε bey einem Praeteritum, wofür sich keine hinlängliche Gründe anführen lassen, da οὐδέποτε bey den besten Schriftstellern in dieser Verbindung gefunden wird, u. dergl. mehr. Allein es ist empörend, den Herausgeber in seinen Fehden mit Hn. Brunck keine anderen Waffen gebrauchen zu sehen, als das Ansehen der Handschr. v. Rav., die doch nur in solchen Fällen entscheiden kann, wenn man innere Gründe anzubringen weiss, wodurch ihre Lesarten bestätiget werden. Hr. *Inv.* zieht den Ertrag einer guten Handschrift jeder Aenderung *ex ingenio* vor, und er hat gewiss nicht Unrecht. Allein warum verachtet er deswegen die kritischen Vermuthungen überhaupt? Wo gibt es heut zu Tage solche Handschriften, die alle Schwierigkeiten eines so verdorbenen Schriftstellers, wie Aristophanes ist, aus dem Wege räumen? Und würde dazu nicht das Autographon des Dichters, oder doch die ersten Abschriften desselben erfordert, die für uns schlechterdings verloren sind? Vermuthungen werden daher in der Aristophanischen Kritik immer unentbehrlich seyn, und derjenige Gelehrte, der den Dichter einmal studirt, um eine in jeder Rücksicht befriedigende Ausgabe zu liefern, wird auf manches stossen, was Brunck, seine Vorgänger und die Handschrift von Ravenna unberichtigt lassen. Wir zeigen hier eine solche Stelle an, in welcher die Verdorbenheit bey einigem Nachdenken einleuchtend wird. Eccles. v. 383 erzählt Chremes seinem Nachbar Blepyrus, dass er aus der Ecclesia komme, in der er heute eine ungeheure Menge Menschen angetroffen habe. (Die Weiber unter der Anführung der Praxagora hatten sich nämlich in männlicher Kleidung in die Versammlung eingeschlichen.) Πλεῖστος ἀνθρώπων ὄχλος, heisst es,

> Καὶ δῆτα πάντας σκυτοτόμοις ᾐκάζομεν,
> Ὁρῶντες αὐτούς· οὐ γὰρ ἀλλ᾽ ὑπερφυῶς
> Ὡς λευκοπληθὴς ἦν ἰδεῖν ἡ ᾽κκλησία.

So die Brunck. Ausg. Der gemeine Text sagt: καὶ δῆτα πάντες σκυτοτόμοι· εἰκάζ. κ. τ. λ. Nach beiden Lesarten sollte man glauben, der Erzähler vergleiche die weissen Gesichter der Frauenzimmer mit Schustergesichtern. Allein aus v. 432 wird wahrscheinlich, dass τὸ σκυτοτομικὸν πλῆθος die athenischen Männer sind, welche Aristophanes den Gedanken der Rednerin, dass man den Weibern die Staatsverwaltung übergeben müsse, aus dem Grunde beklatschen lässt, um ihre entschiedene Vorliebe für das Neue hervorstechen zu machen. Es ergibt sich demnach die natürliche Vermuthung ᾐκαζόμεθ᾽ ὁρῶντες für ᾐκάζομεν ὁρ. wobey die erste Endung πάντες, in welcher alle Manuscripte zusammentreffen, als richtig beybehalten wird. Der Sinn dieser Aenderung ist: *Wir andere* (die wir gewöhnlich da sind), *wenn wir den grossen Haufen betrachteten, sahen alle wie lauter Schuster aus: so übervoll weisser Gesichter war die Versammlung.*

Nach der Vorrede des zweyten Bandes dieser Ausgabe sollen noch zwey Theile nachfolgen, in welchen Hr. *Inv.* die Fragmente des Aristophanes, die Indices und die erklärenden Anmerkungen früherer Bearbeiter des Dichters beyfügen will. Wir wünschen sehr, dass dieses nicht geschehen, oder wenigstens diese künftig niemand, der sie nicht braucht, mit zu kaufen genöthigt werden möge, weil der genannte Apparat bereits in den Händen des Publicums ist, und die guten Lesarten der Handschrift von Ravenna, worin der ganze Werth der gegenwärtigen Ausgabe besteht, fürwahr um einen theuren Preis erkauft würden, wenn man sich desshalb ein grosses Werk in vier Bänden anschaffen müsste. Das einzige, was Hr. *Inv.* noch unternehmen könnte, wäre ein nach dem Cod. v. Rav. berichtigter Abdruck der griechischen Scholien, wenn anders diese dem Text der Handschrift an Güte gleich kommen, und die vielfachen Fehler des gedruckten Scholiasten verbessern. In den wenigen, bey einzelnen Versen angeführten Bruchstücken sind uns einige Unrichtigkeiten vorgenommen. Eccles. v. 48 heisst es z. B. κατὰ σχολήν] ἀντὶ τοῦ μόλις ἢ ἀφορῇ τι. Die beiden letzten Worte möchten schwerlich einen Sinn haben, und müssen wohl in ψοφητὶ verwandelt werden. Ebendas. v. 66 ist πρὸς ξυρὰ wahrscheinlich verdorben, und πρὸς (τὸ) ξυρὰν an dessen Stelle zu setzen. Endlich bemerken wir noch, dass der Herausgeber Varianten einiger Handschriften der Vaticanbibliothek besitzt, und namentlich vom Pseudo-Orpheus und von dem Scholiasten des Apollonius Rhodius, woraus er hin und wieder etwas anführt. Der erste Codex ist nach allen beygebrachten Proben ein elendes Geschmier, und man begreift schwer, wie Hr. *Inv.* (Th. II. S. 141) nach demselben citiren könne, da jede Abweichung eine Verschlimmerung der gemeinen guten Lesart ist. Dagegen verdienen die Vaticanischen Scholien des Apollonius Rhodius grosse Aufmerksamkeit, und wir zeigen aus denselben die Berichtigung eines Fragmentes von Sopho-

Sophocles an (Th. II. S. 27. ed. Brunck.), an dessen Wiederherstellung Grotius, Scaliger, Valckenaer und Brunck vergeblich arbeiteten. Der Chor in den 'Ριζοτόμοις ruft nach dem bisherigen Texte des Scholiasten (ad l. III. v. 121.) die Hecate bey einer uns unbekannten Gelegenheit also an:

γῆς νιόνσ'
ἱερὰς τριόδους, στεφανωσαμένη
δρυσί, καὶ πλείστοις
ὤμων σπειρήμασι δρακόντων.

Die letzten Worte sind verdorben, und werden von dem Cod. Vatic. also gebessert: καὶ πλείστους ὤμους σπειροῦσι δράκοντες, *multosque humeros spiris circumdant dracones.*

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Langhoff: *Dialogen des Küsters Ehrentraut mit den Honoratioren seines Dorfes*, voran des seligen Küsters Lebenslauf. I. Theil. 1796. 366 S. 8. (1 Rthlr.)

Ehrentraut war der natürliche Sohn des Grafen Moriz, Erb-, Lehn- und Gerichtsherren auf Kalenberge, der ihn (da seine Mutter an der Geburt starb) bey braven Bauersleuten bis in das zehnte Jahr austhat, sodann zu sich nahm (ohne ihm ihr gegenseitiges Verhältnifs zu entdecken), um ihn zu seinem Bedienten zu erziehen. Er liefs ihn daher lesen, schreiben und rechnen lehren; und da der Junge sehr gerne in der Schlossbibliothek herumkramte und ihm Graf Moriz dies zuliefs, so wurde er bald so gelehrt, dafs er oft mit dem Dorfpastor disputiren konnte. Nachdem Ehrentraut 20 Jahre alt geworden war, nahm ihn Graf Moriz mit auf Reisen, wo er seine durch Lesen gesammelte Kenntnisse verlebendigte, berichtigte und erweiterte, indem er seine vorzüglichste Aufmerksamkeit auf Natur und Menschen richtete. Am Ende seiner Reise zog Ehrentraut aus allen Bemerkungen, die er über Tausende von Menschen gemacht hatte, das Resultat, (welches jeder Mann von Erfahrung richtig finden wird) „dafs die Menschen *allenthalben* dieselben wären, er möchte sie als Erwachsene oder als Kinder betrachten. Die Kinder fand er überall natürlich, gutherzig und in alle Formen giessbar; die Erwachsenen aber der Natur untreu geworden, verschraubt, und in die Form gewisser, an ihrem Orte und in ihrem Lande herrschender Vorurtheile so tief und fest eingegossen, dafs sie nicht wieder herauszuschmelzen wären." Dies erweckte bey ihm den Entschluss, den gröfsten Theil seines Lebens in der Kinderwelt zuzubringen und sich dem Erziehungsgeschäfte zu widmen. Zu dem Ende schickte ihn Graf Moriz nach R.(ekahn), wo er einige Jahre blieb und sich zu einem vortrefflichen Kinderlehrer bildete. Und als um dieselbe Zeit der Küster zu Kalenberge starb, so machte ihn Graf Moriz zum Küster, wo er das Schulamt vortrefflich und mit Erfolg verwaltete. Während dieser Zeit hielt er oft mit den Honoratioren seines Dorfes Unterredungen, von welchen dieser Band sieben enthält, nämlich: 1) Mit Hn. Grafen Wenzel über die Religion. 2) Mit der Frau Gräfinn, über Erziehung. 3) Mit dem Justitiarius, über Processe, Richter und Advocaten. 4) Mit dem Amtmann, über die Schädlichkeit grosser Pachtungen. 5) Mit dem Förster, über die Jagd. 6) Mit des Amtmanns Frau, über Reichthum und Geldliebe. 7) Mit der Frau des Justitiarius, über die Spielsucht. (Ueber alle diese Gegenstände äussert sich Ehrentraut in einem fafslichen und guten Vortrage und den bessern Einsichten unserer Zeit gemäfs; nur scheint er seinen Eifer für die Bevölkerung (S. 205 etc.) ein wenig zu weit zu treiben; auch das Verhältnifs der Bauern zu den übrigen Bürgern ist (S. 241 etc.) verschoben; denn ob es gleich wahr ist, dafs ohne die Produkte des Bauers weder Unterhalt noch Beschäftigung des Handwerkers und Künstlers statt finden kann, so bleibt es eben so wahr, dafs der Bauer ohne die Hülfsmittel und ohne die Consumtion der Handwerker und Künstler etc. ein *gar klägliches* Geschöpf wäre. Besonders wohl gefiel uns der siebente Dialog, wo er die Schändlichkeit der Spielsucht eben so wahr als rührend zeigt: Rec. kann sich nicht enthalten ein paar Stellen aus diesem Dialogen abzuschreiben, welche des Vf. Denkungsart charakterisiren; auch wünscht er herzlich, dafs diese und ähnliche Stellen bey allen Eingang finden mögen, welche sich des Zeitmordes durch Spiel schuldig machen. S. 320. „Die Spielsucht ist „wirklich so arg, dafs das gesellschaftliche Leben „jetzt häufig fast unter aller Kritik ist." Auf die elende Ausflucht: es würde schön über andere Leute hergehen, und man hätte nur Langweile, wenn das Spiel nicht wäre, antwortet er S. 326. sehr verständig: „Eine schöne Ehre wärs sonach, wenn jemand „einer ganzen Gesellschaft ein Spiel offerirte. Er „sagte ihr folglich gleichsam damit: — Dieweil und „sintemal ihr alle so unwissend seyd, dafs man kein „vernünftiges Wort mit euch sprechen kann, und „ihr, wenn ihr ja den Mund aufthut, nichts als bösen Leumund sprecht: so — wollen wir lieber eins „spielen." — S. 331. „Können *menschliche* Wesen für „die allein sich die Natur so festlich schmückt, es ver„antworten, wenn sie den Anblick ihrer majestäti„schen Herrlichkeit gegen den Anblick bemahlter Kar„tenblätter vertauschen? Wie unzählig viel würdige „Gefühle gehen dadurch für sie verloren, die ihre „Herzen auf das edelste stimmen und Harmonie un„ter allen ihren Trieben stiften würden, statt dafs „durch Spielen Disharmonie unter diesen entsteht „und das Herz verstimmt wird." — S. 335. „Tagtäg„lich nun mehrere Stunden zu einer Beschäftigung „aussetzen, von der wir selbst überzeugt sind, dafs „sie nichts zu unserer Veredelung beytrage, ist durch„aus gegen unsere Bestimmung etc."

Zürich, b. Orell u. Comp.: *Joh. Caspar Lavaters Vermächtnifs an seine Freunde;* gröfstentheils Aus-

Auszüge aus seinem Tagebuche vom Jahre 1796. 1796. 312 S. 12. (16 gr.)

Da Hr. Lavater glaubt (S. 5.) „dass er nicht lange „mehr auf dem Schauplatze, wo nur Schatten und „Träume einander zu begegnen scheinen, — verwei„len werde; so möchte er das Eine oder das Andere „in die Hand seiner Freunde legen, wovon er ohne „alle Unbescheidenheit hoffen darf, es werde ihnen „interessant und nützlich seyn." Dies glaubt er am besten zu erreichen, wenn er Stellen aus seinem Tagebuche, aus seinen Briefen an Freunde und aus den Briefen der Freunde an ihn etc. mittheilt. Diese 312 S. gehen übrigens nur vom 1—21. Jan. 1796. Da dieses Vermächtniss vom Vf. ausdrücklich nur für Freunde bestimmt ist, so glaubt Rec. sich der Mühe einer ausführlichen Anzeige überheben zu können, und hofft die profanen Leser der A. L. Z. durch ein paar Stellen hinlänglich mit dieser Schrift bekannt zu machen. S. 22. aus einem Brief an mich: „Es scheint nicht, dass der Abfall vom altevangelischen Christus unsern Freund N. in N. *der grossen Göttinn Diana unserer Zeit*, der *Humanität*, näher gebracht habe, denn er hat Freund N. äusserst inhuman behandelt!" — „Ich wundere mich nicht," (antwortet Lavater darauf) „hundertmal sagt' ich schon: „keine *intoleranter*e, *härtere*, *inhumanere*, *giftigere* „Menschen, als die Proselyten vom alten zum neuen — mir so sehr wie möglich unchristlichscheinenden — „Christenthume!" — S. 61. „*Christus oder Verzweif„lung!* Ein Wort, das mir öfter als keins aus der „Seele quillt... Er ist mir zu allem unentbehrlich. „Sein Daseyn, sein Leiden, Tod und Leben; seine „Connexion mit der Menschheit, ohne welche er „nichts für uns wäre, durch die er alles für uns ist „oder werden kann, löst mir alle Räthsel auf, ver„*bessert* oder *vergütet* alle meine Gebrechen." — Am heil. drey Königstage (als seinem Namenstage) stieg ihm unter andern frommen Betrachtungen auch folgender *naivè* Gedanke auf (S. 76.) „welchen neuen „Namen der Herr ihm wohl einst geben könnte?" S. 81. gratulirt ihm eine christliche Freundin mit dem paraphrasirten Unser Vater zum Neuenjahre. — „Weil „man (S. 231.) aus Talch Licht, aus Lumpen Papier „macht; so hofft Lavater, aus ihm werde Gott auch „noch was heraus zu bringen wissen."

FLENSBURG u. LEIPZIG, in d. Kortenschen Buchh.: *Annalen der bürgerlichen Tugend oder wahre Facta zur Bildung des Geistes und Herzens.* 1792. 240 S. II. Sammlung. 1796. 259 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Herausgeber dieser Sammlung wahrer, aus glaubwürdigen Zeitschriften entlehnter Begebenheiten, welche musterhafte Beyspiele einer aufgeklärten Denkungsart und menschenfreundlicher Gesinnungen enthalten, wünscht sie vorzüglich in die Hände der Erzieher und Volkslehrer gebracht zu sehen; und hofft, dass sie in den so zahlreichen Lesegesellschaften und Leihebibliotheken als ein Beytrag zu einer angenehmen und zugleich wahrhaft nützlichen Unterhaltung aufgenommen werde. Können wir diese Hoffnung durch das Zeugniss unterstützen, dass unter den fast unzählbaren Sammlungen dieser Art nicht leicht eine vorgekommen sey, die so gut als gegenwärtige den gedachten Zwecken entspräche, so thun wir es mit Vergnügen und mit der Ueberzeugung, dass niemand unsre Empfehlung beschämen werde.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, b. Maurer: *Der Geburtstag, oder die Ueberraschungen*, ein ländliches Lustspiel in einem Aufzug von *Karl Christian Engel*. 1796. 62 S. 8. (4 gr.) Ein Lieutenant, einziger Sohn einer Edelfrau, welcher eben aus dem Krieg, in dem man ihn getödtet glaubte, zurückkömmt, und sein Bedienter, der Sohn eines Schulmeisters aus demselben Ort, nehmen sich vor, die Ihrigen zu *überraschen*, und in einer Verkleidung es zu versuchen, ob man sie wieder erkenne. Als sie hören, dass gerade der *Geburtstag* der Edelfrau von den Bauern, die sie als ihre Wohlthäterin verehren, gefeiert werden soll, geben sie sich für Schauspieler aus, und erhalten die Erlaubniss, sich an den feierlichen Zug anzuschliessen. Die Feier besteht aber nicht bloss in Musik, Tanz, Rede und Ueberreichung von Sträusschen, sondern vornämlich in einem Wetteifer von edeln Handlungen und Gesinnungen zwischen der Gutsfrau und ihren Unterthanen. Wenn es dem Bedienten so schwer hält, sich bey der ersten Zusammenkunft mit seinem Vater nicht zu entdecken, wenn der Schulmeister in der Anrede an die Edelfrau da, wo er in seinem Wunsch des Sohnes gedenken will, stockt; wenn die Edelfrau den Bauern sogar ein Testament übergiebt, worinn sie ihnen, weil sie keinen Sohn mehr habe, ihr Gut vermacht; wenn der Sohn zuletzt behutsam, so stufenweise seine Mutter vorbereitet, damit die allzu grosse Ueberraschung ihrer Gesundheit nicht schade: so erkennt der Leser in diesen Zügen einen guten dramatischen Dichter. Dergleichen Schönheiten des Details und ein geschmeidiger Dialog ist auch alles, was man von einem kleinen Nachspiel, das noch dazu ursprünglich nur Gelegenheitsstück war, (es ward zum Geburtstag der Herzogin von Meklenburg-Schwerin verfertigt) fodern kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 20. Julius 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Danzig, b. Troschel: *Dieterich Wilhelm Sachtleben's*, Königl. Preussisch. Hofr. und ausübenden Arztes und Geburtshelfers zu Lippstadt — *Klinik der Wassersucht in ihrer ganzen Sippschaft.* Ein Versuch, für angehende Praktiker geschrieben. 1795. 732 S. 8.

Dieses weitläuftige Werk ist in drey Hauptabschnitte getheilt. Im ersten giebt der Vf. eine systematische Uebersicht der verschiedenen Gattungen und Arten der Wassersucht: der zweyte enthält eine Skizze, die Natur und Heilung der verschiedenen Gattungen und Arten der Wassersuchten im Allgemeinen betreffend, und der dritte (von S. 344. an) eine von dem Vf. sogenannte nähere klinische Entzifferung der verschiedenen Gattungen und Arten der Wassersuchten. Es enthält, bis auf die Ordnung, in welche der Vf. seinen Vortrag eingekleidet hat, und die den Beyfall der Leser erhalten kann, wenn ihnen nicht etwa die vielen Unterabtheilungen lästig werden, nur sehr wenig Eigenes, und ist aus den vielen Schriften, die wir über diese so häufige und so tödliche Krankheit haben, zusammengetragen, wobey der Vf. doch auch eine oder die andere der bessern Schriften über diese Krankheit übersehen hat, z. B. *Ch. G. Schwenkens Bemerkungen über die Wassersucht und einige langwierige Krankheiten, mit Zusätzen vermehrt von C. Ludw. Schmalz. Dresden* 1787. 8. *A. Murray dissert. de tumoribus salivalibus. Ups.* 1785 u. a., so wie er auf der andern Seite sich hätte weit mehr einschränken, und das Abschreiben vieler langen Stellen aus zum Theil allgemein bekannten Praktikern, und der Fälle von wassersüchtigen Kranken aus ältern und neuern Beobachtern, hätte unterlassen können. Die Uebersicht der verschiedenen Gattungen und Arten der Wassersucht ist nach den Stellen geordnet, in denen sich das Wasser anhäufen kann; deswegen sind Gattungen dieser Krankheit, die mit einander sehr verwandt sind, weit von einander getrennt worden. Die Hautwassersucht macht z. B. die erste Gattung aus, und die Wassersucht der Hände, der Füse u. s. f. steht unter der siebenten Gattung, da diese Geschwülste doch weit bequemer unter der ersten Gattung, als Arten der Hautwassersucht, eine Stelle gefunden haben würden. Der Vf. dehnt wohl auch den Begriff von der Wassersucht zu weit aus, wenn er die Froschgeschwulst unter der Zunge, und die weise Geschwulst der Gelenke als Arten der Wassersucht aufführt, und in eigenen Kapiteln behandelt. Richtiger würde die Eintheilung gewesen seyn, wenn der Vf. zwey Hauptgattungen der Wassersucht angenommen hätte: 1) Anhäufung und Ergiessung des Wassers im Zellgewebe, und 2) Ergiessung desselben in den Hölen des Körpers. Er würde dadurch die zu grosse Trennung der Gattungen vermieden haben, und diese Eintheilung würde auch für die Ausübung von Nutzen gewesen seyn. Er theilt die Ursachen der Wassersucht in drey Classen ein: 1) vermehrte Ergiessung; 2) verminderte Einsaugung; 3) widernatürliche Beschaffenheit der wässerigen und lymphatischen Feuchtigkeiten. Zur ersten Classe rechnet er die vermehrte Ausdampfung der unorganischen Duftlöcher des Arterien- und Venensystems; den Ueberfluss seröser und lymphatischer Feuchtigkeiten im Blute; den gehemmten Umlauf und Rücklauf des Blutes. (Selbst die Wassersucht, die eine so gewöhnliche Begleiterin der innerlichen Vereiterungen in der Brust ist, leitet der Vf. ganz von dieser Hemmung ab: Rec. möchte sie lieber von der Atonie, und von der durch diese bewirkten Verminderung des Resorptionsgeschäftes des lymphatischen Systems ableiten, so wie er auch der Hemmung des freyen Umlaufes des Blutes bey Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes die Entstehung der Wassersucht nicht sowohl zuschreiben möchte, als vielmehr der Atonie oder auch dem krampfhaften Zustand der Resorptionsorgane, und den Hindernissen, welche sich unter diesen Verhältnissen sowohl der Resorption, als besonders dem Zurückgange der resorbirten Flüssigkeiten an ihre Stellen entgegen setzen.) Unter diese Classe rechnet er noch Schwäche und Erschlaffung des Körpers, besonders der Arterien und Venen, und widernatürliche Erweiterung der Poren dieser Gefäse. Zur zweyten Classe der Ursachen rechnet er die Verstopfungen der lymphatischen Gefäse, ist aber in der Darstellung der Verhältnisse, die diese Verstopfungen bewirken, nicht ausführlich genug. Er behandelt die durch einen krampfhaften Zustand der lymphatischen Gefäse und der Drüsen gehemmte Resorption, die bey vielen Arten der Wassersucht eine so grosse Rolle spielt, viel zu kurz: er denkt an die Unordnung in der Bewegung der lymphatischen Feuchtigkeiten, die durch die krampfhafte Reizung bewirkt wird, fast gar nicht, ist aber ohne alle Noth desto ausführlicher in Aufzählung der Schärfen, die nach seiner Meynung einen solchen krampfhaften Zustand hervorbringen sollen, und denen also auch der Arzt bey der Heilung vornehmlich begegnen müsse. Er nennt nicht weniger als *funfzehn Schärfen*, die die Wassersucht bewirken sollen, indem sie einen solchen Krampf in den lymphatischen Gefäsen bewir-

bewirken. Auch die Verknorpelung und die Verknöcherung der lymphatischen Gefäfse haben ihre Stelle unter den Urfachen der Wafferfucht erhalten. Ueber die dritte Claffe der Urfachen, unter welcher der Vf. eine widernatürlich abgeänderte Befchaffenheit der in den Cavitäten und Zwifchenräumen unferer Thiermafchine ergoffenen feröfen oder lymphatifchen Feuchtigkeiten begreift, giebt er gar keine Erläuterungen; und die weitläuftige Stelle, die er aus Hewfon wörtlich abfchreibt, giebt für die Realität diefer Degeneration der Flüffigkeiten, als Urfache der Wafferfucht, keinen Beweis. Die in das Zellgewebe, oder in irgend eine Höle unfers Körpers widernatürlich abgefetzten wäfferigen und lymphatifchen Flüffigkeiten müffen in eben dem Verhältnifs widernatürlich befchaffen feyn, als die Organe, die fie abfondern, oder reforbiren, fo befchaffen find: die Urfache der Wafferfucht wird alfo nicht in diefer widernatürlichen Befchaffenheit des ausgetretenen Waffers, fondern in dem widernatürlichen Zuftand der Organe liegen, wegen deffen die wäfferigen Feuchtigkeiten austraten. Ueberhaupt ift bey der Darftellung der Urfachen der Wafferfucht, wie fie der Vf. giebt, zu bemerken, dafs er fie zu fehr von einander getrennt hat, und dafs eben deswegen die genaue pathologifche Einficht derfelben dem angehenden Arzte nach diefer Darftellung fchwer wird. Er fpricht z. B. von der Schwäche, von dem übermäfsigen Reiz, von der Verftopfung der lymphatifchen Gefäfse unter verfchiedenen Abtheilungen, und bemerkt bey der Darftellung der Verftopfungen, als Urfache der Wafferfucht, nicht hinlänglich, dafs diefe von Schwäche, vom Reiz, und von einer Menge von andern Urfachen abhängen können; er vervielfältigt daher die Urfachen zu fehr, wodurch in dem Kopfe des angehenden Arztes Verwirrungen um fo leichter entftehen können, da er die Cur der Wafferfucht ganz nach der Darftellung der Urfachen geordnet hat. Er theilt die Cur in die methodifche und in die „*empyrifche*" ein. (Hier mufs Rec. bemerken, dafs die Schreibart des Vf. überhaupt nicht mufterhaft ift. Er *entziffert* die Krankheiten: er läfst die Mittel *adhibuiren:* er fpricht von den *Tuberculal*, er empfiehlt die *Aloes* und citirt den *Zelfus*. Alles diefes find keine Druckfehler. Die dem Werke überall reichlich eingemifchter lateinifchen Worte und Stellen machen deffen Lectüre widrig. Von dem deutfchen Stil des Vf. kann fich Rec. nicht enthalten einen einzigen Perioden zur Probe zu geben. „*Was endlich noch die Heilung diefer Krankheit anbetrifft, fo enthüllen fich uns hier zwar bey deren genauern Entzifferung fehr mannichfaltige, leider aber auch nur gar zu oft fehr wenig urbargemachte Gefielde, d. h. Gefielde, wo man zwar bisweilen auf anmuthige und durch neuere Entdeckungen der Medicin aufgehellte Gegenden ftöfst, gemeiniglich aber doch gröfstentheils öde und uncultivirte Plätze, ja fogar höchft gefährliche Labyrinthe findet!*") Bey der Cur der Wafferfucht mit entzündlicher Anlage fpricht der Vf. blofs von der Aderlaffe, dem Salpeter und der Althäawurzel. Warum gedenkt er da nicht des Weinfteinrahms, der bey diefer Art der Wafferfucht fpecifik wirkt; warum nicht der Tamarinde, und der fo wirkfamen Latwerge aus Tamarindenmark, Weinfteinrahm und einfachen Oxymel? Von erfterm Mittel fpricht er nur, wo er von der empirifchen Cur der Wafferfucht handelt. Ueberhaupt vermifst Rec. bey der Cur die in einem praktifchen Werk für angehende Aerzte fo unumgänglich nothwendige Präcifion. Wie unbeftimmt ift es z. B. nicht, wenn der Vf. fagt, bey der Wafferfucht von übel geheilten Wechfelfiebern find a) *refolventia*, b) *evacuantia* nothwendig: oder wenn er zur Heilung der Verftopfungen der Drüfen fchwächende und tonifche, ftimulirende, narkotifche, abführende Mittel, Spiesglas- und Queckfilberbereitungen, ohne alle weitere Beftimmung der Fälle, wo folche Mittel anzuwenden find, empfiehlt! Nach ihm ift es ganz einerley, ob man mit Mittelfalzen, oder mit Rhabarbar purgirt. (Andere Aerzte fahen in Fällen, wo falzige Purganzen nothwendig waren, ftatt derfelben aber die Rhabarbar angewendet wurde, eine grofse Verfchlimmerung der Krankheit.) Das Kirfchlorbeerwaffer empfiehlt er, drey bis viermal des Tages, zu 60 bis 80 Tropfen. Nach Dölzens Verfuchen ift eine folche Gabe von diefem fo gefährlichen Gifte, wenn es nur einigermafsen concentrirt ift, höchft gefährlich, und wird gewifs Convulfionen, wo nicht den Tod, erregen. Wider die verfchiedenen Schärfen ift eine faft unermefsliche Menge von Mitteln vorgefchlagen worden, und unter diefen auch nicht eines mit Beftimmung der Verhältniffe, unter denen es nutzen kann. Die vortrefflichen Unterfuchungen der Aerzte unferer Zeit über die Scrofeln und über die Mittel zur Heilung derfelben find nicht benutzt. Wider die venerifche Schärfe hat der Vf. eine ganze Menge von Recepten, mit denen er überhaupt nicht fparfam ift, abdrucken laffen, die in einem Werk über die Luftfeuche an einem zweckmäfsigern Platz geftanden haben würden. Bey den Blattern foll man *Mercurialia*, bey den Mafern *antimonialia* gebrauchen, weil die Mafernfchärfe mit der fcrofulöfen Schärfe Aehnlichkeit zu haben fcheine. Erbaulich ift die Cur des Friefelausfchlages: „*Da die Schärfe deffelben faurer Natur ift; fo verfuche man Alcalina.*" Unter der empirifchen Cur der Wafferfucht begreift der Vf. vornehmlich die Ausleerung des Waffers, und die Verhütung eines Recidivs, oder einer neuen Wafferfammlung. Zum erften Endzweck werden Mittel aller Art vorgefchlagen; auf einmal aber zerhauet der Vf. den Knoten; „*wenn aber alle diefe Vorfchläge fruchtlos verfucht worden find; fo gebe man purgantia, diuretica, antifpasmodica, roborantia etc. in einer Mifchung.*" Er nennt die als Mittel wider die Wafferfucht berühmt gewordenen abführenden, harntreibenden, auflöfenden, betäubenden Mittel u. f. f.; und führt bey allen Beweife genug von ihrer Wirkfamkeit aus Schriftftellern an. Aber auch da vermifst Rec. die in einem praktifchen Werk für Anfänger fo unumgänglich nothwendige Beftimmtheit. Nur eine Probe ftatt vieler: Das Queckfilber ift anzuwenden „*wenn die Wafferfucht von verftopften Eingeweiden, und befonders verftopfter Leber*

her-

herrührt. Denn so meldet uns unter andern Hr. Clark, dass man in Westindien, und überhaupt in heissen Klimaten, die durch eine obstructio hepatis verursachte Wassersucht einzig und allein durch eine Quecksilbercur zu heilen pflege." Die Gabe, in der er das gefeilte Eisen zu gebrauchen empfiehlt, ist ungeheuer. Bey Schwäche des Magens und Unverdaulichkeit kann man es nach seiner Meynung einige Monate lang täglich zu 230 Granen geben. In den Kapiteln über die besondern Arten der Wassersucht sind die vornehmsten Schriftsteller, die die eine oder die andere Art dieser Krankheit besonders behandelt haben, benutzt. Eigenes hat Rec. nichts gefunden, als dass auch der Vf. das plötzliche Erwachen im Schlafe aus eigener Erfahrung als ein sicheres Kennzeichen der Brustwassersucht angiebt, wenn es mit den übrigen Kennzeichen dieser Krankheit vorhanden ist. Die Kapitel von der Brustwassersucht und von dem Wasserbruche sind mit dem meisten Fleisse ausgearbeitet, und bey letzterm sind die verschiedenen Curmethoden ausführlich angegeben und beurtheilt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Voss: *Leben und Thaten des Freyherrn Quinctius Heymeran von Flaming.* 1796. Dritter Theil. 467 S. Vierter Theil. 404 S. 8. (jeder Th. 1 Rthlr. 8 gr.)

Mit dem vierten Bande endigt sich ein Roman, der nicht allein über alles das Unkraut, womit die Felde der deutschen Literatur in den letzten Jahren überzogen worden, so weit hervorragt, dass er von demselben nicht erstickt werden kann, sondern der auch zu jener perennirenden Art gehört, die nicht bloss für einen Sommer blüht, sondern so lange dauert, als es Kenner giebt, die sie zu schätzen wissen. Bis das erste Drittel des vierten Bandes geht *Flaming* seinen vorigen Gang fort, das heisst, er vereinigt mit seiner edlen Gutherzigkeit immer neue philosophische Grillen. Zu seiner Chimäre von den Menschenracen kommen allerley Hypothesen von einer Schönheitslinie im Gemüth, von reiner Liebe und körperlicher Wollust, von dem Latein und dem Generalbass als Mitteln gegen die Sinnlichkeit, von Verbesserung des *Montesquieu* und der Landesverfassung, von stoischer Apathie, und von der Tugend, die man um ihrer selbst willen lieben müsse. Nach diesen Paradoxen urtheilt und handelt er, und sie sind Ursache, dass er bey aller seiner Geschäftigkeit nicht allein nicht das, worauf seine Absicht geht, sondern immer das Gegentheil davon bewirkt. Bey dem allen vergiesst er doch Thränen beym Anblick des menschlichen Elends, und opfert sich für das Beste anderer auf. Seine Fehler und Thorheiten entspringen nicht aus seinem Herzen, sondern aus seinem Verstande, der ihn verleitet, sich, da er nicht selbst grosser Mann seyn kann, den Schein des Ausserordentlichen zu geben. Der Leser fährt also fort, ihn so sehr zu belächeln, als lieb zu behalten. Seinen Theorien zu Gefallen will er bey allem Stoicismus eine Person heyrathen, von der er nach seiner Hypothese erweisen zu können glaubt, dass sie Neigung für ihn hege, ist aber dennoch so gutherzig, sie noch in dem Augenblick, da er mit ihr getraut werden soll, einem andern abzutreten, als er sich von ihrer Liebe zu demselben überzeugt. Von seinen Grillen bethört, hält er eine ausgelernte Buhlerin für das Ideal, das er lang gesucht, lässt sich zu sinnlicher Wollust von ihr hinreissen, und würde sie seinem System zu Ehren sogar heyrathen, wenn nicht wahre Freunde von ihm durch eine, etwas romantisch eingeleitete, Probe die Buhlerin entlarvten. Die Krankheit seines Verstandes dauert bis zu S. 149 des vierten Bandes, wo er, aller seiner ehemaligen Philosophie zum Trotz, eine Mohrin heyrathet, deren aufgeklärter Geist ihn *allmählich* von seinen Sonderbarkeiten zurückbringt, und ihn von der Nichtigkeit seiner gelehrten Phantasien so sehr überzeugt, dass er alles, was er darüber niedergeschrieben, verbrennt. Seine Genesung geht etwas langsam, und Rückfälle bleiben nicht aussen, aber sie sind unschädlich, weil er mit guten Leuten umgeben ist, die ihn regieren, und weil er sich willig regieren lässt. Endlich bekennt er auf der letzten Seite selbst, dass nicht die Systeme den Menschen glücklich machen, sondern das Herz, und von nun an ist sein einziges System, Gutes zu thun, so viel er kann. Sterbend hinterlässt er seinem Sohne die Lehre: „Thue Gutes, mein Sohn, „und wolle nicht mehr seyn, als es dem Menschen erlaubt ist!" Bey einem andern Schriftsteller würde man vielleicht sagen können, dass sich mit der Heyrath, die dem *Flaming* die Augen öfnet, das Werk hätte schliessen sollen, allein, ausser, dass alsdann seine Bekehrung zu plötzlich geschienen hätte, giebt sein häusliches Leben, die Erziehung seiner Kinder, und die weise Methode, wie unter seiner Beystimmung an der Aufklärung seiner Bauern gearbeitet wird, Anlass zu sehr lehrreichen Bemerkungen. Unter den neuen Charakteren der letzten Bände ist die Mohrin durch ihre ungekünstelte Natur, durch ihre Dankbarkeit und Treue, durch den heroischen Schwung ihres Geistes, durch Edelmuth und rastlosen Eifer für ihren Geliebten der interessanteste. Ausserdem zeichnen sich die raffinirte Buhlerin *Julie*, die von einer Sängerin und Maitresse eines Generals bis zur Bettlerin herabsinkt, und als Betschwester endigt, ihr Bruder ein musikalischer Abentheurer, und ein heldenmüthiger Husar, der alle Anlagen hatte, ein grosser und edler Mann zu werden, wenn er auf der Bahn der Tugend geblieben wäre, am meisten aus. — Auch in den letzten Bänden sind manche erschütternde Scenen angebracht. Die vielen Leiden und Prüfungen der Mohrin, die sie einigemal dem Entschluss, sich zu tödten, nahe bringen, ihr Kampf, ehe sie ihre Liebe bekennt, die Heftigkeit der Leidenschaft, die sie verzehrt, ihr Ausharren und doch ihre je zuweilen auflodernde Eifersucht, ihre Standhaftigkeit, nicht eher nachzugeben, als bis sie von des Barons Liebe fest überzeugt ist, (welches gerade in

in einer sehr romantischen Situation geschieht, die ihrer Tugend äusserst gefährlich werden konnte). *Emiliens* Lage, deren Herz, ohne, dass sie es selbst weiss, einem andern gehört, und die doch aus Dankbarkeit dem Baron die Hand geben will, so manche Wettstreite von Grosmuth, fürchterliche Kriegsscenen, so wahr und so grausend geschildert, die Erkennung zwischen *Lissow* und seinen Kindern, die er für verloren hielt, und die der ehemalige Verführer seiner Frau gerettet und erzogen — sind Beyspiele von Auftritten, die, durch das Erzählungstalent des Vf's gehoben, tiefe Eindrücke auf das Herz des Lesers machen müssen.

Berlin, b. Schöne: *Die schöne Diana, Berlin erstes öffentliches Mädchen. Erster Theil.* 1796. (nach einem ältern Titelblatt 1794.) 160 S. — *Zweyter Theil.* 1796. 253 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Das, was uns der Vf. von seiner Heldin sagt, rechtfertigt das Prädicat der ersten unter Berlins öffentlichen Mädchen (das ihr vermöge geistiger und körperlicher Vorzüge gebühren soll) sehr wenig. Sie handelt so inconsequent, mit so offenbarer, selbst für einen gewöhnlichen Leichtsinn nicht zu entschuldigender Vergessenheit aller Grundsätze der Moral und Tugend, so ganz sinnlich, dass wir umsonst auf etwas gelauscht haben, was uns die von ihrem Biographen uns abgefoderte Achtung für sie einflösen könne. Aber auch auf den Vf. selbst und seine Darstellung hat die Idee von der Würde Dianens keinen Einfluss geäussert. Das Ganze hängt in seinen einzelnen Theilen übel zusammen: die Auflösung, wenn man anders von dieser reden kann, wo eigentlich keine Verwickelung sich zeigt, ist dürftig: wo der Vf. lebendig darstellen will, wird er geschwätzig, wo er naiv und natürlich seyn will, ist er kindisch. Fast jede Scene, wo Empfindungen gemahlt werden, ist verfehlt und geht in Unnatur über. Die eingewebten psychologischen Bemerkungen sind entweder nur halbwahr und schielend, oder wo sie wahr sind, alltäglich: durchaus verunglückt aber und wirklich widrig ist das Bemühen des Vf., den Scenen, die blos auf schlüpfrige Darstellungen angelegt sind, einen moralischen Schleyer zu geben. — Die politische Welt, in welcher der Vf. handeln lässt, ist nicht minder verunstaltet: wie gerne aber wollten wir doch den Romanschreibern die Freyheit lassen, sich diese nach Gefallen umzubilden, liessen sie nur wenigstens den Menschen wie er ist, und quälten uns nicht mit dem Anschaun der von ihnen verkrüppelten Geschöpfe. — Das Publicum, so schmeichelt sich unser Vf., werde sich nicht an das Urtheil seiner Recensenten kehren, werde ihn dennoch lesen, und ihm seinen Beyfall schenken! Wie sehr wünschen wir zur Ehre des guten Geschmacks, dass sein Publicum nicht das unsrige seyn möge!

* * *

Folgendes Buch ist als Fortsetzung erschienen:

Hamburg, b. Mutzenbecher: *Kunigunde die Heilige, oder die umgehenden Engel, eine Sage aus den Gegenden des Schwarzwaldes.* Vom Vf. der unruhigen Matrone von Pfyrt. Zweyter Theil. 1796. 303 S. 8. (1 Rthlr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Hamburg*, b. Fauche: *Tableau de l'Europe en Janvier 1796 précédé du Tableau de l'Europe en Juin 1795.* 88 S. gr. 8. (8 gr.) Das Tableau von Junius 1795 ist als Einleitung zu dem Journal d'Altona, wie uns der Herausgeber benachrichtigt, bereits gedruckt, der vielen Nachfragen wegen aber diese 2te Ausgabe veranstaltet und von eben der Hand durch das 2te Tableau vermehrt worden. Dem Titel hätten die Worte: *rélativement à la France* beygefügt seyn sollen; denn dies ist der Gesichtspunkt, aus welchem in beiden Europa betrachtet wird. Der Vf., wahrscheinlich ein Ausgewanderter, ist, wie man erwarten kann, kein Freund der französischen Republik, sondern ein Anhänger der Brüder Ludewigs XVI von welchen er S. 73. sagt: dass ihnen das widrige Schicksal nichts, als das Herz Heinrichs IV gelassen habe. Das Directorium wird hart behandelt; doch ist der Ton, besonders gegen die durch Separatfrieden von der gemeinen Sache gegen Frankreich abgegangenen Mächte anständig. An dem Könige von Preussen wird gerügt, dass er Frankreich unter der constitutionellen Monarchie den Krieg erklärt, mit der Republik Frieden geschlossen, und diese ihm Polens Freyheit, der König ihr den Statthalter aufgeopfert habe (dies ist doch wohl noch sehr zu berichtigen, besonders von der Zeit, da der Vf. schrieb). Ueber die Absicht der Coalisirten und ihre Maassregeln sagt der Vf. S. 76. *Tandis que les banquiers de toutes les places agitoient sur les assignats de la République, les Ministres de toutes les cours spéculoient sur les débris du Royaume ou du moins sur ses malheurs. L'Angleterre vouloit les colonies; la Russie et la Prusse la Pologne; l'Autriche les places frontières à sa convenance* etc. und S. 77. „*Jamais plus de lenteur ne fut opposée à autant d'activité; jamais on n'entendit plus de cris sur les malheurs, sur le fardeau de la guerre: on eût dit que les puissances en etoient dégoûteés avant de l'entreprendre.*" — Konnte man wohl eine grössere Anstrengung erwarten, nachdem die Hoffnung, jene Plane auszuführen, entflohen war, und man fast aller Orten das Volk abgeneigt gefunden hatte, sich aufzuopfern, um einer fremden Nation Gesetze vorzuschreiben. Der Stil in diesen Tabl. ist gut, und würde noch besser seyn, wenn er hier und da besonders in dem ersten *Tabl.* weniger gekünstelt wäre, z. B. S. 7. *Les antres de cet Etna étoient remplis de faux géans, qui forgeoient des foudres pour le globe entier; et un monstre, nommé Robespierre, avoit été le Vulcain de ces nouveaux Cyclopes, qui s'appelloient les Jacobins.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 21. Julius 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Eusebia. Herausgegeben von D. Heinr. Phil. Conr. Henke. Erstes u. Zweytes St.* in fortlaufenden Zeitenzahlen. 1796. 358 S. 8.

Diese *Eusebia* ist, (wie auf dem Schmutztitel gemeldet wird,) kein Magazin für Prediger, auch kein Sonntagsblatt für die Privaterbauung. *Religion, als wichtige Angelegenheit der bürgerlichen Gesellschaft,* ist im Allgemeinen ihr Augenmerk. Sie enthält daher Wünsche, Vorschläge, Versuche, die Ehre und Würde, die Kraft und Wohlthätigkeit jener höhern Vollmacht und Unterstützung, welche die Vorschriften der Sittenlehre von der Religion erhalten, vornämlich auf eine solche Weise zu befördern, wie es bey der herrschenden Denkart unsers Zeitalters geschehen kann, und wie es für die Sicherheit und für den Wohlstand unserer gemeinen Wesen unvermeidlich nothwendig ist; Debatten über Erziehung zur Religion in Schulen, gesellschaftliche Erweckung zur Religion in Kirchen, Bildung des zur Religionsfortpflanzung bestimmten Standes; Grundsätze und Vorurtheile, Hülfsmittel und Hindernisse, die bey dem *allen in* Betracht kommen; über Katechismen, Liturgie, Predigtwesen; über Kirchenordnungen, Consistorien und über andre in der Protestantischen Kirche bereits befindliche oder noch wünschenswerthe Anstalten und Einrichtungen, die auf den Zweck, Sittlichkeit und Religion zu erhalten und zu vermehren, abzielen. — Dies ist der Zweck dieser periodischen Schrift. Wir wollen die in diesen zwey Stücken enthaltenen Abhandlungen kürzlich anzeigen.

Das erste Stück enthält: I. eine ziemlich ausführliche Abhandlung *über die Nothwendigkeit der moralischen Verbesserung des Predigerstandes.* Sie ist in drey Abschnitte eingetheilt. Der *erste* enthält vorläufige (mit unter sehr freymüthige) Gedanken und Betrachtungen; der *zweyte,* Bemerkungen über Vernachlässigung der Fürsorge und Aufsicht über die Geistlichen; der *dritte,* Vorschläge zur nothwendigen Verbesserung des Lehrstandes. Nothwendig müsste hier manches vorkommen, was in unsern Zeiten schon oft gesagt worden ist, was aber nicht oft genug wiederholt werden kann. Wir gedenken nur einiger Vorschläge des Vf. zur Verbesserung des Predigerstandes. Noch auf Schulen soll eine sorgfältige Aufsicht die Jünglinge leiten, die sich dem geistlichen Stande zu widmen gedenken, nicht nur in Absicht ihrer Studien, sondern auch ihrer Sitten, Lebensart und Moralität. Diejenigen, die durch ein sichtbares schlechtes Betragen fürchten lassen, dass sie einst in ihrem Stande durch ihren Wandel grossen Schaden stiften werden, soll man durch Entziehung der Hoffnung einstmaliger Beförderung abhalten, sich der Theologie zu widmen. Zur Beförderung der akademischen Moralität liesse sich mehr thun, als bisher hat geschehen können, wenn die Zahl der Studierenden auf manchen Universitäten nicht zu gross wäre. Ein paar hundert gesittete, fleissige Studenten wären für ein Land ein grösserer Seegen, als tausende, von denen man vielleicht, die Hälfte als unnütz wegstreichen kann. Niemand dürfte unter die Kandidaten des Predigtamts aufgenommen werden, der nicht *sichere* Zeugnisse seines moralischen Wohlverhaltens und Fleisses auf Schulen und Akademien hätte. Die Kandidaten müssten unter einer genauen Aufsicht stehen, und sorgfältig zum Predigtamte zubereitet werden. Hierzu werden Vorschläge gethan. Was ferner von der *Aufsicht über Prediger, die im Amte stehen, von Aufmunterungen, Belohnungen, Beförderungen und Bestrafungen der Geistlichen, und von dem zu hoffenden Gewinn von Verbesserung des geistlichen Standes* gesagt wird, verdient Beherzigung. — Dieser Abhandlung ist von zwey Büchercensoren, dem einen in Leipzig, dem andern in Chemnitz das *Imprimatur* versagt worden, vermuthlich wegen einiger freymüthigen Stellen, den Missbrauch der Symbole und einzelner Dogmen unter den Protestanten, die Unbrauchbarkeit scholastischer Theorien für die populäre Theologie, die Verpflichtung auf symbolische Bücher etc. betreffend. II. *Einige Bemerkungen über die Art, liturgische Verbesserungen vorzunehmen.* III. *Formular zur Taufe meines Sohns, Eduard Horstig,* (in Gegenwart meiner Gattin, Schwägerin und des Hofr. Faust.) von *Carl Gottlieb Horstig,* Consistorialr. und Superintendenten in Bückeburg. Kurz und gut. IV. *Ueber Religionslehrbücher für Volksschulen in Absicht der Form;* insbesondere ob dieselben in Fragen und Antworten abgefasst seyn müssen, oder nicht? Die Gründe für und wider die bejahende Antwort werden reiflich erwogen, und die Entscheidung fällt dahin aus, dass ein christliches Lehrbuch *nicht* in Frage und Antwort abgefasst seyn soll. Dieser Meynung ist Rec. von jeher gewesen. Der Verfasser sagt (S. 151.) „In den Ländern aller christlichen Kirchenpartheyen sind, bey aller übrigen Ungleichheit der Lehre und Lehrart, die sogenannten Katechismen sich völlig gleiche *Fragformulare;* und selbst in den protestantischen Ländern, wo man seit einiger Zeit neue öffentliche Landeskatechismen eingeführt hat, ist man von die-

ser Form nicht abgegangen; es ist vielleicht nicht einmal daran gedacht worden, oder man hat es zu bedenklich gefunden." Dies ist unrichtig. Dem Vf. müssen die Lehrbücher von *Seiler*, *Velthusen*, *Focke*, *Rosenmüller etc.* ganz unbekannt geblieben seyn. Gegen die *aphoristische* Form, welche der Vf. für die Beste hält, liesse sich auch Manches erinnern. Die wenigsten Schullehrer besitzen die Kenntnisse, und die Geschicklichkeit, welche nur zu einer erträglichen Erklärung kurzer Aphorismen erfodert wird. Sind aber die Sätze nothdürftig erklärt, bewiesen, und erläutert, so braucht der Lehrer seinen Text nur zu zergliedern. Es versteht sich von selbst, dass die Sprache möglichst populär seyn muss. Ein solches Buch würde auch für diejenigen brauchbar bleiben, die in erwachsenen Jahren wiederholen wollen, was sie in ihrer Jugend gelernt haben.

V. (*Im zweyten Stücke.*) *Was müsste geschehen, um dem Eide Achtung zu verschaffen?* Fromme Wünsche! VI. *Von der Abschwörung der Simonie.* Der Verfasser ist der Meynung, sie sey unnütz, und verdiene abgeschaft zu werden, wo sie noch ist. VII. *Rechtsgutachten die Abschwörung der Simonie im Hochstifte Hildesheim betreffend.* Die Hildesheimischen Landstände erkundigten sich im J. 1723. bey der Theologischen und Juristischen Facultät in Helmstädt, ob der bisher gewöhnliche Eid beyzubehalten sey, oder nicht. Sie erhielten von da zur Antwort, dass derselbe, da er das Uebel nur vergrössere, und es viel wirksamere Mittel gäbe, dem Pfarrverkaufe und seinen unglücklichen Folgen abzuhelfen, abzuschaffen sey. — Der Verfasser dieses Gutachtens war *Augustin Leyser.* VIII. *Von der Bildung der Prediger.* Der Vf. wünscht zur Bildung der Prediger eine andere Einrichtung auf Universitäten. Er glaubt ein Lehrer könnte füglich die nöthige und zureichende Einleitung in alle Theile der Gottesgelahrtheit geben. (Daran zweifelt Rec.) Die übrigen bisherigen Lehrstühle der Gottesgelahrtheit müssten der Gotteslehre geweyhet seyn. — Richtig ist es allerdings, dass mehr praktische Uebungen angestellt werden sollten, als bisher auf den meisten Universitäten gewöhnlich gewesen ist. IX. *Von Seminarien für künftige Landschullehrer.* Dieser Aufsatz ist der erste Abschnitt einer Schrift des Herrn Predigers von der Reck, über die Verbesserung der Landschulen. Es wird bemerkt, dass die wenigsten der jetzigen Seminarien den grossen Erwartungen entsprechen, die man sich von ihnen gemacht hatte. (Ganz richtig! Rec. weiss es aus der Erfahrung.) In den wenigsten Fällen liegt aber die Schuld an den jungen Leuten selbst, sondern grösstentheils fällt sie auf die fehlerhafte Einrichtung so mancher Seminarien, die oft nichts weniger als zweckmässig eingerichtet sind. Die Vorschläge des Verfassers verdienen geprüft zu werden. X. *Von Trauungen, Trauungsformeln und Trauungsreden.* Ganz gut! XI. *Probe einer Trauungsrede.* Sehr zweckmässig; aber nur etwas zu lange. XII. *Von dem ersten Grundbegriffe der Tugendlehre Jesu.* Der Grundsatz der christlichen Tugendlehre, (sagt der Verfasser ganz richtig,) ist kein anderer, als: *strebe nach der höchsten Vollkommenheit, nach Gottähnlichkeit;* umfasse alles mit Liebe, wie Gott; wolle allen Wesen wohl; trage zum allgemeinen Besten bey, was du kannst, *ohne nach Lohn zu fragen;* ja, *weigere dich nicht, das Beste zu thun, wenn du auch, wie Jesus, dabey solltest verkannt, verlästert, verfolgt werden, und alles Erdenglück, sogar dein Leben, einbüssen.* — Wenn aber der Verfasser hieraus folgert, die Lehre Jesu sey durchaus keine Glückseligkeitslehre, so liegt hiebey Verwirrung der Begriffe zum Grunde. Freylich hat Jesus bey dem Erfüllen aller Pflichten und redlichem Streben nach Tugend niemals äussere, *irdische* Vortheile (Reichthum, Ehre, sinnliches Vergnügen etc.) verheissen. Er sagte aber zu seinen Jüngern: Es wird euch im *Himmel* wohl belohnt werden. Er verhiess denen, die seine Lehre annehmen und befolgen, *Ruhe für ihre Seelen, ewiges Leben etc.* Ist das etwas anders als was man sonst immer *Glückseligkeit* genannt hat? Warum soll denn der Unterschied zwischen *Glück* und *Glückseligkeit*, (fortuna und beatitas) den nicht nur die Schriftsteller des N. T., sondern auch die meisten Philosophen lange vor Christi Geburt stets beobachtet haben, nicht mehr gelten? Vir beatus war doch dem Cicero und andern Philosophen etwas ganz anderes als vir fortunatus. Dieser konnte lasterhaft seyn; jener durchaus nicht. Jesus soll (nach dem Vf.) Tugend niemals bloss als *Mittel* zum Erlangen der Glückseligkeit vorgestellt haben. Die Tugend wäre also Zweck. Ich kann aber doch nun wieder fragen: Warum soll ich tugendhaft seyn? Was ist der Zweck der Tugend? Was ist denn aber Glückseligkeit? Zweck oder Mittel? Es ist nicht gut, wenn man den Sprachgebrauch willkührlich verändert. Daraus entstehen ganz unnöthige Streitigkeiten und Verwirrungen. XIII. *Allgemeine Bemerkungen über die Taufe, zur Vorbereitung auf eine schicklichere Tauf-Liturgie.* Die Worte: *Taufet auf den Namen des V. S. und H. Geistes*, enthalten nicht eine gewisse, zum Nachsprechen bey der Taufe verordnete *Formel*, sondern sie beschreiben die *Sache* selbst, worauf es bey dem von Jesu hier gutgeheissenen Gebrauch, bey der Taufe ankam. Es muss darin der eigenthümliche Geist des Christenthums beschrieben seyn. Daraus werden allerhand Folgen hergeleitet. Die Abhandlung ist lesenswürdig; sie verstattet aber keinen Auszug. XIV. *Josephs Priestleys Zuruf an die ernstlichen und aufrichtigen Bekenner des Christenthums.* Eine Uebersetzung der Schrift: *An Appeal to the serious and candid Professors of Christianity — by a Lover of the Gospel. Lond.* 1792. Priestleys theologische Meynungen, welche hier wiederholt werden, sind bekannt. Er giebt am Ende seiner Abhandlung den *Unitariern*, sie mögen nun Mitglieder der *Staatskirche*, oder einer Gesellschaft von *Dissentern* seyn, den Rath, und ermahnet sie, sich abzusondern, und eine eigene christliche Gesellschaft zu errichten. — Der Uebersetzer erinnert in einer Anmerkung, dass solche Vorschläge zur Absonderung und Auszeichnung, unter uns unnöthig und übel angebracht seyn würden, weil jener

sauere und bittere Sectengeist, der neben einer politisch hierarchischen Gewissensbedrückung auf der einen, und einer leichtfertigen Irreligiosität auf der andern Seite in England herrscht, unter uns Protestanten fremd sey. — So ganz fremde möchte er doch nicht seyn. Indessen ist eine Absonderung allerdings zu widerrathen.

Wir bemerken noch, dass Hr. D. *Hurlebusch* gleich nach der Ankündigung dieser periodischen Schrift eine kleine Schrift herausgegeben, und durch die darinnen geäusserten Bedenklichkeiten einen langen Streit veranlasset hat. Der Hr. Abt *Henke* versichert auf dem Umschlage zum zweyten Heft, dass dieser Fehde und ihres Urhebers, in dieser periodischen Schrift nirgends als auf dem Schmutztitel Erwähnung geschehen werde. Sehr gut! Wem indessen daran gelegen ist, sich von der Sache näher zu unterrichten, und die darüber herausgekommenen Schriften kennen zu lernen, der wird seine Neugierde befriediget finden in dem allgemeinen literarischen Anzeiger, 1796. N. XXIV. u. XXV. auch 1797. N. LXII. und folg.

Leipzig, b. Barth: *Versuch über Jesus Lehrfähigkeiten und Lehrart, in so fern sich dieser zur Fassungskraft seiner Zuhörer herablässt, und für Religionslehrer Muster ist*, angestellt von *Ernst Gottlob Winkler*, Diakon zu *Neunheilingen* bey Langensalza. 1797. XXXII u. 338 S. 8. (20 gr.)

Der Titel dieses Buches zeiget den Inhalt und die Absicht desselben sehr deutlich an. Es zerfällt nach demselben in zwey Abschnitte 1) *von den Lehrfähigkeiten* 2) *von der Lehrart Jesu.* Unter Lehrfähigkeiten Jesu versteht der Vf. nicht bloss seine natürlichen und ausgebildeten Anlagen, sondern auch seine erworbenen Kenntnisse, und mit einem Worte, alles, was ihn *fähig* machte, mit glücklichem Erfolge zu lehren. Er begreift darunter sogar die Rastlosigkeit in seinem Berufe, und weiterhin seine äussere Bildung; worüber es, nach des Rec. Meynung, besser gewesen wäre zu schweigen, da wir, wie der Vf. auch selbst saget, gar kein Datum haben, woraus sich etwas schliessen liesse, und der ganze Beweis a priori, dass Jesus eine anziehende und empfehlende Bildung müsse gehabt haben, nicht nur an sich sehr unsicher, sondern durch das, was man z. B. von der Bildung des Sokrates erzählt, geradezu widerlegt ist. Stellen, wie S. 88. zu Ende u. ff. sind in einem wissenschaftlichen Buche ungehörige Declamationen. Uebrigens ist in der Entwicklung und Darstellung der Lehrfähigkeiten Jesu manche, obgleich nicht neue, doch sehr gute Bemerkung enthalten. Wichtiger ist der zweyte, historisch-exegetische Abschnitt. Zwar bescheidet sich der Vf. selbst auch hier, „keinen neuen Gedanken oder neugesagte Wahrheiten" vorzubringen; aber er hat die Untersuchungen anderer, besonders die Arbeiten eines *Hess*, auf eine geschickte Weise benutzt, für angehende Prediger viel Nützliches zusammengetragen, und sie, wie es seine Absicht ist, auf den Weg der wahren Popularität geleitet. Er gieng von dem Gedanken aus, dass er bey Jesu die Kunst *populär* oder *gemeinfasslich* zu seyn im Unterrichte, am sichersten müsse erlernen können. Mit diesem Gedanken las er die Evangelisten und fand in der Art, wie Jesus den Wahrheitssinn und das moralische Gefühl seiner Zeitgenossen weckt, in der Wahl seiner Materien, dem Nach und Nach im Unterrichte, dem Uebergange vom Physischen aufs Moralische u. s. w. ferner, in dem Gebrauche der Parabeln, der Beyspiele, der Sprüchwörter, der heiligen Schrift u. s. w. eine Lehrart, die alle Eigenschaften hat, eine Lehre „dem Verstande der Zuhörer annehmlich zu machen." Und diese Lehrart wird nun nach ihren einzelnen Theilen jungen Predigern als nachahmungswürdig, und mit der nöthigen Rücksicht auf veränderte Umstände, auch als für unsre Zeiten anwendbar dargestellt; nur zuweilen viel zu wortreich und mehr in einem ascetischen als wissenschaftlichen Tone und mit unnöthigen Digressionen, z. B. wo von der Nachahmung des Beyspiels Jesu geredet wird. In diesem allem sind viel schöne Kenntnisse, eine schätzenswerthe Vertheilung und Anordnung der Materialien und Deutlichkeit und Fasslichkeit der Sprache unverkennbar. Wenn aber der Vf. meynt, auf diese Art gezeigt zu haben, dass man mit Unrecht die Aufmerksamkeit mehr auf die Lehrart des Sokrates, als auf Jesu Lehrart richte, oder dass sich diese eben so auszeichne, wie jene; so ist er irrig, und am wenigsten hat er durch seine Behandlung der vorliegenden Materie dargethan, dass Jesus eben so wie Sokrates einen neuen Weg eingeschlagen sey, auf den Verstand und die Herzen seiner Zuhörer zu wirken. Die Methode des Unterrichts, deren sich Jesus bediente, war die bey den Juden seiner Zeit gewöhnliche, nur dass sein Vortrag immer reich an Gehalt, und aus seinen Erzählungen, Parabeln, Sprüchen, Schriftdeutungen u. s. f. das Spielende, das Unverständliche, der Afterwitz u. s. w. wodurch noch jetzt das Lesen der Erzählungen und Unterredungen der Rabbinen so unerträglich wird, gänzlich entfernt, vielmehr alles der Vortrefflichkeit seiner Lehre angemessen war. Damit wollen wir keinesweges läugnen, dass es sehr nützlich sey, genauere Untersuchungen über die Lehrart Jesu anzustellen. Man sieht aus dem gegenwärtigen Werke selbst, dass sich sehr zu beherzigende Resultate für den Prediger daraus ergeben. Und wem sollte es nicht schon an sich interessant seyn, zu wissen, wie Jesus gelehrt habe, wenn auch seine Methode nicht gerade neu und einzig war. Nur würde Hr. W. das Zweckmässige und Vortreffliche derselben in ein weit helleres Licht gesetzt haben, wenn er genauer die Verbesserungen aufgesucht und dargestellt hätte, wodurch Jesu Unterricht, selbst in den Augen der Menge, einen so grossen Vorzug vor dem Unterrichte der übrigen Rabbinen erhielt. — Die wichtige Frage: ob sich Jesus in seinem Unterrichte zu Volksmeynungen und zur jüdischen Denk- und Vorstellungsart überhaupt herabgelassen habe, umgeht der Vf. gänzlich, verspricht aber darüber

darüber zu einer andern Zeit seine Gedanken niederzuschreiben, wenn der gegenwärtige Versuch bey seinen Richtern Beyfall finde. Da er diesen in der Hauptsache gewiss von sachkundigen und unbefangnen Lesern erhalten wird, und man folglich einen neuen Versuch über einen noch immer nicht zur Gnüge behandelten Gegenstand erwarten darf; so wollen wir Hn. W. noch auf einige Fehler aufmerksam machen, wodurch wir aber keinesweges den Werth seiner gegenwärtigen Arbeit herabzusetzen gedenken. Erstlich sind uns Stellen aufgestossen, wo der Vf. zu viel prediget und seine Leser ganz im Canzeltone ermahnet, Jesu in der Art zu lehren nachzuahmen; und dann wieder, wo er in einem spöttelnden und selbstgefälligen Tone bemerkt, dass wenn dieses von so vielen nicht geschehe, man sich mehr nach Jesu, als nach dem seligen Hr. Pfarrer seiner Gemeine richten müsse. Sodann findet man häufig fremde, ohne Noth gebrauchte Wörter und bisweilen unschickliche oder gezierte Redensarten; als: *Disputé*, *stupid*, *scrupulos*, *präsumiren*, *Chikane*, *frivol*; S. 33. der Jünger Hälse mit Menschenlehre belasten. S. 57. Narrenwesen S. 42. Blümchen, im Menschenherzen aufgewachsen lesen. Endlich warnen wir den Vf. besonders mit Rücksicht auf die versprochne Untersuchung, sich nicht wie es in der gegenwärtigen Schrift einigemal geschehen ist, im Voraus ein Bild zu entwerfen, was ein weiser Lehrer unter gegebenen Umständen thun werde, und hinterdrein aus den Evangelisten zu zeigen, dass sich die Züge dieses Bildes an Jesu finden. Es muss vorher ohne Vorliebe oder Furcht gegen das endliche Resultat untersucht werden, *was* Jesus und *wie* er gelehrt habe; und dann kann man zusehen, ob sich dieses mit Lehrweisheit und Rechtschaffenheit des Charakters vertrage. — Noch merken wir an, dass das Buch von Druckfehlern wimmelt, von denen auf dritthalb Seiten noch nicht alle angezeigt sind.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

FRANKFURT am Mayn; b. Varrentrapp u. Wenner: *Predigten zur Widerlegung und Vertilgung wichtiger practischer Vorurtheile in Absicht auf Religion und Christenthum, nebst einem Anhang über den Geist des Christenthums.* 1796. 422 S. 8.

Die Fragen, ob man falsche Religionsbegriffe in Predigten directe angreifen und widerlegen, oder sie lieber ganz mit Stillschweigen übergehen, und statt dessen die entgegenstehende Wahrheit desto stärker und unwidersprechlicher darstellen soll, ohne die Vorurtheile, welche den Einfluss der Wahrheit auf die Veredlung der Menschen hindern und zernichten, auch nur im geringsten zu berühren. — Diese Fragen wurden bisher nicht von allen, welche sich für competente Richter hielten, einstimmend beantwortet. Der Vf. dieser Predigten, welcher sich unter der Vorrede mit K. unterzeichnet hat, unterscheidet mit Recht das Theoretische und Practische der Religion. Hat die irrige Vorstellung keinen Einfluss auf Sinn und Wandel, verhindert sie die Ausübung der Tugend auf keine Weise, so hat man eben nicht Ursache Rücksicht darauf zu nehmen. Ist aber das Vorurtheil dem Practischen der Religion nachtheilig, begünstiget es Liebe zur Sünde, und gewährt dem Menschen Schlupfwinkel bey der Ermunterung zur ungetheilten Rechtschaffenheit, so ist es nicht genug, wenn man bloss die entgegenstehende Wahrheit vorträgt, ohne den angenommenen Lieblingsgrundsatz zu berühren. Dies ist nach des Rec. Einsicht richtig. Der Vf. widerlegt in 16 Predigten die gewöhnlichsten Vorurtheile, womit viele Menschen ihre Laster und Sünden zu entschuldigen suchen, meistentheils gründlich, und mit der bey solchen Vorträgen vorzüglich nöthigen Deutlichkeit und Behutsamkeit. So wird z. B. in der *ersten* Predigt die Wahrheit erklärt, *dass wir aus Gnaden selig werden.* Im ersten Theil wird gezeigt, dass diese Behauptung vollkommen gegründet sey, im zweyten Theil wird das Falsche und Unerweisliche der Folgerungen, welche man gewöhnlich aus jener Wahrheit ableitet, näher dargestellt. Die *dritte* Predigt bestreitet *die fälschlich angenommene Unmöglichkeit, ächte Tugend auszuüben*, über Eph. 4, 24. Hier wäre es gut und nöthig gewesen, dass der Vf. die biblischen Sprüche, aus welchen die übertriebenen Vorstellungen von dem gänzlichen Unvermögen des Menschen zum Guten, durch falsche Erklärungen hergeleitet werden, angeführt und erklärt hätte, z. B. Rom. 7, 18. flg. — Der Raum verstattet uns nicht, die Hauptsätze der übrigen Predigten anzuführen. Sie verdienen aber, den Freunden einer ächtchristlichen Erbauung, sonderlich Predigern, bestens empfohlen zu werden. Der Ausdruck ist im Ganzen genommen edel und populär. Nur sind die mit unter vorkommenden langen Perioden der Deutlichkeit bisweilen hinderlich.

* * *

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

LINDENSTADT: *Der junge Antihypochondriakus, oder Etwas zur Erschütterung des Zwergfells und zur Beförderung der Verdauung.* 2tes Port. —

Auch unter dem Titel:

Poetisches Vademecum, oder Blumenlese angenehmer und lustiger Gedichte aus den Schriften der grössesten deutschen Dichter, unsers Zeitalters gesammelt. 1te Port. 1797. 70 S. 8. (4 gr.)

LEIPZIG, b. Böhme: *Geschichte Ewalds von Tringenberg und seiner Freunde.* 3tes Bändchen. 1795. 218 S. 4tes Bändch. 167 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 22. Julius 1797.

GESCHICHTE.

Lausanne, b. Vincent u. Laquiers: *Reponse aux principales questions qui peuvent etre faites sur les etats unis de l'Amerique*, par un Citoyen des états unis. T. I. 311 S. ausser 82 S. Einleitung. T. II. 1795. 468 S. 8.

Der Vf. nennt sich Bürger der amerikanischen Freystaaten, verweist auch hin und wieder in seiner Schrift auf einzelne von ihm dort unternommene Reisen; dennoch haben wir bey genauer Prüfung nicht gefunden, dass er hier gerade die behandelten Gegenstände, nach eigenen Beobachtungen darstelle, vielmehr haben andere hinlänglich bekannte Schriftsteller über diese Freystaaten die Nachrichten hergegeben, welche von ihm in mehrern Abschnitten vorgetragen sind. Da in französischer Sprache noch kein treues Gemälde jener Länder vorhanden ist, will er seinen durch die Revolution verjagten und überall zerstreuten Landsleuten, Nordamerika bekannter machen, wenn sie etwa diesen Staat zum Zufluchtsort wählen wollen. Dies Versprechen hat er wirklich an mehreren Orten erfüllt; doch im Ganzen ist der Gegenstand lange nicht erschöpft worden, und aufmerksamen Lesern werden überall eine Menge gar nicht, oder halb beantworteter Fragen übrig bleiben. Blofs aus Morse allein liessen sich verschiedene Abschnitte hinlänglich ergänzen, und hätte der Vf. Coopers und Tench Coxes Schriften gekannt, würden manche wichtige Materien zweckmässiger behandelt seyn. Dass der Ruf von *Ebelings* Meisterwerk nicht zu ihm gelangte, erklärt die Unbekanntschaft der deutschen Literatur in dem Vaterland des Vf.; aber selbst *Timäus* nordamerikanischer Staatskalender enthält in gedrängter Kürze weit mehrere und genauere Belehrungen über jene Staaten, als hier auf neuntehalbhundert Octavseiten zusammengetragen sind. Die hier aufgelösten Fragen sind über dem in weitschweifige, wortreiche Declamationen verhüllt; worinn der Vf. über die Tugenden und reinen Sitten der Einwohner, die Fruchtbarkeit des Landes, die Vortheile der ächten Freyheit, die Gegenstände zu schildern vergisst, wie sie wirklich vorhanden sind. Eben so oft verliert er sich in süssen Träumen, wenn Amerika dereinst der Schauplatz der aus Europa geflohenen Künste und Wissenschaften seyn, und unser Welttheil nur im Verhältnisse des Nebenlandes mit jenen Freystaaten stehen dürfte.

Seine nordamerikanischen Schilderungen sind blofs zufällig zusammen gereihet, oder ohne alle Ordnung in willkührlichen Abschnitten zerstückelt, so dass Bemerkungen, die eigentlich als Einleitung vorangeschickt werden müssten, am Ende oder in der Mitte des Werks stehen, und oft ohne allen Zweck die Beschreibungen einzelner Staaten unterbrechen. Vielleicht hat dazu sehr viel beygetragen, dass der Vf., ehe er Amerika zu beschreiben anfing, 137 Fragen über Nordamerika entwarf, die er in seiner Schrift beantworten wollte. Diese sind aber grösstentheils hingeworfen, wiederholen oft nur mit andern Worten den Inhalt früherer Fragen, und sind, wie er selber versichert, von mehrern Personen vorgelegt worden, denen die sechszehn Freystaaten bald mehr, bald weniger bekannt waren. Nach diesen Vorkenntnissen scheint er zuweilen seine Antworten entworfen zu haben, die weder die neuesten Erfahrungen enthalten, noch die Frage nach allen ihren Bestandtheilen auseinandersetzen.

Die Skizze der amerikanischen Kriegsgeschichte übergehn wir, da sie blofs die bekanntesten Vorfälle berührt, oder diese, so wie die Veranlassung der ersten Unruhen nicht ganz unpartheyisch darstellt. Der erste Auflauf in Boston soll daher entstanden seyn, oder die Engländer deswegen zuerst auf die Einwohner gefeuert haben, weil Strassenjungen zufällig einen von ihnen mit Schneebällen trafen. Der mit Grossbritannien geschlossene Friedenstractat ist hier wieder abgedruckt, und in einem besondern Abschnitt beschreibt er die seit 1787 erweiterte Macht des Congresses nebst der genauern Verbindung aller Staaten, auch sind die wichtigsten darüber vorhandenen Beschlüsse hier übersetzt zu finden. Der fünfte Abschnitt beschäftigt sich mit dem Finanzwesen der Freystaaten, und die hier mitgetheilte Acte des Congresses vom 4. August 1790 zeigt ausführlicher als bisher geschehen, auf welche Art damals die einheimische Schuld fundirt wurde, und warum der Congress erst von 1800 an für einen Theil derselben Interessen bezahlt. Wenn der Anbau der Wüsteneyen und die Bevölkerung der Freystaaten ferner gleiche Fortschritte machen, so werden nach der hier gegebenen Rechnung diese Länder in hundert Jahren 125,738,000 Einwohner haben. Ungeachtet alsdenn das ganze Gebiet meistens vertheilt seyn wird, kann man doch sieben Morgen Land auf jeden Einwohner annehmen. In Frankreich berechnete man vor der Revolution nur drey und einen halben Morgen für jeden Kopf, also auch die grösste mögliche Bevölkerung, würde jeden Einwohner ohne jene vermeynte Cultur reichlich ernähren. Ein Auszug aus Morse schildert die verschiedenen Religionspartheyen; er ist aber so kurz gefasst, und über ihre Lehr-

Lehrsätze so wenig gesagt worden, dass sich schwerlich jemand daraus unterrichten wird. Die Bemerkungen über die Erziehungs- und Gelehrtenanstalten in den Freystaaten befriedigen eben so wenig, und ausser Franklins Aufsatz über die nordamerikanischen Wilden, der im 19. Abschnitt übersetzt und mit einigen unbedeutenden Zusätzen versehen ist, scheint der Vf. nichts weiter über ihre Sitten, Gebräuche und und Lebensart zu kennen. Bey Gelegenheit der Negersklaven werden die Bemühungen der Landesregierung und einzelner Privatpersonen angeführt, ihnen Freyheit zu verschaffen, und ihre Einfuhr zu verhindern. Die südlichen Provinzen trifft der ihr gemachte Vorwurf nicht mehr, da bereits im März 1794 der Congress die Sklaveneinfuhr in alle Häfen der Republik verboten hat, und die vorher erwähnten Staaten beschlossen haben, allmählich die Freyheit ihrer zahlreichen Neger zu bewirken. In Philadelphia ist eine Privatgesellschaft eifrigst bemüht, die Neger zu nützlichen Bürgern zu bilden. Sie beobachtet die Aufführung der Alten, besorgt die Erziehung der Sklavenkinder, und dass sie ein Handwerk erlernen, und verschafft den Erwachsenen Gelegenheit, ihren Unterhalt zu verdienen. Die Cincinnatusgesellschaft ist noch vorhanden, und gegenwärtig ihr Zweck, Hülflose, Wittwen und Waisen ihrer Mitbrüder zu unterstützen. Unter den Banken wird bloss die der vereinigten Staaten in Philadelphia beschrieben, auch ihr Stiftungsbrief im Auszuge mitgetheilt, aber in einem sehr verstümmelten Auszug, wenn man ihn mit dem Original in *Columbian Magazine* 1791 vergleicht. Das Jahr ihrer Stiftung ist falsch angegeben; auch darf man hier keine Belehrung über ihre Einrichtung und den Antheil, den der Congress an dieser Bank genommen hat, so wie über die dort so oft bestrittene Frage über die Nothwendigkeit dieser und ähnlicher Anstalten erwarten.

Den Abschnitt über den Handel der Freystaaten kann man sicher überschlagen. Er besteht bloss aus einer trocknen Anzeige der vornehmsten Exporten, die man aus jeder Beschreibung von Nordamerika ergänzen kann, der bekanntesten Handelsstädte, der Einfuhr in gewöhnlichen Jahren, und um welchen Preis Europa 1793 die amerikanischen Produkte erkaufte. Nach unserm Vf. werden nur 260,000 L. erfodert, um den Savannahfluss in Georgien, und den Piscataqua in Neuhampshire durch Kanäle mit einander zu verbinden. Was weiter über den Ackerbau, den Preis der Lebensmittel, die Gewinnung des Ahornzuckers und den Länderverkauf bemerkt wird, ist mit grösserer Sachkenntnis, Darstellung und Ausführlichkeit vorgetragen, und der Vf. entwirft verschiedene Plane für neue Kolonisten, nach denen sie sich mit mehrern oder geringern Vermögen in Nordamerika niederlassen wollen, worinn nicht nur alle nothwendigen Ausgaben, sondern auch die Vortheile aufs genaueste berechnet sind, welche sie nach einigen Jahren von den angebauten Ländereyen erwarten können. Bey der Beschreibung des Zuckerahorns sind die Nachrichten des Doctor Rush benutzt worden. In zwanzig Jahren erreicht der Baum seine völlige Grösse. Er giebt jedes Frühjahr bey ziemlich guter Witterung zwanzig bis dreyssig Gallons Saft, und je länger der Baum abgezapft wird, desto mehr und süssern Saft erhält der Eigenthümer. Man hat Beyspiele, dass Bäume zwey und vierzig Jahre auf diese Art benutzt wurden. Bey warmen Tagen und kalten Nächten im März und April wird der mehreste Saft gewonnen. Die Witterung hat solchen Einfluss auf den Baum, dass eben derselbe täglich bald nur ein Nössel (*pint*), bald vier Gallons oder 32 Nössel liefert. Verpflanzte Bäume geben eben so viel und oft mehrern Saft, als die man in den dichtesten Waldungen anzapft. Vier bis fünf Gallons geben ein Pfund Zucker. Die übrigen Produkte des Thier- und Pflanzenreichs sind nur sehr oberflächlich berührt, zuweilen verweilt unser Vf. zwar bey einzelnen Artikeln; aber im Ganzen erhält man aus den hier gegebenen Nachrichten weder eine hinlängliche noch deutliche Ueberſicht. Die Beschreibung der einzelnen Provinzen ist nach Morse abgekürzt, ihre Verfassung sucht er vorzüglich zu entwickeln, ist aber in dieser Materie so unerfahren, dass er bey manchen Provinzen, die in den meisten 1776 entworfene Constitution als noch geltend anführt. Die Verfassung von Pensilvanien ist unter andern hier nach der Acte von 1776 wiederholt worden.

Wir verbinden mit dieser Recension für Liebhaber der nordamerikanischen Staatskunde eine ähnliche Anzeige von zwey andern Schriften, die in demselben Jahr in London und Philadelphia über jene Freystaaten erschienen sind. Sie enthalten freylich keine das Ganze umfassende Landesbeschreibung, aber desto genauere an Ort und Stelle gemachten Bemerkungen über die mittlern Provinzen und überhaupt einen Schatz von Nachrichten, die nur im Lande selber gesammelt werden konnten. Der Titel von beiden ist:

London: *Some Information respecting America*, collected by *Thomas Cooper*. 1795. 240 S. 8. nebst einer nur zu sehr skizzirten Generalkarte der ganzen Republik.

London: *View of the united States of America* in a Series of Papers written at various times between 1787 and 1794. by *Tench Coxe*. 1795. 512 S. 8.

Der Vf. der ersten Schrift war bis 1793 ein Einwohner von Manchester, gieng aber aus Missvergnügen über die englische Verfassung und Denkungsart nach Amerika. Von dort aus schreibt er seinen hinterlassenen Freunden, wie er alles in den mittlern Freystaaten gefunden, und giebt ihnen Anweisungen, wenn sie seinem Beyspiele folgen sollten, wie sie ihre Reise einrichten, welche Provinz sie vorzüglich zum Aufenthalt wählen, und welche Lebensart sie jenseit des atlantischen Meeres ergreifen müssten. Er vergleicht dabey immer Klima, Boden, Preise der Dinge,

ge, und Lebensart mit der englischen, und zeigt sich überall als einen unbefangenen aufmerksamen Beobachter. Eigentlich hat er in dieser Schrift theils eigene, theils Anderer Bemerkungen gesammelt. Die gröste Hälfte enthält seine eigenen in Pensilvanien, Virginien und Neuyork gemachten Erfahrungen und sehr durchgedachte Verhaltungsregeln, für alle, die Bürger der neuen Freystaaten werden wollen. Hierauf folgen allerley aus dortigen Schriften gezogene Notizen über den Werth der fremden Münzen in den verschiedenen Staaten, Waarenpreise in Philadelphia, welche mit denen in London verglichen werden, die amerikanischen Zollabgaben, Ausfuhrprämien, den Werth der gesammten Ausfuhr von 1792 und 1793., und die Bevölkerung nach den Tabellen, welche dem Congress im Oct. 1791 übergeben wurden, auch unter uns bekannt genug sind. Die veränderte Constitution von 1787 ist hier ebenfalls abgedruckt, und zuletzt hat Hr. *Cooper* noch den 15. Abschnitt der damals noch nicht gedruckten und gleich anzuzeigenden Uebersicht von *Tench Coxe* angehängt.

Die Schilderung der verschiedenen Staaten in Rücksicht auf einen sich dort anbauenden Europäer ist sehr belehrend, und der Vf. widerräth es seinen ehemaligen Landsleuten sich in den nördlichen und südlichen Provinzen nieder zu lassen. Gelegentlich wird die Beschaffenheit des auch in Deutschland berühmten Landes, Genesee berührt, das am Ontario belegen, einen Theil von Neuyork ausmacht. Aus Neuengland sind freylich dorthin sehr viel Familien ausgewandert, und der Boden ist äusserst fruchtbar. Aber nur mit Mühe und Kosten kann man dort Handarbeiter und Tagelöhner erhalten, daher hier fast lauter einzelne unbemittelte Familien, ohne alle Bequemlichkeit wohnen, die ihren Unterhalt durch saure Arbeit dem Boden abgewinnen. Und bauen diese auch mehr als sie brauchen, so fehlt es ihnen an Absatz wegen der Entfernung der Seestädte, und der Schwierigkeiten, ihre Produkte auf ungebahnten Wegen an den nächsten Fluss zu schaffen. Der Boden ist zu feucht und sumpfig, und die vielen Landseen und langsam fliessenden Ströme machen den Aufenthalt ungesund. Auch die gerühmten Vorzüge von Kentucky will der Vf. nicht anerkennen. Im Sommer ist in diesem Lande Mangel an Wasser; alle Manufacturwaaren, wegen der Entfernung vom Meer stehn in ungeheuern Preisen, und die Schiffahrt auf dem Missisippi, wird nie die Vortheile gewähren, die man bisher davon erwartet hat, weil die Mannschaft nicht ohne Zeit und Geldverlust auf dem Fluss zurück, sondern nur auf einem grosen Umwege zu Hause kehren kann. Er belegt seine von den bisherigen Lobpreisungen dieser Gegend abweichenden Nachrichten, schaltet die spätern Bemerkungen eines Reisenden ein, der 1702 in Kentucky war. Die von Hn. Cooper und andern Reisenden durch die mittlern Staaten hier mitgetheilten Beobachtungen über den Anbau, Boden, Ertrag, Kaufpreis und Hauptprodukte verschiedener Gegenden, so wie über den Absatz ihrer Waaren, dort theure oder wohlfeilere Lebensart, müssen wir ihres speciellen Inhalts wegen übergehn.

Der Vf. der zweyten Schrift, Hr. *Tench Coxe*, sucht ebenfalls sein Vaterland Fremden bekannter und sie auf die Vorzüge desselben aufmerksamer zu machen. Er betrachtet aber die Freystaaten von mehrern Seiten, und dringt hin und wieder tiefer in einzelne Theile ihrer Staatskunde, als Hr. Cooper, ein. Vorzüglich verweilt er bey den schon vorhandenen Manufacturen, der Nothwendigkeit, diese in den innern Gegenden zu vermehren, denen mit der Zeit der Absatz ihrer rohen Produkte fehlen dürfte, dem dermaligen Handelszustande und der Beschreibung von Pensilvanien. Die hier gegebenen Belehrungen und Vorschläge, waren vorher einzeln oder in amerikanischen Journalen gedruckt, hier sind sie vom Vf. von neuen durchgesehen und in besondere Abschnitte vertheilt. Dadurch ist diese Sammlung dennoch nicht ein zusammenhängendes Ganzes geworden; eben dieselben Gegenstände sind an mehrern Orten bald kürzer, bald ausführlicher behandelt, und Wiederholungen unvermeidlich geworden.

Im amerikanischen Museum widerlegte Hr. Coxe schon vor mehrern Jahren Lord Sheffields durch Ebelings Uebersetzung hinlänglich bekannte Schrift über den nordamerikanischen Handel, welche in England, wie eine Reihe von Auflagen beweisen, zur Zeit ihrer Erscheinung groses Aufsehen erregte. Seine dort stückweise eingerückten Gegenanmerkungen sind hier zusammengedruckt, und wir finden sie grösstentheils treffend, wenn sich gleich in der Zeit, dass beide Vf. schrieben, in den Freystaaten manches verändert hat, oder beide durch Patriotismus zu Behauptungen verleitet wurden, von denen sie aufrichtig nicht überzeugt seyn konnten. Der ganze Aufsatz leidet hier keinen Auszug, es sind zu viel interessante Facta darin zusammengebracht, welche die Auswahl erschweren; sie lassen sich auch nicht wiederholen, ohne Angaben und Prüfung mit einander zu vergleichen, wozu es uns an Raum fehlt. Ueberdem ist diese Widerlegung hier schon zum drittenmale abgedruckt worden. Sie ist hier wie in den ersten Ausgaben mit der N. A. Bevölkerungsliste von 1791 und den Verzeichnissen der Ausfuhr versehen, welche man unter andern in *Sprengels* neuen Beyträgen Th. 12. finden kann.

Die Emporbringung und Vermehrung der amerikanischen Fabriken sind ein Hauptaugenmerk des Vf. Er zeigt, dass ihre Waaren 25 pro Cent wohlfeiler seyn würden, als die aus der Fremde eingeführten, und dass bey diesen Geschäften eine Menge Personen ihren sichern Unterhalt finden würden, die zu unvermögend sind Land zu kaufen. Die Brauereyen in Philadelphia verbrauchten bey der freyen Einfuhr von englischen Bier und Porter jährlich 40,000 Bushel, aber seitdem diese Getränke impostirt sind, weit mehr, und diese Stadt führt jetzt schon beide Getränke in Quantitäten aus. Bey dem ungeheuern Holz-

Holzvorrath fast in allen Staaten räth der Vf. den Schiffbau zu erweitern, um so mehr da er dort mit geringern Kosten kann betrieben werden. In Holland oder England muss man für ein Schiff aus Eichenholz per Tonne 55 bis 60 Piaster bezahlen, da die Tonne eines aus nordamerikanischen Cedern- oder Eichenholz verfertigten nur 36 bis 38 Piaster kostet, und ein solches Schiff dreyssig Jahre ausdauern kann.

Auch über die nordamerikanischen Banken und Nationalschulden bemerkt der Vf. mancherley, das uns aber über ihre fast zu grosse Anzahl und den zu grossen Speculationsgeist der Theilnehmer keinesweges befriedigt. In der Beschreibung von Pensilvanien lesen wir dagegen desto lehrreichere Notizen. Der ganze Staat enthält beynahe 20 Millionen Morgen, und ist in ein und zwanzig Grafschaften vertheilt, von denen neun erst ihre Einrichtung seit dem Kriege mit England erhalten haben. Fremde haben hier den Vortheil, dass sie sich ankaufen können, ohne ihren alten Wohnort verändern, oder Staatsbürger werden zu dürfen. In diesem Fall gelangen sie aber auch zu keinen Aemtern. Den Holzmangel in den sehr angebauten Gegenden ersetzen die Steinkohlen, welche in grosser Menge im Innern des Landes gefunden werden. Die Ausfuhr von Pensilvanien ist in beständigem Wachsthum. Philadelphia exportirte 1792 für 3,820,646 Dollars, im folgenden Jahre für 6,958,736 und 1795 gar für 11,518 D. In dieser Stadt sind drey Banken. Um den innern Grafschaften Absatz ihrer Produkte zu verschaffen, schlägt der Vf. einen Plan zum Anbau einer neuanzulegenden Stadt am Susquehannah vor, der bey dem Reichthum der Pensilvanier und ihren Geschmack zu dergleichen Unternehmungen vielleicht schon zu Stande gekommen ist. Zur Ausführung werden nur 500,000 Piaster verlangt, die entweder durch Actien oder eine Lotterie zusammengebracht werden sollen. Dafür will er 2000 Morgen Land kaufen, achthundert Häuser verschiedener Grösse erbauen, und eine Menge Mühlen, Schmieden und Fabrikengebäude errichten lassen. Ausser den vorher bemerkten Handelslisten sind in andern Abschnitten dieser Uebersicht Tabellen der amerikanischen Ausfuhr von den Jahren 1791. 92 und 93 zu finden. Sie enthalten alle einzelne Artikel der jährlichen Exporte, wie viel davon diese oder jene Provinz ausführte, den Werth der gesammten Ausfuhr, und welche Länder Amerika vorzüglich zu versorgen pflegte. Einige andere Tabellen zeigen die fremde Einfuhr einzelner Jahre, die Anzahl der amerikanischen Handelsschiffe, und was für Abgaben fremde Waaren bey der Einfuhr erlegen müssen. Tauwerk und fremde geistige Getränke sind am stärksten impostirt.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, im Verlag der akad. Kunst- und Buchh.: *Eleonora del Monti.* Eine Geschichte aus dem achtzehnten Jahrhundert. 1796. 328 S. 8.

Die Grundlage dieses Romans ist die Geschichte der Herzoginn von C...., die in der Gräfin von Genlis Adele und Theodore erzählt wird, und die wir nach ihr schon von mehrern Romanendichtern, unter andern auch im ersten Theil der romantischen Beyträge benutzt gefunden haben. Das was aus jener Quelle genommen wurde, ist aber das einzige interessante, was diese Geschichte in der vor uns liegenden Bearbeitung aufzuzeigen hat. Was der Vf. von dem Seinigen hinzuthat, besteht in Gemälden von Scenen und Empfindungen, in welchen, sowohl in der Anlage als in der Entwickelung, eine auffallende Unnatur gleich stark herrscht. Das interessanteste Stück des Ganzen, der Aufenthalt der Herzoginn in dem unterirrdischen Kerker ist am wenigsten benutzt. Mit Einem Wort, der Vf. (dessen Sprache noch überdies steif und undeutsch ist,) beweist auf jeder Seite, wie wenig er die Kunst versteht, die Gefühle des Herzens zu schildern und auf dasselbe zu wirken.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Hamburg*, b. Fauche: *De l'esprit public en France*, par un Député aux états généraux en 1789. 1796. 68 S. gr. 8. (8 gr.) Wir haben in dieser Abhandlung vieles Wahre und Gute, aber nichts von dem gefunden, was man nach dem Titel erwarten musste; denn es wird in derselben des Gemeingeists kaum gedacht. Der Vf., ein gemässigter Royaliste, zeigt die Thorheit derer, welche noch jetzt in Frankreich die Wiederherstellung der unumschränkten Monarchie verlangen. Der Adel, sagt er sehr wahr, sey der Monarchie nur seines Vortheils wegen ergeben, und aus gleicher Ursache der sogenannte *tiers état*, der den grössten Einfluss auf die öffentliche Meynung habe, ihr abgeneigt. Selbst der Adel und die Geistlichkeit wollten die Einschränkung der königlichen Alleinherrschaft. Man muss sich denen nähern, die man gewinnen will und die Freyheit in der Monarchie sichern. S. 16. *quand une révolution a développé dans l'ame de ceux qui pensent et raisonnent les sentimens que la nature donne, il est impossible qu'ils y renoncent pour reprendre sous une monarchie sans limites leur ancienne dépendance.* Der Vf. gesteht, dass Frankreich bey dem Anfange der Revolution keine Constitution mehr hatte; geht aber in die alten Zeiten zurück und zeigt, wie damals die königl. Macht, besonders in Rücksicht der Auflagen und der Gerechtigkeitspflege, eingeschränkt war.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 22. Julius 1797.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Zürich, b. Orell etc.: *Politisches Handbuch für die erwachsene Jugend der Stadt und Landschaft Zürich.* 1796. 475 S. 8. (1 Rthlr.)

Um unsere Leser mit der Veranlassung und dem Zwecke dieser Schrift bekannt zu machen, lassen wir den Vf., welcher sich in der Vorrede *David Wyss* unterschreibt, selbst sprechen (S. 6): „Wenn man ruhestörende Neigungen ausrotten, politische Schwärmerey verhüten, und tolle Demagogen hindern will, das unwissende Volk zu einem blinden Werkzeug ihres oft so blutigen Ehrgeizes zu machen, — so müssen dazu solche Mittel gewählt werden, wodurch den Untergebnen alle Beweggründe zu gerechtem Missvergnügen abgeschnitten werden." — „Auch jeder Privatmann kann zu so wichtigen Zwecken mitwirken; besonders wenn er die Einwohner seines Vaterlandes sowohl mit den Vortheilen, die sie ihrer Verfassung und ihren Gesetzen zu danken haben, als mit den Gefahren, die alle Neuerungen nothwendig begleiten, näher bekannt zu machen sucht." — (S. 9): „Eine solche Arbeit schien besonders in unserm Freystaat nützlich, wo, wie in allen Republiken, so vieles darauf ankömmt, dass die staatsbürgerlichen Pflichten willig erfüllt werden, und zu dem Ende theils allgemein, theils hinlänglich, bekannt seyen; wo ausserdem jeder Bürger, ohne Unterschied des Standes, Antheil an der Regierung bekommen kann, und dennoch, als Magistratsperson, sich oft mit den verschiedensten Zweigen der Staatsverwaltung beschäftigen muss; wo die meisten Regierungsglieder, ihre Kräfte und Zeit, zwischen dem Dienst des Staates und irgend einer, zum Unterhalt ihrer Familien nothwendigen Berufsart, theilen müssen, und wo also in der That daran gelegen ist, dass jeder junge Bürger sich, mit Leichtigkeit, wenigstens die unentbehrlichsten Localkenntnisse zu öffentlichen Geschäften erwerben könne." Sehr richtig setzt der Vf. (S. 12) hinzu: „Sollte diese Arbeit etwa auch Ausländern zu Gesichte kommen, so würde sie ihnen wenigstens zum Beweis dienen, dass ein kleines Volk, mit sehr unvollkommnen Civilgesetzen, sogar ohne ein Criminalgesetzbuch, dennoch zu einem hohen Grad des äussern Wohlstandes und sittlicher Cultur gelangen könne; dass aber dieses Glück unsers Vaterlandes, welches von so vielen durchreisenden Fremden anerkannt und geschätzt wird, — hauptsächlich die Folge einer Staatsverfassung ist, die das liebevolle Zutrauen der Untergebnen zur einzigen Hauptstütze der Regierung macht." Eines Auszugs ist diese Schrift nicht fähig; wir wollen also nur kürzlich den Inhalt der verschiedenen Abschnitte angeben und sodann einige Bemerkungen beyfügen. Abschn. 1. *von der Landesverfassung, Regierung und deren Verhältniss zum Unterthan;* 2. *von gesetzlichen Vorschriften in Ansehung der Familienverhältnisse, der Ehegatten, Aeltern, Kinder, Vormünder, Dienstboten und Handwerksgenossen;* 3. *von der Criminal- und Civil-Justizpflege.* Hier wird sehr ausführlich nicht nur von der Justizpflege, sondern auch von dem Privatrechte selbst gehandelt; 4. *von Sicherheitsanstalten gegen auswärtige Feinde, hauptsächlich vom Militarwesen;* 5. *von der Landespolizey im weiten Sinne, und was dahin einschlägt,* worunter der Vf. nicht nur Landwirthschaft, Handlung, Münzwesen, sondern auch Finanzwesen, Waldungen, Auflagen etc. begreift; 6. *von den öffentlichen Anstalten, welche Bezug auf Religion, Erziehung, Sitten, Wissenschaften haben.* Gegen die Eintheilung selbst wäre, wie unsere Leser schon aus dieser, von uns so viel möglich abgekürzten, Inhaltsanzeige ersehen werden, freylich Manches zu erinnern; auch glauben wir, dass der Vf., ob man gleich darauf, dass er für Ungelehrte schrieb, Rücksicht nehmen muss, sich dennoch hie und da hätte kürzer fassen sollen. Zuweilen vermissen wir die Bemerkung, ob das Angegebene nur gewöhnlich geschieht, oder nach den Gesetzen geschehen muss; ingleichen eine gewisse Bestimmtheit im Vortrage. S. 91 heisst es z. B.: „Das gesetzlich angenommene „Alter der Mannbarkeit ist für Jünglinge das 20ste, „und für Töchter das 18te Jahr. Junge Leute unter „diesen Jahren dürfen sich, besonders ohne Einwilli„gung ihrer Aeltern, Grosältern oder Vormünder, „nicht verheirathen." Sollten denn Kinder, die dieses Alter erreicht haben, ohne der Aeltern Erlaubniss heirathen dürfen? Auch stösst man zuweilen auf Ausdrücke, die uns Deutschen auffallen, wenn gleich dem Zürcher nicht, für welchen die Schrift eigentlich bestimmt ist, z. B. innert für innerhalb, Verlurst für Verlust u. a. m. Dieser kleinen Flecken ungeachtet wird die Schrift Inn- und Ausländern, die eine genauere Kenntniss der Zürcher Verfassung und Gesetze zu erhalten wünschen, gewiss sehr willkommen seyn.

Mit Vergnügen sieht man, mit welcher Weisheit und Billigkeit bey Festsetzung der Verfassung verfahren wurde, und wie der Erfolg den Bemühungen und Hoffnungen der Stifter entsprach. Es würde sehr thöricht seyn, eine seit mehrern Jahrhunderten glücklich bestehende Verfassung, weil sie von den neuern Grundsätzen

sätzen abweicht, tadeln, oder gar nach solchen umformen zu wollen. Die Stadt herrscht über das Land. Dieses hat keinen Antheil an der Regierung, welche jedoch so glücklich organisirt ist, dass man nicht fürchten darf, sie werde drückend für den Landbewohner werden. Der gewöhnlichste Druck, Vermehrung der Abgaben, findet ohnehin gar nicht statt; und sollte sich das Zürcher Gouvernement je zu neuen Auflagen genöthigt sehen: so würde es sich wohl nicht für berechtigt halten, dem Landmanne ohne seine Beystimmung dergleichen aufzulegen. Wie es um die Verwaltung der Justiz stehe, darüber lassen wir unsern Vf. sprechen (S. 149): „Ueberhaupt sind die Unkosten, „die zu Stadt und Land mit Processen verknüpft sind, „die Anzahl dieser letztern und der Personen, welche „sich damit beschäftigen, in Vergleichung mit der „Rechtspflege grösserer und kleinerer Staaten, ver„hältnissmässig zum Erstaunen klein. Auch ist die „Schnelligkeit unsrer Rechtspflege so gross, dass der „wichtigste, durch alle Instanzen gehende Process „nicht leicht ein halbes Jahr dauern kann." Aufgefallen ist uns, dass Kinder von Geschwistern, welche sich heirathen, (nach S. 92) Stadt und Land meiden müssen; ingleichen die grosse Begünstigung des Vaters und selbst der väterlichen Verwandten vor der Mutter bey der Erbschaft der Kinder. Der Vater geht den Geschwistern vor; die Mutter steht diesen nicht nur und selbst deren Kindern nach, sondern bekommt auch (nach S. 201) dann, wenn ihr Kind weder Leibeserben, noch Vater, noch Geschwister, oder Nachkommen derselben hinterlässt, nur die Hälfte der Kleider, des Hausgeräthes, des weiblichen Schmuckes und der Bücher, nebst dem 5ten Theil der übrigen Verlassenschaft.

In der Stadt verhält sich der Erbtheil des Sohnes vom väterlichen Vermögen zu dem der Töchter, wie 5 zu 4; auf dem Lande wie 2 zu 1. Verlobte erben ausser den Geschenken den 10ten Theil des Vermögens; uneheliche Kinder sind unfähig zu erben. Zu hart findet es Rec., dass alle Hauptmanns- und sogar gewisse Oberlieutenantsstellen nur durch Bürger besetzt werden können, also der verdiente Landmann zurück stehen muss; die Handelseinschränkung der Landbewohner hingegen, scheint so unbillig nicht zu seyn, als man sie gewöhnlich darstellt. Es verlieren dabey nur einzelne Landleute und zwar nur die Wohlhabendsten. Doch mag eine genauere Kenntniss des Landes noch mehr Gründe zur Erwägung an die Hand geben, wie denn auch gewiss nicht alle vom Vf. vorgebrachten Argumente eine ernsthafte Prüfung aushalten werden. — Ueber die Blitzableiter wird ein Verzeichniss von der Obrigkeit geführt, und solche von Zeit zu Zeit besichtigt; eine sehr nachahmungswerthe Anstalt. — Von Erbschaften, die aus der Stadt auf das Land, und vom Lande in die Stadt gehen, muss 5 vom 100 Abzug gegeben werden; ob auch von denen, die aus der Stadt auf das Land ziehen oder heirathen? ist nicht angegeben. Da man keine neuen Auflagen seit Jahrhunderten gemacht hat, noch machen kann; und alle Staatseinkünfte zum wahren Besten des Staats verwendet werden: so ist es freylich nicht wohl möglich, solche ältere Abgaben, wenn sie auch für Einzelne drückend sind, abzuschaffen. — Aus dem letzten Abschnitte bemerkt Rec. nur noch, dass alle Stände beiderley Geschlechts eine gleichförmige wollene Kirchenkleidung tragen müssen, um zu zeigen, dass hier kein Unterschied des Standes sey; und dass, wer eine Katholikinn heirathet, den Genuss seines Bürger- oder Landrechts verliert.

Durch ein voraus geschicktes, ausführliches Inhaltsverzeichniss, und der Schrift angehängtes Register hat der Vf. das Nachschlagen sehr erleichtert.

Hamburg, b. Fauche: *Correspondance politique pour servir a l'histoire du republicanisme français*, par Mr. *Mallet du Pan*. 1796. VIII. LXXI u. 45 S. gr. 8. (16 gr.)

Nach dem *Avant-propos* erhalten wir hier nur den Anfang eines Werks: *Essai sur le republicanisme français*, welches aus 10 Briefen bestehen soll. Hier wollte der Vf. deren zwey liefern; die Länge der Einleitung, welche 72 Seiten füllt, liess aber nur für *einen* Raum.

Der französische Republikanism soll hier betrachtet werden in Rücksicht seines Ursprungs, seiner Natur, seiner Veränderungen, Triebfedern (*mobiles*), Verhältnisse mit dem gegenwärtigen Kriege, der Ursachen seiner Dauer, seiner Kräfte, der Hindernisse, die seine Vernichtung aufhalten und endlich des Schicksals, das er Frankreich und Europa verheisst. Dem Vf. schien es so nothwendig, die Resultate seiner Bemerkungen bald mitzutheilen, dass er glaubte, die Vollendung der Arbeit nicht abwarten zu dürfen. Die Einleitung handelt vom Charakter der französischen Republik; *von den Grundsätzen des neuen Republikanismus; von dessen selbst durch die Bekämpfung bewürkten Fortschritten; von einigen aus der moralischen Lage Europens gezogenen allgemeinen Wirkungen der gegenwärtigen Crisis*. Der Convent, sagt der Vf., baute seine Macht und die Macht seiner Nachfolger auf die Revolutionsregierung, also auf die Abwesenheit aller Gesetze und aller Freyheit. Nur hierinn blieben alle nach einander herrschenden Factionen sich ähnlich. S. VIII. „*Le republicanisme français n'a donc été, n'est encore, et ne sera eternellement que la soumission sans limites à une tyrannie sans aucun frein.*" Das Gemälde der schändlichen Knechtschaft Frankreichs, das der Vf. entwirft, passt auf unsere Zeit nicht mehr, in welcher mit der grössten Freymüthigkeit gegen das Directorium geschrieben wird. Eine Regierung, die man laut tadeln darf, ist selten oder nie despotisch. Wir stimmen ihm darin vollkommen bey, dass die republikanische Regierungsform für einen sittlich verdorbenen Staat nicht tauge; aber wir bezweifeln die Folgerungen, die er daraus zieht. Er hält es für eine unstreitige Wahrheit, dass in dem heutigen Europa eine Demokratie, sie sey nun direct oder repräsentativ, schlechterdings unmöglich sey, und am Ende wieder zur Tyranney des Alleinherrschers führen müsse.

müsse. Auch hier stimmt er das alte Lied wieder an, dass durch den Frieden die Revolution in allen europäischen Staaten reifen werde; aber sein Bild des sittlichen Zustands von Europa ist mit allzu schwarzen Farben gezeichnet. Da der Vf. nur die am meisten verdorbene Gattung seiner Zeitgenossen zu kennen scheint, und ihre Denkungsart für die allgemeine des grössten Theils der Europäer hält: so dürfen wir hoffen, dass die schrecklichen Resultate und Weissagungen, welche er auf seine irrige Meynung baut, nicht in Erfüllung gehen werden. Die Behauptung, dass bey der Fortdauer der dermaligen Regierung in Frankreich Weiber und Kinder an den Kriegen der Nation gegen Nation Theil nehmen, und diese sich nur mit gänzlicher Verheerung des einen Theils endigen müssten, widerlegt schon jetzt die Erfahrung. Alle Bewohner Frankreichs, nur wenige unruhige Köpfe ausgenommen, wünschen Friede und Ruhe; und eben weil die Kriege fast immer ihren Ursprung in den Leidenschaften derer haben, die sie anfangen: so lässt sich erwarten, dass eine Nation, die ihn mit ihrem Blute und ihrem Gelde führen muss, sich dazu nicht so leicht entschliessen werde, als ein Monarch oder Minister. In dem letzten Theile der Einleitung rügt der Vf. nicht ohne Bitterkeit die von den coalisirten Mächten begangenen Fehler, zu welchen er auch die Verhaftung des aus Treue gegen seinen König entflohenen La Fayette rechnet.

Hierauf folgen einige Anmerkungen, dann der Brief selbst. Er ist vom 1 May 1796. datirt und an *Mr. G. Negociant de Genes* gerichtet. Er soll von dem Zustande des Eigenthums und den Finanzen in der französischen Republik handeln. Dies sagt uns die Ueberschrift: *Sur l'etat de la proprieté et de ce qu'on appelle les finances dans la republique françoise;* Es ist aber nichts als eine Reihe heftiger Ausfälle auf jede republikanische Verfassung überhaupt und auf die französische Regierung insbesondere. *Sans doute le regime de Maroc est une providence à côte de l'empire de 500 athées revolutionnaires.* Von jener behauptet der Vf., dass Raub eine nothwendige Folge jeder Regierung sey, in welcher das Volk selbst, oder durch seine Repräsentanten, herrsche. Von der französischen Regierung sagt er: S. 1. *Le gouvernement est un ennemi public et chacun de ses edits un desastre;* Bey dem Grundsatze der Regierung: *Payons nos armées avec les proprietés de nos concitoyens, et pillons nos concitoyens avec nos soldats,* lässt sich seiner Meynung nach über Frankreichs Finanzen nichts sagen, als dass es keine habe, und unter der republicanischen Regierung auch keine haben könne. Des Vfs. schriftstellerische Talente sind unsern Lesern zu bekannt, als dass wir sie hier zu rühmen nöthig hätten; aber sein schneidender Ton, seine einseitige Darstellung sind es nicht weniger. So lobenswürdig auch Mässigung an jedem Schriftsteller ist: so schwer ist sie in des Vfs. Lage. Billige Leser werden auf diese Rücksicht nehmen; aber dennoch *den* Grad von Leidenschaft, Bitterkeit und Partheylichkeit, mit welchem der Vf. die Gegenstände ansieht und daraus Folgerungen zieht, wohl nicht entschuldigen können. Belege wird man auf jeder Seite finden. Der Vf. hat dabey die Gabe, offenbar unrichtige Behauptungen mit einer Zuverlässigkeit, die freylich bey Vielen für Beweis gielt, aufzustellen. S. XXIV. *Il existait neanmoins une verité eternelle comme l'univers: c'est que jamais une legislation tolerable ne sortit du sein d'une assemblée. Parcourez l'histoire des divers codes qui fixèrent avec gloire le sort des sociétés et l'admiration des sages; tous sortirent de la tête d'un legislateur unique.* Bedarf dies wohl einer Widerlegung? S. LV. *Le peuple a payé ses victoires de — la moitie de sa population civile etc.* S. 4. sagt er von Frankreich, es sey vor der Revolution der blühendeste Staat in Europa gewesen; Frankreich, das als Staat mit einer unerträglichen Schuldenlast beladen, und in welchem der grösste Theil der Bewohner in dem elendesten Zustande war und in vielen Gegenden der Landmann sich nicht ein Paar Schuhe schaffen konnte!

ERDBESCHREIBUNG.

NÜRNBERG, in d. Raspeschen Buchh.: *Magazin für die Geographie, Staatenkunde und Geschichte.* Herausgegeben von *Joh. E. Fabri* Prof. der Philosophie. *Erster Band.* 1797. 34 S. 8.

Die, in dieser neuen Sammlung mitgetheilten, Nachrichten, sind unter Sieben Hauptrubriken gebracht und betreffen I. den *Preussischen Staat.* Hier befinden sich folgende Aufsätze: 1) *Bemerkungen über die Oberfläche der Altmark, vorzüglich in Hinsicht der Berghöhen.* Sehr local und für die Erweiterung der Länderkunde, ganz unbedeutend. 2) *Schilderung der Altmärkischen Wische.* Unter diesem Namen ist derjenige Theil der Altmark zu verstehen, der an der Nord-Oestlichen Seite der Elbe lieget, sich von Schnakenburg bis Arneburg erstreket und folglich in den Seehausenschen und Arneburgischen Kreisen gelegen ist. Dieser 5 Meilen lange, Strich Landes soll in den Urkunden der mittlern Zeiten Pratum (Wiese) geheissen und nach der niedersächsischen Mundart, den Namen *Wische* angenommen haben. Von seiner Fruchtbarkeit und Producten, von dem Wohlstand der Einwohner (es giebt hier Bauerngüter, die 12 bis 16000 Rthlr. werth sind) von ihrer Lebens- und Denkart, lieset man übrigens manche gute Bemerkung. 3) *Nachricht von den Flüssen und Bächen der Altmark.* Ein nützliches Verzeichniss aller und jeden Flüsse und kleinen Bäche, die hier, nach ihrem Ursprunge und Laufe, beschrieben werden. Sie ergiessen sich insgesammt, die einzige Ohre ausgenommen, in die Elbe, deren Ueberschwemmungen S. 30. kürzlich erwähnet werden. 4) *Topographische Nachrichten.* Sie enthalten ein Verzeichniss der zu den Kreisen Seehausen, Salzwedel, Tangermünde und Arneburg, gehörigen Ortschaften, welche mit der Häuserzahl und der kirchlichen Verfassung namhaft gemacht sind. 5) *Beschreibung des ehemaligen Städtchens oder jetzigen Dorfs Buch,* nebst dessen benachbarten Orten. 6) *Historische Tabellen vom platten*

ten Lande der Grafschaft Mannsfeld, Preufsischen Antheils; von 1784 und 1794. II. *Meklenburgische Lande.* *Versuch einer Beschreibung der Stadt Boizenburg*; nebst einem Abrifs einer Geschichte derselben. Hierzu gehören neun Urkunden. Beide Auffätze, die über neun Bogen einnehmen, empfehlen sich durch ihre gründliche und ausführliche Darstellung dieser Stadt, in Absicht auf ihre Lage, Topographie, politischen und kirchlichen Verfassung und Geschichte. Letztere beginnt mit dem J. 1154. und endiget sich mit 1789. III. *Kursachsen.* 1) *officielle Anzeige von den Kursächsischen Steuerkapital - Schulden*, welche 1792. in einer Summe von 18,280,751 Rthlr. 6 gr. 7½ pf. bestanden. 2) *Anzeige der wüsten Baustellen* in 6 Kursachsischen Städten; 1030. an der Zahl; 3) *Landtagspostulata*, vom J. 1793; 4) *Victualien - Einfuhre in Dresden* 1792; 5) *Kursächsischer Antheil* an dem, 1793 bey der Eroberung von Maynz erhaltenen, Geschütz und andern Sachen. IV. *Oestreich.* 1) *Neuer Kanal von Wien nach Raab und der damit verbundenen Steinkohlen Entrepriese im J.* 1796. Die Hauptbeförderer dieses Unternehmens, Graf Anton von Uxxony, der Grofshändler Bernhardt Edler von Thoffen, und der Hofagent Joseph Ritter, erhielten zur Ausführung ihrer Absicht ein K. K. Privilegium vom 21ten Jul. 1796., welches hier Auszugsweise mitgetheilet wird. 2) *Verbesserung der Ungarischen Stahlfabrikate zu Ronitz*, unter der Leitung des Herrn Grafen von Kolloredo. V. *Hollstein.* 1) *Hauptquellen der Landesherrlichen Einkünften im J.* 1796. Aufser den gewöhnlichen Revenüen, sind hier noch folgende, zum Theil sehr druckende, Abgaben eingeführt. a) *Contribution*, welche von den Städten, Aemtern, Klöstern und adelichen Güthern, nach der Anzahl der Pflüge, entrichtet wird. b) *Procentsteuer* von Gagen, Pensionen etc. Sie wurde 1768 nur auf zwey Jahre eingeführt, dauert aber noch immer fort. Alle Bedienten, geistlichen und weltlichen Standes müssen von ihren fixirten und unfixirten Einkünften 10 Procent abgeben. c) *Rangsteuer*; Sie wird, nach Maasgabe der, in den Dänischen Staaten eingeführten, neun Rangclassen, verschieden bezahlt. Z. b. die erste Classe giebt jährlich 80., die zweyte 70, die dritte 40 Rthlr. u. s. w. Auch die Wittwen müssen, nach der Rangnummer, die Hälfte entrichten. d) *Die Kopfsteuer* wurde 1762 zur Abtragung der Kriegsschulden angeleget und dauert noch jetzt fort. Jeder, der über 12 Jahre alt ist, muss 1 Rthlr. bezahlen. 2) *Vom Hollsteinischen Militär.* Es bestehet aus 6176 Mann. VI. *Amerika.* Handlungsnachrichten von Philadelphia und Boston von 1795. VII. *Nachrichten vermischten Inhalts.* Als: 1) Berechnung der Beyträge der Stände des Niedersächsischen Kreises zu dem im Jahre 1796, zu Deckung des nördlichen Deutschlandes zu errichtenden Kreismilitar - Fonds von 400000 Rthlr. 2) Bemerkungen über die Landwirthschaft im Meklenburgischen. 3) Etwas von dem Westphälischen Leinwandgewerbe. 4) Ein Paar Worte von den Popenburger Schiffen. Unter diesen Namen werden alle, von den von der Weser bis zur Ems gelegenen Handelsorten, kommende Schiffe beleget. 5) Etwas von dem Nahrungsstande in einigen Meklenburg-Schwerinischen Städten vom Jahre 1796. — Ein mageres Verzeichnifs der zu Rostock, Schwerin, und Stavenhagen befindlichen Handelsleute, Künstler und Handwerker. — Ob übrigens, nach den bisher angezeigten Rubriken, die Geographie und Staatenkunde *viel* gewonnen habe? wollen wir unsern Lesern zur eignen Beurtheilung überlassen. Hr. F. scheinet freylich von dem Werth und der Brauchbarkeit dieser Sammlung etwas sehr eingenommen zu seyn, wenn er sie, der Vorrede zu Folge, dem allgemein geschätzten *Büschingischen Magazin* an die Seite zu stellen vermeynet, und als eine Fortsetzung desselben angesehen wissen will; wir haben uns aber hiervon nicht überzeugen können, und fürchten sehr, dass das gegenwärtige Magazin, wenn keine strengere Auswahl, in Mittheilung geographischer und statistischer Auffätze, getroffen wird, von kurzer Dauer seyn werde.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Quedlinburg*, b. Ernst: *Ueber die Wohlthätigkeit der französischen Revolution* von einem Brandenburger. 1796. 64 S. 8. (4 gr.) Der Vf., höchst wahrscheinlich ein Geistlicher, der auch sein Scherflein zur Beurtheilung dieser grofsen Begebenheit das Seinige, wie er uns S. 63 sagt, beytragen wollte, unterhält seine Leser erst weitläuftig und, wie es wenigstens Rec. schien, sehr langweilig über die bisherige, durch die franz. Revolution veranlafste, Schriftstellerey; ingleichen darüber, dafs irren menschlich; und dafs die Wahrheit von den Meynungen der Menschen unabhängig sey. Diesen letztern Satz und dessen Wohlthätigkeit behält er sich vor, „ein ander Mal ausführlicher zu verhandeln." Der Vf. findet S. 27 selbst, dafs er „viel Triviales" gesagt habe, und nähert sich der Bekanntmachung der Wohlthaten der franz. Revolution, deren er 3 zählt, 1) *dass sie unsre Kenntnifs der französischen Nation berichtiget und uns dadurch von der Gallomanie gänzlich geheilet hat*; der Vf. hat nämlich die Franzosen ehedem für das erste Volk der Erde an Klugheit, Bildung, Sittlichkeit gehalten, dessen Veredlung des Geistes und Herzens sich bis in die Hütten erstrecke, und glaubt dafs dieses die Meynung des ganzen Publicums gewesen sey; 2) *dass wir auf lange Zeit vor Staatsumwälzungen und vor den Greueln der Anarchie gesichert zu seyn hoffen dürfen*; 3) *die Erhaltung und Befestigung des Christenthums* Dem Vf. selbst scheinen seine Aeufserungen zuweilen so sonderbar, dafs er die Versicherung: er rede im Ernste, mehrmals zu wiederholen nöthig findet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 24. Julius 1797.

PHILOLOGIE.

ZWEYBRÜCKEN: ΑΡΙΣΤΟΤΕΛΗΣ. *Aristotelis Opera omnia*, graece, ad optimorum exemplarium fidem recensuit, annotationem criticam, librorum argumenta et novam versionem latinam adjecit *Jo. Theophilus Buhle*, Prof. Philos. in Acad. Georg. Aug. etc. *Volumen Primum.* 1791. XXXI und 548 S. *Volumen secundum.* 1792. XVI u. 719 S. *Volumen Tertium.* 1792. XIV u. 700 S. *Volumen quartum.* 1793. XVI u. 547 S. 8.

Während der Gedanke an die Beendigung eines langen und verderblichen Krieges das Gemüth mit der frohen Aussicht auf die Erneuerung einer erfreulichern Thätigkeit erfüllt, als während desselben in einem grossen Theile unsers Vaterlandes geherrscht hat, erinnern sich die Freunde der alten Literatur ohne Zweifel an ein verdienstliches literarisches Unternehmen, welchem der Einfall der Franken in die Pfalz einen gänzlichen Untergang drohte, dessen weiterem Fortgange wir aber nunmehro mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit entgegensehn dürfen. Die Schicksale der typographischen Gesellschaft in Zweybrücken sind durch die öffentlichen Blätter bekannt geworden. Man weiss, dass sie weder ihre Waarenlager, noch ihre Druckerey verloren hat: und man darf also mit Recht hoffen, nach Wiederherstellung der Ruhe, die Fortsetzung der Ausgabe des *Aristoteles* zu sehn, welche, noch mitten in den Bedrängnissen des Krieges, die Pressen der Gesellschaft beschäftigte, und recht dazu geeignet schien, den Credit der Unternehmer, welcher durch den planlosen Nachdruck des *Thucydides* und *Lucian* nicht wenig gesunken war, wieder herzustellen. Vielleicht dürfen wir sogar hoffen, dass, nach dieser zufälligen Unterbrechung, die Erneuerung des Werks seine Unternehmer mit neuem Eifer beseelen und sie auf den zuerst betretenen Weg zurück führen werde.

Dass eine neue Ausgabe des *Aristoteles* ein Bedürfniss der Literatur sey, wird niemand bezweifeln, der nicht ein gänzlicher Fremdling in diesem Theile der Wissenschaften ist. Wenn das Studium der alten Literatur in seinem ganzen Umfange betrieben werden soll, so muss vor allen Dingen für Ausgaben, und wie die Sachen gegenwärtig stehn, für bequeme Ausgaben gesorgt werden. Und nicht bloss einige, oder eine und die andere Classe derselben, sondern alle müssen leicht zu erhalten und bequem zu gebrauchen seyn. Dass man den Dichtern des Alterthums eine vorzügliche Aufmerksamkeit geschenkt hat, darf uns nicht unbillig scheinen; aber das kann man nicht ohne Verwunderung und Unwillen sehn, dass man über der Bearbeitung von Poetastern, Sophisten und Romanenschreibern, deren ganzes Verdienst in ihrer Sprache und ihrem Alter beruht, die Sorge für die Heroen der frühern Zeit, und ganz vorzüglich der Philosophen, aus den Augen gesetzt hat. Doch lag auch dieses fast nothwendig in dem Gange, welchen die Wissenschaften in den neuern Zeiten genommen haben. Als man im XV und XVI. Jahrhundert der scholastischen Spitzfindigkeiten müde zu werden anfing und zu den Quellen zurückkehrte, war die Kenntniss der Sache auf das genaueste mit der Kenntniss der Sprachen vereinigt. Die Erlernung der letztern bahnte den Weg zu den Kenntnissen des Alterthums, und unter diesen räumte man der Philosophie den obersten Platz ein. Aber diese Vereinigung hatte nicht lange gedauert, als aus Philologen Grammatiker, aus den Erklärern des Aristoteles und Plato aber Schöpfer neuer Systeme wurden. Wenn jene die Sachen bey Seite liegen liessen, weil sie ihre ganze Aufmerksamkeit den Worten schenkten; verachteten diese die Quellen, aus denen sie alle Wahrheit schon längst ausgeschöpft glaubten. Jedes neue System, welches zu Ansehn gelangte, drängte das Ansehn der alten Philosophen zurück; denn jedesmal glaubte man den letzten und höchsten Gipfel aller Wissenschaft erstiegen zu haben. Was man aber auch immer in jedem einzelnen Falle von der Rechtmässigkeit dieses Anspruchs halten mag, so bleibt so viel gewiss, dass das Studium der alten Philosophie aus ihren Quellen das einzige und sicherste Mittel ist, eine gefühlte Achtung gegen die grossen Denker der vorigen Zeiten einzuflössen, und, indem man sich an dem endlichen Schicksale ihrer sinnreichen Systeme und Meynungen spiegelt, eine mildere und nachsichtigere Denkungsart gegen andersgesinnte zu veranlassen.

Die ausserordentliche literarische Regsamkeit, welche sich ganz vorzüglich in den Gränzen unsers Vaterlands zeigt, und nothwendigerweise die Aufmerksamkeit auf alle weniger angebauten Stellen der Literatur schärfen muss, lässt mit Recht erwarten, dass das Beyspiel einiger unserer Philosophen, welche auch vortreffliche Humanisten, und einiger unserer Humanisten, welche auch vortreffliche Philosophen sind, nicht ohne erfreuliche Folgen für die Geschichte der alten Philosophie und die kritische Behandlung ihrer Quellen bleiben werde. Schon sind in unsern Tagen mehrere Schriften erschienen, welche den hellern Tag zu verkündigen scheinen, der

über diesen noch allzudunkeln Gegenden aufzugehen verspricht.

Der neuste Herausgeber des *Aristoteles* machte sich als einen Kenner der alten Philosophie zuerst durch eine Probeschrift über den *Unterschied der acroamatischen und exoterischen Schriften* des Stagiriten bekannt, welche 1786 zu Göttingen an das Licht trat. Kurz darauf fasste die Zweybrücker typographische Gesellschaft den Entschluss, ihrer Ausgabe des *Plato* eine Ausgabe des *Aristoteles* an die Seite zu stellen, und übertrug die Bearbeitung derselben dem Hn. Prof. *Buhle*, der ihr zu diesem Geschäfte durch Hn. Hofr. *Heyne* empfohlen worden war. Die Bekanntschaft mit dem *Aristoteles*, welche er in der angeführten Schrift gezeigt hatte, machte ihn dieser Empfehlung werth, und es stand zu erwarten, dass er, bey den Vortheilen, welche ihm eine mit allen Hülfsmitteln reichlich ausgerüstete Bibliothek darbot, den Foderungen, die man an einen Herausgeber des *Aristoteles* machen durfte, auf eine nicht gemeine Art Genüge leisten würde.

Der Hr. Prof. B. selbst glaubte eine solche Auffoderung, sich um den *Aristoteles* verdient zu machen, nicht von der Hand weisen zu dürfen. Er fing von neuem an, die Stunden seiner Musse dem Studio dieses Schriftstellers zu widmen, und liess schon im J. 1790 eine Ankündigung seines Unternehmens, unter dem Titel: *Novam omnium operum Aristotelis editionem impensis societatis Bipontinae propediem evulgandam indicit J. G. Buhle. Göttingae* 1790. 4. an das Licht treten. Diese Schrift, welche die Stelle der Vorrede zum *ersten* Band vertritt, gab von dem Plane, nach welchem der Herausg. gearbeitet, und den Hülfsmitteln, die er benutzt hatte, auf eine Weise Rechenschaft, welche zugleich Kenntniss des Geschäftes, Eifer in der Betreibung desselben und ein bescheidenes Vertrauen auf das erworbene Verdienst zeigt, das den Leser fast eine vollkommene Befriedigung seiner Wünsche erwarten läst: *Quamvis*, sagt er S. XII., *mihi ipse nequaquam satisfecerim, et valde dubitem, quin opera mea eorum, quos mihi judices sedere velim, suffragia latura sit, habebo tamen hoc solatium, me omnia fecisse, quae meo loco, mea aetate et pro virili facere potui.*

Die Pflichten des Herausgebers schränkten sich zu Folge des allgemeinen Plans der Zweybrücker Ausgaben gröfstentheils auf kritische Berichtigung des Textes und Sammlung der Varianten ein. Indess sollte der Text nicht ohne die Begleitung einer Uebersetzung erscheinen, und da die ältern Uebersetzungen der meisten aristotelischen Schriften weder lesbar noch verständlich sind, so sah sich der Herausg. genöthigt, sie durchgängig zu verbessern, zum Theil auch ganz neu auszuarbeiten. Endlich schienen ausführliche Inhaltsanzeigen, so wie die von *Tiedemann* zum *Plato* verfertigten, bey einem Schriftsteller, der es seinen Lesern eben nicht leicht gemacht hat, beynahe unentbehrlich zu seyn. Diese beiden Hülfsmittel, die verbesserte Uebersetzung und die Analysis des Inhalts, konnten einigermaßsen die Stelle eines Commentars vertreten, welchen der Zweck der Ausgabe nicht verstattete, und der überhaupt nicht das Werk eines Mannes seyn konnte. Bey den *Topicis* und *Elenchis Sophisticis* folgte er gröfstentheils der Uebersetzung des wackern *Pacius a Beriga*, welche, wie es uns scheint, auch bey den übrigen Theilen des *Organon* zum Grunde gelegt, aber doch fast überall so umgeschmolzen ist, dass man die Arbeit des Herausg. füglich für neu ansehen kann. Sie ist im Ganzen lesbarer und verständlicher, als eine von denen, die wir damit verglichen haben; und ohne das Gesetz der steifen Anhänglichkeit, welches die ältern Uebersetzungen oft ganz sinnlos macht, zu befolgen, schliesst sie sich doch ziemlich genau an das Original an. Diese Arbeit und die Verfertigung der Argumente giebt dem Hn. Prof. ein gegründeteres Recht auf den Dank künftiger Leser der aristotelischen Schriften; und wir hoffen von der Billigkeit unsers Zeitalters, dass es seine Foderungen an die Herausgeber alter Schriftsteller *in concreto* nie so hoch spannen werde, um ein Verdienst dieser Art, das zwar nicht sehr glänzend, aber darum nicht eben leicht zu erringen ist, mit Geringschätzung anzusehn. Bey der Verfertigung der jedem Buche vorausgeschickten Inhaltsanzeige, zog der Herausg. bey den *Analyticis*, nach *Hildenius* Muster, die Hauptsätze eines jeden Kapitels aus; in den *Topicis* und *Elenchis Sophisticis* schloss er sich an *Pacius* an, aus dessen lichtvollen Commentar dasjenige, was zur Einsicht in den Zusammenhang dient und den Gang der Untersuchung anzeigt, meistentheils wörtlich ausgehoben ist. Dass sich der Vf. dieses compendiarischen Verfahrens bedient hat, einem Erklärer von *Pacius* Gewicht Schritt für Schritt nachzugehn, ist keineswegs tadelnswerth. Indessen hätten wir, um des *suum cuique* willen, einen Wink hierüber in den Vorreden des Herausgebers zu finden gewünscht.

Was die kritische Behandlung des Textes anbetrifft, so ist es bekannt, dass, nach dem was wir aus dem *Plutarch* und *Strabo* von den frühesten Schicksalen der Werke des *Aristoteles* wissen, an eine gänzliche Wiederherstellung seiner Richtigkeit und Reinheit nicht mehr zu denken ist. Indessen mag doch das Unglück der Verstümmlung nicht alle Schriften dieses Philosophen auf gleiche Weise getroffen haben, und die Bemühungen des *Apellico* um die Redintregation des Textes mögen nicht immer ganz unglücklich ausgefallen seyn. In jedem Fall ist bey den zahlreichen Hülfsmitteln, die zum Theil wenigstens bis in sehr frühe Zeiten hinaufsteigen, eine gewisse Annäherung an die Wahrheit möglich, bey der man hoffen darf, wenn gleich nicht den ursprünglichen Text des Autors, doch einen solchen zu erhalten, der etwa einem *Simplicius* Genüge leistete. Die Erlangung einer höhern Vollkommenheit, als *Sylburg*, *Casaubonus* und *Düval* erreicht haben, läfst sich aber um so weniger bezweifeln, da keiner von den beiden erstern mit sonderlicher Vorbereitung an die Arbeit ging, noch weniger aber die vorhandenen Hülfsmittel mit Genauigkeit und stätigem Fleisse benutzte.

Nicht

Nicht einmal die alten Ausgaben waren von einem der Vorgänger des neuesten Herausg. mit Sorgfalt verglichen worden. Zwar werden an dem Rande der Isingrinischen Ausgabe einige Abweichungen bemerkt, mehrere sammelte *Sylburg;* aber wie wenig der vorhandene Vorrath, durch die Bemühungen dieses grossen, nur etwas eilfertigen, Gelehrten erschöpft worden, zeigt die von Hn. Prof. B. gehaltene Nachlese, die doch, bey einer etwas genauern Betrachtung, ebenfalls nicht als die Frucht eines alles erschöpfenden Fleisses erscheint. Indess sah Hr. B. wohl ein, dass ihm theils durch den Zweck seiner Ausgabe selbst, theils durch die berichtigtern Vorstellungen unserer Zeiten von den Erfodernissen einer kritischen Ausgabe, theils durch seine günstige Lage mitten unter den Schätzen der Göttinger Bibliothek eine grössere Vollständigkeit und Genauigkeit bey der Sammlung der kritischen Hülfsmittel zur unnachlässlichen Pflicht gemacht würde. Erst nach dieser Vorarbeit konnte an eine neue, hinlänglich begründete Recension des Textes gedacht werden; zu welcher *Casaubonus* und *Sylburg* nur einzelne treffliche Beyträge geliefert hatten. Hiezu schien dem Herausg. eine sorgfältige Vergleichung der alten Ausleger mit Recht vorzüglich wichtig zu seyn. Zwar sind auch die Werke dieser Ausleger von den gewöhnlichen Unfällen der Werke des Alterthums nicht frey geblieben; aber doch scheinen gerade die von ihnen angeführten Stellen des Aristoteles, aus mehr als einem Grunde, von Veränderungen ziemlich frey geblieben zu seyn. Mehr als einmal rühmt daher der Herausg. die Vortheile, welche ihm aus ihrer Benutzung zu Theil geworden. *Ex collatione textus Aristotelici in iis servati,* heisst et Praef. XXIV. — *haud leuem fructum ad vulgatae lectionis Aristotelicae emendationem capi posse, ipsa experientia edoctus sum: nam interpretum graecorum ope innumera Aristotelis loca mendosa sanavi, ubi in Codd. adhuc excussis nihil subsidii reperiebam. Quo puriorem autem interpretum textum haberem, diversas eorum editiones inspexi; codices commentariorum aliis, vestigia mea forte aliquando insistentibus, conferendos relinquens.* Hiermit verband er zunächst die Sammlung der von den frühern Herausgebern angemerkten Varianten und die Vergleichung der ersten Ausgaben (S. XXIV.); die alten lateinischen Uebersetzungen aber, die aus Handschriften gemacht sind, zog er nur *in zweifelhaften Stellen* zu Rathe: *Nam singula versionum verba appendere, ut forte hinc lectiones quasdam, nec id quidem satis tuto, expiscarer, taedium immensum, quod praesentiebam mihi istum laborem facturum esse, vetuit; et nimis brevis vita est humana, quam ut in tali opera bonas horas perdas.* Dass er es endlich für nöthig hielt, die Commentare des Aristoteles und die sogenannten *libros criticos* nachzusehn, und was sich in denselben zur Berichtigung seines Schriftstellers fände auszuzeichnen, versteht sich von selbst. Wenn man zu diesen Vorbereitungen etwa noch die Vergleichung alter Schriftsteller rechnet, welche Stellen des *Aristoteles* gelegentlich anführen, — eine kritische Quelle, die wir doch von dem Herausg. nicht erwähnt finden — und ihm die Vernachlässigung der Handschriften zu Gute hält, um die er sich, laut der Vorrede S. XIV. nicht bemühte, so dürften hiemit alle kritische Hülfsmittel ziemlich erschöpft seyn. Was jene Vernachlassigung der Handschriften betrifft, so sucht sie Hr. Pr. B. durch mehrere Gründe zu rechtfertigen, deren Gültigkeit wir hier nicht ausführlich untersuchen wollen. Diejenigen wenigstens, durch welche er sein Verfahren gewissermaassen zu einem allgemeinen Grundsatze zu erheben bemüht ist, dürften vor dem Richterstuhle der Kritik schwerlich Gnade finden. Hätten die Vorgänger des Herausg. diesen Grundsatz anerkannt, wie viele Stellen des Aristoteles würden noch unberichtigt seyn? und hat nicht der Herausg. selbst die Abweichung von demselben, in einem Falle, wo ihn das Ungefähr begünstigte, ungemein heilsam gefunden?

Wenn wir in diesem Punkte nicht mit Hn. Prof. B. übereinstimmen können, so müssen wir dagegen unsern ganzen Beyfall dem Verfahren schenken, das er, seiner Erzählung nach (Vorr. S. XXV.) beobachtete, um nicht über dem Sammeln und Vergleichen den Schriftsteller selbst aus den Augen zu verliehren. Es ist das einzige, bey dessen Beobachtung eigenthümliche Wege gefunden werden können, und in jeder Rücksicht so vernünftig, dass diejenigen, welche nicht auf diese Art verfahren, keine andere Entschuldigung haben dürften, als die, mit welcher ein rüstiger Bettler seinem Tadler antwortete: „Ach, mein Herr, wenn sie wüssten, wie faul ich bin!"

Ehe wir das, was bey dieser Ausgabe geleistet worden, näher beurtheilen und die Ausführung mit dem Plane vergleichen, müssen wir den Inhalt der vor uns liegenden vier Bände und die Hülfsmittel, deren sich der Herausg. bey den einzelnen Theilen seines Werks bediente, kürzlich anzeigen.

Der erste Band enthält, ausser der Vorrede, die sämmtlichen alten Lebensbeschreibungen des *Aristoteles* und eine von dem Herausg. selbst verfertigte *Vitam Aristotelis per annos digestam*, in welcher die verschiedenen Angaben der alten Biographen untersucht, gesichtet und vermehrt werden. Einiges, was nicht eigentlich zur Sache gehört, wie S. 98. die Ursachen der Ermordung des Callisthenes, und S. 99. die Todesart Alexanders, sind wohl allzu ausführlich abgehandelt. (Wenn hier der Vf. das Epigramm bey *Brunk* in Analect. V. P. T. III. p. 182. CLXII. auf Alexanders Vergiftung gedeutet hat, wie der Zusammenhang, in welchen er es bringt, schliessen lässt, so hat er den richtigen Sinn desselben, welcher aus *Aelian.* H. A. VIII. 3. erhellt, übersehn.) Bey Gelegenheit der Untersuchung der Nachrichten von Platos und Aristoteles Uneinigkeit S. 90. verspricht der Vf. eine *Commentatio de dissensu doctrinae Aristotelicae et Platonicae;* und S. 104. eine andere Abhandlung über die Zeitfolge der aristotelischen Schriften. Auf die Sammlung der biographischen Materialien folgt die schon oben erwähnte Abhandlung *über die acroamatischen und exoterischen Schriften des Aristoteles,* grösstentheils

theils in der nämlichen Gestalt, in welcher sie zuerst erschienen ist. Der Vf. zeigt, dass man den Unterschied dieser Schriften nicht in der Verschiedenheit der Gegenstände, sondern in ihrer Bestimmung und Methode suchen müsse; indem Aristoteles in der ersten Klasse das Wesen der Dinge nach ihrer innern Beschaffenheit, κατ' ἀλήθειαν, aus nothwendigen Principien, erforsche; in den exoterischen hingegen aus Gründen der Wahrscheinlichkeit, κατα δοξαν, disputire, und den Vortrag, seinen verschiedenen Zwecken gemäss, je nachdem er für seine Schüler oder für das grössere Publicum schrieb, einrichtete. Die nächste Stelle nimmt der *Elenchus Codd. et editionum* ein, welcher nach den verschiedenen Klassen (πραγματειας) der Schriften angeordnet ist. Nur drey vatikanische Handschriften sind (aus *Montfaucon Bibl. Bibliothecarum* T. I. p. 33.) bekannt, welche die sämmtlichen Werke des Aristoteles enthalten sollen; eine vierte, in welcher nur das Organon fehlt, befindet sich auf der St. Marcus Bibliothek unter den Handschriften des *Cardinal Bessarion*. Codices, welche das ganze Organon enthalten, werden gegen *zwanzig* aufgezählt, die meisten aus dem XIV und XV. Seculo. Das Verzeichniss der Ausgaben, welches am Ende des 3ten Bandes und hin und wieder gelegentlich vermehrt wird, und aus Hn. Hofr. *Harles* Sammlungen in der *Bibl. Graeca* T. III. noch mit einigen Zusätzen bereichert werden kann, giebt einen interessanten Beytrag zur Geschichte der Studien seit dem Ende des XV. Seculi. Ehe der griechische Text des *Aristoteles* im J. 1495 zum erstenmal ans Licht trat, waren eine Menge von Ausgaben der lateinischen Uebersetzungen, die zum Theil aus der arabischen geflossen waren, in Druck erschienen. Nachdem Aldus die sämmtlichen Werke in einer schönen Ausgabe edirt hatte, folgten, in Zeit eines Jahrhunderts, nicht weniger als *zehn* Ausgaben des griechischen Textes und *achtzehn* lateinische. Aber mit dem Schlusse des *sechzehnten* Jahrhunderts schien auch auf einmal der Eifer für den Aristoteles und seine Schriften erkältet zu seyn. Was noch in den ersten Jahren des XVII. Sec. geschah, war doch an dem Ende des XVI. Sec. vorbereitet worden; und die Wiederholung der Ausgabe von *Düval*. Paris 1654 war bis auf unsre Zeiten die letzte, welche die sämmtlichen Werke des Stagiriten enthält. Aber auch die einzelnen Schriften fanden seit jener Zeit nur selten einen Bearbeiter. Das Organon, die Physik und Metaphysik, die Problemata u. a. m. schienen ganz in Vergessenheit gerathen zu seyn; nur die Ethik und Politik, die Rhetorik und Poetik fanden bisweilen einen Herausgeber. Dass die Uebersetzer noch seltner waren darf uns nicht Wunder nehmen. Indessen würden sich doch die Spanier, aber auch diese allein, einer Uebersetzung der sämmtlichen Werke des Aristoteles rühmen können, wenn die Arbeit des ehemaligen königl. Bibliothekar *Vicente Marinerio*, welche *Iriarte* beschreibt, jemals aus dem Staube der Madrider Bibliothek hervorgezogen werden sollte. Die wenigsten Uebersetzungen haben die Deutschen aufzuweisen. *Jenisch* Uebersetzung der Ethik ist noch nicht angeführt, da sie in einem Jahre mit der Zweybrücker Ausg. erschien; aber auch *Camus Traduction de l'Histoire des Animaux* (deren S. 81. gelegentlich Erwähnung geschieht) finden wir weder unter den Ausgaben, noch den Uebersetzungen, nach den Erklärern angeführt.

Ein alphabetischer Index der griechischen, arabischen und lateinischen Uebersetzer und Ausleger des Aristoteles, welcher den Morhofischen im Polyhistor T. II. p. 47. an Vollständigkeit bey weitem übertrifft, macht den Beschluss der ausführlichen Prolegomenen, welche zwey Drittheile des ersten Bandes füllen. Ihm sind einige Bemerkungen über die Veranlassungen den Aristoteles zu commentiren, so wie über die verschiedenen Erklärungsmethoden der Ausleger vorangeschickt, und ein Auszug aus des Vfs. *Commentatio de studii graecarum litterarum inter arabes initiis et rationibus* (*Comment. Soc. reg.* 1791) eingeschaltet.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Jacobäer: *Der schwarzgraue Mantel.* Ein Zaubermährchen aus der Vorzeit nach einer alten Handschrift. 1795. 294 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

2) Berlin u. Leipzig, b. Nicolai: *Jeremias Reibedanz.* Eine Geschichte zur Unterhaltung für Leser, welche ohne Ritter und Gespenster fertig werden können. 1796. 407 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Nr. 1. Die Handschrift scheint sehr jung zu seyn, nach welcher unter einem neuen scheinbaren Titel eine Rittergeschichte in der ganz gewöhnlichen Form unter der Presse hervorgezogen worden ist. Der Vf. ist ein aufbrechendes Kraftgenie, oder um uns seines Ausdrucks zu bedienen, eine Rose, vom Sonnenstrahle *ent*, - - sage *ent*knospet.

Nr. 2. Den gemeinen Romanlesern verspricht dieser Roman eine angenehme Unterhaltung. Er ist mit Laune geschrieben und würde unter den guten deutschen Romanen einen Platz verdienen, wenn der Vf. nur etwas mehr Feinheit der Empfindung mit einer grössern Sorgfalt in der Wahl des Ausdrucks verbunden hätte — ein Mangel, der dem gebildeten Leser desto sichtbarer wird, je mehr er wahrnimmt, dass der Vf. die Sprache ziemlich in seiner Gewalt habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 25. Julius 1797.

PHILOLOGIE.

Zweybrücken: ΑΡΙΣΤΟΤΕΛΗΣ. *Aristotelis Opera omnia*, graece, ad optimorum exemplarium fidem recensuit, annotationem criticam, librorum argumenta et novam versionem latinam adjecit *Jo. Theophilus Buhle.* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Vor dem Texte des *Organon* geht hier, so wie in den meisten Ausgaben, *Porphyrii Isagoge περὶ τῶν πέντε Φωνῶν*, als Einleitung in die Categorien voraus. Diese Schrift und die Categorien selbst füllen den Rest des ersten Bandes; der zweyte und dritte ist den übrigen Theilen des Organon eingeräumt. Bey diesem Werke, demjenigen, welches die Alten am fleissigsten studirten und die Neuern am meisten vernachläsigten, boten die alten Ausleger einen ansehnlichen Vorrath noch unbenutzter Hülfsmittel dar, und der Herausg. versichert, ihnen einen ganz vorzüglichen Fleiss gewidmet zu haben. *Siquidem*, heisst es Praef. T. II. p. V. *textus Organi Aristotelici aliquatenus pristino nitori a me restitutus ist, id praecipue assiduo meo omnium interpretum graecorum et latinorum studio deberi, ingenue fateor.* Doch werden wir weiter unten zeigen, dass dieser Fleiss keineswegs so anhaltend war, um nicht einem künftigen Bearbeiter noch immer eine sehr reichliche Nachlese übrig zu lassen. Ganz vorzüglich rühmt er den Nutzen, welchen ihm der Gebrauch einer alten lateinischen Uebersetzung (Venet. 1481. fol.) verschaffte, deren Vf. wörtlich und ohne Sinn — wie noch mehrere, und unter diesen auch Boëthius — aber nach einer guten Handschrift übersetzt hat. In den Anmerkungen wird er mit der Bezeichnung des *Vetus interpres Latinus* aufgeführt. Ein Theil der Analytik war schon abgedruckt, als der Herausg. aus der Wolfenbüttler Bibliothek einen *Codicem Organi* erhielt, welcher im XIV Jahr von einem guten Original abgeschrieben, an vielen Stellen corrigirt, und zwischen den Zeilen und am Rande mit vielen Glossen versehn ist. Er dient bisweilen gute, aber noch nicht hinlänglich begründete Lesarten zu bestätigen, so wie er z. B. Topic. VII. 4. 3. in den Worten ὅτι κατὰ οὐδενὸς, ὧν τὄνομα κατηγορεῖται, ὁ λόγος κατηγορεῖται, mit dem Vet. Intrp. Lat. zusammenstimmt; und Topic. VI. 14. 6. *Pacii* Vermuthung προσκείμενον statt προκείμενον bestätigt. Er hat eine Menge Auslassungen und stimmt in denselben, wie es uns scheint, am häufigsten mit der *Editio princeps* überein. Vorzügliche Rücksicht scheint er da zu verdienen, wo er das, was andere auslassen, beybehält; da hingegen bey Auslassungen sein Zeugniss nur dann recht gültig seyn dürfte, wenn es von andern bestätigt wird. So würden wir Topic. II. 3. §. 2. und §. 3. die Worte τὰς τρεῖς γωνίας, welche die *Codd. Pacii* auslassen, dennoch für ächt halten, da sie das Zeugniss des Cod. Guelph. und aller alten Ausgaben für sich haben. Derselbe Fall tritt auch Topic. VIII. 1. 18. bey χρήσιμον ein. Dahingegen überzeugt Topic. V. 2. 8. das isolirte Zeugniss dieser Handschrift nicht hinlänglich von der Interpolation: so wenig als Lib. V. 4. 3. die Unächtheit von κατηγορεῖται durch diese einzige Stimme hinreichend begründet wird. Die Varianten dieser Handschrift zu den Theilen des Organi, welche bey dem Empfange derselben schon abgedruckt waren, (bis Analyt. prior. L. II. 27.) sind am Ende des *dritten* Bandes nachgeliefert.

Den *vierten* Band nimmt die Rhetorik ein, welche der Herausg., aus Gründen, die er in der Vorrede zum *dritten* Bande S. VII. ff. ausführt, unmittelbar auf das Organon folgen lässt.

Man müsste sehr unbillig seyn, wenn man dem Herausg. das Verdienst streitig machen wollte, den Weg und die Mittel, durch welche eine bessere Recension des Textes bewerkstelligt werden konnte, gekannt zu haben. Schon durch den Gebrauch einiger derselben ist es ihm gelungen, eine beträchtliche Anzahl von Stellen zu berichtigen. Durch die Verbesserung der Interpunktion, welche in den ältern Ausgaben sehr fehlerhaft ist, und eine veränderte Abtheilung ganzer Sätze, ist manche Dunkelheit, vornämlich in dem Zusammenhange der Gedanken, gehoben; eine Menge verdächtiger Worte und Sätze sind bemerkt; und an vielen Stellen eine richtigere Lesart theils aus Handschriften, theils aus den Commentatoren, theils aus den alten Ausgaben wiederhergestellt worden. Am meisten scheint uns der Text der Analytik gewonnen zu haben. Hier war der Eifer des Herausg. noch unerkaltet und die zahlreichen Verdorbenheiten dieser Bücher selbst mussten ihn einladen, alles was seine Kräfte vermöchten, zu ihrer Verbesserung aufzubieten.

So sehr es nun aber auf der einen Seite unsere Pflicht fodert, die unstreitigen Verdienste des Herausgebers mit Achtung und Dankbarkeit anzuerkennen, so können wir doch auf der andern nicht umhin, einige Bemerkungen hinzuzufügen, von denen wir hoffen dürfen, dass sie bey der wahrscheinlichen Fortsetzung dieser Ausgabe, die wir, um des Besten der griechischen Literatur willen, recht aufrichtig wünschen, nicht ohne Früchte bleiben werden.

Zuerst

Zuerst scheint es uns, als ob die Kritik des Herausgebers hin und wieder etwas rasch und eilfertig sey. Wir wollen bey diesem Punkte nur einen Augenblick verweilen, weil wir auf das, was zum Theil nur ein Gegenstand des Gefühls ist, und eben so leicht behauptet als bestritten werden kann, nicht eben ein sonderliches Gewicht legen möchten. So dünkt uns, um doch einige Beyspiele anzuführen, gleich in der Lebensbeschreibung des Aristoteles vom *Diogenes Laertius* §. 3. in dem Verse Αἰσχρὸν σιωπᾶν, Ξενοκράτη δ' ἐᾶν λέγειν, die Verwandlung von Ξενοκράτη, worinne alle Handschriften des *Diogenes* übereinstimmen, in Ἰσοκράτη, wie Aristoteles nach einigen anderen, welche diesen Vers anführen (S. Menagius p. 187.), gesagt haben soll, ziemlich rasch zu seyn. Es ist sehr möglich, dass diese Anecdote auf verschiedene Weise erzählt wurde; et ist eben so möglich, dass sich Diogenes, dem der Irthum nichts seltenes ist, und der gerade an dieser Stelle einen chronologischen Fehler begeht, geirrt habe; denn so wohl das Zeugniss der Handschriften, als die Verbindung, in welcher diese Anecdote mit einer andern vom *Xenocrates* gesetzt wird, beweist die Richtigkeit der gemeinen Lesart. Eben so wenig können wir §. 10. der auf Aldobrandi Vorschlag gemachten Veränderung des Ἀναξιμένη in Ἀνάξαρχον unbedingten Beyfall ertheilen. Von *Anaximenes* zwar kann die erzählte Anecdote, aus Gründen der Chronologie unmöglich wahr seyn; vom Anaxarchus erzählt, würde sie keine innere Unwahrscheinlichkeit haben; aber bey dem gänzlichen Mangel an kritischen Gründen, welche dieser Conjectur auch nur einen Schein von Evidenz gäben, hätte doch die Veränderung unterbleiben müssen. Gleichwohl ist auf diese unbegründete Lesart in der *Vita per annos digesta* gebaut, wo es S. 99. heisst: *Alexander — misit praeterea Xenocrati dona extulitque magnopere Anaxarchum.* — Nicht minder selten sind in dem Texte des Aristoteles selbst die Beyspiele, wo es dem kritischen Urtheile des Herausg. an Gründen, oder seinem Verfahren an Consequenz zu fehlen scheint. Wenn in den Topicis I. 1. 8. die Worte καὶ ὁ ἐξ ἐνδόξων ἢ φαινομένων ἐνδόξων als überflüssig aus dem Texte ausgeschlossen werden, mit Berufung auf den *Cod. Guelpherb.* und den *Alexander Aphrod.*, so müssen wir zwar das letztere Zeugniss, da wir den Commentar des Alexander nicht zur Hand haben, gelten lassen, ob uns gleich der Gebrauch der alten Commentare gelehrt hat, dass ihr bloss stillschweigendes Zeugniss gerade bey Auslassungen von geringem Gewichte ist. Was aber von den Auslassungen in der Wolfenb. Handschrift zu halten sey, ist in dem obigen bemerkt worden. Ziehen wir den Sinn und Zusammenhang zu Rathe, so scheinen uns die eingeklammerten Worte keineswegs überflüssig zu seyn. *Aristoteles* nimmt zwey Arten des Syllogismus ἐριστικὸς an; die eine, welche etwas aus scheinbar wahrscheinlichen Sätzen *schliesst*; die andere, welche aus wahrscheinlichen oder scheinbar wahrscheinlichen Sätzen etwas zu *schiessen scheint*; die erstere ist der Form nach richtig, aber in der Materie falsch; die zweyte verdient gar nicht den Namen eines Schlusses, weil sie in der Form, bisweilen auch in Form und Materie zugleich fehlt. Dies ist es, was A. in den hinzugefügten Worten sagt: ὁ μὲν οὖν πρότερος τῶν ῥηθέντων ἐριστικῶν συλλογισμῶν καὶ συλλογισμὸς λεγέσθω· ὁ δὲ λοιπὸς ἐριστικὸς μὲν συλλογισμὸς, συλλογισμὸς δ' οὔ· ἐπειδὴ φαίνεται μὲν συλλογίζεσθαι, συλλογίζεται δ' οὔ. Wie dem aber auch seyn mag, so muss man sich wundern, dass der Herausg. doch die Aechtheit jener Worte, nach der von uns angegebenen Erklärung in den *Argumentis Topicorum* S. 6. ganz und gar nicht in Zweifel gezogen hat; indem er sagt: *Duo sunt syllogismi contentiosi genera* etc. Von ganz geringer Bedeutung ist Topic. I. 10. (Du Val. 12.) 5. die Veränderung von βιαστικώτερος und ἐνεργέστερος in das Neutrum derselben Wörter auf das Zeugniss des Wolfenb. Codex. An sich scheint diese Lesart das Vorurtheil einer grössern Eleganz für sich zu haben: da aber in den vorigen Sätzen das Femininum des Subjects ebenfalls mit dem Neutro des Prädicats zusammengesetzt ist, wo es keinem Abschreiber einfiel, diese ihnen hinlänglich bekannte Enallage zu verändern, so muss man glauben, dass die Lesart des Cod. Guelph. nichts weiter als eine Verbesserung des *librarii* sey, der durch Einführung der zierlichern Redensart, die Sprache des *Aristoteles* in grössere Uebereinstimmung mit sich selbst zu bringen suchte. Auf dieses und andere kritische Urtheile des Herausg. scheint eine gewisse Vorliebe für die Handschrift, welche er zuerst verglich, einen allzu grossen Einfluss gehabt zu haben. So wird Topic. II. 4. 3. zwar das Wort μειοῦσθαι auf die Auctorität dieses Zeugen eingeklammert; ἢ γίνεσθαι aber, welches die Handschriften von Pacius auslassen, hat kein solches Zeichen der Unächtheit erhalten; da es doch nicht leicht einem Zweifel unterworfen seyn dürfte, dass nach dem μειοῦσθαι in den Text gerückt worden war, auch ἢ γίνεσθαι eingeschoben wurde, um jedem Verbo etwas entgegen zusetzen. In Topic. IV. 5. 11. würden wir in den Worten ἢ πάθος· αὐτῇ παραγενέσθαι weder eine Verdorbenheit in αὐτῇ vermuthen, welches, wie aus der vorausgeschickten Definition von der Unsterblichkeit (πάθος τι ζωῆς ἢ σύμπτωμα ἡ ἀθανασία ἔοικεν εἶναι) erhellt, auf ζωῇ zurückführt; noch würden wir die Lesart des Cod. Guelpherb. αὐτῇ ταύτῃ für die richtige halten, da hier nur, wie es oft geschehn ist, die verschiedenen Lesarten der Handschriften neben einander in dem Texte zu stehn gekommen sind. — Kurz vorher aber in demselben Satze würden wir τινὰ mit Klammern bezeichnet haben, da einige Ausgaben es gänzlich übergehn, andere es bald an diese bald an jene Stelle setzen, noch andere τινὰ mit τί vertauschen. Aus ähnlichen Gründen hätte auch Topic. I. XII. 3. in dem Satze ἐπί τινος οὐχ οὕτως ἔχει, das letzte Wort als unächt eingeschlossen werden sollen.

Es würde unnütz seyn, die Anführungen von Stellen, wo unser Urtheil mit dem Urtheile des Herausg. nicht übereinstimmt, häufen zu wollen. Nicht leicht wird der Herausgeber eines alten Schriftstellers die Hoffnung hegen, allen seinen Beurtheilern in jedem

dem einzelnen Punkte zu Danke gearbeitet zu haben; so wie auf der anderen Seite ein bescheidener Recensent sein Urtheil bey Gegenständen dieser Art nie für untrüglich halten wird. Am wenigsten aber wird er sich einbilden, dass die Anzeige einer Verschiedenheit in dem Urtheile im Stande sey, das Verdienst eines Werkes zu schmälern, das er beurtheilt; da die Billigkeit bey einer Arbeit von langem Athem selbst erwiesene Uebereilungen nachzusehen geneigt seyn wird.

Aber bey aller Achtung gegen die Anfoderungen der Billigkeit, dürfen wir doch, ohne Verletzung unserer Pflicht, nicht unbemerkt lassen, dass der Herausg. des *Aristoteles* in der Sammlung der Materialen nicht nur einem künftigen Bearbeiter eine sehr reiche Aernte zu thun übrig gelassen, sondern auch keinesweges die Versicherungen erfüllt habe, die er in seinen Vorreden zu wiederholtenmalen thut. Wenn seine Sammlung reichhaltiger erscheint als die von *Sylburg* (welche doch selbst nicht durchgängig mit der grösten Genauigkeit benutzt ist) so ist sie doch keineswegs so reichhaltig, als sie nothwendig seyn müste, wenn jene Versicherungen wirklich gegründet wären. Wir müssen uns, wenn schon wider unsern Willen, der Sache selbst wegen, bey diesem Theile unserer Beurtheilung etwas länger verweilen.

Der Herausg. giebt vier Klassen kritischer Hülfsmittel an, die er zum Theil mit grosser Sorgfalt benutzt zu haben versichert; die alten Commentatoren, die ersten Ausgaben, die lateinischen Uebersetzungen und die zerstreuten Bemerkungen der Kritiker. Von diesen allen bot ihm die Göttingische öffentliche und die damals noch nicht zerstreute Kulencampische Bibliothek einen so reichen und zum Theil so vollständigen Apparat dar, als sich schwerlich an einem andern Orte dürfte gefunden haben, und dessen gewissenhafter Gebrauch allein schon hinreichend gewesen wäre, der neuen Ausgabe des *Aristoteles* einen entschiedenen Vorzug vor allen ihren Vorgängerinnen zuzusichern. Nun sind aber die Bemerkungen neuerer Kritiker, um bey dem letzten anzufangen, mit so weniger Vollständigkeit gesammelt, dass nicht einmal *Mureti Variae lectt.*, auf welche doch *Sylburgs* häufige, aber nicht vollständige Nachweisungen hätten aufmerksam machen sollen, zu Rathe gezogen worden sind. Denn wäre dieses geschehn, so hätte ihm, da er L. VI. 7. zu den Categor. XII. 9. und VI. 8. zu den Topicis I. 2. 7. (nach Sylburgs Nachweisung) anführt, nicht unbemerkt bleiben können, dass in dem nämlichen Buche Cap. I. p. 122. ed. Ruhnk. der Anfang der Analytic. Poster. I. 1. erläutert, und in §. 5. und §. 9. einige Worte verbessert werden. Eben so wenig wird zu Rhetoric. III. 9. 41. die Verbesserung des Verses von Epicharmus aus Var. Lect. L. XIV. 5. und aus L. XV. 16. p. 365. eine andere zu demselben Werke I. 2. 8. angeführt. In den Analyt. Poster. I. 4. 6. würde das Urtheil über die Lesart der Codd. Pacii δι' αὐτὸ statt δι' αὑτό vielleicht anders ausgefallen seyn, wenn dem Herausg. nicht unbekannt geblieben wäre, dass *Desiderius Heraldus* in adversar. II. 11. p. 113. über diese Stelle disserirt und in dem A. die vom Herausg. verworfne Lesart der Handschriften *ex conjectura* wiederherstellt. In den Elenchis Sophisticis I. 15. 15. verbessert Twining in den Anmerkungen zu Aristotele's Poetic p. 174. e. Μανδροβούλῳ in Μανδραβούλῳ; welches dem Herausg. eben so unbekannt geblieben ist, als Rhetor. I. 10. 15. die vortreffliche Verbesserung von Toup in Emend. in Suid. P. III. p. 461. καὶ κιθαριστικὰς statt ἐριστικάς. Diese Beyspiele, welche dem Rec. bey einem flüchtigen Nachschlagen in seiner sehr beschränkten Sammlung kritischer Schriften in die Hände fielen, mögen hinreichend seyn zu beweisen, mit wie wenig Genauigkeit der Herausg. kritische Schriften benutzt habe, ob er schon (Praef. T. I. p. XXV.) sagt: *se eos curiose perlustrasse.* Dass Stellen, welche Erklärungen enthalten (wie von Ruhnkenius ad Timaeum. p. 9. und p. 266. zu Rhetor. III. 7. 3. und III. 2. 15.) nicht angeführt sind, wollen wir nicht einmal in Anschlag bringen.

Mit der Vergleichung der alten Ausgaben hat es dieselbe Bewandniss; ja es ist hier noch schwerer irgend etwas zu entdecken, wodurch sich die Unbeständigkeit entschuldigen liesse, mit welcher die Abweichungen z. B. des Aldinischen Textes angeführt werden. Damit diese Behauptung nicht unbelegt scheine, führen wir die von dem Herausg. übergangenen Abweichungen der Editio princeps (Venet. 1495.) in dem dritten Buche der Topic. an. Cap. I. 1. fehlt ἢ πλειόνων. 2. wird bey ἡ εὐδαιμονία der Artikel weggelassen; so wie Alexander Aphrod. p. 116. thut, welcher auch bey ὁ πλοῦτος den Artikel übergeht. §. 7. αἱρετὸν, τὸ δὲ κατὰ συμβεβηκὸς αἱρούμεθα, ὅπως μηδέν. mit Hinweglassung eines ganzen Comma. §. 19. πλείονι ὑπάρχει ὑγιείας st. ὑπερέχει. Cap. II. 5. κατὰ ταυτὰ st. ταὐτα. §. 7. καὶ ὅταν τῶν ἐχόντων st. ὁ πάντων. §. 8. ἐπιβολῶν st. ἀποβολῶν. §. 11. σκοπεῖν δὲ εἰ καὶ st. καὶ εἰ. und πίθηκος ἀνθρώπῳ st. τῷ α. §. 12. τὸ μὲν τῷ βελτίονι ἐπὶ τὰ χείρω mit Auslassung des ὅμοιον vor ἐπί. §. 13. τὸ ἐπιφανέστατον st. ἐπιφανέστερον. §. 17. βελτίον ἐν τῷ ἑτέρῳ st. τοῦ ἐν τ. §. 21. χρηματίσασθαι. st. χρηματίζεσθαι. §. 22. ἢ ὃ ἐστι παρ' ἄλλου. st. καὶ παρ. — πρὸς ἀνδρίαν statt τὴν α. §. 20. δυσφοροῦντι st. δυσφοροῦσι. Cap. III. 3. ἐκεῖνο ὃ ἂν π. st. ᾧ ἂν π. §. 12. πάλιν ἐλάττονι προστεθὲν τὸ ὅλον. st. π. εἰ ε. προστιθέντι. Cap. V. 1. καθόλου τόπους st. τοὺς τ. §. 4. τοιόνδε ᾧ st. ἢ ᾧ. Cap. VI. 2. ἡδονή τις ἀγαθόν. st. καὶ ἡ δ. §. 4. εἰ δὲ μὴ δέ μία. §. 7. ἀδιορίστου μὲν ὄντος st. μὲν οὖν. und ἡδονὴν ἀγαθὸν εἶναι ἢ μὴ ἀγαθὸν δεικτέον, wo andere Ausg. die Worte ἢ μὴ ἀγαθὸν auslassen. §. 9. μένην ἔφησεν st. ἔθηκεν. §. 12. προσενέγκαντι st. προσεν. Nicht minder zahlreich sind die übergangenen Varianten aus der Aldina vom J. 1551. bey deren Beschreibung Hr. Prof. Buhle T. I. p. 220. sq. sagt: *Varietatem lectionis ex hac editione jam excerpsit Sylburg. paulo negligentius tamen in hoc versatus, ita ut nobis denuo conferentibus, messem haud exiguam relinqueret.* Das nämliche können wir in Beziehung auf die Arbeit des Herausg. sagen. In der Schrift de *Elenchis*

Sophi-

Sophistarum finden wir folgende Abweichungen: Cap. I. 3. ὁ μὲν συλλογ. statt ὁ μὲν γάρ. §. 5. ἐπὶ τῶν ὀνομάτων, ἐπὶ τῶν πρ. mit Auslassung der Copula nach ὀνομάτων. — ὑπὸ τῶν ἐπιστημόνων παραλογίζονται st. παρακρούονται. und ταύτην τὴν αἰτίαν st. τ. τε τὴν α. Gleich darauf ἔστι συλλογ. st. καὶ σ. Cap. II. 1. es ist unrichtig, dass die Aldina Camot. ἡ δύναμις αὐτὴ lese; sie liest allerdings αὕτη. §. 2. ἔστι δὲ τῶν st. δή. — καὶ διδασκαλικοί. andere lassen καὶ aus. — ὃν τρόπον διώριται st. δὲ δ. Cap. IV. 3. ὥσπερ γὰρ ἀνίσταται st. ἀνίστατο. und ὑγιάζεται st. ὑγιάζετο. — οὐχ ἣν σημαίνειν st. σημαίνει. §. 4. Φῂς δὲ λίθος εἶναι st. λίθον. §. 5. ἄετος ἢ κύων st. καὶ κ. — ἢ τὰ γράμματα αὐτά. st. ἢ τὸ ταγρ. §. 6. σημαίνοι γὰρ ἄν, ὡς ε. δ. τοῦ μὴ γράφων γράφειν. (Der Herausg. führt nur einen Theil dieser Lesart an.) und ὅτι οὐ γράφει st. ὅτε. §. 9. καὶ τἄλλα st. τὰ ἄλλα. Cap. V. 2. ὁμοίως ὁτουοῦν st. ὁτιοῦν. §. 3. ὁμοίως τόδε καί, nicht wie der Herausg. anführt ὁμ. τὸ καί. — ἢ ἄμφω τῇ st. ἢ εἰ α. §. 4. τὸ αὐτὸ ὡσαύτως st. καὶ ὡ. — τὸ ψεύσασθαι st. ψεύδεσθαι. Kurz darauf werden die Worte ἀλλ' οὐ κατὰ ταὐτὸ ausgelassen. §. 5. ὁ δὲ παρὰ st. οἱ δέ. §. 9. συμβαίνειν καὶ κἂν μή τις. st. συμβαίνει γὰρ κἂν μ. τ. §. 10. εἰ μὲν ο. π. τ. ε. εἰ μὴ αἴτιον st. οἱ μὲν und καὶ παρὰ τὸ μὴ α. Cap. VI. 3. τὸ μὴ ταὐτὸν εἶναι st. τῷ μὴ τὸν αὐτὸν ε. §. 4. συμβέβηκε δὲ αὐτῷ χρώματι st. σχήματι. §. 5. ἡ ἀπόφασις καὶ κατάφασις. Gewöhnlich in umgekehrter Ordnung. §. 8. λαμβάνει τὸ γεγονέναι st. εἶναι τὸ γ. §. 9. ὁ δὲ ἔλεγχος ἐκ συλλογισμῶν pro ε. συλλογισμός. Cap. VII. 1. λόγον ἐν τῷ μὴ δ. wo andere ἐν auslassen. §. 9. τὴν εἰρημένην αἰτίαν st. προειρ. α. Cap. VIII. 2. συλλογίζονται st. συλλογίζωνται. §. 3. συλλογίζεσθαι st. συλλελογίσθαι. Cap. IX. 1. ἄπειροι γάρ εἰσιν αἱ ἐ. st. ἴσως. §. 3. οὗτοι κοινοί st. οὗτοι γὰρ κ. §. 4. καὶ ὑπ' οὐδεμίαν τ. st. ὑπὸ μηδὲ μίαν τ.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Erfurt, b. Vollmar: *Oden und Lieder zur Veredlung des Herzens, und zur Beförderung religiöser Gefühle* von *Ludw. Vogel*, 1796. 131 S. 8.

Nicht bloss Oden und Lieder sondern auch *Kantaten*, *vermischte Gedichte*. Von den drey Kantaten, die alle geistlichen Inhalts sind, haben die beiden ersten sehr reichhaltige Suiets, *die Rettung des neugebohrnen Moses*, und *Moses Tod*; die dritte enthält allgemeine Betrachtungen über die Sterblichkeit. Das Erbarmen der Königstochter über den verlassnen Knaben in der ersten, und Moses Blick in das gelobte Land in der zweyten Kantate hätten sehr dichterische Stellen veranlassen können, der Vf. scheint aber mehr auf Singbarkeit, als auf poetischen Schwung in seinen Kantaten gesehen zu haben. Doch haben sie auch, musikalisch betrachtet, zu wenig Arien. — Die *Oden* sind geistliche Lehroden, in denen sowohl das in den *Liedern* ist *Gellert* des Vf. Muster. In dem Liede S. 40., dem ersten Gewittenliede, das der Ableiter gedenkt, heisst es unter andern:

> Du hast aus dem Heiligthume
> Uns die Vernunft zum Eigenthume
> Voll Huld und Liebe zugesandt,
> Sie lehrt uns selbst die Blitze zähmen,
> Wir leiten sie, den Weg zu nehmen,
> Der die Gefahren von uns bannt.

Zuweilen z. B. S. 41. ist der Ausdruck zu wenig von Prosa unterschieden. — Unter den *vermischten Gedichten* sind die didactischen über Gesundheit, Frühling, Freundschaft, Versöhnung, und häusliches Glück die bessern; Balladen aber, eheliche Lieder und Trinkgesänge liest man lieber von *Bürger* und *Voss*.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Flensburg u. Leipzig*, in der Kortenschen Buchh.: *Fragmente einiger Gespräche eines Dänischen Bürgers mit einem Ausländer über Processe, Erziehung, Adel, Advocaten, Beamte, Auflagen, Aufklärung und Schulen.* 1795. *Erstes Heft.* 62 S. 8. 1796. (4 gr.) Wir erhalten hier vier Gespräche. Mannichfaltig genug ist ihr Inhalt. In dem ersten besprechen sich die beiden Freunde über Processe, Erziehung, Adel und Advocaten. Man wird manches Gute und Wahre finden; übrigens empfehlen sich diese Fragmente weder durch den Vortrag, noch durch ihre Gründlichkeit. Der Dialog ist eintönig; die Freunde sind immer einer Meynung. S. 7. geschieht der seltsame Vorschlag, dass man „die wichtigen Concurs — und andere Acten mit allem, nicht bloss die Endurtheile, sondern auch die Entscheidungs-Gründe, Stimmen der Mitglieder, Kosten u. d. dem Publicum gedruckt vorlegen solle," damit es überzeugt würde, dass die Richter nicht zu viel Gebühren nehmen. Und auf wessen Kosten sollte dies geschehen? Wenn das wahr wäre, was S. 25. von dänischen Beamten gesagt wird: „Mancher unwürdige und ungeschickte bekleidet gewiss „noch bey Ihnen ansehnliche Posten, in denen er auf das „ganzer Familien einen sehr nachtheiligen Einfluss hat und „so bald er einmal, in Abwesenheit seines Secretairs oder „vollmächtigen, etwas ausfertigen oder entscheiden soll, „ganzen Publicum zum Gelächter;" S. 34. „Dass man „einen Mann von guten Grundsätzen und von wahren nützlichen „Kenntnissen zwanzig finde, die weder das seyn wollen, „seyn können, was sie doch seyn sollten;" und S. 41. 42. die Hebungsbeamten Erpressungen vom Unterthan machten, sich die Nachsicht in Beytreibung der Gefälle bezahlen liessen; so würde es den Ruhm, den die Herren A. und B. über die dänischen Regierung ertheilen, sehr vermindern; denn die Stellen mit tüchtigen und redlichen Männern zu besetzen, ist gewiss die erste Pflicht der Regierung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 26. Julius 1797.

PHILOLOGIE.

ZWEYBRÜCKEN: ΑΡΙΣΤΟΤΕΛΗΣ. *Aristotelis Opera omnia*, graece, ad optimorum exemplarium fidem recensuit, annotationem criticam, librorum argumenta et novam versionem latinam adjecit *Jo. Theophilus Buhle.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Noch zahlreicher und bedeutender ist die Nachlese, welche der Hr. Prof. in den Schriften der alten [Au]sleger, zu halten gelassen hat, die er doch selbst, [un]d mit dem grössten Rechte für die wichtigste Quelle [de]r Lesarten erklärt und zu wiederholtenmalen auf [da]s fleissigste gebraucht zu haben versichert. Unmög[lic]h können wir glauben, dass er die Mühe einer ste[te]n Vergleichung übernommen habe, da sich fast über[all], wo wir nachschlugen, unbemerkte Lesarten von [grö]sserer und geringerer Wichtigkeit darboten. So [hat], um nur einige Beyspiele anzuführen, *Alexan[der] Aphrodisiensis* in seinen Anmerkungen zu den To[pic]. L. III. I. 11. (p. 124. ed. Aldi. 1513. fol.) in[...] von der gewöhnlichen verschiedenen Ordnung: [...] τὸ τῷ βελτίονι ὑπάρχον, καὶ τιμιωτέρῳ αἱρ. ὁ θεῷ ἢ [ἀνθ]ρώπῳ καὶ ψ. ἢ σώματι. wo auch statt ἢ beidesmal [...] gelesen zu werden pflegt. §. 18. ἔτι εἰ δύο ποιη[τικῶ]ν ὄντων οὗ τὸ τέλος βέλτιον (p. 125) mit dem Zusatze: [...]φῶς εἴρηται διὰ βραχύτητα· ὁ δὲ τόπος ἐστὶ τοιοῦτος· [...] εἴη τινὰ δύο τελῶν ποιητικὰ, οὗ τὸ τέλος βέλτιον καὶ [...]ώτερον, καὶ αὐτὸ βέλτιον. Im Kap. II. 17. (p. 133.) [stim]mt er in der Anordnung der Worte mit dem Cod. [...]lph. zusammen: ἔτι εἰ ἁπλῶς τοῦτο τούτῳ βέλτιον, [in] welchem er auch sogleich ἁπλῶς auslässt. Mit [dem]selben stimmt er auch K. VI. 7. überein, wo das [Sup]plement ἡδονὴ ἀγαθὸν, welches sich nach den Wor[ten] ὅτι οὐδεμία in *Casaubonus* und *Sylburgs* Ausgabe [fin]det, aus dem *Alexander* genommen zu seyn scheint. [Der]selbe mag auch K. II. 14. bey den Worten τοῦ ῥᾳδίου [der] Fall seyn, welche jene beiden Herausg. wahr[sche]inlich aus der nämlichen Quelle hinzugefügt ha[ben]. Dieses hat Hr. Prof. *B.* weder an der einen noch [an d]er andern Stelle bemerkt. Unter den alten Aus[leg]ern, welche derselbe zu dem Buche de Interpreta[tion]e verglichen haben will, wird (Praef. T. II. p. V.) [aus]drücklich auch der *Leo Magentenus* genannt; gleich[wo]hl wird dieser nirgends, ausser bey Gelegenheit [des] Titels (S. 67) angeführt, und von mehr als *dreyssig* [Ab]weichungen, die wir bey einer flüchtigen Verglei[chu]ng anmerkten, ist auch nicht eine einzige erwähnt. [U]m so viel, wo nicht noch mehr abweichende Les-arten des *Ammonius* in seinem Commentare über dieselbe Schrift, sind ebenfalls übergangen, ob diesen gleich der H. etwas fleissiger zu Rathe gezogen hat. Im IV. Kap. 1. *De Interpr.* (wir citiren nach Pacii Ausg. des Organon. von 1597. 4to) lässt *Ammonius* nicht blos, wie der H. bemerkt (S. 70) die Worte ἢ ἀπόφασις, sondern auch κατὰ συνθήκην aus (fol. 13a. ed. Venet. ap. Aldum. p. 1503. 4.), welche letztern auch *Magentenus* in seiner Handschrift vermisste: ζητοῦμεν οὖν, sagt er διατί ἐν τῷ ὁρισμῷ τοῦ λόγου παρέλειπε τὸ κατὰ συνθήκην; und führt dann drey Ursachen an, warum *Aristoteles* sie ausgelassen habe. Ob er die Worte ἢ ἀπόφασις gelesen habe, ist zweifelhaft. Da wo er die Stelle des A. anführt, übergeht er sie; in der Erklärung aber sagt er: ὁ ἄνθρωπός ἐστι φάσις, ἀλλ' οὔτε κατάφασίς ἐστιν, οὔτε ἀπόφασις. Kap. X. 1. lässt *Ammonius* die Worte ἢ ἀπόφασις und gleich darauf ἢ ἔσται aus. In dems. Kap. §. 13. (§. 9. Buhle) finden wir die merkwürdige Variante: τῇ δὲ ἔστι τις ἄνθρωπος δίκαιος ἡ ἀντικειμένη, ὅτι οὐ πᾶς ἐστιν ἄνθρωπος οὐ δίκαιος. wozu er auch die vom Herausg. mit *Casaubonus* und *Sylburg* für unächt gehaltenen Worte ἀνάγκη γὰρ εἶναι τινά hinzusetzt und mehr als einmal wiederholt. §. 15. liest *Sylburg* und *Casaub.* ἧττον ἀληθευκέ τι, welches sie aus dem *Magentenus* genommen haben; welcher §. 16. zwischen ἐκείνων und ταὐτὸν das Participium ὡρισμένων einschiebt, wie auch *Ammonius* thut. Nicht minder merkwürdig ist Kap. XII. 2. die Lesart des *Ammonius* ὥστε εἰ οὕτω (οὕτως) πανταχοῦ καὶ τ. δ. ε. α. ε., οὐ τὸ δυνατὸν εἶναι, ἀλλὰ τὸ δυνατὸν μὴ εἶναι. wo es gewöhnlich heisst, τὸ δυνατὸν μὴ εἶναι, ἀλλ' οὐ τὸ μὴ δυνατὸν εἶναι. Noch führen wir aus demselben, mit Uebergehung einer Anzahl minder bedeutender Abweichungen an: Kap. I. 3. (Pacii) σημεῖα ταῦτα πρ. statt ταῦτα σημ. §. 4. ἐν τῇ περὶ ψυχῆς st. ἐν τοῖς. und gleich darauf τοῦτο st. ταῦτα. Kap. II. 5. τὸ δὲ γε φιλ. st. τὸ δὲ φιλ. Kap. IV. 4. ἔστι δὲ λόγος ἅπας μὲν σημ. statt: ἐ. δὲ ἅπας λόγος. Kap. V. 2. ἐὰν μὴ τὸ ἔστιν, ἢ τὸ οὐκ ἔστιν, ἢ ἦν— wo andere das mittlere Comma auslassen. §. 6. ἔστι δὲ ἡ μὲν ἁπλῆ ἀποφ. wo ἡ μὲν, welches sich auf δὲ im Anfange des folgenden Kapitels bezieht, gewöhnlich fehlt. Kap. VII. 1. καθ' ἕκαστα st. ἕκαστον. Kap. VII. 8. ἀντιφάσεις τῶν καθόλου εἰσὶ καθόλου· st. α. καθόλου εἰσὶ τῶν κ. Kap. IX. 1. ἀληθῆ εἶναι ἢ ψευδῆ st. α. ἢ ψ. εἶναι. §. 2. ἢ ὅτι οὐ λευκόν ἐστιν. Das letzte Wort, welches in den Ausg. fehlt, führt nur der Rand der Edit. Isingr. an. Kap. XI. 1. ἢ ἀποφάναι statt καί; und μὴ ἢ δὲ ἔστι. zu wiederholtenmalen statt, μηδὲ ἦ. Kap. XIII. 1. lässt er ἀκολουθεῖ vor ἐνδέχεσθαι aus. §. 12. τῷ ἐν μέρει τὸ καθόλου. mit Hinweglassung von ὄντι. Gleich darauf ἕψεται st. ἕπεται. 13. καὶ τὸ μὴ ἀναγκαῖον ἀπάντων

τῶν ἢ εἶναι ἢ μὴ εἶναι καὶ τὰ ἄλλα. Mit einigen dieser Lesarten stimmt *Leo Magentenus* überein.

Diese Proben aus einer kleinen Anzahl von Kapiteln, welche sich uns noch überdiess ohne eifriges Nachsuchen dargeboten haben, lassen auf den Reichthum von Lesarten schliessen, die ein sorgfältiger Gebrauch der alten Ausleger an das Licht bringen würde. Dasselbe glauben wir mit Recht von den alten lateinischen Uebersetzungen behaupten zu können. Wir haben oben die Gründe angeführt, welche den H. bewogen, sie nur bisweilen nachzusehn; aber wir zweifeln, dass diese Gründe denen ein Genüge thun können, welche die Beschaffenheit jener wörtlichen Uebersetzungen kennen, in denen sich bald ganz neue, bald Bestätigungen schon bekannter Lesarten mit einem ziemlichen Grade von Gewisheit erkennen lassen. Einige derselben, vorzüglich *Boëthius*, verdienten, um ihres Alters willen, eine sorgfältigere Vergleichung mit eben dem Rechte als die alten Ausleger; und wir sind fest überzeugt, dass die darauf zu wendende Mühe durch den Gewinn reichlich vergütet werden würde. Um auch diese Behauptung nicht unbelegt zu lassen, und vornehmlich, um den Fleiss des H. bey der Fortsetzung seiner Arbeit zu dem Gebrauche dieser Klasse von Hülfsmitteln zu reizen und zu schärfen, wollen wir die Abweichungen des Textes in den Elenchis Sophisticis anzeigen, die sich ohne grosse Mühe in der Uebersetzung des Boethius (Colon. ap. Matern. Cholinum. 1586. 4.) erkennen lassen. Kap. I. 5. statt κἀκεῖ οἱ μὴ δεινοὶ scheint er κἀκεῖνοι οἱ μὴ δ. gelesen zu haben, da er übersetzt: *quemadmodum igitur et illi, qui non sunt promti.* §. 6. ποιήσει φαίνεσθαι σοφοὺς, wie die Codd. Pacii lesen: *faciet eos videri sapientes.* Kap. II. 2. Statt διώρισται vielleicht διοριστέον: *determinandum est in aliis.* Gleich darauf sind von dem ganzen Satze, welchen auch andere nicht vollständig lesen, nur die Worte οἱ ἐκ τῶν φαινομένων ἐνδόξων übersetzt, *quae sunt ex iis quae apparent probabilia.* Kap. IV. 3. am Ende, statt ὑγιαίνει δὲ ὁ οὐ κάμνων, ἀλλὰ κάμνων, οὐ νῦν, ἀλλὰ πρότερον. Wahrscheinlich υ. δὲ ο. κ. νῦν ἀλλὰ πρότερον. *Sanus est autem non aegrotans nunc, sed prius.* §. 4. τοὺς λέγοντας st. τὸν λέγοντα. §. 9. mit Veränderung der Ordnung, so wie der Cod. Guelph. τὸ ποιὸν ποσόν, ἢ τὸ ποσὸν ποιόν. und gleich darauf mit einigen alten Ausgaben ἢ τὸ διακείμενον ποιεῖν st. ποιοῦν. §. 10. erkennt er τρόπων, wofür einige τόπων lesen, gar nicht an: *redarguitiones ex his existunt.* V. 1. wahrscheinlich ἐρωτήματα ὡς ἓν mit Hinweglassung des ποιεῖν: *propter plures interrogationes ut unam* so wie er §. 3. λέγεσθαι übergeht: *quod hoc quidem simpliciter, illud autem aliquo modo.* also: παρὰ τὸ τὸ μὲν ἁπλῶς, τὸ δὲ πῆ. §. 8. καὶ ὅτι ἀρχὴν ἔχει st. εἶναι τι, *etiam quicquid principium habet.* §. 11. μίαν ἀπόκρισιν, *et quod non danda una responsio*, wo andere μίαν auslassen. Eben so setzt er zu den Worten τυφλὰ ἐστι τὰ μὴ ἔχοντα mit dem Cod. Guelph. ὄψιν, *coeca erant, quae non habent visum.* Kap. VI. 3. ὡς τόδε καὶ τόδε τι statt ὡς τόδε τι. *ut hoc et illud quippiam.* §. 8. stimmt er in der Anordnung der Worte τὸ αὐτὸ μέγεθος καὶ ἓν mit dem Cod. Guelph. [illegible], und las gleich darauf, καὶ τὰ ἴσα γενόμενα τὸ αὐτὸ καὶ ἓν μέγεθος λαμβάνει, wo τὸ αὐτὸ gemeiniglich fehlt: *et quae aequalia facta sunt, eandem et unam magnitudinem sumunt.* §. 10. scheint er statt οἱ μὲν οὖν παρὰ τὴν λέξιν gelesen zu haben οἱ μὲν οὖν λεχθέντες κ. τ. λ. *qui quidem dicti sunt propter dictionem.* Kap. VII. 3. lässt er die Worte ἐπ' οὐδενὸς ἢ οὐκ ἐπὶ πολλῶν aus. §. 5. statt οὗτος ὁ τρόπος las er τόπος, *hic locus ponendus.* Weiterhin erkennt er ὅτι vor μᾶλλον nicht an. In den Worten μετ' ἄλλων σκέψις aber, liest er so wie mehrere ἄλλου: *ea quae cum alio est consideratio.* Kap. VIII. 3. ταύτῃ μεθόδῳ statt τῇ αὐτῇ. *hac via manifestum est.* Bald darauf lässt er ὡς nach ἀκούουσιν aus, so wie er §. 3. ὁ vor παρὰ mit mehreren andern verwirft. §. 5. wahrscheinlich καὶ ἐν ἄλλοις statt καὶ οἱ ἄλλοι ὡσαύτως. *Et in aliis similiter.* Kap. IX. 1. wahrscheinlich οὐ μιᾶς τέχνης *non unius artis* st. οὐδεμιᾶς. In dem folgenden erkennt er ἴσως nicht an: *nam infinitae sunt scientiae.* statt οἱ μὲν γὰρ ἔσονται aber las er ἔχονται, wie viele andere.

Wenn wir durch diese Kritik, bey der es uns, wie der Augenschein einen jeden lehren kann, mit gänzlicher Beseitigung aller persönlichen Rücksichten, einzig und allein um die Sache zu thun war, vollständig dargethan haben, dass der Herausg. des *Aristoteles*, bey allen Verdiensten, die er sich um seinen Autor erworben, doch noch eine reiche Nachlese aus den Hülfsmitteln, die ihm zu Gebote standen, zurück gelassen hat; so hoffen wir ihn dadurch zu bewegen, bey der Fortsetzung seiner Arbeit, der wir entgegen sehn, die bis jetzt kaum zur Hälfte erfüllten Versprechungen vollständig zu erfüllen, und nicht nur bey den noch übrigen Schriften des *Aristoteles* auf grössere Vollständigkeit in der Herbeyschaffung kritischer Hülfsmittel bedacht zu seyn, sondern auch das, was seine Anmerkungen jetzt noch nicht enthalten, nachzuliefern. Nur dann erst wird er auf ungetheilte Anerkennung seiner Verdienste rechnen können. Wie die Sache jetzo steht, wird er nicht gerade Ursache haben, sich zu beklagen, wenn er findet, dass das Publicum, oder einzelne Stimmen aus demselben, seine Arbeit weniger wegen des Guten und Neuen rühmen, das sie an derselben finden, als wegen des Mangels der Eigenschaften in Anspruch nehmen, die sie darinne vermissen. Denn wer könnte es unbillig finden, wenn er mit dem Maasstabe gemessen wird, mit welchem er selbst gemessen zu werden verlangte?

SCHÖNE KÜNSTE.

Bremen, b. Wilmans: *Sesostris, Pharao von Mizraim; eine Geschichte der Urwelt.* 1796. 528 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Zu einem pädagogisch politischen Romane, von der Art, wie *Sethos*, wie *Telesus*, liess sich die Geschichte des ägyptischen Königs *Sesostris* sehr bequem umschaffen. Das wenige Gewisse, das die Geschichte von ihm aufbehalten, giebt dem Romanenschreiber ein desto geräumigeres Feld für seine Dichtungen; das Fabelhafte, das in die wahre Geschichte eingeflochten

flochten ist, giebt Winke zu analogen Fictionen; Digressionen in die alte Historie eines, durch Gesetze, Künste, und Wissenschaften, so denkwürdigen Volkes, wie die Aegypter, können das Interesse des Romans erhöhen, und das Costume jener uralten Zeiten giebt dem Ganzen eine gewisse Feierlichkeit. Der Vf. des gegenwärtigen Romans hat sich nicht allein, wie das Werk selbst, und die vier Bogen erläuternde Anmerkungen zur Gnüge beweisen, mit Geschichte, Denkungsart, Verfassung, und Sitten des alten Aegyptens sehr genau bekannt gemacht, sondern auch alles daraus mit Weisheit benutzt, was zu seinem erhabenen Endzweck, künftige Regenten zu unterrichten, dienen konnte. Der jetzige *erste* Band, dem noch zwey folgen sollen, enthält die Erziehungsgeschichte des *Sesostris*, die hier noch nicht einmal ganz geendigt ist. *Sesostris* Vater ist der Meynung, dass ein künftiger Thronerbe erzogen werden müsse, ohne dass er etwas von seiner Abkunft weiss; er glaubt, dass die öffentliche Erziehung den Vorzug vor dem Privatunterricht habe. Nur ein geheimes Gericht erfährt daher seine Geburt, und den Plan seines Vaters mit ihm, der darinnen besteht, dass *Sesostris* unter einem fremden Namen ausserhalb der Residenz mit 1700 Knaben von gleichem Alter bis zum achtzehnten Jahr erzogen werden, und dass alsdann nur dem Würdigsten unter ihnen die Krone zu Theil werden soll. Bis zum achten Jahr ist die Erziehung in diesem Institute blos physikalisch. In den sieben drauf folgenden Jahren erhalten die Knaben philosophische, historische, und militairische Lehrer; die philosophischen geben in der Muttersprache, Mathematik, und Vernunftlehre, die historischen in der Naturhistorie, Physik, Oekonomie, und politischen Geschichte, und die militairischen in Leibesübungen überhaupt sowohl als zum Behuf des Kriegers Unterricht. Nach vernünftigen Graden wird von ihnen allen vom Kleinen zum Grofsen, vom Leichten zum Schweren fortgegangen, und immer, so viel, als nur möglich, das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden. Der socratische Unterricht durch Fragen, die durch individuelle Veranlassungen entstehen, wird dem zusammenhängenden Vortrage vorgezogen. Vom vierzehnten Jahre an sucht man die Knaben nun in das praktische Leben einzuführen, mit Menschenwerth und Menschenbestimmung näher bekannt zu machen, und ihnen die mancherley Verhältnisse und Auftritte des menschlichen Lebens, und die Folgen der Handlungen in Beyspielen zu zeigen. Zu dem Ende werden mit ihnen viele Reisen durch das Vaterland und einige angrenzende Länder angestellt. Schilderungen von Feyerlichkeiten, und dem Gebrauche, den man davon für die Jugend gemacht, Beyspiele socratischer Belehrungen, Erzählungen von den Reisen der Knaben, Sittenlehren, die einem Eremiten in den Mund gelegt werden, Digressionen über Denkwürdigkeiten der Natur und Kunst, Belehrungen über Ichthyophagen, Troglodyten, Ursprung der Sprache, Erfindung der Schiffarth, und andere Gegenstände der Geschichte der Menschheit, Bruchstücke aus der Urgeschichte Aegyptens, wo vornehmlich an dem Exempel des *Osiris* und der *Isis* gezeigt wird, wie man bey der Kultur der Menschen und Einrichtung der menschlichen Societät zu Werke gehen müsse — dies sind ohngefähr die interessantesten Gegenstände, die diesen ersten Band füllen. Man sieht daraus, dass der Vf. die Grundsätze der besten neuern Pädagogen gekannt und versinnlicht hat, und die Ausführung davon ist so lehrreich, dass auch die, die nicht gerade zu Prinzenerziehern sich vorbereiten wollen, das Werk mit Nutzen zu Rathe ziehen können. *Sesostris* Charakter ist noch nicht ganz entwickelt, aber man sieht bey ihm schöne Spuren des künftigen grofsen Mannes, er ist (S. 122) feurig in seinen Wünschen, aber ruhig bey seinen Ueberlegungen; ungeduldig bey Zwang, aber fähig zum Ausdauern, unternehmender, als gewöhnliche Menschen, aber behutsam und bedächtig; er wähnt S. 305 schon hohen Beruf und glänzende Thaten, hat aber doch noch nicht Muth genug, sich dadurch empor zu schwingen. Der Vf. erzählt natürlich und angenehm, zwar ohne Ueppigkeit, aber doch mit einer der Wichtigkeit seiner Gegenstände angemessenen Würde.

Berlin, b. Himburg: *Der Philosoph im Walde, oder über Vaterlandsliebe und Bürgertreue*, ein philosophischer Roman. 1790. 40. S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Da, nach der Versicherung des Titels und der Vorrede, Lehren der Philosophie in Erinnerung und in Umlauf zu bringen, mehr die Absicht des Vf's ist, als durch Dichtungen und Darstellungen zu vergnügen und zu unterhalten; da er das äussere romanenähnliche Gewand nur gewählt hat, um einige Leser mehr anzulocken: so ist es natürlich, dass der Hauptton des Werks Ernst und Gravität seyn muss. Ein *philosophischer* Roman heisst aber auch hier nicht so viel, dass zur Bestätigung gewisser philosophischer Lehren eine lange, künstlich verflochtene, Geschichte zu erwarten wäre, durch deren einzele Scenen jene Lehren bestätigt würden, keine grofse, in einem fortgehende, Allegorie, auf deren Sinn und Zweck einzele eingestreute Maximen hindeuteten: sondern weitläuftige Betrachtungen und Raisonnemens werden nur durch eine, an sich unerhebliche, Geschichte zu einem Ganzen verbunden. *Eine* Errettung von Räubern, *eine* Entführung durch einen Wüstling von Fürstensohne, *ein* Liebesgeständniss, und *ein* Beyspiel, wie unglückliche Liebe zum Wahnsinn bringen kann — das sind ohngefähr die Handlungen in diesem Roman alle; das übrige besteht in Abhandlungen, Discursen, und Unterredungen von ernsthafter Art. Die Personen haben, nach dem eignen Geständniss des Vf's, zu wenig Eigenthümliches; der Philosoph selbst ist ganz Ideal; sein philosophirender Bedienter wird nicht sowohl durch seine Aufklärung, als dadurch anstösig, dass zwischen ihm und seinen Herrn gar keine Abstufung ist. Hätte der Vf. diesen Bedienten wirklich so gezeichnet, wie er in der Vorrede angiebt, dass er nämlich heitere Laune mit einer unverdorbenen natürlichen Denkungsart verbände, so würde sein Charakter

rakter gefallen haben, aber so spricht er viel zu gelehrt. Der Philosoph des Vf's verbreitet sich übrigens nicht über speculative Gegenstände, sondern theils über die Bürgertugenden, von denen der Titel spricht, theils über die gesunde Lebensweisheit, die an allem in der Welt die beste Seite heraussucht, und das häusliche Glück der Familien befördert. Ausserdem findet man ganze grosse Betrachtungen über die Frage, ob der Mensch bey der steigenden Veredlung des Geistes befugt sey, sein Vaterland zu lieben S. 39, über die Pressfreyheit S. 109, über den Nutzen der Reisen S. 153 über die Mittel, die Toleranz zu befördern S. 212, über das Halten der Schulen unter freyem Himmel S. 229, welches eigentlich ein Auszug aus einer, schon ehedem über diesen Gegenstand erschienenen, kleinen Schrift des Vf's ist, über die Aufklärung der niedern Volksklassen S. 301, über *Howard's* Verdienste um die Menschheit S. 253, über die Einrichtung der Kirchhöfe S. 340 u. f. w. So wie der erste Auftritt des Philosophen im *Walde* geschieht, so werden auch im Werke selbst öfters ausgezeichnete Naturgegenden zu Scenen gewählt, deren Beschreibung zu beredten Lobreden auf Natur und Landleben Anlass giebt. Der Vortrag des Vf's ist blumenreich, ohne geschwätzig, oder declamatorisch zu werden.

Bayreuth u. Leipzig, b. Lübecks Erben: *Operetten* von *C. A. Vulpius*. Erstes Bändchen. 1790. 272 S. 8.

Im Operettenfache ist dieser Vf. nicht ganz unglücklich, nicht sowohl, weil er hier dasjenige zu benutzen weiss, was gegenwärtig Beyfall von den Liebhabern der Singspiele zu erhalten pflegt, (denn leider ist nichts so ungereimt und albern, was man um der Composition und Decoration willen nicht dulden, ja wohl gar lobpreisen sollte) als vielmehr, theils, weil, bey aller Geringfügigkeit, Alltäglichkeit, oder Unwahrscheinlichkeit der Plane, bey aller Leerheit, oder Niedrigkeit einzelner Scenen, doch der Dialog nicht so ganz gedankenarm, nicht so ganz fade ist, als in den gewöhnlichen Operetten, theils, weil in den Gesängen doch Sinn, und hier und da eine gute Wendung zu finden ist. Das gegenwärtige erste Bändchen begreift drey Operetten, nämlich: 1) *Der Schleyer*, in drey Aufzügen, ein Feen- und Ritterstück, wo sich folglich Spectakel genug für Augen und Ohren, Zaubereyen und Geistererscheinungen, Trompeten und Pauken, Donner und Blitze haben anbringen lassen. Ueberdies sind die Späfse der Zofe, des Zwerges, und der Schildknappen herrliche Mittel, die Lungen und die Hände der Zuschauer in Bewegung zu setzen. 2) *Bela und Fernando*, oder, *die Satire*, in einem Aufzuge. Auch in diesem kurzen Stücke finden die gewöhnlichen Zuschauer bey dem türkischen Kostume, bey der Prachtscene S. 148, und bey der Prügelscene S. 158 ihre Rechnung. 3) *Elisinde*, in drey Aufzügen, abermals ein Feen- und Ritterstück, jedoch noch bunter und wilder, als das vorige. Orakel, Zweykämpfe, Verwandlungen, Ohnmachten, Rasereyen, Dolche, und Donnerschläge durchkreuzen sich, und lassen den Leser nicht zu sich selbst kommen. Der Schluss ist sehr originell. Die, vor Liebe rasend gewordene Elisinde bleibt zuletzt allein zurück, tragödirt in pathetischen Reden, die, wie im Melodrama, unter musikalischer Begleitung gesprochen werden sollen, singt noch eine Arie voll Donner und Flammen, voll Wellen und Stürme, glaubt singend, den Liebhaber, der sie verschmäht hat, und der längst nicht mehr da ist, zu erstechen, und — stirbt? — nein, fällt nur in Ohnmacht. Knappen, Stallmeister, und Hofnarren sorgen übrigens auch hier für solche Intermezzi, wie sie die Gallerie erwartet.

Leipzig u. Merseburg, in d. Wagnerschen Buchh.: *Schwärmereyen* über Liebe und Natur für Menschen von Empfindung und Gefühl; mit XII Melodien und einem Titelkupfer. Von *C. F. Schwerd*. 1797. 169 S. 8. (Geheftet 16 gr.)

Von der eingebildeten Eigenthümlichkeit „der Empfindung und des Gefühls," die den Vf. bewogen haben mag, für die Ausgeburten eines ungebildeten, armen und verworrenen Geistes auf den Namen *Schwärmereyen* Anspruch zu machen, können wir keine Spur entdecken, er müsste denn geglaubt haben, dass eine frostige Ueberspannung im Ausdrucke auch der alltäglichsten Gefühle und der plattesten Gedanken für Enthusiasmus gelten dürfe. Wir würden ihm daher lieber *Sudeleyen*, oder weil diese seynsollenden Gedichte doch in das Gebiet der musikalischen Poesie gehören, *Fiedeleyen* (ein von ihm selbst entlehntes Wort S. 15) zur Ueberschrift seines Buches vorschlagen. Welche unselige Verblendung gehört dazu, wenn man nicht den entferntesten Begriff von poetischer Kunst, durchaus keinen Sinn für Angemessenheit und Schönheit des Versbaues, ja nicht einmal eine nothdürftige Kenntniss seiner Muttersprache hat, dennoch ein ganzes Bändchen voll Lieder auf einmal in die Welt zu senden! Zusammensetzungen wie *Urnenlaube*, *Flammensterngefunkel*, *Schaudermelodien*, *Zackgeblitze*, Bilder wie *der Lüfte Leiter*, *der Freude morsche Trümmer*, selbstgemachte Wörter wie *entdämmern*, *nannen*, *matten*, Unrichtigkeiten wie *gänge* für *ginge*, *wand* für *wandte*, Reime wie *Mütter* und *Brüder*, machen eine grössere Zahl Beyspiele überflüssig, die sich sonst ohne Mühe finden lassen. Eine Seltenheit im Abgeschmackten ist das Lied *auf die französische Freyheit*:

Freyheitsschwindel
Nimm dein Bündel,
Fasse mich nicht an!

und nachher:

Zucht und Sitten
Und Meriten
Sind dir Thorenspiel
Menschenthränen
Zu begähnen
Ist dein schönes Ziel.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 26. Julius 1797.

OEKONOMIE.

Neustrelitz, in der neuprivileg. Hofbuchh.: *Die Baumzucht im Grossen aus 20 jährigen Erfahrungen im kleinen in Rücksicht auf ihre Behandlung, Kosten, Nutzen und Ertrag*, beurtheilt v. *Schiller*, Herz. Wirtemb. Major und Inspector verschiedener Baumschulen im Wirtemb. mit 2 Plans 1795. 276 S. 8.

Nach einem Bogen Einleitung, worin der Vf. zu Besetzung der Landstrasen mit Obst und andern Bäumen räth, verschiedene Einwendungen aus dem Wege räumt, und eine Berechnung über den jährlichen Ertrag und Gewinn bey Verpachtung derselben bis auf 50 Jahre aufstellet, folgen in der Abhandlung 8 Abschnitte, in 178 §§en, worinn zwar viele wissenswerthe Materien, aber nicht immer befriedigend und unterrichtend genug abgehandelt sind, so dass sich zu mancher Berichtigung Gelehrtheit findet. — Gleich in dem I. Absch. *Von den Erfodernissen zur Anlegung einer grossen Baumschule*, war Rec. auffallend, dass der Vf. bey sich ergebender bergichter Lage einen Abhang gegen Norden dem gegen Mittag vorziehet und behaupten will, dass die jungen Bäume in jener eben so gut fortwachsen, als in dieser. — Eine Widerlegung wäre hier überflüssig. — Auch die Errichtung der Terrassen, die er anräth, würde, zumal bey *grossen* Baumschulanlagen, einen sehr beträchtlichen und wirklich ganz unnöthigen Kostenaufwand verursachen; höchststeile Berge aber, die Terrassen unumgänglich nöthig machten, würden zu Baumschulen ins Grose, sehr unbequem und unschicklich seyn. Aber billig ziehet er den schweren Erdboden im Ganzen dem leichten und sandigen vor: nur führet er diesen wichtigen Gegenstand allzukurz und unbefriedigend aus, sagt nichts von Grasboden, von mergelartigen etc. — Bey Anfüllung der Erd- und Dungmagazine, die hier allerdings sehr räthlich und nöthig sind, können füglich die angeführten Materialien von Russ, Bein, Hornabschabsel etc. als wahre Kleinigkeiten wegbleiben, da sie in so grosen Anlagen in gar keinen Betracht kommen; und da der Vf. keine besondere Erdart der Baumschule in Erörterung nimmt, noch darnach die Verbesserung derselben oder die Ersetzung ihrer Kräfte durch gemäse Düngungsarten einrichtet, so hätte er besser gerathen, die Dungmagazine mit ausgestochenem Rasen und vermischten kurzen oder verwestem Rindviehdünger anzufüllen, welches für alle Erdarten passet. Was aber der Vf. mit Durchwerfung der Dunghaufen durch Gitter von Eisendrath will, ist gar nicht abzusehen; jedem wird das Unthunliche und Kostspielige solcher überflüssigen Arbeit in die Augen leuchten. — II. Abschn. *Von den Verrichtungen in der Baumschule im ersten Jahr der Anlage.* Der Vorschlag §. 29. zur ersten Besetzung der Zaunseiten mit den vorzüglichsten Obstsorten als Spalieren zu Mutterbäumen ist nicht wohl ausgedacht. Auch die Nomenclatur ist nicht sehr bequem, zumal in der Folge, da französische Namen deutschen Provinzialnamen beygesetzet werden, wovon unter 10 Sorten oft nicht eine einzige richtig bezeichnet wird, so dass bey gänzlichem Mangel einer Beschreibung alle diese Verzeichnisse ganz unbrauchbar sind. Uebrigens dünket Rec. bey einer so grosen Baumschulanlage (man denke 104 Morgen, Wirtemberg. Feldmases!) und bey so vielen Quartieren und Abtheilungen diejenige Einrichtung vorzüglicher, bequemer und richtiger, wenn für jede Obstsorte eine Abtheilung bestimmt und in derselbigen etliche Pyramiden zu Mutterbäumen an den schicklichsten Stellen in derselben erzogen und gepfleget würden, und zwar auf tauglichen Kernwildlingen, wobey die Absicht zu Erhaltung vieler Pfropf- und Oculirreiser eher zu erreichen wäre, als bey zwergartigen Grundstämmen, wie z. B. auf dem Johannis oder Paradisapfelstamm, die bekanntlich äusserst wenige Reiser abgeben können, deren doch hier eine ausserordentliche Menge erfodert wird. In die angebrachten so genannten Ruheplätze und Rundungen hingegen könnten von den anzupflanzenden Sorten Mutterbäume auf Quitten und Johannisstämme veredelt, gepflanzt werden, um recht baldige Früchte zu erhalten und von der Richtigkeit der Sorten sich überzeugen zu können. — Aber behüte der Himmel vor Pyramiden von Buchs, Wachholder, Taxus, Sevenbaum etc. — (und noch dazu in einer Baumschule!!) wie §. 152. angerathen wird. — III. Abschn. *Von den Verrichtungen und Arbeiten im zweyten Jahr der Anlage, nebst einigen Gedanken über das Wachsthum der Pflanzen.* Letzteres übergehen wir der Kürze wegen, und als eigentlich nicht hieher gehörig. Bey den Verrichtungen und Arbeiten aber sagt zwar der Vf., dass die Bäumchen von Gras und Unkraut rein gehalten, und die Gänge fleissig gefälget werden sollen; jedoch beschreibet er nicht genau und deutlich das wichtige Geschäft des jährlich 2 bis 3 mal nöthigen Behackens und Fälgens der Baumschule, ohne welches dieselbe nimmermehr gedeihen kann, und vergisst er ganz des andern Hauptzwecks und Nutzens des Behackens derselben, der nebst der Vertilgung oder Dämpfung des Unkrauts auch die

Auflockerung des Bodens ist, wodurch er fruchtbar und des Einflusses der fruchtbarmachenden Theilchen aus der Luft und dem Regen empfänglich gemacht werden muss. Und dazu ist sein vorgeschriebenes kleines Gartenhäckchen, womit 1 oder 2 Zoll tief das Unkraut flach auf der Erde abgehauen werden soll, vorzüglich bey einem schweren Boden, aber auch selbst bey einem leichten, bey weitem nicht hinlänglich; denn von der wiederholten Auflockerung des Bodens, dabey eine von Tiefe 1 oder 2 Zoll von sehr weniger Bedeutung bey tiefwurzelnden Gewächsen ist, hängt ausserordentlich viel des Gedeihens ab, und erfodert solches wenigstens beym erstmaligen Behacken oder Fälgen einer Baumschule eine Tiefe von 6 bis 8 Zoll, mit der nöthigen Vorsicht und Unterschied in der nächsten Nähe bey frisch gesetzten oder bereits eingewurzelten und heranwachsenden Bäumen. Ja wie unzulänglich dieses wichtige Geschäft des Behackens der Baumschule hier angegeben wird, erhellet daraus, dass es weiterhin im 6ten Abschn. heisst: „man solle das Unkraut, welches den Stämmen nahe stehet, mit der Hand ausziehen, damit es nicht nöthig wird, mit der Fälgbaue zu nahe zu kommen, weil dadurch leicht die Stämme beschädiget werden könnten." — Im Unkraut kann man freylich nicht ordentlich die Erde behacken; dies muss vorher durch eigends dazu bestimmte Leute weggekrautet, alsdann erst die Erde bis an und um die Bäumchen behacket, und umgewendet werden, dass die Wurzeln des Unkrauts oben zu liegen kommen und verdorren; was aber sich sehr leicht fortpflanzet, als Quecken, Stockwinden, Hahnenfuss etc. muss von den Häckern ausgezogen und hinter ihnen auf Häufchen geworfen, sodenn von den auskrautenden Personen gesammlet und in die Dungmagazine getragen werden. — Vom *Veredeln* der Wildlinge, oder wie sich der Vf. ausdrückt, von den *Adoptionsarten* hält er bloss auf das Oculiren und verwirft das Pfropfen, das Copuliren etc. so er nie geübt zu haben scheint. (Wie wohl er noch im V. Abschn. mit wenigen des Pfropfens in den Spalt gedenkt, und weiterhin findet er, dass das Pfropfen in einer grossen Baumschule nicht zu entbehren sey.) Ablactiren nennt er das Ablegermachen in Töpfen, die mit Erde angefüllet sind, und wodurch ein Ast gezogen und feucht gehalten wird, bis er Wurzel ziehet. — Von den Kernen aus den Früchten solcher erzogenen Bäume ist seine Vermuthung, dass solche keine Wildlinge, sondern zahme Pflanzen und ihre wahre Art hervorbringen möchten: aber das ist, ohne Versuche anzustellen, eben so wenig als von andern Bäumen zu erwarten; denn die Blüten derselben werden eben so wohl durch die Verschiedenheit der Befruchtungen von mehrern Varietäten grösstentheils verschlechtert, und nur bisweilen, doch sehr selten verbessert. — IV. Abschn. *Von andern Bäumen und Strauchgewächsen, welche in einer grossen Baumschule anzuziehen seyn möchten.* Hier kommen ohne Unterschied viele Waldbäume in Vorschlag, die der Vf. an Landstrassen zu setzen anräth, wo entweder Obstbäume nicht schicklich sind, oder nicht fort kommen können, als *Eiche, Buche, wilde Kastanie, Tanne, Lerchenbaum, Ulme, Linde, Eberesche, süsse Kastanie, Hainbuche, Esche, Pappel, Wallnuss, Mehlbeerbaum, Ahorn, Acacie, Birke etc.* Da aber der Vf. keine eigene Erfahrung von ihrer Erziehung oder Verpflanzung etc. gemacht, viele Arten rathsamer aus den Waldungen ausgehoben und verpflanzt werden können, und viele nicht wohl an Strassen taugen; so geben diese Beschreibungen nur dem Layen eine ganz oberflächliche Kenntniss derselben, für den ohnedem das Buch gar nicht gehörig angelegt ist. Und was die Staudengewächse betrifft, die er zum Verkauf und zum Ertrag und Nutzen der Baumschulanlage vorschlägt, als *Mispeln, Kornelkirschen, Azerolen, Quitten, Haselstaude, Pimpernuss, Bohnenbaum, Berberizen, Sevenbaum, Wachholderstaude, Taxus, Buchs, welscher Jasmin, Syringe, Geissblatt, Rose und Hainbutte*; so hätte der Vf. weit rathsamer die ausländischen Gehölze in Vorschlag gebracht, die gegenwärtig zu englischen Gartenanlagen ausserordentlich stark verschrieben und versendet werden, und welche Handelsartikel noch einen ansehnlich stärkern Gewinn einer Baumschule gewähren, als der Verschluss der jungen Obstbäume selbst, so beträchtlich schon dieser bey einer ordentlichen Einrichtung und Redlichkeit ist. (Die ehemals weit berühmte Obstbaumschule der Carthause zu Paris, deren der Vf. Erwähnung thut, durch deren Baumhandel unsägliche Reichthümer gesammelt worden, ist nun zerstöret.) — V. Abschn. *Von den Verrichtungen der grossen Baumschule im dritten Jahr der Anlage.* Hier werden die Geschäfte kürzlich nach den Monaten des Jahrs bemerkt. Auffallend ist die ungeheure Anzahl von Pfälen, Zielpfälchen und andern, die in Millionen laufen. Aber zum Glück könnten drey Theile erspart, und mit dem 20ten Theil ausgereichet werden. Nicht nur ohne die Menge Zielpfälchen könnten bey seiner ordentlich eingerichteten Setzschnur die Reihen symmetrisch besetzet werden, sondern es wäre auch ein wahrer Ueberfluss, den Arbeiten in der Baumschule hinderlich, und selbst den jungen Bäumchen nachtheilig, wenn man die Schafte aller und jeder oculirten Bäumchen an Pfäle binden wollte. Sie wachsen allermeist vor sich gerade auf, und diesen ist die freye Bewegung weit zuträglicher, als der Zwang des Bandes, der ohnehin viele andere Nachtheile mit sich führet; nur diejenigen Bäumchen, welche eine ganz schiefe und ihrer Bestimmung entgegengesetzte Richtung annehmen wollen, erfodern bisweilen einen leichten Pfahl. — Zu Einfassung der Beeten *einer Baumschule* mit *Buchs* wird sich wohl nicht leicht ein Baumschulbesitzer entschliessen; eine solche ohnedem ganz veraltete Zierlichkeit passte hieher gar nicht; des Nachtheils der daraus entstände, nicht zu gedenken. VI. Abschn. *Von den Verrichtungen in der Baumschule im vierten Jahr der Anlage.* Hier rechnet der Vf. wegen seines Ideals in Besetzung der Rondels mit 32 Buchs-, 32 Sevenbaum-, 32 Wachholder-, 32 Kleebaum-, 24 Deutzien-, 32 Azerolen-Pyramiden auf den Beyfall un

Wohlgefallen der meisten Menschen, selbst — der Kenner *des guten Geschmacks!!* — VII. Abschn. *Das fünfte Jahr der Anlage betreffend.* Hier geht es nun an die Vollendung der Zierrathen der Baumschule, um ihr, wie sich der Vf. ausdrückt, ein *fürstliches*, ein *königliches!!* Ansehen zu geben, nämlich alle Hauptgänge und Ruheplätze mit Buchs einzufassen, und den Boden wenigstens der Haupt- und Mittelgänge 2 bis 3 Zoll hoch mit Sand von gelber und weisser Farbe zu überfahren, damit die hervorragenden Pyramiden, (Buchs, Taxus, Sebenbaum etc.) die auch des Winters mit ihrem Grün den Platz zieren, und der niedrige Buchs noch eine besondere Farbe sehen lassen, (— das ja auch Muscheln, geklopfte Ziegelsteine etc. thun könnten —) und also die schönste Wirkung thun mögen! — Endlich läfst im 5ten Jahr der Anlage der Vf. die Bäume, jedoch *nur die alten Baumstöcke*, wie er sie nennet, behacken und die Erde dabey umarbeiten und zwar eigentlich mit der Haue ½ Fuss tief. — VIII. Abschn. *Was vom 5ten bis zum 10ten Jahr in einer grossen Baumschule noch anzuordnen und zu verrichten seyn möchte.* Betrifft unter andern die Rechnung des Aufsehers: das Einfassen einiger Haupt- und Mittelabtheilungen mit niedrigem Buchs, welches der Vf. auf 3 — 400 Centner berechnet, den Centner zu 2 Rthlr. thut 6 bis 800 Rthlr. — Für einen kleinen Theil Buchs!! Pyramidenstängelchen, mit grüner Oelfarbe angestrichen, oben mit vergulđeten Knöpfen — über 500 Rthlr.!! — Richtige und wahre Bemerkungen macht der Vf. §. 172. etc. vom allzunahen Setzen der Bäumchen und Verhinderung des Zutritts der Luft: vom nöthigen Umwechslen der Baumarten beym Verpflanzen: von der Bepflanzung einer nach 6. 7 Jahren ausgeleerten Abtheilung, mit Sommerfrüchten oder Küchengewächsen.

Erfurt, b. Keyser: *Annalen der Gärtnerey* nebst einem Intelligenzblatt für Garten- und Blumenfreunde, herausgegeben von *Neuenhahn* dem jüngern. IV St. 1796. 123 S. 8. (6 gr.)

Dieses Stück enthält I. eine Abh. *über die Charakteristik der englischen Aurikeln*, worin Hr. Superint. Schröder zu Buttstädt die von einem Blumisten an den Herausgeber der Annalen zugeschriebenen Einwendungen über die Möglichkeit einer genauen Charakteristik derselben gründlich widerleget, und als ein in dieser Wissenschaft eingeweiheter zeigt, wie und unter was für Regeln es hiebey eben so möglich sey, ein System zu bilden, als bey den Conchylien, und im Blumenreich bey den Nelken. Und warum sollten sie sich nicht nach ihren Haupt oder Grundfarben classificiren lassen, da der Holländer sich dieser Eintheilung schon lange bedienet und seine Aurikeln in grüngrundige, rothgrundige, violettgrundige etc. ordnet. II. *Etwas über die Nelkenläuse von Rosner.* Der Vf. giebt an, dass vielfältig der Grund zu der Läusekrankheit durch das allzufrische Moos gelegt werde, in welchem man gewöhnlich die Nelken versende; denn die so eingepackten Nelken erhitzen sich aus Mangel an Luft und ihre Säfte träten in Gährung. Kämen nun solche Nelken, wie gewöhnlich, in gute fette Erde, und würden noch dazu häufig begossen, so wäre diese Krankheit unvermeidlich. Er räth daher, alle fremde Nelken nach ihrer Ankunft in kleine Töpfe zu pflanzen, und eine lockere mit Sand vermischte Erde, die nicht bindet, ihnen zu geben, und sie sparsam zu begiessen. Wachsen sie sodann frisch, so kann man sie in grössere Töpfe mit voller Erde versetzen, das noch 4 Wochen vor dem Flor geschehen könne. Diese ganze Behandlung sey aber nur nöthig bey schwachen Pflanzen, als welche nur vorzüglich der Läusekrankheit unterworfen seyen; starke, gesunde bedürfen sie nicht. Sodann giebt er ein Mittel an, wider die Läuse selbst, wenn sie einmal vorhanden sind, welches in einem Absud von Wermuthkraut bestehet. — Rec. zweifelt sehr, dass dieses Mittel hinlänglich sey, wie denn auch eine Menge anderer dergleichen so oft vorgeschlagener Mittel die Probe nicht halten. Man sollte ein Prämium aussetzen für ein universelles Mittel wider die Nelkenläuse. Auch bezweifelt Rec., dass bey den versandten Nelkenpflanzen die Läusekrankheit von dem feuchten Moos herrühre, sondern glaubt vielmehr, dass der Same der Läuse an den Nelkenpflanzen schon bey dem Einpacken befindlich gewesen, wovon eben ihr kränkliches Ansehen deutlich genug zeuget. III. *Ueber die Cultur der Ananas im Wasser*, aus den Papieren eines verstorbenen Hofgärtners in England *Bastard* Esq. in Devonshire. IV. *Anmerkungen über einige Aufsätze der Annalen der Gärtnerey.* Darunter ist die erste eine Bekanntmachung von glücklicher Erziehung vieler Steckreiser oder Schnittlinge. Allein die Nachricht ist höchst unvollständig und dabey weder die Obstart gemeldet, von welcher sie gewesen, noch die Verfahrungsart, noch die Beschaffenheit ihrer erhaltenen Wurzeln, noch wie weit er sie erzogen, noch sonst andere zu wissen nöthige und nützliche Umstände. V. *Ueber das Moos auf den Bäumen.* VI. *Ueber den Brand der Bäume.* Hier verwechselt der Vf. den Wurm mit dem Brand. Der *Brand* ist diejenige Krankheit, da durch Stockung des Safts, der bekanntlich in der innersten Rinde seine grösste Circulation hat, die Rinde los wird, aufspringt und abfällt, das Holz darunter trocken, brandig oder schwarz und endlich faul wird, welche Krankheit entweder von Verletzungen, oder vom Frost, oder von ungeschicktem Beschneiden der Bäume, wenn solches nicht nach dem Verhältniss der Triebeskraft des Baumes eingerichtet ist, und ihnen die nöthigen Theile zu Aufnehmung der Saftfülle entzogen, oder wenn ihnen durch übermässiges oder seiner Natur widriges Bedüngen allzugrosser Zufluss des Safts verursachet wird, und von vielen andern Ursachen mehr herrühret. VII. *Von den Pfirsichen.* VIII. *Ueber das Vaterland einiger Bäume.* IX. *Einzelne Bemerkungen über einige Stellen im I Stück der Annalen d. G.* Wie kann doch noch der bodenlose Gedanke herrschen, dass der Saft der Bäume im Winter in die Wurzeln zurücktrete? — — Wie könnten wohl die Wurzeln die Menge des Safts

vom ganzen Baum bey dem übrigen fassen? —— Wie könnte der Ast des Aprikosenbaums, wie könnte die Rebe des Weinstocks, den man im Winter durch eine Fensterscheibe ins Zimmer zieht, ausschlagen, blühen, Früchte ansetzen etc. wenn nicht im Ast, wenn nicht in der Rebe aller der nöthige Saft wäre, ihn zu beleben? Denn vor den Fenstern ist der Baum und der Weinstock noch von Kälte gleichsam erstarret und könnten die Wurzeln gewiss keinen Saft zuführen. Der Saft in den Bäumen wird also in allen Theilen desselben bloss verdicket durch die Kälte: die Wärme macht ihn wieder flüssig etc. daher das sichtbare Zunehmen der jungen Bäume in der Dicke im gelinden Winter: daher das Erfrieren der Bäume über der Erde im Winter nach lauem Regen und darauf erfolgenden Nachtfrost etc. — X. *Die Erdbeeren* (Fragraria vesca L.) XI. *Besondere Gedanken über das Beschneiden der Fruchtbäume nach welchen dasselbe verworfen und statt dessen das Krümmen der Aeste angerathen wird* von Hn. *Parmentier.* — Freylich besondere Gedanken! Hätte Parmentier die Vegetation gründlicher studirt, so würde er bey diesem Theil der Behandlung eines fruchttreibenden Zwergbaums nicht stehen geblieben seyn, und seine Abhandlung und Vorlesung bis auf weitere Erfahrung ins höhere Alter des Baums verspart haben. Denn wie lange soll und kann denn das Bogenmachen dauern? — —

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Berlin u. Leipzig, b. Nicolai: *Die changeante Mappe.* Enthaltend antike und moderne Zeichnungen. Herausgegeben von *Gabriel Stein.* Erster Theil. 1796. 274 S. 8. (20 gr.)

2) Leipzig, b. Rein: *Romantische Erzählungen des Tages und der Vorzeit!* — von *Jacob Ister.* mit Kupf. 1796. (12 gr.)

Dass man nichts besonders von solchen Schriften erwarten darf, die als Modeartikel zu Duzenden in jeder Messe ausgelegt werden, versteht sich wohl von selbst. No. 1. enthält 1) das Schicksal, eine altdeutsche Erzählung — eigentlich eine schauerliche Rittergeschichte in bester Form. 2) Den Sanscülot im eigentlichen Sinne, oder die Geschichte eines jungen Gelehrten, der verderblicher Grundsätze beschuldigt wird. 3) Selbstgeständnisse eines elenden Scribenten, denen man Wahrheit und Aufrichtigkeit schwerlich absprechen wird. 4) Den armen Wilhelm. Wenn man die Rittergeschichte abrechnet, so ist das andre doch noch so übel nicht, wie man nach der Vorrede urtheilen sollte. Aber sonderbare Worte braucht der Vf. auch ausser der Rittersprache. Z. B. ein Schwalch todter Wisserey — den Kopf noch wirblichter machen u. dergl. So schreibt er auch unter andern „ein reicher Bankör, und Albr. Dürer wird von ihm Dürrer genannt.

No. 2. enthält 1) Fräulein Marienne von Mückenflug und Julius Wimpfen: Eine Geschichte aus dem gegenwärtigen Kriege, 2) den geistlichen Herrn und 3) das nächtliche Abentheuer.

Es ist unbeschreiblich, wie sehr sich der Verfasser bemüht hat, witzig zu seyn. So spricht er z. B. „in „der Minute des stummen resp. Schrecks und Erstaunens." Wir zweifeln dennoch im geringsten nicht, dass die Schrift unter dem Mittelgut und Ausschuss von Romanenlectüre ihre Leser finden werde.

Leipzig, b. Verfasser: *Gedichte von Ernst Ferdinand Kühne.* 1794. 216 S. . (16 gr.)

Der Vf. Herausgeber und Verleger der gegenwärtigen Gedichte bleibt in der Sphäre der gemeinen Dichter, wie wir sie zu Dutzenden aufwachsen sehen. Er singt Natur, Liebe und Freundschaft, aber ja nicht so gross und herrlich, wie sie sind, sondern wie sich in dem engen Guckkasten seines Empfindungsvermögens repräsentiren. Man höre nur:

„Und, was ist uns die Erde denn ohne vertrauliche Freundschaft?
„Eine Wüste ist sie, dürre und grausend und *öd'!*
„Auf den *öden* Pfaden der *Wüste* irret der Waller
„Trostlos dann umher, findet kein Plätzchen der Ruh.

Kann es in irgend einer Wüste öder aussehn als in diesen Versen? Und doch sind folgende wohl noch leerer an Gefühlen und Gedanken.

„O, schön ist diese Erde!
„O, schön ist die Natur!
„O, ewig, ewig werde
„Ich folgen ihrer Spur.

Gleichwohl weiht unser Mann diese seine *Lieder* nach Aussage der Titelvignette den *Fühlenden.* Eine Dedication, die gerade so ein Ding ist, als die Anrede eines Stummen an taube Zuhörer.

1) Leipzig, b. Fleische: *Majolino,* Ein Roman aus dem sechszehnten Jahrhundert. 1796. Erster Theil. 234 S. Zweyter Theil. 254 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Breslau, Hirschberg, Lissa in Südpreussen, b. Korn dem ält.: *Franz Weichenberg.* Eine Lectüre für Wollüstlinge. 1796. 326 S. 8. (1 Rthlr.)

No. 1. giebt den Lesern in sechs Büchern eine intrikate spanische Liebesgeschichte zu lesen, die keiner Rittergeschichte an Abentheuerlichkeit etwas nachgiebt. Die Schreibart ist dem Inhalte vollkommen angemessen.

Wenn der Vf. von No. 2. wirklich die gute Absicht hatte seine Leser vor dem Laster der auf dem Titel genannten Menschenklasse zu warnen, so irrte er doch sicherlich in der Wahl der Mittel, als er den Vorhang vor solchen Scenen aufzog, von denen jeder Ehrliebende sein Gesicht wegzuwenden genöthigt wird. Man sieht aber, dass er con Amore gemahlt hat, und seine Ausdrücke: Schandbalg, Nickel, zeigen hinlänglich sein verwahrlosetes Gefühl.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 27. Julius 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in der akadem. Buchh.: *Journal der praktischen Arzneykunde und Wundarzneykunst*, herausgegeben von *C. W. Hufeland*, der Arzneyk. ord. Lehrer zu Jena. *Dritter Band*, nebst einem Kupfer. 1797. 772 S. 8.

Des gegenwärtigen Bandes *Erstes Stück* S. 1—197. enthält. I. *Erläuternde Aufschlüsse über die letzte tödliche Krankheit des Ritter Zimmermann aus seiner Operationsgeschichte*, von Hn. Generalchirurgus *Theden*. Dieser verdienstvolle Greis war Augenzeuge und Gehülfe, als *Schmucker* in Gegenwart der Herren *Pröbisch* und *Meckel* vor einigen zwanzig Jahren diese von letztern beschriebene Operation verrichtete. Mit aller Bescheidenheit tadelt er, dass *Schmucker* die Haut nach oben und unten hin zu weit aufschnitt und von dem Bruchsack separirte: dass er die an dem Netze sich vorgefundenen Schwielen, unerachtet der gemachten Erinnerung, nicht wegnahm: dass er den Bruchsack unterband und die Wunde mit *trockner* Charpie ausfüllte. Er theilt nun hier kürzlich Wundärzten seine Methode, Brüche zu operiren mit, bey welcher alle eben angeführte Fehler vermieden werden. II. *Ueber die Hypochondrie*, von Hn. Hofr. *Hildebrand*. Fortsetzung. Für Hypochondristen und junge Aerzte ist dieser diätetischer Abschnitt sehr lehrreich, und erstre werden sich bey der Befolgung der hier gegebenen Vorschriften beym *Essen* und *Trinken* gewiss sehr gut stehen und ihr qualvolles Leiden dadurch mindern. Auch geübtere Aerzte werden mit Vergnügen manche Erfahrung, welche sie an ihren Hypochondristen machten, hier bestätigt finden. Mit froher Sehnsucht sehen wir daher dem nächsten Abschnitt entgegen, welcher die therapeutischen Bemerkungen über diese Geisel für Kranke und Aerzte enthalten soll. III. *Amputationsgeschichte eines monströsen männlichen Glieds*, mit der Abbildung von Hn. Generalchir. *Ollenroth* zu Halle. Ein ausrangirter Soldat quetschte sich durch einen Fall das Scrotum und den Penis so sehr, dass derselbe seiner immer mehr zunehmenden Grösse und Schwere wegen nach 5 Jahren und im 81 Lebensalter des Kranken amputirt werden musste: der Patient aber starb 4 Wochen nachher asthmatisch. — Dieser Beobachtung ist eine zweyte angehängt, welche beweiset, dass aus den *ramis arteriarum penis* eine fast tödliche Verblutung erfolgen kann. IV. *Ueber die trefflichen Wirkungen der Chamomilla vulgaris in alten Geschwüren, Skrofeln, Krebsschäden und andern Krankheiten*, von Hn. *Collenbusch* zu Eisenberg. Der Vf. dieses Aufsatzes giebt das aus der ganzen Pflanze sammt der Wurzel bereitete Extract innerlich ein Quentchen in zwey Unzen Wasser aufgelöst, täglich zu 4, 6 und 8 Esslöffel, und lässt Charpie oder Compressen damit anfeuchten und auf veraltete unreine Geschwüre legen. „Die Chamillen, sagt er, besitzen „eine eigne Kraft, den Bildungstrieb im menschlichen „Körper zu vermehren, so wie die Empfänglichkeit „für Lebenskraft: oder sie begünstigen den Einfluss „des Wärmestoffes oder verhindern dessen Entweichen. Sie sind daher in allen Krankheiten, welche „aus dieser grossen Quelle entspringen, eines der „kräftigsten Mittel; hingegen in allen denjenigen „Krankheiten, die eine andre Ursache zum Grunde „führen, z. B. wo ein Ueberfluss an Bildungskraft „statt hat (*morbi inflammatorii*), nicht zuträglich und „dürfen auch keineswegs als angenommenes krampf„stillendes Mittel bey allen Arten von Krämpfen ge„geben werden.“ Hr. C. erzählt nun einige Fälle, wo er obige Auflösung dieses Extracts in langwierigen Fussgeschwüren, in Krebsschäden, wobey er nebenher das *Lefebursche* Mittel aus Arsenik brauchen liess, in schwürigen Brüsten, fistulösen Schäden und vorzüglich in skrophulösen Geschwüren mit Zusetzung der salzsauern Schwererde sehr wirksam fand. V. *Ueber eine Unfähigkeit von Dauer im Gehen und Stehen, ohne Lähmung oder Verunstaltung*, von Hn. D. *Stieglitz* in Hannover. Ein junges Frauenzimmer litt wiederholt und anhaltend an grosen Störungen in den Functionen der Eingeweide des Unterleibs mit Verstimmung des Nervensystems, wovon es nach und nach durch passende Mittel befreyt wurde. Vorher schon hatte diese Person beym Gehen und Stehen das sogenannte Umschnappen des Fusses vorzüglich unter den Knöcheln. Diese Schwäche nahm durch das anhaltende Kranksseyn und Liegen so sehr überhand, dass sie nach vollkommener Heilung der Nervenbeschwerden weder gehen noch stehen konnte, ob sie schon sitzend ihre Beine und Füsse nach Willkühr bewegen, übereinander schlagen, ja sogar spinnen konnte und das feinste Gefühl in denselben hatte. Durch allmählige immer fortschreitende und in keiner Stunde des Tages ausgesetzte Uebung im Gebrauch der Füsse, als Kriechen, Aufstehen vom Boden und Hinsetzen etc. sucht Hr. *St.* die Kräfte dieser, sicher nicht gelähmten, sondern bloss ungeübten Muskel wieder zu erwecken, und die Kranke macht wirklich schon langsam bedeutende Fortschritte. VI. *Eine plötzlich geheilte Kolikodynie*, von Hn. D. *Sam. Hahnemann* zu Königslutter. Ein 24jähriger Schriftsetzer litt oft an Kolik-

Kolikschmerzen, welche immer auf den Genuss blähender Gemüse und vorzüglich der Birne kamen. Es wurde vergebens ein Bandwurm geahnet, gegen welche alle bisher bekannte Mittel umsonst angewandt wurden. Endlich heilte die weisse *Niesswurzel (Veratrum album)* den Kranken, welche ihm Hr. *H* alle Morgen zu vier Gran nehmen liess. Vier solche Gaben hoben schon das Uebel. VII. *Epidemische Constitution eines Theils der Grafschaft Ravensberg im Herbste* 1795 *und im Frühling* 1796, von Hn. D. *Consbruch* zu Bielefeld. Ein gastrisches Fieber mit einer Wurmcomplication, das bey schlechter Behandlung leicht in einen faulichten und nervösen Zustand überging, wird hier etwas näher beschrieben, die übrigen herrschenden Krankheiten aber samt der Witterung werden bloss genannt. VIII. *Kurzer Beytrag zu einer nähern Bestimmung, auf welche Art und zu welcher Zeit die künstlichen Luftarten in Brustkrankheiten anzuwenden sind.* Der ungenannte Vf. dieses Aufsatzes will, dass man den Gebrauch dieses Mittels den Kranken so leicht und so wenig umständlich als möglich machen soll. Um auch die Nacht über fixe Luft in die kranken Lungen zu bringen, räth er dem Patienten sein Lager auf die flache Diele zu betten, weil die mephitische Luft ihrer Schwere wegen auf den Boden jedes Zimmer herabsinkt und daselbst angehäuft ist. Abgehauene Birkenäste in Wasser gestellt und überhaupt flache breite Gefässe mit Brunnenwasser gefüllt zersetzen die atmosphärische Luft und machen sie dadurch für Lungensüchtige wohlthätig. Die Morgen- und Abendstunden sind zum Einathmen dieser künstlichen Luftarten am zuträglichsten. IX. *Kurze Nachrichten und medicinische Neuigkeiten.*

Zweytes Stück von S. 199 bis 385. I. *Ueber die bisherige Anwendung und Wirkung des Mecklenburgischen Seebades bey Doberan*, von Hn. Hofr. und Prof. *Vogel* in Rostock. Sehr wahr sagt der würdige Vf. dieses interessanten Aufsatzes, dass kein Mittel auf Erden anders seinen Zweck erfülle, als wenn es mit dem individuellen Krankheitszustand, bey welchem es angewandt wird, in dem gehörigen Verhältniss steht. (Möchten sich doch dies alle praktische Aerzte, sie seyn *Brownianer*, *Humoristen* oder *Nervenpathologen* gesagt seyn lassen!) Er glaubt daher gar nicht, dass dieses von ihm angelegte Seebad ein allgemeines und untrügliches Mittel gegen tausend Gesundheitsgebrechen sey, wohl aber sah er es sehr nützlich und wohlthätig in mancherley Uebeln von gichtischen und rheumatischen Ursachen, in Nervenschwächen, habituellen Leibesverstopfungen, Fussgeschwüren, in Flechten und allerley andern Ausschlägen u. s. w. Vorzüglich stärkt es die Haut, verbessert deren Unthätigkeit, und verwandelt die leichte Störbarkeit oder Trägheit ihrer Function, von deren grossen Verbindung mit den Verrichtungen anderer Organe, so ausnehmend viel abhängt, in widerstehende und dauernde Kraft. Auch spüren die Meisten unmittelbar nach dem Baden ein beträchtliches Jucken in der Haut, und mehrere bekommen sogar einen kleinen rothen Ausschlag. — Das kalte Bad bekam nur dann gut, wenn einige Bewegung vorherging, die aber das Blut nicht in merkliche Wallung brachte, noch weniger Schweiss erregte: kurz die innere Reaction müsste etwas in Thätigkeit gesetzt werden, wenn sie nicht schon thätig genug war. Es brachte nie Schaden, wenn auch der Kopf nicht mit eingetaucht wurde. Hr. Hofr. *Vogel* widerräth der leichten Verkältung wegen beym Auskleiden Badehemder, Beinkleider im Bade etc. auch liess er es nicht unbedingt jeden Tag in einem fort nehmen. Schwangern untersagte er das Seebad. Solche, welche es kalt nicht vertragen konnten, liess er *ceteris paribus* vom 92 bis 95 Grad warm baden. Derjenige Wärmegrad, bey welchem die Badenden weder Kälte noch Hitze empfanden, am längsten im Bade ausdauern konnten, und wobey ihnen am besten und behaglichsten zu Muthe war, wurde im Ganzen beybehalten. — Nun werden einige Curen, zum Theil nach den zurückgelassenen eigenhändigen Zeugnissen der Kranken hier mitgetheilt. — Rec. der, um diese schönen Badeanstalten zu sehen, vor kurzem selbst in *Doberan* war, unterschreibt daher mit ganzer Seele das vortheilhafte Urtheil welches Hr. Hofrath *Hufeland* am Schluss dieser Abhandlung über sie fällt. II. *Bemerkungen über die Seekrankheit* (Fortsetzung des Auff. im II. B. I. St.) von Hn. Hofmed. D. *Autenrieth* in Stuttgard. Den Schwindel nicht zu vermehren, hüte man sich, die stete Bewegung der Wellen anhaltend zu betrachten; tiefes, ernsthaftes Nachdenken, Lesen u. s. w. verursacht leicht Kopfweh und Ekel: man halte sich so viel möglich in der freyen Luft auf dem Verdecke auf: man vermeide mit vollem Magen ein Schiff zu besteigen: zum Getränk ist ein Schluck säuerlicher Wein, oder der Saft einer Citrone mit Wasser vermischt am besten: auch der Schaum von gährendem starkem Bier bekömmt dem Magen gut. So lange als eine Diarrhöe oder ein genommenes Abführungsmittel wirkt, ist man von der Seekrankheit befreyt; daher sind scharfe reizende Klystire anzurathen. Ist man krank, weil man nicht brechen kann, so befördert dieses plötzlich ein rascher Trunk des gesalzenen ekelhaften Seewassers. Eine knieende Stellung mit an den Unterleib angezogenen Schenkeln, vorwärts gebogener Brust, etwas zurückgebeugtem Kopf, wobey die Stirne gegen einen festen Körper gestützt wird, erleichtert das Erbrechen. Die übrigen diätetischen Verhaltungsregeln auf Seereisen, so wie die Bemerkungen des Vf. über das Verhältniss der Seekrankheit zu gewöhnlichen Krankheiten müssen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, mit Stillschweigen übergehen. Ein Pflaster aus Empl. de Galban croc. unc. j. Camphor. dr. j. Sal. vol. C. C. Opii puri ad dr. β. Ol. Cajeput. gtt. XL. auf Leder gestrichen und über die ganze Magengegend gelegt, that bey einigen gute Dienste. III. *Geschichte einer siebenjährigen Bauchgeschwulst mit Schwangerschaft nebst Sectionsbericht*, von Hn. D. *Selig* in Plauen. Einer 30jährigen Soldatenfrau fing nach einer Entbindung der Leib sehr zu schwellen an, wogegen

Jahre mancherley Mittel vergebens gebraucht wurden. Sie empfing wieder und wurde von Hn. *S.*, weil das Kind nicht recht kam, mit der Zange entbunden. Drey Tage darnach starb sie. In der Leiche fand man eine 28 Pfund schwere speckartige Masse, welche mit einem schmalen Stiel an der rechten Tuba Fallop. fest sass, nebst 20 Maass Wasser im Unterleib. Der Darmcanal war voll Spulwürmer, welche die innern Wände derselben hie und da gefressen hatten, woraus Entzündung, Brand und Tod hergeleitet werden. IV. *Eine Gonorrhoea rheumatischen Ursprungs*, von *Ebendems.* Ein Mann von 49 Jahren bekam nach einer Anstrengung im Beyschlaf mit seiner gesunden Gattin diesen Ausfluss, der mit gelind schweisstreibenden Mitteln und Einsprützungen nach zwey Monaten geheilt wurde. Die gänzliche Abwesenheit eines venerischen Verdachts und die Disposition zu rheumatischen Beschwerden determinirten Hn. *S.* diese Heilmethode einzuschlagen. V. *Einige Beobachtungen über geheilte Wassersuchten*, von *Ebendems.* In vielen Fällen, von denen Hr. *S.* hier einige erzählt, erzeugte sich folgende Mixtur, auf welche Dr. ...g zu Kopenhagen ihn aufmerksam machte, in ...t.- und Bauchwassersuchten sehr heilsam. ℞ Cre... Tartar. Solub. Oxymell. Scill. ad Unc. j Spirit. ... dulc. dr. ij Aq. Menth. crisp. unc. viij. f. Alle ...der 3 Stunden 2 Esslöffel. Sie wirkt vorzüglich ... vermehrten Harnabgang. VI. *Vom Scharlach-Frie... welches in Parchim im Mecklenburgischen 1795 ...schte*, von Hn. Dr. *Sachse*. Eine nach Regeln der ... beschriebne Epidemie dieses Fiebers mit allen ...malien: die Ursache derselben war offenbar ein ...eckendes Gift. Wer sich entfernte, bekam die ... nicht; die Kinder, welche im Hause eines ... blieben, wurden gewiss damit befallen. Die ...drüsengeschwulst sah man oft, sie war aber nie ..., wohl aber Diarrhöen. Der Brechweinstein ... sich bey dieser Epidemie, in welcher der Krankheitsstoff sich anfangs immer auf die ersten Wege ..., besonders wohlthätig. In entzündlichen Zu...n, und wenn das Blut mehr nach dem Kopf zu...g, waren Salmiak, Blutigel und eine spanische ...e um den Hals sehr angezeigt und erleichterten ...schlingen merklich. Fliederthee, Minderers Geist, ... Bäder disponirten zu erleichternden Schweissen. ...ersuchten nach dem Hautabblättern erfolgten sel...: Squillitica und stärkende Mittel hoben sie leicht. ... zwote Bräune tödtete meistens durch Erstickung. Nun folgen einige Krankengeschichten. VII. ...us *über den Gebrauch des fixen vegetabilischen Laugensalzes bey Convulsionen*, von Hn. Garn. Medic. Dr. ...*haelis* zu Harburg. Ein dreyjähriges Mädchen be... aus Aerger und Schreck Convulsionen, welche ... ganze rechte Seite und auch die innern Theile, ...nders den Magen einnahmen. Moschus und Zink...hen, sammt Klystiren aus Asand wurden verge... gebraucht. Endlich verfiel Dr. Mich. auf das ...gensalz, mit welchem er eben nach *von Humbold...er* Art an Fröschen Versuche über die gereizte Faser machte, und gab der Patientin 18 bis 20 Tropfen vom Ol. Tartari per deliq. mit eben so viel Chamillenthee vermischt. Kaum hatte das Kind dieses Mittel hintergeschluckt, so nahmen die Zuckungen merklich ab; eine Gabe nach 5 bis 8 Minuten von 16 Tropfen verminderte die Krämpfe noch mehr und eine dritte und vierte von 12 und 10 Tropfen hob solche gänzlich. Zwey Tage darauf fanden sich die Convulsionen wieder ein und dasselbe Mittel hob sie zum zweytenmal. Auch im Magenkrampf hysterischer Art fand er dieses Laugensalz heilsam. VIII. *Ueber die Lage der Kranken in Entzündungskrankheiten*, von Hn. Dr. *Schaufuss* in Greiz. In diesen Fiebern sey die Lage der Kranken nichts weniger als gleichgültig, und jedem entzündeten Theil, z. B. dem Fuss im Podagra sollte man eine erhöhete Lage, so viel die Umstände es erlauben, geben. IX. *Ueber die Wirkungen der Tabacksrauchklystire bey heftigen Verstopfungen*, von *Ebendems.* Bey diesen Klystiren wirkt nicht blos der Tabacksrauch mittelst seiner narkotisch reizenden Kraft, sondern vorzüglich auch die warme Luft, welche die zusammengefallenen Seitenwände der Gedärme erweitert und so die Pressung mechanisch durch Gegendruck mindert. X. *Kurze Nachrichten und medicinische Neuigkeiten.*

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, b. Regent u. Bernard, u. b. Willans: *Instruction sur les traitemens des asphixies par le Méphitisme; des Noyés; des personnes qui ont été mordues par des animaux enragés; des enfans qui paroissent morts en naissant; des personnes qui ont été empoisonnées; de celles qui ont été reduites à l'état d'asphixie par le froid:* avec des observations sur les causes de ces accidens, et sur les signes de la mort réelle pour la distinguer de celle qui n'est qu' apparante. Par *Antoine Portal*, Professeur de Medecine au College de France, d'Anatomie au Musée national d'Histoire naturelle, et Membre de l'Institut National. (1 Livr. 5 Sous broché) L'An 4 d. l. Republ. 153 S. 8.

Der berühmte Vf. dieser Schrift ist der gelehrten Welt schon durch ähnliche Arbeiten und Streitigkeiten über eben diesen Gegenstand hinlänglich bekannt. Er spricht von diesen Bemühungen, die er, zum Theil durch die ehemalige Regierung Frankreichs veranlasst, übernommen, in der Vorrede, und erzählt, dass er auf eben diese Weise unterstützt, gesucht habe, Rathschläge zur Abwendung der gewöhnlichsten Zufälle, die den Landbewohner betreffen können, zu ertheilen, dass er diese nach und nach der ehemaligen Akademie der Wissenschaften mitgetheilt, und dass die Regierung sie einzeln habe drucken, endlich aber im J. 1787 zusammen in einem Bande in Octav ans Licht stellen lassen, „*dont j'ai vu disparoitre l'edition, sans que le public en ait profité.*" Dieses Ereigniss, die schlechte Behandlungsart solcher Verunglückten u. s. w. habe ihn bewogen, diese kleine Schrift herauszugeben, worinn er ohne weit-

weitläuftige theoretische Untersuchungen nur die einfachen Resultate vorlegen und die praktische Behandlungsart ausführlich erörtern wollte. Dies ist hier mit grosser Simplicität, Bestimmtheit und Kürze für die auf dem Titel angegebenen Fälle geschehen; nur selten und nur in den zweifelhaftesten Thatsachen kömmt eine physiologische Digression vor; überall erblickt man den gelehrten Kenner seiner Wissenschaft und der Literatur, überall Enthaltsamkeit von aller leeren Declamation, (einem Fehler, der die meisten angeblich populären Bücher verunstaltet und dem nicht ganz ungebildeten Leser widerlich macht,) und eine Bescheidenheit, die nur einem so in seiner Wissenschaft ausgebildetem Manne eigen seyn kann, der das Ganze überschaut und die Lücken und Gränzen der Wissenschaft selbst und des menschlichen Geistes in Erfahrungswissenschaften kennt. Es ist so populär als Schriften dieser Art seyn können; denn schwerlich möchten die übertriebenen Foderungen an Popularität weder in Deutschland noch in Frankreich, — so viel wir diese Nation durch die Herde der Emigranten und die Armeen kennen, — zu befriedigen seyn; nach welchen man mit der Instruction auch zugleich Bildung und guten Willen und Humanität u. s. w. geradezu mittheilen soll. In der Hand einer Magistratsperson aber, oder eines einigermassen gebildeten Dorfbarbiers wird dies Buch seine Dienste leisten. Neues wird man schwerlich in diesem Buche suchen und eine Uebersetzung würde überflüssig seyn, da es uns nicht an guten brauchbaren Schriften dieser Art in Deutschland fehlt.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

PRAG, b. Calve: *Lexicon der K. K. Medicinalgesetze,* bearbeitet von *Johann Dionys John,* der freyen Künste, W. W. und Arzn. W. D. — der medicinischen Polizey und gerichtlichen Arzneywissenschaft zu Prag ausserord. Prof. u. s. w. *Fünfter Theil. Erste Fortsetzung.* 1796. 486 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es ist sehr gewöhnlich, dass Sammler und Herausgeber der Landesgesetze sich der chronologischen Ordnung bedienen, und die Verordnungen nach der Zeitfolge, so wie solche ertheilt, und etwa aus den Acten gezogen worden — ordnen. So nutzbar auch dieses für denjenigen ist, welcher in Gerichtsstellen davon Gebrauch machen muss, und in der Hinsicht, wenn vorhergegangene Befehle, durch neue wiederrufen worden; so erschwert doch diese Ordnung dem Geschäftsmanne den Gebrauch derselben gar sehr. Um so lobenswerther ist es, dass es dem Herausgeber gefallen, die k. k. Medicinalgesetze, nach den Materien in alphabetische Ordnung zu bringen, und solche zum Gebrauche bequem zu machen. Ein noch grösseres Verdienst würde er sich aber erworben haben, wenn er die sehr weitläuftigen, oft in einem lästigen Kanzleystile abgefassten Verordnungen abgekürzt, und in zweckmässigen Auszügen geliefert hätte — wodurch der Ankauf dieser Schrift auch für die minder vermögenden Käufer wäre erleichtert worden. So nimmt z. B. die Rubrik *Blattern* allein 36 S., und *die Apothekerordnung der österreichischen Lombardie* 52 S. ein, und dieser ganze Supplementband (von den vier ersten s. A. L. Z. 1792. Nr. 271.) fasst bloss die Artikel von A bis in sich.

Man findet in demselben viele heilsame Verordnungen, von welchen in manchem Lande Nachahmung zu wünschen wäre; jedoch ist zu bemerken, dass nicht alle Gesetze für die gesammten k. k. Staaten, sondern viele nur für diese und jene Provinz besonders verordnet sind — daher stösst man bisweilen auf Widersprüche, und findet hier bloss eingeschränkt, was an einem andern Orte streng verboten ist — Deswegen ist auch jedesmal bemerkt, für welche Provinz ein jedes gesetzlich ist.

Bey den pharmaceutischen Artikeln findet man jedesmal den Verkaufspreis derselben angeführt, und die Bereitungsarten der in den Apotheken geführten Arzneyen mit beygefügt.

Die Vorschriften zur Entdeckung schädlicher Ingredienzen bey Wein, Bier und Branntwein sind sehr genau und musterhaft angegeben. Bey den Mitteln wider die Kröpfe ist zu bemerken, dass den Leuten untersagt ist: im Winter und beym Aufthauen, nicht von dem Schnee- oder Eiswasser zu trinken, weil solches Wasser der fixen Luft beraubt, die Drüsen mehr verstopfe und Kröpfe verursache.

Einige Rubriken, als: das Verbot des schnellen Reitens und Fahrens, die Verordnung über das kein Bauholz und keine Fässer in den Strassen liegen zu lassen; die Verordnungen gegen das Verkaufen verdorbener Lebensmittel; das Entfernen der Knechte von ihren Pferden; ingleichen der Befehl die Bau-Gerüste von starken Holze zu verfertigen u. s. w. gehören doch wohl eher unter die Polizey als unter die Medicinalgesetze!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 28. Julius 1797.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

Jena, in d. akadem. Buchhandl.: *Journal der praktischen Arzneykunde und Wundarzneykunst*, herausgegeben von *C. W. Hufeland* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Drittes Stück von S. 389—585. I. *Ueber den falschen Schwindel*, von Hrn. Hofr. *Herz* in Berlin. Der unterscheidende Charakter dieser Krankheit besteht darinn, dass plötzlich bey sonst gutem Befinden in einem der beiden äusseren Augenwinkel eine sehr deutliche Empfindung von einer Spannung in den Augenliedern, verbunden mit einem Flimmern entsteht, wobey alle Gegenstände, deren Strahlen von dieser Seite einfallen, in einer sehr schnellen, schwebenden Bewegung erscheinen, und eine Menge hellfarbiger Luftgestalten, die bald zirkel-, bald schlangen- bald blitzförmig sind, im heftigen Hin- und Herschwanken sich in dem leidenden Winkel des Auges darstellen. Zuweilen ist diese Beschwerlichkeit ein Symptom des wahren Schwindels, — der Hauptcharakter aber desselben, der zu *schnelle Fortgang der Ideen* fehlt — oft aber ist er selbstständig und von eigner Art. (*vertigo spuria*). Die Dauer dieses Zufalls, während dessen der Puls zusammengezogen ist und merklich schneller schlägt, ist selten länger als einige Minuten, und läst etwas Unbehagliches, als dumpfe Betäubung im Kopf, Migräne etc. zurück. — Aehnliche schwindelartige Zufälle treffen auch das Gehör, wo plötzlich ein Schall, ohne äusserliche Veranlassung von einem bis zum andern Ohr, gleichsam quer durch das Gehirn ziehend, empfunden wird, und mit einem anhaltenden allmählich schwächer werdenden Nachklange verbunden ist. Dieser Zufall ist aber minder beschwerlich als jener, welcher das Gesichtsorgan ergreift. Die nächste Ursache des letztern besteht in einem widernatürlichen Reiz in den Fasern der innern Fläche der Augenlieder, der sie, und zwar vorzüglich in den äussern Winkeln in eine krampfhafte Spannung oder in unendlich kleine Vibrationen setzt, wodurch der äussere Theil des Augapfels, den sie unmittelbar berühren, anhaltend gedrückt und erschlafft wird. Die gelegentliche Ursache kann verschieden und im Magen, in den Gedärmen, im Blut, in dem Zustand der Zeugungsorgane aufzusuchen seyn, oder endlich von äussern Ursachen herrühren, welche unmittelbar auf das Auge wirken. Jede Einwirkung dieser verschiedenen Ursachen setzt Hr. H. nun in ein helleres Licht und giebt endlich nach einer lesenswerthen Digression über die Natur des *Rheumatismus*, der keine Krankheit mit Materie, sondern ein blosser Nervenaffect sey, die Cur dieses falschen Schwindels an, welche auf der Wegräumung der wirkenden und disponirenden Ursache beruht. Als topisches Mittel empfiehlt er das Bähen des Auges in eiskaltem Wasser oder in laulicher Milch, ferner den flüchtigen Dunst des Salmiakgeistes und endlich eine Auflösung von Opium in Rosenwasser mit Quittenschleim versetzt. Das erste und letzte Mittel hat er am wirksamsten gefunden. (Auch Rec. der übrigens von gesunder Leibesconstitution und im besten männlichen Alter ist, wird seit einigen Jahren zuweilen des Morgens während seiner Krankenbesuche von dieser Augenbeschwerde befallen, wobey er ein Zittern und eine Verengerung in dem einen Augenstern empfindet. Nach Endigung des Anfalls, welcher in einigen Minuten vorüber ist, und worauf er alle Gegenstände wieder hell und klar sieht, stosen ihm einige Blähungen auf und ein kleines fast unmerkliches einseitiges Kopfweh, das ohngefehr eine Stunde währt, schliesst dieses unterbrochene Klarsehen.) II. Dr. *Wilh. Kruse* zu *Weveling-hoven* im Erzstift *Cölln* an Hn. Hofr. u. Prof. *Sömmering* in Mainz *über eine neue Ursache der Blindheit*. Einem 40jährigen Mann, welcher ein Liebhaber von hitzigen Getränken war, und alle Anzeigen von aufwärts turgescirenden Unreinigkeiten in den ersten Wegen hatte, gab Hr. K. die Ruhrwurzel mit einem Gran Brechweinstein. Ob schon der Kranke viel Schleim und Galle wegbrach, so wurden dessen Präcordien doch nicht freyer, vielmehr fanden sich solche fieberhafte Symptome ein, welche einen starken Antrieb des Bluts nach den Kopf verriethen, als äusserst empfindliches Gehör, trübe, starre Augen, als sehe er alles durch einen Flor etc. Der sehr gesunkenen Kräfte wegen wurde dem Kranken Kampfer mit Serpentaria gegeben: plötzlich verfiel er in die heftigste Raserey, die Blutlassen, kalte Umschläge über den Kopf, Klystire etc. erheischten, worauf der Kranke nach sechs Tagen völlig wieder hergestellt war, nur nahm die Dunkelheit vor den Augen immer zu, bis endlich eine gänzliche Blindheit erfolgte. Nach vier Wochen bekam er einen neuen Anfall von Raserey und starb. Weder im Kopf noch im Unterleib entdeckte Hr. K. die Ursache der Blindheit und des Todes, weil alle Eingeweide und vorzüglich das Hirn nicht widernatürlich beschaffen waren, nur fand sich in den Seitenventriculn wenige Feuchtigkeit und die Sehnervenhügel waren mit einer Art von feiner Cruste überzogen. Ein Licht gieng dem Vf. auf, als er *Sömmerings* Abhandlung von dem *Organ der Seele* las. „Itzt begriff

„ichs, sagt er, dass die Hirnenden der Sehnerven mit „dem Organ der Empfindung nicht in wechselseitige „Berührung kommen konnten, da ihre Hügel mit einer „Cruste bedeckt waren." — III. *Geschichte einer ächten Lungenentzündung, die im Jahr 1795 in und um Melle im Hochstift Osnabrück und in einem Theil der Grafschaft Ravensperg epidemisch geherrscht hat*, von Hrn. Dr. *Schmidtmann* zu *Melle*. Nachdem der Vf. dieses schätzbaren Beytrags eine kleine Topographie seines Wirkungskreises vorausgeschickt und die gewöhnlich bey ihm herrschenden Krankheiten hergenannt hat, so beschreibt er dieses Entzündungsfieber, welches den gastrischen Fiebern, die von 1787 bis 1795, drey Monate im kalten Winter 1788 abgerechnet, anhaltend die stehende Krankheit waren, den Kampfplatz einräumte. Obschon im Dec. eine strenge Kälte einfiel, so hatte doch überall die Galle bis im Febr. 1795 die Oberherrschaft: dann aber traten mit der äusserst strengen Kälte und starken Ostwinden bey heiterm Himmel katarrhalische Husten und vorzüglich die Lungenentzündung ein: am häufigsten kam sie im Febr., März und April, sparsamer auch noch im späten Sommer vor, obschon das Huxham. Nervenfieber, der Friesel und die Ruhr (welche rein inflammatorisch war) im Herbst epidemisch herrschten. Die Leute, meistens junge, starke Personen von 20 bis 40 Jahren wurden blitzschnell mit dieser Peripneumonie befallen, welche mit einem heftigen, stundenlangen Frost anfieng, worauf unleidliche brennende Hitze folgte, die dann gewöhnlich bis an das Ende der Krankheit unaufhaltsam fortwüthete. Die eigentlichen peripneumonischen Zufälle, als beengtes Athemholen, Drücken und Spannen auf der Brust, Seitenstechen, schmerzhaftes Einathmen, Husten etc. äusserten sich erst, nachdem das Fieber 12 ja 24 Stunden angehalten hatte und nie früher. Der lästige Husten war anfangs trocken, dann feucht: der Auswurf erst speichelartig, dann gelblich, klumpig, eiterähnlich, zuweilen gleich feucht mit Blutstriefen gefärbt, ja in einigen Fällen nahm die Krankheit völlig die Gestalt eines Blutspeyens mit allen pathognomonischen Symptomen einer Peripneumonie gepaart, an. Je näher die Besserung war, desto seltner und gelinder ward der Husten und Auswurf. Die Kranken lagen der angstvollen Unruhe wegen selten lange auf derselben Stelle, am bequemsten aber auf der leidenden Seite. Viele klagten über heftige Schmerzen im Kopf und dessen Scheitel, die Meisten hatten ein heisses, hochrothes Antlitz. Wenige redeten in der Hohe der Krankheit irre, der grösste Theil klagte über Schlaflosigkeit, einige waren betäubt und schlummerten. Bey den Meisten war die Zunge trocken und mit einem weissen oder gelben Schleim vorzüglich an der Wurzel bedeckt: Einige hatten sogar bittern Geschmack und Neigung zum Brechen, ohne dass die Krankheit gallichter Natur war. Nur reichliches Aderlassen und die strengste antiphlogistische Methode hob diese Nebenzufälle. Der Durst war unauslöschlich, die Haut heiss und trocken, der Stuhlgang hart und der Urin bey den Meisten hochroth, feurig ohne Sediment; bey einer Scheidung der Krankheit aber brach er sich. Der Pulsschlag 100 bis 150 mal in einer Minute, war meistens voll, gross und hart, zuweilen auch klein und aussetzend. Starke Aderlassen machten bey diesen den Pulsschlag regelmässig, frey und voll: und bey jenen kleiner und weicher. Das Blut hatte bey den Meisten eine dickere oder dünnere Entzundungsrinde auf der Oberfläche: am dichtesten war sie bey Schwangern. Bey denjenigen, welche sich gleich um Hülfe umsahen, brach sich die Krankheit am 5. 7. Tag, zuweilen auch erst am 11. und 14. Die gewöhnlichen Krisen bestanden in warmen, allgemeinen Schweissen, trüben Harn und gekochtem Auswurf, nie aber durch Diarrhöen oder Blutflüsse. Von 63 Kranken verlohr Hr. *S* nur zwey, von denen der eine Patient anfangs gastrisch behandelt wurde, und der andre unfolgsam war. Kinder sind von diesem Brustfieber nicht ergriffen worden. Die Heilmethode bestund in öfters wiederholten Blutlassen am Arm, im Anfang zu 12, 14 bis 16 Unzen. Salpeter, Brechweinstein in kleinen Gaben, arabisches Gummi in einem Absud von der Senega oder Salepwurzel, Kampfer bey sinkendem Puls und itzt statt Salpeter, Salmiak waren die gewöhnlichen Mittel, welche innerlich mit bestem Erfolg angewandt wurden. Aeusserlich erzeigten sich wohlthätig warme Bähungen aus Schierling, Bilsenkraut und Malvenblättern nebst Chamillen und Hollunderblumen Absud; das Einreiben des warmen flüchtigen Liniments; die spanischen Fliegen, wo die Naturkräfte sanken; das Einathmen des Hollunderthees mit Weinessig; auch Fuss- und Armbäder. Lauwarme Getränke von Limonade, Gerstentisane mit Sauerhonig, ein Aufguss von Süssholz, Senega und Althäenwurzel mit Huflattigblättern und mäsige Stubenwärme bekamen den Kranken, so wie am Ende der Krankheit ein kühlendes Laxativ sehr gut. Wenn der Auswurf stockte, so waren, nach Maasgabe der Umstände entweder eine Aderlässe, oder Mineralkermes mit Extract. Marrub. alb. Liquirit. und Oxym. Scill. samt einem Zugpflaster oder ein gelinde abführendes Mittel angezeigt. Am Schluss sind drey Krankengeschichten angehängt. IV. *Nachrichten von der medicinisch - chirurgischen Krankenanstalt zu Jena, nebst einer Vergleichung der Klinischen und Hospitalanstalten überhaupt*, vom *Herausgeb*. Ein sehr interessanter mit vieler praktischer Salbung geschriebener Aufsatz, lehrreich für junge und erfahrne Aerzte. „Die Bestimmung und der Zweck jeder „akademischen Krankenanstalt, sagt der würdige Vf. „ist dreyfach: Hülfe des armen Kranken: Vervollkommnung der Heilkunst durch genauere Beobachtung und unter Aufsicht angestellte Versuche, und Bildung junger Aerzte zum praktischen Heilgeschäfte." Die ersten beiden Zwecke werden leichter in wohleingerichteten Hospitälern, der letzte aber in klinischen Anstalten besser erreicht, weil der angehende Arzt durch das Besuchen einzelner Kranken in ihren Wohnungen mehr selbstständig handeln, sein Judicium besser anstrengen muss, auch mehr Interesse und Theilnahme an dem einzeln leidendem Individuo nimmt, kurz sich dadurch zu seinem eigentlichen künftigen

Beruf besser vorbereitet. Er lernt hier weit sicherer als in Hospitalern, wo überall etwas despotisch und militärisch zu Werke gegangen wird, die Eigenheiten und Launen, Vorurtheile und Widersprüche der Kranken und ihrer Anverwandten kennen, denselben schicklich begegnen, seine Geduld üben — Eigenschaften, welche er sich schlechterdings erwerben muss, wenn er anders ein beliebter praktischer Arzt werden will. Er lernt ferner in diesen Anstalten nicht bloss Krankheiten, sondern auch Kränklichkeiten kennen und ihnen begegnen u. s. w. Jena hat dermalen zwey solche Institute, eines unter der Aufsicht des Hn. Hofr. *Stark's*, das andere unter Hn. Hofr. *Loders* und *Hufelands* Direction, von dessen schöner Einrichtung letzterer uns hier eine treffliche Schilderung, mit manchen feinen, wahren Bemerkungen durchwebt, mittheilt. Die Mitglieder, welche diese klinische Anstalt besuchen, werden in *auscultirende* und *prakticirende* eingetheilt: erste sind blos Zuschauer und Zuhörer, erwerben sich aber auch dadurch nach und nach den praktischen Tact; letztere aber übernehmen alle Geschäfte und Pflichten eines klinischen Arztes, sie examiniren den Kranken, verschreiben, halten ein Journal über die Krankheit etc. Ein Hauptgrundsatz in der Praxi, den der Vf. seinen Zuhörern nicht oft genug wiederholen kann, ist: die *Krankheit* möglichst *generalisiren*, den *Kranken* aber aufs genaueste und schärfste zu *individualisiren*. Darinn besteht das eigentliche artistische Talent des glücklichen Praktikers. Von Michael 1794 bis 1795 wurden 404 Kranke und 1795 bis Michaelis 1796. 418 in diesem Institut aufgenommen und berathen: von dieser beträchtlichen Anzahl starben im ersten Jahr 24 und im letzten nur ... Personen. V. *Versuche über die reizend-stärkende Methode, als die durch die Erfahrung bestätigte ein... Heilart gegen die Viehpest* von Hrn. Medicinalrath *Schallern* zu *Bayreuth*. Der Vf. dieses für die Menschheit dermalen so allgemein interessanten Aufsatzes erhielt von der Kriegs- und Domainenkammer zu Bayreuth den Auftrag, die *Dehoïsche* Curmethode (... Brownischen Grundsätzen) zu *Neustadt am Culm*, wo die Viehseuche im Jen. d. J. herrschte, zu versuchen. Er rettete durch folgende Mittel von 49 in die Cur genommenen Stücken 35 vollkommen. Jedes kranke Stück bekam zur Frühportion ein halbes Seidel (ein halb Pfund) guten alten Frankenwein, zu welchem drey Loth gestossener Knoblauch und zwey Quentchen fein gepülverter schwarzer Pfeffer gemischt werden. Gegen 10 Uhr Vormittags ward die erste Tagportion gegeben, die aus ½ eines halben Seidels eben dieses Weins, in welchem ein Loth guter Theriak aufgelöst war, gereicht. Um 3 Uhr wurde diese Tagportion zum zweyten und Nachts um 9 Uhr zum drittenmal gegeben. Dabey bekam des Tags über, jedes Stück ein nährendes Getränk aus 10 Loth guten Honig und einem Maass Weizenmehl, welches mit 6 Maass lauwarmen Wasser verdünnt wurde, zu saufen. Jedes Stück musste ferner täglich viermal wohl gestriegelt und abgerieben werden. — In dem stark gehopften Bier und der Belladonna glaubt Hr. *v. Sch.* ein Ersatzmittel für den theuern Wein und das Opium zu finden. — Bey Durchfallen besonders mit Blutabgang, Verstopfung etc. wurde *mutatis mutandis* diese Heilvorschrift vom Vf. in etwas abgeändert. Er belegt diese Krankheit mit dem Namen eines bösartigen *Nervenfiebers*, Typhus, wogegen die Inoculation nicht sichern kann. (Rec. sah, wider seinen Rath, im Anfang d. J. 12 Stücke inoculiren: alle bekamen die Krankheit und starben. Wahr und zu beherzigen ist daher die Anmerkung des Hn. Herausgeb. *dass die Viehseuchen nicht immer dieselben und folglich nicht durch einerley Heilart zu behandeln seyen* und dass die eben angegebene Curmethode deswegen nicht verdiene, neu und Brownisch genannt zu werden, weil solche schon längst bekannt gewesen und gegen pestilenzialische, bösartige Fieber angewandt worden sey. VI. *Bestätigter Nutzen des Gummi Guttae beym Bandwurm*, von Hn. Dr. *Ettmüller* zu *Jüterbock*. Nach vorher gereichten schleimauflösenden Mitteln, gieng am Morgen auf die zwote Dose von drey Pulvern, welche aus 30 Gran G. Guttae 12 Gran Valerian. und eben so viel Semin. Santonic. bestanden, nachdem Abends vorher 12 Gran Calomel und später 1½ Unzen Mandelöl genommen wurden, der lebendige Bandwurm einige 20 Ellen lang ab. Um 12 Uhr desselben Tags nahm diese Patientin die dritte Dose gegen die Verordnung des Hn. *E.* worauf sie heftiges Erbrechen und blosse Schleimausleerungen bekam. Der Vf. fragt: ob dieser Körnern ähnliche Schleim wieder Gelegenheit zur Entstehung eines neuen Bandwurms geben könne?

(Der Beschluss folgt.)

LITERARGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Raspe: *Nachrichten von den Begebenheiten und Schriften berühmter Gelehrten*, von *Franz von Paula Schrank*, der Theologie und Philosophie Doctor, kurfürstlichen (pfalzbayerischen) geistlichen Rathe. *Erster Band.* 1797. XVI u. 416 S. gr. 8.

Bekannt mit den Vortheilen, die besonders dem Gelehrten, nähere Nachrichten von den Lebensumständen solcher Männer gewähren können, die sich durch ihre Schriften, oder auf andere Art in dem Reiche der Wissenschaften Verdienste zu erwerben wussten, war der Vf. wie er in der Vorrede sagt, schon frühzeitig darauf bedacht, literarische Bekanntschaft mit solchen Männern zu machen, mit denen er durch ihre Schriften einen vertrauten Umgang errichten wollte. Dieses war die nächste Veranlassung zu dem gegenwärtigen Werke, das er *als Fortsetzung* von *Nicerons* bekannten ähnlichen Nachrichten, die er sich zum Vorbild wählte, angesehen haben will, und die er auch in einigen Bänden fortzusetzen gedenket. Doch wird er auf verschiedene Art von diesem seinem Vorgänger abweichen, und besonders durch eingewebte Betrachtungen mehr Mannichfaltigkeit in seine Erzahlung zu bringen, und seinen Vortrag überhaupt so zurich-

einzurichten suchen, dass dieses Werk nicht nur den Anfängern in den Wissenschaften nützlich seyn, sondern auch von wirklichen Gelehrten nicht ungerne möge gelesen werden. Besonders verspricht der Vf. bey der möglichst vollständigen Aufführung der Schriften der aufzustellenden berühmten Männer, es nicht bey den blossen Titeln bewenden zu lassen, sondern auch die Veranlassung und den Inhalt derselben anzuzeigen. Und dieses alles hat auch der Vf. nach unserm Urtheil in diesem ersten Band geleistet, so dass er auf den Beyfall jedes Sachkundigen, dem auch dieser Zweig der Literatur nicht unwichtig ist, sicher wird rechnen können. Im ersten Bande werden folgende Männer aufgeführt. *Christoph Bernard von Bragelongne*, Dechant im Domstift zu Brioude, ein berühmter Mathematiker. Seine Lebensbeschreibung ist aus der Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Paris, deren Mitglied er war, entlehnt. *Ulrich Schönberger*, ein blinder Gelehrter. Das Leben desselben steht auch im *Jöcherischen Gelehrt. Lexicon*, noch ausführlicher aber in *Hartknochs Preuss. Kirchenhistorie* S. 649 u. f. Rec. besitzt zwey Bildnisse von demselben, wo er als ganz blind vorgestellt wird, welches bey dem, was von seinen Kenntnissen allgemein erzählt wird, beynahe nicht glaublich zu seyn scheint. Er starb 1649 in Königsberg. *Nathanael Gottfr. Leske. Jacob Barretier*, ein gelehrter Dominicaner, berühmt durch seine viele Reisen, und die auf denselben erlangten Kenntnisse, besonders in der Kräuterkunde. *Johann della Casa*, Bischof von *Benevent*. Reichhaltiger möchte vielleicht die Biographie dieses Bischofs geworden seyn, wenn der Händel, die er mit dem zur protestantischen Kirche übergetretenen bekannten *Peter Paul Vergerius* gehabt hat, ausführlicher wäre gedacht worden. Unstreitig war *della Casa* einer der bittersten Feinde dieses ehemaligen italienischen Bischofs; dieses beweiset hinlänglich der *Discursus Latinus Joannis Casae Archiepiscopi Beneventani contra Paulum Vergerium Episcopum Justinopolitanum*, welcher dem Vf. wohl nicht unbekannt seyn wird. *Karl von Linné*. Die Biographie dieses wahrhaft grossen Mannes, die Rec. mit Vergnügen gelesen hat, nimmt beynahe den vierten Theil dieses ersten Bandes ein. Das aus 120 Artikeln bestehende, mit den brauchbarsten Anmerkungen begleitete Schriftenverzeichniss wird den Verehrern dieses Mannes vorzüglich willkommen seyn. Ob sie aber alle mit den, am Ende der Lebensbeschreibung stehenden, *Betrachtungen über Linné als Gelehrten* ganz zufrieden seyn werden, daran zweifelt Rec. sehr. *Karl von Linné der Sohn* — seines Vaters ganz würdiger Sohn, desto unglücklicher aber, da er eine leibliche Mutter hatte, die seine abgesagte Feindin war. *Friedrich Hasselquist. Peter Löffling*, beide *Linne's* würdige Schüler. *Erasmus Frölich*, der berühmte Numismatiker. *Ludwig Rosseau*, war anfangs Apotheker in Ingolstadt, wurde aber nachmals Professor der Chemie und Medicin daselbst. *Simon Pelloutier*, hinlänglich bekannt durch seine Geschichte der *Celten*. *Johann Georg Keyssler*, berühmt durch seine Reisen, die zweymal gedruckt worden sind. *Jacob Philipp Maroldi*, ein berühmter Astronom und Schüler seines mütterlichen Oheims, des grossen *Dominicus Cassini* zu Paris. Das Verzeichniss seiner gedruckten Schriften enthält 116 Artikel. *Nikasius Grammatici*, ein Jesuite; auch ein gelehrter Astronom und Lehrer dieser Wissenschaft zu Ingolstadt. *Joseph Saurin*, war zuerst reformirter Prediger theils in Frankreich, theils in der Schweiz, trat aber, von *Bossuet* bekehrt, 1690 zur katholischen Kirche über. Berühmt durch seine mathematischen Schriften. *Ferdinand von Fürstenberg*, Fürstbischof von *Paderborn*. Von *Philomathi* (*Fabii Chisi*, nachmaligen Pabsts *Alexandri VII.*) *Musis iuvenilibus* kam die erste Ausgabe 1645. 8. zu Cöln heraus. Diese scheint *Wilhelm von Fürstenberg*, *Ferdinands* Bruder allein besorgt zu haben; wenigstens war er es nur alleine, der sie seinem Neffen, dem *Flavius Chisi* dedicirte. Eine prächtige Ausgabe kam 1656 zu *Paris e Typographia Regia* in Fol. heraus. Von den *Monumentis Paderbornens.* besitzt Rec. die äusserst seltene Ausgabe *Amstelodami apud Danielem Elsevirium* MDCLXXII. Diese hat auf dem Titel die Anzeige *editio altera, priori auctior.* In welchem Jahre aber diese *Editio prior* zum Vorschein gekommen seyn möchte, hat Rec. bisher, aller angewendeten Mühe ungeachtet, noch nicht herausbringen können. Er vermuthet aber, dass auch die erste Ausgabe in das Jahr 1672 zu setzen seyn möchte. Die 1713 in *Nürnberg* erschienene Ausgabe hat der ehemalige Altdorfische Professor *Rink* besorgt. Die *Poemata* desselben kamen 1684 zu *Paris* in Fol. *e typogr. Regia* heraus; und dies wird wohl die Ausgabe seyn von welcher *Moreri* redet. *Wiguläus von Hund.* Der Drucker der ersten Ausgabe von dessen *Bayrischen Stammenbuch* hiess nicht *Adam*, sondern *David*. Dass bey der zweyten im J. 1598 veranstalteten Ausgabe, der zweyte Theil aus der ersten Ausgabe beybehalten und nur mit einem neuen Titelbogen versehen worden sey, hält auch der Verfasser des kurzen Entwurfs einer von dem Buchhändler *de la Haye* zu Ingolstadt veranstalteten neuen Ausgabe für wahrscheinlich. *Carl Franz Dufay*, Oberaufseher der königl. Gärten in Paris, *Ulrich Staudigel*, ein gelehrter Benedictiner, und der besonders als Dichter berühmt gewordene *Peter Lotichius Secundus* machen den Beschluss.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. Julius 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Jena, in d. akadem. Buchhandl.: *Journal der praktischen Arzneykunde und Wundarzneykunst*, herausgegeben von *C. W. Hufeland* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Viertes Stück von S. 589 bis 772 mit Namen- und Sachregister. I. *Bestätigte Wirkung des Bisams, in Verbindung mit dem flüchtigen Bernsteinsalze, im kalten Brande*, von Hn. Leibmedic. *Lentin*. Eine 68 jährige durch mancherley Mühseligkeiten des Erdenlebens gebeugte Frau zog sich einen Splitter in das vordere Gelenke des rechten Daumens, worauf Entzündung und bald darnach der kalte Brand erfolgte, welcher schnell die ganze Hand und einen Theil des Vorderarms ergriff, so dass der Wundarzt, nachdem die besten äussern und innern Mittel dagegen vergebens gebraucht worden, den folgenden Morgen den Arm abnehmen wollte. Nach *Carl White's Bemerkungen über den kalten Brand* gab *Lentin* der Patientin alle 3 Stunden 8 Grane Moschus und 5 Gran flüchtigen Bernsteinsalze mit einem Extract zu Pillen gemacht, und brachte damit den Brand nicht nur zum Stillstand, sondern heilte die Patientin vollkommen bis auf eine Steifigkeit der Hand und Finger. II. *Schnelle Heilung einer Gelbsucht. — Eine wichtige semiotische Beobachtung. — Unerwarteter Ausgang einer Krankheit*, von Hn. Hofr. *Herz*. Eine beynahe an die Schwarzsucht gränzende Gelbsucht, welche 4 Wochen allen angewandten Mitteln widerstand, wurde binnen 8 Tagen durch folgendes Mittel gänzlich gehoben; ℞. Essent. Asae foetid. ℥vj Sulphur. aurat. Antim. liq. ℥iiß Ol. Aether Terebinth. ℈ij Ms. Alle 4 Stunden 30 Tropfen. — *Das plötzliche Schielen mit einem Auge* bey Kindern unter 2 Jahren, die das Zahngeschäfte noch nicht geendet haben, kündiget schwere Nervenzufälle an, welche nach einigen Wochen, bald früher bald später, eintreten und gemeiniglich mit einem Schlagfluss sich endigen, wenn nicht sogleich bey Wahrnehmung des Schielens Blutigel hinter die Ohren gelegt werden. — Ein Junge von fünfthalb Jahren wurde mit einem bösartigen Fieber mit aufgetriebenem Leibe, Verstopfungen und Brechen befallen, wogegen Klystire, Bäder, eröfnende Arzneyen etc. wenig halfen. Der Kranke überstand allmählig das Fieber, am 25 Tag aber brach unerwartet ein Abscess in der Nabelgegend auf, woraus viel Eiter floss und worauf die völlige Wiedergenesung schnell erfolgte. Der Hr. *Herausg.* beobachtete einst ganz den nämlichen Fall bey einem Kinde. III. *Geschichte und Heilung des grossen Veitstanzes* (Chorea St. Viti, Skelotyrpe) von Hn. Dr. *Scherer* in Wien. Eine 43jährige Dame litt einige 20 Jahre an diesem convulsivisch-spastischen Uebel, das sie durch einen Schreck im 19 Jahre ihres Alters, und zwar in ihrer ersten Schwangerschaft bekam, und wogegen sie Mittel aller Art von Aerzten und Charlatanen vergebens gebrauchte. Sogar *Gassner* exorcisirte sie einmal, sie bekam darauf die heftigsten Convulsionen und blieb nachher drey Jahre davon befreyt, wo sie dann wieder kamen und mit Starrsucht, cataleptischen Zufällen, Verdrehungen der Gliedmassen etc. vergesellschaftet waren. Unmöglich lassen sich die mannichfaltigen Gesticulationen, die Contorsionen des Kopfes und Rückgrates und die spastischen Bewegungen und Zuckungen nach allen widernatürlichen Richtungen beschreiben. Nie kamen die Anfälle Nachts oder im Schlaf. Antimonialia, Mercurialia, Moschus, Ambra, Asa foetida, Kampfer, Zinkblumen, Extr. Cicut. Aconit. Belladonn. Hyoscyam. Opium, China etc. wurden vergebens angewandt: warme Bäder und die negative Electricität waren noch am wohlthätigsten. Wenn während der Zuckungen der obern Glieder, Silber und Eisen, Zink und Eisen, Siegellak und Eisen abwechselnd bald unter die rechte bald unter die linke Fusssohle gelegt wurde, so war beständig der Erfolg, dass derjenige Fuss, der mit Eisen in Berührung war, bis auf den Schenkel hinauf, starr und gestreckt blieb. Lag auf beiden Fusssohlen Eisen, so war in beiden Füssen derselbe Erfolg und zwar so lange, als sie mit Eisen in Berührung standen. Während dieses Krampfes liess der Glieder- und Kopfschmerz beträchtlich nach. — Endlich glückte es dennoch Hn. Dr. *S.* diese langwierige eingewurzelte Krankheit nach folgenden Indicationen anzugreifen und zu bekämpfen: 1) die krampfhafte Thätigkeit im Nervensysteme zu mässigen; 2) eine gleichförmige Reizbarkeit und Sensibilität zu bewirken; 3) und alle accessorische, sowohl physische als moralische Reize zu entfernen. Den ersten zwo Indicationen entsprachen lauwarme Bäder und der dritten eine milde Diät als Eselinmilch etc. Entfernung aller unangenehmen Gemüthsbewegungen, aller reizenden Arzneyen, alles Sauern, Spirituösen, Gewürzten etc. Bey strenger Befolgung dieser Vorschriften hörte das Periodische dieser Krankheit bald auf, die Kräfte nahmen zu und die Dame genass endlich, nachdem sie sich noch einige Zeitlang des Badnerbads ohnweit Wien bedient hatte, vollkommen. IV. *Pathologisch-therapeutische Bemerkungen über die venerischen und vermischten Bubonen*, von Hrn. Dr. *Sponitzer* in *Cüstrin*. Die Cur der

der venerischen Bubonen gründe sich überhaupt 1) auf die Art der Mittheilung und Verbreitung des Gifts und der Entstehung der Bubonen in Rücksicht der Zeit; 2) auf die Beschaffenheit der Körper und locale Beschaffenheit der Geschwülste selbst, vornehmlich in Absicht ihrer innern Natur, ihres Sitzes und der mit angegriffenen Theile. Daher ist er bald *primarius* oder *idiopathisch*: bald *sympathisch*: und bald *symptomaticus* oder *secundarius*. Nach seiner äußern Gestalt bald *metastatisch*, *phlegmanös*, *erysipelatös*, *sphacelös*, *oedematös*, *skirrhös*, bald *cancrös*. Ferner sey darauf zu sehen, ob der Bubo seinen Sitz im Zellgewebe, oder in der Drüse oder in beiden zugleich habe. Nach diesen verschiedenen Arten der Entstehung, der Natur und des Sitzes muss auch die Heilart verschieden seyn, wenn sie nach Wunsch von Statten gehen soll. Wir können aber hierinn, um nicht zu weitläuftig zu werden, den Vf. nicht weiter begleiten. Ein Bubo primarius soll zeitig geöffnet; einen Secundar. aber, und den aus Mitleidenschaft entstandenen, lasse man ungereizt und besorge blos die innere Cur. V. *Ueber die Schädlichkeit der abführenden Methode bey der Einimpfung der Pocken*, von Hn. Leibmedicus *Hinze* zu *Fürstenstein*. Wenn unsre Kunst wahre Fortschritte machen soll, so müssen die Aerzte nicht bloss die glücklich abgelaufenen Krankheitsgeschichten, sondern auch ihre begangenen Fehler freymüthig erzählen und bekennen. Einen solchen medicinischen Fehltritt theilt uns Hr. *H.* hier mit. Er impfte nämlich am 14 März 1794 seinen sehr gesunden 2jährigen Sohn mit einem Faden am Arm ein, nachdem er das Kind 14 Tage mit blosser vegetabilischer Kost und täglichen Abführungen, um wenige Pocken zu bekommen — das nennt er den ersten Fehler — dazu vorbereitet hatte. Nun gab er 9 Tage nacheinander das Dimsdalsche Präparirpulver, welches beständig laxirte. Schon am 18 war der Junge missmuthig, am 19 krank und am 21 wurden zwey hellrothe, Blattern ähnliche Pusteln auf der rechten Backe bemerkt. Itzt reichte Hr. *H.* statt der Pulver eine Abkochung von Sennesblättern, Rhabarber und Manna, welche täglich stark wirkte. Bald darauf schlossen sich die Impfstellen, es kamen keine Pocken weiter zum Vorschein, und der Vf. schmeichelte sich, dass sein Sohn nunmehr die Krankheit mit dem Pockenfieber allein, das mit Schnupfen und Husten begleitet war, überstanden hätte. Die zwo Pusteln im Gesicht waren am 28 ganz trocken, und blätterten sich ab, das Kind aber kränkelte bis am 1 April anhaltend fort und bekam an diesem Tag aufs neue Fieber, welches der Vf. nicht mehr vom Pockenstoff herleitete, sondern für biliös-katarrhalisch hielt und so behandelte. Da aber Schweisse, Harn und Athem nach Blattern rochen, so erklärte er sich alle diese Erscheinungen aus dem, durch das zu kalte Verhalten und zu starke und häufige Purgiren am Ausbruch gehinderten, itzt auf die Nerven gefallenen Pockenstoff; legte daher auf die Impfstellen Blasenpflaster, gab ein Brechmittel, dann zum Schwitzen, und bemerkte hierauf am 5 April zu seiner grösten Freude, dass nicht nur die Impfstellen wieder flossen, sondern am ganzen Körper 21 frische schöne Blattern ausbrachen, welche in gehöriger Zeit sich füllten, eiterten und endlich abtrockneten, worauf der Knabe vollkommen genas. — (Ehedem war Rec. gleichfalls beym Inoculiren für die *kalte*, *unterdrückende Methode*; seit einigen Jahren aber, durch Erfahrung und Aufmerksamkeit auf den Gang der Krankheit geleitet, für die *kühle* und die *Lebensthätigkeit* — wo sie fehlt — *erregende* Methode. Er lag daher jüngst erst mit einer Dame bey der Einimpfung eines vornehmen Kindes im Streite, welche schlechterdings die *kalte* Methode — vermuthlich weil sie einst so was las, sah oder hörte, — befolgt wissen wollte, das Kind während der Eruption aus dem Bette riss. etc. Zuverlässig würde diese Impfung, bey welcher die Pocken ohnedies sehr klein waren, und nicht alle in Eiterung giengen, gänzlich fehlgeschlagen haben, wenn die kalte Behandlung ergriffen und nicht vielmehr die Lebensthätigkeit und das Fieber durch Bettwärme, kleine Schweisse, Wein, China-Decoct etc. erreget und unterhalten worden wäre. Nach abgetrockneten Pocken erfolgte dennoch ein kleiner Abscess am Bein. So leicht können bey bestem Herzen und Willen vielwissende Weiber, die aber das Gelesene und Gehörte nicht zu verdauen und zu ordnen wissen, am Krankenbette Schaden anrichten!) VI. *Medicinisch practische Bemerkungen über die Gehirnentzündung, die Zungenentzündung und die Bräune* von Hn. D. *Löffler* zu *Polotzko*. Gegen die Hirnentzündung ist wiederholtes Aderlassen und Blutigel mit einem gelind warmen Halbbad verbunden von grossem Nutzen. Heisse Umschläge auf Arme und Beine, ja selbst äusserlichen Verletzungen und Einschnitte, schnell in Eiterung versetzt und unterhalten, leisteten mit übrigen Mitteln gute Dienste. — Eine versetzte rheumatische Schärfe verursachte die Glossitis, welche bald krebsartig wurde und die arme Kranke nach einigen Wochen tödete. — Bey der faulichten Art der Bräune sah Hr. L. von dem Einblasen des fein gepulverten Alauns in den Hals grossen Nutzen. — Das Bestreichen und Gurgeln mit verdünnter Kanthariden-Tinctur hob das beschwerliche paralytische Schlingen. VII. *Ueber Aetiologie* von Hn. Hofr. *Metzger*. Die *Gaubische* Eintheilung der Pathologie in Nosologie, Aetiologie und Symptomatologie sey ächt Galenisch: hiebey könnte eher Nosogie als die Aetiologie weggelassen werden. Für den philosophischen Arzt sey der Unterschied zwischen den vorbereitenden (*Seminium morbi*) und den Gelegenheits-Ursachen (*potentia morbi*) von grosser Wichtigkeit, so wie für den practischen Arzt zwischen der nächsten und entfernten Ursache. Ueberhaupt greifen die bisherigen Hauptstücke der Pathologie so ineinander, dass man sie nicht wohl trennen oder entbehren kann und nur diejenigen Nosologieen sind brauchbar, welche nach den nächsten Ursachen bezeichnet sind. *Gaub* schlug diese Methode vor, *Hebenstreit*, *Selle* u. a. sind diesen Weg eingeschlagen, man ebene und erweitere ihn, so wird er uns zum erwünschten Ziel führen. *Selle* definirt die *materielle* und *formelle* Ursache am richtigsten, und

diese Eintheilung ist abermal für die Pathologie wesentlich und unentbehrlich u. s. w. VIII. *Sectionsgeschichte eines mit Hypochondrie und Haemorrhoiden behafteten, und eines Schwindsüchtigen von Hn. D. Naumburg* zu Erfurt. Ein Gelehrter litt öfters an Koliken und Magenkrämpfen mit Hämorrhoidalzufällen verbunden, war äusserst reitzbar, verdriesslich und starb endlich an einem auszehrenden Fieber mit trocknem Husten, Nachtschweissen etc. im 61 Jahr seines Alters. In der Leiche entdeckte man Knoten in den Lungen ohne Eiter und Verengerungen im Kolon. — In der Leiche eines an der Lungenschwindsucht verstorbenen Candidaten fand man (wie zu erwarten war) den linken Lungenflügel ganz und den rechten grössten Theils mit Eiterknoten angefüllt. IX. *Ueber die trefflichen Wirkungen eines neuen Mittels, der Calx antimonii Sulphurata, und seine Anwendung vom Herausgeber.* Dieses wirksame, brauchbare Mittel ist eine Erfindung des geheimen Raths Hoffmann in Mainz und besteht aus Spiesglass, Schwefel und alkalischer Kalcherde. Die beste Bereitungsart desselben ist folgende: Man nimmt 10 Drachmen frisch gebrannter Austerschaalen, 4 Drachmen Schwefel und Drachmen Antimonium, vermischt sie genau miteinander, pulvert sie äusserst fein und setzt sie in einen gut lutirten Schmelztigel eine Stunde lang der Wirkung des Feuers aus. Nach dem Glühen hat die Mischung eine blassgelbliche Farbe und wiegt 15 Drachmen. Sie wird nun gleich in einem gläsernen Mörser gepulvert und in fest verstopften Bouteillen bewahrt. Eine Drachme dieses Kalchs mit 5 Pfund Wasser bis zu 4 eingekocht, giebt ein völlig klares, nach Schwefelgas riechendes Wasser, woraus sich durch Kohlensaure 40 Gran kohlensaurer Kalch, durch Vitriolsäure 14 Gran Sulphur Antim. aurat. niederschlagen lassen. Von diesem in wohlverschlossenen Bouteillen aufbewahrten Wasser, das aber binnen 3 oder 4 Tagen verbraucht werden muss, trinkt man alle 4 oder 6 Stunden so viel, dass täglich ½ bis 3, auch 4 Pfund consumirt werden. Angezeigt ist dieses Mittel da, wo Antimonium, Schwefel und Kali dienlich sind, also bey fast allen hartnäckigen chronischen Krankheiten. Meistens eröffnet es einigemal des Tags den Leib. Bey sehr reitzbaren, geschwächten, scorbutischen, hectischen, zu Blutausleerungen geneigten Körpern muss es sparsam und mit grosser Behutsamkeit angewandt werden.

SCHÖNE KÜNSTE.

Regensburg, b. Montag u. Weiss: *Ehre stärker als Liebe* oder *Knapp Konrad der Kreuzfahrer.* Ein romantisches Rittergemählde der Vorzeit in fünf Aufzügen für das Theater bearbeitet, nach der Geschichte gleiches Namens. 1796. 182 S. 8. (12 gr.)

In diesem Schauspiel findet sich keine Spur von dramatischer Kunst und von Anlegung und Entwickelung der Empfindungen und Handlungen, kein Charakterzug, keine Scene — mit Einem Wort nichts, was nicht *centies repetitum* wäre, ausgenommen einige neue naupengeheuerliche Redensarten, die Rec. noch nicht in seiner Phraseologie dieser Klasse eingezeichnet fand, z. B. im *Segen, der Harmonie zur Höllenpforte ist* — die Glieder *schlugen mir* bey den Worten, die auf seinem Munde rollten, *zusammen,* — *an allen Gliedern rasseln,* — *das Gift zum Herzen reiben* u. s. w. — Sehr naiv fragt Kurt die wiedergefundene Emma, ob nicht etwa ihre Unschuld Schiffbruch gelitten habe? — Uebrigens giebt es Getümmel und Lerm genug, die den Mangel an Interesse, das auf Wahrheit der Gefühle und Darstellung beruht, ersetzen müssen.

Leipzig, in d. Wolfisch. Buchh.: *Neueres französisches Theater*, bearbeitet von *L. F. Huber*, zweyter Band (enthaltend vier Stücke, wovon jedes besonders paginirt ist.) 1796. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

Das erste Stück dieses *zweyten* Bandes schliesst sich an den vorigen an; nämlich: *Du und Sie*, ein Lustspiel in drey Aufzügen, ist das Gegenstück zu dem *Du und Du*, womit der *erste* Band (S. A. L. Z. 1796. No 94.) schloss. Ein Ungenannter wollte unter dem Titel: *La parfaite liberte, ou, les Vous et Toi*, die revolutionären Ideen persifliren, die in jenem Stück von *Dorvigni* herrschen. Er wagte es aber damals, als diese Ideen in Frankreich regierten, nicht, sein Lustspiel dem Druck zu übergeben, und nun, da jene Grundsätze nicht mehr zur Tagesordnung gehören, hatte es für französische Leser das Interesse verloren; es blieb also ungedruckt, und Hr. H. übersetzte es aus dem Manuscript. Man findet einen leichten Dialog, und viel gute Maximen darinnen; aber der Mangel an Handlung, die, den einzigen, von Revolutionsideen schwindelnden, *Brusquet* ausgenommen, wenig hervorstechenden Charaktere, viele müssige Personen, die nur über die Bühne gehn, und wieder verschwinden, schaden dem Stück. In der Rolle des *Bertrand*, der sich unter der Maske eines Bedienten einschleicht, hat weder seine Feinheit, noch seine Freymüthigkeit etwas Unwahrscheinliches, da es jetzt viele so aufgeklärte und so unbefangene Bedienten in Frankreich geben mag; dass sich aber sein Herr so lang von ihm die derbesten Wahrheiten sagen lässt, bis er endlich erst S. 39. es ahndet, dass hinter dem vermeynten Bedienten mehr stecken möge, ist allerdings unwahrscheinlich. Als der Herr S. 35. sagt: „Du hast so wenig Dienstbares an dir" antwortet der Bediente: „Was man davon an sich hat, oder nicht, *das giebt der Geist*" eine in der Uebersetzung etwas dunkle Antwort. S. 47. ist das Wort *acaparirt* beybehalten, und doch gleich darauf *un ci-devant* durch *ein Ehedem* übersetzt. — 2) *Mistrauen und Liebe*, ein Lustspiel in drey Aufzügen, die bekannte *belle fermiere*, von der schon einige wörtliche Uebersetzungen erschienen sind. Hier ist nicht allein die Scene nach Deutschland gelegt, sondern auch sonst noch manche Verän-

derung mit dem Stück vorgenommen worden, die es zur Vorstellung auf deutschen Bühnen geschickter machen. Es gehört zu der feinern und edlern Gattung von Dramen, und der, den schönen Situationen vollkommen entsprechende, Dialog ist hier glücklich übergetragen. In einigen wenigen Stellen fühlt man das Ausländische der Wendungen, wie z. B. S. 6.: „Wir sind nicht so nahe daran, arm zu seyn, als er fern davon ist, reich zu seyn." S. 73. ist der Ausdruck: *unumwunden sprechen* neu, aber glücklich gewagt. — 3) *Der Friedensstifter*, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, eine freye Bearbeitung von dem *Conciliateur, ou, l'homme aimable* des *Demoustier*. In diesem Charakterstück ist die Hauptrolle glücklich gezeichnet und ausgeführt. Der Charakter eines Mannes, der allen Menschen liebenswürdig zu erscheinen sucht, der einen processsüchtigen Mann, eine junonische Frau, streitende Nebenbuhler, und neidische Nichten unter sich versöhnt, und jedermann für sich gewinnt, ist sehr fein behandelt, ohne dass er in den Schmeichler, an den er so nahe angränzt, überginge. Zwey alte Tanten des Originals, die zu sehr Caricaturen waren, hat der Uebersetzer in zwey junge Cusinen verwandelt, der Leerheit der vielen Conversationsscenen abgeholfen, und die affectirte Raschheit des Dialogs gemildert — 4) *Selbstsucht*, ein ernstes Schauspiel in fünf Aufzügen, das wenig Personen, gar keine Liebesintrigue, und dennoch sehr grosse Vorzüge hat, nach *Le Philinte de Moliere, ou, la suite du Misantrope* von *Fabré d'Eglantine*, worinn *Moliere's* Misantrop ganz verdunkelt, und der alte Dichter, dessen Stärke das ernste Schauspiel nicht war, in Ansehung des Interesse, der Feinheit und der edeln Ausführung unendlich übertroffen worden. Sowohl deswegen, als weil *Moliere's* Stück jetzt wenig mehr in Deutschland gelesen wird, hat Hr. H. in seiner Uebersetzung alle Beziehungen auf dasselbe vertilgt. Die Sprache in der Rolle des Egoisten sowohl, als des für menschliche Gefühle eifernden Misanthropen, bey deren Auflösung in Prosa der Uebersetzer doppelte Schwierigkeiten zu überwinden hatte, ist auch im Deutschen so zierlich und so gedrängt, als im Original.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Quedlinburg*, b. Ernst: *Die Ritterbrüderschaft der heiligen Jungfrau vom Berge, bey Altbrandenburg.* 1796. 126 S. 8. (8 gr.) In dieser kleinen Schrift giebt der ungenannte Vf. einige, zwar nicht unbekannte, aber doch gut geschriebene, Nachrichten von einer, im Mittelalter berühmten geistlichen Gesellschaft, welche ihr Daseyn dem Kurf. Friederich II. zu Brandenburg zu verdanken hatte. Er stiftete sie in Verbindung mit mehrern deutschen Fürsten, 1443 aus frommen Absichten. Die Mitglieder dieser Verbindung, dessen Oberhaupt der jedesmalige Kurfürst von Brandenburg war, müssen den Statuten zu Folge, von offenkundiger altadelicher Abkunft seyn und wenigstens vier Ahnen, sowohl väterlicher als mütterlicher Seite, zählen können. Das Eigenthümliche, wodurch sich ihre Gesetze vor allen andern Gesellschaften von der Art auszeichneten, war dieses, dass die Ehre, ein Mitglied derselben zu seyn, erblich war und auf den nächsten Verwandten überging. Ihr Versammlungsort war ursprünglich die, auf einem bey der Stadt Altbrandenburg, gelegenen Berge, befindliche Kirche, welche der König der Obotriten, Pribislaus, der heil. Jungfrau zu Ehren, erbauet hatte. In der Folge wurde diese Gesellschaft vom Kurfürst Albrecht I. nach Anspach verlegt und ihr die dasige St. Georgen Kapelle zum zweyten Versammlungsort eingeräumet. Seit der Entstehung dieses Ordens, der zur Zeit der Reformation (1554) ein Ende nahm, hat derselbe 24 fürstliche Personen, 11 Grafen, 8 Freyherrn, 69 Ritter und 229 Edelleute, beiderley Geschlechtes zu Mitgliedern gehabt, von welchen man in den beygefügten Urkunden ein, zur Berichtigung der Genealogie, brauchbares Namenverzeichniss findet. Beyläufig bemerket der Vf. (S. 15) den, schon bekannten, Unterschied des Adels, der gewöhnlich in drey Klassen eingetheilet wird, und rügt (S. 29) einen Irthum, in welchen *Schilter*, bey Gelegenheit des Majestätssiegels, womit der Kurfürst die Statuten des Ordens besiegelt hatte, verfallen sey; indem er daraus habe folgern wollen, dass die Kurfürsten in jenen Zeiten die *Jura Majestatis* gehabt hätten. Allein der Ausdruck: *Majestätsinsiegel*, zeiget bloss das *grosse Siegel* an, dessen sich die Reichsfürsten, besonders bey Urkunden von Wichtigkeit, zu bedienen pflegten. — Soviel von dem Inhalt dieser kleinen Abhandlung, worinn der Vf. eigentlich keine historische Entdeckung gemacht und keine ganz dunkle Thatsache in ein näheres Licht gesetzt hat. Denn die Existenz der *Gesellschaft* (nicht Ritterbrüderschaft, wie es auf dem Titel heisst) *unser lieben Frauen auf dem Berge bey Altbrandenburg* ist bey weiten nicht so unbekannt, als der Vf. im Eingange seiner Schrift vorgiebt. Er scheint nicht gewusst zu haben, dass der Professor *David Köhler* schon im J. 1723 *Sacram et illustrem Sodalitatem B. Mariae virginis in Monte ad vetus Brandenburgum* herausgegeben und die Statuten dieser Verbindung mitgetheilet habe. Andere, dahin gehörige dem Vf. ebenfalls ganz unbekannt gebliebene Urkunden, besonders die päbstliche Bestätigungsbulle vom J. 1459 und die vom Kurfürst Albrecht, über die Transferirung der Gesellschaft nach Ansbach, im J. 1494 ausgestellte Urkunde, stehen in *Jungs* Miscellaneen Tom. I. p. 133—154 und T. II. p. 47—62, und enthalten noch manchen merkwürdigen Umstand, den er hätte benutzen können, um dadurch seiner Schrift, eine grössere Vollständigkeit und etwas mehr Interesse zu geben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. Julius 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) HALLE u. LEIPZIG, b. Ruff: *Sämmtliche Werke des L. A. Seneca* übersetzt und mit Vorerinnerungen und historisch-critisch-philosophischen Anmerkungen begleitet; wie auch mit einer *Einleitung* über Seneca's Leben, Charakter, Schriften, Schreibart etc. versehen von *Joh. Friedr. Schilke.* 1796. Einleitung 104 S. Uebersetzung 258 S. gr. 8.

2) BERLIN, b. Franke: *Luc. Ann. Seneka über die Kürze des menschlichen Lebens.* 1796. 54 S. gr. 8.

So unstreitig es ist, was auch beide Uebersetzer eingestehen, dass die Uebersetzung der Schriften dieses stoischen Philosophen, wenn sie nicht allein die Gedanken sondern auch die Manier übertragen soll, eine schwere Aufgabe ist, so ist es doch noch eine Frage, ob eine Uebersetzung ein Bedürfniss für unsere Zeiten und ein verdienstliches Unternehmen für die Literatur ist. Für welche Klasse von Lesern diese Arbeit bestimmt seyn solle, ist nicht so leicht zu entscheiden, und keiner von beiden Uebersetzern hat sich die Mühe genommen, darüber ernstlich nachzudenken. Den grössten Werth haben diese Schriften für den eigentlichen Gelehrten und den Sittenforscher, der bedarf aber keiner Uebersetzung. Ihr moralischer Inhalt scheint sie zwar auch für das nicht gelehrte aber doch gebildete Publicum lesenswürdig zu machen; allein es fehlt uns an ähnlichen moralischen Schriften nicht, die noch den Vorzug voraus haben, dass sie mehr unseren Zeiten und Bedürfnissen angepasst sind. Dazu kommt noch, dass man jetzt Schriften mehr zur Unterhaltung als zur Besserung und Befestigung im Guten liest, und wer solche verlangt wählt lieber Originale als Uebersetzungen. Noch weniger aber können sie ihrer Schreibart wegen Anspruch auf eine Verdeutschung machen. Oder sollte man diese für Studierende als Vorbereitung und Hülfsmittel bey der eignen Lectüre bestimmen? Dann würde man immer wieder in Verlegenheit seyn, eine solche Bearbeitung auch in dieser Rücksicht zu rechtfertigen. Denn diese können und sollen sie, wenn sie dazu Beruf fühlen, in der Ursprache lesen, und man darf ihnen zu dem Ende nur eine brauchbare Ausgabe in die Hände geben. — Doch da diese Uebersetzungen einmal da sind, so wollen wir nicht fragen, *warum*, sondern vielmehr untersuchen, *wie* sie da sind.

Beide Uebersetzer fühlten die Schwierigkeiten, welche sie zu überwinden hatten, wenn sie nicht allein den Inhalt mit gewissenhafter Treue, sondern auch dieselbe Manier des Ausdrucks, die sentenziöse Kürze, die Antithesen, die Wortspiele im Deutschen so darstellen wollten, dass nichts von dem Originale verloren ging, und waren daher mehr darauf bedacht, die Gedanken des Seneca in einer freyen Uebersetzung überzutragen. Freylich musste dadurch von dem Geiste und der Kraft des Originals sehr viel verloren gehen. Beide Uebersetzungen unterscheiden sich aber ungeachtet dieser Aehnlichkeit noch beträchtlich.

No. 1. enthält drey Schriften: von der *Vorsehung*, *von der Gemüthsruhe*, *von der Standhaftigkeit des Weisen.* Da der Vf., wie man schon aus der Einleitung bemerkt, der Sprache nicht völlig mächtig ist, und überhaupt auf den Ausdruck nicht sehr viel Sorgfalt gewendet hat, so lässt sich seine Uebersetzung nicht sehr angenehm lesen, und sie verdient nicht sowohl die Benennung einer *freyen* als einer *nachlässigen* Uebersetzung. Auch ist der Sinn nicht einmal immer treu ausgedrückt. Zum Beweise dieses Urtheils nur einige Belege aus der Abhandlung *de tranquillitate animi.* K. 14. „Auch *gewandt* (faciles) müssen wir uns machen, damit wir *fest bestimmten* (destinatis) Dingen nicht zu sehr nachhängen." — Wollte jemand sagen, Cajus konnte ja aber nun befehlen, dass er leben bleiben sollte; so befürchtete das Canus nicht. Bey solchen Befehlen war die *Treue* (fides) des Cajus bekannt. Glaubst du aber wohl, dass jener die zehn Tage bis zur Todesstrafe ohne irgend eine Angst zugebracht habe? „*Es ist kaum wahrscheinlich, dass jener so sprach und handelte, und so ruhig war.*" Der Anfang dieser Stelle ist steif, das Ende aber ganz falsch ausgedrückt. *Verisimile non est*, man sollte es kaum für wahr halten, dass dieser Mann so sprechen, so handeln und so ruhig seyn konnte. — „Glaubst du, dass Canus im Ernste Schach gespielt habe? Er thats blos aus Scherz." Der Gegensatz von *lusisse* und *illusit*, ist so gut als nicht ausgedrückt. Was heisst das im Ernste, aus Scherz Schach spielen? — K. 15. „So gab es keinen grossen Geist ohne eine Mischung von *Bewusstlosigkeit.*" Diejenigen Leser, für welche Hr. Sch. gearbeitet hat, werden schwerlich einen Gedanken damit verbinden können, wenn sie nicht wissen, dass im Original *dementia* stehet. Auch irret sich der Vf., wenn er in der Anmerkung meynt, dieser Gedanke werde in keiner vorhandenen Schrift des Aristoteles gefunden; er lese nur Problemat. c. XXX. In der Einleitung vor jeder Abhandlung findet man gute Notizen von der Veranlassung.

lassung, Zeit der Verfertigung und der Person, an die sie gerichtet ist, und eine ausführliche Entwickelung des Inhalts und Plans. In der Einleitung zur ersten Schrift über die Vorsehung entwirft der Vf. einen kurzen Abriss der Stoischen Physiologie, die aber nichts Neues enthält, sondern, wie der Vf. selbst erinnert, meistentheils aus Tiedemanns System genommen ist. Vor jedem Kapitel steht noch eine besondere Inhaltsanzeige. Alles dieses, so wie die historischen und philologischen Anmerkungen, welche gute Belesenheit und Bekanntschaft mit der Zeitgeschichte des Seneca verrathen, sind brauchbar für Anfänger. Die philosophischen über die Lehrsätze der Stoiker sind von keiner grossen Bedeutung, und wir wissen nicht recht, für wen sie brauchbar seyn sollen. Den Beschluss macht noch eine Abhandlung als Excurs zu Kap. 15. von der *Gemüthsruhe, über den Trost, der aus der Betrachtung der Leiden anderer für uns in unserer eignen Noth entspringt*, worin dieser Trostgrund mit psychologischen und moralischen Gründen gerechtfertiget wird.

Noch müssen wir der Einleitung über Senecas Leben, Charakter, Schriften, Philosophie und Stil gedenken, die nach des Vf. eigner Angabe grösstentheils Auszüge und Resultate aus andern Schriften enthält. Die Nachrichten von seinem Leben sind, wie bekannt, dürftig. Das meiste, was man davon weiss, hat der Vf. in die Untersuchung über seinen Charakter verflochten, welche folgende Abschnitte hat; Ursache seiner Verbannung, Benehmen in der Verbannung, Benehmen nach der Zurückberufung am Hofe; bey der Bildung und den frühern Regierungsjahren des Nero, bey der Verschlimmerung und gänzlichen Verderbtheit des Nero, Vorwurf seiner Reichthümer wie auch dass sein Leben seinen Lehren widerspreche. Es ist nicht der erste Versuch, der hier gemacht wird, Senecas Charakter auch bey zweydeutigen Handlungen in ein günstiges Licht zu stellen; nur ist es hier ohne philosophischen Geist, also ohne sonderliches Glück, und in einer eben nicht anziehenden Sprache geschehen. Interessanter wäre es auf jeden Fall gewesen, wenn der Vf. sich die Mühe gegeben hätte, in die Triebfedern des Seneca tiefer einzudringen, und dadurch über sein Betragen einen nähern Aufschluss zu geben, als dass er nur immer bey einzelnen Handlungen verweilt, sie zu vertheidigen, zu entschuldigen strebt, woraus noch keine Kenntniss des Charakters hervorgeht. Eben daher hat die Apologie keine Haltung. — Auch sind einige bedeutende Thatsachen mit Stillschweigen übergangen, z. B. wie Seneca den Nero in der Beredsamkeit unterwies Sueton. c. 52. Die Schriften, sowohl die vorhandenen als verloren gegangenen, sind ziemlich vollständig aufgezählt. Ueber seinen schriftstellerischen Charakter giebt der Vf. nur die Urtheile des *Caligula*, *Gellius* und *Quinctilians* mit eignen meistentheils widerlegenden Bemerkungen, die aber nicht tief in den Gegenstand eindringen: z. B. S. 88. „Seneca war in den frühern Lebensjahren, Lehrer der Rhetorik (doch wohl nur bey Nero) wie Quinctilian. Hierauf so, wie auf seine Beredsamkeit geht das Urtheil desselben. Sollte nun Seneca in seinem Vortrage der Beredsamkeit der vorzüglichsten römischen Redner erwähnt haben? Wird er nicht hier und dort haben tadeln müssen und getadelt haben? Kann er nicht in dem Tadel zu weit gegangen seyn? Und kann dies nicht den Verdacht bestätiget haben, dass er die besten Römischen Redner erniedrige, um sich desto mehr Anhang zu verschaffen, wenn auch dies nicht seine Absicht war? — Diese blossen Muthmassungen können Quinctilians Tadel nicht entkräften, der als Zeitgenosse jenen Mann richtiger beurtheilen konnte; und dazu kommt Suetons Zeugniss Nerone c. 52., Seneca habe den Nero keinen alten Redner lesen lassen, *um sich allein bewundert zu sehen*. Zur Entschuldigung, dass Seneca viel zum Verderbniss des Geschmacks unter den Römern beygetragen habe, sagt der Vf. S. 89. es könne ihm nicht verdacht werden, wenn er sich nach dem falschen Geschmack seiner Zeitgenossen richtete, um ihren Beyfall zu erhalten! Die Stelle, die er aus Senecas 115. Briefe für diese Meynung anführt, spricht vielmehr das Verdammungsurtheil über sie. Was über Seneca's Philosophie gesagt wird, ist nicht von Bedeutung, und betrifft nur die leichte Frage, zu welcher Secte er sich bekannt habe, und Quinctilians Urtheil: *in philosophia parum diligens*. Endlich werden die Ausgaben der Werke des Seneca und die Uebersetzungen einzelner Abhandlungen, aber nur kurz, erstere nicht einmal mit Anführung des Druckjahrs, angeführt.

No. 2. hat von Seiten der Treue und eines freyen gefälligern Stils mehr Verdienst. Rec. hat nur einige Stellen bemerkt, wo der Ausdruck gewählter und der Sinn richtiger gefasst seyn könnte z. B. S. 29. K. 11. ein elend beschäftigtes Leben, desidiosa occupatio — besser geschäftiger Müssiggang. K. 12. das von einigen Thoren für so kostbar gehaltene corinthische Erz, corinthia paucorum furore pretiosa — durch die rasende Liebhaberey einiger wenigen übermässig vertheuerte. S. 28. Lotterbette ist nicht edel genug. Die Anmerkungen sind hier nicht so häufig als in N. 1., aber so wie die kurze Einleitung zweckmässig. Uebrigens nahm der Uebers. gar keine Rücksicht auf Vorarbeiten, um seinem Gefühl desto treuer folgen zu können, welches ihn auch meistentheils richtig geleitet hat. Er will nach der Vorrede diese Uebersetzung nur als Probe einer vollständigen Uebersetzung angesehen wissen, wenn sie Beyfall findet, und nach Erscheinung der *Fesslerschen* Uebersetzung (Hr. Fessler hat, so viel Rec. bekannt ist, keine Uebersetzung, aber wohl eine Ausgabe des Originals versprochen) nicht überflüssig wird.

HALLE, b. Gebauer: *Versuch über Aufklärung, Freyheit und Gleichheit.* In Briefen. Nebst einer *Prüfung* der *Rehbergschen* Schrift *über die französische Revolution.* Von *J. C. G. Schaumann.* 1793. 152 S. 8.

Der Vf. verdient den Beyfall aller derer, denen es um Entwicklung und Präcision der Begriffe zu thun ist,

ist, und die über Staatswissenschaftliche Gegenstände mit Ruhe und Nüchternheit nachdenken. In den sechs ersten Briefen bemüht sich Hr. *S.* den bisher nur wenig bestimmten, vieldeutigen, oft missverstandenen und oft gemissbrauchten Begriff der *Aufklärung* überhaupt, gehörig festzusetzen. Aufklärung ist nach seiner Bestimmung Verwandlung des Zustandes, in welchem etwas *dunkel vorgestellt* wurde, in den Zustand, wo dasselbe *begriffen*, *verstanden*, *eingesehen* wird. Aus dieser Bestimmung folgert er sehr richtig, dass es eine *wahre* und *falsche* Aufklärung geben kann, weil dadurch, dass eine Vorstellung zur Klarheit übergeht, noch gar nicht bestimmt wird, ob sie in ihrer entwickelten Gestalt *wahr* oder *falsch* seyn soll. Noch weniger kann man im Allgemeinen behaupten, dass Aufklärung *moralisch-gut*, oder *moralisch böse* sey, weil es zur Beurtheilung ihrer Moralität, (wie der Vf. aus ächt kantischen Principien darlegt,) auf ihre nähere Beschaffenheit (ob sie *wahre* oder *falsche*, *einseitige* oder *allseitige*, Aufklärung der *Klugheit* oder Aufklärung der *Weisheit* sey) und auf ihre Uebereinstimmung mit dem letzten Zwecke der Menschheit, mit dem, was allein *absolut gut* genannt zu werden verdient, ankömmt. Hieraus erklärt der Vf. nun ferner, wie die Gegner und die Freunde der Aufklärung zu gleicher Zeit Recht haben können, wenn sie nur das, was sie loben oder tadeln, mit gehöriger Präcision definiren. „Wahren Werth, sagt er im richtigen Zusammenhange mit seinen Definitionen, „hat nur die *ächte*, „*allseitige*, *wahre* Aufklärung der *Weisheit*." — Wir haben bey dem ganzen Raisonnement nur eine einzige Bedenklichkeit nicht unterdrücken können. Es heist nämlich (S. 68): „*Aufklärung überhaupt hat an und für sich selbst allemal einen logischen Werth.*" Dieser Satz gründet sich offenbar auf den Umstand, dass Aufklärung in der Definition, als der Uebergang von dunkeln zu *klaren* Vorstellungen, bezeichnet worden ist. Da aber der Vf. zwischen *wahrer* und *falscher* Aufklärung einen (zuverläsig vorhandenen) Unterschied annimmt; so frägt sich doch immer noch, ob man der *falschen* Aufklärung auch nur einen *logischen* Werth beylegen, das heisst, ob man den Uebergang von einer dunkeln, aber wahren, zu einer klaren, aber falschen, Vorstellung, auch in blos logischer Rücksicht als einen *Fortschritt* ansehen kann. Besteht denn die logische Vollkommenheit der Begriffe *ganz allein* in dem Grade der *Klarheit* derselben? Und gehört Wahrheit nicht mit unter die Merkmale *dieser* Vollkommenheit?

In den sechs letztern Briefen handelt der Vf. von *politischer* Aufklärung, und trägt über politische *Freyheit* und *Gleichheit* die Lehren der Vernunft und der Sittlichkeit vor. Mit diesem Theil seiner Schrift ist die Prüfung der *Rehbergschen Untersuchungen über die französische Revolution* oder vielmehr nur einiger Ideen aus diesem Buche, von welchem Hr. *S.* im Ganzen mit aller Achtung spricht, verbunden. Was der Vf. hier über den Satz des Hrn. Rehberg, „dass die Eigenschaften des *Menschen* mit den Eigenschaften des *Bürgers* gar nichts gemein haben," anführt, scheint *uns durchaus* gegründet zu seyn, und der Weg, den er betritt, um Menschen- und Bürgerrechte, um Naturrecht und Politik zu vereinigen, ist gewiss der einzig-wahre. Sein Resultat ist, wenn man es mit den kürzesten Worten fassen will, folgendes: Mit dem Naturrecht *allein* lässt sich kein Staatsgebäude aufführen: die Beobachtung des Naturrechts ist aber die *conditio sine qua non* jeder rechtmäsigen Staatsverfassung; oder, wie der Vf. sich selbst ausdrückt: „Die Aufführung des Staatsgebäudes ist ein Werk der menschlichen *Willkühr* und *Klugheit*: da aber die Menschen so gut hier, als in ihren übrigen willkührlichen Handlungen, der Gesetzgebung der Vernunft untergeordnet sind, so muss die menschliche Willkühr und Klugheit das Gebäude des Staats auf dem *Fundament der Vernunft* aufführen."

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Schäfer: *Die Familie Medicis in ihren glänzendesten Epochen*, ein historisch-dramatisches Gemählde, vom Verfasser der Familie Eboli. Erster Theil. 1795. 364 S. Zweyter Theil. 336 S. 8. (2 Rthlr.)

„Ich bin dem Publicum, welches mich liefet, *so gut!* —" sagt der Vf. in der Vorrede, und er beweist diese übergrose Güte für dasselbe allerdings dadurch, dass er sein geliebtes Publicum seit 1789 (denn in der Vorrede giebt er sich auch als Vf. der *Lauretta Pisana* an) von einem halben Jahr zum andern aufs freygebigste mit Romanen beschenkt. Historische Romane, und romantische Historien, dramatische Darstellungen, und dialogisirte Geschichten, Gemälde und Erzählungen jagen einander; jüdische und griechische Helden, italienische und französische Buhlerinnen, ägyptische Königinnen und deutsche Fürsten wechseln ab; es gilt dem Vf. gleich, den *Hiob*, oder den *Alexander*, die *Lauretta Pisana*, oder die *Gabriele d'Etrees*, die *Cleopatra*, oder *Friedrich von Zollern* zu dramatisiren, und zu romantisiren. Diese Werke sind dann alle immer nach einem Schlage bearbeitet; in allen ist ein Gewirre von Begebenheiten und Personen, und doch kein Charakter, keine Situation mehr als oberflächlich bearbeitet; der ganze Unterschied besteht darin, dass in dem einen Roman mehr, in dem andern weniger zu der wahren Geschichte hinzugedichtet, dass in dem einen beständig dialogirt, in dem andern etwas mehr Erzählung eingestreut wird. In dem gegenwärtigen sind nur hin und wieder dialogirte Scenen eingeschaltet, um das Ganze nicht zu sehr auszudehnen. Denn die Epoche der florentinischen Geschichte, die sich der Vf. hier zur Bearbeitung gewählt, ist von so groser Ausdehnung, dass schon diese zwey Bände (denen noch mehrere folgen sollen) einen Zeitraum von 72 Jahren (1433—1505) in sich begreifen. Der Vf. hat sich nämlich nicht blos auf den Stifter von dem Glanze des Medizeischen Hauses, *Cosmus*, und auf den, der diesen Glanz auf die höchste Stufe erhob, auf *Lorenz* eingeschränkt, sondern ganz nach der Folge der Geschichte auch die minder denkwürdigen Nachfolger

 auf-

auftreten lassen. Selbst *Cosmus* und *Lorenz* erscheinen in einem sehr zweydeutigen Lichte, indem sie die Absichten für die Grösse ihres Hauses zu deutlich an den Tag legen, als dass man sie in dem, was sie zum Besten der Republik zu thun scheinen, bewundern, oder, wenn sie durch Intriguen ihrer Gegner ins Gedränge kommen, bedauern könnte. Die Verschwörung der *Pazzi*, wo der Vf. doch so viele historische und dramatische Vorarbeiter hatte, ist sehr matt ausgeführt. Die weiblichen Charaktere stechen, da wirklich für einen Roman wenig Liebe in diesem Werke vorkömmt, wenig hervor, die einzige *Kamille* im ersten Theil ausgenommen, deren Schwärmerey diesem Theile noch etwas Leben giebt. Einige Beschreibungen des Vf's fallen sehr ins Ekelhafte, z. B. S. 357: „So treffend hatte noch nie die Natur den Vater im „Sohn geschildert, als hier. Kein Wunder! Hatte Ka„millens Liebe gegen Julien nicht den Stoff dazu ge„geben? Hatte nicht der reizende Julian *im über„schwenglichen Maasse der Befriedigung* Leben diesem „Urstof geschenkt? Hatte während seiner Bildung ein „andres Bild in dem Herzen der Mutter Wurzel ge„fasst, als eben dieser Julian? oder B. II. S. 33: „Man „sagt, er sey schrecklich gestorben, und noch im „zuckenden Tode habe der auf ihn fallende Erzbischof „ihm die Wange mit den Zähnen in krampfenden „Sterben zerrissen." Wie in allen seinen Romanen, so auch hier jagt der Vf. sonderbaren Redensarten nach, z. B. *Neben ihm aneifern*, (statt *nacheifern*) *ein Bündniss durchsehen* (für *merken*) *Sorge nehmen* (für *tragen*) *einen Stahl zur Reife schleifen, sich in die Geistlichkeit einwerfen, wie hoch sich die Plane verlaufen* u. s. w.

Berlin, b. Maurer: *Gallerie von romantischen Gemählden, Arabesken, Grotesken, und Calots,* zweyte Abtheilung, Originale und Kopien, 1796. 352 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ein Ungenannter liefert hier eine Bibliothek von kleinern Romanen, die dem Titel nach einen sehr weit umfassenden Plan hat, aber doch nach dem, was bisher darinnen vorgekommen, mehr für Nachbildungen, als für Originale, und unter dem, was frey nach andern Verfassern nacherzählt wird, mehr für Modernisirung älterer Stücke, als für Uebersetzungen neuerer Produkte bestimmt zu seyn scheint. Zu den *romantischen Gemälden*, oder, zu den ernsthaften Erzählungen gehören in dieser zweyten Abtheilung die erste, *Grimaldi, oder, traut keinem Weibe,* überschrieben, und unter der zweyten Numer, die sechs Novellen begreift, die vierte; jene nimmt unerwartet zuletzt ein tragisches, und letztere ein zu gräsliches Ende. Unter die *Arabesken* verdienen *Ritter Gwain und seine Söhne* S. 141., eine Rittergeschichte aus der Zeit der Tafelrunde, und *Laurin der Zwergenkönig* S. 310., eine Uebertragung des vierten Theils vom *Heldenbuche* in die jetzige Sprache gerechnet zu werden. Der Name einer *Groteske* gebührt dem Feenmährchen S. 257., das der *Untergang des Feenreichs* überschrieben ist. In die Klasse der *Calots* endlich setzen wir von den sechs Novellen unter der zweyten Nummer fünfe, welche nichts als Possen von Einfaltspinseln, Mädchenlisten, Geldprellereyen, Quidproquo's, gezüchtigten Schmarotzern u. s. w. im Geschmack der alten italienischen Romanenschreiber enthalten. In gegenwärtigem Bande scheint kein eigentliches *Original* zu seyn; denn, ausser den sechs Novellen, trägt auch die erste Erzählung ganz das *italienische* Gepräge; die Geschichte vom *Ritter Gwain und seinen Söhnen* mag einer alten französischen Geschichte, und das *Feenmährchen* einem neuern französischen Schriftsteller nacherzählt seyn. Ungezwungen und fliessend ist übrigens durchgängig die Erzählung, woher auch der Stoff entlehnt seyn mag. In der Geschichte aus dem *Heldenbuche* ist die alte Simplicität auch in der modernen Sprache sichtbar, und kleine Anmerkungen erläutern alte Sitten, oder einzele beybehaltene alte Redensarten.

Frankfurt, am M. b. Zessler: *Schach Babu, der Blinde, oder, der Zauberbaum,* eine astrakanische Geschichte, erzählt von G. L. B. 1796. 158 S. 8. (18 gr.)

Ob die Erfindung in diesem Feenmährchen völlig deutsches Eigenthum, oder von irgend einem französischen Schriftsteller entlehnt ist, lässt Recensent dahin gestellt seyn. Die Hauptanlage ist — wie in den gewöhnlichen Feenmährchen; ein Schach, den ein Usurpator blenden lassen, will, nachdem er den Thron zum zweytenmal bestiegen, gern wieder zum Gebrauch seiner Augen gelangen. Ein Philosoph entdeckt ihm, dass dies nicht eher geschehen könne, als bis die Gattin eines Blinden, die ihrem Gemahl nie, auch unter den lockendsten Verführungen, und auch nicht mit einem Gedanken, untreu gewesen ist, auf einer gewissen Insel eine gewisse Wundersalbe hohlt. Von den drey Frauen, die sich zu diesem Geschäft entschliessen, hält keine die Probe aus, endlich wird das Wagstück durch des Schachs eigne Gemahlin, die man für todt gehalten, vollführt. Eine ungezwungne gute Erzählung, und die eingestreute Satire, in der oft Anspielungen auf Personen der neuesten Zeiten vorkommen, macht die Lektüre dieses kleinen Romans zu einem angenehmen Zeitvertreib.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 31. Julius 1797.

PHILOLOGIE.

Paris, b. Nyon: *Aeschyli Tragoediarum Reliquiae*; quas ad Londinensis quidem Editionis fidem, sed exhibitarum in ceteris editionibus, nec non in quibusdam manuscriptis Exemplaribus lectionum varietate diligenter ponderata recensuit, notis illustravit, ac denuo edidit *Fr. Joa. Ga. de la Porte du Theil*. *Pars prima*. Superstites septem tragoedias exhibens. *Tom. I.* (Supplices, Persae, Prometheus vinctus, Septem adv. Thebas.) 64. 63. 64 u. 66 S. 8. *Tom. II.* (Agamemnon, Choephorae, Eumenides.) 92. 64 und 61 S. 8. l'An. III. (1795.)

Desgleichen:

Ebend.: *Théatre* d'Aeschyle traduit en François avec des notes philologiques et deux discours critiques. Par *F. J. G. de la Porte du Theil*. *Premiere Partie*. Contenant les sept Tragédies entiéres. *Tom. I. Tom. II.* (Inhalt und Seitenzahlen wie oben.) An. III. (1795.)

Schon im J. 1770 gab Hr. *de la Porte du Theil* eine Probe seiner Uebersetzung des Aeschylus, indem er drucken liess: *Oreste ou Choëphores, Tragédie d'Eschyle, Traduction Nouvelle. Avec des Notes. Paris*, chez Desaint. 118 S. 8. Er hatte zwar bereits den ganzen Aeschylus übersetzt, erfuhr aber dass ihm ein anderer (Hr. *le Franc de Pompignan*) sehr eilfertig zuvorgekommen sey, von welchem, doch ohne seinen Namen in eben dem Jahre erschienen: *Tragédies d'Eschyle*. Paris, chez Saillant et Nyon. 546 S. 8. Dass nun Hr. *de la Porte du Theil* seinem Vorgänger sehr überlegen sey, zeigte sich schon damals durch Vergleich der Choephoren nach beider Uebersetzer Bearbeitung. Hr. le F. de Pompignan geht fast immer bey schweren Stellen über den Sinn des Aeschylus weg, wie der Hahn über die Kohlen; und Untreue ist bey ihm die wesentlichste Tugend. Vollständig erschien nun des Hn. *du Theil* Uebersetzung bereits in der neuen Ausgabe vom *Théatre des Grecs*, par *Brumoy* 1784, aber mit so vielen von einer fremden Hand gegen des Vf. Wissen und Willen gemachten Veränderungen, dass er sie gar nicht mehr für die seinige erkennen konnte. Jetzt giebt er sie nun ächt, mit dem griechischen Texte zugleich.

Um den Originaltext hat bis jetzt, trotz dem auf dem Titel stehenden *Recensuit*, Hr. du Theil sich gar kein Verdienst gemacht; denn er hat buchstäblich, etwa zwey oder drey Stellen ausgenommen, den Stanleyischen Text wieder abdrucken lassen; und also eine Menge fehlerhafter Lesearten wieder gegeben, die die spätern Bearbeiter mit Recht verworfen hatten. Dass er indess die alten und neuen Ausgaben, auch die Schützische, so weit sie damals heraus war, verglichen und oft für seine Uebersetzung benutzt, zeigen die unter dem Texte derselben stehenden kurzen Noten. Auf die Correctur hat der Herausg. viel Fleiss gewendet; manchen Bogen versichert er achtmal durchgesehn zu haben. Daher sind auch nicht viele, doch hie und da erhebliche Druckfehler stehn geblieben; z. B. Prom. V. 325. ist nach ἐγὼ die Partikel μὲν ausgelassen. Agam. 312. steht χαρίζεσθαι für χατίζεσθαι.

Bey der Uebersetzung hatte Hr. du Th. mit dem widerstrebenden Genie seiner Sprache zu kämpfen, welche von der griechischen so sehr abweicht, dass man schwerlich jemals in ihr auf eine so befriedigende Nachbildung von Pindar und Aeschylus hoffen darf, als wir im Deutschen bereits haben, und noch weit vollendeter in kurzem erwarten. Indess bleibt Hn. du Th. unstreitig der Ruhm, seinen Vorgänger weit übertroffen zu haben. Wir können die Vergleichung dem Leser selbst überlassen, indem wir einige Stellen aus den Septem adv. Thebas nach beider Uebersetzung hersetzen. Statt des griechischen Textes schicken wir aus einer sogleich anzuzeigenden deutschen Uebersetzung der nämlichen Tragödie von Hn. *Süvern* die gewählten Verse voraus.

Sept. adv. Theb. v. 78 sqq.

der Chor.

O des schrecklichen Jammers!
Es zieht aus dem Lager das Heer,
Und vor ihm her strömt
Ein dichter Haufe Streitwagen!
Die hohe Staubwolke verkündet's,
Ein stummer doch sichrer Bote;
Und der Rosse Hufegestampf
Fliegt, scheuchend vom Lager, zu uns her,
Und rauscht gleich dem Brausen
Des wilden unbändigen Bergstrom's.
O, o; wehrt all' ihr Götter
Der droh'nden Gefahr!
Mit Kriegsgeschrey stürzet
Das ganze weissbeschildete Heer
Gerade auf die Stadt zu.

le Fr. de Pompignan.

Que de maux nous menacent! une armée entiere fort de son camp. Des escadrons nombreux marchent devant elle. La poudre qui obscurcit les airs, ne nous permet plus d'en douter. Tout s'éveille au bruit des armes; des cris perçants viennent jusqu' à nous. On les entend d'aussi loin que ces torrens impétueux, qui tombent avec fracas du haut des rochers. Hélas! hélas! o Dieux, o deesses, écartez de si grands malheurs. Les clameurs des Argiens, l'ordre de leurs troupes, l'éclat des Armures jettent l'effroi dans nos remparts.

de la Porte du Theil.

Quels maux funestes, épouvantables j'envisage. L'armée quitte son camp; elle marche; de nombreux escadrons la précèdent, fondent sur nous. Messager muet, mais visible et fidèle, un nuage de poudre me l'annonce. Dejà s'approche le bruit reveillant des armes qui s'entrechoquent dans la plaine; il vole; c'est le fracas d'un indomptable torrent, tombant du haut des montagnes. Hélas, hèlas! o Dieux, o Déesses; prévenez les malheurs qui s'apprètent! Des cris menacent nos murs, le peuple sous l'airain blanchissant s'avance en bon ordre; c'est à Thèbes, qu' il en veut.

Noch eine Stelle wo Eteokles vom Amphiaraus spricht.

Eteocles,

(Nach Hn. Süvern's Uebersetzung.)

O dass das Schicksal doch den braven Mann
Mit Frevlern stets zusammen bringt. Nichts ist
In jeglichem Geschäfte schlimmer, als
Der Frevelex Gesellschaft, ihre Frucht
Verwünscht! Sie ist der Unglücksgöttin Feld;
Verderben ist die Aernte, die es trägt.
Oft schon verschlang das Meer den frommen Mann,
Der mit verruchtem frevelhaften Volk
In einem Schiffe fuhr. Oft fühlte der
Gerechte mit den gottvergessenen
Lieblosen Bürgern Gottes Züchtigung
Und fand mit ihnen einen Lohn. So wird
Oikleus Sohn, der gute, der bescheidne
Gerechte, fromme Seher mit dem trotzigen
Vermessnen Volke, das den langen Weg
Hieher, so Gott es will, wird schimpflicher
Noch einmal machen müssen, ins Verderben hin
Gerissen werden.

le Fr. de Pompignan.

O destin, devois-tu associer un mortel si vertueux à des hommes si scélerats! Que la société des mechants est funeste! C'est un champ pestiféré, qui engendre la mort. Embarquez-vous, avec des matelots impiés, votre piété ne vous sauvera point du naufrage, vous perirez avec eux. Qu'un homme juste soit dans une ville assiégée, ou l'on ne connoit ni les droits de l'hospitalité ni les dieux, la colère céleste ne le distinguera point, il tombera comme les autres sous le fer vengeur. Aussi ce fils d'Oïclée, le sage, le juste, le vaillant, le religieux Amphiaraus ce devin respectable, pour s'être joint à des alliés, qui outragent les dieux par leurs blasphèmes, éprouvera comme eux le courroux du ciel, et ne reviendra de Thebes, que par le chemin des enfers.

de la Porte du Theil.

Fortune des hommes! devois tu associer cet homme juste aux plus grands scélérats! Rien de plus funeste, en toute entreprise, que la société des méchans; le fruit en est amer.; c'est un champ d'infortune, qui ne rapporte que la mort. Que l'homme pieux s'embarque avec des nautonniers impies, avec une troupe criminelle, il périra, ainsi que cette race abhorrée des immortels. Que le juste se trouve au milieu de citoyens inhospitaliers et infidèles aux Dieux; enveloppé, quoiqu' innocemment dans le siége, frappé sans distinction par la verge du ciel sa mort est certaine. Tel le fils d'Oiclée, ce devin, ce prophète habile, cet homme sage, juste, bon, religieux, melé bienque malgré lui, à des impiés, à des arrogans, qui n'accourent ici, que pour en être bientöt repoussés loin, sera entrainé dans leur perte. Ainsi veut Jupiter.

Man kann schon aus diesen Proben das Verhältniss der Uebersetzung des Hn. *du Theil* zu der Arbeit seines Vorgängers abnehmen; wir können aber auch versichern, dass das Bestreben, es besser als dieser zu machen, Hn. *du Th.* nirgend verlassen hat. Ueber viele Stellen kann man nicht eher urtheilen, bis man des Uebersetzers Anmerkungen, worauf die Ziffern im Texte seiner Uebersetzung, in Händen haben wird. Unstreitig würden in den Choëphoren, Eumeniden und Supplicibus viele Stellen anders ausgefallen seyn, wenn Hr. *du Th.* die Schützische und Porson'sche Ausgabe schon hätte benutzen können. Der Druck dieses Werks ist schön (nur dass die griechische Schrift einige altmodische Züge und Abbreviaturen hat) und die Einrichtung bequem. Hr. *du Th.* hat jede Tragödie mit einer neuen Seitenzahl anfangen, auch die Uebersetzung so abdrucken lassen, dass sie ihre eignen Seitenzahlen hat. Auf diese Art kann man nicht nur jede Tragödie besonders, sondern auch den Text von der Uebersetzung abgesondert binden lassen. Nur würde man im letzten Falle fast lauter einzelne Octavblätter erhalten, die sich nicht gut einbinden lassen. Noch sind acht Kupfer hinzugekommen, in Rom gezeichnet und theils daselbst, theils zu Paris von Angeletti, Gouffier, Jordán und Fessard gestochen. Sieben davon stellen neuerfundne Scenen, jede aus einer der sieben Tragödien vor. Das achte stellt den Atlas vor, der die Himmelskugel trägt, nach einem antiken Monument in der Villa Albani.

Wir verbinden hiemit die Anzeige der schon oben erwähnten deutschen Uebersetzung einer Aeschylischen Tragödie:

Halle, in d. Rengerschen Buchh.: *Aeschylos Sieben gegen Thebe*, von *Wilhelm Süvern*. 1797. 178 S. gr. 8.

Hr. Süvern hat unter Hn. R. *Mensching* in Lemgo, Hn. Hofr. *Schütz* in Jena, und Hn. Prof. *Wolf* in Halle die alte Literatur studiert, und macht seinen Lehrern Ehre. Von dem Werthe seiner Uebersetzung kann man sich aus den oben angeführten Stellen schon einen Begriff machen. Sie ist treu und fleissig gearbeitet, und trifft den Ton des Dichters weit richtiger, als die Verdeutschung, die Hr. Jenisch von dem Agamemnon geliefert hat, der oft den begeisterten Dichter in einen betrunkenen Schwärmer verwandelte. Den Gang und Schwung des Aeschylischen Versmasses vermisst man in den von Hn. S. gewählten Versarten freylich sehr, und wenn Hr. von Humboldt uns seinen Agamemnon liefert, so wird man, was diesen

Punkt

Punkt betrifft, eine grosse Differenz zum Vortheil des letztern finden. Doch verdient Hr. *S.* alle Aufmunterung; denn wer mit einem solchen Probestücke anfängt, macht grosse Hoffnung einst vollendetere Werke zu liefern. Diese Hoffnung vermehren die sechs hinzugesetzten Abhandlungen: 1) Geschichte des Hauses des Oedipus (Warum schreibt Hr. *S.* Oedipos? Dass er Aeschylos für Αἰσχύλος schreibt, lässt sich vertheidigen. Aber Oedipos für Οἰδίπους?). 2) Ueber den Gebrauch des Schicksals bey den alten Tragikern. 3) Ueber gegenwärtiges Drama selbst. 4) Ueber den Plan und die Handlung des Drama. 5) Charakteristik des Drama. 6) Anhang (über andre Bearbeitungen des Stoffs dieser Tragödie). Belesenheit, guter Geschmack und eignes Nachdenken verrathen sich in ihnen zum Vergnügen des Lesers, der nur hie und da dem Ausdrucke weniger Weitschweifigkeit wünschen wird.

Paris, b. Gail: *Les Amours de Léandre et de Héro; poème de Musée le Grammairien;* traduit en françois avec le Texte grec, la Version latine, des Notes critiques, et un Index, par *J. B. Gail,* Professeur de Litterature grecque au College de France. L'an quatrième. (1796.) VIII u. 68 S. gr. 4. (1 Rthlr. 14 gr. Velinpap. 2 Rthlr.)

Seitdem der bescheidene Röver dieses Gedicht mit kurzen aber zweckmässigen Noten ausgestattet, und der gelehrte Schrader, in jugendlicher Fülle überströmend, eine ganze Fluth philologischer Observationen über dasselbe verbreitet hat, zählt Rec. nicht weniger als *zehn* Herausgeber und *neunzehn* Uebersetzer, von welchen dieses höchst mittelmässige Product einer künstlich aufgeregten Phantasie auf verschiedene Weise behandelt worden ist. Zu beiden Klassen gesellt sich jetzt Hr. *Gail*, welcher auch in diesem Werke durchaus der Manier treu geblieben ist, die wir bey seinem *Xenophon* (A. L. Z. 1796. Nr. 327.) weitläuftiger geschildert haben. Eigene, tief eindringende Prüfung des Gedichts, scharf abwägende Wortkritik und sorgfältige gelehrte Interpretation wird niemand hier suchen, der Hn. *G's.* Talente und seine Behandlungsart der alten Schriftsteller kennt. — In der Vorrede wird das Sujet und der Verfasser des Gedichts auf wenigen Seiten abgefertigt: in jenem erkennt Hr. G. historische Wahrheit verbunden mit dichterischer Ausschmückung, über diesen urtheilt er kurz, aber treffend: *Si un ton quelquefois simple, naif et touchant, l'elève jusqu' aux anciens Grecs, ces peintres vrais de la Nature; trop souvent aussi d'ambitieux ornemens, des répétitions sans goût, de froides antithèses, l'erudition mise à la place du sentiment; décèlent l'ecrivain moderne du quatrième siecle de l'ère chrétienne.* — Der griechische *Text* ist, so weit wir verglichen haben, nach *Schraders* Recension abgedruckt; selbst übereilte Neuerungen findet man hier wiederholt. Z. B. v. 95. κάλλος ὀλισθαίνει, καὶ ἐπὶ φρένας ἀνδρὸς ὁδεύει. Die gewöhnliche Lesart ἕλκος ist weit passender. So Ovidius: *descendit vulnus ad ossa meum,* Heroid. XVI, 276. — V. 314. σύνθετο δ' ὕδωρ. Auch hier war das vormalige σύγχυτο unstreitig das richtigere. — Dem Text zur Seite steht eine französische *Uebersetzung* in Prosa; unter denselben die lateinische. Diese ist an mehrern Stellen berichtigt worden; jene aber giebt an Geschmeidigkeit selbst der metrischen von *Clément Marot* nichts nach, wenn sie auch von der *Theilischen* in Ansehung der Treue hie und da übertroffen werden sollte. Sehr frey ist z. B. folgendes: Λακεδαίμονος ἔδρακον ἄστυ, ἧχι μόθον καὶ ἄεθλον ἀκούομεν ἀγλαϊάων, so übertragen: *j'ai vu Lacédémone, où l'on dispute et reçoit le prix de beauté.* Der Vf. scheint auch an feyerliche Spiele, nicht an ein wetteiferndes Streben nach Schönheit gedacht zu haben. Noch freyer v. 227 ff. *Hero rentre dans sa tour: Léandre, pour ne point s'égarer le soir, en remarque les abords, le regagne en nageant les antiques murs de la superbe Abydos.* Die schwierigen Worte βαλὼν σημήϊα πύργου sind hier übergangen, und gewähren überhaupt nur dann einen Sinn, wenn man das erste Wort in λαβὼν umändert. — An andern Orten ist der Sinn des Dichters durch eine glückliche Wendung oder durch einen kleinen Zusatz der Uebersetzung zur schönsten Klarheit gebracht. Wie v. 77. παπταίνων ἐμόγησα, κόρον δ' οὐχ εὗρον ὀπωπῆς. *mes yeux se lassent à la contempler, et ne se rassasient pas de la voir.* Die lateinischen Uebersetzer lassen uns zweifelhaft, von welcher Ermüdung die Rede sey. — V. 162. Das Unbestimmte: καὶ χθονὸς ἔξεεν ἄκρον ὑπ' ἴχνεσιν bezieht der Uebersetzer sehr richtig und bestimmt auf die Verlegenheit und Schüchternheit der Hero: *d'un pied timide effleure legérement la terre.* Aber v. 254. vom Leander: αὐτὸς ἐὼν ἐρέτης, αὐτόστολος, αὐτόματος νηῦς, wird man sich lieber an die treffende Parallelstelle im Ovidius: *Idem navigium, navita, vector ero,* als an die sehr abweichende Uebersetzung: *devenu à lui-même son navire, son rameur et ses voiles,* halten. — V. 124. wird ἀπόειπε durch *redoute* übersetzt; dem Sinne nach sehr richtig, aber Rec. zweifelt noch immer an der Bedeutung. Das neulich vorgeschlagene μῆνιν ἐμῶν ὑπόδειδε — ist sehr einschmeichelnd. So Hom. Od. β. 66. θεῶν δ' ὑποδείσατε μῆνιν. — In den angehängten *Noten* werden einige Stellen erklärt, andere kritisch *versucht*, und dies in einem sehr eigenthümlichen Sinne: hie und da ist auch ein Fingerzeig zur ästhetischen Würdigung des Gedichts gegeben. V. 6. διακτορίην erklärt der Herausgeber *ductum* (nicht, wie gewöhnlich, *nuntium*), und fasst den Vers so: *ce flambeau qui annonce l'action de Vénus conduisant un amant à son amante.* Etwas seltsam erwähnt freylich der Dichter λύχνον ἀπαγγέλλοντα διακτορίην Ἀφροδίτης. Dies fühlt man selbst in den verschönernden Uebersetzungen, z. B. in der welche *Pompei in versi sciolti* verfertigt hat: *la lucerna che fu de l'imbasciate di Vener nunzi et nunzia d'Ero.* Allein wir setzen nach dem zweyten Wort ein Comma. Die beiden, auf diese Art einzeln und unbestimmt ausgedrückten, Ideen werden sodann, nach der Weise unsers Versificators, im folgenden Verse bestimmter zusammengefasst: Ἡροῦς νυκτιγάμοιο γαμοστόλον ἀγγελιώτην. Eine bestätigende Parallelstelle ist

ist v. 233—37. — V. 105. ἐὴν ἀπέκρυψεν ὀπωπήν. — V. 107. καὶ πάλιν ἀντέκλινεν. Das erste versteht Hr. G. vom Verschleyern des Gesichtes, und in dem zweyten will er ἀνέκλινεν, *aperuit*, *elle ouvrit*, lesen. Jenes ist unrichtig; dieses unnöthig. Man darf nur die Worte πάλιν ἀντέκλινεν nicht mit Röver und Schrader übersetzen: *rursus ex adverso annuit*; sondern, was sie bedeuten: *rursus obvertit*; und man begreift nun von selbst, dass vorher von einem *Verbergen* oder *Wegwenden des Antlitzes* die Rede seyn muss. — V. 263. νυμφοκομοιο παρθενεῶνος giebt man gewöhnlich: *cubiculi sponsam ornantis*. Hr. G. entwickelt die richtige Bedeutung: *ubi commorantur sponsi*. — V. 298. ἀνέκλασε διχθάδι χέρσῳ. Unstreitig die dunkelste Stelle im ganzen Gedicht, welche auch durch Hn. G. keine neue Aufklärung erhalten hat. Das fehlerhafte der Vulgata springt in die Augen. Der Steuermann wird im Sturme sein Schiff nicht *zertrümmern*, sondern in Sicherheit zu bringen suchen. So viel hat Hr. G. richtig bemerkt, und seine Bemerkung wird durch Hn. *Heinrichs* geschraubte Erklärung der Stelle nicht widerlegt. In der Uebersetzung drückt Hr. G. ἀνέλυσε aus. *Marot* war hier, was er nicht erwähnt hat, sein Vorgänger: *les rochers — avoient aux ports les voiles retirées*. Allein man mag ἀνέλκυσε mit Dorville, oder mit Arnaud ἐφέλκυσε lesen: so bleibt in διχθάδι χέρσῳ die Schwierigkeit. *Dans l'un et l'autre port* lassen sich die Worte so wenig geben, als *in litore juxta Sestum Abydumve*, wie Hr. *Heinrichs* sie nimmt; und *Brunck's* Aenderung δισσάδι dünkt uns sinnreich, aber keinesweges überzeugend. Sollte nicht διχθάδι hier *adverbialiter* zu verstehen seyn: *auf beiden Seiten?* Dies vorausgesetzt, würden wir den Leser zuerst auf die Hauptidee des *Winters* (v. 293.), welcher die Schilderung des Sturmes gleichsam untergeordnet ist, aufmerksam machen; sodann für ἀνέκλασε lieber ὑπέχμασε vorschlagen, der Erläuterung halber an die ἔχματα νηῶν b. Homer. Il. ξ. 410. und zur Bestätigung des Vorschlags an eine merkwürdige Stelle b. Hesiod. Ἔργ. 622., die unser Dichter sogar copirt zu haben scheint, erinnern.

Halle, im Verlag des Waisenhauses: *Sophoclis Philoctetes*, *Euripidis Hecuba*, *Medea*, *Iphigenia in Aulide*. In usum scholarum et academiarum recudi et varietate lectionis augeri curavit D. *Aug. Herm. Niemeyer*. Ed. altera emendatior, cui indicem copiosissimum adjecit *Jo. Phil. Krebs*, Gymnas. Weilburg. Collabor. 1797. 344 S. und 10 Bog. Register. gr. 8.

Hr. D. *Niemeyer* übertrug die Besorgung dieser neuen Auflage Hn. *Müller*, Lehrer am Pädagogium, welcher den Philoktet des Sophokles, die Hekuba und Medea des Euripides nach den Brunckischen Texten, die Iphigenia nach Höpfners Ausgabe abdrucken liess, und die wichtigsten Lesarten der Handschriften, wie auch die Verbesserungen der Gelehrten unter dem Texte angab. Der von Hn. *Krebs* verfasste sehr zweckmässig eingerichtete *Index*, welcher den Abgang eines Commentars ersetzt, ist an die Stelle des ehemaligen flüchtig gearbeiteten Registers getreten.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Oschatz, b. Oldecop u. in Comm. b. Fleischer zu Leipzig: *Nahrung für Geist und Herz*, oder *Sammlung sinnreicher und witziger Einfälle* aus der *alten und neuern Geschichte*. 1797. VIII und 152 S. 8. (10 gr.)

Nach dem Vorbericht des Verlegers ist diese kleine Sammlung von einem zur Ruhe gesetzten, wohlmeynenden Schulmanne, „einem Christen und Kinderfreunde," zusammengetragen worden, und wir wünschten ihr das Zeugniss geben zu können, dass sie nicht allein vieles enthalte, dessen Wiederholung einem jungen Gemüth immer nutzt, wenn ihm dasselbe auch aus ähnlichen Schriften bekannt geworden ist (wie es wenigstens mit den Anekdoten aus der ältern Geschichte hier der Fall seyn könnte) sondern dass auch nichts darin zu finden sey, was Schaden bringen und hauptsächlich Aberglauben befördern kann. Aber leider hat sich unter dem Artikel: *Sammlung witziger Einfälle, die ihren Urhebern Misvergnügen und Unglück zugezogen haben*, mehreres von dieser Art eingeschlichen. Man sehe S. 131 u. f. einige Beyspiele einer schnellen göttlichen Strafe, wobey wir indessen nicht verschweigen wollen, dass der Muthwille eines Knaben gegen seinen Rector, der, indem er auf einen Baum klettert, seinem Schulgenossen zuruft: „Unser Rector spricht immer, ich würde auf „keinen grünen Zweig kommen: da stehe ich nun!" und die militärische Aeusserung eines Officiers gegen Gott, welcher bey der Annäherung eines Gewitters, während er beschäftigt ist eine Mine springen zu lassen, „die bedenklichen Worte" hören lässt: „Donnere nur, wir werden bald noch besser donnern!" doch in geziemender Abstufung gerügt worden sind; denn der Knabe fällt vom Baume und bricht nur den Arm, aber den Officier trifft der Blitz, dass er todt zur Erde stürzt. — An den übrigen Artikeln ist nichts auszusetzen; wenn auch ziemlich alltägliche Gedanken von Gellert, wie S. 91 u. f. als lehrreiche Sprüche aufgenommen worden sind, so hat das weiter nichts zu sagen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 1. August 1797.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Unter der Aufschrift: EN ALLEMAGNE: *De l'intérêt de la monarchie prussienne dans les conjonctures actuelles, en Janvier 1796. avec l'examen des intérêts politiques de l'Angleterre, de la Hollande, de l'Allemagne et des états du Nord; de la constitution monarchique de la France; de la possibilité et de l'utilité de la changer; des moyens de corriger l'ancien régime.* 1796. XVI u. 348 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. sagt uns in der Vorrede S. XIV: „die Regenten wollten unterrichtet seyn, (*éclairés*) und man sey immer gewiss, ihnen zu gefallen und Gehör zu finden, wenn man von der reinen Liebe des allgemeinen Besten beseelt und ohne Leidenschaft sey. Jeder sey schuldig, in einer Krise, wie die dermalige, den Tribut seiner Beobachtungen zu liefern, und er habe, seit dem Anfange der Unruhen in Frankreich nicht *eine* Gelegenheit entwischen lassen, den Regenten und ihren Ministern seine Beobachtungen vorzulegen." Dabey versichert uns der Herausgeber, dass bis jetzt noch kein Publicist mit mehr Weisheit, Richtigkeit und Mäsigung geschrieben habe, als der Vf. dieser Memoiren." Wer wird nicht mit gespannter Aufmerksamkeit das Werk eines solchen Mannes lesen? Wer wird aber nicht auch nach einer solchen Ankündigung unwillig werden, wenn er seine grossen Erwartungen in jeder Rücksicht getäuscht findet? Doch wir wollen dem Urtheile unserer Leser nicht vorgreifen.

Die Absicht der Schrift ist, zu zeigen, dass das Interesse aller Staaten die Wiederherstellung der alten uneingeschränkt monarchischen Verfassung in Frankreich erfodere, vorzüglich aber Preussen mit der republikanischen Regierung brechen, und zu Erreichung jenes Zwecks sich mit den übrigen Mächten verbinden müsse. Sein Raisonnement hierbey ist im kürzesten Auszuge folgendes: Preussen hat die Triplealllianz von Oestreich, Russland und England, und im Innern die neuen Thronen erschütternden Grundsätze zu fürchten. Nirgends kann es einen sichern Alliirten finden, als in dem *Könige von Frankreich.* Um dies zu erweisen, will der Vf. uns die Geheimnisse der Staatskunst enthüllen. „*Tirons le rideau qui couvre de son ombre ces mystères politiques, et amenons au grand jour les vues secrètes des puissances prépondérantes, pour les concilier entre elles.*" Wir finden aber nichts, das nicht uns und allen, welche die Geschichte des Tages auch nur aus Zeitungen kennen, längst bekannt wäre. Doch wir wollen ihm weiter folgen. „Preussen war fast immer mit dem Könige von Frankreich verbunden, dankt ihm seine Grösse. Es muss wünschen, dass Frankreich wieder eine Monarchie werde, weil es 1) für ganz Europa, 2) für Preussen insbesondere nothwendig ist. Die Ruhe von Europa kann nicht bestehen, so lange Frankreich eine republikanische Verfassung hat. Erhält im Frieden die Republik den Rhein nicht zur Gränze: so ist der Frieden nicht von Dauer; erhält sie ihn: so ist Deutschland verloren. Ist die Regierung nicht eroberungssüchtig: so erregt sie Unruhen. „*La révolution françoise est par sa nature contagieuse, et son gouvernement essentiellement propagandiste.*" Der Vf. unterstützt hier mit den schon bekannten Gründen die Lehre, die schon in hundert Schriften seit 8 Jahren von den Ausgewanderten und ihren Anhängern, nicht ohne Anschein der Wahrheit, gepredigt worden ist; die uns aber, wie man nun allgemein einsieht, der Gefahr mehr genähert, als von ihr entfernt hat. Bleibt Frankreich eine Republik: so wird nur Amerika gewinnen, aber die *innere Polizey, der Handel, die Finanzen, die Bevölkerung* aller europäischen Staaten leiden. S. 62. *Il n'y a pas un seul homme dans cette partie du monde, quelque soit sa naissance, son état, ses talens et sa fortune, qui n'ait à redouter la république, ses principes, ses armes et sa politique, et qui ne soit aussi interessé personnellement que tous les Souverains à ce que cette horrible révolution soit étouffée dans son foyer, et à ce que la monarchie françoise soit promtement rétablie.* Der Vf. sagt, da er von der Bevölkerung spricht, die französische Revolution koste Frankreich zwey, und den Feinden Frankreichs eine Million Menschen. War es denn aber nicht der Krieg, zu dessen Fortsetzung er alles auffodert, der die meisten derselben würgte? In eben dem Abschnitte erhalten wir eine eben so lange als sonderbare Episode zum Lobe der Auswanderung, *dont M. le Comte d'Artois en s'abandonnant à un heureux conseil, a donné l'exemple salutaire,* (S. 44.) und der Ausgewanderten. Das Verdienst derselben ist zu gross, als dass wir es beurtheilen könnten. *Il n'y a que les ames fortes, capables d'un élan aussi sublime de courage, qui soient en état de l'apprecier* (S. 45.) Da eine so grosse Seelengrösse dazu gehört: so ist es doch hart, dass der Vf. S. 200. die später Ausgewanderten, wegen ihres längern Aufenthalts in Frankreich, zur Rechenschaft ziehen will. Er kann es kaum begreifen, wie die Ausgewanderten nicht eben die Aufnahme finden können, welche vor 100 Jahren die zwar ungerecht

verfolgten, aber *doch ihren rechtmäſsigen Herren ungehorſamen Refugiés* fanden. Was Preuſsen ins beſondere betrifft: ſo bemüht ſich der Vf. zu zeigen, daſs die Republik weder den Willen, noch ein Intereſſe, noch die Kraft haben werde, es zu unterſtützen. Eben ſo wenig würde Preuſsen bey andern Staaten Beyſtand finden. Von Spanien ſagt er: wenn man ihm den Tag des allgemeinen Friedens beſtimmte: ſo wollte er auch den beſtimmen, an welchem dieſes Reich unterjocht ſeyn würde. Der Vf. weiſs das alles ſehr genau anzugeben. Nach S. 114. werden die öſtreichiſchen und preuſsiſchen Monarchien nur noch 10 Jahre, von dem Tage des allgemeinen Friedens an gerechnet, beſtehen. Die Deutſchen erhalten in Rückſicht ihres Charakters, und die Reichsverſammlung in Rückſicht der Ruhe, Würde, Wichtigkeit und tiefen Weisheit ihrer Berathſchlagungen groſses Lob. Er nennt ſie Collegia von Weiſen, und um ſie recht hoch zu ehren, eine diplomatiſche Sorbonne. Was der Vf. von dem Intereſſe der verſchiedenen einzelnen Nationen, die Gegenrevolution zu unterſtützen, ſagt, müſſen wir übergehen, und nur noch bemerken, daſs er ſehr ausführlich von der Nothwendigkeit handelt, daſs Preuſsen Holland ſeine alte Verfaſſung wiedergebe, und dabey, daſs dieſes dem Basler Frieden nicht entgegen ſey, darzuthun ſucht. Der Vf. kommt, nachdem er ſeine Leſer durch alle europäiſche Reiche und in Italien durch die einzelnen Staaten geführt hat, wieder auf Preuſsen zurück. Dieſer Staat, ſagt er, hat wahrſcheinlich den Gipfel ſeiner Gröſse erreicht; er muſs nun nur auf Erhaltung denken; er muſs ſich daher den Höfen von Wien, Petersburg und London nähern, und der Verbindung mit der Republik entſagen, welche ohnehin die Moral verdammt, und die Politik verwirft. Preuſsen muſs den Frieden, der ein Werk der Nothwendigkeit war, und alſo nicht länger beſtehen kann, als dieſe, brechen; es mag der Krieg ohne Preuſsen fortdauern oder der allgemeine Frieden ohne deſſen Zuthun geſchloſſen werden, Frankreich eine Republik bleiben, welches *unmöglich*, oder wieder Monarchie werden; in jedem Falle verliert Preuſsen, und es muſs, wenn es ſein Intereſſe nicht ganz verkennt, je eher je lieber wieder die Waffen gegen Frankreich ergreifen. Rec. findet das ganze Raiſonnement des Vfs ſehr jacobiniſch. Der Vf. macht dagegen ſelbſt einige Einwürfe. Der erſte iſt: *Kann man den Basler Frieden brechen?* Dieſen zu heben, wiederholt er nicht nur das, was oben bereits hierüber geſagt worden; ſondern er ſtellt auch die Behauptung auf: der König habe den Lüttichern und den Polen nicht gehalten, was er ihnen verſprochen habe, und ſey daher auch nicht ſchuldig, es den Republikanern zu halten. So wird man leicht mit allen Einwürfen fertig, und wir finden es unnöthig, ſie mitzutheilen; nur des fünften müſſen wir erwähnen: *es ſey nöthig, Frankreich eine neue Conſtitution zu geben*, da dieſer Einwurf nicht nur ſehr ausführlich abgehandelt wird, ſondern auch ohne Zweifel zum Hauptzwecke der ganzen Schrift gehöret.

Der Vf. ſagt uns S. 210, daſs er nichts als *Frieden* und *wahre Freyheit* wünſche; und deshalb fodert er alle Mächte auf, die Nation zu nöthigen, Ludwig XVIII, die alte Verfaſſung und ſogar die *Lettres de cachet*, deren Miſsbräuche er anerkennt, wieder einzuſetzen. Zu ſagen, daſs Frankreich keine Conſtitution hätte, dies hält er für ein *blasphême politique, une folie, un aveuglement complet*; und wer dürfte ihm widerſprechen? Da er S. 213 ſagt, die *Conſtitution* ſey *la manière politique d'exiſter*: ſo würde ſelbſt Anarchie, wenn ſie von Dauer ſeyn könnte, eine Conſtitution ſeyn.

Wer vor zehn Jahren die Vortrefflichkeit der franzöſiſchen Verfaſſung hätte bezweifeln können, den würde er aufgefodert haben, um ſich zu ſchauen auf die Pracht und Ruhe von Paris. Wir ſollten glauben, man könne nun, um das Gegentheil zu erweiſen, noch ſicherer auffodern, um ſich zu ſchauen und zu ſehen, wie trügeriſch jener Schein, wie unſicher jene Ruhe war! Der Vf. glaubt, die meiſten *Conſtitutionnels*, welche er aber *Conſtitutionnaires* genannt haben will, ſeyen *royaliſtes purs*, die ſich nur deswegen für die beſchränkte Monarchie erklärten, weil ſie an der Rückkehr der alten Verfaſſung verzweifelten. Es ſey aber unrecht, den König überreden zu wollen, darin nachzugeben. Er dürfe es nicht, es ſey ſeinen Verſicherungen entgegen, und er brauche es auch nicht. *Le peuple tombera un jour aux pieds du roi, accablé de douleurs; et ſa ſituation, ſon déſeſpoir, ſon amour feront couler des yeux de ſon auguſte et généreux maître des larmes de compaſſion, d'intérêt et de bonté.* S. 269 *La nation de 1788 eſt encore la même; elle a les mêmes penſées, les mêmes intérêts, elle forme les mêmes voeux, mais elle n'a pas la même liberté de les exprimer.* Wir behalten des Vf. Worte bey, weil man ſonſt glauben könnte, wir ſchöben ihm unrichtige unter. Nach ſolchen Behauptungen wird ſich Niemand wundern, wenn er das Volk und ſelbſt die Glieder der Regierung auffodert, recht bald ſich vor ihrem Könige niederzuwerfen und um Gnade zu bitten.

Der Vf. verlangt nur eine beſtimmte Erklärung der Monarchen, daſs ſie die alte Conſtitution wieder in Frankreich hergeſtellt haben wollen, 30,000 Mann Hülfstruppen, welche der König und Monſieur anführen ſollen, und einige Subſidien, um den König wieder auf den Thron zu ſetzen. Die Franzoſen hätten die erhaltenen Vortheile nur der Schwäche ihrer Feinde und ihren Negociationen zu danken, S. 191; man habe immer ihre Kräfte und Hülfsmittel vergröſsert. Wir ſollten glauben, man habe ſich gerade den entgegen geſetzten Fehler vorzuwerfen. Zum Beweiſe hat er einen ſogenannten *Rapport authentique* abdrucken laſſen, das von der gröſsten Wichtigkeit und Glaubwürdigkeit ſeyn ſoll. Dieſe ſaubere Urkunde iſt ein unter dem 17 Jul. 1794 über die Aeuſserungen eines franzöſiſchen Deſerteurs geführtes Protokoll, das nach Rec. Urtheil nicht den geringſten Glauben verdient. Wer könnte auch nach dem, was ein Deſerteur im Sommer 179., von der Stimmung des Volks und der Armee ſagte, dieſe noch im Jahre 1796 beurtheilen?

Wir glauben unsere Leser hinlänglich überzeugt zu haben, dass diese Schrift in Ansehung ihrer Behauptungen von keinem, und in Ansehung der Ausführung von geringem Werthe sey, und wollen nur noch einen offenbaren Widerspruch rügen, in welchen der Vf. verfällt. S. 6 behauptet er, dass die entvölkerte und ganz erschöpfte französische Republik künftig ausser Stand seyn werde, Preussen mit Gelde oder Truppen zu unterstützen, und S. 11., dass solche mächtige Hülfsquellen ihrer Finanzen und daher grosse Mittel, ihre Nachbarn zu beherrschen und zu unterjochen habe. Dort foderte sein Interesse die Republik ohnmächtig, hier sie furchtbar zu schildern.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Belitz u. Braun: *Du Buats Grundlehren der Hydraulik.* Erster Band zweyte Abtheilung von S. 259—036. nebst Inhaltsverzeichniss S. XCII. 1796. 8.

Der Haupttitel ist der ersten Abtheilung dieser von Hn. Kosmann und Eytelwein besorgten deutschen Ausgabe der Buatschen Grundlehren schon vorgedruckt, daher die, jetzt erst erschienene, zweyte Abtheilung nur einen Schmuztitel führt. Hiermit ist nun der erste Band des Originals beendiget. Gegenwärtige Anzeige ist wiederum nach dem Plan der A. L. Z. bloss auf die Uebersetzung gerichtet, durch die nun wegen der von Hn. *Eytelwein* eingeschalteten Menge lehrreicher Zusätze das Publicum ausserordentlich gewonnen hat. So wie das Original selbst gegen den Vorwurf unnützer speculativer Untersuchungen gedeckt ist, so hat auch Hr. *E.* sich nirgend in seinen Zusätzen in dergleichen leere Betrachtungen eingelassen, und hat durchaus sein vorzüglichstes Augenmerk auf Gegenstände gerichtet, die dem praktischen Hydrotechniker vorzuglich wichtig seyn müssen. Dahin gehören die Untersuchungen über Abflüsse und Ueberfälle bey kleinern Bächen, Strömen und Seen, die Hr. *E.* durch viele besondere Aufgaben dem Praktiker sehr lehrreich zu machen und lichtvoll darzustellen gewusst hat. Wie die Stauungen des Wassers sich bey Einbäuen verhalten werden, ist für den Brücken- und Bahnenbau von grösster Wichtigkeit, und wird von Hn. *E.* gleichfalls durch mehrere Aufgaben erläutert. Ein 600 Fuss breiter Strom, der eine mittlere Geschwindigkeit von $4\frac{1}{2}$ Fuss hat, leidet durch eine Bühne, die ihn auf eine Breite von nur noch 400 Fussen einschränkt, nur eine Stauung von $\frac{1}{2}$ Fuss (S. 318.); hingegen ein 250 Fuss breiter Strom, der auf eine Breite von 113 Fussen eingeschrankt wird, und zuvor eine Geschwindigkeit von 4 Fussen hatte, leidet eine Stauung von 1 Fuss, wie aus der 35ten Aufg. S. 318. folgt. Dieses erwähnt Rec. um deswillen, weil ihm die Resultate beider Aufgaben zu sehr verschieden vorkommen und nach der Natur der Sache die Stauung im letzten Fall in der That zu stark scheint. Zur umständlichen Nachrechnung fehlt es Rec. an Zeit, und er muss die nähere Prüfung Hn. *E.* selbst überlassen. Ueberhaupt verdient aber hier wohl angemerkt zu werden, dass die Beobachtungen des Hn. Du Buat über die Stauungen nicht so lehrreich oder zuverlässig sind, als viele andere seiner trefflichen Beobachtungen, und nicht sicher genug, um allgemeine Formeln darauf zu gründen. Ueber Geschwindigkeit des Wassers in offenen Betten und in Röhrenleitungen noch sehr viele erläuterte Berechnungen, wobey Hr. *E.* oft ohne Nachtheil der Genauigkeit geschmeidigere Formeln giebt. Am Ende ist ein sehr nützliches genaues Inhaltsverzeichniss beygefügt, das den Gebrauch des Buchs sehr erleichtert.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Halle*, Diss. inaug. med. *de Organorum Corporis humani tam energia s. activitate interna, quam cum organis sociis connexione s. Sympathia.* Auct. *Veit*, Vratislav. 1797. 171 S. 8. Der Vf. zeigt sich in dieser ganzen Abhandlung als einen denkenden, scharfsinnigen, und mit reichlichen Kenntnissen und Erfahrungen ausgerüsteten Kopf. Er setzt zuerst die allgemeinen Begriffe von organischen und unorganischen (todten und belebten) Wesen und ihrem Unterschiede, von physischen Kräften und Lebenskräften, organischen Verrichtungen u. s. f. aus einander, worinn er der Meynung seines Lehrers, des Hn. Prof. *Reil* grösstentheils folgt: nämlich dass der Unterschied organischer und unorganischer Wesen bloss an der chemischen Beschaffenheit der Materie liege, welche in den organischen Wesen eine andere Mischung und andere Affinitätsverhältnisse der Stoffe erhalte, wodurch es denn möglich werde, dass Eindrücke als Reize auf sie wirken, d. h. dass gewisse Eindrücke solche Veränderungen in ihrer Grundmischung hervorbringen können, die in der unorganischen Natur nicht möglich sind; woraus dann folgt, dass es gar nicht nöthig sey, ein eignes Lebensprincip oder Kraft anzunehmen, sondern dass das ganze Leben nichts anders als ein chemischer phlogistischer Process, und jede Reizung, jede Zusammenziehung der Faser nichts anders sey, und durch nichts anders hervorgebracht werde, als durch eine vermittelst des Reizes hervorgebrachte chemische Zersetzung. Wir können uns hier nicht auf die Einwürfe einlassen, die schon von mehrern (noch neuerlich von Hn. Prof. *Roose*) gegen diese Hypothese vorgebracht worden sind, sondern wir fragen nur: Wenn das Wesentliche und Auszeichnende der organischen Körper und des Lebens bloss in der chemischen Verschiedenheit liegt, so kann der Fall nur zweyfach seyn: entweder es liegt in ganz verschiedenen Stoffen, oder in ganz verschiedenen Affinitäten, die die organische Materie vor der unorganischen hat. Im erstern Fall, was ist denn die Ursache, warum die organische Materie andere Elemente hat als die unorganische? (wovon uns übrigens auch die Chemie gar nichts sagt.). Im zweyten Fall aber was ist dann die Ursache, warum die organische Materie ganz andere Affinitätsverhältnisse hat als die unorganische? Hier sucht sich zwar der Vf. durch die *mehrfache Verwandschaft (affinite par concours)* zu helfen. Aber eben diese nur in der organischen Welt sich findende besondere Verwandschaft! Warum

rum wird dieselbe nur in der organischen Welt angetroffen? Und gerathen wir also auch bey dieser chemischen Vorstellungsart nicht zuletzt wieder auf eine *causa prima incognita*, welche hier das Chemische so verschieden modificiert, dass es aufhört, chemisch (im gewöhnlichen Sinn) zu bleiben? Das heisst mit andern Worten, wir müssen eine, (ihrem Wesen nach freylich unbekannte) *ratio* oder *principium vitae* annehmen, wozu man den deutschen Ausdruck *Lebenskraft* gewählt hat, ein Ausdruck, gegen den auch manches eingewendet werden kann, der aber, wenn man nur den gehörigen Sinn damit verbindet, uns immer noch der schicklichste bleibt. — Es wird bey der obigen chemischen Vorstellungsart offenbar ein Zirkel im Schluss gemacht, der sich am besten so darstellen lässt. Sie nimmt an, die Lebenskraft ist bloss das Product der organischen Materie. Nun fragen wir, was erzeugt denn die organische Materie? Auch wieder die Lebenskraft, denn sie entsteht nirgends als im Lebenden. — Noch müssen wir bemerken, dass der Vf. nach dem Beyspiel einiger den Ausdruck *Irritabilitas nervorum* statt *Sensibilitas* braucht, welches uns aber nicht schicklich und auch nicht möglich scheint. Denn es ist nun einmal seit *Hallers* Zeiten angenommen, unter Irritabilität die Eigenschaft der Faser zu verstehen, sich gegen den Reiz zusammen zu ziehen, eine Eigenschaft, die noch niemand bey der Nervenfaser hat wahrnehmen können; denn alles, was man von den materiellen Veränderungen der Nerven bey ihrer Reizung bisher gesagt hat, ist doch bloss hypothetisch. Da nun also die Natur selbst jene Reizfähigkeit der Muskelfaser in ihren Aeusserungen so wesentlich von der Reizfähigkeit der Nervenfaser unterscheidet, so ist es für die Bestimmtheit der Begriffe weit besser, diese mit dem Namen Sensibilität, jene mit dem Ausdruck Irritabilität zu bezeichnen. — Der Vf. geht hierauf die wichtigsten Functionen der thierischen Oekonomie durch, um durch die Vergleichung aller Thierklassen zu bestimmen, welche wesentlich zur Existenz und zum Begriff des Thiers sind, und welche nicht. Der Hauptzweck der Schrift ist zu zeigen, dass jedes Organ, in so fern es seine eigne Materie und Structur habe, auch seine eigne Selbstthätigkeit besitze, und also gewissermassen als etwas für sich bestehendes anzusehen sey. Es ist dies zwar dasselbe, was man bisher die *vita propria* oder die specifische Lebenskraft jedes Organs nannte. Die Meynung des Vf. unterscheidet sich aber dadurch, dass er (nach seiner überhaupt angenommenen Vorstellungsart), die vita propria bloss als das Product der jedem Organ eignen Materie und Affinitätsverhältnisse betrachtet, da man sie bisher von der durch die verschiedene Materie und Form verschieden modificirten Lebenskraft ableitete. Es werden hieraus einige merkwürdige Erscheinungen abgeleitet und ins Licht gestellt. Die Verpflanzung eines lebenden Theils in einen andern, der Zähne, der Hahnekämme und Sporen, der Hahnentestikel. — Ferner die merkwürdige Structur der Krystallinse, welche gewährt wird, und eine faserige Structur erhält, ohne dass sie einen bemerkbaren unmittelbaren Zusammenhang mit dem übrigen Körper, weder durch Gefässe noch Nerven hat, sondern die *Arteria centralis* sondert den *Liquor Morgagni* ab, den dann die Linse durch ihre eigne Selbstthätigkeit aufnimmt, und zu ihrer Regeneration verwendet. — Eben so die Formation und Ernährung des Foetus in der Gebärmutter, die, da sie weder nach der Epigenese, noch nach der Evolutionstheorie erklärt werden kann, einem *nisus formativus* der Generationstheile zugeschrieben werden muss, welchen aber der Vf. nicht einer eignen Lebenskraft dieser Theile sondern einer chemischen Attraction, die diesen Theilen eigen ist, zuschreibt. — Auch die Entstehung der Missgeburten und der einseitigen oder zur Hälfte getheilten Krankheiten des menschlichen Körpers, lassen sich nach dem Vf. nicht mehr aus solchen einseitigen Affectionen der Lebenskraft, sondern weit besser aus einer örtlich veränderten chemischen Mischung erklären. Zuletzt wird noch der Nutzen dieser Vorstellungsart auf Pathologie und Praxis gezeigt. Zuerst giebt sie nämlich die beste Widerlegung des Brownischen Systems, indem sie zeigt, dass die Fehler der Lebenskraft nicht bloss in Vermehrung und Verminderung, sondern auch in der verschiednen Mischung der Bestandtheile liegen können, wodurch eine Menge fehlerhafte Modificationen der Lebensthätigkeit der Organe entstehen können — Ferner wird nach der Meynung des Vf. nun erst eine logische Ordnung in der Nosologie möglich, wenn wir diese Mischungsveränderungen und die darauf sich gründende Selbstthätigkeit der Organe zum Grunde legen. Hierauf erlaube uns aber der Vf. nur zweyerley zu antworten. Einmal, diese Mischungsveränderungen, wenn sie auch der Grund der lebenden Erscheinungen wären, hat noch niemand chemisch bestimmen können, und dieses Princip ist also noch eben so hypothetisch, als irgend eines der vorhergehenden. Wir gewinnen also nichts in Absicht der Gewissheit der Erklärung und Eintheilung. Und zweytens, was die Eintheilung der Krankheiten betrifft, so kommt es hierbey auf den Zweck an, ob wir den kranken Körper als Gegenstand der Erkenntniss oder der Behandlung betrachten. Im erstern Fall bey der *naturhistorischen Nosologie* ist es Pflicht, alles so logisch wie möglich zu ordnen und zu theilen, wobey aber freylich vorauszusehen ist, dass jede neue Theorie, die ein neues Grundprincip der Theilung aufstellt, uns auch ein neues nosologisches System geben wird. Im zweyten Fall aber, bey der *praktischen Nosologie*, ist es ganz anders. Hier kommt es gar nicht darauf an, ob alles *a priori* aus einem Princip logisch deducirt sey; sondern darauf, ob die Krankheiten sich durch verschiedene Erscheinungen und durch verschiedene Kurmethoden unterscheiden, und bey dieser Eintheilung haben wir ein Recht, jede Krankheit als eine verschiedene Krankheitsgattung festzusetzen, die ihre wesentlich auszeichnenden Symptome hat, und eine eigne Behandlung erfodert. Den besten Beweis geben die gastrischen Krankheiten. Sie sind logisch genommen bloss örtliche Krankheiten, die keine allgemeine Krankheitsgattung bestimmen. Aber praktisch genommen constituiren sie eine sehr wichtige Hauptgattung der Krankheiten, weil sich eine eigne Heilungsmethode darauf gründet, und sie sich durch ihre pathognomonischen Symptomen auszeichnen. Diese verschiedne Rücksicht bitten wir wohl zu beherzigen, weil wir sonst durch die zu strenge logische Ordnung der Systeme in grosse praktische Verwirrung gerathen könnten. — Uebrigens müssen wir uns noch eine Bemerkung erlauben. Der Vf. findet es absurd, dass man bey der Lebenskraft von Theilung, Anhäufung, etc. sprechen könnte, da doch eine Kraft etwas immaterielles und untheilbares sey, und er findet hierin einen Hauptbeweis gegen die Existenz der Lebenskraft. Aber, wenn wir das Wort Kraft brauchen, so versteht ja jeder Philosoph weiter nichts darunter, als die letzte sinnlich unerkennbare Ursache einer Erscheinung oder einer Klasse von Erscheinungen. Was ist denn die Ursache der Schwere, Attraction, Affinität anders als eine solche Kraft, deren Natur (ob sie materiell oder immateriell sey) noch kein Mensch entdeckt hat, und auch nicht entdecken wird. So gut uns die Philosophie erlaubt, von Veränderungen, Theilungen etc. der Schwere zu reden, in so fern die Körper theilbar sind, denen sie adhärirt; eben so gut ist es erlaubt zu sagen, die Lebenskraft ist theilbar und modificirt, in so fern die Körper, die diese Eigenschaft haben, theilbar und modificabel sind. Jeder Punkt des lebenden Körpers hat ja Lebenskraft, und behält sie auch noch einige Zeit, nachdem er vom Ganzen getrennt ist. — Alle diese Bemerkungen sollen aber nicht im mindesten das Verdienst des Vf. bey seiner Arbeit schmälern, sondern vielmehr beweisen, dass seine Ideen sehr der Untersuchung werth sind, und den Denker weiter führen. Wer solchen Geist mit solcher Gelehrsamkeit verbindet, der bringt gewiss die Wissenschaft auf jedem Wege, den er einschlägt, weiter.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. August 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Breslau, in Comm. b. Korn dem ältern: *Die Gesundbrunnen.* Ein Gedicht in vier Gesängen von *Valerius Wilhelm Neubeck* Med. Doct. 1795. 4. 87 S. (18 gr.)

Durch dieses Gedicht wird die deutsche Poësie in einer Gattung bereichert, in welcher unter den Neuern vorzüglich die Engländer eine beträchtliche Anzahl geschätzter Gedichte besitzen, die dagegen unter uns noch fast gar nicht angebaut ist. Wir unterscheiden hier nämlich von dem Lehrgedichte, das allgemeine Wahrheiten zu versinnlichen sucht, dasjenige, worin irgend eine besondre Wissenschaft oder Kunst, oder ein Theil derselben vorgetragen wird. In jenem, dem philosophischen Lehrgedicht, haben wir nach Haller noch manches aufzuweisen; hingegen hat sich unsre lehrende Muse fast noch nie zu einem Bunde mit andern Geschicklichkeiten und Kenntnissen verstanden, die, nützlich oder ergötzend, das Leben schmücken, ohne auf die höchste Bestimmung der menschlichen Natur Bezug zu haben. Man kann leicht zugeben, (was man auch willig anerkennen muss) dass der Mensch das höchste Objekt der Kunst, und die lyrische und pragmatische Poesie also etwas Höheres sey, ohne jene untergeordnete Gattung zu verwerfen. Auch hat der artistische oder scientifische Lehrdichter das Beyspiel des klassischen Alterthums für sich, aus dem sich unter einer noch weit grösseren Menge sehr bedeutende Werke der Art gerettet haben, und welches dabey den trockensten, undankbarsten Stoff nicht verschmähte. Doch liesse sich gegen das Ansehn dieser Vorbilder folgendes einwenden. Die griechischen Lehrgedichte zerfallen in zwey Hauptklassen. Die ältern (Hesiodus, die alten Gnomiker und Physiker u. s. w.) schreiben sich aus Zeiten her, wo die Prosa noch nicht zum Werkzeuge der schriftlichen Mittheilung gebildet worden war. Ehe man schrieb, musste alles, was man aufbewahren wollte, in Verse gebracht werden. Die poetische Form war also mehr eine Sache der Nothwendigkeit als der Wahl; und nachher, als sich die Schreibekunst schon verbreitet hatte, behielt man sie aus Gewohnheit bey. Die späteren Lehrgedichte der Griechen, an welche die Römischen sich anschliessen, haben alexandrinische Literatoren zu Urhebern, die sich nicht selten in todten Stoffen am meisten gefielen, weil diese dem Dichter alles verdanken, und sie folglich ihre gelehrte Kunst auf die glänzendste Art dabey an den Tag legen konnten. In jenen alten Werken war es mit der Belehrung sehr ernstlich gemeynt, und die Poesie war Nebensache; hier hingegen war es bloss um diese, und zwar nur um das Künstliche in ihr zu thun, und die Belehrung blieb nur der scheinbare Zweck. Man weiss, das manche einen Gegenstand besungen, den sie gar nicht anschaulich durch eignes Studium, sondern bloss durch eine mittelbare Ueberlieferung nothdürftig kannten, für den sie also kein wahres Interesse haben konnten. Allein wo dieses auch vorhanden ist, reicht es zur eigentlichen Künstlerbegeisterung, die sich auf ein unbedingtes Bedürfniss unsrer Natur bezieht, noch nicht hin, weil alle bedingten Zwecke nur bedingt interessiren. Daher der Mangel an Leben im Ganzen eines Lehrgedichtes bey der schönsten Lebendigkeit der einzelnen Bestandtheile. Wie dürftig werden z. B. in Ovids Fastis die reizenden Mythen und Schilderungen von Festen, durch den völlig unpoetischen, für Herz und Einbildungskraft gleich leeren Begriff eines Kalenders zusammen gehalten. Es fragt sich also: wie läst sich ein bloss logisch gegebnes Ganzes, nicht allein durch Ausschmückung der Theile, sondern auch als Ganzes ästhetisch beleben? Da das unbedingte Streben ein Hauptkennzeichen der künstlerischen Begeisterung ist, und da es ausser dem Gegenstande derselben, dem Schönen, nur zwey Objecte eines unbedingten Strebens für den Menschen giebt, nämlich das Wahre und das Gute; so läst sich denken, dass das Streben nach einem von beiden, die philosophische oder sittliche Begeisterung, in diesem Falle als Surrogat der künstlerischen dienen könnte. Die philosophische Begeisterung kann nur bey Erkenntnissen Statt finden, welche den Menschen als Menschen angehn, also auch kein andres als ein philosophisches Lehrgedicht beseelen. Die sittliche aber erstreckt sich auf alle Gegenstände, bey denen eine Beziehung auf Ideen möglich ist. Der didaktische Stoff könnte also, wenn er von solcher Beschaffenheit wäre, im Einzelnen durch sinnliche Darstellung, im Ganzen durch eine sittliche Stimmung des Gemüths, (die man ja nicht mit einem moralischen Zwecke verwechseln muss, welcher, wie die Erfahrung lehrt, pädagogisch, ökonomisch u. s. w. häufig ohne jene betrieben wird) aus dem unpoetischen Gebiete des Verstandes entrückt werden.

Es ist hier nicht der Ort, diese Gedanken, die nur durch flüchtige Winke angedeutet werden konnten, weiter auszuführen und zu begründen. Wir eilen zu ihrer Anwendung auf das vorliegende Gedicht. Die Lehre vom Gebrauche der Mineralwasser konnte als ein kleiner Theil der beynahe unermeslichen Arzneywissenschaft nur ein sehr bedingtes scientifisches Interesse haben; der Dichter hat ihr ein freyeres, allgemein menschliches verliehen. Das, wodurch er seinen Gegenstand adelt und gleichsam heiligt, ist wohlwollender

der Eifer, als Arzt zum Besten seiner Mitbrüder zu wirken; und dankbare Bewunderung der wohlthätigen Veranstaltungen der Natur. Diese beiden lebenden Gefühle begleiten ihn fortdauernd und gleichmäfsig auf seiner ganzen Laufbahn: sie sind die Seele seiner Darstellung, und verrathen sich entweder stillschweigend im Tone derselben, oder werden auch ausgesprochen, aber diefs nur hier und da mit weiser Mäfsigung. Der Dichter hat seinen Stoff mit lieblicher Fülle zu bekleiden und sich überall, wo er vermöge seines Vorsatzes den Schritt hinwenden muss, mit der reichsten sinnlichen Gegenwart zu umgeben gewufst. Die Schilderung der Brunnen nach ihrer Lage, und das ländliche Leben, welches Brunnen- oder Badegäste führen sollen, giebt Gelegenheit zu vielen anmuthigen Landschaftsgemählden. Alles widerwärtige und ekelhafte, was bey manchen medicinischen Gegenständen schwer zu umgehen seyn möchte, ist bey diesem durchaus vermieden. Es ist immer auf eine solche Art von den Heilkräften der Gesundbrunnen die Rede, dafs die Krankheiten, denen sie entgegenwirken, blofs im Allgemeinen charakterisirt werden. Die ganze Ausführung zeugt von einem durch vielfache Uebung und Studium der Meisterwerke gebildeten reifen Dichtergeiste, und nähert sich an nicht wenigen Stellen wirklich dem Klassischen.

Indem wir dem Gange des Gedichtes folgen, werden wir dieses Urtheil durch einige Beyspiele belegen können. Die Anlage ist, wie es sich gehört, einfach und lichtvoll. Der erste Gesang beschäftigt sich mit der Entstehung der Mineralquellen, der zweyte mit der Beschreibung der vornehmsten, welche Deutschland besitzt; der dritte und vierte mit Vorschriften für die Brunnencur. Der naturhistorische Inhalt des ersten Gesanges ist durch eine kühne, aber erlaubte, Dichtung ganz ins Wunderbare und Epische hinüber gespielt. Nach der kurzen, in eine lobpreisende Begrüfsung der Hygiea, als seiner Muse, verwebten Ankündigung fragt der Dichter:

> Doch wer leitet mich hin in das Reich der heilsamen Quellen?
> Wer in eure Felsenhallen, ihr reinen Najaden?
> Wer, wer zeigt in der Erd' Abgründen mir jeden verborgnen,
> Hohlen, ummachteten Gang der Natur, wo die werdende Quelle
> Aus den Adern des Bergs, mit Heilkraft schwanger, hervorrauscht?

Er wendet sich an die Nymphe der Gera, welche nahe bey seinem Geburtsorte, Arnstadt in Thüringen, vorbeyfliefst. Romantische Gemählde des von ihr durchströmten Thales, und hierauf der Grotte, wo sie entspringt. Hier erscheint ihm die Göttin:

> — der hohen Begeistrung
> Trunkenes Auge schauet entzückt in dem Innern der Mooskluft,
> Auf die Urne gelehnt, die ruhende Nymphe. Sie lauscht hier
> Lächelnd und halbentschlummernd dem Silbergelispel der Quelle.
> Blitzender Thau, wie der Lenz ihn träuft auf knospende Rosen,
> Perlet ihr um die Stirn und hängt in den lockigen Haaren. u. s. w.

Sie erwiedert auf seine Bitte:

> Kühn, o Sterblicher, ist der Wunsch, ein Land zu betreten,
> Wo mit verwegenem Tritt noch kein Erschaffener jemals
> Wandelte; doch die sey er gewährt. Kein frevles Verlangen,
> Keine vermessne Begier, das Unbekannte zu schauen,
> Aber den schönen Wunsch, hülfreich und tröstlich den Menschen,
> Gleich den ewigen Göttern, zu seyn, erblick' ich im Innern
> Deiner unsterblichen Seele.

und so drückt sie die sittliche Stimmung des Dichters aus, wovon wir oben sprachen. Nachdem sie ihn belehrt, woher überhaupt „die Quellen den Reichthum ihrer Gewässer empfahn," führt sie ihn in das unterirdische Reich der Ströme. Die erste Idee zu dieser Wanderung gab vielleicht die Geschichte vom Aristäus beym Virgil, auf die auch (S. 8) angespielt wird; aber sie ist mit wahrhaft genialischer Kraft und Neuheit durchgeführt. Sie gelangen in das Reich der eisenhaltigen Quellen. Wie das Wasser von Eisentheilchen durchdrungen wird, und dadurch eine stärkende Kraft gewinnt, erläutert folgendes Gleichnifs sehr schön:

> So kömmt jeglicher West, der Ceylons Wälder durchsäuselt,
> Unter des Zimmtbaums Blüthen dahinschlüpft, oder des Amra
> Knospende Wipfel umschwärmt, mit Würzgerüchen beladen
> Aus den Schatten ins offne Gefild, und erquicket den Wandrer,
> Der, mit Staube bedeckt, sich nun dem düftenden Hainthal
> Eilender naht und athmender trinkt den erfrischenden Luftstrom.

Darauf wird die Lehre, dafs die fixe Luft das Brausen und Perlen der Mineralwasser verursacht, in der edelsten und bildlichsten Sprache vorgetragen. Der Dichter geht zu einem prachtvollen Lobliede auf das Eisen über, und gedenkt, nach dem mannichfaltigen Nutzen desselben im Kriege, für den Ackerbau und die meisten Künste, auch des Compasses.

> Durch die schreckliche Nacht bist du, leichtschwebende Nadel,
> Ihm (dem Piloten) ein treues Orakel, das unter magischem Leben
> Ihm weissaget, in welcher umwölkten Gegend des Himmels
> Sirius strahlt und Arktur, das Siebengestirn und Orion.

Mit einem leichten Uebergange kehrt er von dieser Episode zu den Heilkräften des Eisens zurück. Die Göttin führt ihn hierauf in das Reich der Salze, die sich, wie sie ihn lehrt, nach ihrer Verwandtschaft anziehen. Nun wird dieses Naturgesetz der Anziehung in seinem erhabnen Umfange erklärt, und rührend auf die Sympathie sittlicher Wesen angewandt. Den kräftigsten Schwung der Phantasie, alle Gewalt der Sprache, den ganzen Zauber männlicher und bedeutender Rhythmen hat der Dichter aufgeboten, um die unterirdische „Flammenwelt der Vulkane" darzustellen, an deren Gränze die Göttin ihn zuletzt führt, weil die schwefelhaltigen und warmen Quellen daselbst entstehen. Gern würden wir unsre Leser zu Richtern machen, wie meisterhaft es ihm gelungen ist. Nach vollbrachter Wanderung schliefst der Gesang mit einem dankenden Hymnus an die Nymphe.

Wenn der Dichter durch den Anfang des zweyten uns leise an Klopstocks Rückkehr in die Oberwelt im dritten Gesange des Messias erinnert, so darf er die Vergleichung nicht scheuen. Durch den überraschenden Uebergang von der Freude am Leben, zu den menschenfreundlichen Gesinnungen des Arztes, und der Freude über das Gelingen seiner Bemühungen ist der Eingang mit

mit dem Tone des Ganzen in die schönste Harmonie gesetzt. Die berühmten Quellen der Vorzeit werden von dem Gesange ausgeschlossen, aber, indem diess geschieht, in folgenden tönenden Zeilen verherrlicht:

Fruchtlos wär' es, im Liede die Nymfen alle zu preisen,
Welche der Vorwelt Barden mit Hymnen ehrten; es sind ja
Längst im Strome der Zeit die silbersprudelnden Urnen
Jener Najaden versunken. Kallirhoë spielt mit den Schwestern
Nicht mehr unter den Palmen am Ufer der Quelle Phiala.
Juda wallet nicht mehr zu der salomonischen Tadmor
Quellen, die jetzo vielleicht im Sande der schweigenden Wildniss
Unter den moosigen Trümmern versiegen der alten Palmyra.
Selbst der herrliche Chor von Hellas Oceaninen,
Ach! er entfloh schon längst zum Korallenhaine der Mutter,
Dort in stiller Trauer zu weinen über Achaens
Hingeschwundenen Ruhm. Ausoniens liebliche Nymfen
Laden nicht mehr mit Silbergesang das mächtige Volk ein
Aus herruskischem Stamm. Die heilsamen Quellen zu Bajä
Lispeln mit lyrischem Ton in Flakkus Liedern allein noch.

Auch die neueren ausländischen Quellen berührt der Dichter nur flüchtig, und beschränkt sich auf die wichtigeren Deutschlands. Hier hat er sich das Geschäft schwerer gemacht als nöthig war: man verlangt von solch einem Verzeichnisse keine Vollständigkeit, und würde manchen Gesundbrunnen nicht vermissen, wenn er übergangen wäre. Aber eben in diesem Theile des Gedichts hat er seine grosse Sicherheit in der Kunst bewährt. Er ist unerschöpflich an charakteristischen Zügen, Gemählden, Wendungen, Anspielungen, episodischen Verzierungen, und wo durchaus etwas ähnliches wiederkommen musste, an anders schattirten Tinten des Ausdrucks, so dass er unter der grossen Anzahl von Quellen jede auf eine eigenthümliche und anziehende Art preist. Bey Pyrmont werden die Alterthümer der Gegend hervorgerufen; beym Carlsbade und Töplitz wird die merkwürdige Entdeckung dieser Bäder erzählt; von Wisbaden gerühmt, dass das Mineralwasser den daselbst gebauten Wein veredelt; bey Lauchstädt werden die sächsischen Schönen, die das Bad gebrauchen, sehr schmeichelhaft aufgefodert, der Nymphe einen Kranz zu winden u. s. w. Welchen klassischen Sinn verräth folgendes Spiel mit einem klassischen, dem Egerbrunnen zugetheilten Namen:

Bist du Hesperiens Thälern entflohn, *Egèria?* Bist du
Jene Najade, die, gleich der helfenden Ilithyia
Einst anriefen die Mütter der Weltbeherrschenden Roma?
Bist du selber die Göttin Egeria? Oder empfingst du
Nur den ehrenden Namen von Numa's ernster Gespielin?
Wer du auch seyst, dich grüsst mein Lied mit dem herrlichen Namen,
Nennt dich Egeria, Göttin und Helferin, weil du den Heilquell
Hier im blühenden Thal hinströmst zum Segen der Menschen.

Aeusserst dichterisch wird von einem andern Gesundbrunnen gesagt, dass die benachbarten Bauern ihn auch in gesunden Tagen zu trinken pflegen:

Huldiget, Saiten, der Nymfe, die dort in dem ländlichen *Flinsberg*
Oft sich zum frölichen Mahl mitsetzt in der Hütte des Landmanns.

Der Dichter liebt diesen Quell vorzüglich, weil er ihm die Genesung seiner Freundin verdankt. Bey einem andern ehedem besuchten, jetzt in Verfall gerathenen lässt er uns die Klage der Nymphe in zarten Tönen vernehmen.

In den beiden folgenden Gesängen werden die bey einer Brunnencur zu beobachtenden Vorschriften gegeben, und auch hier sind die vielfachen Schwierigkeiten glücklich besiegt. Die Wahl der Jahrszeit und einer gesunden Wohnung, frühes Aufstehn, Verfahren beym Brunnentrinken, Diät in den Speisen, die verschiednen Ergötzungen, welche der Gesundheit am zuträglichsten sind: zwanglose Gesellschaft, leichte Lectüre, fröhliches Schauspiel, Billard oder Ballspiel, Reiten, Fahren, Spaziergänge oder andre Leibesübungen, Fischfang, Botanisiren, Jagd, (wenn die Brunnencur in den Herbst fällt) und endlich Tanz: nichts ist vergessen, alles wird „mit des Pindus duftenden Blumen" auf das gefälligste geschmückt. Wenn im Vorhergehenden die wesentlichen Vorzüge eines Dichters, *mens divinior atque os magna sonaturum* sich schon oft glänzend entfaltet haben, so beweist der Sänger hier, wie günstig ihm die landliebenden Musen jenes *molle atque facetum* des Virgil, gewährt. Nirgends sinkt er zum Matten oder Prosaischen herab; denn dass er manches, was sich nicht ohne Zwang in Bilder kleiden liess, freywillig mit schmuckloser Grazie ausdrückt, wie in folgendem Verse:

Trinke gemach, und wandle dabey! So lautet die Regel.

ist davon noch sehr weit verschieden. Durch solche einfachere Stellen werden einige Episoden (man weiss, das Lehrgedicht ist mit Recht der eigentliche Wohnsitz der Episoden) in denen die Einbildungskraft ihre blühende Fülle ergiesst, noch mehr gehoben. Den Vorschriften über den Gebrauch der Bäder wird die Geschichte desselben angeknüpft, und eine Welt von Erinnerungen in den stolzesten Bildern und Rhythmen geweckt. In den ältesten Zeiten badeten sich nur Gesunde:

Nach mühseliger Heldengefahr in Thrinakiens Eiland
Spülte sich wieder am Thermopyl die Kraft des Herakles
Ab den Staub und den Schweiss, und es kehrte dem badenden Halbgott
Wieder die mächtige Stärke zurück, die Löwen besiegte.
Sparta stürzte sich einst in die Strömungen mächtiger Flüsse,
Und es entstieg ein Geschlecht der Heroen der kalten Krystallfluth,
Todverachtende, löwenbeherzte Tyrannenbezwinger.

Nachher empfahlen die griechischen Aerzte, zuerst Hippokrates, auch Kranken das Bad. Bey den Römern wird die bekannte Geschichte, dass Augustus auf den Rath seines griechischen Arztes Antonius Musa das Bad zu Bajä mit gutem Erfolg gebrauchte, dass eben diese Cur bey seinem Neffen Marcellus, der bald darauf starb, nicht anschlug, auf eine Weise eingeführt, die nicht nur den Verehrer des Antiken, die jeden Freund des Schönen entzücken wird:

Als, entarteter schon, sich die stolzen Quiriten entnervten,
Beym Falernerpokal, und am Busen schlauer Corinnen,
Sendete Musa's Kunst den Imperator gen Bajä,
Und in der keuschen Umarmung der Nymfen krönte Genesung
Ihn mit schönerem Kranz, als Rom ihm gab im Triumfzug.
Tuskische Nymfen, warum ach! flocht die neidische Parce,
Euren gefeyerten Urnen zur Schmach, zum Jammer der Mutter,
Seinem Marcellus den Kranz aus Zweigen der düstern Cypresse?

 Taub-

Taub ist, (ruft ihr zurück) das Ohr der eisernen Parce.
Dunkel der Vorsicht Rath, labyrinthisch die Wege des Schicksals.
Tröste dich, Schatten des Musa! Noch heut entsteigen nicht alle,
Froh der Genesung, dem Bad, noch heute bekränzt die Cypresse
Selbst an dem Heiligthum der Najaden die Schläfen des Jünglings,
Und mit Rosen bestreun sein Grab noch weinende Mädchen.

Wie grofs! wie rührend! Und wie gewandt ist durch die letzte Betrachtung die Erzählung auf den nächsten Gegenstand des Gedichtes zurückgeführt! Aber das Loos der Vergänglichkeit trifft nicht den Menschen allein, sondern alle irdischen Dinge. Auch Bajä erfuhr es.

Siehe, der Wanderer findet, wo Baja's Marmorpaläste
Prangten, gesunkene Trümmer. Sein Laubnetz hänget der Efeu
Um das Gebälk; den Fufs korinthischer Säulen umwuchern
Nesseln und Sandriedgras.

In den darauf folgenden, weiter umherirrenden Blicken auf die Scenen des Alterthums ist Jetzt und Vormals, Leben und Erstorbenheit bezaubernd vermählt: es sind Abbildungen fröhlicher Götterfeste auf einem Sarkophag. Ungern versagen wir uns das Vergnügen der Mittheilung; nur noch Ein Zug mag hier stehen. Auch Hadrians Villa ist dahin.

Pästums Rosen verhauchen nicht mehr um die Locken des Mädchens
Würzigen Duft, des Mädchens, das ohne Verschleirung und Gürtel
Grazien gleich dem Bad entstieg.

Ja, selbst der Lorbeerbaum auf Virgils Grabe ist verdorrt! Mit dieser Erinnerung an sein Vorbild nimmt der Dichter den Faden wieder auf.

Der vierte Gesang ist nicht weniger reich ausgestattet als seine Vorgänger. Wie reizend ist, um unter vielen nur eins zu nennen, bey Gelegenheit des Botanisirens die Begattung der Pflanzen geschildert! Das Ganze schliesst mit einer herrlichen Episode von ganz andrer Art als die obige. Der Dichter warnt vor Uebermaafs im Tanz, und vor plötzlicher Erkältung. Er erzählt die Geschichte eines jungen Mädchens, die bey ihrem Aufenthalt an einem Gesundbrunnen, vom Tanze erhitzt, sich in den Garten schlich, aus einer Quelle trank und augenblicklich todt blieb. Man lese selbst, wie meisterhaft Zeit und Scene des Vorfalls zu pathetischen Eindrücken benutzt sind! Das Schrecken und die Trauer ihres Geliebten, die theilnehmende Klage ihres Freundes (denn der Dichter war ihr Freund) und endlich ihre Grabschrift lassen den Stachel der Wehmuth tief im Herzen zurück.

Von höheren ästhetischen Vorzügen angezogen, haben wir auf den äussern technischen Theil des Gedichtes kaum noch einen flüchtigen Blick werfen können; allein die angeführten Beyspiele setzen den kundigen Leser in den Stand selbst darüber zu urtheilen. Die Sprache ist rein und voll, auserlesen, kräftig und würdig. Die Wortstellungen haben Nachdruck, Schwung, und dennoch ungezwungne Leichtigkeit. Neue Zusammensetzungen sind bescheiden, nach den Regeln der Analogie und des Wohlklanges, versucht. Die Beywörter sind fast immer treffend, bedeutungsvoll, mahlerisch, tönend, zuweilen neu, sinnreich und überraschend glücklich. Vielleicht sind sie hier und da mit zu freygebiger Hand ausgestreut; aber da sie die forteilenden oder gehaltenen Tänze des Rhythmus überall heben und tragen helfen, so läfst man sich diefs gern gefallen. Was den Bau des Hexameters betrifft, so gesteht Rec., dafs er ihn in keinem deutschen Gedichte, Vossens Louise ausgenommen, in so grosser Vollkommenheit fand. Es versteht sich, dafs hier blofs von demjenigen Hexameter die Rede ist, wobey die Mannichfaltigkeit und der metrische Ausdruck immer dem Gesetz der rhythmischen Schönheit untergeordnet bleibt: Gränzen, die Klopstock im Messias aus Grundsatz überschritten hat. Auch den Werth des vertraulichen Hexameters wollen wir keinesweges herabsetzen. Wer Vossens hexametrischen Versbau studirt hat, wird leicht erkennen, dafs Hr. *Neubeck* sich hierin ganz nach ihm gebildet, aber auch dafs er ihm seine Kunst beynahe bis zur Gleichheit abgelernt. Der wichtigste Unterschied möchte seyn, dafs er die Pausen des Sinnes häufiger an den Schlufs der Zeile setzt, so dafs manchen Stellen die vom Dionysius so sehr empfohlne metrische λογοειδεια fehlt. Auch hat er sich hier und da noch einen weiblichen Abschnitt im vierten Fufse erlaubt. Er hat nicht unterlassen, seinen Meister dankbar zu preisen: „den Sänger

Lieblicher Landidyllen, die selbst Apollon-Homeros
Beyfallslächeln gewännen, wofern sie der Alte vernähme."

Hier hätten wir also wieder eine Rechtfertigung des alten Mythus, welcher den Gott der Dichtkunst zugleich zum Vorsteher der Arzneykunde machte, und Bürgers Lob der Aerzte in seinem Gedicht *an Apollo* findet eine treffende Anwendung auf den Verfasser dieses geistvollen Werkes. So vieles Lob, fast durch gar keinen Tadel gewürzt, könnte übertrieben scheinen: Rec. mufs daher versichern, dafs er, um nicht die Rolle des Beurtheilers mit der des Lobredners zu vertauschen, seine Ausdrücke so viel möglich gemäfsigt. — Aber wie kömmt es, wird man fragen, dafs ein solches Product noch nicht bekannter wurde? Rec. gesteht wenigstens, dafs es ihm, ungeachtet seiner Aufmerksamkeit auf wichtige Erscheinungen in der deutschen Poesie, gänzlich entgangen war, bis er zur Beurtheilung desselben aufgefodert ward. Walten ungünstige Sterne auch über das Schicksal mancher Bücher? Oder ist Verkehrtheit des Geschmacks daran Schuld, wenn das Vortreffliche nicht bis zu einer Lesewelt hindurchdringt, die auf allen Seiten mit dem Mittelmäfsigen und Schlechten umringt ist? Doch es kann nicht fehlen, dieses Gedicht mufs seinem Urheber in der Folge einen ausgezeichneten Platz unter Deutschlands Dichtern sichern. Kleist wurde durch seinen *Frühling* unsterblich; wir wollen kein Blatt aus dem Kranze des ruhmvollen Todten zu reissen suchen: aber man vergleiche! Vielleicht hat das unscheinbare Aeufsre des Buchs seinen Umlauf verhindert: das graue Papier, das unbequeme Quartformat, auch der wenig versprechende Titel. Wir wünschen und hoffen, es möge bald in einer gefälligeren Form erscheinen, damit jeder Freund der Dichtkunst es an einem oft besuchten Platz seiner Büchersammlung aufstellen könne.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. August 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

London, auf Kosten des Vf. b. Cadell, Davies, u. f. f.: *A Philosophical and Critical History of the Fine Arts, Painting, Sculpture, and Architecture,* with occasional Observations on the Progress of Engraving, in it's several Branches — — in four Parts. *Volume II.* By the Rev. *Robert Anthony Bromley,* B. D. 1795. L. u. 530 S. gr. 4. (1 L. 1 Sh.)

Der erste Band dieses in Deutschland nicht sehr bekannt gewordenen Werks erschien 1793, und stand aus zwey Theilen, deren erster die vornehm... Grundsätze der Malerey, mehr theoretisch als ...torisch, abhandelte, und deren zweyter die Ge...ichte der schönen Künste in den Zeiten des Alter...ums, ihre Fortschritte und Ermunterungen in Asien, ...gypten und Griechenland, erzählte. In England ... die Arbeit des Vf. keine sonderlich günstige ...nahme. Man erkannte sie bald für eine, nicht ... geschickte noch zweckmäsig genug geordnete ...pilation aus den Werken *Winkelmann's* und des ... *d'Hancarville.* Am unzufriedensten damit wa... verschiedne Mitglieder der königlichen Kunstaka...ie, besonders die beiden rühmlich bekannten ...stler *Füessli* und *Copley.* Sie erklärten ihre Un...iedenheit in verschiednen Versammlungen der ...demie, und glaubten, Hn. *Bromley's* Werk ver...e keinen Platz in der akademischen Bibliothek. ...über entrüstet, liess er sich mit ihnen in einen ...tenden Briefwechsel ein. Drey sehr ausführliche ...fe von ihm an die gedachten beiden Künstler, die ...her in dem Morning Herold standen, sind hier ...der abgedruckt. Sie enthalten ziemlich allgemei... Rechtfertigungen, obgleich es auch scheint, dass ... Gegner des Buchs ihren Tadel mehr wider ein...ne Stellen und nicht so gar erhebliche Fehler, als ...er das Ganze, gerichtet haben.

In dem gegenwärtigen zweyten Bande wird zu... in dem vierten Buche von der Kunst in Hetrurien ...andelt. Man findet hier nicht viel mehr, als was ... oben schon genannten Schriftsteller, *Winkelmann* ... *d'Hancarville* über diesen Gegenstand gesammelt ...ben. Kein Wunder, dass dem Vf. die *Heynischen* ...tersuchungen über die Zeitalter der hetrurischen ...ildnerey unbekannt waren; eher hätte man indess ...warten sollen, dass ihm die neuern *Hamiltonschen* ...richtigungen der bisherigen Meynungen und der ...wechselung altgriechischer und hetrurischer Kunst nicht so ganz fremd geblieben wären. Des *Lanzi* interessanten Saggio di Lingua Etrusca hat er indess benutzt, ob er ihn gleich S. 14. als das Werk eines Ungenannten anführt. Aber auch dieser Schriftsteller hatte sich in dem, was er über den Styl der hetrurischen Kunst, und dessen verschiedne Epochen, beybringt, hauptsächlich an *Winkelmann* gehalten.

Das fünfte Buch betrifft die Geschichte der bildenden Künste bey den *Römern,* und handelt, in drey Abschnitten, von ihrer Bildhauerkunst und Malerey, von dem Schutze, welchen sie den bildenden Künsten angedeihen liessen, und von ihrer Baukunst. Auch hier findet der Kenner der Kunstgeschichte fast lauter anderweitig bekannte Dinge, mit den Nachrichten des vorigen Buchs aus gleichen Quellen geschöpft. Sie sind aber doch in eine ganz gute und übersehbare Verbindung gebracht, und werden bis auf den Verfall des römischen Reichs hingeführt. Der Antheil griechischer Künstler an den römischen Bildnerwerken und Gebäuden war unstreitig sehr gross, und es ist daher schwer, das eigenthümliche Verdienst der Römer in der Kunst auszusondern. In Ansehung einiger Werke und einiger besondrer Kunstfertigkeiten, besonders der geometrischen und perspektivischen Beyhülfe in der Baukunst, hat der Vf. indess diese Aussonderung versucht.

Im sechsten Buche wird die Kunstgeschichte des *morgenländischen Kaiserthums* abgehandelt, und der erste Abschnitt betrifft die dortige Bildnerkunst und Malerey. Wie bekannt wurden viele der besten Kunstwerke nach dem neuen Kaisersitze, nach Konstantinopel, gebracht, aber die Fortschritte in der fernern Ausübung der Kunst wurden durch mancherley bekannte Ursachen gehemmt. In der Bildnerey waren sie indess doch bedeutender, als in der Malerey, nur dass auch dort der Geschmack immer mehr in Verfall gerieth. Konstantin that viel zur Ermunterung der Künste; Aberglauben und falscher Geschmack aber wirkten ihm zu mächtig entgegen, und seine Nachfolger setzten jene Ermunterung nicht fort. Theodosius der Erste macht hievon zwar eine Ausnahme; seine Bemühungen wurden indess durch manche nachtheilige Einflüsse vereitelt. Die Regierungszeit des Arkadius zeichnete sich mehr durch Sammlungen aus, als durch Verfertigung neuer Kunstwerke. Günstiger war die Zeit Justinians, obgleich die ihm als Kunstbeförderer ertheilten Lobsprüche zum Theil übertrieben sind. Unter dem Kaiser Heraklius war der Verfall der Künste sehr gross, obgleich die Malerey wieder emporzustreben versuchte. Was indess in ei-

nigen

nigen Schriften des Mittelalters von den grofsen, wundervollen Wirkungen mancher Gemälde geistlichen Inhalts gerühmt wird, mufs man nach dem Maafsstabe des damaligen Geschmacks und schwärmerischen Religionsgefühls beurtheilen. Um diese Zeit war indefs die musivische Arbeit noch weit besser, als kurz hernach. Die Ursachen des nachherigen immer tiefern Kunstverfalls werden angeführt; und zuletzt erwähnt der Vf. noch das Verdienst der griechischen Mönche um die Erhaltung mancher Kunstarbeiten, besonders der Basilianer und ihrer Gesellschaft zu Rossano in Grofsgriechenland. — Das zweyte Kapitel dieses Buchs erzählt die Schicksale der Baukunst im morgenländischen Kaiserthum, besonders in Konstantinopel, wo man von dem Edeln und Einfachen des griechischen und römischen Geschmacks gar bald abwich, und über die Liebe zur Pracht und zu Verzierungen Regelmäfsigkeit und schönes Verhältnifs aus der Acht liefs. Von der Beschaffenheit der vielen unterm Konstantin errichteten grofsen Gebäude läfst sich nur noch aus sehr wenigen Ueberresten urtheilen. Marcian's Ehrensäule, kaum nur hundert Jahre später errichtet, giebt traurige Begriffe von dem damaligen Kunstgeschmack. Zuletzt verweilt sich der Vf. bey der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem, in ihrer vormaligen und jetzigen Gestalt, und bey der vom Justinian wiedererbaueten Sophienkirche zu Konstantinopel, mit der sich eine neue Epoche der Baukunst anfängt.

Von der *gothischen Baukunst* handelt das ganze siebente Buch; und gleich Anfangs wird bemerkt, dafs die Benennung *gothisch* von den Italiänern herrühre, und überhaupt den rohen, unförmlichen Styl in der Baukunst bedeute, der von dem ältern griechischen und römischen Geschmack sich immer mehr entfernte, und den sie am besten mit dem Namen eines ihnen feindseligen und verhafsten Volks bezeichnen zu können glaubten. Zwey Hauptepochen werden hier unterschieden, die des ältern gothischen Styls, den die Engländer auch den *sächsischen*, und die Italiäner den *deutschen* nennen, worin noch Spuren der alten griechischen und römischen Architektur, obgleich entstellt, sichtbar waren; und die des neuern oder spätern gothischen Styls, der ganz von jenen Vorbildern abgieng, und seine ganz eignen Grundsätze hatte. Der Vf. sucht indefs darzuthun, dafs weder die Gothen, noch die Longobarden, noch die Sachsen, Urheber jener erstern Manier waren, und verweilt sich umständlich bey der Charakterisirung der angelsächsischen Bauart, die noch immer, obgleich sehr unvollkommen, sich an die Nachahmung der römischen hielt. Eben so wenig hält er die Sarazenen für Urheber des neuern gothischen Styls, wozu die Ueberreste ihrer Gebäude in Sicilien und Spanien auch keinen Grund geben. Den Franken und Normännern kann gleichfalls die Entstehung dieser Bauart nicht zugeschrieben werden. Uebrigens gesteht der Vf. dafs es leichter sey, das Verneinende, als das Bejahende dieser Frage anzugeben. Der zugespitzte Bogen war eigentlich kein ursprünglicher Antheil des neuern gothischen Styls. Man hat mehrmals schon die Nachbildung eines Hains oder Waldes als den Ursprung dieser Wölbungsart angeführt; eine Vermuthung, der man auch dadurch mehr Wahrscheinlichkeit hat geben wollen, weil die Urheber derselben, sie mögen gewesen seyn wer sie wollen, wahrscheinlich während ihres Heidenthums an den Götterdienst in Hainen gewöhnt gewesen wären. Aber sie waren doch längst schon zum Christenthum übergegangen. Uebrigens aber hat diese Meynung allerdings viel für sich. *Murphy* hat in seiner Einleitung zu den unlängst von ihm herausgegebnen Abbildungen gothischer Gebäude, besonders der Batalha, in Portugall, eine andere Idee zur Sprache gebracht. Er glaubt, die Pyramidenform sey bey dieser Bauart der Grundgedanke gewesen; und diese Voraussetzung hat er mit vielem Scharfsinn zu bestätigen gesucht. Uebrigens trieb man diese Bauart, wie bekannt, von jeher als Geheimnifs, und errichtete geschlossene Zünfte und Brüderschaften gothischer Baumeister, von denen unser Vf. nähere Nachricht giebt, und von denen auch er den Orden der Freymaurer abzuleiten geneigt ist. Er glaubt, diese Bauart sey in Italien entstanden, und dort habe man die ersten Künstler in derselben zu suchen. Von da sey sie durch eben diese Künstler nach England gekommen. Möglich scheint es ihm, dafs die griechischen Mönche zu Rossano, und in dem Nikolauskloster bey Otranto, an der Erfindung und Einführung dieses Styls Antheil gehabt haben. Bey dem Allen bleibt über diesen Gegenstand noch Vieles dunkel und unerörtert.

Der dritte Theil dieses Werks, wovon der gegenwärtige Band noch die drey ersten Kapitel enthält, betrifft nun die *neuere* Kunstgeschichte. Zuerst werden die entferntern Ursachen angeführt, welche die Wiederherstellung der bildenden Künste in Italien veranlafsten; sodann beschreibt der Vf. ihre unmittelbarere Wiedererweckung durch den Nikolaus von Pisa, Cimabue und Taffi; die gröfsern Fortschritte des Giotto; die Stiftung der Florentinischen Kunstschule um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts; die Privatschule des Franco in Bologna, gleichzeitig mit der des Giotto zu Florenz, aber minder glücklich in ihren Schülern, als diese. Auch in andern Gegenden Italiens fehlte es den bildenden Künsten nicht an Aufmunterung. Besonders war zu Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts der Schutz der Künste, und besonders die Liebe zur Malerey, herrschender Geschmack. Endlich wird noch der Fortgang der Baukunst, nach allen ihren Fortschritten, bis zur Epoche ihrer festern Gründung unter Brunaleschi, beschrieben. *Florenz* war, wie bekannt, vorzüglich der Sitz und die Wiege der neuern Kunst; und von ihrer dortigen Beförderung handelt das ganze zweyte Kapitel. Die Florentinische Akademie trug dazu das Meiste bey, besonders beschleunigte sie die Fortschritte der Malerey, wiewohl mit Ausnahme des Kolorits. Paolo Uccello machte sich um Verbesserung der Perspektiv, und Masaccio um die der ganzen Malerey, verdient, die, nebst den übrigen Kün-

ken, nun bald durch manche treffliche Bildner und Maler immer mehr zur Reife gedieh. In der Folge gelangte die Malerey durch Leonardo da Vinci zu ihrem männlichen Alter; die Skulptur wurde durch das Stempelschneiden vorzüglich zur grösern Vollkommenheit gebracht; die Goldschmiedskunst stand in Florenz in grosser Achtung, und gab zur Erfindung der Kupferstecherkunst Gelegenheit, deren Ursprung der Vf. in Florenz sucht, und dem Maso Finiguerra zuschreibt. Er beruft sich dabey blos auf Felibien, und die gründlichern Untersuchungen, besonders unsrer deutschen Kunstforscher, über diese Erfindung waren ihm vermuthlich ganz unbekannt. Nach Anführung mehrerer Künstler, die mit oder bald nach dem Leonardo da Vinci sich hervorthaten, kommt der Vf. auf die ausgezeichneten Verdienste des Michel Angelo Buonarotti, und auf die Ursachen, die bald nach seiner Zeit den hohen Glanz der Kunst in Florenz verdunkelten, ihr den Schutz der Grosen allmälig entzogen, bis sie ihren dortigen Ruhm gänzlich verlor. — *Rom* ist endlich der durchgängige Gegenstand des letzten Abschnittes. Aus mehrern Ursachen wurden dort die Künste später, als in Florenz, wiederhergestellt; und Rom erhielt auch von dorther seine ersten bedeutenden Künstler. Nun aber waren auch in Rom die Fortschritte gross; das Studium der Antike trug dort das Meiste bey, die Zeichnung zu veredeln, und eine bessere Manier in der ganzen Darstellung zu gründen. Auch fieng man an, die Kunst mehr aus einem philosophischen Gesichtspunkte anzusehen und zu behandeln. Raphael ward Stifter einer grossen Epoche der römischen Kunst; er wird hier mit Apelles in Parallele gestellt. Nach ihm trat indess ein sehr merklicher Stillstand und Verfall des römischen Kunsteifers ein, wozu mancherley politische Widerwärtigkeiten mitwirkten. Die Schule jenes grossen Künstlers währte indess, wiewohl sehr unrein, fort, und Julio Romano stand an ihrer Spitze. Der heftige und parteysüchtige Wetteifer des Michel Angelo da Caravaggio und Giuseppe d'Arpino hatte für die Malerey sehr nachtheilige Folgen. Dies veranlasst den Vf. zu sehr wahren Bemerkungen über die gewöhnliche Eifersucht der Künstler.

Man sieht schon aus dieser Inhaltsanzeige, dass Hn. *Bromley's* Werk die Aufmerksamkeit der Kunstliebhaber verdient, und, bey dem bisherigen Mangel einer vollständigen und alle Wünsche befriedigenden Geschichte der bildenden Künste, auch als unvollkommener Versuch mit allem Dank anzunehmen ist. Ungerecht wär es, wenn man den Fleiss des Vf. im Sammeln und Zusammenstellen verkennen wollte, wenn er gleich manche wichtige Quellen unbenutzt liess. Auch die Schreibart ist nichts weniger als unbehülflich oder abschreckend.

NÜRNBERG, b. Felsseckers: *Libationen.* Sechs Hefte mit fortlaufenden Zahlen vom Julius an. 1795. 501 S. 8.

Der Titel ist etwas seltsam und, wie uns scheint, nicht zur Genüge erklärt; doch daran würden wir uns nicht stossen, wenn nur die Aufsätze mehr Interesse hätten und besser geschrieben wären. Sehr viele bestehen aus Vorschlägen zu gesellschaftlichen Spielen und aus Beschreibungen der Spiele und Tänze der Alten. Die Vf. führen oft den Grundtext griechischer und lateinischer Schriftsteller an. Um desto mehr haben wir uns gewundert, folgende ganz unverzeihliche Fehler zu finden. S. 42. *So feyerte man die Olympischen Spiele nur alle zehen Jahre* und in der Note zum Beweise, dass es kein Druckfehler ist: *Eine Olympiade eine Frist von 10 Jahren war desswegen eine sehr gewöhnliche Zeitrechnung.* S. 254. und 255. meynt der Verfasser die Niederlage des Varus habe sich erst nach dem Tode des Germanicus, folglich unter der Regierung des Tiber eräugnet. Dennoch sagt er wieder: *Nach Drusus Tode wurde Tiberius* (etwa von sich selbst?) *und Varus als Befehlshaber der Armee nach Deutschland geschickt.* Welche völlige Unkunde der Geschichte! In der Abhandlung über die Tänze der Alten erklärt der Vf. S. 191. *er wölle das trockene Verzeichniss schliessen.* Wer hiess es ihn denn anfangen und zwar in einer Schrift, die für das Publicum nicht für die Gelehrten bestimmt ist? Ein aus dem übel gehüteten Mädchen, einem Ballette von Salvatore Viganò entlehnter in den Lib. eingerückter Tanz rührt wirklich von ihm her, nicht aber die zwey Angloisen, die S. 452. seiner Frau zugeschrieben werden, die er aber, wie er einem Freunde selbst versicherte, gar nicht kennet. Wenn wir uns oben über die Schreibart in den Libationen beklagten; so geschah es gewiss nicht mit Unrecht. Zum Beweise nur eine kurze Note S. 12., wovon auch der Inhalt eben so paradox als unsittlich ist! *Wer schwelgerisch und prächtig lieben will, liebe ein republicanisches Mädchen; wem aber die schüchterne Umarmung verborgener Minne mehr Sold gewähret, der schleiche heimlich um die stille Kammer der wachsam gehüteten Tochter in einem Lande, das noch recht brünstig an Kron und Scepter glaubt.* (Welch ein Ausdruck! Er würde äusserst unanständig und empörend seyn wenn er — nicht so schlecht wäre.) *Dort geht die freye stolze Republikanerinn, begleitet vom Schwarm ihrer Anbeter, im Pompe des schönsten Maytages, hier aber wird das matte Lämpchen ausgethan, und du tappst in die glühende Umhalsung jüngferlicher Scham.* Auch Verse giebt es in dieser Zeitschrift, doch nie erheben sie sich über das Mittelmässige; manchmal bleiben sie sogar tief darunter. So hat einer dieser Herren für nöthig erachtet die berühmte Ode des Horaz *Donec gratus eram tibi III.* 9. neu zu übersetzen, wiewohl wir schon mit Uebersetzungen und Nachahmungen von Ramler, Kleist, Hagedorn, Weisse versehen sind. Wir schreiben diese Verdeutschung sammt den Varianten ab, und überlassen die Critik unsern Lesern.

Horaz.

So lange, Mädchen, du noch dein mich nanntest,
Du, Lydie, den glücklichern nicht kanntest,
In dessen Armen Schwur und Schleyer wich,*
Wer war da Perser König? — ich.

* Wörtlicher *dess Arm sich dir um weisen Nacken schlich.*

Lydie.

So lange du für keine andre branntest,
Nicht Lydien erst hinter Chloen nanntest,
Da dünkte Lydie sich gross und reich;
Roms Mutter selbst kam ihr nicht gleich.

Horaz.

Hm! bin ich doch der Tresser Chloe Ritter!
Die singt so süss und spielt so süss die Zither.
Ein Mädchen — ach! ihr Leben wär' in Noth,
Da spräng' ich für sie in den Tod.

Lydie.

Hm! Poche Herz im holden Ungewitter!
Mich sengt die Flamme von Thurinen Ritter,
Ornytus (Ornithus) Erbe, Calais — ein Mann —
Kann Tod ihn retten — zwiefach dann!

Horaz.

Wenn nun verblühte Liebe Knospen trüge
Und Venus festre Bande um uns schlüge,
Ob ich dann spreche: Chloe lebe wohl!
Und Lydien dann rufen soll *)
*) Und spräche: Blonde Chloe, wir sind frey!
Komm, Lydie, wir wieder zwey.

Lydie.

Nun siehst du, Sterne müssen sich ihm neigen,
So schön ist er. Du schwankst, gleich dünnen Zweigen,
Bist stürmisch wie das Meer, und — komm zu mir,
O, Leben doch und Tod mit dir.

Leipzig, b. Göschen: *Die Aussteuer*, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, von *Aug. Wilh. Iffland.* 1796. 232 S. 8. (15 gr.)

Dieses Schauspiel, das auf den deutschen Bühnen längst vor dem Druck mit lautem Beyfall aufgenommen worden, gehört zu denen Stücken des Hn. I. die sich auf dem Theater vorzüglich gut ausnehmen. So oft der Vf. auch schon alte Haushälterinnen, und biedere Humoristen voll edlen Ungestüms in seinen Dramen aufgestellt hat; so sind doch die beiden Rollen dieser Art, die hier vorkommen, mit so viel Lebhaftigkeit und Laune gezeichnet, dass sie, gut gespielt, allein schon das Stück heben müssen. Die zärtliche Mutter mit ihren Leiden; ihr aufbrausender, aber edler, und entschlossner Sohn; ihre muntre, naive, und standhafte Tochter; der tyrannische Vater, der; ganz Egoist, erst alles verschwendet, und dann den Brutalen macht, um alle Vorwürfe der Seinigen zurückzuschrecken; der phlegmatische, einfältige, und geizige Amtmann — sind lauter wahre und stark gezeichnete Charaktere, die dieses Schauspiel beseelen. In den edlen Rollen findet man viele überraschend neue Züge, und in den komischen viel Originelles ohne Uebertreibung. Obgleich die Darstellung der Charaktere der erste Endzweck dieses Stücks ist, und die Handlung wenig Verwicklung hat, so entspringen doch daraus mehrere interessante Situationen, z. B. S. 104. zwischen der Räthin, und einem Mann, dessen Liebe sie ehedem ihrem Gatten aufopfern musste, und der sich in ihren Drangsalen ihrer annimmt, ohne, dass sie ihn erkennt; S. 110. zwischen der Räthin, und ihrem Gatten, den sie um des Reichthums willen nehmen musste, und der nun alles verschwendet hat; S. 124. zwischen dem erhaben denkenden Jüngling, und dem Todfeind seines Vaters, der ihm um dieser Feindschaft willen seine Tochter verweigert; S. 153., wo die Tochter, die sich vom Vater einen unwürdigen Bräutigam nicht wollte aufdringen lassen, sich, um die Mutter künftig vor Armuth zu schützen, aufopfern will, die Mutter aber dieses Opfer nicht annimmt; S. 157., wo der bisherige Vermittler zwischen beiden Ehegatten, von jedem aus andern Ursachen, gedrängt wird, das Haus zu verlassen, und in der grössten Gemüthbewegung davon eilt; S. 161., wo die gebeugte Mutter selbst dem gereizten Sohn zuredet, seinen Vater nicht zu verlassen; die Erkennung zwischen zwey Brüdern S. 168. so schön eingeleitet, und S. 173. so schön ausgeführt; S. 218., wo der schlecht denkende Rath endlich den Edelmuth des Vermittlers selbst eingestehen muss; S. 223. die Versöhnung zwischen Mann und Frau — lauter Situationen, die theils Rührung, theils Bewunderung erregen. Nur das, dass der edle Mann, der das alles schlichtet, bis zum Ende das Incognito behauptet, ist eine zu verbrauchte Idee; seit *Brandes* Zeiten sind der Unbekannten, die am Ende alle Räthsel lösen, so viele in den deutschen Dramen geworden, dass sie, auch noch so gut bearbeitet, nicht mehr gefallen können. Der Titel: *die Aussteuer* bezieht sich darauf, dass der verschwenderische Vater, der seine Tochter nicht aussteuern kann, sie dem erbärmlichen Amtmann blos darum verspricht, weil dieser ihm ein grosses Kapital vorgeschossen hat; am Ende findet es sich, dass der wackere Jüngling, dem die Tochter längst ihr Herz geschenkt, ein unehelicher Sohn des Amtmanns ist; der Amtmann muss sich dann, damit die Sache verschwiegen bleibe, entschliessen, nicht allein jenes Capital zu erlassen, sondern auch dem liebenden Paare eine beträchtliche *Aussteuer* zu geben. Der Dialog in diesem Schauspiele ist so charakteristisch, rasch, eingreifend, und reich an neuen Wendungen, wie in den andern Werken dieses Dichters.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 3. August 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) JENA, in d. akadem. Buchh.: *Praecognita juris Pandectarum hodierni, sive jurisprudentiae positivae civilis per Germaniam communis*, auctore *Gottl. Hufeland*, Phil. et J. U. D. Juris Feud. P. P. O. et Fac. Jur. atque Scabinatus Adsess. Extraord. 1795. 62 S. 8.

2) Ebend.: *Lehrbuch der Geschichte und Encyklopädie aller in Deutschland geltenden positiven Rechte*, von *Gottlieb Hufeland*. Erster Theil. *Einleitung* und *Geschichte des Römischen Rechts*. Erste Abtheilung. 1796. 241 S. 8.

Wenn Männer, welche sich, wie Hr. *H.*, entschiedene Verdienste um den philosophischen Theil Rechtsgelehrsamkeit erworben haben, ihre Thätigkeit auch auf Fächer des positiven Rechts übertra-: so sind neue, interessante Ansichten der Gegen-de, welche sie bearbeiten, der gewisse Gewinn, die Wissenschaft ihren Bemühungen verdankt. Erfahrung bestätigen die vor uns liegenden -cher so vollkommen, dass wir sie unbedenk- merkwürdigsten Erscheinungen in der juri- Literatur der beiden verflossenen Jahre bey-en. Ihr Plan hängt aber mit den übrigen Ideen Vf. von den Verhältnissen der positiven Rechts-enschaften zu einander, und von der zweckmä-en Verbesserung ihrer Form, so genau zusammen, wir jenen nicht entwickeln zu können glauben, e dieser wenigstens beyläufig zu gedenken.

Hr. *H.* erklärt sich am Schlusse der Vorrede zu 2. sehr bestimmt, dass ihm keiner der bisher vor-chlagenen Studienplane dem Bedürfnisse angehen- Rechtsgelehrten zu entsprechen scheine, sondern allgemeinen ein ganz neuer, obgleich mit Benut-g mehrerer Vorschläge, die bereits geschehen wären, elegt werden müsse. Er selbst hat in dieser Absicht on seit mehrern Jahren an eigenen Lehrbüchern der -ischen Methodologie, der Institutionen des ge-mten Rechts, der Geschichte des Rechts und des -schen Reichs, des Naturrechts, des gemeinen Rechts, deutschen Privatrechts und der Politik gearbeitet, von bekanntlich ausser dem Lehrbuche des Natur-chts und dem Entwurfe des deutschen Privatrechts -chts weiter, als die gegenwärtigen zwey Schriften, liefert sind. Die Bemühungen des Vf. umfassen also -er denjenigen Theilen der Philosophie und Ge-chte, welche in die Rechtsgelehrsamkeit eingrei- das Gebiet des gesammten positiven Privatrechts, in wiefern es heut zu Tage in Deutschland Anwendung leidet, so, dass nach dem in den *Praecognitis* S. 2 f. und dem Lehrbuche der Rechtsgeschichte S. 32 f. mitgetheilten Abrisse der einzelnen positiven Rechtswissenschaften nichts, als das Kirchenrecht, das Lehnrecht, das Völkerrecht, das eigentliche Staatsrecht und das peinliche Recht vom Plane des Vf. ausgeschlossen bleibt. Dieser erweiterte Gesichtspunkt ist es denn auch, den man bey der Beurtheilung der gegenwärtigen Lehrbücher um so weniger aus den Augen verlieren darf, da der Vf. selbst an einem andern Orte, nämlich in der Vorrede zu seiner später erschienenen Einleitung in die *Wissenschaft des heutigen deutschen Privatrechts*, versichert hat, es sey ihm bey der Fortsetzung seiner Arbeiten abermals recht deutlich geworden, wie wenig sich bey einer Wissenschaft, in der das Gesetz der Stetigkeit, oder des ununterbrochenen Zusammenhangs so streng gelte, als in der Jurisprudenz, durch Arbeit in einem kleinern District ausrichten lasse, und wie nothwendig daher der Blick immer aufs Ganze gerichtet bleiben müsse. Wirklich ist es ihm auch auf diesem Wege gelungen, sowohl in die Grundsätze, als in die Behandlungsart eine lehrreiche Einheit zu bringen, welche man in den meisten von Einem Verfasser über verschiedene Theile der Rechtsgelehrsamkeit geschriebenen Lehrbüchern vermisst.

Es war unter diesen Umständen zu erwarten, dass der Vf. nicht von der Verschiedenheit der Legislationen, sondern von dem Princip der heutigen Gültigkeit der vorzutragenden Rechtslehren ausgehen würde, ohne welches jene Einheit des Systems nie erreicht werden kann. Ob es aber nicht eine unvermeidliche Folge aller dergleichen Methoden ist, dass das Quellenstudium der Erlernung unmittelbar anzuwendender Rechtswahrheiten aufgeopfert wird, will Rec. gegenwärtig nicht untersuchen, da die Stimmen des Publicums über das Verhältniss der erstern zum akademischen Unterrichte noch immer getheilt sind, und auch wohl so lange getheilt bleiben möchten, so lange wir nicht mehr Versuche in der reinen, und doch dabey wissenschaftlichen, Darstellung einzelner Legislationen, als bisher, aufzuweisen haben. Ueberdies hat Hr. *H.* den Einfluss, den ein blos praktisches Rechtsstudium auf den Geschmack an gründlicher Gelehrsamkeit haben könnte, durch Nr. 2. dermassen unschädlich gemacht, dass auch der eifrigste Vertheidiger der entgegengesetzten Lehrart von seiner Furcht geheilt werden muss. Mit dem Princip der heutigen Anwendbarkeit steht eine andere Idee in Verbindung, welche durch das ganze System un-

fers Vf. herrschend ist, nämlich die Absonderung des *Regierungsrechts* vom *eigentlichen Privatrechte*, und die Vereinigung beider Rechtsgattungen zu einem *Privatrechte im weitern Sinne.* Letzteres hat nach Hn. *H.* alle Rechte des Privatmanns (d. h. des einzelnen Staatsbürgers, in sofern er weder selbst Rechte der höchsten Gewalt, noch diese Rechte gegen ihn hat) zu Gegenständen (Lehrbuch der Rechtsgeschichte §. 59.), und ist vom Staatsrechte zwar *verschieden*, aber diesem so wenig *entgegengesetzt*, als der Privatmann der Staatsgewalt, da selbst die Besitzer der Staatsgewalt in mehrern Verhältnissen als Privatleute zu betrachten sind. Hierdurch erweitert sich der Begriff des *Privatrechts*, welches in diejenigen Rechte und Verbindlichkeiten der einzelnen Staatsbürger, als Privatpersonen betrachtet, die sie unabhängig von allen Staatsanstalten haben (*eigentliches Privatrecht*), und in diejenigen, welche ihnen nur als Folge von Staatsanstalten zukommen (*Regierungsrecht*), zerfällt (ebendas. §. 73.). Da nun die Theile des Regierungsrechts wieder so mannichfaltig sind, als die einzelnen Majestätsrechte selbst, die in der Staatsgewalt liegen: so folgt daraus, dass unser Vf. das meiste, was bisher in verschiedenen besondern Wissenschaften gelehrt worden war, z. B. im Polizeyrechte, Cameralrechte u. s. w., in das Gebiet des Privatrechts in weitern Sinne aufnehmen, aber auch manche Lehren, welche in den gewöhnlichen Systemen des eigentlichen Privatrechts vorgetragen werden, z. B. die Abschnitte von den verschiedenen Ständen, von Vormundschaften u. s. w. in das Regierungsrecht verweisen musste. Dass durch diese Veränderungen die besonders dem Studium des deutschen Rechts so nachtheilige Vereinzelung der Wissenschaften grösstentheils glücklich gehoben wird, und das Ganze eine ungleich strenger systematische Form gewinnt, ist wohl nicht zu läugnen. Aber immer schien Rec. dieser Plan von der wirklichen Verfassung *eines individuellen Staats* abstrahirt, und namentlich blos auf *ursprünglich deutsches Recht*, oder höchstens auf die Totalsumme des heut zu Tage *in Deutschland* geltenden Rechts berechnet, folglich seine Anwendung auf *andere* positive Gesetzgebungen, von denen doch die *Rechtsgeschichte* einen solchen Abriss geben soll, welcher sie nach ihrem wahren Geiste und in ihrer ganzen Originalität darstellt, nicht wenig bedenklich zu seyn. Man erinnere sich nur an die sogenannten zufälligen Majestätsrechte, und wem wird hier nicht das Beyspiel des Bergregals oder anderer deutscher Hoheitsrechte einfallen, die bey den Römern als Nutzungen des ausschliessenden Privateigenthums betrachtet wurden, mithin in keinem höhern Grade, als das Eigenthumsrecht überhaupt, von Staatsanstalten abhängig waren? Aehnliche Zweifel liessen sich auch gegen die Durchführung mehrerer römischer Rechtsanstalten aus den frühern Perioden durch fast alle Fächer unsers heutigen Polizeysystems einwenden, welche dem Anfänger leicht unrichtige Begriffe von dem gewiss in jedem Zeitalter, am meisten aber in demjenigen, worauf sich die gegenwärtige Abtheilung der Rechtsgeschichte einschränkt, höchst unvollkommenen römischen Polizeywesen beybringen dürfte; auf jeden Fall aber bey der Dürftigkeit der Materialien, welche das ältere Recht dazu liefert, dem Vf. da Zwang aufgelegt, und eine gewisse Ungleichheit des Vortrags zur Folge gehabt hat, wo beides hätte vermieden werden können, wenn er sich genauer an die in den Quellen selbst herrschenden Vorstellungsarten von der Oekonomie einzelner Rechtstheile, z. B. gleich an die überall durchschlagende Beziehung des *jus publicum* (im römischen Sinne) auf *Sacra*, *Sacerdotes*, *magistratus*, zu welchen mit leichter Mühe die noch fehlenden Gegenstände hätten hinzugefügt werden können, gehalten hätte.

Was den eigentlichen Inhalt der beiden Schriften, mit deren Anzeige wir uns beschäftigen, anlangt, so haben die unter N. 1. von uns aufgeführten *Praecognita* das gemeine in Deutschland geltende Privat- und Regierungsrecht, mit Ausschluss des peinlichen, zum Augenmerke. Es liegt nämlich mit im Plane unsers Vf., die Grundsätze des *gemeinen* Rechts vom Stoffe des particulären aufs strengste abzusondern, und unter dem Namen der Pandekten, aber, wie sich's ohnehin versteht, in derjenigen systematischen Form, worüber wir so eben unsre Meynung geäussert haben, vorzutragen. Wir finden durch diese Idee, zu deren Ausführung unser Vf. unläugbar die zweckmässigsten Mittel gewählt hat, einem der dringendsten Bedürfnisse unsrer Literatur abgeholfen. Uns ist wenigstens noch kein Lehrbuch und kein grösseres Werk bekannt, worinnen das gemeine Recht in seiner ganzen Reinheit, und ohne alle Nebenblicke auf Localgesetzgebung, oder individuellen Gerichtsbrauch abgehandelt wäre. Auch war es vorzüglich zu wünschen, dass gerade Hr. *H.* sich dieser schweren Unternehmung, die ihm gewiss den Dank des juristischen Publicums zusichert, unterziehen möchte, da er sich durch seine frühern Untersuchungen über die Existenz eines allgemeinen deutschen Privatrechts, und allgemeiner Gewohnheitsrechte den Weg zu einer künftigen festern Theorie des gemeinen Rechts so glücklich gebahnt hatte. Und von dieser erweckt allerdings die gegenwärtige Einleitung eine so vortheilhafte Erwartung, dass jeder denkende Rechtsgelehrte ihrer Vollendung mit Verlangen entgegensehen muss. Die Absonderung der ächten Quellen des gemeinen Rechts von den unächten, und die Entwickelung ihrer allgemeinen Beschaffenheit ist der Hauptgegenstand dieses Lehrbuchs, welches Hr. *H.* in seinen Vorlesungen statt der ersten vier Titel des Hellfeldischen Compendiums braucht. Es besteht daher aus *zwey Abschnitten*, wovon der *erste* (S. 1—2.) die eigentlichen Vorerinnerungen zur Wissenschaft des gemeinen Privatrechts, der *andere* (S. 25—62) die Grundsätze des gemeinen Rechts selbst über die Rechtsquellen und über die Entwickelung der daraus herzuleitenden Rechtswahrheiten enthält. Es war voraus zu sehen, dass Hr. *H.* keine andern Quellen des gemeinen positiven Privatrechts anerkennen würde, als römisches und kanonisches Recht, nebst den

Reichs-

Reichsgesetzen (§. 4—11.); aber eben deswegen würden wir die erst im 2 Abschnitte (§. 68—72.) vorgetragenen Regeln von den Verhältnissen dieser Quellen gegen einander schon nach ihrer historischen Beschreibung, folglich nach §. 11. in den ersten Abschnitt aufgenommen haben, um so mehr, da diese Regeln wirklich nicht durch ausdrückliche Vorschriften des gemeinen Rechts selbst genau genug bestimmt sind, und also die Ueberschrift des 2. Abschnitts (*Generalia iuris communis praecepta de fontibus iurium*) nicht zur 5. Rubrik (*de praerogativa, qua fontes quidem juris civilis communis prae aliis gaudent in adplicatione*) passt. Ausserdem beschäftigt sich der erste Abschnitt noch mit Bestimmung des eigentlichen Gegenstandes der Vorlesungen (§. 1—3.), und mit einem Verzeichnisse der hauptsächlichsten beym Studium des gemeinen Privatrechts zu gebrauchenden Schriften, dessen Nutzen bey der zweckmäsigen Auswahl von Literatur, die schon jetzt darinnen zu finden ist, in einer künftigen Ausgabe des ganzen Lehrbuchs noch erhöht werden kann, wenn auf die Ordnung besonders unter den in der 8. Note aufgeführten Werken etwas mehr Sorgfalt angewendet wird. Wenigstens ist es auffallend, Bynkershoeks und Voorda's Observationen, die leicht mit einigen ähnlichen von nicht minderen Gehalte hätten vermehrt werden können, wenn es Hn. H. einmal darum zu thun war, auch für die Literatur des reinen römischen Rechts zu sorgen. in der Gesellschaft Mynsinger's, Gail's, Berlich's, Carpzov's, Richter's, Mevius, Berger's und anderer blos praktischer Schriftsteller, von denen überdiess mehrere kein gemeines, sondern Provinzialrecht, bearbeitet haben, zu bemerken. Im zweyten Abschnitte, welcher wieder in *acht* Rubriken zerfällt, verdienen besonders die Paragraphen von Privilegien (§. 28. verbunden mit §. 83—99.), vom Gewohnheitsrechte (§. 30—36.) und von der Erklärung der Rechtsquellen (§. 38—54.) alle Aufmerksamkeit, da sie zum Theil ganz neue Ansichten gewähren, durchgehends aber unverkennbare Spuren ächter Kritik und gründlicher Gelehrsamkeit, welche zu den schönsten Erwartungen von der künftigen Behandlung des Systems berechtigen, an sich tragen. Nur den so wichtigen Begriff der natürlichen Verbindlichkeit. und ihr Verhältniss zur positiven Gesetzgebung, worinnen schon im römischen Rechte so interessante Aeusserungen vorkommen, hätte Rec. bestimmter, als §. 76. geschehen ist, entwickelt zu sehen gewünscht, hofft aber, dass der verdienstvolle Vf. bey einem wiederholten Abdrucke auch auf diese Erinnerung Rücksicht nehmen wird. (*Der Beschluss folgt.*)

Erlangen, b. Palm: *G. A. Kleinschrod's — — systematische Entwickelung der Grundbegriffe und Grundwahrheiten des peinlichen Rechts nach der Natur der Sache und der positiven Gesetzgebung.* Dritter und letzter Theil, *von Strafen insbesondre und einigen damit verwandten Lehren.* 1796. 257 S. 8. (16 gr.)

Dieser dritte Theil vollendet die Lehre von den Strafen in folgenden Kapiteln: I. *Classification der Strafen.* II. *Von Lebensstrafen.* III. *Von körperlichen Strafen.* IV. *Von den Strafen, welche auf die Freyheit des Verbrechers Bezug haben.* V. *Von Strafen, welche sich auf den Aufenthalt beziehen.* VI. *Von Geldstrafen und Einziehung des Vermögens.* VII. *Von Strafen, welche die Ehre kränken.* VIII. *Von Strafen gegen Todte und Abwesende.* IX. *Von der Zusammenkunft mehrerer Verbrechen und Strafen in einem Subjecte.* X. *Vom Verhaltnisse der Strafen gegen einander,* und zuletzt schliessen sich an: XI. *Ideen zu einem Systeme des peinlichen Rechts.* Diese bestimmen näher, was der Vf. unter Grundbegriffen und Grundwahrheiten des peinlichen Rechts verstanden wissen, und was er in dieser nun vollendeten Arbeit eigentlich liefern wollte. — Er theilt nämlich die ganze peinliche Rechtswissenschaft in zwey Haupttheile, den theoretischen und praktischen, von welchen er den erstern wiederum in zwey Abtheilungen zerfallen läfst: die allgemeine Lehre von Verbrechen und Strafen überhaupt und die speciellen Grundsätze von jedem Verbrechen und Strafe insbesondere. Der praktische Theil hat ebenfalls zwey Unterabtheilungen: die Lehre vom Beweise in peinlichen Sachen und die Grundsätze des peinlichen Processes.

Die erste Abtheilung des theoretischen Theils war es, welche der Vf. in seiner systematischen Entwickelung abhandeln wollte, und wenn wir, nach dieser Bestimmung seines Plans, auf das zurücksehen, was er wirklich geleistet hat; so finden wir allerdings den Vorzügen, die wir bey Anzeige der zwey erstern Theile (1795. Nr. 240. S. 481) von dieser Arbeit gerühmt haben, auch noch die Vollständigkeit des Ganzen hinzuzusetzen, und alles Gute, was wir dort mit so vollem Rechte zu sagen fanden, gilt auch von dem gegenwärtigen Schlusse des Werks so entschieden und uneingeschränkt, dass wir uns beynahe bewogen sehen könnten, diesem dritten Theil in Consequenz der Lehren und Deutlichkeit des Vortrags noch Vorzüge vor seinen Vorgängern zuzuschreiben, wenn wir nicht bey der Neuheit des Eindrucks fürchteten, uns in dieser Rücksicht zu täuschen, und so, selbst in unserm Lobe, ungerecht gegen den Vf. und die erstern Theile seines Werkes zu werden.

In den meisten Behauptungen hat der Vf. unsre völlige Zustimmung auch da, wo er von ältern Lehrern des peinlichen Rechts abweicht: nur in wenigen trifft unsre Ueberzeugung nicht ganz mit der seinigen zusammen. Wir führen zwey Puncte, wo dieses letzte statt findet, etwas näher an.

Wenn der Vf. §. 66. 67. sich mit Erklärung des Art. 218. der P. H. G. O. beschäftigt, und hierbey unter andern dafür hält, dass der Kaiser durch dieses Gesetz die Confiscation noch weiter habe aufheben wollen, als die Nov. 134. sie einschränkt, und dass er sie nicht nur zum Besten der Descendenten und Ascendenten, sondern überhaupt der Regel nach überall, wo nicht ein ausdrückliches Strafgesetz sie bestimme, aufgehoben wissen wollen, so sehen wir die Sache vielmehr so an. Karl V. verbot jede Confiscation der Güter, welche auf einer blossen Gewohnheit und An-

maafsung der Gerichtsherrschaften beruhte, und nicht durch ein ausdrückliches Gesetz begründet wurde. Indem aber Justinian in der Nov. 134. verordnet, dass der Fiscus beym Erkenntniss auf Verlust des Lebens und auf Proscription in allen Fällen die Güter des Verdammten erhalten solle, wenn keine Descendenten, Ascendenten oder Seitenverwandte im dritten und nähern Grade vorhanden wären, so enthält ja dies eine offenbare, obgleich bedingte, dennoch auf den Fall, dass die Bedingung nicht eintritt, völlig klare und uneingeschränkte gesetzliche Bestimmung, die mithin nach dem Art. 218. allerdings nicht ausgeschlossen wird, sobald man, wie der Vf. gewiss mit Recht annimmt, die Wirksamkeit des römischen Rechts durch die Caroline nicht für aufgehoben hält. Wir halten also den Art. 218. keineswegs für eine Beschränkung, sondern vielmehr für eine Erneuerung und Bestätigung der angeführten Novelle.

Die Empfindlichkeit gegen Beschimpfung nach dem Tode, die der Vf. §. 91. für ein ganz unwirksames Strafmittel hält, scheint uns, zufolge mehrerer Erfahrungen, keineswegs unter der gemeinen Klasse des Volks so getilgt, als er glaubt. Dass die dahin Bezug habenden Ideen sonst weit herrschender waren, ist gewiss, und dass sich jene Empfindlichkeit mit der mehr und mehr verbreiteten Aufklärung über wahres und scheinbares Uebel fortschreitend vermindern, und endlich vielleicht ganz verlieren wird, läfst sich kaum bezweifeln. Aber so weit ist sie wenigstens noch herrschend, dass die Strafen gegen Todte von dieser Seite allein wohl nicht zu bekämpfen sind.

Unter andern neuen Ideen bringt der Vf. §. 44. die Strafe der Confination wiederum in Vorschlag, welches unter den von ihm gegebenen Bestimmungen unsern ganzen Beyfall hat, so wie auch das, was §. 80. über die Nützlichkeit der öffentlichen Ausstellung aus einem Gesichtspunkt gesagt wird, der volle Beherzigung verdient, dass nämlich durch diese Strafe der Verbrecher dem Publicum bekannt werde, welches in einigen Gattungen von Verbrechen gewiss sehr wichtig ist.

Es ist keine Formel, sondern herzlicher Wunsch des Rec., auch die noch rückständigen Theile des Criminalrechts von unserm Vf. bearbeitet zu sehn; er gründet sich auf die Ueberzeugung, dass neben allen andern vorzüglichen Arbeiten, welche dieses Feld betreffen, dasselbe dennoch unter seinen Händen von neuem gewinnen werde. —

TECHNOLOGIE.

Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *J. G. Geislers Beschreibung und Geschichte der neuesten und vorzüglichsten Instrumente und Kunstwerke*, für Liebhaber und Künstler, in Rücksicht ihrer mechanischen Anwendung nebst den dahin einschlagenden Hülfswissenschaften. 7. Theil. IX Kupfern. 152 S.

In diesem Theil liefert Hr. G. eigentlich 14 Aufsätze die mit unter für den Physiker und zugleich für den Künstler mehr oder minder wichtig sind.

Erstere kann nur interessiren, *Atwoos* Versuche über die beschleunigte Bewegung, *Cavallo* über die Temperatur solcher musikalischer Instrumente, bey welchen die Töne, Schlüssel, Griffe u. s. w. bleibend sind; Versuche welcher Stahl besonders geschickt ist, magnetische Kraft anzunehmen, so wie auch *Hamilton* über die Eigenschaften der mechanischen Kräfte. Der Künstler hingegen wird an folgenden etwas für sein Fach finden. *W. Hultons* Verfahren Pumpen, Walkbretter und ähnliche Maschienen vermittelst einer Walze und dem dazu gehörigen Apparat in Bewegung zu setzen, „*Prasse* praktisches Verfahren grosse Walzen oder Cylinder vollkommen rund und durchaus von gleicher Stärke zu hobeln, dessen Maschine zum Glätten der Pressspäne, Maschine zum Kneten des Teigs in genuesischen Backhäusern. — *J. Peacok* Instrumente zur perspectivischen Vorzeichnung und dessen Distanzenmesser aus einer Station.

Auch die durch Hr. *Charles Spalding* verbesserte Taucherglocke ist interessant, nebst einigen andern hier beygefügten Instrumenten und Vorrichtungen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Leipzig*, b. Fleischer d. jüng.: *Johann Michael Rödels Abhandlung von den zufälligen Punkten in der Perspectivkunst für Werkmeister.* 1796. VIII. Kupfer. 62 S. 4. (16 gr.) In dieser Abhandlung, welche von Hr. Hofrath Kästner mit einer Vorrede beehrt worden ist, sucht der Vf. die Regeln der Perspectiv für Werkmeister, Historien- und Landschaftsmahler deutlich und verständlich zu machen. Er bringt dieselbe auf 8 Hauptregeln und bemüht sich zuförderst die Grundbegriffe von der in der Perspectiv vorkommenden Linien und Punkten aufs deutlichste darzustellen, und den Gebrauch und Anwendung derselben zu zeigen.

Ob nun wohl diese Anleitung keine vollständige Perspectiv enthält, so hat doch der Vf. bey den diesmal aufgestellten Stücken seine Absicht erfüllt, und es ist nicht zu zweifeln, dass seine fernern Bemühungen in der Perspectiv, insonders von Personen seines Metiers, mit Dank aufgenommen werden sollten.



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 4. August 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Jena, in d. akadem. Buchh.: *Praecognita juris Pandectarum hodierni, sive jurisprudentiae positivae civilis per Germaniam communis,* auctore *Gottl. Hufeland* etc.

2) Ebend.: *Lehrbuch der Geschichte und Encyklopädie aller in Deutschland geltenden positiven Rechte,* von *Gottlieb Hufeland* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In Nr. 2. ist bis jetzt ausser einer allgemeinen Einleitung in die Rechtsgeschichte (§. 1—134.) nichts, als die äussere und innere Geschichte der drey ersten Perioden des römischen Rechts bis zur Monarchie (§. 139—552.) geliefert. Der Plan des Vf. umfasst aber die Geschichte aller in Deutschland geltenden Rechte, worinn jedoch die Bearbeitung des römischen, als des ältern, welches vor allen übrigen, unabhängig von ihnen, sich ausgebildet hat, vorausgeht. Die Geschichte der übrigen Rechtssysteme, die in eben der Zeit neben einander ausgebildet worden sind, gedenkt er nach Beendigung der römischen Rechtsgeschichte, im Zusammenhange so zu erzählen (§. 135.), dass sich das Ganze zuletzt in die *innere Encyklopädie* des heutigen positiven Rechts auflöse (§. 5.). Mithin unterscheidet sich dieses Lehrbuch von denjenigen Vorgängern, welche auch innere und äussere Rechtsgeschichte verbinden, theils dadurch, dass es auf positives Recht sich einschränkt, und nicht, wie das Reitemeiersche die Encyklopädien des Naturrechts und der Politik einmischt, theils dadurch, dass es die Trennung des deutschen Staats-, Privat-, Kirchen- Lehnrechts u. s. w. welche noch in der Tafingerschen Encyklopädie beybehalten war, verwirft, theils endlich dadurch, dass sein Plan nicht, wie der Hugoische, bloss auf römisches Recht geht. Um so weniger kann dem Vf. sein Geständniss diese drey frühern Versuche benutzt zu haben, zum Nachtheil gereichen, da er ohnehin als einer unsrer ersten selbstdenkenden Rechtsgelehrten den Vorwurf der Compilation nicht zu fürchten hat. Vielmehr hat schon diese Abtheilung der Eigenheiten so viele und so vorzügliche, dass durch sie die Geschichte des positiven Rechts dem Ideale einer pragmatischen Geschichte, worauf besonders die ruhmvollen Bemühungen eines *Reitemeier* und *Hugo* abzielten, merklich näher gebracht ist. Rec. rechnet dahin besonders die musterhafte Einleitung, welche zugleich die Stelle einer allgemeinen Rechtsencyklopädie so vollkommen vertritt, dass Rec. zweifelt, ob irgend einer von den eigentlichen encyklopädischen Versuchen so sorgfältig und zweckmässig auf das Bedürfniss des Anfängers berechnet sey, als diese Vorbereitung zur Rechtsgeschichte. Dies gilt hauptsächlich vom *zweyten* Abschnitte (§. 9—78.) und von der *ersten* Abtheilung des *dritten* (§. 79—126.). Jener entwickelt die Bestimmungen, die bey jeder Gesetzgebung sowohl der Form, als den Gegenständen nach, vorkommen, und ist ganz neu; diese beschreibt das allgemeine positive Recht, bey welchem zum Theil die Reitemeierschen Ideen zum Grunde liegen. Auch hat die Periodenvertheilung in der Rechtsgeschichte selbst viele Aehnlichkeit mit der Reitemeierschen, wobey wir jedoch zu erinnern finden, dass durch die Vervielfältigung der Unterabtheilungen jeder Periode die Schwierigkeiten, womit ohnedies der Abriss des Rechtssystems aus einem bestimmten Zeitraum verbunden ist, merklich vergrössert worden sind. Daher die Ungleichheit der einzelnen Abrisse, die sich am besten aus folgender, im Werke selbst fehlenden Uebersicht der Rechtsgeschichte, so weit sie der Vf. geliefert hat, wahrnehmen lässt. *Erste Periode. Eingeschränkte Monarchie.* I. *Abtheilung. Entstehung des römischen Staats.* 1) *Begebenheiten* (§. 139.); 2) *Zustand des Volks und Staats* (§. 140—143.) (hier möchten wohl mehrere Anstalten, besonders diejenigen, welche die Organisirung des neuen Staats betreffen, z. B. die Vertheilung des Volks in tribus und curias, am unrechten Orte stehen, und erst in die folgende Abtheilung gehören. Wenigstens hingen die *tribus* so offenbar mit der Erweiterung des Staats in den spätern Regierungsjahren des Romulus zusammen, dass selbst ihre ältesten Benennungen: *Ramnenses, Tatienses* und *Luceres,* [vergl. Liv. I. 13. *L.* 2. §. 2. *D. de O. I.*] darauf hinweisen); 3) *Abriss des Rechts* (§. 144—155.) nach folgender Ordnung: a) Quellen (obwohl darunter schon jetzt *leges* mögen vorgekommen seyn?); b) Staatsrecht; c) Regierungsrecht; d) Privatrecht (denn dass diesmal das Privatrecht in fortlaufender Zahl aufgeführt worden, ist ein Druckfehler, wie aus den folgenden Abtheilungen erhellt); e) Criminalrecht (der einzige §. der davon handelt, lautet so: „*Die Verletzung der Mauern war ein grosses Verbrechen.*" Es ist ziemlich natürlich, dass die Resultate nicht reichhaltiger ausfallen können, so bald man die Perioden vervielfältigt. Aber wer mag sich aus dieser einzeln hingeworfenen Bemerkung einen Begriff vom Criminalrechte des römischen Staats zur Zeit seiner Entstehung bilden? und wenn das der Fall nicht ist, wozu die ganze Bemerkung?); f) Völkerrecht (auch hier

möchten wir die Behauptung des Vf.: „*Jeder Fremde ward also noch als Feind angesehen, und ihm keine Rechte zugestanden,*“ nicht unterschreiben, da Romulus vielmehr mit der Eröffnung des Asyls eine ganz entgegengesetzte Politik angenommen hat). II. *Abth. Vom Anfange des Staats bis zum Ende der Monarchie.* 1) *Begebenheiten* (§. 166—171.); 2) *Zustand des Volks und Staats* (§. 172—177.); 3) *Abriss des Rechts* (§. 173—225.): a) Quellen (*Sigonius de antiquo jure pop. Rom.* gehört nicht unter die Commentatoren der königlichen Gesetze); b) Staatsrecht; c) Regierungsrecht; d) Privatrecht; e) Criminalrecht (hier scheint der νόμος τῆς προδοσίας vergessen zu seyn, dessen Dion. Hal. II. 10. bey der Gesetzgebung des Romulus ausdrücklich gedenkt); f) Völkerrecht. 4) *Gesetzkunde* (§. 226.). *Zweyte Periode. Von der Vertreibung der Könige bis auf die Vernichtung der patricischen Vorzüge* (durch die *Lex Hortensia*; also muss es S. 94. statt A. U. C. 454. vielmehr 467. wie auch wirklich S. 131. richtiger, als S. 135. steht, heissen). I. *Abtheilung. Blühende Erbaristokratie ohne feste Privatgesetze* (bis zu den Gesetzen der zwölf Tafeln). 1) *Begebenheiten* (§. 227—234.); 2) *Zustand des Volks und Staats* (§. 235.); 3) *Abriss des Rechts zur Zeit der zwölf Tafeln* (§. 236—309.), in derselben Ordnung, wie das Rechtssystem der unmittelbar vorhergehenden Periode. (Durchaus sehr bestimmt und richtig; bis auf §. 290. wo *foenus unciarium* durch Zinsen zu *zwölf* von hundert erklärt wird, da es doch nach dem ganzen Zusammenhange der damaligen Gesetzgebung nicht füglich mehr, als Ein Procent, seyn konnte. Auch passt das *testamentum per aes et libram* (§. 299.) noch nicht in ein System aus der Zeit der zwölf Tafeln, da der Vf. selbst zugeben muss, dass diese gar nichts über die Form der Testamente enthalten; und folglich die Formalität blos Erfindung der spätern Rechtsgelehrten ist. Eben so wenig kann die Regel: *nemo pro parte testatus, pro parte intestatus, decedere potest,* schon in diesem Zeitraume aufgekommen seyn, da sie selbst Cicero de Invent. II. 21. noch als zweifelhaft vorträgt. II. *Abtheilung. Sinkende Erbaristokratie. Von den Decemvirn bis zur Vernichtung der patricischen Vorzüge.* 1) *Begebenheiten* (§. 310—318.); 2) *Zustand des Volks und Staats* §. 319—325. (Nicht zur Zeit des Fabius Maximus, wie §. 324. behauptet wird, sondern erst im J. 512 wurde die Zahl der *tribuum* auf 35 erhöht; ungeachtet allerdings die Reform der *tribuum rusticarum* und *urbanarum* vom Fabius Maximus herrührt); 3) *Gesetzkunde* (§. 326—328.); 4) *Abriss des Rechts*; diesmal ohne Privatrecht, Criminalrecht und Völkerrecht (§. 329—356.) (was der Vf. §. 348. von den als Polizeygesetzen bekannten Edikten der Aedilen gesagt hat, ist nicht von *aedilibus plebis*, sondern *curulibus* zu verstehen). *Dritte Periode. Vom Sturz der Erbaristokratie bis auf die Einführung eines Augustus.* I. *Abtheilung. Vom Sturz der Erbaristokratie bis auf die Eroberung von Karthago und Korinth.* 1) *Begebenheiten* (§. 357—361.); 2) *Zustand des Volks und Staats* (§. 362—370.); 3) *Gesetzkunde* (§. 371. 372.) (Auch die beiden Cato's, welche erst in der 3. Abtheilung dieser Periode §. 439. erwähnt sind, hätten hieher gehört. Der Abriss des Rechts fehlt ganz.) II. *Abth. Vom Ende der punischen Kriege bis an die dauernden Dictaturen.* 1) *Begeben.* (§. 373—378.); 2) *Zustand des Volks und Staats* (§. 379—383.); 3) *Abriss des Rechts* — blos Staats- und Regierungsrecht, aber, wie aus §. 394. 395. 397. 410. 414. 415. 417 und 419. erhellt, zugleich mit Rücksicht auf die vorhergehende Abtheilung (§. 384—424.) (Wenn der Vf. S. 170. behauptet, dass die Censoren keine Volksversammlungen haben berufen, mithin auch keine Leges in Vorschlag bringen können, so widerlegt ihn das Beyspiel der Lex Metella vom J. R. 534. Wahrscheinlich ist Hr. *H.* einer ältern Ausgabe von Bachs Rechtsgeschichte gefolgt, wo Lib. II. c. I. §. 18. den Censoren das nämliche Recht abgesprochen wird). III. *Abth. Von Errichtung der dauernden Dictaturen, bis auf die Schlacht von Actium.* 1) *Begebenheiten* (§. 425—432.); 2) *Zustand des Volks und Staats* (§. 433—438.); 3) *Gesetzkunde* (§. 439—441.) (Hier hätten wir wohl eine etwas ausführlichere Entwickelung der Umstände, unter welchen sich die Rechtsgelehrsamkeit bey den Römern als Wissenschaft in diesem Zeitalter ausgebildet hat, z. B. des Einflusses der damals schon erfundenen *regularum juris* auf die Rechtswissenschaft, zu lesen gewünscht,); 4) *Abriss des Rechts* (§. 442—552.) Das Staats- und Regierungsrecht schränkt sich auf die gegenwärtige Unterabtheilung ein, die Rubrik vom Rechte der Justiz ausgenommen, in welcher auch manches ältere Institut, dessen Ursprung in eine der vorhergehenden Perioden fällt, z. B. §. 471. die Einrichtung der *quaestionum perpetuarum*, zum erstenmal erwähnt wird. Aber die übrigen Abschnitte des Systems, namentlich das Privatrecht, Criminalrecht und Völkerrecht, erstrecken sich wieder nicht blos über die ganze dritte Periode, sondern auch über die zweyte Abtheilung der vorigen. (Die Ausführung des Privatrechts ist dem Vf. in dieser Periode ganz vorzüglich gelungen; nur hin und wieder sind wir auf einige kleine chronologische Unrichtigkeiten gestossen, wohin z. B. §. 515. der Zusammenhang, in welchem des *peculii quasi castrensis* gedacht wird, gehört. Denn für's erste hat *Bav. Voorda* in der Abhandlung *de peculio quasi castrensi veteribus Jurisconsultis incognito* (L. B. 1780) unwidersprechlich bewiesen, dass diese Gattung des *peculii* erst durch eine Verordnung Constantins des Gr. v. J. 320 eingeführt worden ist; für's zweyte ist auch die Erklärung des *peculii quasi castrensis* durch den *Erwerb aus der Advokatur* darum falsch, weil in demjenigen Zeitraume, von welchem der Vf. schreibt, die *Lex Cincia* noch nach ihrer ganzen Strenge galt, und also durch Advokatur nichts erworben werden konnte.) Aus dieser Uebersicht werden unsre Leser auch auf die übrigen Eigenheiten, welche dieses geistvolle Werk, dessen baldige Vollendung wir um der Wissenschaft selbst willen wünschen, von andern Lehrbüchern der Rechtsgeschichte unterscheiden, schliessen können. Besonders ist die Verbindung höchst lehrreich und anziehend, welche Hr. *H.* zwischen

schen der innern und äussern Rechtsgeschichte dadurch getroffen hat, dass er, statt ein trocknes Verzeichniss der einzelnen Quellen zu liefern, jedesmal die Namen der Gesetze in den Anmerkungen gleich unter die Resultate derselben im Texte der Paragraphen gesetzt, und das nämliche Verfahren nicht bloss bey dem Abrisse des Rechts, sondern auch schon in den Abschnitten von den Begebenheiten, oder von dem Zustande des Volks und Staats, wo sich die Gelegenheit zeigte, beobachtet hat. Dies und der lichtvolle Vortrag, den Hr. H. so ganz in seiner Gewalt hat, macht zugleich dieses Lehrbuch, in welchem es selbst an neuen treffenden Bemerkungen, über einzelne Gegenstände, (z. B. S. 211. über die *disputatio fori*) nicht fehlt, zum Gebrauche bey Vorlesungen gemeinnütziger, als die meisten seiner frühern Vorgänger.

1) SCHWERIN, b. Bärensprung: *Das Meklenburgische Reichscontingent gegen Frankreich*, in einer Reihe öffentlicher Verhandlungen, mit Anmerkungen von einem Eingesessenen der Ritterschaft. 1793. 140 S. 4.

2) Ebend.: D. *J. J. Prehn*, von *Verbindlichkeit der Vasallen und Unterthanen zum Beytrag des Reichs- und Kreiscontingents*, besonders nach meklenburgischen Landesgesetzen und archivalischen Nachrichten. 1793. 106 S. 4.

3) Ohne Druckort: *Ueber das meklenburgische Reichscontingent gegen Frankreich*, besonders in Beziehung auf die Stadt Rostock. 1793. 42 S. 4.

4) ROSTOCK, b. Müller: *Ueber Reichssteuern, Austräge und Extrajudicial-Appellationen*, in vorzüglicher Rücksicht auf die Stadt Rostock, vom dasigen Stadtsyndicus Dr. *Zoch*. (Ohne Jahrzahl, vermuthlich aber 1793.) 213 S. 4.

Nr. 1 u. 2. beziehen sich auf den im Jahr 1793 zwischen dem Hn. Herzog zu Meklenburg-Schwerin und den Landständen vorgewesenen Streit über den Beytrag zum Reichscontingent. Die Stände hatten sich nämlich am 16. Jul. 1701 mit dem Landesherrn dahin verglichen: zu den Garnisons- und Legationskosten, zu Reichs-, Deputations- und Kreistägen einen Beytrag zu $\frac{2}{3}$ mit 120000 Rthlr. jährlich zu leisten, auch überdies die Reichs- und Kreissteuern bis zu 100 Römermonaten a 50000 Rthlr. gerechnet, allein zu übernehmen, und wenn solche noch mehr betrügen, nach einem beygefügten Schema, einen verhältnissmässigen Abzug an jenem Bewilligungsquantum zu machen, der jedoch nie die Summe von 50000 Rthlr. übersteigen dürfe. In dem Landesvergleich vom 18. April 1755. hingegen übernahm der Herzog die Reichssteuern, bis auf 200 Römermonate für die Ritterschaft und 500 für die Städte. Von dem Reichscontingente selbst kam in diesen Vergleichen namentlich nichts vor; und Meklenburg hatte seit langen Zeiten an keinem Reichskrieg Antheil genommen. Als nun der Herzog bey Eröffnung des Reichskrieges gegen Frankreich im J. 1793 das Contingent von den Ständen foderte; so beruften sich diese zwar auf ihren Vergleich: der Landesherr leugnete aber die Anwendbarkeit derselben, weil *Reichssteuern* und *Reichscontingent* von einander verschieden wären. Diese Behauptung wird nun Nr. 2. mit vieler Geschicklichkeit, aus der ursprünglichen Verbindlichkeit zu Kriegsdiensten, und aus der Geschichte und Analogie jener Verträge, besonders des letztern, wodurch der erste ganz aufgehoben worden, deducirt. Nr. 1. ist eine vollständige Sammlung der auf diesen Gegenstand sich beziehenden wesentlichen Actenstücke, und rührt von einem ständischen Mitgliede her. Dieser Streit ist übrigens für diesesmal auf dem Landtag 1795 dadurch beygelegt, dass die Stände für das angesonnene Contingent, in Rücksicht dass solches jene Zahl von Römermonaten übersteige, ein Aversionalquantum von 60000 Rthlr. bewilligte, und solches der Herzog angenommen hat. Dagegen besteht aber noch ein Rechtsstreit über das Contingent zwischen dem Herzog und der Stadt Rostock, womit sich die Schriftsteller

Nr. 3 u. 4. beschäftigen. Die Stadt Rostock hat nämlich 1748 durch einen Vergleich mit dem Herzog, demselben die Erhebung der Accise gestattet, wofür dieser erklärte: dass sie dagegen *von aller jetzt und „künftigen ordinären oder extraordinären Landescon-„tribution, Reichs-, Kreis- und Fräuleinsteuer, auch „allen andern Abgiften und Anlagen, wie die Namen „haben, oder etwa erdacht werden mögen*, — verschont, „und von dem Landesherrn vertreten werden solle." Daher hatten die Stände auch, als sie sich zuletzt zu einem Quanto von 60000 Rthlr. bequemten, ausdrücklich bedungen, dass davon die Rostockische Rata abzuziehen sey. Diese Rata beträgt nach dem Landesvergleich jedesmal $\frac{1}{12}$. Allein der Herzog wollte solche nicht übertragen, sondern verlangte sie von der Stadt Rostock und zwar nicht $\frac{1}{12}$ des Aversionalquanti der 60000 Rthlr., sondern $\frac{1}{12}$ des ganzen Quintupli, anfangs sogar in natura, zuletzt in Gelde mit 9533 Rthlr. — Die Stadt berufte sich vergebens auf den Vergleich von 1748. Der Herzog wollte solchen auf das Reichscontingent, besonders bey diesem ausserordentlichen Reichskrieg, nicht erstrecken, wie auch in der vorgedachten Deduction Nr. 2. beyläufig ausgeführt ist. Die Stadt Rostock wurde exequirt, und sah sich daher genöthigt, an das Kammergericht zu appelliren. — Der anonymische Schriftsteller Nr. 3. berührt nur die erste Veranlassung des Streits. In Nr. 4. hingegen (welche nach der vom Kammergericht erfolgten Berichtserfoderung erschienen ist) werden nicht nur die Gründe in der Hauptsache sehr umständlich abgehandelt, sondern auch der gewählte Gerichtsstand zu behaupten gesucht, und daher rührt der Titel: von *Austrägen und Extrajudicialappellationen*. In einem Vergleiche 1573 ist nämlich bedungen: dass, wenn der Herzog von Rostock klagt, solches bey dem Kammergericht geschehen, im umgekehrten Fall aber die Austräge statt finden, jedoch hier-

hierunter die *Appellationen von Pönalmandaten* und in Landfriedensfachen, nicht begriffen feyn follten. Der Deducent bemüht fich nun zu beweifen, dafs hier die Austrägalinftanz nicht eintreten könne, weil der Herzog bey diefer Extrajudicialappellation in der That als Kläger zu betrachten, und weil auch von einem, fogar fchon exequirten, Pönalmandat die Frage fey. Die Stadt Roftock hat allerdings viel für fich, da ihr im äufserften Fall doch nur ihre verfaffungsmäfsige Rata von $\frac{1}{12}$ des von den Ständen bewilligten 60000 Rthlr. hätte angefonnen werden können.

Leipzig, b. Göthe: *Caroli Godofredi de Winckler Opufcula minora.* Edidit et praefatus est filius D. *Godofr. Ludov. Winckler*, Prof. jur. extraordinar. Volum. II. P. I. 1796. 383 S. 8. (20 gr.)

Der zweyte Band diefer fchätzbaren Sammlung (vom erften f. A. L. Z. 1793. Nr. 155.) enthält folgende Auffätze: No. I. *De jure impetratae aquae.* No. II. *De fideicommiffis familiae rerum mobilium.* No. III. *De condictione immodici foenoris.* No. IV. *De diverso genere remedii fyndicatus in Camera Imperii illiusque in ipfas fententias effectu.* No. V. *De donatione et adverfus ejus acceptationem obfervationes.* No. VI. *De contractibus feminarum per curatorum ratihabitionem validis.* No. VII. *De juramento religionis.* No. VIII. *De jure fepulturae in templis.* No. IX. *Impugnatio ftudii partium hinc inde in foro male recepti.* No. X. *Ad doctrinam de jure jurando flores fparfi.* No. XI. *De jure projectorum.* No. XII. *De abolenda reftitutione in integrum ex caufa aetatis.* — — Auf Inhalt und Werth diefer Abhandlungen fich einzulaffen, dazu ift hier der Ort nicht. Wie viele Bände noch folgen werden, darüber hat der Herausgeber fich nicht geäufsert, fo wie er denn überhaupt diefem Bande eine Vorrede beyzufügen, nicht für nöthig gehalten hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

Düsseldorf, b. Schreiner: *Denkmal aufgerichtet über den Gräbern meiner Frühverklärten*, eine Schrift für gefühlvolle, theilnehmende Seelen, von *Fr. Mohn.* 1796. 198 S. 8. Mit einem Titelkupfer. (16 gr.)

Der Vf., wie es fcheint Prediger in der Gegend von Düffeldorf, verlor während eines kurzen Zeitraums feinen Freund, der fich vor den Kriegsunruhen zu ihm geflüchtet, feine Gattin und feine Tochter. Der Inhalt diefer Denkfchrift ift eine Predigt „aber nicht im Kanzelton," *Ueber die Pflicht einer often* (häufigen) *wehmüthigen Rückerinnerung an unfre vollendeten Geliebten*, einige Betrachtungen und Gedichte. Sie alle zeugen von Nachdenken und von einem tiefen Gefühl, dem wohl nur fehr Unverftändige neue Wunden zu fchlagen verfuchen könnten. (Siehe die Aeufserung S. 93.) Die Gedichte find reiner und freyer Erguſs der Empfindung: *fo* wird die Empfindung fie willig aufnehmen. Es fehlt ihnen hie und da an Haltung in den Bildern, wenn z. B. in derfelben Strophe S. 161. die Eumeniden und die Todtenglocke vorkommen; allein dafür entfchädigen manche fchöne Stellen, wie folgende Strophe über den *Strom der Vergänglichkeit* in dem fo überfchriebnen Gedichte:

> Wie muthig wallt er feinen Pfad!
> Mit welcher Kühnheit wälzt er Wogen!
> Wer forglos fich dem Ufer naht,
> Wird in den Strom hinabgezogen.
> Vergebens fucht das frühe Grab
> Von ihren kaum gebornen Kindern
> Die Mutter Zeit hier raftlos zu verhindern:
> Das Schickfal ftürzet fie hinab.

Unter der Auffchrift: Bagdad vor der Sündfluth: *Der Subftitut des Behemoth*, oder Leben, Thaten und Meynungen des kleinen Ritters *Tobias Rofemond.* Eine Gefchichte aus uralten Zeiten. Zweyter Theil. 294 S. 8. (21 gr.)

Der Ton diefer uralten Chronik der neueften Weltbegebenheiten, wovon der erfte Theil fchon Nr. 281. des vorigen Jahres angezeigt worden, verfällt in dem vorliegenden zweyten fo fehr in das Niedrige, dafs nunmehr wirklich ein fehr populäres Buch daraus geworden ift, deffen leicht zu verftehende, übrigens ganz wohlgemeynte, Traveftirungen in den Schenken an Sonn- und Fefttagen zur Ergötzlichkeit dienen mögen. Feine Leute werden fchwerlich an Erzählungen wie folgende Vergnügen finden: „Er (der Ritter Tobias) liefs etwas darauf gehen, und „gab unter andern einem dicken Weibe, welches hin„kam und allerhand Künfte und Geberden zu machen „wufste, einen fchweren Seckel voll Goldftücke, da„mit fie, fo lange die Faftnachtsluft dauerte, ihm „und allen, die da waren, durch ihre künftlichen „Sprünge und Geberden der Luft noch mehr machen „möchte. Das Weib hatte ihren fetten Körper in „eine dünne Haut eingenäht und fchämte fich nicht, „fo vor allen Menfchen aufzutreten u. f. w." Es ift Schade, dafs man diefes Buch nicht mit Holzfchnitten verziert hat, um feinen ganzen Inhalt noch anfchaulicher zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. August 1797.

PAEDAGOGIK.

Halle, b. dem Vf. und in Commission der Waisenhausbuchhandlung: *Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Aeltern, Hauslehrer und Erzieher;* von D. *August Herrmann Niemeyer* Consistorialrath, Prof. der Theol. u. Aufseher des Königl. Pädagogiums. 1796. 660 S. gr. 8. (Pränum. Preis 1 Rthlr. 6 gr. Ladenpr. 1 Rthlr. 18 gr.)

Ebendas. — — — — *Zweyte fast unveränderte Ausgabe.* 1796. 710 S. gr. 8. (Preis wie oben.)

Bey der unermesslichen Anzahl von theoretischen und praktischen Erziehungsbüchern, worunter selbst des Guten so viel ist, dass vieles nicht wenigen angehenden Erziehern entweder ganz unbekannt bleibt, oder doch nicht zu Händen kömmt, fehlte es immer noch an einem Buche, das man als einen kleinen Codex der bewährtesten Vorschriften, und zugleich als eine Anweisung zur Kenntniss der besten Bücher betrachten könnte. Die immer noch in gewisser Hinsicht klassischen Schriften von Locke und Rousseau; so viel Gutes sie enthalten, lassen doch in Absicht der Vollständigkeit in der Theorie noch viel zu wünschen übrig, und Bücherkunde lernt man aus ihnen gar nicht. Eben dieses ist mehr oder weniger der Fall, in dem man sich bey den besten deutschen Compendien der Pädagogik von Bock, Feder, Trapp, und Heusinger befindet. Der Vf. hat also mit diesem Handbuche einem dringenden Bedürfnisse sowohl der Jugendlehrer, die sich gehörig vorbereiten, als der Aeltern, die die Erziehung ihrer Kinder nicht blofs dem Zufall überlassen, und doch auf dem kürzesten Wege zur Einsicht der besten Vorschläge unserer Pädagogiker gelangen wollen, sehr wohlthätig abgeholfen. Wie sehr das Publicum den Mangel eines solchen Buchs gefühlt habe, beweist die seltne Ereigniss, dass der Vf. genöthigt wurde gleich im ersten Jahre noch eine zweyte Auflage zu veranstalten. Das gute Vorurtheil, welches Hr. *N.* als Vorsteher einer berühmten Erziehungs- und Lehranstalt, die gerade *seinen* Bemühungen und Einrichtungen einem grossen Theil ihres jetzigen Flors verdankt, für sein Buch, noch ehe es erschien, erregen musste, hat er auf die vortheilhafteste Weise durch den Ausfall desselben bestätigt. Man findet hier den durch vieljährige Beobachtung geübten, und doch nicht an einseitiger oder falschverstandener Erfahrung hängenden Erzieher; man erkennt eine weitläufige Bekanntschaft mit den besten Erziehungsschriften, und merkt doch nirgend den blossen Sammlergeist, zu dem eine weitverbreitete Lectüre nicht selten Verfasser von Lehrbüchern führet; lichtvolle Ordnung, Sichtung und Auswahl der von andern beygebrachten Vorschläge, und nicht selten ein ungebahnter, von jenen abweichender Weg, sind eben so viele Beweise des eignen Nachdenkens; und indem der Vf. sich eben so weit von der Verachtung aller Theorie, als von der Spitzfindigkeit eines blofs speculativen Lehrgebäudes entfernt, so gewinnt sein Buch, durch Gründlichkeit und Popularität zugleich, Ansprüche auf den Beyfall und die Benutzung einer sehr zahlreichen Klasse von Lesern, die er sich ausserdem noch durch die sorgfältige Auswahl der zum Nachlesen empfohlenen Schriften, wornach sich jeder nach dem Maasse seines Bedürfnisses und seines Vermögens eine pädagogische Handbibliothek anlegen kann, sehr verbunden hat.

Nach einer kurzen Einleitung, welche den Werth der häuslichen und öffentlichen Erziehung gegen einander abwägt, und die vornehmsten Verbesserungen des Erziehungswesens in neuern Zeiten kurz erzählt, setzt der Vf. im *ersten Abschnitt* dasjenige auseinander, was die zweckmäsige Vorbereitung und Bildung zum Hauslehrer und Erzieher betrifft. Er zeigt vorerst die Wichtigkeit eines guten pädagogischen Seminar's; so dann aber leitet er die eignen Bemühungen künftiger Hauslehrer sich zu diesem Berufe vorzubereiten. Hier wird also von der *Bildung seines Verstandes*, vornehmlich in seinen Studien, nach einem gewiss sehr vollständigen und liberalen Plane gesprochen. Dann von der Bildung des Charakters; wo Hr. *N.* als die empfehlungswürdigsten Züge, Sanftmuth, Bescheidenheit, Festigkeit, Amtstreue, Ordnungsliebe, Wirthschaftlichkeit, Gewöhnung im Geräusch zu arbeiten, (welches er besser zur Bildung des Verstandes gezogen hätte;) Gewöhnung an Kinderumgang, Frohsinn und heitere Laune rechnet. (Bey der Wirthschaftlichkeit wäre Hn. Prof. Büsch trefflicher Aufsatz über die verfallene Haushaltung der meisten Gelehrten unserer Zeit, zu empfehlen gewesen). Endlich von der Bildung der (äussern) Sitten. Der zweyte Abschnitt von *den Bedingungen einer nützlichen Amtsführung des Hauslehrers von Seiten der Aeltern*, hört zuförderst die Klagen der Hauslehrer gegen die Aeltern ab, von denen einige verworfen, andere als statthaft befunden werden. Hierauf werden die Pflichten der Aeltern entwickelt, wonach sie verbunden sind, des Lehrers Ansehn zu erhalten, ihn anständig zu belohnen, zur Erziehung und zum Unterricht mitzuwirken, auch die

die Foderungen an den Hauslehrer nicht unbillig zu übertreiben. (Diesen Abschnitt wünschten wir von allen Aeltern durchstudirt zu sehen, die sich entschliessen einen Hauslehrer für ihre Kinder anzunehmen. Wir wüssten hier keinen erheblichen Zusatz zu machen; bloss den doppelten Rath allenfalls ausgenommen, den Rec. schon mehrmals gegeben, und wovon er, wo er befolgt wurde, gute Folgen gesehn hat; 1) wenn Aeltern nur Einen Sohn haben sollten, um den fast unvermeidlichen *Ennui* bey Lehrer und Schüler zu vermeiden, und den Vortheil der Nacheiferung sich zu verschaffen, wenigstens noch einen Knaben, wenn auch unentgeldlich, an dem Unterricht Antheil nehmen zu lassen; 2) wo sich Gelegenheit dazu findet, eine Verbindung mit einigen Familien einzugehn, damit zwey Hauslehrer statt eines gehalten werden könnten, der Unterricht dadurch vielseitiger, die Musse zur nöthigen Vorbereitung den Lehrern erleichtert, und zugleich der schon bey dem ersten Vorschlage erwähnte Vortheil der Nacheiferung unter mehrern Kindern befördert würde. Der dritte Abschnitt giebt die Regeln der physikalischen oder körperlichen und der psychologischen Erziehung an: und in Ansehung der letztern wird Kap. 1. von der intellectuellen. Kap. 2. der ästhetischen. Kap. 3. der moralischen Erziehung vollständig und zweckmäsig gehandelt. Am Ende des dritten Kapitels folgen noch Bemerkungen über die subjective moralische Erziehung 1) mit Rücksicht auf das Geschlecht, 2) auf den Stand, 3) auf die Bestimmung (zum Militär - Kaufmann - ökonomischen - und gelehrten Stande). Hier zeigt sich nun aber ein kleiner Mangel in dem Plane des ganzen Buchs, dem der verdiente Vf. leicht künftig abhelfen kann. So gut nämlich als die moralische Erziehung in subjectiver Hinsicht berührt wird, hätte auch in eben dieser Hinsicht die intellectuelle ausgeführt werden sollen. Hr. *N.* wird daher wohl thun, bey einer künftigen Auflage die absolute und relative Pädagogik von einander zu trennen; und die letzte nach folgenden Abschnitten zu behandeln. I. Von der Erziehung in Rücksicht der verschiednen Perioden des kindlichen Alters. II. Von der Erziehung in Ansehung des verschiednen Geschlechts. III. Von der Erziehung in Hinsicht der verschiednen Fähigkeiten, und Naturgebrechen. Hier kömmt auch die Unterweisung der Taubstummen und Blindgebohrnen vor, welche unser Vf. ganz übergangen hat. IV. Von der Erziehung in Hinsicht der verschiednen Bestimmung. Nicht die Stände, sondern die verschiedne Bestimmung machen verschiedne Arten der Erziehung und des Unterrichts nothwendig. Der Adel als Stand bedarf schlechterdings keiner andern Erziehung als die höhere Klasse des bürgerlichen Standes. Und daher hat Rec. eigentlich sogenannte Ritterschulen, immer für sehr entbehrliche, ja zum Theil nachtheilige Anstalten angesehen, die man billig alle in solche Pädagogien, wie das ist, dem der Vf. so rühmlich versteht, verwandeln sollte, so dass Knaben gräflichen, adlichen und bürgerlichen Standes (versteht sich aus des letztern, höherer, cultivirterer, und wohlhabenderer Klasse) darinn aufgenommen würden. Unserer Ueberzeugung nach verlangen beym männlichen Geschlechte nur folgende künftige Bestimmungen besondere Einrichtungen des Unterrichts und der Erziehung 1) die Bestimmung des Landmanns. 2) Des städtischen Bürgers und Handwerkers. 3) Des Kaufmanns. 4) Des Soldaten. 5) Des Officiers. (Daher findet das, was wir oben von Ritterschulen sagten, auf *Cadettenschulen*, auf *Ecoles militaires* keine Anwendung. Diese sind vielmehr sehr zweckmäsige Anstalten, wenn auch lauter adliche Knaben darinn aufgenommen würden.) 6) Des Gelehrten, wohin also alle künftige Mitglieder des Akademischen und Schullehrer , ingleichen des Predigerstandes, alle hohe und niedere Civilbediente, es sey im politischen, juristischen, oder Finanzfache, endlich die Aerzte gehören. Alle diese könnten bis zur Universität füglich auf einerley Art behandelt, und auf einerley Art unterrichtet werden.) 7) Der *künftigen Regenten*. Dahin gehört das Kapitel vulgo von des *Prinzenerziehung*. Wenn Prinzen weiter nichts sind, und werden sollen, als Prinzen, so bedürfen sie eben so wenig als die Edelleute einer besondern Erziehung. Denn sie sind in so fern nichts anders als Edelleute von der höchsten Klasse. Als künftige Kriegsbefehlshaber können sie mit den übrigen Officiers nach einerley Plane erzogen werden. Bloss in so fern, als sie entweder wirklich unmittelbare, oder doch entfernte Anwartschaft auf die Stelle des Landesregenten haben, kann und muss es eine eigne Prinzenerziehung geben. V. Von der Erziehung in Ansehung der verschiednen Autorität, von der sie abhängt, d. i. vom Unterschiede der häuslichen und öffentlichen Erziehung. Wir dürfen dem Scharfsinne des Vf. mit Zuversicht überlassen, die Lücken selbst aufzufinden, die nach diesem Zuschnitte in seinem Buche noch auszufüllen sind. Sobald freylich der Vf. sein Buch lediglich auf Hauslehrer berechnete, konnte er manches auslassen, was in einer vollständigen Pädagogik nicht fehlen darf. Aber eben dahin möchten wir den Vf. gern bewegen, dass er bey einer dritten Auflage dieser eingeschränkten Rücksicht entsagte, und uns ein vollständiges Lehrbuch der gesammten Pädagogik gäbe. Wenn er dann die Abkürzungen, die ihm der obige Leitfaden von selbst anbieten wird, benutzte, wonach z. B. sein erster und fünfter Abschnitt in einen zusammengezogen werden könnte; wenn er manchen überflüssigen Auswuchs, z. B. die Zeittafel der Weltgeschichte, wegschnitte; dem Ausdruck hie und da mehr Präcision gäbe, so glauben wir, könnten alle übergangne Materien Platz finden, ohne die Bogenzahl des Buchs sehr zu vermehren.

Der vierte Abschnitt enthält eine sehr ausführliche Anweisung zur Methode des Unterrichts im Allgemeinen sowohl, als in Hinsicht der besondern Gegenstände; und der fünfte giebt dem Hauslehrer Klugheitsregeln, über die Wahl der Condition, die einzugehenden Bedingungen, über die erste Zeit seines

Hof-

[illegible]rlehens, über seine Verhältnisse gegen die Eltern, Zöglinge, andere Personen im Hause, und den ganzen Familienkreis, endlich über die Sorge des Hauslehrers für sich selbst.

Wir fügen dieser Anzeige nur einige unserer Bemerkungen über einzelne Stellen bey, die den Vf. vielleicht bey einer andern Auflage seines so gemeinnützigen Buchs veranlassen könnten, hie und da die nachbessernde Feile zu gebrauchen. — Da schon §. 117. von Erweckung der Aufmerksamkeit gehandelt wird, so sollte das mehrste von dem, was §. 225. u. f. vorkömmt, wohl hieher gezogen werden. Die Anmerkung zu §. 117. stände besser in den §§. 130. 131. über die Behandlung der verschiedenen Köpfe. §. 118. würde vollständiger und besser geordnet ausfallen, wenn Hr. *N.* in *Platners* Anthropologie das Lehrstück von der Aufmerksamkeit zum Grunde legte. §. 119. [illegible] der Einbildungskraft, würde belehrender werden, wenn er die Kantischen Berichtigungen der bisherigen Vorstellungen von der Phantasie benutzte. §. 121. [illegible] der Lehre von den Gedächtnissübungen empfehlen wir wieder die Rücksicht auf Platners Anthropologie. Unter den mnemonischen Uebungsspielen, deren [illegible] verschiedne gute vorgeschlagen werden, können wir den Vorschlag nicht billigen, ein auswendig gelerntes Stück rückwärts recitiren zu lassen. Dies [illegible], wie uns dünkt, eine ganz unnütze Marter des Gedächtnisses. Eine Reihe historischer Daten rückwärts auffagen zu lassen, z. B. die Folge der römischen Kaiser in den drey letzten Jahrhunderten, die [illegible] erst nach der Zeitfolge sich eingeprägt hat, wie rückwärts, also von Franz II. bis auf Carl V. [illegible] zu lernen, ist von grosem Nutzen. Aber [illegible] auswendig gelerntes Redestück rückwärts herzu[illegible], kann, wenn es nicht etwa zum Spass versus [illegible]gradi sind, nichts anders als ein peinlicher Zeitverderb seyn. Auch würden wir keine Reihe einzelner [illegible], als Aal, Adler u. s. w. aufgeben, die man [illegible] sonst nicht in dieser Verbindung braucht; dafür [illegible] historische, oder geographische Reihen. Noch [illegible] auch die Maxime der praktischen Mnemonik [illegible] beyzubringen, Sachen die man nie in einer bestimmten Ordnung zu wissen braucht, nicht in einer bestimmten Folge auswendig lernen zu lassen, wie [illegible] das Einmal Eins. — Im Kapitel von der Bildung des Gefühlvermögens hat die Amphibolie des [illegible] *Gefühl* den Vf. verleitet, manches beyzubringen, was ins dritte Kapitel gehörte. Wenn die Seelenkräfte ganz richtig so abgetheilt werden, Erkenntnisskraft, Gefühlvermögen, Begehrungskraft, so bezieht sich *Gefühl* blofs auf Lust und Unlust, und die Beurtheilung der *Rechtmäfsigkeit* der Handlung, wenn [illegible] auch vorerst noch auf undeutlichen Begriffen beruhte, gehört, um nur Eins zu nennen, nicht hieher. — Bey §. 171. N. 3. wäre die thörichte Methode zu rügen, da man in manchen Erziehungsanstalten. Kindern wegen schlechter Aufführung die gerechte Würdigung des Fleises entzieht; und z. B. bey der Translocation den wirklich geschicktern wegen eines moralischen Fehlers nachsetzt. §. 195. Müsste neben dem Buche (von Brandes) über *die Weiber*, als ein Antidotum gegen des Vf. häufige mehr witzige als wahre Paradoxieen, des seligen Mauvillon ihm entgegengesetzte Schrift unter dem Titel: *Mann und Weib* empfohlen werden. Doch unsere Gränzen nöthigen uns abzubrechen.

Die zweyte Auflage konnte, da sie den Vf. so schnell übereilte, nur wenige Berichtigungen, oder Ergänzungen erhalten, und wenn es dem Vf. nicht genehm seyn sollte, den Plan nach unserm obigen Vorschlage zu erweitern, so würde das Buch, wenn auch mehrere im Ganzen ungeänderte Auflagen erschienen, nach der Absicht des Vf., es vornämlich zum Handbuche des häuslichen Unterrichts zu bestimmen, noch auf lange Zeit für das Bedürfniss denkender Aeltern und Hauslehrer ausreichen.

ERDBESCHREIBUNG.

FRANKFURT u. LEIPZIG, *Briefe eines reisenden Franzosen über die Deutschen ihre Verfassung Sitten und Gebräuche.* — Nebst *Berichtigungen und Bemerkungen* von einem Deutschen. 1796. 352 S. 8.

Wem *Riesbecks* Schreibart und Beobachtungsgeist durch diesen Titel erinnerlich wird, dem mag der Inhalt dieser Sammlung von dreyssig Briefen eines *später* reisenden, aber fast früher beobachtenden Franzosen, wenig Befriedigung geben. Ueber ihre Veranlassung giebt der erste Brief Auskunft. Sie wurden 1786 lediglich für den Unterricht eines andern jungen Franzosen geschrieben, der damals in Strasburg die deutsche Sprache erlernte, um eine Reise durch Deutschland vorzunehmen. Dieser Zweck entfernt den Anspruch auf Ordnung und Methode, auf Verhältniss im Plan und Zuschnitt, welche darin vermisst werden, und er entschuldigt einige Weitschweifigkeiten (S. 145.), matte Wendungen (S. 32.), und andere nicht ungewöhnliche Gebrechen des Stils unserer Briefsteller. Dass aber ein Deutscher Beruf fand, zehen Jahre später ein weitläufiges Manuscript, das überdem noch unvollständig ist, (S. 248. und 309.) herauszugeben, ist um so weniger zu begreifen, da die beygefügten Bemerkungen und Berichtigungen bey weitem nicht das Mangelhafte ersetzen. Selbst die Berechnung der Münzen ist nicht einmal in das Deutsche übertragen. Ueberdem ist die durch den französischen Krieg erfolgte Veränderung so vielseitig und eingreifend, dass hin und wieder das *damals* wohlgetroffene Gemählde *jetzt* oft ganz unkenntlich wird.

Da dieses aber des Briefstellers Schuld nicht ist, so wird dadurch das Verdienst eines allumfassenden Blicks nicht vermindert. Geschichte, Staatsrecht, Statistik im weitesten Umfange der Wissenschaft, Sitten und Physik sind in den Inhalt verwebt. Wenn der Blick des Ausländers in den Aeusserungen gegen den

den Reichsverband (S. 53.) hervorleuchtet, so sind manche Bemerkungen über wesentliche Gegenstände (z. B. S. 70. über Schiffbrücken, S. 288. über die Porträitsucht deutscher Gelehrten, S. 257. über den Gebrauch der verwandschaftlichen Anreden, welche Rec. im *pays de Vaud* noch weit gebräuchlicher fand, S. 87. über kurze Bettstellen) den Inländern entgangen. Bey manchen wird eine feinere und gedehntere Behandlung vermisst, wie z. B. bey den Misbräuchen der Handwerker S. 104., bey dem Verderbniss der Dienstboten S. 126., wo der Vf. auf die weiblichen sich einschränkt, von dem Kartenspiel S. 179. ff., welches wohl mehr einen eigenen Abschnitt als die Trunkenheit (Br. XIV. S. 146—158.) verdient hätte, und endlich S. 161. von Mangel an Urbanität, insbesondere in den Höflichkeits-Grüssen. Die mehresten dieser Punkte haben sich freylich seit der französischen Revolution so verändert, dass der Zeitgenosse des *deutschen* Museums, und der *Nunciatur-Beschwerden*, (auf welche der Vf. sich hin und wieder berufet), solche nicht für unsere Zeit schildern konnte. Das Stiefeltragen, das (S. 255.) als eine Eigenthümlichkeit der Franzosen geschildert wird, ist dem Franzosen jetzt noch mehr eigen, so wie der Geschmack ans Fleischessen, Biertrinken und Tabackrauchen. — Das Hazardspiel und die Immoralität des Gesindes in den grossen Städten des südlichen Deutschlands, wie zu Frankfurt. — Der Luxus und der Trotz der Handwerker und geringern Stände — die Handlungssphäre in Hamburg und Frankfurt S. 102. — der Preis des Brennholzes, dessen Wohlfeilheit hier (S. 78.) gerühmt wird, — alles dieses ist binnen zehen Jahren in neuen Verhältnissen. Auch würde der Vf. die Klage über Mangel an statistischer Publicität (S. 7.) im Jahr 1796 nicht so haben führen können, noch mehr aber, nach neueren Erfahrungen, sich der Behauptung S. 301. nicht rühmen, dass der Franzose — (1786) — freyer sey als der Deutsche. Von tiefer Einsicht zeigt dagegen der Abschnitt vom Soldatenstande und insbesondere (S. 342.) die Bemerkungen über die Grösse der stehenden Armeen. Schon jetzt bewährt sich deren Vergleichung mit einer gefährlichen Schneemasse, die alles mit sich fortreissen kann, und die Besorgniss, dass das Bewusstseyn der unwiderstehlichen Gewalt sie zu gefährlichen Bewegungen verleiten könne. Für den künftigen Geschichtsforscher ein reichhaltiges Feld, und für Staatsmänner ein bedeutender Wink.

Kölln, in der Metternichischen Buchh.: *Verzeichniss der Stadt-Köllnischen Einwohner, deren Wohnhäuser, Gewerb, Register der Strassen, nebst einem Grundriss der Stadt.* 1796. 414 S. 8.

Ein topographischer Staatscalender, dessen erste Auflage vom Jahre 1795 einen ganz verschiedenen Titel führte, und dessen zweyte vorzüglich durch den Zeitpunkt der Herausgabe, nämlich während der französischen Occupation und Municipal-Verwaltung, bemerkenswerth wird. Ohne Rücksicht auf letztern sind hier sämmtliche Einwohner der Stadt, mit Angabe der Wohnungsnumer, der Strassen und des Gewerbes nach den acht *Colonelschaften* — (Quartieren) in, sich wiederholenden Verzeichnissen aufgeführt. Das erste richtet sich nach der Numer des Hauses, das zweyte nach dem Alphabet der Familien-Namen, das dritte nach der Art des Gewerbes. Viertens dient noch zur Erläuterung ein Strassenzeiger und ein Grundriss der Stadt, von Cardon in Brüssel gezeichnet. Die Brauchbarkeit innerhalb der Mauern von Kölln, und nach der Eingeschränktheit des bescheidenen Titels, ist fast auf den höchsten Grad gebracht. Von der Schreibart des ungenannten Vfs. aber erregt schon der Titel keine gute Ahndung. Mancher Ausländer wird darin die fruchtbare Buchhandlung von *Peter Hammer* vergebens suchen, wenn anders die Erdichtung dieses Verlags für lichtscheue Herausgeber nicht schon allgemein bekannt wäre. Uebrigens ist der jährlich herauskommende Stadt Köllnische *Sack-Calender* eben so wenig, als der *Churcöllnische Staats-Calender*, dadurch entbehrlich gemacht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Ulm*, b. Stettin: *Hans Dietrich von Zanthiers, Unterricht vom Torfwesen*, besonders von der durch denselben am Harze eingeführten Verkohlung desselben. 32 S. gr. 8. (3 gr.) Der ungenannte Herausgeber dieser kleinen Abhandlung giebt hier zuvörderst einige Nachrichten vom Torfe überhaupt, und besonders über die Torfarten, die zunächst am Brocken gestochen werden, welche er auf 6 Klassen reduciret, und nach ihren vorzüglichsten Bestandtheilen beschreibt.

Er beschreibt ferner das Anlegen der Abzugsgräben, das Torfstechen und Trocknen, den Nutzen des Torfs in verschiedenen Anwendungen, und seine Verkohlung; wobey er auch die eisernen Oefen beschreibt, in welchen die Verkohlung vorgenommen wird, die aber seither mancherley Aenderungen erfahren haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. August 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Liegnitz u. Leipzig, b. Siegert: *Robert Robertsons*, — Arztes am Königl. Hospitale zu Greenwich, *Abhandlung über das Fieber, dessen eigenthümliches Wesen, und vernunftmässige Heilart, als Resultat in Europa, Afrika und Amerika angestellter Beobachtungen.* Aus dem Englischen. 1796. 189 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. schliesst das Entzündungsfieber bey seinen Untersuchungen aus, und schränkt sich eigentlich blos auf die Schiffs- und Lazarethfieber ein, die er in einer langen Reihe von Jahren, als Arzt der königlichen Flotte, in verschiedenen Gegenden, beobachtete. Dieses Fieber ist nach seiner Meynung eine idiopathische, von allen andern gänzlich unterschiedene Krankheit von eigenem Charakter, zu deren Entstehung die fieberhafte Ansteckung allemal wesentlich nothwendig ist. Er beweist durch eine Menge von zum Theil richtigen Fällen, dass diese Ansteckung bey diesen Fiebern immer vorhanden war, und dass man sich auf Schiffen und überall, wo viele Menschen beysammen sind, auch durch den gelindesten Gang dieser Fieber nicht abhalten lassen darf, diese Kranken sogleich zu entfernen. Selbst dem Wechselfieber schreibt er unter diesen Verhältnissen eine Ansteckungsfähigkeit zu, und glaubt, alle Unterscheidungen der Fieber, die man seit Jahrtausenden festgesetzt hat, seyen Hirngespinste: denn nur der ansteckende Charakter bestimme das Fieber. Er heilet dasselbe vornehmlich durch die Fieberrinde in grossen Gaben, ohne alle Rücksicht auf die Exacerbationen oder Remissionen der Krankheit, blos nach vorher gegangener Ausleerung der ersten Wege, und versichert, diese Curmethode habe seinen Zwecken allemal entsprochen, so oft er sie nur habe mit gehörigem Nachdruck anwenden können. Dieses Buch hat das Fehlerhafte, dass dasjenige, was bey einer Fieberart Statt finden kann, auf alle Fieber, ausser den Entzündungsfiebern, ausgedehnt wird: ausserdem aber enthält es viele gute Bemerkungen über die Schiffsfieber, und über das Verfahren und die Pflege der Kranken auf Schiffen, und die Uebersetzung verräth einen seines Gegenstandes und beider Sprachen kundigen Mann.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hermannstadt, b. Hochmeister: *A Magyar Nyelv-mivelö Tartaság Munkainak elsö Darabja.* — (Arbeiten der Gesellschaft zur Cultur der ungrischen Sprache.) 1796. 287 S. 8.

Wenn aus dem ungrischen Reiche etwas werden soll, so muss es *eine* Sprache haben. Dieser Satz wird jedem als eine unumstössliche Wahrheit erscheinen, der mit einem statistischen Blick die Menge der Völker und Zungen übersieht, aus denen das Ganze des ungrischen Reichs zusammengesetzt ist. Ehe so viele, so von einander durch Genius und Charakter, Sitten, Gebräuche und Religion verschiedene Nationen sich einander durch das Organ einer gemeinschaftlichen Sprache verständlich machen, und gegen einander zutraulich werden, eher kann, und wird nichts Grosses in Ungern geschehen.

Aber welche soll nun diese gemeinschaftliche Sprache seyn? Eine *todte* nicht; diess leuchtet gar bald ein. Denn die Einführung derselben wäre *allein* schon hinlänglich, eine polnischbarbarische Verfassung zu begründen und zu erhalten, weil sie gewisse Bürgerklassen von allem Antheil an öffentlicher Verwaltung entfernt. Daher ist nichts angelegentlicher für ungrische Patrioten zu thun: als zur Verbannung der lateinischen Sprache aus dem Geschäfts- und Gerichtshöfen mitzuwirken. Also welche von den *lebenden?* Etwa die *Deutsche* nach dem System des verewigten Kaisers Joseph? Wahr ists: 1) Diese Sprache ist durch die zehnjährige Josephinische Regierung, durch die noch längere Verbindung Ungerns mit Oesterreich, durch Commerz und Literatur unter den höhern Ständen schon ziemlich verbreitet. Was in Ungern gut erzogen ist, spricht Deutsch. 2) Sie verbände die Ungern mit einer respectablen grossen Nation, von welcher schon viel Cultur, äussere und innere Bildung auf Ungern übergegangen ist, und mit so viel andern Nationen, deren Sprache nur leichtverständliche Abart der Deutschen ist. Aber a) zu den niedern Klassen ist doch diese Sprache noch sehr wenig hinabgedrungen; b) fast ganz Deutschland (der edle Deutsche verzeiht gern diese freymüthige Aeusserung) hat noch bis jetzt keine ausgebildete repräsentative Verfassung aufzuzeigen. Hieraus entsteht c) bey den Ausländern gewöhnlich die (wiewohl irrige) Voraussetzung: dass jeder Deutsche ein Freund der militärisch despotischen, nach den Grundsätzen der Ungrischen Ständischen, wiewohl noch unvollkommenen, Verfassung — verhassten und in Civilgegenständen verwerflichen, Gewalt sey, wozu auch das Betragen deutscher schlechtbezahlter Truppen in Ungern in den vorigen Jahrhunderten Stoff gegeben hat. Bey den Deutschen selbst aber ergiebt sich hieraus Mangel an bestimmten Nationalcharakter, den die deutschen Schrift-

Schriftsteller selbst gestehen. Daher ferner c) werden die Deutschen wegen ihrer häuslichen und artistischen Tugenden und Fähigkeiten in allen Ländern gelitten, aber im Allgemeinen nicht nach Verdienst geliebt, noch bewundert. Diess gilt am meisten von Seiten der Ungern, dann von Slawen, noch am mindesten von Illyriern oder Raitzen. Endlich d) gränzt ja Ungern nicht ans nördliche, sondern ans südliche Deutschland.

Etwa die *Slawische?* Wahr ists, jetzt ist diese Sprache in den k. k. Erbstaaten ursprünglich überwiegend, und in Ungern selbst mit Einschluss von Croatien, Slawonien, Dalmatien nicht wenig herrschend. Aber schon diess einzige müsste zurückschrecken, dass es unter slawischen Nationen vollends gar kein Muster eines Staats von repräsentativer Organisation giebt: wiewohl desswegen Rec., der sich auf Polens gutgemeynten Versuch bezieht, mit Hn. Meiners nicht glauben mag, dass die Slawen zur Knechtschaft geboren wären. Andere Rücksichten der Cultur, Literatur etc. wollen wir der Kürze wegen übergehen.

Oder die *Ungrische?* Wahr ists 1) die eigentlich ungrische Nation ist jetzt, nach den türkischen Verheerungen nicht mehr die zahlreichste. Sehr reichlich könnte man sie in Ungern und Siebenbürgen nach geographischem Augenmaass nur beynahe auf 3 Millionen schätzen. 2) Die ungrische Sprache ist von allen übrigen europäischen Sprachen isolirt, ausgenommen den dunkeln Zusammenhang mit der Finnischen, und die wenigen aus der slawischen, deutschen und türkischen Sprache geborgten Wörter. 3) Ihr inneres Bau, ihre Wortfülle, und ihre bisherige Bearbeitung stehen bey den Ausländern gewöhnlich im geringen Ruf. Aber a) von wem andern nennt sich doch das ungrische Reich, als von der ungrischen Nation? Die in Ungern wohnenden Deutschen und Raitzen sind ihr, wegen ihrer Aufnahme, Ergebenheit, die durch die ungrische Tapferkeit überwundenen Ureinwohner, Slawen und Walachen aber Achtung schuldig. b) Ists nicht gut, in Rücksicht der Verfassung, Lebensart, Sitten, durch Sprache des gemeinen Lebens und Staatssprache zur Erzielung eines Originalcharakters von andern Nationen isolirt zu seyn? wenn nur in der lateinischen, französischen und deutschen Sprache den Ständen von höherer Bildung ein Mittel übrig bleibt, gute Ideen des Alterthums und auch andrer Völker einzutauschen, und durch dieselben der originellen Nationalbildung selbst die bessere Richtung zu geben? c) Die lange Herrschaft der Magyaren in Ungern hat dieser Sprache eine ungleich grössere Allgemeinheit bey den producierenden Menschenklassen verschafft, als die Deutsche je gehabt hat. d) Die Sprache an sich ist gewiss simpel, schön, der grössten Vervollkommung fähig. Was konnte nicht ein Petzeli, was kann nicht ein Batsanyi aus ihr machen? e) Was ist nicht schon seit dem Kaiser Joseph durch eigene Betriebsamkeit bloss durch: Wegräumung der Hindernisse von Seiten der Censur und durch die den Geistern freygegebene bessere Richtung (einige glauben auch durch den auf den Druck der ungrischen Sprache folgenden Gegendruck) geschehen; was könnte nicht noch werden, wenn die Unterstützung der Regierung, die Erhebung derselben zur Staats- und Geschäftssprache hinzukäme? Viele Comitate in Ungern erkennen sie als solche, das k. Gubernium zu Clausenburg braucht sie in politischen, die k. Tafel zu Maros Vásárheles in Gerichtssachen; nur die k. ungrische Statthalterey, ferner die Septemviral- und königliche Tafel verhandeln alles lateinisch, und alle beide Hofkanzeleyen lateinisch und deutsch, weil das, was den Augen des Hofs vorgelegt wird, in einer von beiden Sprachen abgefasst seyn soll.

Die Spannkraft der Geister nach dem 1790gen Reichstag wirkte auch auf die eifrigere Betreibung der ungrischen Sprache. In Ungern wurden mehr einzelne Privatideen, wie z. E. die von dem Piaristen Reyai über ungrische Sprachgesellschaften, erzeugt, aber nicht realisirt. In Siebenbürgen nahm sich Georg von Aranka, Beysitzer der k. Gerichtstafel, der Sache thätiger an. Die siebenbürgischen Landesstände betrieben das Project einer Gesellschaft zur Cultur der ungrischen Gesellschaft auch durch ständische Vorstellungen nach Hof. Von daher kam zwar keine abschlägige Antwort, jedoch sagte die k. Entschliessung dass Seine Majestät über diese Plane erst dann etwas beschliessen wollten, wenn über das ganze Werk der ständischen Deputation im Studienwesen der Vortrag werde erstattet und die Hofentschliessung gefasst worden. Indessen leitete Aranka, unterstützt auch von dem hoffnungsvollen jungen Grafen Dominik Te[illegible] mit Vorwissen des k. Gubernator des Grafen [illegible] und der Landesstelle, die Erfüllung seines Plans lobenswürdig dahin ein: dass indessen am [illegible] 1793 eine Probegesellschaft zusammengebracht wurde; eine Probe ist auch dieses Buch, welches wir anzuzeigen im Begriff sind, und sie ist gewiss ziemlich gerathen. Zuerst wird ein Begriff von der Gesellschaft und ihrem Zweck in vier Aufsätzen anstatt einer *Einleitung* gegeben. Gleich im ersten Aufsatz an den Leser erklärt die Gesellschaft: sie wolle der ungrischen Sprache zu weiterer Erhebung derselben die Bahn brechen, und setzt sehr gut den Vortheil *einer* lebenden Sprache für die Nation aus einander. Im 2ten erklärt sie mit feiner Anführung mancher einseitigen Rathschläge, die ihr gegeben worden, wie sie jetzt einstweilen ihre Schriften einrichten wolle, bis sie im Grossen, mit vereinter Kraft durch Grammatiken, Lexica, eigene Buchdruckerey, Schulbücher, und Bildung guter Schullehrer der ungrischen Sprache noch mehr Schwung geben kann. Ihre erste Regel sey, vorzüglich Originale, doch auch gute Uebersetzungen, aber nichts aufzunehmen, was nicht von Seite des Stils empfehlungswürdig sey. Im ersten Abschnitte ihrer Schriften soll das Platz finden, was den innern Bau und die Regeln der Sprache erläutert, im zweyten Originalaufsatze zur vaterländischen Geschichte, Geographie und Statistik gehörig, im dritten das, was im Wirkungskreise des Witzes und aesthetischen Gefühls und in dem Gebiete der Rede- und Dichtkunst liegt. Nach dem dritten Aufsatz wird

wird an den eingeschickten Ausarbeitungen, von dem Hn Gesellschaftssecretär *v. Aranka* und den andern beständig zu *Maros Vasarhely*, dem Mittelpunct der Gesellschaft wohnenden und eben desswegen zu Redacteurs bestimmten Gliedern nichts verändert: jedoch behalten sie sich frey, eine Abhandlung durch Aufnahme gleichsam für den Ihrigen zu erklären oder nicht.

Der vierte Auffatz erzählt die Schicksale der Gesellschaft bis zum Jul. 179, in einer in Gegenwart des Hn. Gubernators Grafen Georg von Bánffy gehaltenen Rede. Die Glieder theilen sich wie bey einer ähnlichen Gesellschaft, die sich zur Herausgabe von siebenbürgischen Schriftstellern vereinigt hat, in Mitarbeiter und in zahlende Glieder

Zum ersten *Hauptabschnitt*, zur Sprachforschung gehören folgende Artikel: I) *Von den Eigenheiten der ungrischen Sprache.* Ein vortreflicher Auffatz, der zur philosophischen Beurtheilung dieser Sprache durch kundige Inländer führen kann (Wird fortgesetzt.) II) *Ueber die Conjugationsformen* der ungrischen Sprache. Eine gute Bearbeitung dieses Theils der ungrischen Sprachlehre. III) *Ueber die Foderungen an eine gute Grammatik.* Hier dürfte für Ausländer besonders merkwürdig seyn, die Anführung von 58 inländischen Werken, die sich blofs mit der ungrischen Sprache als Sprache beschäftigen: Darunter sind nicht weniger als 20 eigentliche Grammatiken. Wobey dochnoch einige ausgelassen sind. Z. E. die von *Paul Szente Rosenbacher*, *Peter Szilágyi* und Hn. *Georg Nagy* vormaligem Prediger zu Harka, dessen Einleitung in die ungrisch- philosophische Sprachlehre. Wien 1793. in der A. L. Z. 179. N. 44. recensirt ist. Die neuesten angeführten sind die von Böjthi, Gyarmathi, Szentpáli; ferner die von den Debrecziner Professoren in ungrischer Sprache verfertigte, welche ohnstreitig die beste heissen kann, aber nur Ungrisch für Ungern geschrieben ist. Das Ideal einer Grammatik ist sehr gut im Umrisse angegeben.

In das *zweyte Hauptfach*, in die inländische Geschichte und Erdbeschreibung schlagen folgende Abhandlungen ein. IV) *Von siebenbürgischen Alterthümern*; von gefundenen grosen Elephantenknochen. Einige römische Ueberbleibsel. — S. 137 wird behauptet: Das Κογαιον bey Strabo (vergl. *Engel Comment. de Expeditionibus Trajani ad Danub. Vind.* 1794. S. 53) sey das heutige Gogány in Kü Küllö. — Ungrische alte unlesbare Inschriften auf Glocken. V) *Beschreibung von Carlsburg* S. 146. Einige neue römische Inschriften, aus denen sich jedoch nichts neues lernen läfst. S. 150 mehrere Münzen in der Sammlung des Hn. Münzwardeins Schickmayer von Steindelbach, die alle zwischen Carlsburg und Marus Portu gegraben worden. Die Griechischen wollen wir hier mit den unbestimmten Worten des Buchs abschreiben: „*Thasticus* (*Diogenes*) *Egparos* (*Kalikrates*) *Menishos*, *Stephan*, *Triton*, *Herakleon*, *Zenon*, *Chapidainoj*, *Ktitos*, *Philippus Macedo.*" — Von den Römischen eine Menge sehr seltene, zum Theil offenbar unächte: Z. E. *Quintus Heremius Etruscus Mesius Decius Trajani Decii Princeps primogenitus* — *Cajus Valens Hostilianus Mesius Quintus Trajani Decii Princeps secundogenitus.* Unstreitig verdienten diese Münzen eine viel genauere Untersuchung und Beschreibung. — Stand des Salzamts zu Maros Portu, Verführung des Salzes. VI) *Eine Naturerscheinung*, die darin besteht, dafs bey sehr heissem Wetter dem Reisenden alle weiterhin umliegenden Orte, wie in einem Meere, in den ebenen ungrischen Gegenden zu schwimmen scheinen. Rec. kann die Wirklichkeit dieser Erscheinung selbst bestätigen, und schreibt sie der elektrisch zitternden Luft zu. VII) *Eine andere Naturerscheinung*: dafs Augen, welche sonst nur durch Brillen lesen müssen, auf hohen Berggipfeln klar und rein ohne alle Brillen Buchstaben unterscheiden und vollkommen lesen können, welches vielleicht aus der mindern Brechung des Lichts in der feinern Luft zu erklären ist. VIII) *Nachricht von der Szarvaser Industrieschule von Hn. Theschedik selbst.* Der auf Industrie sich beziehende Unterricht umfasst die Lectionen in der Oekonomie überhaupt nach *Mayers* Catechismus und *Mitterpachers* Lehrbuch, in der Diätetik, Vieharzneykunst, Staatsökonomie nach Horneck und Herrmann in der Seidenzucht. In dem Sommerhalbenjahre 1794 wurden ein Centner und einige Pfunde Seide durch die Schüler gewonnen, und diefs ist schon seit Einführung dieser Schulanstalt der neunte Centner. Zwanzig Centner inländische Wolle wurden von den Schülern selbst zu Flanell, Rasch, Park etc. verarbeitet, und dabey die Briesner Aasch- und Wascherde gebraucht. 1 Mädchen wurden durch ihren eigenen Fleifs von Fufs auf gekleidet. An Saamen von Luzernerklee wurden 10 Centner und 14 Pfund erzeugt, und der Centner zu 50 Fl. das Pfund zu 40 Kr. verkauft, um den Anbau der Futterkräuter in Ungern zu verbreiten. Bey dieser Schule werden auch künftige Schullehrer als Practicanten angenommen, welche sich selbst Wohnung und Bedürfnisse schaffen, und nur 12 Fl für den Unterricht bezahlen. Für ungrische Producte aus den Naturreichen ist eine Sammlung angelegt. IX) *Neues vollständiges Verzeichnifs aller noch in Handschrift befindlichen siebenbürgischen Geschichtsschreiber*, auch für Ausländer sehr merkwürdig. Wenn in Ungern ein *Kovachich*, nud andere an die Herausforderung alter Denkmäler nur durch Privatfleifs und Antrieb denken; so vereinigt sich in Siebenbürgen hiezu eine ganze Gesellschaft, von welcher wir ein andermal reden wollen. Das sehr zahlreiche Verzeichnifs füllt 14 Seiten, und beweist den ungeheuern Vorrath, der noch zur Verarbeitung für die ungrische und siebenbürgische Geschichte übrig ist.

Dritte Abtheilung. Uebungen der Denkkraft und des Witzes, Poesien u. s. w. X) *Vorschlag zu einer Brandassecurationscasse und Brandanstalten.* Unsrer Meynung nach sollte vorzüglich daran gedacht werden, wie man den Brand durch bessere Bauart der Häuser und durch Einführung der Ziegeldächer, statt der Schindeln oder gar des Rohrs verhüten könnte? XI) *Ueber die Erziehung an eine Frau von Stand.* Viel gute Ideen, vorzüglich über die den Kindern anzugewöhnende Beherrschung ihrer selbst. (Wird fortgesetzt

setzt.) XII) *Beweis dass der St. Stephansorden nicht von Stephan I. gestiftet sey*, von *Carl Seelmann*. Sehr überflüssig, da kein gescheuter Mensch diese Fabel glaubt. XIII) *Lied der Soldaten Ludwigs II. vor der Mohätser Schlacht*. Soll in alten Handschriften gefunden worden seyn, scheint aber mehr einem neuern Product zu gleichen. Z. E. die Ausdrücke: Das Schicksal von Europa ruht in unsern Armeen. XIV) *Eine kurze Grabschrift in lateinischer Sprache auf Alexander Leopold*, ungrischen Palatin, vom jungen Grafen Dominik Teleki. Nicht ohne Geist und Geschmack geschrieben. XV) *Die Abreise nach Metastasio*. Mittelmäsig. XVI) *An den Schatten seines Vaters* von G. B. [illegible] Klein und mittelmäsig. XVII) *Schicksale eines Herzens* in (kurzen) Versen. XVIII) *Grabschrift des Gabriel Botskai* zu Egeres. XIX) *Grabschrift des Christoph Garazda* zu Solyomkö und XX) *der Sophia Petoltzi* von Eperies. XXI) *Lob der Hunde vorzugsweise vor den Katzen*. Eines der trefflichsten Stücke in dieser Sammlung im Geiste des *Lipsius* (*Cent. I. ad Belgas* ep. 44.) vom seel. Alexander Kovásznai: dessen ungrische Uebersetzung der Bücher Ciceros von den Pflichten Hr. *Engel* zu Presburg bey Weber im J. [illegible] herausgegeben hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Leipzig*, b. Crusius: *Erfindung eines aërostatischen Kunstgezeuges*, womit ohne alles Schöpf- und Pumpenwerk, oder wie es nur nach den bisher bekannten hydraulischen Maschinen den Namen haben mag, auf etliche hundert Ellen hoch Röhrwasser gebracht werden kann, von *Carl Immanuel Löscher*. 1797. mit 4 Kupfern. 44 S. 4. Hr. *L.* vormalig gräflich thunischer Bergmeister, hält sich bekanntlich jetzt zu Freyberg in Sachsen auf, und liefert von Zeit zu Zeit Beweise seines Bestrebens und seiner Fähigkeit, in einem weitern Umkreise auf eine wahrhaft nützliche Weise zu wirken. Die vorliegende kleine Schrift enthält eine neue Probe seiner rastlosen Bemühungen in Rücksicht auf Erweiterung der Grenzen, in welche die praktische Maschinenlehre eingeschränkt ist. Bekanntlich hat man sich der atmosphärischen Luft schon auf mancherley Weise bedient, um sie als bewegende Kraft bey Maschinen zu gebrauchen; hier gibt Hr. L. eine noch nicht gebrauchte Art an, diesen Zweck zu erreichen, indem er die Expansivkraft, die Compressibilität und die geringe specifische Schwere der Luft zu gleicher Zeit zu benutzen sucht, um Wasser in Röhren in die Höhe zu treiben. Im Grunde ist es einerley, ob atmosphärische Luft von natürlicher Dichtigkeit unter eine Wassersäule in einer Röhre tritt, über der sich ein luftleerer Raum befindet, oder ob zusammengepresste Luft unter eine Wassersäule tritt, über der sich Luft von natürlicher Dichtigkeit oder unsere Atmosphäre befindet. Eine Beobachtung der erstern Art wird aber schon in der Bossütschen Hydrodynamik erzählt; sie wurde durch einen ungefähren Zufall gemacht, und sie könnte Hn. L. Anlass zu gegenwärtigen Gedanken gegeben haben, wiewohl Rec. weit entfernt ist, wirklich zu behaupten, dass Hr. L. durch eine Bossütsche Erzählung hierzu veranlasst worden sey. Der Vf. erzählt hier vielerley von ihm angestellten Versuche, denen es auch nicht an Mannichfaltigkeit von Umständen und Verhältnissen fehlt, die er in die Versuche zu legen suchte; um aus den verschiedenen Resultaten auf diejenigen Verhältnisse schliessen zu können, welche die vortheilhaftesten seyen oder den grössten Effekt geben. Am besten fand Hr. L. bey seinen vielen im Kleinen mit blechernen Röhren angestellten Versuchen folgende Vorrichtung: auf dem Boden eines mit Wasser gefüllten Gefässes befestigte er ein parallelepipedisches Kästchen mit einem Deckel aber ohne Boden, damit das Wasser im Kästchen ganz frey mit dem im Gefäss von unten communicirte; in den Deckel dieses Kästchens war ein etwa $\frac{1}{4}$ Zoll weites Röhrchen eingelassen, das über den Wasserspiegel hervorragte und am obern Ende seitwärts gebogen war, um hier bequem Luft einblasen zu können; an der einen lothrechten Seitenwand des Kästchens waren vier Oeffnungen zu $\frac{1}{4}$ Zoll weit neben einander durchgebohrt und nun 4 blecherne lothrechte 23 Zoll hohe und $\frac{1}{4}$ Z[illegible] weite Röhren gleich über diesen Löchern befestiget, so dass [illegible] durch die Luft oder Windröhre eingeblasene Luft, welche d[illegible] die vier Oeffnungen in der Seitenwand sich durchdrängt, [illegible] hiernächst vermöge ihrer geringen specifischen Schwere [illegible] halb dem Kästchen mit Schnelligkeit aufwärts steigt, [illegible] in die untern Oeffnungen der vier lothrechten Röhren [illegible] fährt. Bey dieser Einrichtung hob die in diesen vier R[illegible] aufsteigende Luft beständig Wasser mit in die Höhe, so [illegible] solches bey anhaltendem Blasen beynahe ununterbrochen [illegible] herauslief. Der Gedanke, dass die aus der Windröhre [illegible] herausfahrende Luft vielleicht besser von den angebra[illegible] lothrechten Röhren gefasst oder aufgefangen werden und [illegible] ein besserer Effect erfolgen möchte, wenn sich solche [illegible] trichterförmig erweiterten, wurde durch wiederholte [illegible] widerlegt; der Effect war bey einer solchen Einrich[illegible] mehr schwächer. Hr. L. hat auch die Effecte bey einer [illegible] und kleinern Anzahl von Steigröhren im Kleinen mit [illegible] verglichen. Bey einer Vorrichtung mit 8 Steigröhren v[illegible] er durch eingeblasene Luft in einer Minute $2\frac{1}{2}$ Kannen [illegible] auf eine Höhe von 6 Leipziger Zollen über den Wassers[illegible] im Gefäss zu erheben; aber eine Vorrichtung von nur 4 S[illegible] röhren lieferte 3 Kannen Wasser auf eben die Höhe in eb[illegible] Zeit. Ueberhaupt erhielt er beym Einblasen den grössten [illegible] fekt, wenn sich die eingeblasene Luft in 4 Steigröhren ver[illegible] te, deren Weite, wenigstens nach vorheriger Angabe, $\frac{1}{4}$ [illegible] im Durchmesser betrug. Da aber die Luftmenge unbekannt [illegible] welche Hr. L. in einer Minute auszublasen vermochte, so [illegible] sen sich hieraus keine allgemeine Schlüsse zur Bestimmung [illegible] vortheilhaftesten Anzahl und Weite der Steigröhren im Gr[illegible] herleiten. Hr. L. fügt selbst Vorschläge bey, wie durch [illegible] gleichen Vorrichtungen das Wasser im Grossen auf eine beträc[illegible] liche Höhe erhoben werden könnte, ohne sich auf Theorie [illegible] sonst auf Bestimmung des Effects einzulassen, welchen ein [illegible] ches aerostatisches Kunstgezeug leisten könnte. Inzwisch[illegible] möchte noch manche Abänderung und noch mancher Versu[illegible] nöthig seyn, bevor man sich zu einer neuen brauchbaren [illegible] schine Glück wünschen könnte. Nach Rec. Dafürhalten [illegible] te die Theorie einer solchen Maschine nicht so ganz leicht [illegible] Allemal wird es der Mühe werth seyn, Hn. Löschers Gedan[illegible] weiter zu verfolgen, um zu finden, ob sich nicht wenigst[illegible] für einzelne Fälle eine brauchbare Maschine hiernach ba[illegible] lasse. Im Allgemeinen ist Rec. der Meynung, dass sich zus[illegible] mengepresste Luft leichter und vortheilhafter zur Wasserför[illegible] rung benutzen lasse, als auf die hier erwähnte Weise.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 7. August 1797.

GESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Pech d. ält.: *Die Franzosen in Franken im Jahr.* 1796. — von *Julius Soden* Reichsgrafen, mit zwey Kupfern. 1797. 248 S. 8.

Ohne Druckort: *Anekdoten und Charakterzüge aus dem Einfalle der Neufranken in Altfranken*, im Jahr 1796 von einem Augenzeugen. 1797. 151 S. 8.

Es liess sich erwarten, dass das unvermuthete Vordringen der Franzosen in das Innere der südlichen Provinzen Deutschlands, nebst der äusserst auffallenden Art ihres Benehmens mehrere Schriften zum Vorschein bringen würde. Unterdessen haben wir ausser den gegenwärtigen noch wenig von Belang gesehen. Sie liefern beide zunächst das Gemälde von den Schicksalen der östlichsten Theile Frankens, in den Gegenden um Schweinfurth, Bamberg und Nürnberg; da aber einzelne Nachrichten genug vorhanden sind, dass das Betragen der Sieger, auch in den westlichern Strichen das nämliche war; so darf man diese so viel möglich unpartheyischen Erzählungen für eine gutgerathene Darstellung des Allgemeinen betrachten. Beide Schriftsteller verbergen das lebhafte Gefühl gegen die Uebelthaten der einbrechenden Armee nicht, übergehen aber auch einzelne schöne Handlungen nicht mit Stillschweigen, und suchen manches Harte durch die Beschreibung der Organisation der Französ. Armee begreiflicher zu machen, und daraus ihre Entschuldigung herzuleiten. Bleiben bey allem dem die Farben noch immer grell, so trägt nicht der Zeichner, sondern der Gegenstand die Ursache.

Die Franzosen drängten mit überlegner Anzahl die Oesterreichische Armee zurück, mussten zwar jeden Tag fechten, konnten nicht Ein eigentliches Treffen gewinnen, verloren sogar öfters in kleinern Kämpfen; aber sie errungen sich doch den freyen Besitz des ganzen Fränkischen Kreises; sowohl durch die wirklich grosse Anstrengung ihres Muths und ihres Ausdauerns, als auch durch die allgemeine Stimmung des Bauern und des Bürgers, der selbst jetzt noch von den Predigern des Freyheits-Systems seine Erlösung aus manchen harten Bedrückungen erwartete, und in seinen Erwartungen durch Jourdans menschenfreundliches Manifest, welches ungestörten Besitz des Eigenthums versprach, Krieg den Pallästen, Frieden dem stillem Einwohner der Hütte ankündigte, noch mehr gestärkt wurde. Die Last eines feindlichen Heeres, das sich mit dem freywilligen Beytrage der Bedürfnisse des Lebens zu begnügen versprach, schien ein kleines vorübergehendes Uebel, wohl gar eine wirkende Arzney zur gründlichen Heilung alter, lange vergeblich beseufzter Schäden. Die reiche Aernte des Jahrs gab leichte Mittel, das noch so zahlreiche Heer auf einen Sommer reichlich zu nähren. Aber wie schnell wendete sich diese Vorliebe in den äussersten Abscheu, als man in den gehofften Erretteru halbbekleidete, oft kaum dem Knabenalter entschlüpfte, Menschen erblickte, denen die mehr oder weniger freundschaftliche Gesinnung des Landmanns, ganz gleichgültige Sache war, die in jedem Dorfe, nach wiederholten Gelderpressungen, der Regel nach mit der Plünderung aufhörten, unschuldige, wehrlose Leute theils äusserst misshandelten, theils tödeten, und auch das, was ihnen auf keine Art nützlich seyn konnte, absichtlich vernichteten, oder unbrauchbar machten. Ein gutes Kleid, oder neue Schuhe anzuhaben war Verbrechen, zumal in den Augen der sogenannten Volontairs; doch selbst der Officier zog bey Gelegenheit das bessere Kleid dem Wanderer aus, um das eigne wegwerfen zu können. Am auffallendsten ist, dass der Soldat, welchem daran gelegen seyn musste, auf längere Zeit bequeme Erhaltung in dem eroberten Lande zu finden, muthwillig die Bedürfnisse des Lebens vernichtete, in die mit Mehl angefüllten Kübel pisste, das herbey geschaffte Brod aushölte, und mit seinem Unrath füllte, ohne sich darum zu kümmern, dass der nachfolgende Camerade an den nämlichen Orten Mangel litte; dass er die geraubten Ochsen vor Durst umkommen liess, und dem mitleidigen Zuschauer nicht erlaubte, die nöthige Hülfe zu reichen, oder dass er ihnen lebendig das Maul abhieb, die Flechsen der Füsse lähmte, wohl auch an den Füssen die Güte der Säbel probirte, und dann das verstümmelte Thier zum Fortlaufen nöthigte. Alle diese Beweise der Unbesonnenheit erzählen beide Schriftsteller: Hr. Graf *v. S.* geht mehr in die Ursachen dieses Betragens ein, und findet sie vorzüglich in dem gänzlichen Mangel an Magazinen bey der Armee. Rec. kann diesen Mangel blofs als die geringste unter den Ursachen des übeln Betragens erkennen; die Armee würde gewiss bey strengerer Ordnung reichlichere Versorgung mit dem guten Willen des Landmanns erhalten haben; daher sind uns die übrigen zwey Beweggründe, welche beide Schriftsteller angeben, ungleich wichtiger, die wenige Disciplin der Truppen, und die übermässige Macht der Commissäre. Der Französische Soldat kennt nur zweyerley Art von Strafe, Gefängniss und Tod. Jene ist für ihn, zumal bey einem Feldzuge, Kinderspiel; diese hat er

äusserst selten zu fürchten. Was soll ihn von seinen Ausschweifungen zurück halten? Die Commissäre darf man als die vorzüglichste, wo nicht einzige, Ursache angeben, dass Jourdan den Vergleich nicht hielt, den er mit den Gesandten des Fränkischen Kreises auf leidliche Bedingungen geschlossen hatte; er würde mit einem Zuge alle Prellereyen der Commissäre abgeschnitten haben. Damit war ihnen nichts gedient. Jourdan selbst musste sich vor ihnen scheuen; er brach also den Abschluss unter dem wunderlichen Vorwande, man habe ihn zu früh publicirt. So lang der Zug vorwärts gieng, hielt die erste Ueberraschung und der Anblick der Uebermacht den Landmann von den Aeusserungen seiner gereizten Wuth zurück; als aber in der Oberpfalz mehrere Dorfschaften nicht ohne glücklichen Erfolg es gewagt hatten, ihr Eigenthum und ihre Weiber mit Sensen zu vertheidigen, als bald darauf die ganze Armee durch den Erzherzog Karl geschlagen, und zum schnellen Rückzug genöthigt wurde, empörte sich fast alles gegen die bisherigen Unterdrücker. Kleine verirrte Haufen durften darauf rechnen, ausgezogen, wohl auch erschlagen zu werden. Die Geschichte ist bekannt genug, dass in allen Gebirgsgegenden sich Leute zusammengesellten, welche förmlich, nach ihrem eigenen Ausdrucke, auf die Franzosenjagd gingen. Hr. Gr. *v. S.* hat vollkommen Recht, wenn er diesen Eifer mehr der Raubsucht, als dem Gefühle des zuvor erlittenen Unrechts zuschreibt. Die gemeinen Franzosen hatten sich Schätze gesammelt, die sie in ihren Gürteln trugen, oder was Gold war, in ihren dicken Halsbinden versteckt hielten. Bald bemerkte dies der Bauer, und mancher erschien in der Folge als bemittelter Mann, der vor dem Einfalle in bedrängter Lage gewesen war. Weit ärger ging es aber in der Rhöne, oder dem Gebürge, welches die Hochstifter Würzburg und Fulda trennt. Die Einwohner dieser Berge, welche bisher gerade am wenigsten erlitten hatten, verursachten der fliehenden Armee, die nach der Niederlage bey Würzburg sich auf diese Seite wenden musste, bey weitem den grössten Schaden. Sie erhielten von den Oesterreichern Unterstützung an Cavallerie und Artillerie, theilten sich in förmliche Corps, mehrere tausend Franzosen fielen unter ihren Händen und der grössere Theil der Bagage von le Fevre's Division wurde ihre Beute. Die Beschreibung dieser Anfälle lernen wir aus dem zweyten Erzähler ausführlicher und deutlicher als bey Hn. Gr. *v. S.* Die Bauern des Spessartwaldes sassen auch nicht müssig; aber von der Geschichte ihrer Gegenden fehlen uns genauere Nachrichten. Vielleicht sind noch einige Anekdoten unsern Lesern nicht unwillkommen, welche theils das harte Betragen der Franzosen, theils ihren Leichtsinn in das Licht setzen; so wie auch andere, wo einzelne Männer mitten unter dem Gedränge des Raubs sich von einer sehr vortheilhaften Seite zeigten. — Es wäre sehr ungerecht zu glauben, dass jeder Einzelne mit dem gewaltthätigen Betragen seiner Streitgenossen wäre zufrieden gewesen; mancher that, was in seinen Kräften stand, um dem Uebel zu wehren, oder warnte wenigstens, wo das nicht möglich war, seinen Wirth, alles, was einigen Werth hatte, den Klauen der Nachfolger zu entrücken, gab ihm wohl selbst die Mittel dazu an die Hand. Andere, die unter dem Haufen so arg als die übrigen mitlermten, zeigten sich wohlwollend, sobald sie einzeln mit ihrem Hauswirthe bekannter wurden, öffneten sogar ihre geheimern Gedanken, Unzufriedenheit über das Betragen ihrer Mitbrüder, Missfallen gegen die ganze Lage ihres Vaterlandes. Bloss die Noth zwang sie zur Unverschämtheit; denn der Bescheidene würde bey dem Vordrängen der übrigen nur selten gefunden haben, wo er sein Haupt hinlegen könnte. Officiere hielten oft mit tüchtigen Säbelhieben ihre Untergebenen vom Plündern oder Einkaufen gegen Assignate ab; nur fehlte es den meisten bey allem guten Willen an dem nöthigen Ansehen. Einzelne Generale gaben ausgezeichnete Beweise ihrer bessern Denkungsart; Grenier wendete alles mögliche an um Ordnung zu erhalten, Kleber und Dumuy machten keine Requisitionen für ihren Beutel, der erste zahlte vielmehr einen Apothekersconto selbst, und der letztere rettete beym Rückzug zu Schweinfurth eine Fabrik, welche eben geplündert werden sollte. Aber freylich verschwinden diese menschenfreundlichern Handlungen in der Menge von ganz anderer Art. Zu Schweinfurth begingen die Franzosen auf öffentlicher Strasse Päderastie und Sodomiterey; sogar Generale setzten Mädchen in Requisition. In einer Judenherberge musste alle Jüdinnen von 60, 70 Jahren sich als Freudenmädchen gebrauchen lassen, wie denn auch andere alte Weiber an der Krücke nicht verschont wurden. Selbst Bernardotte erklärte bey der Klage eines Vaters über seine gemisshandelte Tochter, dies seyen Kleinigkeiten, über die man sich im Kriege hinweg setzen müsse. General Mortier ängstigte mit eignen Händen einen Geistlichen bis zum Tode um 6 Carolinen zu erpressen. Die Volontärs waren immer mit Säbeln und Brecheisen versehen; bey einem Nationalgardisten fand man einen Dietrich und Hauptschlüssel. Die Franzosen liessen ihre eignen Kinder unter militärischer Bedeckung in das Wasser werfen. Die besser gesinntern sagten daher selbst von ihrem Gesindel: *c'est une canaille, mais elle se bat bien.* Ihre Härte geht auch über alles, was man je von einem Franzosen erwartet hätte. Der Officier hatte keine Bagage, er musste seinen Bündel so gut wie der Gemeine tragen, und selten deckten Strümpfe seine Füsse; nur das Gewehr war gut. Im Lager bey Schweinfurth sah man wenig Zelte; beym Nebelregen schliefen Officiere und Gemeine sanft unter freyem Himmel. Leichtsinnige Streiche verstehen sich hier von selbst. Den Heiligen wurde der Kopf abgehauen, die Crucifixe bekamen Schnurrbärte, der Jude musste selbst Schweine schlachten, und bequemte sich ganz willig dazu. Wo die Franzosen beym Rückzuge noch das Uebergewicht hatten, sagt der unbekannte Schriftsteller des zweyten Aufsatzes, schnitten sie säugenden Müttern die Brüste ab; wo sie sich aber schwach fanden, erblickte man keine

Spur

Spur ihrer ehemaligen Grobheiten. Sie nahmen vor den Bauern den Hut ab, (welches sie vor ihren eignen Generalen nicht thaten) begnügten sich gerne mit einem Glase Wasser, und schimpften gewaltig auf ihre Schurken von Cameraden, die den Bauersmann durch Misshandlungen so sehr gereizt hätten; „Bauer ist viel schlimm," sagten sie; „giebt er drey Stich, hab ich neun Loch." Er bediente sich der Heugabeln.

Zwey andere kleine Schriften, welche Theile des nämlichen Gegenstandes behandeln, verdienen keine Recension.

„*Schenna* des Schreibers *Nachricht* von den merkwürdigen Vorfällen der *Franzosen* in Nürnberg." Und

„Die *Franzosen* im *Nürnbergischen Gebiet* im Augustmonat 1796."

Die erstere affectirt die Bibelsprache, und gehört blos für die untere Klassen des Volks; die letztere weiss an den Franzosen gar kein lobenswürdiges Fleckchen zu finden, und schimpft öfters, statt kaltblütig zu erzählen.

EISENACH, b. Krumbhaar: *C. W. Ledderhose*, Fürstl. Hessi. Regierungs-Raths, *kleine Schriften. Fünfter Band.* 1795. 431 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dieser Band liefert eben so, wie seine Vorgänger, eine sehr brauchbare und nützliche Sammlung gründlicher Abhandlungen und merkwürdigen Urkunden, die über einzelne Gegenstände der Geschichte und Landesverfassung des Fürstenthums Hessen ungemein viel Licht verbreiten und so wohl dem Geschäftsmann als dem Geschichtsforscher willkommen seyn werden. I. *Von der Fräuleinsteuer in Hessen.* In der vorangehenden Einleitung entwickelt der Vf. die Grundsätze des alten deutschen Erbfolge-Systems, und behauptet, dass nach selbigen, die Töchter und die weiblichen Nachkommen überhaupt, von der Erbfolge in die väterlichen Stammgüter ausgeschlossen worden wären. Dieser Meynung kann Rec., im Allgemeinen genommen, nicht beytreten, weil es in der Geschichte des mittlern Zeitalters nicht an Beyspielen fehlet, dass die Töchter ihr natürliches Erbrecht auch bey den väterlichen Landen, besonders bey Alloden, auszuüben pflegten, wodurch manche nachtheilige Zersplitterung ansehnlicher Graf- und Herrschaften veranlasset wurde. Um diesem Uebel abzuhelfen fingen die Reichsstände seit dem 14ten Jahrhundert an, durch Familien-Verträge den Töchtern eine gewisse Aussteuer oder Heyrathsguth zu bestimmen, und die nachher so häufig vorkommenden Verzichte, die sie, wegen ihres Erbrechts an den väterlichen Gütern, endlich leisten musten, einzuführen. Solchergestalt entstand nun die bekannte *Fräuleinsteuer*, welche, wie S. [illegible] mit Recht bemerket wird, eigentlich aus dem Kammergut und Familien-Eigenthum bestritten werden muss. Nur Verträge und unverrücktes Herkommen berechtigen den Landesherrn diese Aussteuer von seinen Unterthanen zu erheben. In Hessen findet sich die erste Spur davon, zu Anfang des 16ten Jahrhundert, und der Vf. zeiget aus den, von Zeit zu Zeit errichteten, Verträgen und Landtags-Abschieden, dass die jedesmalige Fräulein- oder Prinzessinsteuer anfänglich von der Landschaft bewilliget worden sind, nunmehro aber eben so, wie Reichs- und Kreisanlagen, zu den recessmässigen und altherkömmlichen Steuern gehören, wozu es bey jedem eintreffenden Fall einer landschaftlichen Bewilligung nicht mehr bedarf. Die Summe einer solchen Ehesteuer beträget 20000 Gulden, woran Hessen-Cassel 12375 Gulden, und Hessen-Darmstadt 7625 Gulden beyzutragen hat. Die Frage: ob auch Töchter der abgetheilten und nicht regierenden Herrn, die Fräuleinsteuer fodern können? ist in den Hausverträgen zum Vortheil derselben entschieden. Andere hieher gehörige Gegenstände, z. B. die Concurenz der Grafschaft Schaumburg, die Freyheit der Prälaten und Ritterschaft von dieser Steuer, die Verzichtsleistung der Prinzessinnen und der Rückfall des Heyrathsguts werden gründlich erörtert. Diese Abhandlung ist mit 13 Urkunden beleget. Die hierauf folgenden Aufsätze Nr. II. III. und IV. enthalten ausführliche, und mit Urkunden bestätigte Nachrichten, *von der Lehnsverbindlichkeit des Landgrafen von Hessen gegen Kurmainz; gegen Kur-Trier und gegen das St. Stephansstift zu Mainz.* In einem jeden dieser drey Aufsätze schicket der Vf. ein genaues Verzeichniss der Hessischen Passivlehne voraus, und untersuchet alsdann ihren Ursprung, welcher, so viel Kurmaynz betrifft, grösstentheils in die Zeiten der alten Landgrafen von Thüringen fällt. Vor dem 13ten Jahrhundert lässt sich aber die Lehnbarkeit nicht diplomatisch beweisen. Das darunter befindliche Landgericht zu Hessen (*Comicia Hassiae*), welches ältere und neuere Schriftsteller auf ganz Hessen ausdehnen wollen, schränket sich (nach S. 84.) nur auf das *Gericht zu Maden* ein, und begreift Burg- und Stadt *Gudensberg*. Die Kurtrierischen Lehnstücke rühren von den Grafen von Kazenellenbogen her, und kamen nach deren Ausgang an Hessen. Dankenswerth ist die Mittheilung der Urkunden zur Hessischen Geschichte, Erdbeschreibung, Landesverfassung etc. Der *erste Anhang* enthält deren 27 von dem Jahre 1265 bis 1768. Sie bestehen aus Bündnissen, Lehn- und Kaufbriefen, Stiftungen, Privilegien und andern Materialien, die dem gründlichen Geschichtsforscher angenehm seyn werden. Merkwürdig sind die Privilegia, die Landgraf Wilhelm I. in den J. 1489 und 1490. den Städten Immenhausen Wolfhagen und *Zierenberg* dahin ertheilte, dass die dortigen Bürger und ihre Kinder zu keinen Heirathen gezwungen werden sollen. Zur Erläuterung dieses Umstandes beweist Hr. *L.*, dass vormals die deutschen Kaiser in den Reichsstädten das Recht auszuüben pflegten, ein Mädchen, welches einem ihrer Hofbedienten gefiel, wider ihren Willen, für die Braut desselben zu erklären, und durch den Marschall folgendergestalt ausrufen zu lassen:

Höret zu ihr Herren überall
Was gebeut der Kaiser und Marschall
Was er gebeut, *und das muss seyn*,
Hier ruf ich aus N. N. mit N. N.
Heut zum Leben,
Morgen zur Ehen,
Ueber ein Jahr
Zu einem Paar.

Dass aber auch den deutschen Reichsständen ein gleiches Recht in ihren Landen zuständig gewesen, ist zwar weniger bekannt; es wird aber solches durch die gegenwärtige Befreyungsurkunde der Landgrafen von Hessen ausser allem Zweifel gesetzt. Am Schlusse dieses *Anhangs* stehet eine historische Nachricht von der Stadt Witzenhausen. — Der *zweyte Anhang* enthält verschiedene landesherrliche Resolutionen und Rescripte, welche streitige Rechtsfragen, Jurisdictionsirrungen, und andere zur Kenntniss der Hessischen Landesverfassung gehörigen Gegenstände betreffen und für den Juristen brauchbar sind.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Maurer: *Schattenspiele.* No. I. und II. 1797. 348 S. 8. Mit 2 Kupfern. (1 Rthlr.)

Die Ruinen von Moyencourt, und: *Kleine Erzählungen, Fragmente*, machen die beiden Nummern dieses sauber mit Ungerschen Schriften gedruckten Büchleins aus. Das erstgenannte Stück ist eine Erzählung, aus einer zu Kapitel-Ueberschriften aufgegebnen „Wildniss von Wörtern" zusammen gesetzt. Die Vorfälle darin sind so lose und willkührlich verbunden, dass man kein Bedenken trägt, die Angabe vom Ursprunge der Erzählung für wahr anzunehmen, und dabey ist alles so leicht und kühn behandelt, dass dem Vf. das Talent mit Schatten zu spielen, nicht abzusprechen ist. Er hat in flüchtigen oft grotesken Zügen lustige, zärtliche und muthwillige Auftritte neben einander skizzirt, und sie doch auf das täuschendste zu einem Hauptinteresse zu verflechten gewusst, dessen Faden er zuletzt grillenhaft genug, aber ganz im Geiste des Uebrigen, mit einem Male abschneidet. Das Mährchen fliegt auf gleich einer *Rackete:* und dies ist auch das dem letzten Kapitel zur Ueberschrift dienende Wort. Ein grosses Geheimniss bleibt unerklärt, der Knoten ungelöst, allein gewiss derjenige Leser nicht unbefriedigt, der sich an einer lebendigen und witzigen Darstellung an und für sich zu ergötzen vermag. Der Ton, der nur manchmal zu sehr ins kecke übergeht, ist nie schwerfällig, sondern in einem leichten französischen Charakter (das Günstigste, was sich von Producten dieser Gattung sagen lässt) ohne im mindesten eine bestimmte Nachahmung zu verrathen. Nr. 2. hingegen scheint uns bey weitem nicht so belustigend als obige Ghiribizzi. Man findet darin Uebersetzungen einiger französischen und italienischen Leichtfertigkeiten, woran die Arbeit nicht so fein ausgefallen ist, dass sie sich rechtfertigte; eine schon oft dagewesene politische Anwendung biblischer Sprüche, und *Abaris oder die Wunder der Hölle, ein Fragment.* Diese in Briefen *an Sie* beschriebene Vision ist grösstentheils in Jamben abgefasst und hauptsächlich satyrischen Inhalts, obwohl die poetischen *Luftreisen*- und *Höllenbeschreibungen* einen guten Theil des Raumes wegnehmen. Den Jamben fehlt es nicht an Schwung; der Satyre, die einige Porträte erscheinen lässt, nicht an Kraft; aber dem Ganzen dennoch an festhaltendem Interesse. Auch ist die dazwischen vorkommende Prosa kalt, geschraubt und voll Prätension. Im Vorbericht wird erwähnt, „dass mehr als ein Schattenspieler „in diesem Werkchen debütirt." Wenn dem so ist, so gestehn wir, dass wir lieber dem Erzähler Nr. 1., ob er gleich die Feder so launenhaft weggeworfen hat, in seinen fantastischen Irrgängen folgen, als mit Nr. 2. Gesichte sehen wollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Frankfurt* am Mayn, b. Berndt, Kupferstecher und Kunstverleger: *XXIV Fabeln für die Jugend* aus dem Franz. des *Dorat* frey übersetzt von *Dr. Faber.* Mit 24 Kupfern. 1797. 56 S. 8. (1 Rthlr. und 1 Rthlr. 12 gr. mit illum. Kupfern.) Man begreift schwerlich, warum der Uebersetzer diese Auswahl Doratscher Fabeln der Jugend gewidmet. Die begleitenden Kupferstiche sind freylich so schlecht und besonders so steif, dass sich nur die Augen der zartesten Kindheit daran ergötzen können. Allein was soll die Jugend mit einer Erzählung wie *die Rachsucht des Bären*, wo die Moral:

Doch, wenn des Sklaven Joch sich endet,
Wird der Despot sein Opfer seyn,

weil eben die Rede von einem Lehrer ist, den der Schüler hinterher erstickt, noch dazu eine sehr verkehrte Anwendung leiden könnte? Was mit der Fabel *die Katze und der Hahn*, deren letzte Zeilen so lauten:

Moral wird nie Tyrannen lehren,
Nie wird die Wahrheit sie bekehren,
Sie sind zu faul sie anzuhören.

Es giebt überhaupt nur wenige Fabeln, die eine gesunde Nahrung für den Verstand eines Kindes abgeben können; die besten sind mehrentheils nur Leckerbissen für den schon reifen männlichen Geist. Wenn aber auch das spielende der Gattung hierüber täuschen könnte, der hätte doch bey dem geringsten Nachdenken zwey Drittheile der obigen verwerfen müssen. Die gereimte Uebersetzung ist ziemlich fliessend, indessen hat das Original noch immer beträchtlich dabey eingebüsst. Uebrigens scheint hier nur eine alte Waare für neu ausgeboten zu werden: in beiden Exemplaren, die Rec. vor sich hat, ist die letzte Ziffer der Jahrszahl auf dem Titelblatte ausgekratzt und verändert; bey dem einen glaubt er die Zahl 1793 darunter zu erkennen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 8. August 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Meyer: *James Johnstone's,* — Arztes in Worchester, *Untersuchungen über das Nervensystem, nebst dessen Versuchen und Beobachtungen aus der praktischen Heilkunde; sammt John Johnstone's,* Arztes zu Birmingham, und Mitglieds der medicinischen Gesellschaften zu Edinburg und London, *Abhandlung über die Gifte des Mineralreichs.* Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen herausgegeben von D. *Christian Friedrich Michaelis,* Arzte am Johannisspital zu Leipzig. 1796. 490 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Von James Johnstone finden sich in dieser Sammlung zwey Abhandlungen, von denen die erste: *Versuch über die Nervenknoten und ihren Nutzen in den zum Leben erfoderlichen und andern unwillkührlichen Bewegungen der Thiere,* die vor vielen Jahren herausgekommen und auch ins Deutsche übersetzt worden ist, Gründe für die Meynung enthält: dass die Nervenknoten die Werkzeuge sind, durch welche die Bewegungen des Herzens und der Eingeweide unwillkührlich gemacht werden. Sie ist nach einer neuern Ausgabe des Vf. übersetzt und mit Zusätzen vermehrt, besonders über die thierische Elektricität, deren Phänomene der Vf. sehr gut anwendet, um seine Hypothese zu unterstützen. Die zweyte Abhandlung ist überschrieben: *Cui bono? oder physiologische und pathologische Untersuchungen über die Verrichtungen der Nerven der Eingeweide. Nebst einigen Bemerkungen über die Wirkungen des Opiums und anderer Pflanzengifte.* In dieser Abhandlung sind die Gründe für den Satz zusammengestellt, dass die Nervenknoten dazu bestimmt sind, die unwillkührlichen Bewegungen zu bewirken, und dass es von den Nervenknoten herkommt, wenn Theile, die auch mit vielen Nerven versehen sind, nicht sehr schmerzen, wenn auch starke Reize auf sie wirken. Blofs von den Nervenknoten hänge es ab, dass die Verrichtungen des Herzens und der Eingeweide noch fortdauern, wenn z. B. bey der Wassersucht der Hirnhölen das Vermögen der willkührlichen Bewegung und sinnlichen Empfindung gänzlich verschwunden ist. Bey S. 155 ist ein Irrthum in einer Anmerkung des Uebersetzers zu berichtigen. Nicht das aus den bittern Mandeln ausgepresste Oel, sondern das ätherische Oel aus denselben, ist das heftige betäubende Gift. Herr Döltz wendete zu seinen Versuchen blofs solche bittere Mandeln an, aus denen das fettige Oel schon ausgepresst war. Von den *praktischen Versuchen und Wahrnehmungen,* die auf diese Abhandlung folgen, sind die meisten in den *Memoirs of the medical Society,* in den *philosophical Transactions,* dem *Medical museum,* und in den *Medical observations and inquiries,* die zum Theil schon in diesen Blättern angezeigt sind, abgedruckt. Nur von etlichen, die hier zum erstenmal gedruckt erscheinen, will Rec. Nachricht ertheilen. *Krankheitsgeschichte des Lords Georg Lyttelton.* Er hatte immer an übermäfsiger Reizbarkeit der Gallenorgane gelitten: diese, verbunden mit Verstopfungen der Leber, und mit krampfhaften Brustzufällen, tödteten diesen berühmten Mann. — *Ueber die Leberentzündungen,* besonders solche, die in Vereiterung übergehen. Es sind zwey Auffätze, und unter diesen einer von Hrn. *Gomery.* Sie enthalten zwar nichts Neues, sind aber doch für die Diagnostik dieser Krankheit wichtig. Im ersten Zeitraum der Entzündung bemerkt man die Localzufälle entweder nicht, oder sehr dunkel. In der Folge erst entsteht der stumpfe Schmerz, der sich bis über die Schulterblätter verbreitet, die Spannung, das kurze Athmen, und das Weisse im Auge wird gelblich. Die Kranken sterben schnell, und man findet das Eiter in der Höle des Unterleibes, oder auch in der rechten Brusthöle, ergossen. In einem Fall von wirklicher Wasserscheu nach dem Biss eines wüthenden Thiers bemerkte der Vf. von dem Queckfilber, welches auf alle mögliche Art gebraucht wurde, zwar keine vollkommene Besserung, aber doch einigen Nachlass der Krämpfe im Hals, und der Kranke starb, da er schon wieder Flüssigkeiten hinunterschlucken konnte. Die Abhandlung über die Gifte aus dem Mineralreich ist besonders zum Behuf der gerichtlichen Arzneywissenschaft geschrieben: der Vf. ist in Darstellung der Kennzeichen der Vergiftungen mit Giften aus dem Mineralreich am weitläuftigsten. Manches ist vielleicht durch einen Fehler des Uebersetzers unverständlich, z. B. was er S. 335 von der Anfressung des Magens, welche von der eigenen Verdauung des Magens durch den Magensaft herrührt, und deren Unterschied von der Anfressung dieses Organs durch Rattenpulver sagt. Unter den Unterscheidungskennzeichen der Arsenikvergiftung ist auch dieses angegeben, dass das Rattenpulver im Magen sich wie Sand anfühlt. Man sieht überhaupt aus der ganzen Abhandlung, dass die Engländer es in diesem Theil der gerichtlichen Arzneywissenschaft bey weitem noch nicht so weit gebracht haben, wie die Deutschen. — Unter den Convulsionen und den andern schnellen Zufällen, die der Sublimat erregt, steht auch der heftige Speichelfluss, und die Anschwellung der innern Theile des Mundes. Die unrichtigen Sätze des Vf. sind durch

eine Menge von Anmerkungen berichtiget, in denen auch vieles, was der Vf. ausgelassen hat, ergänzt ist. Bey diesem allen wird dieses Werk unsern bessern Schriften über die Gifte immer nachstehen.

Leipzig, in der Müllerschen Buchhandl.: *Cajetan Strambio's Abhandlungen über das Pellagra.* Aus dem Italienischen. Mit Zusätzen aus Allioni's neuester Schrift und Anmerkungen von Dr. *Carl Weigel.* 1796. 284 S. 8. (20 gr).

Im Jahr 1784 liess die K. Regierung ein eigenes Spital für Pellagristen zu Lognano errichten. Der Vf. wurde dabey als Arzt angestellt, mit dem Auftrag, seine Beobachtungen über diese Krankheit jährlich bekannt zu machen, welches er auch von 1786 bis 1789 that. Zu Ende des J. 1788 wurde das Spital aufgehoben, und mit dem grosen Krankenhause zu Milano vereiniget, bey dem der Vf. als Arzt angestellt wurde, wo er wieder eine hinlängliche Anzahl pellagrischer Kranken bekam, um seine Beobachtungen fortzusetzen. Diese Abhandlungen enthalten die Resultate, theils aus den *observationibus de pellagra*, theils aus den neuern Beobachtungen, die der Vf. zu machen Gelegenheit hatte. Leider aber sind diese Resultate so genugthuend nicht: denn man kennt weder die Ursachen dieses Uebels genau, noch ist man mit den Mitteln wider dasselbe aufs Reine. Wenn aber auch dieses Werk den Arzt nicht lehrt das Pellagra mit Sicherheit zu heilen; so ist es doch empfehlungswerth, weil es eine genaue Beurtheilung der Meynungen der vornehmsten Aerzte, die über das Pellagra geschrieben haben, von einem Manne enthält, der vielleicht unter allen die meisten Kranken an diesem Uebel gesehen hat. Die Zusätze des Hn. W. enthalten Erläuterungen aus andern Schriftstellern, und einen Auszug aus Allioni's Beantwortung der Einwürfe, die ihm Strambio gemacht hatte. Es scheint allerdings, dass die *purpura chronica* im Piemontesischen mit dem Pellagra einerley Krankheit ist, die nur durch das Clima und durch die Lebensart der Einwohner anders modificirt wird, so wie aus den Leichenöffnungen sowohl, als vornehmlich aus den Zufällen der Krankheit in ihrem Fortgange dieses zu erhellen scheint, dass sie ihren Sitz vornehmlich im Gehirn und im Nervensystem hat.

Berlin, b. Felisch: *Die Kunst Krankheiten vorzubeugen und die Gesundheit wieder herzustellen.* Ein Buch für Jedermann. Von *Georg Wallis*, Mitgl. der Londoner med. Gesellschaft. *Erster Band.* Aus dem Englischen mit Anmerkungen und Zusätzen. 1796. 387 S. 8.

Dieser erste Band eines Werks, welches die gesammte populäre Heilkunde fassen soll, enthält eine anatomische Beschreibung der vornehmsten Theile des menschlichen Körpers, dann ausführliche Erläuterungen über die Constitutionen des menschlichen Körpers im gesunden Zustand, und über die diätetischen Mittel und Wege diese Constitutionen zu verbessern, nebst Vorsichtsregeln den rechten Gebrauch der natürlichen Dinge betreffend, und endlich, nach einem weitläuftigen Aufsatz von dem Säugen der Kinder, und der Nahrung und Pflege derselben, wenn sie ohne Ammenmilch erzogen werden sollen, ausführliche Erläuterungen über die Arzneymittel, und eine Classification derselben nach der Ordnung der allgemeinen Heilungswissenschaft. Der anatomische Theil des Werkes enthält nur die ersten Grundrisse, und wird für den Nichtarzt kaum verständlich seyn, besonders da der Vf. auch viele höhere Theorie mit hineingewebt hat, die für den Layen in der Medicin, der unterrichtet werden soll, wie er seine Gesundheit erhalten kann, nur einen sehr beschränkten Nutzen haben möchte. Der Unterricht über die verschiedenen Constitutionen des Menschen im gesunden Zustand und über die Art sie zu verbessern, ist dem Zwecke des Vf. gemäser: denn eben durch diese Hinsicht auf die verschiedenen Verhältnisse, unter denen der gesunde Zustand existirt, können die Vorschriften der Diätetik erst nützlich werden. Aber Rec. besorgt nur, der Vf. habe die Arten zu sehr vervielfältigt: denn er nimmt von den einfachen, gemischten, und besondern Constitutionen nicht weniger als neunzehn Arten an. Die Vorschläge, wie diese Constitutionen zu verbessern sind, sind grösstentheils gut. Die Abhandlung von den Arzneyen ist mit theoretischen Erläuterungen über ihre Wirkungsart überladen.

Leipzig, b. Weygand: D. *Michael Ryan's Beobachtungen über die Geschichte und Heilung des Asthma.* Nebst vollständiger Erwägung der Schicklichkeit des Gebrauchs des kalten Badens in dieser Krankheit. Aus dem Englischen. 1796. 163 S. 8. (12 gr.)

Diese Schrift, deren Uebersetzung unter die wohlgerathenen gehört, enthält nach vielen theoretischen Erläuterungen über das Asthma, als Folge des geschwächten Tonus der Lungen, und als Folge anderer reizenden Ursachen, eine ausführliche Beurtheilung der Mittel, die bisher wieder diese Krankheit angewendet worden sind, und dann eine Empfehlung des kalten Bades, dessen Wirksamkeit durch mehrere Krankheitsgeschichten asthmatischer Personen erwiesen wird. Vornehmlich empfiehlt der Vf das Baden mit kaltem Wasser, in welchem Kochsalz aufgelöset worden ist, oder auch das Baden im Seewasser, in allen den Fällen, wo kein Localfehler in den Lungen, und keine heftige Reizung derselben vorhanden ist, und wo das Uebel einen periodischen Gang nimmt. Immer verlangt er, dass man die Schmerzen der Brust, die mit dem Asthma verbunden seyn können, erst durch Blasenpflaster, u. dergl. entferne, ehe man das kalte Bad anwendet, welches bey dem Humoralasthma von schleimigen Verstopfungen in den Lungen, und überhaupt immer schädlich sey, wo ein entzündlicher oder anderer Reiz in den Lungen hafte, mit desto grösserm Vortheil aber bey demjenigen Athemzwang angewendet werde, der mit zu groser Empfänglich-

keit des Nervensystems und mit Localschwäche verbunden sey.

Breslau, Hirschberg u. Lissa in Südpreussen: *Maximilian Stoll — Heilungsmethode in dem praktischen Krankenhause zu Wien. Sechsten Theils erster Band.* Uebersetzt und mit praktischen Zusätzen begleitet von *Gottlieb Leberecht Fabri*, — Adjunct des K. Preuss. Medicinal- und Sanitäts-Collegiums zu Breslau, K. Kreis-Physik. Namslauschen Departements u. ordentl. Stadt-Medic. zu Namslau. — 1795. 267 S. *Sechsten Theils zweyter Band*, 1795. 270 S. *Siebenter, oder der deutschen Ausgabe zwölfter und letzter Theil.* 1796. 328 S. (1 Rthlr. 20 gr.)

Rec. muss auch von den letzten Bänden dieses Werkes das Urtheil fällen, das er von den ersten gefällt hat: es ist für diejenigen, die Stolls Heilungsmethode nicht in der lateinischen Sprache lesen können, nützlich und die Uebersetzung ist im Ganzen gut gerathen. In der Vorrede zum ersten Theil des sechsten Bandes fährt Hr. F. fort Stolls Vertheidigung zu führen, dass er nicht überall bey Fiebern die abführende Methode angewendet habe. Er verspricht auch noch einige wegen ihrer Länge zurückgelegte Bemerkungen unter dem Titel einer Nachlese zur Stollischen Heilmethode, nebst einem vollständigen Register über alle sieben Theile, folgen zu lassen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Lüneburg, b. Lemke: *Heilsame Betrachtungen über den Anfang, Fortgang, die Eigenschaften und Annehmlichkeiten eines gottseligen Lebens nach Anleitung der gewöhnlichen epistolischen Texte auf alle Sonn- und Festtage,* von *Christ. Christoph Langhans*, Pastor und Senior zu Lüneburg. Erster Theil. 1795. 404 S. Zweyter Theil. 1796. 480 S. 4.

Der Vf. bemerkt gleich zu Anfang der Vorrede, „dass der vergleichende Leser zwischen diesen Predigten und denen über die evangelischen Texte, welche 1775 von ihm herausgegeben worden, eine sehr grosse Aehnlichkeit finden werde, indem sich seine Ueberzeugungen seit der Zeit in nichts geändert, wiewohl er das *Meiste der Neuigkeiten* (?) gelesen, aber auch geprüft habe." Alles Neue ist ihm ein längst schon widerlegter Irrthum! Die Dogmatik des Herrn Senior weicht, wie diese Predigten unwidersprechlich beweisen, auch nicht eine Linie von der eines *Hollaz* ab. Da wird z. B. den Kindern in der Taufe der ganze heilsordnungsmässige Glaube geschenkt. Die Hauptsache bey der Bekehrung des Menschen ist, dass er sich *zu Gott kehre* und Jesu Verdienst im Glauben *ergreife, sich zueigne und festhalte.* Es kommt nicht auf den Willen des Menschen an, wenn er die Bekehrung anfangen will; der heil. Geist muss dieses Werk anfangen und ausführen. Der Mensch kann durchaus nichts Gutes thun; was er etwa thut, ist Wirkung des heil. Geistes, nur an dem Bösen ist er selbst schuld. Der Teufel versucht die Menschen unaufhörlich zum Bösen. Unter dem *Beystande der guten Engel* sollen wir gegen ihn kämpfen und siegen. Doch was ist es nöthig, mehr Proben von den hellen dogmatischen Begriffen des Vf. mitzutheilen? Was im Ganzen hier zu erwarten sey, sieht der Leser von selbst ein!

Herr L. nennt diese Predigten *„Evangelische Predigten über das praktische Christenthum.* Wenn sie doch nur in irgend einer Rücksicht praktisch wären! In diesen zwey dickleibigen Quartbänden ist — wir sagen es ohne Bedenken — keine einzige, die man in irgend einer Beziehung auch nur mittelmässig nennen könnte. Von dem was Praktisch ist, scheint der Vf. gar keinen Begriff zu haben. — Eine Menge Dispositionen sind wider alle gesunde Logik z. B. das *„lebendige und beständige Vertrauen der Gottseligen zu Gott durch Christum.* 1) Wie es kein blindes und todtes, sondern ein verständiges und lebendiges Vertrauen sey. 2) Wie es auf Christum sich gründe. 3) Wie es *dahero* auch beständig sey." *„Der freudige Wandel vor Gott nach der Regul des Evangelii.* 1) Wie er sich von aller Leichtsinnigkeit unterscheide. 2) Wie er nach der *Regul* des Evangelii geführt werde." Verschiedene sind ganz tropisch ausgedrückt, was bekanntermassen ein grosser Fehler ist. Z. B. *„Freudige Blicke des Glaubens der seinem erhöhten Heilande nachsieht.* Er erblickt 1) den majestätischen Gott, der sein Geschäft auf Erden vollendet. 2) Den eröfneten Zugang zu dem Throne der Gnaden. 3) Das Vorbild der künftigen Nachfolge, und ähnliche Erhohung." — Den Eingang zu jeder Predigt macht der Vf. entweder mit einer biblischen Geschichte, oder mit einem Spruche. Auf das Thema folgt ein Stossseufzer, und nach jedem Theile meistentheils ein Liedervers. Die Abhandlungen selbst sind ein ordnungsloses, durchaus seichtes Gewäsch in einem schleppenden hebräisch- und griechisch-deutschen Ausdrucke. Beynahe die Hälfte dieses Buchs besteht aus biblischen Sprüchen, die auf die sonderbarste Weise, vielleicht aus einer Concordanz, zusammengerafft worden. Gestatteten es die Gränzen einer Recension, oder lohnte es sonst der Mühe; so sollte es Rec. nicht schwer werden, einige hundert auszuheben und zu zeigen, dass sie entweder nichts oder wenigstens nicht das beweisen, was sie beweisen sollen, und statt einen Satz aufzuklären, nur Dunkelheit darüber verbreiten; denn der Herr Senior verräth leider! eine gar trübselige Ignoranz in der Exegese. Ehe sich Rec. von diesem Buche auf immer trennt, will er noch ein paar Stellen, wie sie ihm in die Hände fallen, abschreiben, damit sich der Leser auch von der Art des Vortrags einen Begrif machen könne. S. 48 „Am allermeisten haltet es für eine Wohlthat und Ehre, dass ihr euch in allen Fällen mit eurem Gebete zu Gott wenden dürfet. Wenn auch die Erhörung verziehet; wenn Gott nicht gleich zu helfen scheint; so haltet an und fahret fort. *Leget euch in's Flehen: Nehmet alle Bewegungsgründe zusammen.* (!) Vielleicht liegt daran die Schuld: Gott hat euch schon einigemal erhöret, und ihr habt ihm nicht dafür gedankt. Bessert darin euer Verhalten." *Dankt ihm nun gleich-*

gleichsam zum Voraus (!): *Habe Dank, dass meines Glaubens Flehen niemals soll unerhöret seyn.*" S. 91 „Welche gnadenreiche Stiftung! Die Taufe ist das Mittel der Wiedergeburt. Solcher Kinder ist das Reich Gottes (Marc. 10. 14.) Wir sind in Sünden empfangen und gebohren (Pf. 51. 7.) Wir sind Kinder des Zorns von Natur (Eph. 2. 3.) Auch ist es wahr, wenn wir wirklich im Stande der Heiligung uns befinden, so hänget uns die Erbsünde doch beständig an. Aber bald nach dem Anfange des zeitlichen Lebens, sind wir in Christi Tod versenkt worden (Röm. 6. 4.) Sein Tod, sein Begräbniss, sein ganzes Verdienst ist uns dazumahl zugeeignet worden (so pflegt die Unwissenheit des Hn. L. zu exegesiren!) Nun kann uns die Erbsünde nicht mehr schaden: Nun sind die Folgen unserer sündlichen Geburt keine Strafe mehr: Für die Wiedergebornen, die Christo angehören, ist hier ein Heilsbrunnen eröfnet (Jes. 12. 13.) *Da findet sich zu aller Zeit, unendliche Barmherzigkeit.*" S. 109 in einer Predigt über den vernünftigen Gottesdienst, „Es heisst: ein vernünftiger Gottesdienst nicht als wenn der Gottesdienst nach der *Vernunft* sich richten sollte." Er heisst, will der Herr Senior sagen, nur κατ' ἀντίφρασιν vernünftig. Doch Rec. wil nichts weiter abschreiben, um den Lesern dieses würdigen Pendant, zu *Heinr. Müllers epistolischen Schlusskette, Ottonis Tugendsteg und Lasterweg* u. a. das Vergnügen der Ueberraschung nicht zu verkürzen.

Breslau, b. Korn d. ält.: *Die Geschichte des Leidens und Sterbens Jesu in Predigten*, von *Joh. Nepomucen Feickel*, Can. Reg. und Prediger bey (zu) St. Jacob am Sande zu Breslau, mit Genehmigung der Obern. 1797. 112 S. 8.

Der Titel kündigt mehr an, als man in dem Buche selbst findet; denn der Vf. hat nur diejenigen Auftritte der Leidensgeschichte ausgewählt, in welchen Jesus sich grossmüthig gegen seine Feinde beweist und sie zu belehren und zu bessern sucht. Jeder Predigt — es sind deren sieben — ist das Motto vorgesetzt „des Menschensohn ist kommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist." Dem zu folge zeigt Hr. F., wie Jesus den Judas Ischarioth, seinen Jünger Petrus, die Schaar in Gethsemane, die Hohenpriester, den Landpfleger u. a. *gesucht* und selig zu machen sich beeifert habe. In der Vorrede versichert er, blos aus der Bibel geschöpft zu haben. „Die sittliche Belehrung, setzt er hinzu, kommt, bey einiger Menschenkenntniss, von selbst herbey (!)." Einige Menschenkenntniss leuchtet aus diesen Predigten wirklich hervor; aber die, *von selbst herbeygekommene*, sittliche Belehrung ist äusserst flach. S. 69 u. 70. bey Gelegenheit der Worte des Landpflegers: „Nehmt ihn hin und richtet ihn nach *eurem* Gesetze" wird heftig dagegen declamirt, dass die Juden Jesum nach *ihrem*, nicht nach *seinem* Gesetze haben richten sollen, und in der ascetischen Anwendung davon, wird denjenigen Kunstrichtern der Text gelesen, welche einen Schriftsteller nach *ihrem* nicht nach *seinem* Gesetze richten. Nach welchem soll man nun wohl Hn. F. beurtheilen? Hoffentlich wird er die Grundsätze der Auslegung des N. T. und der Sprachlehre nicht für willkührlich ansehen. Also nur einige Proben, wie er die Leidensgeschichte Jesu verstanden hat. Es ist falsch mit Hn. F. (S. 21) zu behaupten, dass der Anschlag der Hohenpriester und Aeltesten, Jesum heimlich wegzunehmen, ruchtbar geworden sey, und das Volk auf den Strassen sich versammlet habe. — Der Hohepriester soll (S. 41) seinen *Talar* zerrissen haben *als ein Zeichen eines ausgesprochenen Todesurtheils!* Noch war ja das Todesurtheil nicht ausgesprochen; und diese symbolische Handlung geschahe hier, wie bekannt, um Abscheu gegen eine Gotteslästerung zu erkennen zu geben. S. 52 wird Petrus getadelt, dass er auf Tabor *im Schimmer der Verklärung* des Zwecks Jesu vergessen und *Hütten habe bauen wollen!* Falsch ist es S. 55 dass Petrus bey der Verleugnung *ein bitterer (!) Feind Jesu geworden.* Nein, er war nur feigherzig. S. 64 liest man die Nachricht „dass Pilatus dem *römischen Staatsrathe zu Jerusalem* als Statthalter oder Rechtspfleger vorgesetzt gewesen! S. 65 soll Pilatus Jesum *des Spottes wegen* zu Herodes gesendet haben! Dies war seine Absicht nicht: Er wollte sich vielmehr selbst aus dem Handel ziehen. — Hiedurch (S. 68) sollen Pilatus und Herodes die *feurigsten Freunde* geworden seyn. Unstreitig nur Freunde auf Hofmanier. Herodes Antipas war überhaupt kein Freund der Procuratoren in Judäa. Er hatte, gleich nach seines Vaters Tode, den Versuch gemacht, seinen Bruder *Archelaus* um die Herrschaft über Judäa zu bringen. Dieses war ihm fehlgeschlagen; und seit der Zeit war er ein heimlicher Feind aller Procuratoren in dieser Provinz. (Joseph. Arch. XVII. 11. p. 603. ff. ed. Ittig.) Die Worte „mein Reich ist nicht von dieser Welt" werden S. 79 vom ewigen Leben erklärt. Um nicht zu weitläuftig zu werden, nur noch einige Proben von der undeutschen Schreibart des Vf. S. 20 *herausleiten* st. herleiten. S. 21 *zusammengeschworne* Betrüger. S. 55 „Welch eine *Verlassenheit* von Petro! S. 58 „sanftmüthig *zu* seinen Freunden." S. 59 „er meint es gut *zu* dir." S. 68 „Menschen die von einem guten Herzen *berufen* sind" st. welche im Rufe eines guten Herzens stehen. S. 72 „ich will euch einen Sieg *unterrichten*" st. lehren. Noch ein Pröbchen, wie fein in diesem Büchlein schematisirt wird. S. 20 „Er ist nicht müde geworden, uns zu suchen. Hing der Unglückliche (Judas) *an dem Baume geborsten* (?); hatte sein Eingeweide *vom Satan besessen* sich von seinem Leibe getrennt (da musste er freylich an dem Baume zerplatzen, wenn Satanas in den Eingeweiden sass!) so *hing* Jesus noch an seinem Zwecke, das zu suchen, was verloren war; so waren doch die *Eingeweide seiner Erbarmnisse* noch nicht erschöpft, wie die Schrift sagt, und ausgetrocknet." So lange in katholischen Ländern junge Leute nicht besser in alten Sprachen und gelehrten Kenntnissen unterrichtet werden; so lange man dem Geiste des Selbstdenkens immer noch so mächtige Hindernisse in den Weg legt; so lange insbesondere die Geistlichen nicht deutsch lernen und ihren Geschmack bilden wollen, wird man sich nicht wundern dürfen, dass in dieser Gattung der Literatur so selten auch nur etwas Erträgliches von ihnen hervorgebracht wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. August 1797.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Rein: *Das Thierreich in Reimen.* Ein naturhistorisches Bilder- und Lesebuch für Kinderstuben und niedere Schulen, mit allerley Anmerkungen, Erzählungen und Erklärungen, von *Johann Peter Voit.* Erste Abtheilung, die Säugthiere enthaltend. Mit schwarzen Kupfern. 1797. 27 Kupfert. 164 S. 4. (2 Rthlr. Mit illuminirten 6 Rthlr.)

Bey verschiednen Stellen dieser Schrift, welche durch das Hülfsmittel des Reims naturgeschichtliche Unterhaltung, und mit ihr ein schuldloses belehrendes Vergnügen, dem jüngern Alter oder den minder aufgeklärten Volksclassen annehmlich machen will, fand Rec. seinen Geschmack, wie er ihn nun eben besitzt, nicht wenig beleidigt. Auch glaubte er, man müsse sich dem gemeinen Geschmacke bey Gegenständen dieser Art nicht fügen, sondern sich nur so weit herunterlassen, um verstanden und gern gehört zu werden, nicht aber um durch Plattheiten, und langweiligen Klingklang zu gefallen, und dadurch dem Gegenstande selbst zu schaden. So unangenehm war ihm die Stelle S. 99—101. vom Rindsäule an bis zum Farrenschwanz, und der sich mit ... zum Falle der ungezognen Jungen reimenden ...chsengalle, nebst andern gleichen Schlages. Dem ...geachtet würde Rec. fürchten, einer gut gemeynten, und wirklich guten Sache wehe zu thun; wenn er das Ganze aus diesem Gesichtspunkte einseitig beurtheilen wollte. Es sind vielmehr Stellen von der ...sten und ungezwungensten moralischen Tendenz, Beschreibungen, die das Wesentliche der Sachen vollkommen gut, so wie es hier erfodert wird, darlegen, und fliessende, leichte Verse in Menge anzutreffen. Die Mistöne und Härten, die sich mitunter eingeschlichen haben, oder die der Vf. in ...gern Stellen nicht zu bemerken schien, vergisst man gern, wenn man sich mit ihm die Möglichkeit denkt, dass seine Schrift der Liebe zur Natur, und manchen schönen Wahrheiten, in einem Wirkungskreise, der eben nicht der zugänglichste ist, einen leichten Eingang verschaffen könne.

Nürnberg, in d. Raspeschen Buchh.: *Auswahl schöner und seltner Gewächse,* als eine Fortsetzung der amerikanischen Gewächse. *Zweytes Hundert.* 1796. 8.

Rec. würde mit Vergnügen die hier abgebildeten Gewächse nennen, oder das Gute der Unternehmung herausheben, und ins Licht stellen, wenn er es nur auf irgend eine Weise verantworten könnte. Er muss es, leider, bey dem bewenden lassen, was er schon über den Anfang dieser Lieferungen gesagt hat, und wenn sich die Handlung in Nürnberg noch ungeberdiger stellen sollte, als sie damals that. Diese Abbildungen ermangeln durchaus des Ruhms, den sie vor jedem rechtlichen Zeichner, Mahler und Botaniker haben sollten.

Berlin, b. Franke: *Abbildungen und Beschreibungen naturhistorischer Gegenstände.* I—V. Heft. Mit ausgemahlten Kupfern. (Jedes Heft mit 12—13 Kupfern und 1 Bogen Text.) 8.

Die Erklärung der Kupfer ist gut, und der Absicht, eine leichte, doch nicht ganz oberflächliche Unterhaltung aus der Naturgeschichte zu liefern, allerdings angemessen; aber die Kupfer, die doch hier wesentlich in Betrachtung kommen, taugen nichts. Da wir Bilderbücher für Kinder haben, die fast um denselben Preis von 14 gr. für das Heft, viel mehr und viel bessere Waare geben, so muss man sich über die verhältnismässig sehr theure Feilbietung dieses Machwerks wundern. Die Abbildungen vom Ameisenfresser, vom Tiger und vom Kukuk werden dieses Urtheil bestätigen.

Halle, b. Dreyssig: *Abbildungen von Menschen, Thieren, Fischen, Vögeln und Amphibien, nebst Beschreibung ihrer Lebensart. Viertes Geschenk,* für Kinder. 166 S. 8.

Ueber die etlichen in das Buch geklebten Papierstreifen, die mit allerley meist sehr groben und unkenntlichen, oder verdorbnen Figuren besetzt sind, wäre eben so wenig etwas zu sagen, als über die Richtigkeit des Ausdrucks auf und hinter dem Titel. Die Beschreibungen der Völkerschaften und der Thiere, so wenig auch der Vortrag für Kinder passend ist, oder völlig musterhaft genennt werden kann, werden hingegen eine unterhaltende und zum Theil nützliche Leserey abgeben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Fleischer: *Assecurirter evangelischer Religionsstand im Herzogthum Sulzbach,* sowohl gehörig erläutert als auch gegen Angriffe geziemend vertheidigt. Mit so vielen Belegen, als das Wahrheit- und Rechtliebende Publicum zur gründlichen Beurtheilung dieser wichtigen Sa-

che und zur vollkommnen Ueberzeugung rechtlich begehren kann. 1797. 14 u. 303 S. gr. 8.

Die Veranlassung zu dieser, durch Sachkenntniss, Gründlichkeit und Bescheidenheit sich rühmlich auszeichnenden Schrift, gab die Widerlegung einer andern, von Hn. *Stadtpfarrer und Inspector Tretzel zu Sulzbach* (der sich nun zu Ende des Vorberichts selbst nennt) im J. 1794 bey Gelegenheit der 1790 aufgehobenen simultanischen Regierung zu Sulzbach herausgegebenen, auch in der A. L. Z. (1794. Nr. 274. S. 478.) angezeigten Schrift, unter dem Titel: *Assecurirter Evangelischer Religionsstand im Herzogthum Sulzbach.* Die gedachte Widerlegung eines anonymen, indessen aber doch bekannt gewordenen Verfassers in *München*, erschien 1794 unter dem Titel: *Ungekränkter Evangelischer Religionsstand im Herzogthum Sulzbach. Ein Seitenstück zur Schrift: Assecurirter Evangelischer Religionsstand im Herzogthum Sulzbach*, mit dem (gerade bey dem Gegenstande, von welchem hier die Rede ist, äusserst auffallenden) *Motto* aus dem *Seneca: Principibus summum rerum judicium Dii dederunt; Subditis obsequii gloria relicta est.* Jeder Unbefangene, der beide Schriften, und die darinn aufgestellten Sätze gegen einander hält, wird die Bemühung des Vf. seinem eben nicht ganz billig denkenden Gegner zu antworten, gewiss nicht für überflüssig halten, und dieses um so viel weniger, da es derselbe sichtbar darauf angetragen hat, den ganzen Religionszustand der Evangelischen zu einem *unassecurirten* und blos *precarischen* Zustand herabzuwürdigen, und dieses durch solche Gründe, die nicht nur blos dem evangelischen Theil in dem Herzogthum Sulzbach, sondern den Protestanten in Deutschland überhaupt, ja selbst dem *Corpor. Evangelicor.* äusserst nachtheilig sind. Die Schrift selbst hat *vier Abschnitte*, von denen der *erste* in gedrängter Kürze eine Ueberficht der Sulzbachischen ältern Staats- und Kirchengeschichte gewährt. *Ottheinrich*, ein Sohn des Pfalzgrafen *Ruprechts*, dem nebst seinem Bruder *Philipp*, aus der Erbschaft Herzog *Georgs des Reichen* 1507 das Herzogthum *Neuburg*, unter dem Namen der *jungen Pfalz* zu Theil wurde, war der erste, der sich 1542 öffentlich zur augsburgischen Confession bekannte, ihre Lehre in seinem Lande einführte, und zu dem Ende 1543 eine Kirchenordnung publicirte. Als derselbe nach dem Tode Kurf. *Friedrich II.* 1556 die Regierung der Kurpfalz angetreten hatte, gab er sowohl für seine kurpfälzische als neuburgische Länder eine Kirchenordnung heraus, und da derselbe 1558 dem Pfalzgrafen *Wolfgang* von *Zweybrücken* das Herzogthum *Neuburg* schenkte, so geschah dieses mit der ausdrücklichen Clausel, „dass derselbe die wahre, reine christliche „Religion Seines Vermögens helfen solle zu pflanzen „und zu erhalten, und davon nicht abzuweichen.“ Dieses geschah auch bis zu seinem 1569 erfolgten Tode. Von seinen hinterlassenen fünf Söhnen succedirte der älteste *Philipp Ludwig* im Fürstenthum *Neuburg*; der dritte *Ott Heinrich* bekam *Sulzbach* und *Hilpoltstein* u. s. w. Pfalzgr. *Philipp Ludwig* trat 1560 die Regierung an und regierte das ganze Land zusammen bis zur Majorennität seiner Brüder, liess auch die 1560 eingeführte neuburgische Kirchenordnung 1570 von neuem publiciren. Mit Anfang des J. 1577 gab er die *Ehrordnung* heraus, und 1574 liess er die sogenannten *Generalartikel* verfertigen, die das Hauptfundament des oberpfälzischen evangelischen Kirchenrechtes ausmachen. Im J. 1582 trat *Ott Heinrich*, als erster Landesfürst, die Regierung zu *Sulzbach* an, woselbst er auch residirte. Er starb 1604 ohne Erben, und so fiel *Sulzbach* an den ältesten Bruder *Philipp Ludwig*, nachdem vorher auch der dritte *Friedrich*, der zu *Vohenstrauss* regierte, ohne Erben gestorben war, zurück, der nun folglich das ganze Herzogthum Neuburg besass, so wie es sein Vater von Kurf. *Ott Heinrich* überkommen hatte. Dieser christliche Regent starb 1614, worauf dessen ältester Sohn *Wolfgang Wilhelm*, der in eben diesem Jahre die *katholische Religion* angenommen hatte, nach dem väterlichen Testament, das Herzogthum *Neuburg* bekam, Pfalzgraf *August* aber, nach eben dieser väterlichen Disposition 1615 die Regierung in *Sulzbach* antrat. Die fernern traurigen Schicksale der Evangelischen in Sulzbach, die nun ausführlich erzählt werden, können wir übergehen, da die Hauptmomente in unserer Anzeige des *assecurirten Religionsstandes* bemerkt worden sind. Der zweyte Abschnitt enthält unter dem Titel: *Beleuchtung namhafter Irrthümer*, die eigentliche Widerlegung dessen, was der anonyme Verfasser des *ungekränkten evangelischen Religionsstandes* dem *assecurirten evangelischen Religionsstand* entgegengesetzt hat. Es spricht aber der gedachte Verfasser den Evangelischen im Sulzbachischen den assecurirten Religionsstand ganz und gar ab, und behauptet 1) dass Pfalzgraf *Wolfg. Wilhelm* völlig uneingeschränkte Oberherrschaft über das Sulzbachische Land, folglich auch freyes, uneingeschränktes Reformationsrecht gehabt habe; und dass den Evangelischen in Sulzbach das Normaljahr 1624 auf keine Weise zu statten komme. 3) Dass die Restitution eine unrechtmässige, ungültige, nur vermeyntliche Restitution sey, so dass die heutigen Evangelischen nicht den geringsten Vortheil daraus ziehen könnten, dass sie folglich an den Wohlthaten des *westphälischen Friedens* keinen Antheil hätten, und ihre Existenz blos erbettelt sey; 4) dass sich die Pfalzgrafen *Christian August* und *Theodor* in Ansehung der den Evangelischen aus dem Friedensschlusse und der Restitution förmlichst zugestandenen Gerechtsamen geirrt; 5) dass beide Fürsten den *statum religionis quo* nur für ihre Lebenszeit assecurirt hatten, ihre Nachfolger aber nicht verbinden können; 6) dass der evangelische Religionsstand blos von dem guten Willen der Landesregenten abhängig sey, welche weder an den *Cölnischen Vertrag*, noch an ihrer Vorfahren Declaration, oder Assecuration gebunden seyen. So sehr Rec. wünschte, diejenigen statthaften Gründe, womit der Vf. die oft äusserst verwegenen, und jeden billig denkenden, dem so viel an der Erhaltung öffentlicher Sicherheit gelegen seyn muss, kränkenden Behauptungen zu entkräften sucht, anzuführen; so wenig

darf er dieses doch wagen, da er voraus sieht, dass er sich in ein weitläuftiges, für diese Blätter sich nicht qualificirendes Detail würde einlassen müssen. Er kann also nur die Hauptmomente kürzlich berühren, auf welche der Vf. in seiner Antithese Rücksicht genommen hat. Und diese sind nun folgende. Pfalzgraf *Wolfg. Wilh.* hatte in den Sulzbachischen Erbämtern keine vollkommene und uneingeschränkte Landeshoheit. Den Sulzbachischen Protestanten kommt das Entscheidungsjahr 1624 bestens zu statten. Die Sulzbachische Restitution ist reichsgesetzmäsig und gültig, sie konnte, sie musste geschehen, sie ist auch rechtskräftig geschehen. Pfalzgr. *Christ. August* und *Theodors* Zeugnisse von der Gültigkeit der Sulzbachischen Restitution sind nicht irrig, sondern höchst glaubwürdig. — Beide waren religiose und gewissenhafte Fürsten — und diese Beschuldigung ist selbst für einen *Carl Theodor*, der von so vortrefflichen Ur und Grosvätern abstammt — beleidigend. Beide Fürsten haben den *Statum religionis quo* nicht nur für ihre Lebenszeit, sondern auch auf die Zukunft assecurirt. — Würde nicht *Regentenehre* und *Staatenwohl* ganz zu Boden sinken, wenn menschenfreund liche Fürsten keine, für das Zukünftige geltende und ihre Nachfolger verbindende *Assecurationen*, besonders wegen öffentlichen Religionszustandes, wo die Regentenrechte mit dem Besten der Unterthanen in keine Collision kommen können, zu ertheilen befugt seyn sollten? Die Basis und Norm des Sulzbachischen Simultaneums ist der *Cölnische Vergleich*, in welchem nicht der Evangelischen, sondern der Katholischen simultanische Religionsübung gegründet ist. Das Simultaneum im Sulzbachischen geht das Civile an, und die Ausschliesung der Protestanten von den Civilstellen ist kränkend und unterdrückend. Im *dritten* Abschnitt werden verschiedene andere Unrichtigkeiten des Gegners gerügt. Pfalzgr. *Christian August* soll 1624 keine eigene Regierung gehabt haben; und hier werden die sämmtlichen Glieder des Sulzbachischen Dicasteriums von d. J. namhaft gemacht. In Ansehung der geistlichen Einkünfte und Stiftungen wird keine andere Abtheilung verlangt, als die nach dem Cölnischen Vergleich geschehen sollte. *Vierter Abschnitt.* Ehrenrettung vor Gott und der Welt. Da der anonyme Gegner des Vf. sich so weit vergass, von verdeckt hingeworfenen Sophistereyen und Unwahrheiten, von frechen, respectwidrigen, ahndungswerthen Bosheiten u. dgl. zu sprechen — von denen doch kein Unbefangener eine Spur in dem assecurirten Religionsstand entdecken wird — so verdiente auch dieses allerdings gerügt zu werden, welches auch in diesem letzten Abschnitt mit der möglichsten Bescheidenheit geschehen ist. Zur Erläuterung mancher Umstände sind 23 Beylagen beygefügt worden.

Die folgende Schrift des nämlichen Vf steht mit der vorhergehenden in der genauesten Verbindung.

Leipzig, b. Fleischer: *Actenmäsige Geschichte des Cölnischen Vergleichs* und des darauf eingeführten Simultaneums im Herzogthume Sulzbach. Ein wichtiger Beytrag zur Oberpfälzischen Staats- und Kirchengeschichte von und im Namen der evangelischen Geistlichkeit daselbst. *Mit XXXIV Beylagen.* 1797. 14 u 334 S. gr. 8.

So sehr die Evangelischen im Herzogthum Sulzbach Ursache hatten, sich über die endlich erfolgte Restitution zu freuen: so niederschlagend war es für sie, als bald darauf, nämlich im J. 1652 der damals noch evangelische Pfalzgraf *Christian August* mit dem Erbprinzen von *Neuburg*, *Philipp Wilhelm* zu *Cöln* einen Vergleich in Geheim einging, worinn nach Beseitigung der obwaltenden politischen Mishelligkeiten, die öffentliche Uebung *der katholischen Religion*, nebst dem simultanischen Gebrauche sämmtlicher Kirchen und Kapellen, wie auch der Genuss von der Halbscheid aller Pfarrgüter und geistlichen Besitzungen in den Sulzbachischen Erbämtern eingeführt und zugelassen wurde. Die dagegen von dem evangelischen Theil gemachten dringendsten Vorstellungen waren vergebens; die Landstände mussten endlich darin willigen, und so wurde bald darauf der Anfang der Vollziehung dieses Vergleichs mit Abtheilung der pfarrlichen Güter und Einkünfte gemacht. Von dieser traurigen Ereigniss und von den eben so traurigen Folgen, welche dieselbe für die Evangelischen gehabt hat, liefert nun hier der Vf. eine ausführliche aktenmäsige Geschichte, die nun freylich keines Auszuges fähig ist. Möchte doch der unermüdete Vf. durch die vollkommenste Erfüllung seiner so gerechten Wünsche die Ruhe und Sicherheit des evangelischen Theils in seinem Vaterlande auf immer befestigt sehen, und so für die auf beide Schriften gewendete unverkennbar grose Mühe belohnt werden.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Sittenlehren durch Beyspiele aus der Weltgeschichte erläutert.* — Zur Vorbereitung auf den Unterricht in der christl. Religion in latein. Schulen. *Drittes Bändchen*, von *Jac. Christ. Weland*, Prediger und Lehrer der Religion am Karolinum und Katharineum zu Braunschweig. 1796. 334 S. 8.

Der Vf. macht durch diese Fortsetzung den Lehrern der Jugend ein angenehmes Geschenk. Es gehört viel Lectüre und Aufmerksamkeit dazu, um aus der biblischen und Profangeschichte eine so beträchtliche Menge passender Beyspiele zu sammeln. Meist sind sie kurz, und enthalten nicht die zusammenhängende Erzählung von den Thaten und Schicksalen der aufgeführten Männer, sondern blos abgerissene Scenen aus ihren Leben, wodurch mancher Mann hier mit Recht seinen Platz finden kann, den man sonst als Beyspiel der Nachahmung geradezu nicht aufstellen wollte. Zu läugnen ist nun freylich nicht, dass auf der andern Seite dieses Zerreissen das Interesse des Lesers schwächt. Bey manchem minder bekannten Namen sucht es der Vf durch das Hinweisen auf gleichzeitige wichtige Begebenheiten zu erhöhen, und dadurch in dem Lehrlinge Begierde zum weitern Stu-

dium der Geschichte zu erwecken. Wir bezweifeln die Nützlichkeit solcher Bruchstücke, welche zwar uns, die wir den Zusammenhang kennen, wichtig scheinen; nicht aber dem Schüler, welcher seine Aufmerksamkeit auf völlig unbekannte Dinge richten soll, die ihn in eine ganz neue Welt versetzen. Die hin und wieder angebrachten Verse mögen immer für den Geist des Zöglings und für seine Moralität wirksam seyn; aber auf den poetischen Werth thut wohl Hr. W. selbst Verzicht. — Die Beyspiele dieses Theils sollen der Jugend anschaulich machen, „dass sie zu Haus viel lesen muss, wenn sie etwas nützliches lernen will, aber keine schlechten Bücher, dass sie über alles, was sie hört, liest etc. nachdenke. Denn nützliche Kenntnisse verschaffen Brod und Auskommen, Achtung, Ruhm; sichern vor Leichtgläubigkeit, durch die man sich schaden oder lächerlich machen kann; sie bewahren vor abergläubischer Furcht, erretten oft aus Lebensgefahr; und der Vorwurf, sich in der Jugend versäumt zu haben, schmerzt sehr." — Die Ausführung des zweyten Satzes ist, „man muss sich von Jugend auf bestreben gut gesinnt zu werden." — Noch findet der Vf. nöthig, die Pflichten der Vaterlandsliebe, der allgemeinen Menschenliebe und Religiosität durch Exempel einzuschärfen, und dies soll in dem vierten und letzten Bändchen geschehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. 1) Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Ein Beytrag zur Beurtheilung der Schrift des Hn. Hofr. Häberlin: über die Dienstentlassung des Kurhannöv. Hn. Hofrichters und Landraths von Berlepsch.* 1797. 48 S. 8.

2) Ebend.: *Bemerkungen über die Dienstentlassung des Hn. v. Berlepsch*, als Land- und Schatzrath, von dem Reichsgrafen *von Platen-Hallermund.* 1797. 38 S. 8.

3) Ohne Benennung des Druckorts: *Rhapsodische Bemerkungen über die freye Wahl des Gerichtsstandes des hohen Hauses Braunschweig-Lüneburg*, in Hinsicht auf die Sache des Hn. v. Berlepsch. 1797. 68 S. 8.

Die Veranlassung der Dimission und nachherigen Klage des v. Berlepsch ist schon vorhin, mit einigen darauf sich beziehenden Deductionen, worunter die Häberlinische die vorzüglichste ist, ausführlich bemerkt worden.

Nr. 1. hat es blofs mit einer Stelle dieser Häberlinischen Deduction S. 39 fg. zu thun, wo ein Streit zwischen einem Rath und Hofgerichtsassessor in einer Dienstsache mit einem Secretär des Hofgerichts, welchen der Hofrichter zum Vortheil des Secretärs entschied — und ein anderer Subordinationsstreit des Hofrichters mit diesem Rath — als die nächste Quelle alles Uebels angegeben wird, weil dieser Rath, als ein Sohn eines hannöverischen Regierungssecretärs, von diesem unterstützt worden sey. Hier wird nun die Geschichte ganz anders erzählt, und bey beiden Vorfällen Hn. *v. B.* unrecht gegeben.

Nr. 2. betrifft blofs die Entlassung von der Land- und Schatzrathsstelle. Der Vf. (kaiserl. wirklicher Geheimerath und kurbraunschweig. General-Erbpostmeister) äussert hier sein Votum als Landstand gegen Hn. *von Berlepsch*. Er rügt gegen Hn. Hofr. Häberlin, dass derselbe, aus einer demokratischen Grille, die Ritterschaft zu einem Nationalconvent mache, und dem Landrath ein *mandatum perpetuum* beylege, dem seine Stelle ohne gerichtliche Untersuchung nicht genommen werden könne; behauptet, Hr. *v. B.* habe *dimissionem honestam* erhalten, und sey daher, nach dasiger Verfassung und Observanz, nicht zur Klage gegen die Regierung berechtigt; er habe überdies das Vertrauen der Ritterschaft verloren, welche daher volle Ursach habe, der königl. Dimissionsertheilung beyzutreten.

Nr. 3. Ist eine, gegen das von Hn. v. B. bey dem Kammergericht angebrachte Mandatsgesuch gerichtete präoccupatorische Schrift, deren Gesuch dahin geht: Hn. *v. B.* auf die gebührende Beobachtung des *privilegii electionis fori* zu verweisen, und ihn in die dem Privilegio einverleibte Strafe von 50 M. l. G. zu verurtheilen. Hr. *v. B.* hatte, (wie sich aus dieser Schrift ergiebt,) seinen hohen beklagten Theil wirklich über die Austräge und Auswahl des Gerichtsstandes requiriret: allein das Requisitionsschreiben war ihm zurückgegeben worden, weil es nicht mit der gehörigen Ehrfurcht eines Unterthans abgefasst sey. Demungeachtet brachte Hr. *v. B.* sein Mandatgesuch an, und leugnete theils die Nothwendigkeit der vorgängigen Requisition, theils selbst die Anwendbarkeit des Privilegii auf gegenwärtigen Fall, wo die Landstände zugleich belangt würden, mithin *continentia causae* eintrete. Dagegen wird nun in dieser anonymischen Schrift — freylich sehr unvollständig und rhapsodisch, — 1) Die Veranlassung und Geschichte des *titulo oneroso* auch nachher *titulo transcriptionis*, erworbenen *privilegii* erzählt. 2) Dessen Inhalt dargestellt, besonders die Nothwendigkeit der vorgängigen Requisition gegen einige Schriftsteller (Tafinger, Danz, Stubenrauch) in Schutz genommen, und die darüber verschieden lautende ältere Präjudicia der beiden höchsten Reichsgerichte zu vereinigen gesucht, auch 3) aus ganz guten Gründen behauptet, dass *continentia causae*, welche bekanntlich die Austrägalinstanz ausschliesst; nach dem Sinn des D. A. v. 1600 und der ganz von einander abweichenden Absicht der Austrägalinstanz und dieses Privilegii, zur Ausschliessung desselben nicht gebraucht werden könne; wobey denn auch eine Rhapsodie aus der Geschichte der Austräge vorkommt! Das Reichskammergericht hat jedoch, nach dem Gesuch des Hn. v. B. ohne eine weitere Requisition zu erfodern, Schreiben um Bericht, *cum temporali inhibitione* erkannt.

Arzneygelahrtheit. *Nürnberg u. Altdorf*, b. Monath und Kussler: *Grundriss der allgemeinen Krankheitslehre*, von *Friedrich Hildebrandt*, der Arzneykunde und Chemie ordentl. Professor auf der Universität zu Erlangen. Aus dem lateinischen übersetzt von *J. F.* 1796. 80 S. 8. (4 gr.) Diese Uebersetzung ist getreu und fliessend, und kann denen, die das Original nicht nutzen können oder mögen, empfohlen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. August 1797.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Schwickert: *Vollständiges griechisch-deutsches Wörterbuch. Erster Band.* A bis und mit K. 1796. VIII S. Vorrede, 2328 Columnenspalten, in Medianoctav. (3 Rthlr.)

Die traurige Bemerkung, welche der berühmte *Moses du Soul* bereits in seinem Zeitalter machte, dass vorzüglich aus Mangel an guten Wörterbüchern sehr wenige auch nur zu einer mittelmäsigen Kenntniss der griechischen Sprache gelangen, — diese finden wir leider noch durch die Erfahrung unserer Tage bestätiget. Zwar hat sich *Ernesti*, der seine Vorrede zum Hederichschen Lexikon ebenfalls mit jener Klage eröffnet, unstreitig kein geringes Verdienst um die griechische Literatur durch Berichtigung und Vermehrung eines Buches erworben, welches eine geraume Zeit dem Anfänger in der griechischen Sprache, oft auch wohl dem Lehrer, für das einzige und sicherste Orakel galt. Allein man müsste sehr an Vorurtheilen hängen, wenn man sich und andere zu bereden suchte, Ernesti habe hier so viel geleistet, als er entweder seinem Versprechen gemäss leisten sollte, oder auch nur bey einer nicht ganz desultorischen Benutzung der Hülfsmittel, welche seine Gelehrsamkeit und seine Bibliothek ihm darboten, leisten konnte. Wenn man zumal von der Art, wie die Verbesserung und Bereicherung jenes Wörterbuchs bewerkstelliget wurde, etwas genauer unterrichtet ist (s. *Reiske's Lebensbeschreibung* S. 85.): so wird man sich nicht blos die mannichfaltigen und bedeutenden Fehler, die es noch immer verunstalten, leichter erklären, sondern auch in die freymüthige und treffende Beurtheilung desselben, welche unlängst Hr. *Wyttenbach* in der Vorrede zu seinen *Eclogis historicis* S. XXVI. ff. dargelegt hat, von ganzem Herzen einstimmen. Nach Ernesti's Tode ist man in einem langen Zeitraume kaum ein paar Schritte vorwärts gerückt: noch immer sind unsere griechischen Handwörterbücher wenigstens um ein Jahrhundert hinter der gegenwärtigen Cultur der griechischen Literatur zurück, und dürfen durchaus nicht zum Maasstabe derselben angenommen werden. Wir wagen dies dreist zu behaupten, so wenig wir übrigens die erspriesslichen Bemühungen verkennen, wodurch die Herren *Vollbeding* und *Dillenius* auf Erleichterung des griechischen Sprachstudium mittelst ihrer Wörterbücher hingearbeitet haben: Allein da diese Lexica, nach dem Willen und Geständniss ihrer Verfasser, blos auf eine gewisse Klasse der griechischen Schriftsteller berechnet sind; da namentlich in dem ersteren die gedachte Einschränkung des Plans durch absichtslose Weglassung vieler anderer Wörter noch fühlbarer, und durch die oft unrichtige oder schwankende Angabe der Bedeutungen der Gebrauch schwieriger wird, in dem letzteren hingegen die Befolgung der etymologischen Ordnung das bequeme und sichere Nachschlagen hindert: so können offenbar beide den Nutzen nicht gewähren, den man, auch ohne seine Foderungen zu hoch zu spannen, von einem neu angelegten griechischen Handwörterbuch erwarten durfte. Fodert man freylich das, was man eigentlich fodern sollte: so ist überhaupt nicht abzusehen, wie ein *zweckmässig eingerichtetes*, *gründlich belehrendes* und *vollständiges* Handwörterbuch ans Licht treten könne, bevor nicht ein Mann, welcher mit einer tiefen Sprachgelehrsamkeit philosophischen Geist, und ausdauernde Geduld vereiniget, die in so vielen hundert Büchern zerstreuten Schätze der griechischen Linguistik gesammelt, die gesammelte Masse gesichtet und zu einem neuen, von dem Stephanischen in sehr wesentlichen Stücken abweichenden Thesaurus geordnet hat. Denn unläugbar ist seit Stephanus Zeiten auch in dieser Hinsicht ausserordentlich viel geleistet worden. Da indess an eine solche Sammlung und Verarbeitung des vorhandenen Stoffes wohl sobald nicht zu denken ist, so müssen wir dankbar annehmen, was gegenwärtig gegeben werden kann; und es gewährt schon dies eine sehr erfreuliche Aussicht, dass in unsern Tagen sich nicht blos mehrere Geber, sondern unter diesen auch solche Männer finden, von denen man die Gabe erwartungsvoll und begierig empfängt. Zwey griechisch-deutsche Handwörterbücher beschäftigen jetzt die Pressen; zwey griechisch-lateinische von anderen Verfassern sind bereits angekündiget worden.

Das erste dieser Wörterbücher, welches wir gegenwärtig anzuzeigen haben, ist von Hn. *Joh. Gottfried Haas*, Conrector an der Schule zu Schneeberg, verfertiget. Es kündiget sich gleich durch den Anfang der Vorrede als das erste seiner Art in Rücksicht auf Vollständigkeit an, und berechtiget durch die Versicherung, dass sein Verfasser vier und zwanzig Jahre lang auch über das Bedürfniss und die Einrichtung eines guten Lexikon Erfahrungen im Schulamte gesammelt, und bey der Ausarbeitung sich weder von Vorurtheil, noch von Partheylichkeit, noch von Arbeitsscheue habe verleiten lassen, das Vorgefundene für unverbesserlich anzunehmen, den Leser in der That zu keiner gemeinen Erwartung. Wiefern diese erfüllt

erfüllt worden sey, wird eine kurze Prüfung des Werkes nach den Foderungen zeigen, welche man nicht überhaupt, wie wir oben bemerkten, sondern nach der gegenwärtigen Lage der Sache an den Verfertiger eines Handwörterbuchs zu machen berechtiget ist.

Da Hr. H. im Ganzen das Ernesti-Hederichische Lexikon zum Grunde gelegt hat: so muss man es fürs erste sehr billigen, dass die Bedeutungen der Wörter nicht in lateinischer, sondern in *deutscher* Sprache angegeben sind. Jene alte Verleugnung der Muttersprache gründete sich auf die irrige Voraussetzung, dass das lateinische Sprachstudium dem griechischen vorangehen, und dass der, welcher einen griechischen Schriftsteller zu lesen anfängt, die lateinischen schon ziemlich verstehen müsse. Nun leidet dies Wörtlein *ziemlich* besonders in unsern Tagen so viele Einschränkung und so mannichfache Modificationen, dass man fürwahr nicht begreift, wie der Anfänger die Wortbedeutungen einer fremden Sprache aus einer ihm fast eben so fremden erlernen soll. Die gegründeten Vorzüge, welche unsere Sprache in Hinsicht auf Dollmetschung griechischer Schriftsteller vor der lateinischen behauptet und die sich schon durch die analoge Bildung so vieler zusammengesetzten Adjectiven offenbaren, wollen wir hier nicht einmal erwähnen. — In gleichem Grade verdient es Billigung, dass Hr. *H.* sein Wörterbuch nicht etymologisch, wie sein oben angeführter Vorgänger, sondern alphabetisch geordnet hat. Nur hätte die *Etymologie*, so weit uns entweder sichere Data oder wahrscheinliche Schlussfolgen nach der Analogie führen, genauer und sorgfältiger gegeben werden sollen. Auf die etymologischen und analogischen Bemerkungen der Hemsterhuysischen Schule, welche auf feste Principien zurückgebracht, gesondert von Scheidischen Träumereyen und mit den neuesten Untersuchungen einiger scharfsinnigen Engländer vereinigt, gewiss zu den brauchbarsten Resultaten hinleiten, hat Hr. *H.* so gut als gar keine Rücksicht genommen: entweder weil er dem Urtheil des mürrischen Reiske beytrat, der diese Methode verachtete, oder weil er, was uns wahrscheinlicher dünkt, in dieser verwickelten Sache selbst nicht aufs Reine gekommen war. Daher fehlen in seinem Lexikon fast durchgängig solche Stammwörter, wovon sich bald nur wenige Tempora und Casus, bald gar keine, sondern nur wenige Ableitungen erhalten haben; und man sieht nun schon dem sogenannten analytischen Theile, dem gewöhnlichen Anhange unserer Wörterbücher, welcher den Kopf des Anfängers mit einer Menge falscher Vorstellungen erfüllt, auch in diesem, als einem nothwendigen Uebel, mit bangen Ahnungen entgegen. Allein um jene Stammwörter aufzufinden und durch alle Hauptzweige der Bedeutung nach zu verfolgen, bedurfte es eines steten und sichern Rückblicks auf die lateinische Sprache, deren Abstammung von der dorischen und äolischen Mundart öfter gelehrt als benutzt wird. Eine solche Vergleichung

lag aber keinesweges in dem Plan unsers Vf.; auch scheint er von der Nothwendigkeit derselben so wenig überzeugt gewesen zu seyn, dass er sich vielmehr der orientalischen Sprachen, namentlich der hebräischen, zu etymologischen Forschungen bedienen zu müssen glaubte. In Wahrheit eine seltene Erschei- nung in unseren Tagen, welche noch befremdender seyn würde, wenn nicht auch in Frankreich der Bürger *Riviere* in der Sprache der Hebräer das Heil der Griechischen gesucht, und ein bekannter Gelehrter in Deutschland durch ähnlichen etymologischen Unfug die Sünden eines Clericus, Riccius, Cappellus u. a. erneuert hätte!

Auf die *Vollständigkeit* seines Wörterbuchs th[ut] sich, wie wir eben bemerkten, der Vf. ganz beson- ders etwas zu Gute. Dieser Punct ist wichtig und wichtiger durch jene Aeusserungen: wir müssen ihn daher schärfer ins Auge fassen. — Auf welchen Zeit- raum der griechischen Literatur dieses Wörterbu[ch] sich eigentlich einschränke, wird zwar in der Vor[re]- de nirgends bestimmt; überhaupt hat wohl Hr. H. bey Entwerfung des Plans, darüber sich keinen ga[nz] deutlichen Begriff gebildet: allein so viel erhe[llt] auch aus einem kurzen Gebrauche des Werkes, d[ass] eine grössere Anzahl von Wörtern und Bedeutung[en] aufgenommen worden, als man in den vorhergeg[an]- genen Handlexicis findet. Möchte nur Hr. H. si[ch] nicht mit der blossen Aufnahme begnügt, sond[ern] zugleich Wort und Begriff durch Autoritäten begl[au]- biget haben! Je seltener jene vorkommen: desto [nö]- thiger war dies. Z. B. κακοφραδία, *Hom.* H. i[n] 227., wo es *Voss* durch *inscitia* übersetzt, Hr. H. *Gesinnungen, böse Anschläge.* Βαλλάντιον, [...] *Anthol.* VII. 112. Ausser anderen seltenern Wört[ern] und Bedeutungen findet man hie und da etwas der medicinischen Terminologie beygebracht, fr[ei]- lich nichts vollständiges, mit unter auch manc[hes] schiefe und falsche. Ἀπυρομήλη bezeichnet nicht *Wundeisen, das nicht spitzig ist*, sondern das Ge[gen]- theil: πυρῆνα μὴ ἔχουσα, wie Galen es erklärt, eine *Sonde ohne rundes Knöpfchen.* Ἐπίκαυμα nicht *jedes Augengeschwür*, sondern *eine brenn[ende] Blatter auf der Hornhaut des Auges*, die aber [...] *permanent* ist. Ἐρεθισμός brauchen die alten Ä[rzte] von *jeder Reitzung der Natur, sich des Schädli[chen] im Körper zu entledigen*, nicht bloss von der Ro[hr] *in den Gedärmen.* Eine sehr nahmhafte Menge ü[ber]- gangener Wörter und Bedeutungen, welche ma[n] den griechischen Aerzten antrifft, liessen sich, w[enn] es nöthig wäre, bloss aus *Foesii Oeconomia Hippo[cra]- tis* nachtragen, auch andere, die in dieser noch [im]- mer klassischen, aber oft sehr ökonomischen Oeko[no]- mie nicht verzeichnet sind, z. B. ἐκπίεσμα (s. *Sor[an.] de sign. Fractur. ap. Cocchium* p. 47.), ἐγγείσωμα (ebendas.), καθαίρεσθαι in einer eigenen Bedeutung v[on] dem weiblichen Geschlecht bey *Aretaeus* II, 2. 1. Neutestamentliche Wörter (κληρονομία, γέννημα, [...] sind so wenig als Bedeutungen, welche bloss bey d[en] hebraisirenden Verfassern unserer Religionsbüch[er] ed

oder bey den kirchlichen Schriftstellern vorkommen, von Hn. *H.* vergessen worden: wie ἄρτον φαγεῖν *Mahlzeit halten*, εὐλογία *Lobrede*, δικαιοσύνη *Mildthätigkeit* oder *Rechtfertigung*, εἰρήνη *Glückseligkeit* u. s. w. Ob solche Wörter und Wortbedeutungen für ein *Handwörterbuch* der griechischen Sprache gehören, ist allerdings eine andere Frage. Wer sie bejahen wollte, der könnte mit grösserem Rechte verlangen, dass die Grenzen eines solchen Wörterbuchs auch auf Inschriften, Münzen, selbst auf die spätesten griechischen Schriftsteller, ausgedehnt würden. Man verstehe uns recht! Wir sind keinesweges in Abrede, dass die Kirchenväter, wiefern sie mannichfaltige Berührungspuncte mit den Profanscribenten haben, zum Ressort eines solchen Lexikon gezogen werden müssen. Denn wie viel schätzbare Sprachbemerkungen haben nicht Hemsterhuys und Valckenaer aus den Homilien des Joh. Chrysostomus hergeleitet, selbst aus denen, die er nicht selbst herausgegeben hat, sondern die ihm von Zuhörern nachgeschrieben worden sind! Wie viel treffliche Fragmente verlohrener Schriftsteller sind nicht in anderen Vätern enthalten? Und welche Ausbeute bieten dergleichen Bruchstücke, welche nicht von der *pia fraus* geschmiedet worden sind, noch immer dem Lexikographen dar! Allein bloss kirchliche, bloss dogmatische Ausdrücke gehören, unseres Bedünkens, in einen *Thesaurus ecclesiasticus*; und wiefern Hr. *H.* nicht einmal die Autorität bemerkt hat, auf welche sich Wortbedeutungen dieser Art gründen, so fern kann der unerfahrne Schüler, der bey seiner Vorbereitung auf Profanschriftsteller das Wörterbuch zu Rathe zieht, leicht irre geführt werden. Auch wird ihn dasselbe, der angepriesenen Vollständigkeit ungeachtet, noch oft genug verlassen: denn es fehlt noch immer eine sehr bedeutende Anzahl von Wörtern, auf die man in bewährten Schriftstellern stösst. Hier nur einige zur Probe: ἐκπάτιος (*Aesch. Agam.* 58.) ἀκταινοῦν, ἀκταίνειν (s. *Ruhnk. ad Tim.* p. 20.) ἀκριτόδακρυς und ἐγκλήμων (*Anthol. gr.*) ἀγαλλίς (*H. in Cer.* 7.), δοχμόλοφος (*Aesch. S. c. Th.* 115.), ἀδαμαντόδετος, ἀνκαγγί, ἀκροθιγής, αὐλοδόκη, ἀποκρήδεμνος, ἀρτίκομος, γλυκυμυθεῖν, εὐθύσανος, εὐσίπυος, θυΐζειν, κραδιαῖος u. a. Dafür sind andere *ungriechische* Wörter aufgenommen, oder aus älteren Wörterbüchern beybehalten worden. Ἀγγελίας oder ἀγγελίης soll für ἄγγελος, *Verkündiger*, *Bothe*, stehen, ist aber nichts als der unrichtig verstandene Genitiv von dem bekannten ἀγγελίη (s. *Tollius ad Ammonium*, *Excurs.* II. p. 735.) ὁ ἔδος, *der gern isst*, gründet sich unseres Wissens bloss auf die Autorität des *Septemvirale*. Δουλοσώματα, *Sklaven*, eine falsche Lesart im *Pollux* II. p. 266. wo schon Jungermann δοῦλα σώματα herstellte. Θεοφαγής, *was die Götter essen*, ein höchst verdächtiges Wort aus Athenaeus; vergl. *Casaub.* p. 111. Ἀδέμαστος, *unerschrocken*; Fehler der Abschreiber in Theokrits Syrakuserinnen (s. *Toup. Ep. de Syracus.* p. 325. coll. *Valcken. comment.* p. 211.). In demselben Commentar hat Valckenaer die Wörter, welche mit dem α *intensivo* zusammen gesetzt seyn sollen, auf sehr wenige reducirt, und doch machen sich jene auch in diesem Lexikon noch breit. Anderwärts fehlen Bedeutungen von Wörtern, oder nähere grammatische Bestimmungen: zuweilen sind auch wohl unrichtige Bedeutungen angegeben worden. Κυνοθαρσής *von einem Pferde, wild*. Diese Bedeutung stützt sich auf fehlerhafte Interpunction einer Stelle im Theokrit (s. *Valck. ad Adoniaz.* p. 175. 361.). Ἰπνός auch *sella familiarica* (s. *Toup. Emend. in Suid.* I. p. 268. ed. Oxon. Ej. *Addend. in Theocr.* p. 404. coll. *Heringa Observatt.* p. 163.). Γραπτός auch *gemahlt* (s. *Valck. ad Adoniaz.* p. 377. *Brunck ad Eurip. Hipp.* p. 374.). Ἐλαιοπινής auch von *farbigen* oder *bunten* Kleidern (s. *Gruner Bibl. d. alten Aerzte* II. p. 9.) im Gegensatz der weissen. Ἀτελής auch *nicht eingeweiht* (*H. in Cer.* 480.). Δουπεῖν auch active *erlegen* (*Anal. Brunck* II. p. 148.). Unter θνήσκω steht als Futurum τεθνήξομαι. Dieses Futurum ist nicht griechisch, sondern τεθνήξω. So hätte auch bemerkt werden sollen, dass das Futurum von ἀπολαύω nicht ἀπολαύσω, sondern ἀπολαύσομαι heisst. Jenes ist der Subjunctiv vom Aorist, aber als Futurum nicht griechisch. Dasselbe gilt von ᾄδω, ἀκούω und mehreren Zeitwörtern. Ein solcher Gebrauch des Futurum (wahrscheinlich in *Theocr.* V. 22.) scheint Hn. *H.* verleitet zu haben, bloss dem Medium διαείδομαι die Bedeutung: *im Singen mit einem wetteifern*, beyzulegen. Die Bedeutung selbst war von seinen Vorgängern übersehen worden: aber auch διᾴδω kommt so vor. (s. *Inttpp. ad Xenoph. Ephes.* p. 214.).

Diese Proben werden hinreichend seyn, unseren Lesern einen richtigen Begriff von der *Vollständigkeit* des vorliegenden Wörterbuchs zu geben. Ueberdies bezieht sie der Vf. ganz vorzüglich noch auf die eingetragene Menge sprichwörtlicher Redensarten (welche indess aus *Serz* bekanntem Werke sehr ansehnlich vermehrt werden kann), und auf die eingeschalteten *nomina propria*; wo Hr. *H.* allerdings mehr geleistet hat, als man, nicht billiger sondern vernünftiger Weise, erwarten durfte. Es ist kein Zweifel, dass *nomina propria* und *gentilitia* in ein Handwörterbuch gehören, wiefern es gar viel und mancherley *grammatische* Bemerkungen darüber giebt: allein zur Erklärung des *Historischen*, welches Hr. *H.* noch überdem in so reichem Maasse und ohne alle Prüfung und Sichtung der vorgefundenen Nachrichten oder Anekdoten ausgeschüttet hat, kann unmöglich ein solches Lexikon der griechischen Sprache bestimmt seyn, zumal da die Kenntniss derselben dazu oft nicht einmal hinlänglich ist.

Wie hier bey der Wahl der aufgenommenen Wörter der Ueberfluss tadelnswerth ist: so vermisst man auf der anderen Seite bey Angabe der Bedeutungen, welche einem Worte beygelegt werden, nicht selten die gehörige Ordnung und Präcision. Wir leugnen damit nicht, dass Hr. *H.* in der logischen Aufstellung und Zusammenreihung der Bedeutungen, wie sie sich aus dem ersten allgemeinsten Begriff ergeben, und einander gleichsam subordinirt sind, das Ernesti Hederichsche Lexikon weit übertroffen hat, welches auch

auch in dieser Hinsicht viele Spuren der unverzeihlichsten Nachläfsigkeit (z. B. δοχμα) an der Stirne trägt. Allein noch immer ist hier überall viel aufzuräumen übrig. So wenig unsere griechischen Grammatiken die Sprache gleichsam von ihren Keimen an, durch alle Perioden ihrer Blüte und Reife hindurch, bis zum allmäligen Verwelken begleiten, und uns auf diese Art das, was sie sollten, eine *Geschichte der griechischen Sprache* aufstellen: so wenig verstehen sich zur Zeit unsere Lexikographen darauf, die *Chronologie der Wörter und Redensarten* genau zu verfolgen, das Alter der verschiedenen Bedeutungen, wo es geschehen kann, nach historischen Gründen zu bestimmen, und dadurch der höheren Kritik bey einem ihrer schwersten aber belohnendsten Geschäfte gleichsam in die Hände zu arbeiten. Die philologischen Forschungen eines Saumaise, Hemsterhuys, Ruhnkenius, Wyttenbach, Reiz, Wolf und weniger anderer liefern zu einer solchen Behandlung einzelner Wörter die einladendsten Muster: hier sey es der Kürze wegen erlaubt, *instar omnium* auf ein Paar Beyspiele in *Voss mytholog. Briefen* I. S. 102. ff. zu verweisen. Unstreitig aber würde Hr. *H.* in Auffindung der Urbedeutung und in der davon abhängigen Rangordnung der abgeleiteten Begriffe glücklicher gewesen seyn, wenn ihn nicht die eitle Sucht, die Wurzeln der griechischen Wörter aus orientalischem Boden hervorzuziehen, oft zu den allerseltsamsten Grillen verleitet hätte. So will er uns z. B. bereden, dass Ἀρετή wie *Virtus*, von dem Celtischen *ar*, *or*, *ur*, wozu der Angelsachsen *aer*, der Alamanner *er*, der Gothen *air* und unser *ur* gehören, mit Rücksicht auf אור, als welches bey der Schöpfung das erste Product war, das erste Princip, die *Urheit*, eigentlich ausdrücke, und dass deshalb die Bedeutung des Wortes so vielfach sey; dass ἄξιος von [illegible] *stark, fähig, tüchtig* bezeichne; u. s. w. Jedoch dies sind bey weitem nicht die befremdlichsten Artikel. Was soll man von folgendem urtheilen: „Εὐδία (das abstractum von εὔδιος, welches von εὖ und δῖος oder von δὶς entstanden ist; δὶς aber, oder δεύς, ζεύς, θεός, *deus*, *thot*, *teut*, *tuito*, *it. dies*, sind von הוה, dazu gehören θαύω, davon θαῦμα, it. θεῖον der Schwefel, Aethiop. Thawy oder Thair) bedeutet eigentlich εὐημερία" u. s. w. Welche chaotische Verworrenheit! — Selbst der Ausdruck trägt hier, und an vielen anderen Stellen das Seinige bey, die Geduld des Lesers, welcher sich, durch ein Labyrinth vielfach verschlungener Perioden hindurch arbeiten muss, noch vor Beendigung des Artikels zu ermüden. Der neueste Lexikograph, Hr. *Schneider* in Frankfurt, hat gewöhnlich bey einem geringeren Aufwande von Worten ungleich mehr zu sagen gewusst, und durch diese Präcision es auch möglich gemacht, die Gültigkeit der meisten Ausdrücke, und die Richtigkeit der Bedeutungen in den engen Gränzen eines Handwörterbuchs durch *hinlängliche Beyspiele* zu erweisen. Die Vernachlässigung des letzten Punktes ist ohne Zweifel als ein Hauptmangel des *Haasischen* Werks anzusehen. Man trifft zwar zuweilen auf etwas, was einem Citat oder einer Nachweisung der Quelle ähnlich sieht; allein dies so selten und sparsam, dass es nur als Ausnahme von der Regel betrachtet werden muss, welche Hr. *H.* im Ganzen befolgt hat. — Auf die *Prosodie* ist leider gar keine Rücksicht genommen worden; auf die *Dialecte* einige, nur nicht befriedigende. Sie sollten, unseres Bedünkens, um den Anfänger vor den Albernheiten der gewöhnlichen Grammatiker zu bewahren, in einem solchen Wörterbuch genau bey jedem Wort angegeben seyn. Zuerst müsste die dorische Form durch Autorität demonstrirt, nicht nach grammatischen Regeln hergeleitet, und so fort die übrigen Mundarten nach der Zeitfolge aufgeführt werden. — Ueber den Gebrauch des *sogenannten medium* in den Zeitwörtern findet man hie und da einen Fingerzeig; aber weder bey diesen, noch bey den Präpositionen ist die Bemerkung der mannichfaltigen *Constructionen*, vollständig und belehrend genug.

Alles dies zusammengenommen, müssen wir zwar dem Fleiss und der Betriebsamkeit, welche der gelehrte Vf. bey der Ausarbeitung dieses Wörterbuchs gezeigt, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, weit entfernt seine Brauchbarkeit und seine Vorzüge vor den bisherigen Wörterbüchern zu läugnen: allein wir können den Wunsch nicht verhehlen, dass eine ausgebreitetere Belesenheit, ein gründlicheres und vorurtheilsfreyeres Studium der griechischen Sprache, und ergiebigere Hülfsmittel seinen guten Willen unterstützt haben möchten. Der unabgesetzte Druck der in einander hineingeschobenen Worte und Redensarten, so wie die Ersetzung der oft wiederkehrenden unabgeänderten Anfangssylben durch einen Strich, macht noch überdies den Gebrauch des Werkes höchst lästig und unbequem. Wenn daher künftig bey einer neuen Auflage durch erhöheten inneren Gehalt für Erleichterung des Sprachstudiums gesorgt werden müsste, und schon jetzt bloss durch Benutzung des *Schneiderschen* Wörterbuchs gesorgt werden könnte: so würde es gewiss eben so nöthig seyn, durch Abänderung des allzu ökonomischen Drucks auch auf die Bequemlichkeit des Lesers und die Zeitersparniss beym Nachschlagen ernsthaften Bedacht zu nehmen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 10. August 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

OSCHATZ, b. Oldecop, LEIPZIG, b. Hilfcher: *Verfuch eines Amts-Calenders für Prediger und geiftliche Infpectoren in Chur-Sachfen.* Ein Beytrag zur Paftoralanweifung, von M. F. H. *Starke.* 1797. XII u. 129 S. gr. 8.

Je feltener junge Theologen, welche fich dem Predigerftande widmen, auf Univerfitäten und überhaupt in dem engen Kreife ihrer Jugendbildung Gelegenheit finden, von den politifchen Nebengefchäften, die bey ihrer Amtsführung eintreten, einen hinlänglichen Unterricht zu erhalten: defto willkommener mufs jede Anleitung diefer Art feyn, welche fo viel Einficht, Genauigkeit und Fleifs vereiniget, wie die vor uns liegende, die den durch philologifche Arbeiten, und namentlich durch die Leipziger Ausgabe von *Toup Emendatt. in Suidam* rühmlich bekannten Herrn Superintendent *Starcke* in Rofsla zum Verfaffer hat. Es gehört nun einmal, auch in Churfachfen, zu den Amtspflichten eines Predigers, an gewiffen dazu beftimmten Sonntagen landesherrliche Mandate von der Kanzel zu verlefen, die allgemeinen Collecten gehörig abzukündigen und fammeln zu laffen, auch fonft wegen verfchiedener vorgefchriebenen Eingaben, Anzeigen u. dgl. Ordnung und Pünktlichkeit zu beobachten. Wie laffen fich aber diefe Pflichten ohne eine genaue Kenntnifs derfelben erfüllen? Und wie follen viele Prediger im Amte zu diefer Kenntnifs gelangen, wenn ihre Vorfahren von den ergangenen Generalien und Miffiven nicht gehörig Abfchriften genommen, vielleicht auch das Pfarrarchiv nicht in der beften Ordnung erhalten haben? Die bekannten Werke von Deyling, Kees, Horrer, Roth, Kunze u. a. liefern zwar in diefer Hinficht fehr nutzbare Belehrungen; aber fie find doch nicht ausführlich und vollftändig genug, und es fehlen felbft in der neuen Ausgabe des *Corpus Juris ecclefiaft. Saxonici* und deffen *Fortfetzung* noch einige Mandate und die dazu gehörigen Refcripte. Hr. *St.* fcheint fich daher den *Verfuch eines Gefchäftskalenders*, welchen Hr. KR. *Lipten* in Berlin für die Prediger der preufsifchen Staaten verfafst hat, zum Mufter genommen, und wenn gleich nicht in Anfehung der Ausführlickeit, doch von Seiten der Genauigkeit und Sorgfalt in Aufführung der gedachten Pflichten nach der jährlichen Zeitordnung, und in Sammlung und Vergleichung der fich dahin beziehenden Befehle, Refcripte und Confiftorialverordnungen, mit feinem Vorgänger gewetteifert zu haben. Selbft die neueften Verordnungen, welche vorzüglich an den Superintendent zu *Ofchatz* ergangen find, finden wir hier auf das zweckmäfsigfte benutzt, und der Vf. kann gerechte Anfprüche auf den Dank feiner Amtsbrüder in Churfachfen, vorzüglich der neuberufenen, machen, welche diefem Handbuch, als einem fichern Führer in den meiften vorkommenden Fällen ihrer Amtsverwaltung, folgen können. Diefen zum Beften ift dem eigentlichen Amtskalender noch ein fehr vollftändiger Anhang von folchen Abkündigungen, Friften und anderen täglichen Vorfällen beygefügt worden, welche im Voraus nicht ganz genau zu beftimmen find, und die den öffentlichen Gottesdienft, die Taufen, Ehe- und Begräbnifsfachen und vermifchte Amtsangelegenheiten betreffen. Das Meifte von dem, was hier gefammelt ift, war feither noch ungedruckt und ift durchaus mit der gröfsten Genauigkeit aus den Confiftorialverordnungen gezogen worden: z. B. was S. 82 ff. von der Haustrauung der Neunobilitirten ohne vorhergegangenes Aufgebot gefagt wird. — Allein Officiere, welche ihre Dimiffion auf eine anftändige Weife erhalten haben und penfionirt werden, ftehen in Ehefachen nicht mehr, wie S. 93 behauptet wird, unter dem Oberconfiftorium; fondern find in Gemäfsheit des *Regulativ vom 23 Jan. 1789. Abfchnitt 2.* demjenigen Confiftorium, in deffen Bezirk fie fich befinden, unterworfen. Diefer Fall trat bey dem Leipziger Confiftorium nur ganz neuerlich (im Jan. 1796) ein, da ein Hauptmann v. E. zu W. gegen feine Gattinn eine Ehedefertionsklage anftellte. Ueberhaupt hätte wohl hie und da noch auf befondere Verordnungen des Leipziger Confiftorium Rückficht genommen werden follen. So hat S. 19 der Vf. zwar fehr Recht, wenn er behauptet und durch mehrere ältere und neuere Oberconfiftorialverordnungen erweifet, dafs das *Reformationsfeft*, wenn es den Sonnabend oder Montag fällt, auf den nächft vorhergehenden oder nächftfolgenden Sonntag verlegt, und an diefem zugleich mit gefeyert werden foll: auch wird es in dem Oberconfiftorialfprengel durchgängig fo gehalten. Allein unter dem Leipziger Confiftorium foll diefes Feft, vermöge des auf ein Kirchenrathsrefcript vom 12 October 1767 erlaffenen Ausfchreibens vom 17ten eben diefes Monats „mit dem Tage des dazu beftimmten ein und dreyfsigften Octobris, ohne Verlegung auf einen andern Tag, jährlich jedesmal unverändert und unausgefetzt feyerlich begangen werden." Es liegt am Tage, dafs die Einrichtung unter dem Oberconfiftorium ungleich beffer ift, und man mufs fich wohl über folche Verfchiedenheiten in Churfachfen wundern. — Päffe zu Abführung einer Leiche, oder fogenannte *Todtenpäffe* (S. 107) werden auch von dem Leipziger Confiftorium ertheilt:

ertheilt; wie Rec. aus mehreren Beyspielen und aus einem neuerlichen Falle im Monat May dieses Jahrs weiss. —

Es ist sehr zu wünschen, dass der Vf. die Fortsetzung dieser nützlichen und wohlgerathnen Arbeit, zu welcher er in der Vorrede Hoffnung macht, recht bald liefere, und hier vorzüglich auf die noch sehr verworrene Lehre von den Kirchenstühlen (welche auch nach Hrn. *Köhlers* Abhandlung noch mancher Berichtigungen und nähere Bestimmungen bedarf), von Kirchrechnungen, von dem sogenannten Gnadenhalbenjahre, Pfarrabtheilungen u. s. w. sein Augenmerk richte. Auch wäre, unseres Dafürhaltens, Hr. *Starke* der Mann, welcher bey seinen gründlichen Studium des chursächsischen Kirchenrechts einem Bedürfniss abhelfen könnte, das gewiss schon Viele mit uns gefühlt haben: dem Bedürfniss einer Anweisung zu gesetzmässiger Amtsführung für *Schullehrer* und *Kirchner*, welche die Pflichten, die ihnen ausser dem öffentlichen Schulunterrichte, im Kirchendienste, gegen ihre Pfarrer und Gemeinden obliegen, näher entwickeln, ihre Vorrechte und Freyheiten genauer bestimmen, und überhaupt in Beziehung auf sie das leisten müsste, was die Pastoralanweisungen dem angehenden Prediger leisten.

Lemgo, in der Meyerschen Buchhandl.: *Handbuch zur kursorischen Lektüre der Bibel des N. T.* für Anfänger auf Schulen und Universitäten von *Johann George Friedrich Leun*, D. und Prof. der Philosophie zu Giessen. Zweyter Th. zweyte Abtheil. 1796. 11 Bog. (*enthält die beiden Briefe Pauli an die Korinthier und den Brief an die Galater*). Dritter und letzter Theil. 30 Bog. 1796. gr. 8. (Das ganze Werk 3 Rthlr. 12 gr.)

Die erste Hälfte dieses nunmehr geendigten Handbuchs ist von einem andern Rec. (A. L. Z. 1796. Febr. No. 58.) angezeigt, die Einrichtung desselben beschrieben und was der Herausgeber geleistet hat, gewürdigt worden. Wir stimmen jenem Urtheile, wie auch dem geäusserten Wunsche bey, ein ähnliches Handbuch über die LXX und die Apokryphen ausgearbeitet zu sehn, um so über die ganze Bibel ein brauchbares Ganzes für den zu erhalten, der verhindert ist, einen grössern exegetischen Apparat anzuschaffen und zu benutzen. Der Vf. würde in einem Commentar über die LXX in allen den Stellen sehr kurz seyn können, wo die griechischen Uebersetzer den Sinn des Originals getroffen haben, und sich da auf sein Handbuch über das A. T. berufen dürfen; aber er würde vorzüglich die Stellen bemerken müssen, wo die veränderten Meynungen des Zeitalters Einfluss auf die Uebersetzung gehabt haben. Und bey Erklärung der Apokryphen müsste es nicht weniger einer der wichtigsten Zwecke seyn, die weitere Ausbildung mancher Lehren und Meynungen, von denen in den LXX nur der erste Keim liegt, und ihre Verwandtschaft mit den neutestamentlichen Lehren ins Licht zu setzen. Das würde den Lesern, für welche Hr. L. arbeitet eine sehr nützliche Anleitung zur historischen Erklärung des N. T. geben, wozu noch immer Aufmunterung nothwendig ist. In dem vor uns liegenden Werke zeigt Hr. L. durchgehends eine sehr gute Bekanntschaft mit den Werken der neuern und neuesten Ausleger; ohne sich verleiten zu lassen, die philosophischen Ideen unsrer Tage in jene Urkunden der Vorzeit überzutragen. Er bleibt der grammatisch-historischen Auslegung durchgängig treu. — Die Einleitungen in die Briefe Pauli, der übrigen App. und in die Offenbarung Joh. sind mit Sorgfalt gemacht und enthalten in der Kürze das Wissenswürdigste. Bey streitigen Fragen sind gemeiniglich die Gründe *für* und *wider* gehörig angeführt, und — was sehr zu billigen ist — der junge oder ungeübte Leser wird nicht in Ungewissheit gelassen, auf welcher Seite die meiste Wahrscheinlichkeit sey. Der Vf. giebt immer zu erkennen, welcher Meynung er beytrete. Das ist auch bey Erklärung einzelner Stellen der Fall, wo des Vf. Meynung entweder durch andern Druck oder durch die Stellung angezeigt ist. — Bey einem Werke, das aus andern zusammengetragen ist, einzelne Erklärungen widerlegen und Aenderungen vorschlagen zu wollen, wäre ganz am unrechten Orte. Wir heben dafür aus dem Commentar über den ersten Br. an die Korinth. einige Stellen aus, wo weniger gangbare Erklärungen vorgebracht werden, und woraus diejenigen, die mit den neuern Commentatoren dieses Br. bekannt sind, sehen können, dass Hr. L. keinem alleine folget, sondern aus allen nach seiner Einsicht das Beste auswählt. „1 Kor. 1, 2. *ἐπικαλεῖσθαι τὸ ὄνομα τȣ κυρίȣ ἰησ. χρ.* Jesum religiös verehren s. Apg. 2, 21. *ἐν τόπῳ αὐτῶν*, diejenigen welche sich noch nicht zu den Versammlungen der Christen halten; Jesum noch nicht öffentlich mit andern Christen, sondern in ihren Häusern verehren. *ἐν τοπ. ἡμῶν*, die sich schon (öffentlich) zu uns, zu den erklärten Bekennern Jesu halten. Andere meynen, P. ziele auf die Trennungen, die sich in der korinthischen Gemeine, durch besondre Anhänglichkeit an gewisse Lehrer entsponnen hatten. Also er schreibe nicht nur an die, welche sich die Seinigen nennten, sondern an alle korinth. Christen, sie möchten sich zu ihren Gottesverehrungen versammeln, wo es wäre. 1, 12. *ἐγὼ — χριστȣ̃.* Bedeutet wohl Leute, die sich Christum noch zu sehr als einen jüdischen Messias dachten. Es müssten also gewisse Judenchristen gewesen seyn. Andere verstehen solche, die sich weder an das Eigenthümliche der einen noch der andern Parthey banden, sondern sich blos an die Aussprüche Christi in den Evangelien hielten. *Uebrigens ist die Meynung ohne Grund, dass P. diese Namen nur nenne, — ohne dass sich die Parteyen nach ihnen nannten.* (Dieser Zusatz ist für Anfänger, ohne weitere Belehrung, ganz unverständlich) — 11, 10 *ἐξȣσία*, gewöhnlich: Schleyer, als Unterscheidungszeichen der Verheyratheten. Andere, Symbol der Herrschaft (des Mannes). Eine noch andre Erklärung. *ἐξȣσίαν ἔχειν ἐπὶ τινὸς* = *ἐξȣσιάζειν τινὰ* beherrschen; heisst einschränken. Sich in Ansehung des Hauptes einschränken; heisst sich nicht nach Gefallen enthüllen oder nicht verhüllen, sondern darinn

mehr

nach den Regeln des Schicklichen folgen. διὰ τοὺς ἀγγέλους gewöhnlich um der, von den Heiden ausgeschickten Kundschafter willen (Jac. 2, 25). Andere: um derer willen, die sich an Bildung und Geschmack vorzüglich auszeichnen, und sich beleidigt fühlen würden, wenn die Weiber mit unbedecktem Haupte in der Versammlung wären. Vergl. 4, 9. und Offenb. 1, 20. (Eine nach des Rec. Urtheil ganz unstatthafte Meynung, welche der Vf. bey 4, 9 gewissermasen schon widerlegt hat und deswegen hier gar nicht anzuführen brauchte). Ich denke, fährt er fort: ἄγγελοι bedeuten hier wirklich höhere Geister, und es liegt irgend eine jüdische Vorstellungsart von Engeln zum Grunde. Vielleicht folgende. Die Engel verehren Gott mit aller Demuth und Bescheidenheit; um ihnen hierinn ähnlich zu werden, soll man sich sittsam beym Gottesdienste verhalten. 15, 29 βαπτίζεσθαι, eingetaucht werden; — *unter dem Druck der Leiden sich befinden.* ὑπὲρ, - ἕνεκα; νεκροὶ - θάνατος. Wie in der Formel: ἐγείρεσθαι, ἐκ νεκρῶν. ὑπὲρ τῶν νεκρῶν um der Hoffnung willen, die sie als Todte d. h. die sie im Tode haben. — Noch ist eine andere Erklärung aus Paulus Memorabilien St. 2. S. 152 ff. angeführt, die übrigen alle mit Stillschweigen übergangen.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Hilscher: *Zeitungshandbuch für die französischen Angelegenheiten.* Erste Hälfte, welche den Convent betrift. 1795. XIV u. 178 S. 8.

Bey der Masse von Namen, und bey der pfeilschnellen Abwechslung politischer Meteore, welche den Zeitgenossen der jetzigen Revolutionen das mit Neologismen geplagte Gedächtniss belastet, ist der Entwurf einer erläuternden Nomenclatur, von wesentlichem Nutzen. Die vorliegende trägt indess das Gepräge der Eilfertigkeit, einer mangelhaften Darstellungsgabe, der Unvollständigkeit, und endlich der Eingeschränktheit der Hülfsmittel und des Plans zu sehr, als dass selbst der Schutzbrief, nach welchem sie (S. XIV der Vorrede) vom ungenannten Compilator blos als Anlage und Kern, (*Noyau*) für den Gebrauch einer täglich Zeitungen lesenden *Freundinn* ausgegeben wird, sie wider die Kritik sichern dürfte. Der Inhalt zeigt zwar vom dreyjährigen Zeitraum 1792; 1793 und 1794 folgendes an. 1) Die Liste der 83 alten und neuen Departements und der zwey Hauptstädte in jedem, für den Bischof und für das Directorium, so wie auch das Namenverzeichniss der Deputirten zur constituirenden Versammlung. 2) Eine commentirte Namenliste der Conventsmitglieder, unter dem Hauptgesichtspuncte der Verurtheilung Ludwigs XVI, der auch in andern Abschnitten zum Grunde liegt. Dieses füllt drey Viertheile des Ganzen. 3) Ein Verzeichniss *verunglückter* Deputirten; der Vf. rechnet darunter die durch die Guilliotine enthaupteten, oder durch andere gewaltsame Todesarten umgekommenen, die geächteten oder deportirten, die in österreichische Civil- und Kriegsgefangenschaft gerathenen und verabschiedeten Deputirten. 4) Zeitfolge der Conventspräsidenten und Mitglieder der Comités. 5) Chronologische Tabelle der Epochen in der Revolution von 1789 bis 1795. — Alles ist aber zu trocken, zu unstatistisch und in alphabetischer Darstellung, so verfehlt, dass diese *erste* Hälfte dem Titel keinesweges entspricht. Da nun die *zweyte* ein *vermischtes Verzeichniss von Personen und Sachen* seit dem Anfange der Revolution enthalten soll, bis jetzt aber noch nicht im Druck erschienen ist, so möchte das Ausbleiben derselben, bey einem so unbestimmten Plane, nicht vermisst werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philadelphia, printed for the author: *Memoir concerning the fascinating faculty wich had been ascribed to the Battle snake, and other serpents,* by *Benjamin Smith-Barton* M. D. and Professor of Natural History and Botany. 1796. 70 S. 8. Ein schätzbarer Beytrag, zu den Beweisen für die Fortschritte wahrer Aufklärung durch Wegräumung schädlicher Vorurtheile! Schon ehe wir Amerika kannten, gaben selbst die besten Naturalisten es wenigstens stillschweigend zu, dass gewisse Thierarten gleichsam durch einen Zauber auf lebende, ihnen entlegene Körper wirken könnten. Hievon glaubte man sich nachmals bey keinem Thiere sicherer überzeugt, als bey dem Geschlechte der Klapperschlange. Die Zeugnisse zweyer angesehener Naturalisten, Kalms und Sloanes, unterstützten diesen Wahn; und es ist daher desto schätzbarer, dass uns endlich, ein in dem Vaterlande jenes furchtbaren Thieres selbst lebender, gründlicher, Naturlehrer davon zu befreyen sucht.

Hr. Prof. Smith-Barton las die vor uns liegende Abhandlung in der Societät der Wissenschaft zu Philadelphia vor; und sie wird auch dereinst in dem nächsten Bande ihrer Memoiren eingerückt werden. Indess liess er zuvor einige wenige Exemplare davon, zum Vertheilen unter seine Freunde, abdrucken; und widmete die Schrift, dem damaligen Präsidenten der Societät, dem treflichen Rittenhouse, seinem nahen Verwandten von deutschen Stamme, der nur zu früh, für die Astronomie und Naturlehre gestorben ist.

Nachdem der Vf. in den ersten Seiten dieser lehrreichen Abhandlung (S. 9. u. f.) genau angezeigt hat, wie man sich bisher die Art des Bezauberns, wodurch die Klapperschlange, ihr entfernte Thiere einfienge, gedachte, geht er einige der vorzüglichsten Berichte hierüber durch. In der Hauptsache kommen sie ziemlich miteinander darinn überein, dass der Blick der Schlange, die Thiere z. B. die Eichhörner und die Vögel unwillkührlich zu dem ofnen Rachen der Klapperschlange hintreibe. Er beweiset indess S. 14 u. f. dass diese Meynung unter den Wilden von Amerika, nicht so allgemein angenommen sey, als man diess bisher geglaubt hat. Ausser einem in Bethlehem wohnenden Prediger, bezeugte diess gleichfalls der uns, durch seine schätzbare Reisen bekannte Naturalist Bertram; und dieser lernte dennoch eine Menge dortiger Nationen kennen. Indess gaben beide zu, dass ein paar Nationen wirklich noch an die Bezauberung glauben. Bey dieser Gelegenheit berührt Hr. Barton S 17, gültigen handschriftlichen Nachrichten zufolge, andere Arten des Aberglaubens der Indiers, welche tief in ihre Religion eingreiffen, und wovon er dereinst, in seinem wichtigen Werke über die Einwohner von Amerika, mit mehrerer Bestimmtheit reden wird. Genau untersucht nun der Vf.

S. 21 die Meynungen einiger bedeutender, neuerer Naturalisten, z. B. des Linné und la Cepede. Letzterer erklärt die Bezauberung, auf eine doppelte Art. Nämlich durch den Athem, und durch das Gift, welches die Schlange einem Thiere, vermittelst seines Bisses, beygebracht hat.

Gegen ersteres erinnert dann S. 33 der Vf.; dass mehrere gültige Personen, welche mit anderen, jedoch ungiftigen Schlangenarten von Amerika dreist genug umgiengen um sie anzugreifen, ihm berichtet hätten, man verspüre an diesen Schlangen nicht den mindesten widrigen Geruch. Ein ähnliches sagt der Vf. könne er selbst bezeugen; ja Hr. Peale, der sogar eine Klapperschlange auf eine längere Zeit bey sich lebendig erhielt, habe dem Vf. ein gleiches berichtet. Dennoch gesteht er, dass manche eben so glaubwürdige Personen ihm versichert haben, wie sie an den Klapperschlangen einen höchst widrigen, dem faulen Fleische ähnlichen Geruch wahrgenommen. Dieser habe sich unter gewissen Umständen, sehr weit verbreitet. Rec. kann sich dergleichen scheinbare Widersprüche durch Beobachtung anderer Thiere, sehr leicht erklären. Unsere Hauskatze riecht, im ruhigem Zustande, nicht stark; wenn sie aber in hohen Zorn oder in Angst geräth, so verspürt man bey vielen, einen ganz eigenen, unangenehmen Geruch, bis auf eine ziemliche Weite. Aehnliche Fälle beyzubringen behält sich Rec. bey einer andern Gelegenheit vor; allein die einfache Betrachtung, dass ein, auf irgend eine Art erhitzter Körper, besonders ein organischer, lebendiger, viel stärker als gewöhnlich ausdünstet, hätte Hr. Barton leicht auf die Spur der Erklärung führen können.

S. 34 u. f. widerlegt der Vf. die von Vosmaer angeführte Erläuterung des ängstlichen Benehmens der Vögel welche bey einer lebendigen Klapperschlange eingesperret waren. Hr. Barton hat gesehen wie ein kleiner Vogel der Schneefink, (*emberiza hiemalis L.*) innerhalb seines Bauers, in welchem man zugleich eine Klapperschlange eingesperrt hatte, ganz ruhig betrug, sein Futter genoss, und in dem Bauer umher hüpfete. So dann kommt der Vf. auf Hn. la Cepédes zweyte Erklärungsart des sogenannten Zaubers dieser Schlangen. Er beweist deutlich, dass ihr Biss weit fürchterlichere, tödtliche Folgen nach sich ziehe, als blosse Aengstlichkeit; und da überdiess mehrere völlig ungiftige Schlangen von Amerika, (z. B. die schwarze Schlange) gleichfalls das Vermögen besitzen sollen, ihre Beute zum Rachen herbeyzuzaubern, so fällt Hr. la Cepédes Erklärung hinweg.

S. 46 kommt Hr. B. zur Widerlegung unsers Hn. Hofrath *Blumenbachs*; denn dieser hat, in seinem Handbuche der Naturgeschichte, gleichfalls das Bezaubern der Klapperschlange bestimmt behauptet. Hr. B. geht mehrere der von Hn. Blumenbach beygebrachten Thatsachen widerlegend durch. Sodann fängt S. 51 des Vfs eigene Erklärung an. Sie ist auf richtige unbefangene Beobachtung der Natur gegründet. Als Vorbereitung der Auflösung des Problems, hielt er es mit Recht für nothwendig, sich zuvor von der Beantwortung der beyden folgenden Fragen gewiss zu sehen. 1) Was für Arten der Vögel sind es, von welchen man behauptet, dass sie dem Zauber der Klapperschlange am meisten ausgesetzt sind? 2) Zu was für einer Jahreszeit ereignet sich dieses Phänomen vorzüglich?

Nach einer kurzen Digression über die Kunst des Nesterbauens der Vögel überhaupt, zeigt Hr. B. nun, dass beynahe alle diejenigen Vögel, welche unter der mächtigen Bezauberung der Klapperschlangen stehn sollen, z. B. der Baltimore Vogel (*Oriolus Baltimore*); der rostfarbige Krammetsvogel (*Turdus rufus*); der karolinische Fliegenfänger (*Muscicapa Carolinensis*); der Geismelker (*Caprimulgus*); die grosse Lerche (*Alauda magna*, *Sturnus Ludovicianus*); der Zaunkönig (*Motacilla Troglodytes*); der Kilthr (*Charadrius vociferus*); das virginische Rebhuhn (*Tetrao Virginianus*); und mehrere andere Arten, entweder gar zunächst des Erdbodens, oder an den niedrigsten Zweigen der Bäume, oder auch auf kleinem Buschwerke, ihre Nester bauen. Vielfältige Beobachtungen hierüber, wurden durch mehrere Sectionen von Klapperschlangen bestätigt; denn der Vf. fand in den Magen dieser Thiere, stets nur die hier erwähnten Arten der Vögel.

Die Beantwortung der zweyten Frage, die Jahrszeit betreffend, fiel genau eingezogenen Nachrichten zufolge, dahin aus; dass fast durchgängig der merkwürdige Tod der Vögel durch das angebliche Bezaubern, sich in der Heckzeit derselben ereignet habe. Diese beiden Vorbereitungssätze benutzt Hr. B. nun auf folgende Art.

Jedes Thier zeigt den lebhaftesten Trieb seine Jungen zu beschützen; und ostmals lassen mehrere derselben, bey dieser Gelegenheit, höhere Grade ihrer Talente blicken als je zuvor. So finden sich Thiere, welche zu dieser Zeit weit grössere, stärkere, Gegner muthig angreifen, während dass andere, den Feind dadurch von ihren Nestern oder Bauen ablocken, dass sie sich selbst, ihm Preis zu geben scheinen. Für letzteres könnte Rec. die Leser nur an unsern Kybitz und mehrere Rohrvögel erinnern.

Die Klapperschlange, ein im Ganzen genommen unbehülfliches Thier, erhebt sich nie hoch von dem Erdboden; vielweniger bis zu hohen Zweigen der Bäume. Sie sucht sich, da sie dennoch von kleinen Thieren lebt, solcher zu bemächtigen, welche sie am leichtesten erreicht. Nähert sie sich mithin einem Neste, eines Erdeichhorns, oder eines Vogels der hier angezeigten Arten, dann bietet die erschrockne Mutter alles auf, ihren Jungen das Leben zu retten. Sie hüpft auf die Schlange zu, springt von ihr zurück; und sucht, durch dieses Annähern und Entfernen ihren Feind mit sich selbst zu beschäftigen, ja sie greift ihn zu Zeiten selbst, ihrer Schwächlichkeit ungeachtet, mit Angstgeschrey und Verzweifelung an. Die Schlange sucht sich indess stets ihrer Beute zu bemächtigen und hiedurch steigt die Bangigkeit der Mutter, und mithin ihr ängstliches Hin- und Herspringen, ihr trauriges Wimmern und ihr convulsivisches Bewegen immerfort; ja sie wird zu Zeiten wirklich das Opfer ihrer mütterlichen Zärtlichkeit. Die Beobachtung eines der gründlichsten Köpfe von Amerika, setzt den Werth dieser Erklärung in ein noch helleres Licht. Der Präsident *Rittenhouse*, hörte das ängstliche Geschrey des rothgeflügelten Pirols (*Oriolus phoeniceus L.*) Er vermuthete so fort dass eine Schlange dem Vogel das Angstgeschrey abzwinge. Er warf einen Stein nach der Stelle, und der Vogel flog zwar davon, kehrte aber sofort wieder zu dem Orte zurück. Wie gross war Hr. R. Verwunderung, da er beym eigenen Hinzutreten, das kleine Thier auf den Rücken einer grossen Schlange sitzend fand; wie es, voll Wuth auf den Kopf der Schlange los hackte, während dass diese die Jungen ruhig verschlang. Kaum hatte Hr. Rittenhouse die Schlange getödtet, so flog der Vogel auf immer davon. Das Geschrey dieses Vogels war genau so, wie das von den sogenannten bezauberten Vögeln beschrieben wird.

Es ergiebt sich aus allen diesen die natürliche Erklärung eines bis dahin für unbegreiflich angesehenen Phänomens; man muss dafür Hn. Barton lebhaften Dank wissen und die Schrift selbst verdient sehr, unter uns bekannter zu werden.

Indess sieht Rec. noch nicht ein, warum der Vf. nicht die Einwirkung des Ansehens der Schlange mit in Betracht gezogen wissen will; da wir doch wissen, wie der grause Blick jedes grossen Raubthiers, andern Thieren sowohl, als oft dem Menschen selbst, einen Theil seiner Besinnungskraft einnimmt.

In den folgenden Seiten wird noch angezeigt, dass die gewöhnlichste Nahrung der Klapperschlange, in dem grossen amerikanischen Frosch (*Rana ocellata L.*) besteht; und dass er von einem dortigen Liebhaber der Naturgeschichte berichtet worden sey, er habe nie eine andere Art von Eichhörnern im Magen der Klapperschlange gefunden, als die, des Erdeichhorns (*Myoxus Striatus Schreberi*). Die Klapperschlangen selbst, dienen aber nicht bloss den Schweinen, sondern auch mehreren Raubvögeln zum Futter.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 11. August 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Rostock u. Leipzig, in der Koppenschen Buchh.: *Juristischer Allmanach*, von D. *Johann Christian Koppe*, aufs Jahr 1791. 252 S.; aufs Jahr 1793. 367 S.; aufs Jahr 1794. 464 S.; aufs Jahr 1795. 400 S. 8. ohne die Vorrede und den Kalender.

er Hauptzweck des Vf. ist eine möglichst vollständige Erzählung alles dessen zu liefern, was sich jedem verflossenen Jahre in der juristischen Litera zugetragen hat. Wir legen, um die Einrichtung Allmanachs bemerklich zu machen, den Jahrgang zum Grunde, und zeigen bey den folgenden die Abweichungen an. I. *Uebersicht der juristi- Literatur vom J. 1791.* Hierin sind 303, grösstheils in Deutschland herausgekommene Schrif in alphabetischer Ordnung, mit Bemerkung der nzahl, auch zum Theil des Preises, die meisten nach dem Titel, einige aber auch nach dem te angezeigt; und zugleich die kritischen Blätter, sie recensirt sind, bemerkt. II. *Alphabetisches ichniss der mehresten jetzt lebenden Rechtsgelehrten tschland, welche sich durch Schriften bekannt ge- haben, mit Bemerkung derjenigen Werke, welche ren Leben und ihren Schriften umständliche Nach- liefern.* Dieses Verzeichniss geht, — nach der ede wegen Mangel des Raums — nur bis L. Bey n Gelehrten ist der Ort des Aufenthalts, die Stel- die er bekleidet, Ort, Jahr und Tag der Geburt, n es bekannt, und die Schriftsteller, wo man ere Nachrichten von ihren Leben und Schriften t, angeführt. Auch stehen die Namen der hier ichneten Rechtsgelehrten im Kalender bey dem tstag, an dem sie geboren sind. III. *Verzeichniss jetzt lebenden Rechtslehrer auf den Universitäten und ischen Gymnasien in Deutschland.* Ist wie das ergehende eingerichtet, enthält aber nur dieje- welche Vorlesungen halten, nach alphabeti- Ordnung der Universitäten. Angenehm ist es urch sämmtliche Lehrer jeder Universität zusam kennen zu lernen, um so mehr da bey den mei- angemerkt ist, welche Theile der Rechtsgelehr- eit sie vortragen. In der Vorrede klagt der Vf., die Nachrichten von den mehresten katholischen versitäten und Lehranstalten sehr dürftig ausfallen en, weil in diesen Ländern nicht die Publicität sche, wie bey den Protestanten, wenigstens die eigtheit zur Unterstützung eben nicht gross ist. *Beförderungen, Belohnungen, Ehrenbezeugungen signationen unter den deutschen Rechtsgelehrten* nach alphabetischer Ordnung der Orte, wo die Veränderungen etc. vorgegangen. V. *Juristischer Necrolog.* — Enthält nicht bloss eine Anzeige des Ablebens, sondern zugleich eine möglichst vollständige Biographie, nebst Anzeige der Schriften des Verstorbenen, wobey zugleich so viel möglich die Journale, wo mehrere Nachricht davon zu finden, angegeben sind; auch führt der Vf. die Quellen, woraus er seine Nachrichten geschöpft hat, an, und verweist auf selbige. Manche Biographien sind ziemlich kurz, weil es Hn. K. an Nachrichten fehlte; andre aber auch sehr vollständig, besonders die von Jugler. Bey Daries und Nettelbladt führt er nur die Hauptdata und einige der vorzüglichsten Schriften an, und verweist übrigens auf andre Biographen, weil, er sich dieses bey Männern, die in der gelehrten Welt nur zu bekannt sind, zum Gesetz gemacht habe. Dies kann Rec. nicht billigen. Je bedeutender der Mann war, desto begieriger ist jeder Leser auf dessen Lebensgeschichte, und nicht jeder, am wenigsten der angehende Juriste, welchem der Vf. vorzüglich die Biographieen im Necrolog widmet, hat Gelegenheit andere nachzulesen. Dies hat der Vf. auch in der Vorrede zum 4ten Jahrgang selbst eingestanden.

Der zweyte Jahrgang aufs J. 1793 begreift zugleich das J. 1792. Zu der Uebersicht der Literatur kömmt hier ein Nachtrag von dem J. 1791 hinzu, wodurch die Literatur gewiss viel gewinnt. *Das alphabetische Verzeichniss der Rechtsgelehrten* begreift die Buchstaben M — Z. Ueberdem ist ein Nachtrag zum vorigen hinzugekommen. Auch den Necrolog von diesen beiden Jahren begleitet wieder ein Nachtrag zu 1791.

Im dritten Jahrgange von 1794 sind in dem *Verzeichnisse der jetzt lebenden Rechtslehrer auf Universitäten* etc. bey einigen Universitäten, als Greifswalde, Jena, Leipzig, Rostock, die Vorlesungen, so jeder auf beide halbe Jahre angekündigt, nach den Lectionscatalogen angegeben. Der Vf. klagt in der Vorrede, dass er in diesem Punkte zu wenig mit Nachrichten unterstützt worden, und wünscht zugleich Anzeigen, welche Collegia zu Stande gekommen oder nicht, weil sich hieraus die Cultur und der Geschmack der Studierenden beurtheilen lassen. VII. *Oertliches Verzeichniss der jetztlebenden deutschen Rechtsgelehrten.* IX. *Jetzt lebende Rechtslehrer ausländischer Universitäten*, Ist ein Auszug aus Hn. Prof. *Reuss* Bruchstücken zur Geschichte ausländischer Universitäten in *Meusels* Magazin 7 u. 8. St. Der Vf. macht Hoffnung künftig mehrere und neuere Nachrichten zu liefern.

X. *Englands jetzt lebende juristische Schriftsteller, erste Hälfte A — L.* Ebenfalls nach Reuss, doch sind noch einige neuere den Vf. bekannt gewordene Gelehrte und Schriften beygefügt, er entschuldigt sich aber dabey, dass er in Rostock zu wenig Gelegenheit habe, davon Kenntniss zu erlangen.

Im 4ten Jahrgange von 1794 sind die vorigen Rubriken fortgesetzt, das örtliche Verzeichniss aber ist weggeblieben. Neu sind hinzugekommen: VIII. *Erwiederung des Prof. Posse in Rostock auf die ihm von Hn. Oberhofgerichtsassessor und Prof. Biener in Leipzig wegen seiner Abhandlung: Ueber das Staatseigenthum etc. gemachten Beschuldigungen und Einwendungen.* Hr. P. hatte in der angezogenen Abhandlung des Hn. B. in *tract. de natura et indole dominii in territoriis Germaniae*, geäusserte Meynung von Staatseigenthum bestritten; Hr. B. hatte dagegen in P. II. *Commentarii de origine et progressu L. L. Germ.* S. 211. Hn. P. nicht sowohl widerlegt, als vielmehr in etwas hartem Tone beschuldigt, dass er ihn persifliren wollen und ihm falsche Meynungen angedichtet habe, dagegen vertheidigt sich letzterer eben so gründlich als bescheiden. IX. *Geschichte der Schicksale der von Hn. Prof. Wedekind zu Heidelberg 1793 herausgegebenen Einladungsschrift, von dem besondern Interesse des Natur- und allgemeinen Staatsrechts, durch die Vorfälle neuerer Zeiten veranlasst.* Hr. W. hatte die angezeigte Schrift zum Antritt seiner Professur geschrieben. Sie that im Publico eine entgegengesetzte Wirkung. Der aufgeklärte Theil schenkt ihn vollen Beyfall; die Söhne der Finsterniss aber, die für Geistessklaverey und Aberglauben kämpften, Mönche, Exjesuiten u. a. glaubten eine Menge politischer und religiöser Ketzereyen darin zu finden, und brachten es endlich dahin, dass die Schrift verboten und der Vf. bedeutet ward, sich künftig in Vorlesungen und Schriften aller bedenklichen Grundsätze, die Religion, den Regenten und den Staat betreffend, zu enthalten; auch erwarte man eine umgearbeitete und verbesserte Ausgabe der erwähnten Schrift. Diese ist aber nicht erfolgt. Die Geschichte liest sich sehr angenehm, erregt aber kein günstiges Urtheil für die Universität Heidelberg. XIII. *Alphabetisches Verzeichniss der vorhandenen Bildnisse jetzt lebender, deutscher juristischer Schriftsteller.* Da der Herausgeber selbst um Ersparung des Raums bekümmert ist, so wird es ihm nicht zuwider seyn, hier einige Vorschläge zu erhalten. Er lasse alle unbekannte Todesfälle weg, reinige die Biographien von allen geringfügigen und niemand interessirenden Thatsachen, nehme und nicht Aufsätze auf, wie die im 4ten Jahrgange Nr. VIII und IX. die, wenn sie auch sonst ganz lesenswerth seyn mögen, doch in einen solchen Allmanach nicht gehören.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Crusius: *C. P. Laurop, über die Forstwirthschaft, besonders über Erhaltung, Abtrieb und Wiederanbau der Wälder.* 470 S. gr. 8. 1 Kupf. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nach dem Plan des Vf. soll dieses Buch für Forstbediente, die in ihrem Fache noch weit zurück sind, und für Anfänger überhaupt bestimmt seyn. Für jene soll es über den wichtigsten Theil, ein ihren Kenntnissen angemessenes Handbuch abgeben; diesen aber eine zusammenhängende Uebersicht eines Theils der Forstwissenschaft verschaffen, damit sie alsdann mit mehrern Nutzen das Ganze in vorzüglichen Werken studieren und bey der Ausübung im Walde selbst vergleichen können. Er beginnt demnach den ersten Abschnitt mit einer kurzen Geschichte der verschiedenen Systeme der Forstwissenschaft, und zählt dabey unter die ältern Methoden die Plänterwirthschaft, unter die mittlern den in der Mitte dieses Jahrhunderts entstandenen kahlen Abtrieb, und unter die neuern die periodischen Durchforstungen.

Doch will vermuthlich Hr. L. dieses mit Ausnahmen verstanden haben! Denn z. E. in der Gegend des Rec. war wenigstens seit 300 Jahren die Plänterwirthschaft nie eingeführt, welches die gutbestandenen Schachte und die bey derselben befolgte Schlagordnung beweisen.

Nur etwa seit 25 Jahren fing man an einigen Orten zu plänteren an, wozu unstreitig der seither immer mehr steigende Luxus und Preis der Lebensmittel, und der immer zunehmende Verfall der Haushaltungen die nächste Veranlassung mögen gegeben haben: und wirklich giebt es auch kein Verfahren, bey welchem ein Forstmann, der gerne mehr Aufwand macht, als sein rechtliches Einkommen erträgt, sein Wesen länger und sicherer treiben kann, als das Pläntern.

Auch der Lichtschlag, von welchem Hr. L. S. 26. spricht, war schon hin und wieder in Ostfranken eingeführt, ehe man noch in Schriften etwas davon las, und zwar mit dem glücklichsten Erfolg; nur muss der Boden nicht verraset seyn, wenn die natürliche Besämung gehörig vor sich gehen soll; und das Ausziehen der Stöcke nach dem Abtrieb des Schachts, macht eine mühsame Pflanzung nothwendig, wenn diese nicht im Boden bleiben dürfen.

In dem 2ten Abschnitt behandelt Hr. L. die Erhaltung der Wälder, wobey die Bestimmungen, auf welchen eine gute Forstwirthschaft beruhet, und die Hindernisse welche derselben im Wege stehen, auf eine sehr deutliche, zweckmässige und wirklich musterhafte Art angeführt und zusammengestellt werden.

Dabey bemerkt Rec. dass die Schlagfähigkeit des Baumholzes, in soferne nur von Brennholz die Rede ist, und nicht bestimmte Umstände eintreten, immer eine Function der möglichsten Nutzung des Bodens, und seiner grössten Wärme sey. Auch wäre zu wünschen gewesen, dass Hr. L. über den §. 149. in welchem von dem Hieb an der Bergwand beym Nadelholz die Rede ist, sich in ein etwas näheres Detail eingelassen hätte; weil gerade hier die grössten Fehler begangen werden können, und bisher der Erfahrung zufolge begangen worden sind.

Das Verfahren bey Abtreibung des letzten Schlags im Fichtenholz, welcher den Mantel mitnimmt, um diesen gehörig und mit den wenigsten Kosten zu ergänzen, hätte ebenfalls §. 150. angeführt zu werden verdient, weil sogar oft dabey Fehler vorfallen. Eben so ist es nicht allemal räthlich im Fichtenholz zwischen zweyen abzutreibender Schlägen, einen Schlag bis zum nächsten Saamenjahr überzuhalten; weil der Wind nach localen Verhältnissen öfters sich jenes Schlags bemächtigen könnte. Rec. vermeidet deswegen solche Fälle bey Bestimmung der Schlagordnung, und führt, wo möglich, gerne den Hieb auf 5 — 6 Schlägen, die sich immer an das gespannte Holz anreihen.

Uebrigens stimmt Rec. ganz mit dem überein was Hr. *L.* von dem Anbau der fremden Holzarten anführt; als worinn auch in seiner Gegend die Erfahrung lehrt, dass solche Bäume in der Pflanzschule öfters gedeihen, als in den Wald versetzte, aber oft kaum so viel abwerfen, als der baare Werth der Auslagerungen für die Pflanzschule wirklich ist. Selbst die so sehr gepriesene Acacie will eigen behandelt seyn, wenn man sie im Wald fortbringen will: sie gedeiht selten in ganzen Schachten, und muss mehr als ein sporadisches Geschlecht gezogen werden.

Sehr gut sind ferner die Hindernisse einer guten Forstwirthschaft S. 127 — 232. zusammengestellt; unter welche Rec. auch die so vieler Orten eingeführte, verderbliche sogenannte Bruckriegelwege oder ...ren zählt.

Der dritte und letzte Abschnitt dieses sehr brauchbaren Buchs ist der weitläuftigste; er enthält 8 Kapitel, in welchen der Abtrieb und der Wieder-Anbau der Wälder im Ganzen genommen sehr gründlich abgehandelt wird. Nur bey der Urbarmachung des Bodens §. 273. hätte Hr. *L.* etwas mehr sagen, und so noch das Verfahren anführen mögen, das man einschlägt, wenn z. B. der Boden mit Sandgewächsen, sonderlich mit Pfriemschroten, oder an feuchten Plätzen mit Saargras bestockt ist; welcher Boden überhaupt, und unter solchen Umständen erst durch vorangehenden Bau der Hülsenfrüchte zur Holzsaat sich qualificire, und in welchen Fällen die Aussaat des Laubholzsaamens zugleich mit dem Nadelholzsaamen, ein vorzügliches Gedeihen des letztern verspreche, überhaupt was in dergleichen Fällen die Holzsaat bey verschiedenem Boden, Lage und Klima eigenes habe.

Solche Bemerkungen würden die lobenswürdige Kürze des Vf. nicht aufheben, und doch für das Personale, für welches er schreibt, äusserst nützlich gewesen seyn.

Der Vorschlag, Birken auf buchenen Schachten zur Zwischennutzung zu ziehen, möchte nur in sehr gelichteten Schachten anwendbar seyn, und es ...n sich ein um so besseres Gedeihen der Birken versprechen, je mehr die Buchen bereits in den Boden gegriffen haben, und als solche die Säfte an der Oberfläche des Bodens nicht mehr so stark aussaugen.

Sehr gut sind ferner die Vorschläge zum Wiederanbau solcher Walder, welche durch Unglück und widrige Zufälle gelitten haben, so wie überhaupt Hn. L. das Lob gebührt, in diesem Buche die vorzüglichsten praktischen und theoretischen Regeln der Forstkunde in sehr guter Ordnung zusammengestellt, und sich dadurch das Publicum, für welches er schrieb, sehr verbindlich gemacht zu haben.

Stuttgardt, b. Erhard u. Löfflund: *Franz Sales Schilcher, über die zweckmässigste Methode den Ertrag der Waldungen zu bestimmen.* VIII Tafeln 1796. 128 S. kl. 8. (12 gr.)

Diese Abhandlung, welche mehr Räsonnement über den vorliegenden Gegenstand, als wirkliche Anweisung zu Ausübung desselben enthält, zerfällt nach dem Plan des Vf. in 3 Abschnitte.

In dem ersten erklärt sich Hr. *S.* ganz für die Schlagtheilung, welche er der Taxation vorzieht, und giebt die Gründe an, die ihn zu dieser Behauptung vermögen. Ihm kommt nämlich die Taxation zu unsicher vor, als dass man auf dieselbe den Etat einer Waldung gründen könnte, weil die hiebey unvermeidlichen Fehler sich öfters sehr hoch belaufen könnten, wodurch also der jährliche gleich grosse Abtrieb sehr unsicher wird. Nach seiner Meynung müssten nicht nur sämmtliche mit einer gegebenen Holzart bestockte Reviere eines Forstes in einen Turnum zusammengezogen, sondern auch jede durch ihren Boden und Bestand sich von den übrigen unterscheidende Abtheilung separat durch den Turnum getheilt werden, wenn so viel möglich ist, die jährliche Ausbeute der Schläge sich gleich bleiben, und diese Forstnutzung in die Länge fortdauern sollte. Doch sollen die Schläge nicht wirklich ein für allemal abgesteckt, sondern nach Beschaffenheit der Umstände, jährlich in dem Wald von der bestimmten Grösse, jederzeit erst abgesteckt werden, wobey also in mehrere Abtheilungen der Hieb gelegt, und so viel möglich ein sich gleichbleibender Ertrag erzielt wird.

Hr. *S.* vertheidigt ferner diese Eintheilung gegen alle Einwürfe die sich dagegen machen lassen, und Rec., der diese auf der Schlagtheilung und auf der forstlichen Taxation beruhenden Eintheilungen schon seit einigen Jahren her ausgeübt hat, ist mit ihm ganz einverstanden; doch muss er gestehen, dass auch bey der gewöhnlichen Schlagtheilung, wobey der Wald in Beziehung auf die Beschaffenheit des Bodens und seine Holzarten, in Schläge wirklich abgemarkt ist, dennoch auch bey einem aus seinem Geleise gekommenen Wald, ein jährlicher sich möglichst gleichbleibender Ertrag erzielt werden könne. Rec. führt nämlich in solchen Fällen den Hieb in mehrern ungleich bestandenen Schlägen mit der nöthigen Auswahl, und zieht deswegen immer solche zusammen, die nach vorgenommener Taxation, so viel möglich, gleiche Ausbeuten versprechen; wobey ihm also die ausgemarkten Schläge als Inhaltpunkte, bey Beurtheilung des Terrains, das in einer verflossenen Zeit bereits abgesteckt worden ist, sehr zu gute kommen.

In dem 2ten Abschnitt handelt Hr. *S.* die Taxation selbst und die Verrichtungen des Taxators ab. Er ist dabey für die Abstockung der langen, den Wald rechtwinklicht durchkreuzenden, so viel möglich mit einander parrallelen Diagonalen gestimmt, wodurch der Wald in Form einer Landkarte in lauter Vierecke wirklich abgetheilt und ausgepflockt wird. Ob nun wohl Rec. gegen diese an mehrern Orten ausgeführte Theorie nichts einzuwenden hat, und das bequeme derselben ganz kennt, so muss er doch gestehen, dass diese Methode äusserst zeitsplitternd, deswegen auch kostbar, und mit unter dem Walde selbst wegen der vielen durchzuhauenden Diagonalen schädlich sey: er nimmt deswegen bey solchen Geschäften nur so viel Diagonalen als gerade zu Verification der Messung unumgänglich nothwendig sind, und bindet mit diesen die Reviere unmittelbar an, wie sie sich im Walde selbst nach ihren unwandelbaren Merkmalen und Unterscheidungszeichen darstellen.

Das Formular des Taxationsberichts S. 95. ist sehr zweckmäsig, so wie auch die in dem dritten Abschnitte vorkommenden Formulare und Tabellen der Sache ganz angemessen und leicht zu übersehen sind.

Berlin, in Comm. b. Hartmann: *Lehrreiches landwirthschaftliches Wörterbuch*, oder *Sammlung der bewährtesten Mittel wider mancherley Uebel, die den Landmann in vielen Theilen seiner Wirthschaft und besonders in der Viehzucht treffen.* Auch für andere, die keine Landwirthe sind, brauchbar. In alphabetischer Ordnung herausgegeben von *J. G. F. Belz.* Auf Kosten des Verfassers. 1797. 214 S. 8. (12 gr.)

Wenn Hr. B. wirklich nur die *bewährtesten* Mittel in seine Sammlung aufgenommen hätte, so müssten ihm die Oekonomen, auch bey gänzlichem Mangel an Vollständigkeit, den man, weil er nur wider *mancherley* Uebel Mittel verspricht, nicht rügen darf, immer verbunden seyn. Dass aber nicht die bewährtesten Mittel, wie doch in der Vorrede versichert wird, hier aufgenommen sind: davon mögen, unter so vielen, nur einige nicht mühsam aufgesuchte Rathschläge zeugen: S. 3. nr. 3. „Eines der „sichersten Mittel ist, wenn diese Thiere (Ackerschne„cken) sich auf den Aeckern zeigen, dass man, so„bald als möglich, und ehe sie sich weiter ausbreiten, „einen Graben umherziehen lasse, in welchen sie bey „weiterm Fortkriechen alle hineinfallen, und nicht „wieder heraus können!“ S. 56. nr. 3. „Man kann „auch die Fliegen in die Luft sprengen. Man streut „auf einen Tisch oder ein Bret Pulver in einen run„den Fleck, und macht mit dem Pulver von dem „Fleck aus eine etwas lange schmale Linie; das Pul„ver, von welchem die Linie ausgeht, überstreuet „man mit feinem Zucker, und wenn sich eine hinläng„liche Menge Fliegen dabey versammelt hat, zündet „man das Pulver am Ende der Linie (wohlzubemer„ken) *heimlich* an.“ S. 134. „Man sagt,“ (ey wie ganz bewährt?) „dass abgeschälte Stäbe von frischen Flie„derbäumen in das Mehl gelegt, durch ihren Geruch „die Milben abhielten.“ Woher nun immer frische Stäbe? welch wohlschmeckendes Brod würde dann von solchem Mehle wohl zu erwarten seyn? Nach S. 146. nr. 1. Soll man über ein Rübsaamenstück durch zwey Personen Abends und Morgens ein langes Seil herziehen lassen, damit die Raupen abgestreift werden, an die Erde fallen und des Nachts an der feuchten Erde erfrieren müssten: S. 156. n. 7. ist gegen die Baumraupen ein ganz sympathetisches; ganz auf den Rupertustag beschränktes Mittel mit äusserster Genauigkeit gelehrt; und mehrere lächerliche Vorschläge folgen diesem nach; in S. 184. wird Unterricht ertheilt, wie Schwaben durch Kälte sammt ihren Eyern gänzlich vernichtet werden können, und dieses also, dass nothwendig die Bewohner solcher Häuser etliche Tage eher erfrieren müssen, ehe die Schwaben auf eine so schreckliche Weise schlechterdings ums Leben kommen. Ohne weiter ein Wort hinzuzusetzen, werden wir durch die blosse Anzeige solcher Mittel hinlänglich bewährt haben, wie wenig sie den Namen der bewährten verdienen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Heilbronn*, b. Clasz: *Medicinische Vernunftlehre.* Aus dem italienischen des *Alessandro Caccia* in Cremona, übersetzt von *F. A. Weber*, Bürger und Stadtarzt der Reichsstadt Heilbronn. 1796. 2 Bog. — Die Idee einer medicinischen Vernunftlehre ist fast ohne Sinn. Bemerkungen über das Verfahren des Arztes bey Gründung und Ausübung seiner Wissenschaft werden sich nie zu einer Vernunftlehre eignen und die Auseinandersetzung der Begriffe von Beobachtung, Erfahrung, Gewissheit, Urtheilskraft u. s. w. werden nie etwas medicinisches enthalten dürfen, so fruchtbarer Gebrauch sich auch von ihnen in der Medicin machen lässt. Was hier in einer Uebersetzung und auf 22 S. gegeben werden soll, haben wir unendlich besser in Zimmermanns Werke über die Erfahrung in der Arzneykunst. Evidenz und Gewissheit werden sorgfältig von einander getrennt und von der Zeugschaft besonders gehandelt, das soll heissen, von der Glaubwürdigkeit der Zeugnisse.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. August 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

STRASBURG, b. Grünefeld: *Friedrich Schillers Geisterseher.* Aus den Memoires des Grafen von O**. Von X** Y*** Z*. 1796. *Zweyter Theil.* 340 S. *Dritter Theil.* 326 S. 8.

Ein fremder Mahler (um bey dem Gleichnisse zu bleiben, womit der Vf. sich bey dem Publicum eingeführt hat) *endiget* hier das unvollendete Werk eines grofsen Künstlers. „Kühn und grofs war sein Unternehmen;" ob auch „seinem Geist und seinen Kräften angemessen," das ist eine andre Frage. Uns scheint, als habe „sein grofser Vorgänger" nur so lange „seinen Pinsel belebt," bis die Farben verbraucht waren, welche etwa auf der zurückgebliebnen Pallette noch gemischt da standen. Die Ausführung wird schwächer mit jedem neuen Pinselstriche; am schwächsten in der Geschichte des Armeniers, und in der Schilderung der Rückkehr des Prinzen von seinen Verirrungen. Die erste ist im gräfslichen Stil solcher Legenden, wo die Sünder vom Teufel geholt werden; und die letzte völlig in das Gemeine hineingearbeitet. Der Gedanke, die Kinderjahre des Armeniers in ein chemisches Laboratorium zu versetzen, ist nicht übel. Aber wenn er schon „in seinem zehnten Jahre einem seiner Mitschüler mit kaltem Blut den Dolch ins Herz stöfst, weil er seinetwegen einen Verweis vom Lehrer erhalten, und den Leichnam in die Tiber wirft, ohne dafs jemals jemand seine That erfährt," (Th. III, S. 70) so ist dieser Zug wie verschiedne andre ganz aus Einem Stück mit dem schrecklichen Ende des Verbrechers, wo „grofse Maden ihm in einer Kopfwunde wachsen, und das Gehirn langsam verzehren, das sonst so voll von Bosheit war," nebst noch mehreren Schrecklichkeiten dieser Art, die wir uns scheuen auszuzeichnen; denn (nach den Worten unsers Erzählers, da er sich enthält die Flüche hinzuschreiben, womit der Armenier aus dem Leben schied) „wir fürchten das Papier damit zu entweihn, und dich, o Leser! zu sehr damit zu erschüttern." Das eigentliche Ziel des Armeniers erscheint immer nur schwankend; er hat nach Th. III. S. 172 selbst nicht gewufst, welches Reich er zum Gegenstand seiner Herrschsucht wählen sollte, und beschliefst es auf einen günstigen Augenblick ankommen zu lassen. So wird auch der Plan der Hauptintrigue nicht ganz ins klare gebracht. Der Armenier will „Venedig stürzen und auf dessen Ruinen seinen Herrscherthron errichten." Die Räthsel werden gelöset, womit der Prinz umstrickt ward, um ihn zum Morde seines Oheims zu verleiten; aber über die Verbindung zwischen diesen beiden Begebenheiten drückt sich der Armenier so aus: (Th. III, S. 228) „Prinz, ich fühle es selbst, wie schlecht ich, der ich immer ausführte und Unmöglichkeiten zur Wirklichkeit schuf, mich dazu schicke, einen meiner Pläne einem andern deutlich und begreiflich zu machen."

Wie man es von dem Arbeiter erwarten konnte, der die angelegte Maschinerie des Meisters in Bewegung zu setzen unternimmt, ist diese mit Hebeln überhäuft worden: so schiebt z. B. der Freund des Prinzen, Graf O., einen Freund, und dieser wieder einen Freund ein, um gegen die Kabale zu wirken. Die Menge der Erscheinungen und die Unnützlichkeit derselben hätten einem Mann wie dem Prinzen fast die Augen öffnen müssen; man sieht daraus, dafs er sich so ganz von ihnen betäuben läfst, und aus dem Gehalt der Räsonnemens, die er in diesen Bänden führt und mit sich führen läfst, wie sehr er durch die ersten Erschütterungen an seinem Verstande gelitten haben mufs. Seine letzte Bekehrung erinnert an die Bekehrungsgeschichte von Struensee. Hart drücken ihn seine Verbrechen; er bricht in die Worte aus: „Kann es aus meinem Gedächtnisse je verlöschen, was ich that? — Wird, ja *kann* es Gott ungeschehn machen? Verlohren ist für mich jeder Trost, jede Hoffnung." Der Freund antwortet: „Soll ich Sie an jene erhabnen, für Sie so tröstenden Worte der Schrift erinnern: „über Einen Sünder u. s. w.". Darauf „wird der Prinz nachdenkend," und „beym nächsten Besuch findet ihn der Freund weit ruhiger, das neue Testament liegt vor ihm aufgeschlagen, das er ihm auf sein Verlangen hat verschaffen müssen." Von der Weise des *Vfs.* zu philosophiren, mag folgende Betrachtung ein Beyspiel abgeben: Th. III, S. 160. „Traue nie deiner Vernunft zu viel! — „Nimm sie nicht für den untrüglichen Maafsstab alles dessen, was über deiner Sphäre ist. Ach lerne diefs aus dem Beyspiel des unglücklichen Prinzen — Er war so gut, und wurde durch einen unleidlichen Stolz auf seine Vernunft, und durch das unumschränkte Vertrauen auf seine Kräfte so elend u. s. w." Der Prinz verschliefst sich endlich mit seiner reuigen und geläuterten Seele in die Einsamkeit, und bald darauf von einem wohlthätigen Blitzstrahl getroffen — ist er nicht mehr. So wenig der *Vf.* uns ersetzt hat, was wir an der Vollendung des ächten Geistersehers entbehren, so hätte sie dennoch in unfähigere Hände fallen können: es gebricht ihm augenscheinlich mehr an Philosophie als an Einbildungskraft und Darstellungsgabe.

Berlin, b. Maurer: *Vermischte Schriften, von Gotthelf Wilhelm Christoph Starke. Erste Sammlung.* Gedichte und Reden. 1796. 8. VI u. 204 S. (14 gr.)

Auch unter dem Titel:

Vermischte Aufsätze für Freunde ernster Unterhaltung.

Eben die Wärme menschenfreundlicher Gesinnungen, welche dem achtungswürdigen Vf. seine häuslichen Gemälde eingegeben hat, wird man in der vorliegenden Sammlung wieder erkennen und lieb gewinnen. Gleich die drey Stücke, womit sie nach einer Anrufung der Dichtkunst anhebt: *Gefühl der Menschheit, Hoffnung der Menschheit*, und *Freuden der Menschheit*, sind durch und durch davon beseelt. Allein nicht jeder auch noch so hinreissende Erguss eines lebhaften Gefühls ist poetisch, und so fehlt auch allen dreyen noch etwas, um eigentliche Gedichte zu seyn. Weit mehr fühlt man sich bey dem folgenden Stücke, *der Quell der Erinnerung*, aus den Gränzen der Wirklichkeit in das Gebiet der idealisirenden Phantasie versetzt. Dante's schöne Dichtung von zwey Quellen im Paradiese, deren eine alle begangnen Fehltritte in Vergessenheit versenkt, die andre eine erhöhte Erinnerung alles vollbrachten und genossenen Guten giebt, ist dabey benutzt worden. Die Seele trinkt aus der letzten und

Alles Erdendunkel weicht
Bey des neuen Daseyns Feyer,
Alles Erdendunkel däucht
Psychen nun ein Blumenschleyer,
Den der treuen Mutter Hand
Um des Kindes Wiege wand,
Dass es, ungestört vom Lichte,
Süsser seine Träume dichte.

Psyche ruht am kühlen Quell,
Holde Genien erscheinen
Buntbeschwinget, leicht und hell,
Aus des Quelles Blüthenhaynen.
Ha! der Erdenfreuden Schaar
Schwebt mit neu bekränztem Haar,
In des Morgens rothem Glanze,
Um sie her im Ringeltanze. u. s. w.

Diese Probe würde schon hinreichen, unsre Leser mit dem milden und reinen Ausdruck, mit der gefälligen Leichtigkeit der harmonischen Verse des Vf's, welche letztere man mit umfassenderen Talenten nicht immer so gepaart findet, bekannt zu machen; doch können wir uns nicht enthalten, ein Sonett von ihm *an die Dichtkunst* herzusetzen, weil er die seinige darin so wahr und liebenswürdig charakterisirt:

Selig, wer im lichten Morgenstrahle
Deiner Höh das Leben übersieht!
Selig, wer bey deinem Göttermahle,
Zauberinn, von Himmelsfeuer glüht!

Wonn' entströmet deiner Zauberschale
Weit umher; wohin du sprengest, blüht
Sanft verschönernd manche Blum' im Thale,
Wo des Lebens Arbeit ernst sich müht.

Arbeit, Göttinn, beugt auch meinen Rücken,
Darum streb' ich nicht nach deinen Höhn,
Froh bereit, im stillen Thal zu gehn.

Lass nur da mich manches Blümchen pflücken,
Deine Freundinn friedevoll und schön,
Stille Tugend anspruchlos zu schmücken.

Der Vf. ist überhaupt glücklich in dieser Dichtart; es ist ihm gelungen, einige Sonette von Petrarca und das bekannte von Filicaja *la providenza* wohlklingend und zwanglos nachzubilden. Das vorzüglichste Stück der ganzen Sammlung scheint uns die *Sehnsucht nach Reisen*, ein durchaus schönes, edles und rührendes Gedicht, das in jedem Leser von Gefühl den theilnehmenden Wunsch erregen muss, dass sich eine so zarte reine Empfänglichkeit unter günstigeren Umständen und in der Betrachtung grosser Gegenstände der Natur und Kunst entwickelt haben möchte.

Einige eingemischte Kirchenlieder dürfen nicht als Kunstwerke, sondern nur als der Erbauung gewidmet beurtheilt werden. Sie sind gut, wenn sie diesem Zwecke entsprechen; und sie werden es wegen der Wahrheit des darin redenden Gefühls, besonders des regen Bedürfnisses der Unsterblichkeit, die dem Vf. eine der leitenden Hauptideen ist, und ihn auch in den drey Reden: *Ueber das Fortschreiten der Menschheit zu höherer Vollkommenheit; Ueber Nährung und Verhütung der Todesfurcht durch Erziehung* und *über die Unsterblichkeit der Seele*; immer wiederkehrend begeistert. Man verlangt in solchen bey öffentlichen Gelegenheiten gehaltnen Vorträgen keine wissenschaftliche Gründlichkeit; doch scheint uns selbst bey dieser Rücksicht, die *Vertheidigung der schönen Wissenschaften* in der ersten Rede mit allzu schwacher Hand geführt. Es muss befremden, hier den alten Sprachgebrauch „von *untern Seelenkräften*, mit deren Ausbildung *die schönen Wissenschaften* (ein völlig unschicklicher Ausdruck, den man gar nicht mehr gebrauchen sollte) sich ausschliessend beschäftigen sollen," herrschend zu finden. So wenig man mit der Kunstlehre bis jetzt noch ins Klare gekommen ist, so ist es doch ausgemacht, dass, wie schöne Kunstwerke nur aus dem innigsten Bunde der Vernunft und der Einbildungskraft hervorgehen, sie auch das Höchste, was im Menschen ist, in Anspruch nehmen, und dass der Gipfel der Bildung nur durch die, alle Kräfte harmonisch vereinigenden, Zauber der Kunst erreicht wird. Soll der Ausdruck *untere Seelenkräfte* schicklich gebraucht werden, so kann man nichts anders darunter verstehen als die Sinnlichkeit. Der Vf. rechnet aber S. 114 die Empfindungen, den Witz und die Einbildungskraft dazu. Wie kann man nun den Witz vom Verstande, und die Empfindung, welche hier gemeynt ist, von den sittlichen Anlagen, (nach demselben Sprachgebrauche) von den obern Seelenkräften trennen? — In der letzten Rede über *die Unsterblichkeit* ist mehr Rücksicht auf die Re-

der neueren Philosophie genommen, die den Glauben daran als ein Postulat der Sittlichkeit aufstellt. Was die Schreibart dieser Reden betrifft, so scheint der Vf. das Wesen des rednerischen Vortrags zu sehr in lange verschlungene Perioden und in die emphatische Wiederholung gewisser Wendungen zu setzen, wodurch der sonst blühende Reichthum seines Ausdrucks nicht selten in das Einförmige verfällt.

1) LEIPZIG, b. Supprian: *Enthüllte Geistergeschichten zur Belehrung und Unterhaltung für Jedermann.* Ein Pendant zu Schillers Geisterseher. 1797. 246 S. 8. (16 gr.)

2) LÜBECK u. LEIPZIG, b. Bohn: *Der Wunderbare*, von *Karl Rechlin.* Mit einem Titelkupfer. 1797. 275 S. 8. (1 Rthlr)

Es ist wahrscheinlich, dass der Vf. von Nr. 1. mit dem letzten Zusatz auf dem Titel weiter keine anlassliche Absicht gehabt hat, oder ihn etwa nur so verstanden haben will: Pendant zu Schillers Geisterseher von *X. Y. Z.* Er bliebe immer auch in so fern noch unschicklich, und könnte nur auf den Stoff im allgemeinen bezogen werden, da hier nicht der mindeste Anspruch auf philosophische Zwecke und Ausführung gemacht wird. Der einzige Zweck ist die Unterhaltung: Beschäftigung einer willigen Phantasie in der müssigen Stunde. Es geht alles so kraus und bunt durcheinander, und in einem so raschen Vortrage der Erzählung, (worin der Vf. glücklicher ist als in den vorkommenden Dialogen) dass jenes leicht erreicht werden mag. Die Auflösung ist freylich abentheuerlich und unbegreiflich wie die Abentheuer selbst; aber wenn man die Neugier nur reizt, so fragt sie oft nicht darnach, auch vollständig befriedigt zu werden. Zu den beiden hier mitgetheilten Geschichten ist die Idee, so viel wir uns erinnern aus *Fritz Wanderers Wanderreise* genommen: allein die Aehnlichkeit des Stils und Machwerks mit der ersten läst vermuthen, dass der Vf. nur sich selbst ausgeschrieben hat.

Nr. 2 hingegen ist wirklich ein Studium nach Schillers Geisterseher. Es wird dem Publicum als das Product eines jungen Mannes übergeben, „der mitten im Lenz seiner Jahre von seinen schriftstellerischen Arbeiten, und allen schönen Hoffnungen, die für die Zukunft reifen sollten, durch einen frühen Tod dahin gerissen wurde.“ In der Art, womit er sein Vorbild wieder gegeben hat, ist allerdings eine sehr jugendliche Anstrengung sichtbar. Wo er Effect hervorbringen will, fällt er ganz in das Manierirte; und man wird gewahr, dass seine Einbildungskraft selbst durch den Effect entzündet worden ist, den ein Meister auf ihn machte. In seiner sinnlichen Darstellung der Scenen, Tageszeiten und der äussern Erscheinung der Personen hat er sich besonders der Eleganz befleissigt. Der Gang der Geschichte ist aus der Episode, die der Sicilianer in Schillers Geisterseher erzählt, und der Hauptverwicklung desselben zusammengesetzt. Vorzüglich ist sie auf den Umstand gebaut, dass mehrere Betrüger sich derselben Werkzeuge bedienen um zu dem nämlichen Zwecke zu gelangen, also unter einander getäuscht werden und alle der ersten Triebfeder, der Habsucht der Kirche, in die Hand arbeiten, bis diese endlich von ihren Werkzeugen verrathen wird. Der Plan geht auf eine schöne reiche Gräfin, deren Geliebter abwesend ist. Ein treuloser Freund beider nimmt magische Künste zu Hülfe, um sie für sich zu gewinnen; ein Prinz stellt ihr nach, und die Kirche will sie zur Nonne machen, um ihre Güter zu sich zu nehmen. Geringere Täuschungen werden aufgedeckt, um den wichtigeren zur Folie zu dienen. Wie der Sicilianer bey Schiller wird scheinbar einer aufgeopfert, um einen andern Namenlosen desto hervorstechender geltend zu machen. Eine Geistererscheinung verschwindet wie dort vor einer andern; ja beyläufig kommt auch einmal der Umstand vor, dass sich jemand, um einen Beschwörer zu prüfen, den unvollendeten Auftrag eines Sterbenden will ergänzen lassen. Indessen ist bey allem diesem Aufwande nicht ein einziger wirklich spannender oder erschütternder Moment zum Vorschein gekommen. Weder die gewaltsamen Banditenbriefe, noch der psychologische und räsonnirende Theil des Werkes ersetzen diesen Mangel.

MÜNCHEN, b. Lentner: *Vollständige Anleitung zur deutschen Verskunst*, mit neuen praktischen Beyspielen, von *Johann Georg Prändl*, der Zeit öffentlichem Repetitor der Mathematik und Physik auf dem churfürstlichen Schulhause zu München. 1797. 247 S. 8.

Der Vf. fand, „bey seinen Unterweisungsstunden in den schönen Wissenschaften,“ die meisten deutschen Poetiken „zu ästhetisch“ behandelt, und da er der Meynung ist, „man solle den Musenzögling allererst mit dem Aussenwerke der Dichtkunst bekannt machen,“ damit er sich „unvermerkt an das Geleise der erfoderlichen Taktik gewöhne,“ schrieb er diese Abhandlung über die deutsche Verskunst, die an sich sehr kurz und nur durch eine Menge meistens vom Vf. selbst verfertigter Beyspiele zu einem Buche ausgedehnt ist. Was von Andern ist, wird sorgfältig angegeben. „Dass ich nie fremdes Gut für meine Arbeit auszugeben gewohnt bin,“ sagt Hr. Prändl, „erhellet, denke ich, sattsam aus den Vorreden zu meinen fünf mathematischen Werken und zu den Anfangsgründen der Landwirthschaft.“ Er wünschte, „das Vaterland möchte ihn auch in diesem Betrachte (als Dichter) als einen brauchbaren Mann kennen lernen.“ Dass er „seine Arbeiten selbst zum Muster aufgestellt,“ that er nicht „aus stolzer Anmaassung, sondern wie ein Schreibmeister den noch ungeübten Lehrlingen lieber eigenhändige Vorschriften als schönere Kupferstiche vorlegt. „Obgleich der innere Werth dieser meiner Muster,“ sagt Hr. P., „welches Geständniss ich natürlich gerne ablege, nicht an die deutschen Klassiker des *goldnen*, oder doch *wenigst* des *itzigen* silbernen Alters hinreichet; so mögen *selbe* doch immerhin als eine anpassende Nahrung für das schwache Jugendalter gel-

ten u. s. w." Bey den meisten sey das *Nonum prematur in annum* beobachtet worden. Rec. bescheidet sich zwar gern, dass ihm, da er nur in dem silbernen Zeitalter, und in einer Provinz lebt, wo man ein ganz andres Deutsch redet, als in Bayern, kein Urtheil zusteht: doch glaubt er, dass diese Gedichte durch das lange Liegen nichts gewinnen konnten. Vielleicht wären sie von grösserem Werthe gewesen, wenn man sie noch vor dem *göldenen Alter*, etwa vor hundert Jahren oder so, hätte bekannt machen können. Wir enthalten uns auch alles Urtheils über den theoretischen Theil, und lassen den Leser nur aus einigen Proben schliessen, in wie fern Hr. P. „in diesem Betracht ein brauchbarer Mann" sey. Von der begriffsmäsig bestimmten deutschen Sylbenzeit weiss er gar nichts, sondern giebt S. 5 das Gehör als den einzigen Richter über Kürze und Länge an. Klopstock wird S. 4 derb zurecht gewiesen, dass er *nicht nur allein Anapäste* am Anfange eines Verses annehme, sondern dass bey ihm *im Contexte* sogar Spondeen und Tribrachen (unerhörte Frechheit!) Platz haben. Das Zeichen der Kürze sey (ᴗ). Nach den Regeln über reine und unreine Reime wird überall *entrathen* und *Schatten*, *ermahnte* und *Braunte;* u. s. w. gereimt. *Horaz*, *Merkur*, *Apoll*, *Orkan* werden als Trophäen scandirt. Wir finden Wörter wie *niessen* st. *geniessen*, *Schankung* und Verse wie folgende;

Wenn *selbes* (nämlich *das Zweig*) der Beschwerden *Dörner* —

Vom Hexameter wird die tröstliche Nachricht ertheilt: „Im *Lateine* soll der Hexameter *wenigst* ein Zäsur (Ruhepunct) haben: im Deutschen kümmert man sich nicht mehr darum;" die für Hrn. *P's.* eigne Hexameter allerdings authentisch ist. Aber *ohe! jam satis est.*

BERLIN, b. Unger: *Marie Aurore* Gräfin von *Königsmark.* Ein Originalgemälde von *C. D. Gloxin.* 1797. 274 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Sieg der Verführung über die Unschuld. Die Zeichnung ist richtig, die ganze Anlage verständig ersonnen. Die Aufgabe des Vfs war nach seinen eigenen Worten: zu zeigen, dass der schnelle Sieg eines Fürsten über Aurora nichts gegen ihre Unschuld und Tugend beweise. Er hat sie sich dadurch erleichtert, dass er Aurorens Unschuld und ihren Vollkommenheiten wenig Festigkeit und überhaupt wenig Eigenschaften des Geistes zugesellte, welche auch nur einem solchen Liebhab..., der einzig das blendende seines Standes und seines Aeussern für sich hatte, den Sieg erschweren konnten; aber eben dadurch hat er sie nach ihrem eigentlicheren Sinne gelöset. Sie ging mehr dahin, darzustellen, wie leicht selbst die allgemein anerkannte und bewunderte Unschuld und Tugend in jene Schlingen fallen, als wie schwer der Kampf von beiden Seiten werden kann. In diesem Sinne hat er Auroren nur die flacheren Züge gegeben, die man der Schönheit und Sittsamkeit im Bunde beyzulegen pflegt, und sie zwar verschwenderisch mit allen möglichen Talenten geschmückt, aber dafür fast ohne alle Individualität des Charakters gelassen. Wesen wie sie gewinnen im Glanze der Unbescholtenheit leicht die Liebe der umgebenden Welt, und werden, wenn dieser verbleicht, eben am ungerechtesten und bittersten beurtheilt. Nur *dagegen* wollte der Vf. Auroren in Schutz nehmen. Freylich, wer, nicht etwa schon durch den Ruf mit ihr bekannt, sich bloss an den eingeschränkteren Gesichtspunkt dieses Gemähldes hält; wird nicht so lebhaft Theil an ihr nehmen können; und in der That treten uns die beiden Schwestern durch ihre eigenthümlichen Physiognomien näher als sie selbst. Ja man möchte sagen, der Vf. habe dadurch das Interesse an Auroren zu heben gesucht, dass er ausserdem noch ein paar anziehende Figuren neben sie stellte. Es sind zwey Freunde und Liebhaber derselben: *Abbé le Sage*, ein junger Mann, der viel zu ihrer Bildung beygetragen, und im Stillen die edelste Leidenschaft für sie nährte, aber sich während des wichtigen Zeitpunctes abwesend befand; und Graf Fizthum vom Hofe Friedrich Augusts, der, von heftiger Liebe getrieben, sie retten will, doch den entscheidenden Augenblick herannahen sieht, ohne diess zu vermögen, und sich in eben der Stunde ums Leben bringt, wo er sie in den Armen des Kurfürsten weiss. Was man hier für den unglücklichen Liebhaber fühlt, geht auf sie selbst wieder über. Die schöne Freundschaft des le Sage tritt zuletzt sehr glücklich hervor, und endigt die Begebenheit mit einem rührenden Eindrucke. Er wird der wohlthätige Engel, der noch jenseits des Grabes her der verlassenen Aurora die Hand bietet. Dem Vf., dessen Schreibart rein und gebildet, obwohl nicht frey von trocknen und moralisirenden Stellen ist, gelang auch bey dieser Gelegenheit der Ausdruck vorzüglich.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Regensburg*, in der Montag- u. Weissischen Buchhandl.: *Entdeckung wichtiger, grösstentheils ökonomischer Vortheile für den Bürger und Landmann*, vorzüglich in den Pfalzbayerischen Staaten. 1796. 80 S. 8. (5 gr.) Wiewohl die hier angebotenen Vortheile nicht alle gleich wichtig und dem Bürger und Landmann auch zum Theil entbehrlich sind, z. E. S. 53—55 allerley Farbendinten zu machen u. dgl. so sind doch besonders die S. 1—37 gegebnen von gründlicher Einsicht zeugenden, und verständlich und angenehm vorgetragnen Bemerkungen über Gemeingeist in Städten und Dörfern, über Einrichtung einer guten Hauswirthschaft und eine wohlbestellte Landwirthschaft sehr zu empfehlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. August 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

AMSTERDAM, b. J. Allart: *De Brieven van den Apostel Paulus uit het Grieksch vertaald met Aanmerkingen door E. J. Greve. Eerste Deel, behelzende den Brief aan de Romeinen.* 1794. 310 S. gr. 8.

Der Verfasser, der auch in Deutschland durch seine *ultima capita Jobi* 1788 und die *vaticinia Nahumi et Habacuci* 1793 als ein sinnreicher und geschickter Interpret bekannt geworden ist, unternahm schon 1791 eine Bearbeitung der Briefe Pauli. Er gab damals eine Uebersetzung der Briefe an die Epheser, Colosser, des ersten Briefs an den Timotheus und des Briefs an den Philemon mit Anmerkungen begleitet heraus, und versprach in dem zweyten Theil den Brief an die Römer nebst einer Abhandlung über die Natur Christi folgen zu lassen. Nun hat er aber seinen Plan geändert und liefert in diesem neuen Werk den Brief an die Römer zuerst. Auch hier zeigt er sich als ein Mann, der bey seiner Bekanntschaft mit den besten ältern und neueren Auslegern selbst denkt und prüft. Er gehet daher auch nicht selten seinen eigenen Gang, und wenn man ihm auch nicht immer beystimmen kann, so verdienet doch diese Schrift den besseren neueren Bearbeitungen des Briefs an die Römer beygezählt zu werden und kann bey einzelnen Stellen zu näherer Untersuchung und Aufklärung Anlass geben.

In der Einleitung S. 1—52. handelt der Verfasser 1) *von der Zeit, da der Brief geschrieben wurde.* Er setzt ihn in das zweyte Jahr der Regierung des Nero oder in das J. C. 56.; und bestätigt diese Angabe durch eine genauere Berechnung der Arbeiten und Reisen des Apostels, die er in einer lesenswerthen Anmerkung S. 9—25. ausführlich darlegt. Gelegentlich äussert er die Vermuthung, dass man 2 Kor. XI. 32. Αγριππα an statt Αρετα lesen müsse, weil nicht Araber, sondern Juden dem Apostel nachstellten, und Agrippa damals Trachonitis und Abilene besass. Rec. kann diese Conjectur nicht billigen. Es ist schon nicht wohl zu vermuthen, dass ein Abschreiber an statt des bekannten Agrippa den Namen eines unbekannteren Arabischen Fürsten sollte gesetzt haben. Ueberdem ist es zuverlässig, dass die jüdische Religion sich schon lange vor Christus Zeiten bis in das Innere von Arabien verbreitet hatte, und auch unter den Fürsten ihre Vertheidiger fand. Ohne Zweifel bekannte sich Aretas zum Judenthum, und hatte damals Damaskus im Besitz. Wenn auch Trachonitis und Abilene dem Herodes gehörte, so war er doch nie Herr von Damaskus. Hr. Greve erklärt zwar die Worte εφρυρει την Δαμασκηνων πολιν so, dass der Statthalter des Agrippa Wachen auf dem Gebiete der Stadt ausgestellt, und die Thore habe beobachten lassen. Allein dies stimmt nicht mit dem Zusatz εν Δαμασκῳ, welcher doch deutlich genug anzeigt, dass in Damaskus selbst die Wachen ausgestellt waren; auch wäre es nicht wohl erklärbar, wie Paulus auf die v. 33. und Apostg. IX, 25. beschriebene Weise sicher hätte entkommen können. 2) *Von dem Zustand des Christenthums zu Rom.* Der Vf. findet es zwar wahrscheinlich, dass die Römischen Juden, welche zu Jerusalem auf dem Pfingstfest waren, Apostg. II. 10., die Lehre des Christenthums zuerst nach Rom brachten, glaubt aber nicht, dass damals schon eine abgesonderte Gesellschaft entstanden sey. Die übrigen Juden betrachteten wahrscheinlich die Behauptung, dass Jesus der erwartete Messias sey, noch als eine besondere Ueberzeugung einiger Menschen, und unter den übrigen Einwohnern hat sich dieser Gedanke damals sicherlich noch nicht verbreitet. Mit Recht sagt deswegen G., dass bey dem Mangel der Nachrichten die Art und Weise, wie die Christengemeinde sich zuerst eigentlich geformt habe, zweifelhaft sey. Er findet es inzwischen wahrscheinlich, dass Petrus die Gemeinde zuerst gestiftet habe. Rec. hat sich schon lange von dem entscheidenden Gewicht der Gründe, welche die Protestanten gewöhnlich dieser Behauptung entgegensetzen, nicht überzeugen können. Der Grund warum man eifrig darauf bestanden hat, dass Petrus die Römische Gemeinde nicht gestiftet habe, liegt wohl in dem Streit über das Primat des Petrus, ob man gleich offenbar jene Stiftung des Petrus behaupten, und doch sein Primat läugnen kann. Die Art und Weise, wie Greve die Sache darstellt, verdienet wenigstens Aufmerksamkeit, und ist nicht unwahrscheinlich. Die alten kirchlichen Schriftsteller, besonders Eusebius und Hieronymus, sagen ausdrücklich, Petrus habe den Grund zu der Römischen Gemeinde gelegt, und diese Nachrichten sind nicht schlechterdings zu verwerfen. Die grosen Fortschritte, welche schon das Christenthum zu Rom, als Paulus den Brief schrieb, gemacht hatte, sind nicht wohl erklärbar, wenn kein besonderer Unterricht eines Apostels dorten Statt gehabt hätte. Es ist auch nichts unwahrscheinliches darin, dass Petrus vorher zu Rom gewesen sey, wenn man auf alle Umstände genau achtet. Nach Lukas blieb Petrus nach dem Tod des Stephanus noch viele Jahre in Palästina. Im 1sten Jahr des Claudius fand ihn Paulus nach Gal. I. 18. zu Jerusalem; in dem 4ten J. der Regierung dieses Kaisers wurde er von

Agrippa gefangen genommen, und ob er gleich nach seiner Rettung aus Jerusalem wegging, so scheint er doch innerhalb den Gränzen von Palästina geblieben zu seyn. Im 7 oder 8 Jahr des Claudius war Petrus bey der Versammlung der Apostel zu Jerusalem; bald nachher kam er nach Gal. II. 11. nach Antiochien, und etwa im 9 J. des Claudius müsste er erst nach Rom gekommen seyn. (Dass Petrus um diese Zeit eine Reise in die Abendländer unternommen habe, wird auch durch 1 Kor I. 12. bestätigt, denn daraus siehet man deutlich, dass Petrus vor dem ersten Jahr des Nero in Korinth muss gewesen seyn.) Kam er aber im 9 J. des Claudius nach Rom, so kann er höchstens nur einige Monate da gewesen seyn: denn Claudius vertrieb bald nachher alle Juden aus Rom. Wahrscheinlich ging es in der Hauptstadt eben so, wie in andern Gegenden, wo die Apostel die Lehre Jesu verkündigten. Wenn ein Theil der Juden zu dem Christenthum überging, und auch Heiden daran Theil nahmen, so erregten gewöhnlich die übrigen Juden einen Tumult. Wahrscheinlich ist dieses die Geschichte, welche Suetonius in dem Leben des Claudius Kap. 25. erzählt, wodurch der Kaiser veranlasst wurde, die Juden sämmtlich aus Rom zu vertreiben. Nach Tertullianus und Justinus sprachen die Heiden den Namen Christus gewöhnlich *Chrestus* aus, und Suetonius, der etwa 60 Jahre nachher lebte, wusste als ein Römer wenig von der wahren Geschichte Jesu, und verwechselte daher die Umstände, indem er das, was über Christus entstanden war, so darstellte, als wenn Christus damals noch selbst am Leben gewesen, und mit an der Unruhe Theil genommen hätte. Mit den Juden wurden also die Christen zugleich mit vertrieben und vielleicht auch Petrus, wenn er noch da war. (Auf diese Weise fällt also der Einwurf auch weg, Paulus würde nicht nöthig gehabt haben, den Christen zu Rom bey seiner Ankunft einen vollständigern Unterricht in der Religion zu versprechen K. I. 11. wenn sie von Petrus wären unterrichtet worden. Petrus war nur eine kurze Zeit zu Rom und wurde wahrscheinlich in seinen Arbeiten unterbrochen.) Inzwischen blieben die Christen, welche keine gebohrne Juden waren, ruhig in Rom, und die Ausgewichenen kehrten nach 4 Jahren, da Claudius starb, meist wieder zurück, indem im Anfang der Regierung des Nero jedermann Freyheit genoss. In dieser Lage befanden sich die Sachen, als Paulus seinen Brief schrieb. Die Christen machten aber damals, wie man aus K. XVI. siehet, nicht eine einzige Gesellschaft aus, sondern es waren mehrere, welche ihre besondern Aufseher und Diaconen hatten und an verschiedenen Orten ihre Zusammenkünfte hielten. Eine Versammlung kam in dem Hause des Aquila K. XVI. 3. 5. zusammen, wozu viele Glaubige aus den Juden scheinen gehört zu haben. Ueber andere war Urbanus v. 9. Aufseher, und zu diesen gehörte wahrscheinlich der ansehnlichste Theil aus den Heiden. Asyncritus und Phlegon v. 14. mit ihren Brüdern scheinen wieder eine besondere Gesellschaft ausgemacht zu haben. Noch eine andere Zusammenkunft war bey Philologus und Julia v. 15. Die Grösse der Stadt, die Verschiedenheit in der Landesart, in dem Rang u. s. w. scheinen vornämlich zu diesen Abtheilungen Anlass gegeben zu haben. Ein jeder versammlete sich mit denen, die ihm am meisten gelegen waren. Darauf gründet sich auch die Ermahnung K. XV. 7. Besondere Irrthümer und Partheyen scheinen eben in Rom nicht geherrscht zu haben. Doch kannte man auch hier die Streitigkeit über die Verpflichtung zu den mosaischen Anordnungen und jüdischen Gebräuchen, und die jüdisch gesinnte Parthey scheinet die gröste gewesen zu seyn. 3) *Was zur Abfassung des Briefs Anlass gegeben* hat. Der Apostel hatte vor, nach Spanien zu reisen, und wollte deswegen zum voraus mit den Christen zu Rom, die ihm zu dieser Absicht behülflich seyn konnten, Bekanntschaft machen. Ueberdem wollte er auf den Zustand aufmerksam machen, worin die [illegible] leidende Gemeinde zu Jersalem sich befand K. XV. 16. 29. 4) *Von der Absicht und dem Inhalt des Briefs.* Er enthält einen allgemeinen Abriss der christlichen Lehre mit Rücksicht auf die herrschenden Begriffe der Juden und Heiden von den Ursachen und dem Wege zur Glückseligkeit. 5) *Ueber den Stil des Briefs.* Nach einer allgemeinen Bemerkung beschäftiget sich der Vf. hauptsächlich mit der Erklärung einiger Wörter, deren sich der Apostel in diesem Brief vornämlich bedient, und auf deren richtige Bestimmung sehr viel bey der Erklärung ankommt. Diese sind δικαιοσυνη, θανατος, ζωη, σαρξ, πνευμα; über deren verschiedene Bedeutungen vieles richtig bemerkt wird.

Der Vf. liefert S. 55—158. eine doppelte Uebersetzung, eine freyere und unter derselben eine wörtliche, bey welcher letzteren die gewöhnliche holländische Ueberſetzung zwar zum Grunde gelegt, aber häufig verbessert und berichtigt ist. Darauf folgt ein Verzeichniss der merkwürdigsten Varianten mit Anführung der Auctoritäten und kurzen Bemerkungen S. 159—182. und zuletzt Anmerkungen über den Brief selbst. S. 183—310. Kap. I. 4. κατα πνευμα αγιωσυνης. der Vf. bemerkt αγιωσυνη drücke nicht bloss den Begriff von dem was sittlich recht ist, sondern auch Grösse und Herrlichkeit aus, wie das lateinische *augustus*, also *nach dem erhabenen göttlichen Geist, der in ihm war* V. 17. wird εις πιστιν erklärt *auf eine Weise, dass es glaublich wird*, wie man auch εις καλον, εις ακριβειαν an statt καλως, ακριβως sagt. G. verbindet es nicht mit δικαιοσ. θεου sondern vielmehr mit dem folgenden, s. α. αποκαλυπτεται *geopenbaard in voege, dat de zaak allessins geloofbaar wordt.* Rec. siehet gar keinen Grund, das Wort πιστις hier einmal so und gleich darauf anders zu nehmen. εκ πιστ. εις πιστ. ist vielmehr die gewöhnliche hebräischartige Redensart wie K. IV. 19. τη ανομια εις ανομιαν. Der Ausdruck δικαιοσυνη θεου bezeichnet auch hier nicht, wie G. will, Befreyung von der Strafe der Sünde, welche der Mensch von Gott erhält, sondern Gott wohlgefällige Tugend, wahre Tugend: denn der Apostel redet in dem Verfolg von dem lasterhaften Zustande der Heiden, und der Werkheiligkeit der Juden und stellt daher hier schon den Satz auf, dass Gott wahre

gefällige Tugend und Rechtschaffenheit aus wahrem Glauben, aus der aufrichtigen Annahme des Christenthums, entspringe. V. 3. wird δοξα in der Bedeutung *Meynung*, *Begriff* genommen *hebben het begrip (het natuurlijk denkbeeld) van den onsterfelijken God verwisseld*. Diese Erklärung ist gesucht. δοξα stehet dem ὁμοιωμα εικονος entgegen. V. 29. πορνεια wird in der freyeren Uebersetzung ausgelassen, und in der wörtlichen als unächt bezeichnet. K. II. v. 1. nimmt der Vf. διο nicht als Folgerungspartikel, sondern als Entgegenstellung *eben so wohl*. In der Uebersetzung ist es durch *ondertusschen* ausgedruckt. Achtet man auf K. I. 18. und dass Paulus von der Schilderung des verderbten Zustandes der Heiden nun auf die Juden kommt, so kann man allerdings διο in Rücksicht auf jenen Hauptsatz auch als Folgerungspartikel übersetzen. V. 3. ὁ κρινων — ποιων αὐτα hält der Vf. für ein Einschiebsel, das eigentlich nicht in den Text gehört V. 12. sind οἱ ἀνομως ἁμαρτανοντες dem Vf. nicht solche, die kein geschriebenes Gesetz von Gott haben, weil sie nachher von den übrigen Völkern unterschieden werden, die nach den Gesetzen, die sie in sich, in ihrem Gewissen, lesen, beurtheilt werden, sondern Menschen, die keinen genugsamen Begriff von ihrer Beziehung, und den unterschiedenen Pflichten haben, solche Nationen, bey welchen sich die Vernunft und das sittliche Gefühl nicht entwickelt hat, oder wieder erloschen ist. Der Sinn soll seyn: Wenn solche gefunden werden, die ohne Bewusstseyn der Gesetze, als die Thiere, sündigen, alsdenn sollen sie auch als Thiere verlohren gehen, und von der Glückseligkeit ausgeschlossen seyn. K. III. 6. 7. wird richtig die Erklärung von Koppe bestritten, der κοσμος von den Heiden und ψευσμα von der Abgötterey verstand, und bemerkt, dass die Hauptschwierigkeit des 7 V. darinn bestehet, dass man das Fragzeichen an das Ende des Verses setzt und dadurch genöthigt wird, in 8 V. verschiedene Worte in den Text einzuschieben, da doch das Fragzeichen hinter τι ετι stehen, und das Folgende als Antwort genommen werden sollte. Der Vf. drückt die Stelle in seiner wörtlichen Uebersetzung also aus: *wat dan nog? Ik worde tevens als een zondaar geoordeeld, en geenszins (gelijk wij gelasterd worden, en gelijk Sommigen zeggen, dat wij zeggen) dat wy het Kwade mogen doen, op dat het goede kome.* K. IV. 1. wird hier αὐτα bey κατα σαρκα supplirt *mit Rücksicht auf sein Geschlecht, seine Verwandschaft* vergleich XI. 14. K. V. bestreitet der Vf. die alte Lehre von der Zurechnung der Sünde Adams V. 18. supplirt er ἡ ὁδος oder το πραγμα προσερχεται *gelijk door eenen val allen menschen de weg geopend is geworden tot verdoemenis*. Kap. VI. 6. wird bemerkt, σωματα bezeichne bey den Griechen *Sklaven*; der Apostel wende also diese Benennung an, um dadurch die vormalige aber nun abgelegte Beziehung der Christen, die Leibeigenschaft der Sünde, zu bezeichnen, so dass der Sinn sey: unsere Beziehung ist verändert, wir sind in unseren neuen Zustand nicht mehr solche erniedrigte Wesen, sondern freye Menschen. V. 10. ist G. geneigt και τη ανομια εις ανομιαν zu lesen. K. VIII. 18—21. sagt Gr. um den Sinn des Apostels recht zu fassen, müsse man die Vorstellung des Apostels so allgemein nehmen, als sie wirklich ist. K. IX. 22. wird σκευη οργης durch Werkzeuge, wodurch Gott sein Urtheil in der Welt ausführt *werktuigen van zijn gramschap, die bereid waren om verderf to verwekken, hoedanige die Pharao geweest is* erklärt. Der Fortsetzung dieses Werks, die bisher noch nicht erschienen ist, sehen wir mit Verlangen entgegen.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) ZÜRICH u. LEIPZIG, b. Ziegler und Söhnen: *Verhängniss*. Eine Geschichte in Briefen. Aus dem Englischen. Erster Band. 1797. 375 S. 8. (1 Rthlr.)

2) BERLIN u. LEIPZIG, b. Carl August Nicolai: *Das Schloss Montford* oder die Ritter von der weissen Rose. Eine Geschichte aus dem eilften Jahrhundert. 1796. Erster Band. 239 S. Zweyter Band. 141 S. 8.

No. 1. ist ein englischer Roman nach dem gewöhnlichsten Zuschnitt: flache Anlagen, flache Charakterzeichnung; in der Heldin uninteressante Unbesonnenheit; daneben eine treue Freundin, die das Feuer mit wässeriger Vernunft zu löschen strebt; eine falsche, welche gleich zu Anfang ohne Maske erscheint; und ächte und angebliche, alte und junge Liebhaber nach Gebühr. Hier und da ist ein Stückchen Reisebeschreibung eingeflochten, welches so dürftig ausfällt wie alles übrige. An der Uebersetzung ist weiter nichts auszusetzen, als dass sie überhaupt unternommen worden, und dass die Damen sich so oft darin die Ausdrücke: *Mannsvolk*, *Weibsleute* und *Kerl* statt Bedienter zu Schulden kommen lassen.

No. 2. ist ebenfalls eine englisches Product, und in seiner Gattung, nämlich als Rittergeschichte, von keinem ausgezeichneterem Werthe als das vorhergehende, wenn man es ihm nicht als einen besondern Vorzug anrechnen will, dass die Sprache nicht schwülstig ist, sondern einen ganz leichten erzählenden Gang nimmt. Es ist voll von Begebenheiten; doch haben einige räsonnirende Seitenblicke auf religiösen Fanatismus darin Platz gefunden, und ein liebendes Paar wird lebendig verbrannt, weil die Schöne aus einem Kloster geraubt worden war. Folgende Stelle. S. 18. „Meine Mutter war eine „Schwester *des* berühmten Rosamund Clifford, bekannt unter dem Namen: *der* schöne Rosamund, „*dessen* unglückliches Ende euch gewiss zu Ohren „gekommen ist." zeigt, dass das Buch ziemlich eilig übersetzt worden seyn muss, (freylich war solch ein Missverstand nur in der englischen Sprache durch das unbestimmte Geschlecht des Artikels the möglich) oder dass dem Uebersetzer wenigstens die Anekdoten der englischen Geschichte nicht geläufig sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Prag*, b. Calve: *Einige Beobachtungen über die Zucht der Obstbäume zu Spalieren oder Versuch einer theoretisch praktischen Anleitung zur Zucht dieser Bäume.* Mit 1 Kupfertafel. 1796. 62 S. 8. (6 gr.) Diese kleine Schrift zeugt von vieler Beurtheilungskraft und Einsicht des ungenannten Verfassers in die Vegetation der Bäume, und man würde seine Gedanken über mehrere dergleichen Gegenstände mit Vergnügen lesen. Nur Schade, dass er allzukurz, zu unbestimmt und für den allergrössten Theil des Gartenpublikums zu dunkel schreibt. — In diesen wenigen Blättern zeiget er, wie das Hauptaugenmerk des Gärtners bey dem Spalierzug dahin gerichtet seyn müsse, alle Theile des Baumes in einem vollkommenen Gleichgewicht des Baumsaftes zu erhalten. Zu dem Ende ziehet er alle seine Spalierbäume, sowohl vom Kernobst als die Pfirschen auf den Herzstamm, (der sonst in der That der schwerste ist,) und heftet sämmtliche Zweige ganz horizontal nach ihrer völligen Länge an das Sommergeländer; den letzten oder aufsteigenden aber senkrecht bis über das neunte Aug: das übrige daran bindet er bogenförmig an. Ist indessen einer der Aeste gegen den andern zu schwach, so lässt er ihm seine natürliche Stellung, (nämlich mehr oder weniger vertikal) bis ins Frühjahr, welches ihn denn nach dem natürlichen Trieb des Baumsafts zur senkrechten Richtung mit den andern gleich stark macht. Bey dem Schnitt im Frühjahr werden die Seitensprossen in ihrer völligen Länge gelassen, der aufsteigende Sprosse oder die Verlängerung des Herzstammes wird bis über das neunte Auge beschnitten, und senkrecht angebunden. Daraus lässt er wieder 5 Sprossen erwachsen (nachdem das erste, zweyte, fünfte und sechste Auge mit dem Nagel abgezwickt worden), und heftet solche wieder nach ihrer völligen Länge wagrecht an. Die wagerecht gebundenen Sprossen setzen nach ihrer ganzen Länge Schösslinge an, aber die zwey, drey oder vier letztern Augen an ihren Spitzen machen Holztriebe. Von diesen wählt er bey dem Anbinden der Aeste an das Geländer einen solchen gekommenen Zweig, dessen Augen am grössesten sind, und am nächsten aneinander stehen, und bindet ihn dann in einer unter die Horizontallinie laufenden Neigung; die andern aber werden noch mehr geneigt, damit sie weniger Baumsaft als jener bekommen, der zum Leitast bestimmt ist. Dieser wird nun darum unter die wagerechte Linie geneigt, damit die erstern Augen mehr Saft bekommen, als die der Spitze, welche bisher als die äussersten schon einen viel häufigeren Baumsaft erhalten haben, als die hinter ihnen. Die Spitzen solcher Aeste, welche sich wagerecht verlängern sollen, werden nie, (wo es nicht ausser der Regel aus physischen Gründen geschehen muss,) abgeschnitten, weil man nur einen unnützen Sprossen gewinnen würde, den man wieder abschneiden müsste. Aber seine Nachbarn, welche tiefer angeheftet waren, und gewöhnlich die letzten sind, werden weggeschnitten. Sollte aber dieses Leitreis nicht der erste Sprössling seyn, so schneidet man den oder die vor ihm stehen über dem 3ten oder 4ten Aug zu Fruchtknoten. — Weiterhin werden die am Anfang oder Ursprung der Seitenäste hervorgekommene Zweige entweder ganz abgeschnitten, oder über dem dritten Auge zu Fruchtknoten geschnitten, je nachdem der Trieb des Baums ist, und er entweder mehr auf Holz oder mehr auf Frucht treibt. Und so werden die übrigen Triebe, die nach der Länge der wagerechten Aeste, wenn sie Holzäste geben wollen, auch 3 Augen zu Frucht geschnitten. — Hier ist abermals der Vf. viel zu kurz und zu wenig erläuternd. Will er alles der Länge nach auf Frucht schneiden, so wird er seinen Zwergbaum, wenn zumal dieser einen zwergartigen Grundstamm hat, und nicht auf Kernwildling veredelt ist, — wovon er gar nichts gedenket, — in frühen Jahren erschöpfen: die Fruchtknoten werden endlich absterben, und wenn er hinten keine Holzzweige mehr vorräthig hat, der Baum sochen und abgängig werden. Es ist aber kein Zweifel, dass der Vf. nach seiner Kenntniss schon solches zu verhüten wissen wird, nur drukt er sich allergrösstentheils zu kurz und unbestimmt aus. — Was die *Pfirschenspaliere* betrifft, bey welchen man bekanntlich zum Hauptaugenmerk haben muss, allezeit junge Sprösslinge zu haben, die vom Stamm ausschlagen und also inwendig wohl bekleiden, folglich das jährliche Beschneiden der Aeste verhältnissmässig wichtiger ist, so behandelt er dieselbe *im ersten Jahr* wie die vorhin angezeigte Kernobstspaliere, nur mit dem Unterschied, dass er den Seitensprossen am Geländer nicht sogleich eine wagerechte Stellung giebt, sondern sie unter 45° neigt, damit das Holzauge, welches sich am Anfang des Seitenzweigs befindet, nicht fehlschlage. Ist ein Zweig zu schwach im Verhältniss gegen die andern, so wird er etwas senkrechter gebunden, damit er mehr Baumsaft bekomme und sich verstärke. Das oberste Leit- oder Herzreiss, welches den Baum in seine Höhe fortsetzen muss, wird so gebogen und im Frühjahr geschnitten, wie vorhin bey dem Apfel oder Birnspalier gemeldet worden. Im *zweyten* Jahr wird bey dem Frühjahrsschnitt den Seitenästen, die eine Stellung unter 45° hatten, eine wagerechte Lage gegeben. Hat ein solcher Mutterast zu viele Aestchen, so schneidet er die kleinen weg, und behält nur den Mutterast. Läst aber ein solcher weniger von sich erwarten, als eines seiner Aestchen, so wird der Mutterast da abgeschnitten, und jener Sprössling an seiner statt aufgenommen und zum Leitreiss gemacht. Was den aufsteigenden Herzast betrifft, wird er wieder wie im ersten Jahr behandelt, nur dass er bisweilen aus Mangel der Holzaugen über dem dritten und fünften Auge statt über dem siebenten beschnitten wird. — Im May und Junius werden die Sprösslinge, so am Ende der Aeste oder an der Oberfläche der Ausbreitung des Spaliers hervorgekommen, mit den Nägeln über dem 8ten 9ten oder 10ten Blatt abgezwickt, damit der Baumsaft häufiger in jene Sprösslinge einfliesse, die am Ursprung der Aeste entstehen. Die Seitensprösslinge, und die, so am Anfang der Aeste, die im Frühjahr eine wagerechte Stellung erhalten haben, hervor gekommen sind, werden unter einer Neigung von 45° ans Geländer geheftet, und die andern, so im Frühjahr ins Messer fallen sollen, wagerecht angebunden. — Im *dritten* Jahr schneidet er im Frühjahr die Seitenäste des vorigen Jahres ab, und bringt an ihre Stelle die schief angebundenen Sprösslinge, so sich am Ursprung alter Seitenäste befinden; die neuen des vorigen Jahres aber werden wieder in eine wagerechte Lage gebracht, und der aufsteigende Ast wie in den andern Jahren behandelt. — Dieses Verfahren setzt er so lange fort, bis der Baum seine gehörige Höhe erreichet hat, da denn sein Herzschoss abgenommen wird, und die wagerechten Aeste des vorigen Jahres von beiden Seiten des Stammes jährlich weggeschnitten werden, um an ihre Stelle jene zu bringen, welche bey ihrem Ursprung zunächst am Stamm getrieben haben, so dass der Baum jährlich aus seinem Stamm und aus den einjährigen wagerecht gezogenen Sprösslingen auf jeder Seite bestehet. — Er meldet am Schluss, dass eine 30jährige Erfahrung seine Behandlung mit dem besten Erfolg gekrönet habe.

Breslau und Leipzig, b. Gehr. u. Compagnie: *Der neue verbesserte Tobacksbau, oder gründliche Anweisung für den Landmann, wie der Toback zu säen, zu pflanzen und zu behandeln, dass selbiger an seiner Güte gewinne und zur Fabricatur besser als vorhin zu nutzen sey,* von C. F. Dransfeldt. 1796. 32 S. 8. (2 gr.) Alles was der Titel besagt, ist zwar kurz doch sehr gut ausgeführet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 14. August 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Amsterdam, b. Jac. Böhmens sel. Erben: *Aktenmäßsige Darstellung der Ideen, Handlungen und endlichen Schicksale des dimittirten Predigers Brumbey und seines Anhanges zu Berlin, nebst einer kurzen Geschichte von der Entstehung seiner Konventikel.* 1797. 120 S. 8.

Die Geschichte dieses sonderbaren Mannes gehört allerdings unter die Memorabilien der neuesten Kirchengeschichte, zumal da sein Schauplatz Berlin war. Sie wird hier aktenmäfsig erzählt. Er ist derselbe, der sich vor einigen Jahren unberufen zum Denuncianten des bekannten Hn. Schulz, damaligen Predigers in Gielsdorf, des Verfassers der Sittenlehre für alle Menschen, aufwarf, und damals wohl nicht dachte, dass ihm bald nicht nur eigene Amtsentlassung, sondern Landesverweisung — aus ganz entgegengesetzten Gründen — begegnen werde. Diese Schrift erzählt nur seine Geschichte vom Anfange seiner Conventikel, oder wie er sie nannte, exegetischen Vorlesungen (worinn er mystische Deutungen und Anwendungen von alttestamentischen Geschichten, z. B. von Hagar und Ismael machte, und durch Reden und Geberden die Einbildungskraft gemeiner Leute von beiden Geschlechtern bis zu lauten Ausrufungen erhitzte). Aber schon seit seiner Jugend äusserte er seinen Hang, eine auffallende Rolle zu spielen. Als Student kündigte er zu Halle Vorlesungen über den philosophischen Cursus an und zog sich Verspottung der Studenten zu; als Candidat affectirte er in Berlin den aufgeklärten Forscher, sass in den Bibliotheken der dasigen gelehrten Theologen, und suchte sich ihnen wichtig zu machen; als zweyter Prediger in Alt-Landsberg war er unfriedlich, Sectenstifter und Unzufriedener, bis er durch Empfehlung eines Verwandten seiner Frau, eines Tonkünstlers, an eine Prinzessin u. s. w. in Berlin Prediger wurde, und bald durch einen exaltirten Vortrag und das Vorgeben, er sey der einzige reingläubige Prediger, durch bittre Ausfälle und Seufzer über alle übrigen, viel leichtgläubiges, neugieriges Volk des niedern Standes an sich zog, das er nun seine eigne Gemeine nannte. Während dieser Zeit verfiel er zweymal wegen ungerechter Handlungen und unbescheidener Schriften an das Kammergericht und Stadtgericht, in obrigkeitliche Verweise und Geldstrafen, wobey er nicht unterliess, persönliche Schmähungen auf die Kanzel zu bringen und drucken zu lassen. In dieser Schrift wird nun die Veranlassung seiner Dimission nebst ihren Folgen erzählt. Seine häuslichen Erbauungsstunden gaben die erste Veranlassung. Er zeigte sie selbst dem Consistorium, als eine seinem Amte gemäfse Arbeit, an. Das Consistorium bedeutete ihm, dass dergleichen Conventikel den Landesverordnungen zuwider wären. Hiermit nicht zufrieden, rechtfertigte er seine Anstalt mit Bitterkeit, und fuhr damit fort. Das Consistorium verbot sie ihm nun ernstlich, unter Bedrohung ihn durch nachdrückliche Mittel zum Gehorsam anzuhalten. (Man muss hiebey bemerken, dass das Oberconsistorium und kurmärkische Consistorium, als solches, von der Examinationscommission wesentlich verschieden ist, deren Mitglieder nur bey den Candidatenprüfungen auf dem Consistorium gegenwärtig sind, sonst aber in Consistorialsachen weder Sitz noch Stimme haben.) Nun reichten seine Anhänger Immediatvorstellungen beym Könige ein, der darüber Bericht foderte, und darauf befahl, *Brumbey* sollte seine Erbauungsstunden in der Kirche halten, der Inspector solle sie besuchen und den angeschuldigten Unschicklichkeiten steuern. Auch hiemit war Br. nicht zufrieden, bat aufs neue um Erlaubnifs, sie im Hause halten zu dürfen. Auf neue Vorstellung von 35 Bürgern an den König ward es ihm bewilligt. Hierauf liefs Br. die im 99ten Stück der A. L. Z. vom Jahr 1795 angezeigten Schriften: *Meine während der Zwischenzeit* . . . *von Jesu* . . . *ausdrücklich erhaltene Zurufungen* . . . . . und sein *Gebetbüchlein* im Februar 1794 drucken, die der Inspect. Küster dem Oberconsistorium zuschickte, und verbreitete durch ähnliche eigne und fremde Druckschriften seine verworrenen Ideen unter seine Anhänger, die dadurch zur Widersetzlichkeit gegen bürgerliche Gesetze immer geneigter wurden. Im Grunde seines Herzens lag wohl als Triebfeder zu vielen jetzigen und folgenden Schritten der Groll, dass er von der 3ten Predigerstelle nicht gerückt war, sondern *Richter* und *Schulz* ihm vorgezogen worden, welches wegen seiner schon damaligen fanatischen Predigten und ungeziemenden Handlungen vom Magistrat sehr weislich und rechtmäfsig geschah, denn als erster Prediger würde er sich noch viel mehr herausgenommen haben. Nun erfolgte die Scene mit dem Dankliede nach der Communion. Man hatte bisher, wie noch, um ähnliche Unruhen stillschweigend zu vermeiden, in den meisten berlinischen Kirchen geschieht, den Vers gesungen: Gott sey gelobet und gebenedeyet, der uns selber hat gespeiset mit *seinem Fleische* und mit *seinem Blute.* (Anstatt welcher Worte verständige Christen zu singen pflegen *wie Jesu Leibe* u. s. w.) Richter und Schulz befahlen dem Cantor, künftig an

dessen Stelle zu singen: *ich danke dir von Herzen, o Jesu* u.s.w., welches allerdings besser und schicklicher ist (ob sie gleich besser gethan haben würden, mit Br. ihrem Collegen vorher freundschaftlich davon zu sprechen, der es sich dann vielleicht hätte gefallen lassen.) Nachdem dies einige Sonntage geschehen war, befahl Br. dem Cantor, jenen alten Vers immer zu singen. Seine Collegen willigten ein, dass er dann gesungen werde, wenn Br. consecrirte, damit war er aber nicht zufrieden, legte dies für Socinianismus aus, predigte mehrmals davon, dass im heil. Abendmahl nicht Jesu menschliches Fleisch und Blut, sondern wahrhaftes Gottes Fleisch und Blut sey. Seine Anhänger fühlten den Unsinn dieser Behauptung so wenig, dass sie mit seinem Vorwissen nach der Communion — selbst solche, die nicht communicirt hatten, nicht einmal Gemeinglieder waren, den alten Vers laut zu singen anfingen und die Gemeine überschrien, ja auf die andern Prediger laut schimpften und ihnen mit Thätlichkeiten drohten, so dass Polizeywache sie schützen und die Schwärmer, sonderlich einen Schneider und einen Schustergesellen in Verhaft nehmen mussten. Alle liebreichen Vorstellungen des Pr. Schulze in der Sakristey waren vergebens, Br. riss sich sein Oberhemde vom Halskragen bis an den Gurt mit beiden Händen von einander, und schrie mit entblösster Brust knirschend: „ermorden sie mich! einer von uns muss fallen," wollte von keinem Vergleich wissen, und lief aus der Sakristey. Am Sonntage Sexages. feyerte er in seiner Predigt seinen 40ten Geburtstag und liess „Herr Gott, dich loben wir" singen; in der folgenden Predigt legte er einen Fluch auf alle, die lehrten, im heil. Abendmahl sey kein Gottesblut sondern menschliches Blut, und drohete schriftlich, dass wenn die Sache noch nicht schlimm gestanden habe, so solle sie es nun werden, es falle wer und was da wolle, er schwöre, zu thun, was er sich vorgenommen. Bald hierauf bat Br. schriftlich unmittelbar den König um seine Genehmigung, sein Predigtamt niederlegen zu dürfen. Gewiss hielt er sich für so wichtig und unentbehrlich, verliess sich auch wohl hier und da auf Unterstützung, dass der König eher seine beiden Collegen cassiren, als ihn entlassen, oder ihm einen höhern und einträglichern geistlichen Posten geben würde: aber der König foderte vom Oberconsistorio Bericht, der denn dahin ausfiel, „dass nur durch die „Gewährung seiner Bitte Ruhe und Eintracht in der „erwähnten Gemeine wieder herzustellen sey, indem „er sonst doch in Kurzem hätte *pro emerito* erklärt „werden müssen" worauf dann die Kabinetsordre erging, dass er als ein Schwärmer eher Mitleiden als Strafe verdiene, und ihm die gebetene Dimission hiemit accordirt werde, doch mit dem strengen Befehl, weder in Berlin, noch an einem andern Orte der preussischen Lande weder öffentlich noch heimlich zu predigen, als Volkslehrer aufzutreten, oder Conventikel zu halten, widrigenfalls er ohne Nachsicht so fort arretirt werden solle. Diesen Ausgang hatte er nicht erwartet. Die Schuhmacher seines Anhanges schwiegen noch nicht, schrieben mit beleidigenden Ausdrücken gegen den Minister und trotzig an den König; Br. setzte seine eingerichteten Konventikel fort, reizte zu Unordnungen und Widersetzlichkeit, die der allgemeinen Ruhe Gefahr drohete; glaubte auf den Namen eines Martyrers Anspruch machen zu können, blieb einsam und liess sich den Bart wachsen; doch bezeugte der Physikus *Welper*, er urtheile in allen übrigen Dingen, die nicht mit der Religion und mit seiner Geschichte in Verbindung stehen, völlig vernünftig (eine sehr gewöhnliche Beobachtung bey Verrückten). Um weitern Unruhen zu steuern, wurde er auf königlichen Befehl über die Gränze gebracht und ging nach *Baruth*. Einer seiner eifrigsten rebellischen Anhänger wurde auf die Festung gesetzt. So weit der Vf. Br. hatte seine Kinder und ein Haus in Berlin gelassen. Nach mehrern Monaten erbat und erhielt er die Erlaubniss zur Regulirung seines Vermögens auf einige Zeit wieder nach Berlin zu kommen, doch unter der Bedingung, sich still zu halten und sich mit nichts Religiösem einzulassen, er soll auch noch (im Julius 1797) da seyn. Die Geschichte Br. ist nichts Ungewöhnliches, aber sie ist für den Psychologen ein neuer Erfahrungsbeleg, wie der ehrgeizige Trieb eine auffallende Rolle zu spielen, nach und nach Leidenschaften erhitzt, den Verstand verwirrt und zu Behauptungen und Thaten verleitet, die dem ruhigen Zuschauer unbegreiflich scheinen, und dass dieser Erfolg sowohl bey einem irreligiösen Anacharsis Cloots als bey einem andächtelnden Brumbey, sowohl bey pariser Blutmenschen, als bey berlinischen Schustern statt findet, wenn ihnen nicht durch eine weise gemässigte Polizey und Justiz einerseits, und durch ein in Grundsätzen der Mässigung, Duldung und Ordnungsliebe festes geistliches Consistorium bey Zeiten Einhalt geschieht. So kann das gemeine Volk, das zur Sinnlichkeit und zum Leidenschaftlichen in der Religion wie in der Irreligion so geneigt ist, so können insonderheit Menschen von gewissen *sitzenden* Professionen (wie die ältere und neuere Geschichte oft gezeigt hat) am heftigsten zu Aeusserungen des Fanatismus hingerissen werden! So lieben Menschen dieser Art in der Religion am meisten das Unnatürlichste, Undenkbarste (wie Gottes Fleisch, Gottes Blut) und halten dies für das Kleinod des Christenthums, das sie mit Feuereifer schützen zu müssen glauben. Um so viel gefährlicher sind denn Prediger, die deutliche Religionserkenntniss verachten und den Enthusiasmus dieser Menschenclasse — die sich allenthalben findet — erhitzen. Desto ungerechter urtheilt daher der ungenannte Herausgeber dieser actenmässigen Darstellung in seiner Einleitung S. 14. „da „nachdem die wenigen berlinischen Prediger, die „durch ihre einladende Beredsamkeit die Menschen„menge herbeylockten, das Herz für wahre Religiosität erwärmten, und mit unverdorbenem Sinn für „Wahrheit und Tugend empfänglich machten, durch „Alter oder Umstände auf immer vom Redner„entfernt sind, die *jetzigen Prediger, welche blos „ihre Einsichten und Grundsätze nach dem Wil*

„licher Despoten modeln, oder sich zu schwach fühlen, „den Geistesdruck von sich und ihren Mitbürgern zu „entfernen." Der Vf. muss wenig Notiz von berlinischen Predigern und ihrem Verhältniss gegen die von ihm sogenannten geistlichen Despoten haben, sonst könnte er unmöglich so *im Allgemeinen* absprechen, sondern würde wissen, dass es berlinische Prediger giebt, die Muth genug hatten, sich jeder Art von geistlichem Despotismus laut zu widersetzen, und dass die mehrere Zahl derselben Antipoden von Brumbeys Lehrart und Meynungen sind, vielmehr jeder nach seiner Ueberzeugung und nach seinen exegetischen Kenntnissen des Geistes der christlichen Religion seine Zuhörer in Predigten und im Jugendunterricht für Religiosität zu erwärmen und zur Erkenntniss christlicher Wahrheit und Liebe christlicher Tugend anzuführen sucht. Gleichheit der Einsichten und Denkungsart lässt sich unter so Vielen freylich nicht erwarten, und wer könnte die fodern, ohne selbst geistlicher Despot seyn zu wollen? Das berlinische geistliche Ministerium steht durchaus unter keinen geistlichen Despoten, sondern hält fest über dem Grundsatz der symbolischen Bücher, dass die heil. Schrift, Neues Testaments, der einzige Entscheidungsgrund christlicher Lehrwahrheiten ist, und dass deren Auslegung nach hermeneutischen Regeln geschieht, deren Gebrauch und Anwendung kein Mensch dem andern zu befehlen und einzuschränken Recht hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Franke: *Flora, oder ländliche Gemählde*, von *J. C. C. Schrader*. 1796. VI u. 176 S. 8. (12 gr.)

Die bescheidenen Aeusserungen des Vf. dürfen das Urtheil über sein Gedicht nicht bestechen, da er nicht in dem Kreise eines Dilettanten stehen geblieben ist, der nur zu eignem Vergnügen oder für seine Freunde dichtet, sondern seinen Versuch dem grössern Publicum mitgetheilt hat. Rec. hat darinn keinen Beruf zur landschaftlichen oder irgend einer andern Gattung der Poesie entdecken können, und glaubt, der Vf. hätte sich bey einer aufmerksamen Vergleichung seiner ländlichen Darstellungen mit denen eines Haller, Thomson, Kleist, Matthisson und Voss selbst überzeugen müssen, dass „das lebhafte Gefühl, welches ihn bey Hinwerfung dieser kleinen Bild„chen begleitete," nichts weiter war als „die süsse Erinnerung der Jugend und reizender Naturscenen," und keineswegs eine wahrhaft dichterische Begeisterung. Von allen Mitteln die es geben mag, Schilderungen, diese misliche Aufgabe für eine successive Kunst, zu beleben, hat er kein einziges in seiner Gewalt; eine dem ermüdeten Leser unendlich lang scheinende Reihe von gleichgültigen und unzusammenhängenden oder doch nur durch den Kalender in Beziehung stehenden Bildern einer gemeinen Natur wird seelenlos heruntergeorgelt, und dies eintönige Geleyer nimmt nicht eher ein Ende als mit dem vollbrachten Kreislaufe des Jahres. Die angebrachten Figuren bewegen sich nicht bedeutungsvoll und dem Charakter der jedesmaligen Scene gemäss vor einem mahlerischen Hintergrunde; sie schwimmen willkührlich in einem Bildermeer herum, das im Einzelnen zwar buntscheckig genug gemischt, im Ganzen aber doch farblos ist. Was kann dürftiger seyn, als die idyllenhafte Episode von Ithon und Zilla S. 72., die an sich gar keinen Sinn, und auf die Entstehung der Mayblume, welche zu erklären sie erdichtet wird, gar keinen Bezug hat? Besonders in den Uebergängen ist der Vf. unglücklich. Nach einer langen Nomenclatur von Pflanzen, dergleichen zu wiederholtenmalen vorkommen:

> Waldangelik und Peterlein, Möhren, und Fenchel und Eppig.
> Jetzo schimmern die Wucherblumen, Remeien und Rainfarn,
> Leberkletten und Dosten, die Wiesenrauten und Wundklee.
> Gelber Weiderich blühet, und Ackerglöckchen und Goldkraut u. s. w.

welche endlich so schliesst:

> Die Weihermammeln und Fröschling.
> Dreyblattrosen und Schmergeln und Wasserscheeren und Pfeilkraut.

heisst es auf einmal:

> Fleissig lebt *hier* ein Volk, und unter Germaniens Völkern
> Raget es ruhmvoll empor, bewohnend ein nördliches Ländchen;
> Hoch erhob es ein Fürst u. s. w.

Nun erklärt es sich sogleich, dass mit diesem hoch erhobnen und doch unter den Sumpfpflanzen wohnendem Volke die Bewohner der preussischen Lande gemeynt sind, und es folgt eine lange Lobrede auf Friedrich den Grossen. Am Schluss derselben S. 131. erfahren wir, dass *Walter*, *der alte geschäftige Walter*, sich auch freute. Sein Enkel *Karl*, der Förster *Otto* und seine Gehülfin *Martha*, lauter Personen, mit denen wir hier urplötzlich Bekanntschaft stiften, scheinen sich ebenfalls zu freuen, was ihnen gern zu gönnen ist. Wir wissen nicht, warum sich der Vf. das Gesetz auferlegt hat, die Blumen jeder Jahrszeit her zu nennen, da es doch nicht sein Zweck war, ein botanisches Lehrgedicht zu liefern, welches übrigens, mit Geist und Schwung ausgeführt, wohl nicht ein so unbefriedigendes Mitteldding seyn möchte, wie er meynt. Wir verweisen ihn auf eine Stelle im 4. G. der *Gesundbrunnen* von *Neubeck*, als auf ein Beyspiel, wie man dergleichen Gegenstände beseelen kann. Die hier eingestreuten Betrachtungen, z. B. über die Unsterblichkeit, über das Stadt- und Hofleben, sind entlehnte, weitschweifige Gemeinplätze. Kurz, diese Flora ist in jedem Betracht, auch im Ausdruck und Versbau, äusserst mittelmässig. Der letzte Mangel ist am wenigsten zu entschuldigen, da die ruhigern Gattungen des sinnlichen Zaubers der gewähl-

gewähltesten Harmonie vorzüglich bedürfen, und sich darin, auch bey einem beschränkten Talent, durch Fleiss und Studium viel leisten lässt. Wer sich jetzt noch Hexameter wie folgende erlaubt:

Auch der goldgefiederte Aemmerling naht sich der Speise.
Kaum bewölkt sich nach längerer Winterhelle mit krausen,

und Scansionen wie Nachmittag, ◡ — ◡, sollte der wohl Vossens Luise mit einem empfänglichen Ohre gelesen haben? Auch Sprachfehler (die man überhaupt selten bey unsern Kunstjüngern vergeblich sucht) kommen vor: S. 13. *See* für lacus weiblich, S. 23. *Pflug* geschlechtlos, S. 78. *der Lager*, S. 146. *der Tuch*, S. 21. *schmelzte* als intransitiv u. s. w.

1) Paris, In der Druckerey der Wissenschaften und Künste und zu finden Leipzig, b. Wolf: *Henriette et Emma*, ou l'éducation de l'amitié. 1796. 259 S. 8. (18 gr.)

2) Leipzig, in der Wolfischen Buchh.: *Henriette und Emma*, oder Vernunft und Schwärmerey. Aus dem Franz. übersetzt von *August Wilhelmi*. 1797. 364 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Allem Anschein nach ist obiger Roman aus England nach Frankreich verpflanzt, ob es gleich nicht angegeben wird, und er sich in Ansehung der Sprache wie ein Original lesen lässt. Schauplatz, Sitten und Charaktere gehören auf englischem Boden zu Hause; vorzüglich die mystische Verirrung der Lady Emma, die mit so vieler Herzenskälte gepaart ist. Indessen war die Geschichte wohl einer Uebersetzung werth: die Anlage ist einfach, und die Ausführung voll ruhigen leichten Lebens; die Schreibart entspricht beiden. Ohne die Erregung eines leidenschaftlichen Interesse wird die Aufmerksamkeit doch immer beschäftigt, und Henriettens würdiger Charakter ist so anziehend dargestellt, dass man selbst in der ruhigen Ehe, welche sie zuletzt führt, noch gern bey ihr verweilt. Der exaltirte, kindisch thätige Kopf der Lady Emma, welchen die erziehende Freundin nicht ganz zur Vernunft bringen konnte, macht gegen diese einen guten und nichts weniger als gesuchten Contrast. Die andern Personen sind alle mit richtigen, wenn gleich nicht scharfen, Zügen hingezeichnet; selbst die Thorheit ist mit einer gewissen Mässigung behandelt, ohne dass die Wirkung darunter litte. Wir würden dieses Buch besonders empfehlen, wenn man sich nach einer französischen Lectüre für junge Frauenzimmer, die sich in der Sprache üben sollen, umsieht. Es enthält gesunde Moral, ohne dass sie sich aufdrängt, und gerade so viel Beymischung vom Romantischen und von artigen Details, als der Jugend Noth thut.

Wir müssen gestehen, dass sich dieser Roman in der nicht ganz wörtlichen Uebersetzung ins Deutsche, Nr. 2., etwas steifer ausnimmt. Die kleinen Freyheiten, die man sich darin hat nehmen wollen, sind kein Gewinn für ihn geworden; sie kommen uns eher als ein Raub an dem französischen Vorbilde vor. Man vergleiche nur etwa den Anfang und die letzten Kapitel, wo einige zarte Züge in Laurens Benehmen trocken zusammengezogen sind, die bedeutende Erwähnung von Emma's künftigen Thorheiten weggeblieben ist, aber Henriettens einfachen und gesetzten Sinne durch den Zusatz einer weichmüthigen Thräne, welche sie der Deutsche vergiessen lässt, Unrecht geschieht. Die Stelle heisst hier: „Madam Fenton „hatte (*bekam* sollte es heissen) keine Kinder. Etel„warts Tochter erhielt den Namen Henriette. Ma„dam Fenton liebte sie mit *mehr als mütterlicher* Zärt„lichkeit. Freylich trat ihr oft, wenn die Kleine sie „schmeichelnd umarmte, eine Thräne in die Augen, „welche sie ihren Freunden verbarg. Aber es war „eine Thräne der wehmüthigen Freude, der gelas„sten Ergebung in das Schicksal, welches ihr beschie„den war." Im französischen steht: *Madame Fenton n'eut point d'enfans, elle reunit toutes ses affections sur la fille d'Etelwart et de son amie. On lui donna le nom d'Henriette. Cette enfant trouva dans le coeur de sa marraine les sentimens d'une seconde mere.* Wie viel einfacher und besser!

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Göttingen*, b. Vandenhök: *Georg Herwig forstmässiges Gutachten über die Frage: Wie ist die Beschaffenheit der deutschen Waldungen vortheilhaft, und ihre Verstärkung durch den Holzanbau von soliden Nutzen?* 1 Kupfer. 1796. 80 S. kl. 8. (7 gr.) — Der Vf. hat sich bey Erörterung dieser Frage den äusserst löblichen Vorsatz genommen, die Umstände aufzusuchen, unter welchen dem in einem Lande drohenden Verfall der Wälder vorzubeugen sey, und in wie weit Waldungen in Hinsicht auf das Local am nützlichsten für das Ganze, und am einträglichsten für die Forstcasse zu erziehen, auf immer zu erhalten, und zu bewirthschaften seyn möchten. Es wählt sich daher der Vf. in dieser Abhandlung zu seinem Gesichtspunkt einmal und zuförderst, Erziehung der nützlichsten Holzarten, und untersucht nach allgemeinen, durch die Erfahrung sich verificirenden Gründen, die Umstände, unter welchen dies oder jenes Geschlecht nach dem Local am vortheilhaftesten gezogen werden kann. Er geht sodann von dieser Untersuchung auf die Bewirthschaftung der Wälder über, wobey er in Rücksicht der Hochwaldungen den periodischen Durchhieb als die neueste und vorzüglichste Methode empfiehlt, und hievon Veranlassung zu Betrachtungen über die mit dem Abtrieb gleichzeitig anzustellende Kultur nimmt. Hauptsächlich aber ist dem Vf. die Vervollkommung des Holzwesens und die Vermehrung der Forstrevenüen angelegen; wozu er ausser den einheimischen schnellwüchsigen Holzarten auch einige amerikanische zählt, und ihre möglichst einträgliche Benutzungsart aufführt.

Ob nun zwar nach der Bogenzahl dieser Abhandlung sich an und für sich nichts vollständiges erwarten lässt, so hat doch der Vf. in gedrängter Kürze Wahrheiten combinirt, für welche ihm junge Förster dankbar seyn werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 15. August 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Paris, b. Rigot und Lucet: *Traité de la fievre putride, précédé d'une dissertation sur les remedes généraux, et d'un Plan pour former un code complet de médecine et de chirurgie-pratiques, d'après l'observation et l'expérience;* dont l'utilité est circonscrite aux habitans qui sont entre les 43e. et 60e. degrés de latitude, et les 7e. et 40e. degrés et longitude de notre hémisphère; par *J. S. Vaume*, M. D. Médecin adjoint de l'hospice du Roule à Paris, ancien Chirurgien-Major 80. An. IV. (1796.) 291 S. 8.

Es bedurfte kaum des vorgesetzten *An. IV*, da dies ganze Buch ziemlich deutlich seinen Ursprung in den ersten Jahren nach der Revolution zeigt, nicht durch besonders neue Gedanken, (die Vorschläge zu Medicinalanstalten ausgenommen, sonst das reine Humoralsystem etc.) sondern durch die neue starke Art, zu empfinden und sich auszudrücken. Wer sich nicht zu *V's* Fahne bekennt, ist *gegen* ihn; fast auf jeder Seite werden Aerzte des Meuchelmordes und der kunstmässigen Vergiftung von Hunderten und Tausenden beschuldigt, welches er den wahren Stil nennt, der nicht fein ist, aber durch seine Energie trifft; die Allmacht und Allwissenheit der Natur wird angebetet, und dennoch läfst sie der Vf. oft unbedeutenden Arzneyen, die ein solcher Vergifter reicht, gänzlich unterliegen, und durch ein wenig Fliederthee ihr wieder geholfen werden. Wer sich aber hiedurch, durch die Weitschweifigkeit des Styles und die steten Wiederholungen, die den Vf. zwingen, fast jedem Kapitel eine Recapitulation anzuhängen, nicht abschrecken läfst, wird manche schöne, auch bey uns leider verkannte oder wenigstens nicht genugsam geachtete Wahrheit finden. — Die *Vorrede* eifert über den Verfall der Arzneykunde und besonders darüber, dass fast Jeder sein eignes System hat. Die Ursach findet er zum Theil in der gothischen Art des Unterrichtes auf Universitäten, weswegen er einen Studienplan übergeben hat, zum Theil in der Art, wie man praktische Schriften schreibt, da es das Ansehn habe, als ob man absichtlich durch sie die Wissenschaft schwerer und unverständlicher machen wolle. — Man habe bey der Armee in Böhmen während des Krieges zwischen Preussen und Oestreich i. J. 1778 wenigstens 10—12,000 Menschen, die ein *heilbares* Faulfieber hatten, methodisch *vergiftet* (durch die China) und da die Behandlung bey den feindlichen Armeen eben so gewesen, so müsse man annehmen, dass auch bey ihnen eben so viele vergiftet wären, also in Summa wenigstens 24000 Menschen, binnen 4 Monaten. Die Ursache soll darin liegen, dass die praktischen Schriftsteller die Krankheit gar nicht kannten, wie er aus den kurzen Sätzen von — Lieutaud, Schacht, Trallianus und Boerhave schliesst. Seine Abhandlung über dieses Fieber soll das Modell seyn, wie man praktisch schreiben müsse, und er verspricht, dass, wer ihr folgt, Keinen an dieser Krankheit verlieren soll. Aber nur die letzten 60 Seiten des Buches enthalten diese Abhandlung. — *Plan zu einem vollständigen medicinischen und chirurgischen Gesetzbuche.* Hieran dürfen nur Männer von wenigstens 25jähriger Erfahrung arbeiten und jeder nur in der Krankheit, die er besonders genau hat beobachten können. Bey jeder Krankheit werden die Vorbauungsmittel genau angegeben. Für einen jeden District, der pathologische Eigenheiten hat, wird ein Supplement, auch von einem 25jährigen Praktiker, abgefasst. Jeder Arzt wird durch ein unumgängliches Gesetz gebunden, nach diesem Codex und seinen Vorschriften zu verfahren; andre und neue Mittel darf er nicht anwenden, sondern muss sie dem Tribunale übergeben, welches nach 2—3jährigen Versuchen sie annimmt oder verwirft. Dafür kann aber auch nach *diesem* Buche jeder Arzt und im Nothfall selbst Jeder, der nur ans Lesen und Denken gewöhnt ist (!!), ohne weitere Hülfe die Krankheiten heilen, wenn er sie auch vorher nie gesehen hat. Sobald aber ein Kranker unter 30 Augen stirbt, holt sogleich ein öffentlicher Beamter die verschriebenen Recepte aus der Apotheke, der Arzt muss binnen drey Tagen seine Rechtfertigungsschrift dem Tribunale von drey erfahrnen Aerzten oder Wundärzten seiner Gegend (!) einreichen, und wird hienach denn losgesprochen oder ihm das Prakticiren auf eine Zeitlang oder auf immer verboten. Die armen Aerzte, wenn das Tribunal aus so strengen Richtern bestehen sollte, als *V.* ist, der schon bey Consultationen gemeiniglich den Mitarzt des Todschlages beschuldigt! Wahrscheinlich würde *V.* bald der einzige befugte Arzt seiner Gegend seyn! Zu diesem projectirten Codex findet sich hier nun eine Abhandlung über die allgemeinen Mittel und eine über das Faulfieber. Ueber diese Krankheit darf er freylich schreiben; denn zu derselben Zeit, als die 24000 vergiftet wurden, starb ihm von fast 1200 keiner, und in den 14 Jahren nachher ist ihm auch keiner daran gestorben. Die Aerzte oder Wundärzte brauchen denn weiter keine Bücher, als diesen allgemeinen Codex mit dem Supplement, La Faye's, oder Bordenave's Physiologie, Sabatier's Anatomie, La Faye's Hygiene, Deidier's Bandagenlehre, Lemery's Wörter-

buch der Chemie, Botanik, seine Pharmacie und — Hippocrates Aphorismen, aus welchen aber der Theil, der nicht für das französische Klima passt, vorher von *V.* ausgeschieden wird. Die glücklichen Aerzte, die auf einmal von allen Zweifeln und stillen Vorwürfen befreyt werden, da sie einen Leisten haben, nach welchem sie sicher heilen; die auf einmal von der Verbindlichkeit, fast das halbe Leben lesend hinbringen zu müssen, losgemacht werden, da sie nun mit 5½ Büchern abkommen; die nun die kranke Natur nicht mehr zu studiren brauchen, da sie ihr nach dem Codex schon helfen können, wenn sie nur an's Lesen und Denken gewöhnt sind! *Abhandlung über die allgemeinen Mittel.* Diese allgemeine Heilkunde ist besonders deshalb schätzbar, weil in ihr wenigstens versucht ist, die Anzeigen zur Anwendung der Hauptmittel meistens auf kurze Grundsätze zurückzuführen. *Aderlass.* Die Vollheit des Pulses gebe gar keine Anzeige hiezu, wie man gemeiniglich angiebt, da diese gerade ein Zeichen ist, dass die Natur arbeitet, den Feind fortzujagen und man durch dieses Mittel sie hierin störe. (Wie oft hält aber der entzündliche Krampf ihn gerade zurück, die Natur arbeitet sich ab bis zum partiellen Brande oder zum sogenannten Faulfieber!) Mit Recht bemerkt er, dass man oft bey Alten den Schlagfluss befördre, wenn man ihn durch Aderlassen verhindern wolle, blos auf das Zeichen eines harten, vollen Pulses, der diesem Alter natürlich ist. — Der einzige wahre Führer sey das Athemholen; wäre diess beengt, schmerzhaft, pfeifend, aussetzend, so müsse man Blut lassen, auch beym kleinsten Pulse (auch bey der nervösen Peripneumonie? bey chronischen krampfichten Brustbeschwerden?) Ist die Brust nicht beengt, so müsse man beym vollsten Pulse nie Blut lassen, blos ausgenommen bey einer gefährlichen Blutung und heftigen hartnäckigen Schmerzen (?). *Abführende Mittel.* *Hippocr.* Satz: *concocta non cruda medicari oportet, neque in principiis, nisi turgeant humores, et raro turgent,* enthalten die ganze Indication. Bey der Belegung der Zunge als Anzeige dringt er mit Recht auf ihre Feuchtheit, nimmt aber viel zu wenig Rücksicht darauf, dass dieser Theil ja nicht blos mit dem Magen, sondern auch mit der Brust zusammenhängt, und auch mit dieser leidet. Dem Satze des *Hippocr. Quo natura vergit, eo ducenda,* wird die Deutung gegeben, dass Abführungen in Ausschlags- und Brustkrankheiten Gift wären. *Brechmittel.* Im Anfange hitziger Krankheiten wären sie meistens heilsam, sehr selten aber im Verlaufe derselben. Starker Missbrauch derselben beym Schlagflusse. *Bäder.* Kalte, laue (in allen Fiebern und Entzündungen und besonders bey Alten) warme, Dampfbäder, Sturzbäder, und durch Umschläge (*bains d'enveloppe*) mit in warme Flüssigkeit getauchtem Flanell um einzelne Theile oder auch, zum Ersatz für warme Bäder bey Armen, um den ganzen Körper gemacht. Von den so heilsamen Tropfbädern findet sich nichts. *Klystire,* die der Franzose nicht so scheuet, als leider der gemeine Deutsche. Von den stärkenden findet man Nichts. *Tisanen.* Bey französischen Aerzten immer ein langes Kapitel. Wenn auch Manche mit ihnen Missbrauch treiben, besonders mit den Fleischbrühen, so versehen die deutschen Aerzte, besonders die nördlichern, es oft auf der andern Seite, dass sie die Mittel in einem zu kleinen Vehikel gaben, da die Franzosen z. B. mit Recht ihre Harntreibenden Mittel in Tisanen geben. — Die säuerlichen Tisanen bey Brustbeschwerden verwirft der Vf. zu allgemein, als die Expectoration störend, da sie diese bey zu geringer Gegenwirkung allerdings befördern, wie der reizendere Meerzwiebelessighonig in höherm Grade. Dass die Mineralsäuren nur starken Leuten mit unempfindlichen Nerven zuträglich sind, ist auch nicht richtig, da sie sehr oft gerade die zu grosse Empfindlichkeit am besten abstümpfen. *Mohnsaft.* Wie dieser Schlaf bewirke, ob durch seine Säure, oder ein eignes essentielles Salz, oder durch seine schweflichten Theile, darüber will *V.* nicht streiten, und mit Recht, wenn nur *darüber* die Frage ist! Nach seinem Princip soll man ihn nur da anwenden, wo Schmerz und heftige Spannung oder Schlaflosigkeit ohne Entzündung und vermehrte Hitze ist. *China.* Diese habe mehr Schaden als Nutzen in der Welt gestiftet, freylich wohl in Städten, wo, wie *V.* versichert, ⅓ der Recepte sie enthalten. Wenn er die dadurch Getödteten aufzeichnen wollte, müsste er dicke Bände schreiben. Im Wechselfieber wäre sie durchaus schädlich, da dieses nur das Symptom wäre, welches man dadurch höbe, aber die Ursache zurückliesse. (Sehr richtig, ausgenommen, wo man der Natur dadurch die fehlende Kraft giebt, die Ursache zu heben, oder wo nur der Eindruck auf das schwache Nervensystem die Ursache ist.) Die gefährliche Art, die mit dem zweyten, dritten Anfalle tödtet, habe er eingesehn. Der Glaube, die Rinde sey ein fäulnisswidriges Mittel, habe tausend Faulfieberkranke geschlachtet. Auch beym Brande der Alten sey sie schädlich, da er schon zu grosse Sprödigkeit und Trockenheit zur Ursache habe. Desto heilsamer sey sie in Nervenkrankheiten mit Schlaffheit und beym kleinen Fieber der Genesenden. Das kalte Infusum sey das beste, das Pulver ein schwer zu verdauendes *caput mortuum.* (Das Pulver aus dem Infusum wohl!) *Blasenpflaster.* Erklärung der Wirkungsart der Mittel sey Wortkram, der aus der neuen Schreibart der Medicin ganz verbannt werden müsse. Es wäre genug, dass die Erfahrung zeige, durch die in der Blase enthaltene Lymphe kommen eine Menge Kantharidenpartikelchen in den ganzen Körper. (?) In hitzigen Krankheiten sie als Abzugsmittel zu gebrauchen, sey thöricht, weil in diesen keine Eiterung entstände, ja es sey ein mordbrennerisches Verfahren, da man dadurch die Erhitzung aufs Höchste triebe. Bey Fiebern passen sie nur als allgemeine Reizmittel, als Abzugsmittel nur da, wo man Eiterung erhalten kann, in chronischen Krankheiten (Aus diesem und dem vorigen Abschnitte ist Manches auch bey uns wohl zu beherzigen.) *Diät.* Hier herrscht wieder die liebe Natur. Gieb mit Maass die Nahrung, die die Natur fodert und die Lust des Kranken anzeigt, diess sey die ganze Diätetik für Kranke. (Auch atrophischen

Kindern die Mehlklöfse, Kartoffeln und andre zähe Speisen, wonach sie so begierig sind?) Ein Freund des Vf. starb als Reconvalescent blos weil er zu wenig afs, der Magensaft also verdarb (trotz der Tisanen?) und Erbrechen und Koliken machte! *Behandlung der herumziehenden Krankheiten.* Kein Schriftsteller habe diesen Gegenstand behandelt. (Bey uns doch). Ohne ein Versehen des Arztes, Kranken oder der Umstehenden sterbe Niemand an einem hitzigen Fieber, der nicht einen ganz entschiedenen Fehler der festen und flüssigen Theile in die Krankheit mit hineinbrächte, blos etwa Geisteskrankheiten und die Pest ausgenommen. Das Meiste werde im Anfange der Krankheit verfehlt, wo man blos symptomatisch verfahren müsse, gegen heftige Schmerzen, Convulsionen, Brustbeklemmung, heftigen Husten, Verstopfung oder übermäsige Ausleerungen und die brennende Hitze. (Brechmittel, die doch auf vielfache Art manche Krankheit im Ursprunge ersticken können, sind sehr mit Unrecht ausgelassen.) *Abhandlung über das Faulfieber.* Unter den allgemein bekannten Vorbauungsmitteln wird das Waschen der Hände und des Gesichtes noch besonders empfohlen, weil die Ansteckung durch die unbedeckten Theile geschehe, wie man aus der zuerst erscheinenden Gesichtsbläffe sähe (die gewiss kein Localübel, sondern schon Folge der allgemeinen Einwirkung ist.) Bey den ersten Vorboten ist ein Brechmittel am nützlichsten, Purganzen sind höchst schädlich. Im *ersten* Zeitraume ist zuweilen, doch selten, eine Blutausleerung nöthig, weit öfter sind es Brechmittel, Purgiermittel aber sind Gift. Bey kleinen unordentlichen Schweissen und schwachem Fieber muss man die schwache Natur unterstützen durch Fliedermus mit Essighonig und — Salpeter (?) Im *zweuten* Zeitraum vom fünften bis zum eilften Tage wird das Delirium durch gelinde Opiate gemindert, die sinkenden Kräfte werden durch Kampher mit Contrajerva gehoben und dabey säuerliche Tisanen gegeben. Im *dritten* vom eilften bis zum vierzehnten Tage ist besonders der eilfte zu bemerken, als *dies indicatorius* der am vierzehnten erfolgenden Krise. Sinkende Kräfte müssen durch Kampher, Wein und nun auch durch Blasenpflaster gehoben werden, besonders gegen den kritischen Tag. Wird am sechsten, siebenten Tage der Besserung die Zunge, die sich schon gereinigt hatte, aufs Neue belegt, so ist eine gelinde Abführung nöthig. Eine Verlängerung der Krankheit bis zum 17ten, 21sten oder 28sten Tage findet nur Statt, wenn die Natur gestört ist, besonders durch abführende Mittel. — Fäulnifs der Säfte könne nie im lebenden Körper seyn, also auch nicht bey dieser Krankheit, die im Kampfe der Natur, eingesogne faule Partikeln (die Ursache) wieder auszustofsen, bestehe, den man also nicht stören müsse. Das Ausfallen der Haare soll so nothwendig seyn, dafs, wenn diess nicht erfolgt, die Krankheit kein Faulfieber war. — Zuletzt noch von den gewöhnlich, aber unzweckmäsig gegen diese Krankheit angewandten Mitteln, als dem Aderlassen am Fusse, an welchem Theile es, der Erfahrung nach (?) ganz mörderisch seyn soll; durch die starke Schwächung; von den Purgiermitteln; von den Blasenpflastern, während der Heftigkeit des Fiebers gemissbraucht; von den Fleischbrühen, die die Kranken meistens so verabscheuen, dafs man sie ihnen nur im Delirio beybringen kann; von der China. Wer diess letzte Mittel, nachdem er des Vf. Abhandlung über den Gebrauch derselben gelesen hat, gegen das Faulfieber noch anwenden kann, soll schuldiger und gefährlicher seyn, als der Meuchelmörder, der im Walde lauert.

Stendal, b. Franzen: *Samuel Gottlieb Vogels* — in Rostock — *Kranken-Examen, oder allgemeine philosophisch-medicinische Untersuchungen zur Erforschung der Krankheiten des menschlichen Körpers,* 1796. 355 S. 8.

Man findet hier keine trockne pedantische Unterhaltung eines Arztes mit seinen Kranken, dialogisirt, oder in Fragen und Antworten, wie ein Gesundheit-katechismus etc. abgefasst, sondern eine semiotische und philosophische Erforschung aller der Erscheinungen, die einen Arzt in den Stand setzen, eine Krankheit richtig zu beurtheilen. Der Vf. hat nicht nur mit der gröfsten Genauigkeit an alle jene Erscheinungen erinnert, worauf der Beobachter Acht zu geben hat, sondern auch mit eben so grofser Behutsamkeit, ohne in einen entscheidenden Ton zu verfallen, auf die kleinsten Umstände — bis auf die Haare, die Aufmerksamkeit der Leser rege gemacht. Man kann das Buch eben sowohl als einen Entwurf zu einer allgemeinen Semiotik ansehen, der aber etwas mehr als die gewöhnlichen Semiotiken, umfasst, und nicht bey dem Pulse, Urin etc. allein verweilet, sondern sehr lehrreiche allgemeine Vorschriften zur Untersuchung der Krankheiten, der Kinder, der Frauenzimmer, ihres Verstandes beraubter Personen etc. enthält; in ein sehr genaues Detail über Lage, Stellung, Idiosyncrasin, Alter, Ansteckung etc. auf eine Art eingeht; die in den gewöhnlichen Compendien sonst so ekelhaft wird, hier aber äusserst unterhaltend und anziehend gemacht ist, ohne jedoch eigentlich aetiologische Untersuchungen zu enthalten, welche die auf dem Titel angegebenen *philosophischen* den Leser vielleicht hätten erwarten lassen. Der Vf. weiss zugleich durch merkwürdige Fälle aus seiner Erfahrung die Unterhaltung noch interessanter zu machen. Vorzüglich gut scheint uns der Abschnitt von Athem, Idiosyncrasie, von der Physiognomie des Kranken gerathen zu seyn, woraus wir, um zugleich die Leser mit seiner Manier, und Art des Vortrages bekannt zu machen, etwas auszeichnen wollen. „Je „mehr die ganze Lunge leidet, sagt Hr. B. desto we„niger hebt sich die Brust, und desto mehr der Unter„leib. Dagegen sitzt die Ursache des widernatürlichen „Athems gewifs nicht in der Brust, wenn sich die Brust „allein, und der Unterleib gar nicht bewegt. Man „darf in der Regel den Grund des gestörten Athems „desto weniger in der Brust und den Lungen suchen, „je widersprechender der Puls dem Athem ist.“ (Hier

hat der Vf. jedoch nicht an die sogenannte Bruſtbräune gedacht, oder dieſe für eine Ausnahme von jener Regel angeſehen.) Was der Vf. bey Gelegenheit der Phyſiognomie des Kranken ſagt, daſs die pathologiſche Phyſiognomik weit fruchtbarer, lehrreicher und ſicherer ſey, als die Lavaterſche, darin iſt der Rec. mit ihm ſo ſehr einverſtanden, daſs er nie zu einem Kranken zu gehen wünſchet, dem er nicht ins Geſicht ſehen kann; noch vor Unterſuchung des Pulſes und andrer Zeichen wird ihm jene phyſiognomiſche Unterſuchung, oder vielmehr Pathognomik unentbehrlich. Nur werden freylich bey dieſer Geſichtsſprache einem erfahrnen oder geübten Beobachter die Buchſtaben leichter zuſammenzuſetzen, als einem Anfänger; und wir wünſchen deſto mehr, daſs dieſem der Vf. in dem verſprochenen zweyten Theile des Werks, dieſes Alphabet noch leſerlicher machen möge, als er ſchon in dieſem erſten gethan. In der vor uns liegenden Arbeit findet ſich der ältere Arzt gewiſs oft an Dinge erinnert, die ihm vielleicht ſchon entgangen waren, und der jüngere muſs hier ſehr gedemüthigt werden, wenn er bisher geglaubt hatte, daſs es ſo ſehr leicht, oder bloſs das Werk einiger weniger Univerſitätsjahre ſey, die ganze Wiſſenſchaft zu erſchöpfen. Beiden verſprechen wir alſo aus dieſem Buche den gewiſſeſten Nutzen, und ſelbſt Nichtärzten eine intereſſante Lectüre.

GESCHICHTE.

Germanien: *Neueſte Staats-Anzeigen:* Geſammelt und herausgegeben von *Freunden der Publicität und Staatskunde.* 1797. I B. 1—4 St. 150 S. II B. 5—8 St. 136 S. gr. 8.

Als Fortſetzung der *Schlözerſchen Anzeigen* betrachtet, fällt dieſe Zeitſchrift allmählig in den chroniſchen Fehler der gröſsern Zahl ihrer Mitſchweſtern, nämlich in die Abweichung vom Plane und vom Hauptzwecke. *Eine Geſchichte der Handwerke und Zünfte in Deutſchland* (II St. no. 5.) und *eine Ueberſetzung des Ariſtoteliſchen Haushaltungsbuchs* (no. 6.) gehören nicht zu den *neueſten* Staatsanzeigen, wenn ſie gleich Beziehungen oder Gegenſtellungen, die auf unſre Zeiten gehen, enthalten. Bey dem trockenen Skelett des ſogenannten *feindlichen Vorfalls* vom 2ten Julii 1796 auf dem Roſsbühl bey Schwaben (II. 5) und bey den *Perſonalitäten eines ſchwäbiſchen Kloſterbeamten gegen die Salzburger Univerſität* (I. 2) gebricht es an der Gemeinnützlichkeit, noch weniger iſt der Abdruck der *Apologie* (II. 9) aus dem *Reichsanzeiger* unter dieſem Geſichtspuncte zu rechtfertigen. Dieſe beiden Mängel abgerechnet, iſt indeſs Reichhaltigkeit noch immer ein ſo herrſchendes Verdienſt dieſer Staatsanzeigen, daſs die Rüge der Bitterkeit in Widerlegungen, und einer zu lebhaften Neigung beſtehende Verfaſſungen zu tadeln, dadurch billig gemildert wird. Erſtere wird insbeſondere bey dem *Commentar des würtenbergiſchen Friedenstractats mit Frankreich* (II. 1.) gegen den Verfaſſer der Miniſterialzeitung angewandt. Was aber die letztere betrifft, ſo ſcheint ſie in dem *politiſch-moraliſchen Kalender der europäiſchen Staaten* auf das Jahr 1797 deutlich hervor, deſſen gehaltvolle Anlage übrigens einen Verfaſſer von ſehr hellem Blick verräth. Wenigſtens möchten nicht die Wettergläſer eines jeden ruhigen Beobachters z. B. bey *Hannover* auf *Druck des Volks* und bey *Frankreich auf liebliche Wärme* zeigen. Eben ſo weht der Geiſt der neuen Philantropie im Aufſatze über *La Fayette*, (I. 4) deſſen Befreyung nun vielleicht manche bereits ge[illegible] ſtete deutſche Feder zur Ruhe bringen, oder anderwärts beſchäftigen wird, und bey dem Abdrucke der Flugblätter über die *preuſsiſche Beſitznehmung von Ellingen* (II. 4.) Allein, glücklicher Weiſe, wird dieſe Anſicht noch nicht ſyſtematiſch durch die ganze Sammlung herrſchend. Dieſes beweiſet unter andern die *Skitze der Regierung von Catharina II* (II. 7.) — Nach deren Tode war nämlich zu erwarten, daſs der Enthuſiasmus der Lobrednerſchaar unter dem Wechſelwinde kaltblütiger Beobachtung abkühlen werde. Hier werden aber die Eroberungsplane der Kaiſerin noch als *vielleicht nothwendig* geſchildert, und deren Schlachtopfer in das Schuldbuch der *Generale* eingetragen. Drey andere Aufſätze, die *Appellation der Gemeinde Strasburg an den National-convent* (I. 3.) (gegen den Terrorismus) — *Beſchreibung des urdeutſchen Kloſters la Trappe bey [illegible]ſeldorf* (II. 2.) und *der Adelsbund* (II. 6.) (aus *le C[illegible] de la Platière éloge de Guſtave III*) — ſind wörtliche Abdrücke, bey welchen hier nur das Verdienſt der Aufnahme bleibt, indem Einſender und Herausgeber ihre Unkunde über die Schickſale des letztern o[illegible]herzig ſelbſt geſtehen. Dagegen ruhet das Verdienſt eigner Bearbeitung und mühſamer Zuſammentragung auf zwey ſtatiſtiſchen Artikeln von praktiſchem Werth. Im erſten iſt der *Handel von Antwerpen* (I. 1.) — und nach dem Verluſte der Scheldefreyheit, aus beſten Schriftſtellern aller Nationen, namentlich auch aus *Forſters Anſichten* dargeſtellt; — der beſte Commentar zu Frankreichs ungeheurem Gewinn bey der Reunion von Belgien. Noch wichtiger iſt der zweyte, die vermiſchten *Beyträge eines Elſaſſers zur Staatskunde von Frankreich.* Die Gröſse, Bevölkerung, und ſucceſſive Vergröſserung dieſer Republik ſind hier mit ächt ſtatiſtiſchem Geiſte tabellariſch berechnet, und insbeſondere iſt die Tabelle von den *neu vereinigten* Departements für die Bearbeiter des allgemeinen Friedens von Nutzen.

Nro. 256. S. 391. Z. 25. ſtatt *Trophäen* lies *Trochiten.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. August 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

WEIMAR, im Verl. des Industrie-Comptoirs: *Griechische Vasengemälde*, mit archäologischen und artistischen Erläuterungen der Originalkupfer. Herausgegeben von *C. A. Böttiger*. Ersten Bandes, Erstes Heft. 1797. VIII. u. 160 S. gr. 8. mit einem Titelkupfer. (18 gr.)

Ebendaselbst: Umrisse griechischer Gemälde auf Antiken, in den Jahren 1789 und 1790 in Campanien und Sicilien ausgegrabenen Vasen, jetzt im Besitz des Ritters *William Hamilton*. I. Band. Herausgegeben von *Wilhelm Tischbein*, Director der Königl. Maler-Academie zu Neapel. *Erstes Heft*. 6 Kupfertafeln. 1797. gr. fol. (1 Rthlr.)

Aus dem Intelligenzblatt der A. L. Z. (d. J. N. 37.) werden sich die Leser einer umständlichen Ankündigung dieses Unternehmens erinnern; und jedem Kunstliebhaber wird es erwünscht seyn, schon den Anfang der wirklich glücklichen und beyfallswürdigen Ausführung zu erhalten. Schwerlich hätte diese letztere in bessere und geschicktere Hände fallen können, als in die des durch mehrere archäologische Forschungen und reichhaltige Kenntnisse in der Kunstliteratur schon rühmlich bekannten Herausgebers. Ihm und der um Bildung und Unterhaltung des Kunstgeschmacks schon mannichfaltig verdienten Verlagshandlung verdankt man die wesentlich vollkommnere Gestalt eines an sich schon sehr interessanten Werks, dessen Commentar in der deutschen Bearbeitung treffliche Zusätze und Verbesserungen erhalten hat. In Ansehung der dazu gelieferten Kupfertafeln, weiss man schon aus jener Ankündigung, dass man hier *keine Nachstiche*, sondern unter Hn. *Tischbein's* Aufsicht selbst in Neapel besorgte, und der Verlagshandlung überlassene Abdrücke der *Originalkupfer* erhält; ein Umstand, der bey dem gegenwärtigen Werke desto wichtiger ist, da diese Blätter mit der äusserten Sorgfalt und Genauigkeit besorgt sind, so, dass oft Eine Vase zehnmal gezeichnet, und dreymal gestochen, und erst zum drittenmale gebilligt ist. Durch die allmälichen Lieferungen, und den sehr billig angesetzten Preis, wird deutschen Liebhabern der Kunst und der Antike die Anschaffung dieses schönen Werks ungemein erleichtert; und es wäre in der That unverantwortlich, wenn die Unterstützung des Publicums dieser Unternehmung nicht mit ähnlichem Eifer aufhelfen, oder in ihrer Beförderung erkalten, und dadurch ihren Fortgang bis zur Vollendung hemmen sollte.

In Deutschland giebt es nur wenig Besitzer des Originalwerks, oder vielmehr dieser nämlichen Kupfer in ihrer ersten Ausgabe, wo sie mit einem vom Ritter *Hamilton*, mit Beyhülfe seines gelehrten Freundes v. *Italinski*, besorgten englischen und französischen Texte unmittelbar begleitet waren. Auch für diese Besitzer ist hier gesorgt worden; denn der entschieden vorzügliche Kommentar des Hn. OCR. *Böttiger* wird auch, so wie die Kupfer, *besonders* verkauft. Diese Vorsorge der Verlagshandlung muss um so mehr erkannt werden, da von den Bearbeitern des frühern Textes der Ritter Hamilton doch eigentlich nur Dilettant ist, Hr. v. *Italinski* aber das Studium der classischen Literatur der Alten nur als Erholung von Amtsarbeiten treibt, und nie Musse hatte, das Studium der Monumente und der Kunst damit zu verbinden. Den Gesichtspunkt, aus welchem dieser Kommentar angelegt, und bearbeitet ist, hat der Vf. schon in der oben gedachten Ankündigung vorläufig angezeigt; und gewiss fasste er denselben ganz nach den Wünschen der Kenner. Auch in der Vorrede dieses ersten Hefts entwickelt er seinen Zweck, der theils artistisch, theils antiquarisch und philologisch ist. Selbst dem philologischen Studium auf *Schulen* wünscht Hr. B. durch diese Arbeit ein neues Hülfsmittel zu geben. Künstler und Kunstliebhaber, denen Kenntnisse dieser Art abgehen, oder nicht so sehr am Herzen liegen, werden daher den eigentlich *gelehrten* Theil dieser Erläuterungen nicht missbilligen, um so weniger, da sie selbst daraus manche Belehrung ziehen, und, wenn sie diese nicht suchen, sie ohne Störung vorbeylassen können, da die Untersuchungen und Nachweisungen dieser Art nicht in den Text selbst verwebt, sondern in unten stehenden Noten beygefügt sind. Für die Alterthumskunde, Kunstgeschichte und Fabeldeutung versprechen wir uns, nach der hier gelieferten Probe, recht viel Ausbeute von diesen Anmerkungen, Zusätzen und Berichtigungen; und schon in dieser Rücksicht können wir den thätigen Eifer unsrer Landesleute zur Beförderung eines so vielfach nützlichen Unternehmens nicht dringend genug wünschen und auffodern. Das Philosophische und Dichterische der Fabeldeutung, die Urgeschichte des menschlichen Verstandes, die religiösen Geheimnisse, so viel interessante Gebräuche und Sitten des häuslichen Lebens, so viel gleichsam ganz erloschene Uebungen und Spiele, das in so mancher Rücksicht lehrreiche und so wenig gekannte Costum in Kleidungen, Möbeln und so viel andern Dingen sind eben so viel zu erläuternde Punkte und Ansichten, welche uns die Reihe dieser Vasengemälde an-

bietet, und worüber wir von dem Verfasser nach den bereits gegebenen Proben Genugthuung erwarten dürfen. — Doch ist dies nur ein Punkt ihrer Ansicht: welche reiche Aernte bleibt in diesen monogrammatischen Gemälden dem ächten Kunstsinne übrig? —

Dieser erste Heft enthält *Hamilton's* Zuschrift an Mylord *Leicester*, mit einem literarischen Zusatze des deutschen Herausgebers; ferner, *Hamilton's* Einleitung in das Studium der antiken Vasen, mit Hn. *B's.* Anmerkungen und Zusätzen, worin theils die nicht hetrurische, sondern altgriechische, Entstehung derselben dargethan, theils der Gedanke ausgeführt und sehr wahrscheinlich gemacht wird, dass sich auf diesen Vasen die schönsten Originalzeichnungen der berühmtesten griechischen Maler in Skizzen und Nachbildungen erhalten haben. Und in der That hat Rec. nach seinen eigenen Forschungen keinen Zweifel, dass diese Monumente aus der blühendsten Zeit griechischer Kunst sind: oder um uns bestimmter auszudrücken, dass diese Vasen in die Epochen von Perikles und Alexander gehören; und nach den Meisterwerken damaliger Künstler von Vasenmalern auf diese von Erde gebrannten Töpfe in Kontur übertragen wurden. — Welch hohes Interesse giebt uns schon dies: und zweytens welchen Schluss auf die Vollkommenheit der Originalwerke selbst, da uns die unvollkommenste aller Kopiearten schon eine so hohe Idee davon erweckt? — Man vergleiche sie mit dem besten, was die moderne Kunst — was ein Raphael, und Leonardo da Vinci — uns geliefert haben: — welch ein Abstand in Gestalt und Stellung, und besonders in jener hohen Eleganz, welche seit den Griechen von der Sinnenwelt verschwunden zu seyn scheinet, bietet sich hier dem Kennerauge dar! — Aus den Gräbern ist dieser kleine Nachlass des griechischen Kunstgeistes — auf verächtlicher Tonrede aufbewahrt — zu uns empor gestiegen: doch lieblich umwehen uns diese wenigen, aber ewigen Blüthen. Aus voller Stimme möchte man dem Künstler, und jedem der Kunst zu schätzen und zu ehren weiss, mit Horaz zurufen:

Exemplaria graeca
Nocturna versate manu, versate diurna.

Es ist unverantwortlich, wie lange man diese so vortrefflichen Monumente unbenützt, und ungeachtet in Winkeln stehen liess. Nur Raphael, und vor ihm ein Lorenzo Ghiberti verstanden, aus den unscheinbarsten Fragmenten der alten Welt ihren Künstlergeist zu nähren; und wenn nach diesen auch einer und der andere Rücksicht darauf nahm, so geschah es entweder — wie bey Giulio Romano — in einem zu wilden, oder — wie bey Poussin — in einem zu schwachen Geiste. — Doch nicht bloss dem Künstler, nicht bloss dem Sammler müssen diese Monumente wichtig seyn: man hat zum Theil angefangen, sich derselben in Kunstfabriken zu bedienen, als auf Porzelan, auf Tapeten, auf Möbeln, oder auch zu Wandverzierungen: aber bey weitem ist es noch nicht mit gehöriger Wahl der Sujets, — wie sie sich nämlich zu *einer* Fabel gehörig verbinden, mit gehöriger Ausführung, wozu eine verständige Colorirung viel beytragen würde, und so allgemein geschehen, wie die Schönheit der Gegenstände, und ihre Darstellung es verdienten. — Besonders könnten sie viel beytragen, die sinnlosen Zimmerverzierungen zu vertreiben, mit welchen in unsern Tagen so viel in Schriften, und in der Wirklichkeit getändelt wird. — Auf die gedachte Einleitung folgen Nachrichten über die griechischen Vasen in Auszügen aus Briefen von Hn. *Tischbein* in Neapel, und *Meyer* in Florenz, im vorigen und diesem Jahre geschrieben. Und nun die Erläuterung der drey letztern Kupfertafeln dieser ersten Lieferung. Hamilton hat nach dem, was Rec. von diesen Vasenzeichnungen bekannt ist, lange nicht alles Merkwürdige, und in gehöriger Vollständigkeit berührt. Da aber die Ausfüllung dieser Lücke für eine Recension zu lang seyn würde, und der gelehrte Herausgeber selbst das Publicum zu Beyträgen, die diesen Zweig der Alterthumskunde näher beleuchten könnten, auffodert; so dürfte in einem der nächsten Hefte das Mangelnde in einem bestimmten Zusammenhange nachgeholt, und gehörigen Orts eingeschaltet werden.

Zuerst, *über die Vasenarabeske* in Beziehung auf die Taf. 3. befindlichen sieben verschiedenen Muster von Einfassungen, Blumengewinden, und dergl. womit die obern und untern Ränder der alten griechischen Vasen gewöhnlich geschmückt sind. Eine der häufigsten Verzierungen dieser Art war der *Akanthus*, oder die ächte Bärenklau, so, dass dies Wort hernach die allgemeine Kunstbenennung für Umkränzungen und Einfassungen aller Art wurde. Hierüber macht Hr. B. S 80. eine gelehrte Anmerkung, worin er die Muthmassung äussert, dass in der Erklärung des Worts Ἄκανθος beym *Hesychius* für ζώων καὶ Φυτῶν, vielleicht ζωόφυτον, und πτέριον für πτηνῶν zu lesen sey. In ζωόφυτον hätte man, wenn diese Conjectur und deren Erklärung Statt fände, dann zugleich das ächte alte Wort für *Thierarabeske* gefunden, welches bis jetzt vergeblich gesucht wurde. Rec. gesteht indess, dass ihm diese Umändrung etwas zu gewagt, und die Erklärung natürlicher scheine, wenn man, bey der von Hn. B. selbst erläuterten und eingeräumten *weiten* und uneigentlichen Bedeutung des Worts *Akanthus*, annimmt, *Hesychius* habe, die drey vornehmsten und gewöhnlichsten Gattungen des gewirkten Saums oder der Verbrämung, περιρχῆμα ὑφασμένον, wodurch er jenes Wort erklärt, in den drey Wörtern: ζώων, Φυτῶν und πτηνῶν angeben wollen, dass man nämlich entweder Pflanzen- und Blumenwerk, oder Figuren vierfüssiger Thiere und Vögel darin angebracht habe. Von der Thier-Arabeske würden dann doch vielleicht das erste und letzte jener drey Wörter gemeynt seyn, wenn anders durch das jedem vorangesetzte καὶ nicht sowohl eine Trennung als eine Mischung dieser Verzierungsarten sollte angedeutet werden. Neu und scharfsinnig ist das, was noch in eben diesem Abschnitte von den Schlingungen und Krümmungen, die *Mäander* hiessen, von ihrer

ihrer Anbringung auf Gewändern, und besonders auch auf Gefäsen, gesagt wird, wo man sie die *Mäander-Arabeske* nennen könnte. Selbst darin, dass die Blätter-Einfassung immer nur um den obern Rand der Vasen, die mäandrische aber um den untern Rand derselben herumläuft, findet sich, wie sehr fein und richtig bemerkt wird, etwas Gedachtes und eine der antiken Kunst so rühmlich eigne Schicklichkeit. — Ueber das Alterthum der Arabesken und Grotesken überhaupt, und ihre Spuren auf altgriechischen Vasen werden zuletzt noch lesenswürdige Bemerkungen mitgetheilt. Hr. B. ist geneigt, ihre Entstehung aus den Dichtungen der Metamorphose herzuleiten, und räth mit Recht die neuern Künstler von dem Widersinn ab, die Einfassung in den einzufassenden Körper selbst umzuwandeln. — So viel scharfsinniges und richtiges übrigens über die Vasenarabesken und Verzierungen hier beygebracht ist, so ist die Materie damit doch weder erschöpft, noch nach allen den Ansichten gefasst, deren sie fähig ist. Soviel man auch in unsern Tagen über das Arabeskenwesen geschrieben und vernünftelt hat, scheinen wir doch wenig auf Grundbegriffe, und gehörige Auseinandersetzungen gekommen zu seyn, doch diesen Punkt und wie dieser Gegenstand sein Licht ganz von der Geschichte borgen müsse, genauer auszuführen, erfodert eine eigne Abhandlung.

Ueber das *erste* Vasengemälde, *Bellerophons Kampf mit der Chimära* giebt der Vf. treffliche Erläuterungen, und in einer zweckmäsigen Ordnung. Zuerst erzählt er die Fabel selbst, dann prüft er ihre muthmassliche Entstehung, erklärt das vorliegende Gemälde der Vase, vergleicht es mit andern Kunstwerken, und trägt zuletzt von seiner wahrscheinlichen Bestimmung seine Meynung vor. Zu Nebenbemerkungen boten sich hier einem so scharf umherschauenden und kenntnissreichen Forscher überall Veranlassungen dar. Sinnreich sind z. B. die Vermuthungen: S. 112. ff. über den Ursprung der Idee von der Chimära und ihre Zusammensetzung; S. 123. ff. über das, was auf dem Urgemälde, wonach die Vase kopirt wurde, die Schlange auf dem Hinterbuge des Pegasus gewesen sey, einer nämlich von den auf den edlern griechischen Pferden und ihren Abbildungen auf Münzen oft vorkommenden phönizischen Buchstaben *Koph* und *Sam*, wovon ein so bezeichnetes Pferd selbst *Koppatias* oder *Samphoras*, Kophträger und Samträger, genannt wurden. Befremdend ist es allerdings, dass bisher noch kein Alterthumsforscher, besonders noch keiner von den Numismatikern, welche dieser Bezeichnungen so oft erwähnten, einen Aufschluss über ihre eigentliche Bedeutung zu geben suchte. Unser Vf. macht es sehr wahrscheinlich, dass dies *Koph* und *Sam* auf die beiden Städte *Korinth* und *Syrakus* deuten, von deren Namen sie die Anfangsbuchstaben sind.

Das *zweyte* Vasengemälde ist, der bisherigen und sich zuerst darbietenden Deutung nach, *eine griechische Braut in ihrem Putzgemache*, die hier gebadet, gesalbt, geschmückt und beschenkt wird. Nach den über diese Deutung gegebnen antiquarischen Erläuterungen, trägt der Vf. seine Zweifel vor, dass diese Figuren auf ein wirkliches Faktum hinzielen, und dass überall auf dieser Vase von einer wirklichen Hochzeit, von einer Braut im eigentlichen Sinne des Worts, die Rede sey. Vielmehr hält er die Hauptfigur dieses Gemäldes für eine *geistliche* Braut, für eine *Libera*, oder die bey den geheimen Weihen des Bacchus als Gemalin dieses Gottes repräsentirende griechische Matrone. Diese Meynung wird allerdings durch den geflügelten Genius wahrscheinlich, welcher der Braut die Füsse badet; denn wo dergleichen Genien auf Vasen vorkommen, haben sie, nach des Vf. Bemerkung, allezeit auf ein wirkliches Bacchanal Beziehung. — Angenehm ist die Hoffnung, welche uns der Vf. giebt, in der Folge über die dramatische Feyer der Bacchusfeste und geheimen Weihungen von Grosgriechenland noch ausführlichere Untersuchungen anzustellen. Unserm Wunsche nach muss er in seinen Erläuterungen *so*, und nicht anders, fortfahren.

Braunschweig: *Claire Duplessis et Clairant.* Histoire d'une famille d'émigrés François. Par l'auteur de Rodolphe de Werdenberg, traduit de l'Allemand par M.*** 1796. 8. T. I. XVI. und 236 S. T. II. 250 S. T. III. 1797. 250 S. (1 Rthlr. 16 gr.)

Das Unternehmen, diesen unter uns so beliebten Roman in das Französische zu übersetzen, rechtfertigt sich vollkommen durch die gelungne Ausführung: *Clara du Plessis* lieset sich hier wie ein französisches Original, und die ursprüngliche Fülle und Leichtigkeit der Schreibart wird uns in einem neuen Lichte zurückgegeben. Der Eindruck des Ganzen bleibt völlig der nämliche, und wird also wahrscheinlich auch die Ausländer zur Theilnahme hinreissen; denn aller Fehler und Nachlässigkeiten ungeachtet, die man dem Werke überhaupt vorwerfen möchte, liegt so viel Reitz in der warmen und kunstlosen Darstellung, in dem frischen Leben, welches darin herrscht, und das schwermüthige Ende selbst so gut mit jugendlichen Gefühlen verknüpft, dass man geneigt wird, jene ganz zu übersehen, ja vielleicht das flüchtige und gefällige Gemälde dem blühenden Colorit zu Liebe wirklich grosen Kunstwerken zugesellt. Der Uebersetzer scheint indessen in seinem Vorberichte noch etwas kühler davon zu urtheilen: er hat es seinen Landleuten vorzüglich von Seiten der Wahrscheinlichkeit oder der Wirklichkeit der Begebenheiten ans Herz gelegt, und daher einige Züge, die nicht ganz im Kostum französischer Sitten sind, zu entschuldigen versucht. Da er sich hie und da kleine Abänderungen verstattete, so hätte man eigentlich wünschen mögen, er hätte die Freyheit noch etwas weiter ausgedehnt, und z. B. eben den stärksten Verstoss gegen die Wahrscheinlichkeit, nämlich die Scenen gestrichen oder eingeschränkt, wo die Mutter zu-

giebt, dafs Clara mit Clairant Rollen einstudirt, und auf einem Gesellschaftstheater als seine Geliebte erscheint. Auch die Weglassung einiger ermüdenden Wiederhohlungen zu Anfange würde vortheilhaft gewesen seyn. Sowohl der Uebersetzer als der Verfasser kommt drey bis viermal darauf zurück, dafs diese Leidenschaft, „*qu'un rien avoit commmencée, qui* „*n'étoit au fond qu'une méprise de l'amour propre, exa*- „*gerée ensuite et exaltée par l'imagination*,“ nur durch diesen oder jenen neuen Zufall mehr Consistenz gewann. Diese psychologischen Bemerkungen verrathen hier nur das absichtliche Streben, mehr Feinheit in die Schilderung zu bringen, aber sie wirken nicht günstig für dieselbe: die Details der blofsen herzlichen Leidenschaft, wie sie gebohren wird und fortgeht, hätten einer solchen Beymischung nicht bedurft. Der Vf. ist darin hier, wie gewöhnlich, sehr glücklich, und sie haben nichts von ihrer Zartheit bey der Uebertragung eingebüfst. Was uns aber auch in dieser am stärksten anzieht, sind die Briefe der beiden Liebenden. Von ihnen darf man behaupten, dafs sie wirklich so geschrieben worden seyn könnten, und deshalb schön erfunden sind. Hier ist die nachläfsige, fortströmende Sprache der Natur und wahrer Zärtlichkeit; ihr Inhalt ist freylich nicht durch Philosophie des Herzens, aber doch durch charakterisirende Aeufserungen, wie sie die Zeit und die Situation erzeugten, und durch die lebhafteste Vergegenwärtigung des Schauplatzes gewürzt. Sollten unsre Nachbarn etwa die sinnliche Glut oder die Spitzfindigkeit der Empfindung darin vermissen, an welche sie gewöhnt sind, so lernen sie doch schlichtere deutsche Liebessitte in der angenehmsten Einkleidung kennen, und lassen sie sich von Seiten der Naivetät gewifs gefallen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Leipzig*, b. Böttiger: *Vorerkennung der Witterung* jeden Jahrs, jeden Monats, jeder Woche. Für den Bürger und Landmann, von *Joh. Ephr. Keil*, Candidaten zu Merseburg. (1797.) 38 S. 8. (3 gr.) „Freylich wird man vermeinen, (fängt der Vf. sein Buch an) dafs es zu viel unternommen sey, dieses alles, wie es der Name dieser Schrift besagt, der Welt mit Wahrheit vor Augen zu legen. Weil aber diese zwar kurze Vorerinnerung noch wichtigere Umstände und Ereignisse anmelden thut, die bereits ihre Erfüllung erreicht haben, werde ich doch wohl Glauben gewinnen.? Im J. 1790 schrieb ich einen Roman unter dem Titel: *Marianens glückliche Tage*, welchen der Buchhändler Herr Johann Joseph Diesbach zu Prag in Verlag genommen (das ist allerdings viel, wenn er in demselben Styl wie dieses Büchelchen geschrieben ist), in welchem Romane ich *eine Wendung machte und deutlich anzeigte, dafs im J. 1793. ein Comöt erscheinen würde*. welches auch wirklich erfolgt ist. Die in der gelehrten Welt gewifs bemerkenswürdige Ankündigung haben, wie mehrere, auch die Leipziger politischen Zeitungen berichtet: dafs nämlich im J. 1792 über Berlin 14 Tage lang ein solcher Comöt sichtbar worden sey.“ So weit der Vf., der, wessen Geistes Kind er sey, hierdurch genugsam offenbart. Unter der Rubrik: der zwölf Monate Eindruck; enthält man hier ein chaotisches Gemisch von allerley was zur Witterungskunde gehört, und was auch nicht dahin gehört; noch am Schlufs, um zwey leere Blätter zu füllen, eine Etymologie der Bilder des Thierkreises. Er verwirft zwar die sogenannten Bauernregeln, nach denen man auf die folgende Witterung aus der Witterung an gewissen Tagen schliessen soll, z. B. an Petri Stuhlfeyer, Matthis, Fabian Sebastian, die Siebenschläfer, Egidi u. s. f. weil diese alten Sagen des Landmanns nicht allemal in Erfüllung gehen; allein seine Regeln beruhen auf einem nicht weniger luftigen Grunde, nämlich auf der Witterung gewisser durch den *Mondslauf* bestimmter Tage.“ Wenn der Mond, lehrt er, entweder voll, oder neu, oder auch in seinen Vierteln ist, so bringt er wahrscheinlicher Weise eine merkliche Verändrung mit. Das geschieht auch, wenn er in der Erdferne oder Erdnähe ist, und wenn er im Zeichen des Widders, des Krebses, der Wage oder des Steinbocks ist. Es sind auch dabey die vier Tage sowohl vor als nach dem Neu- und Vollmonde zu beobachten u. s. w. (Regeln die wir unter vielen Monaten wiederholt finden, und die, so dünn das Büchelchen ist; doch über sechsmal darin vorkommen.) — An einem andern Ort heifst es: „der Mond macht, wie bekannt (?), die Nächte kälter, wegen seiner Natur selbst, wie auch wegen seiner Druckkraft, und so macht er auch den heifsesten Tag zur angenehmen Sommernacht“ (das wäre ja wahre Magie) „dafs Sonne und Mond stets einander entgegen stehn, ist beständige Erfahrung; wenn man aber darthun wollte, dafs nach Johannis mehr Regen fallen sollte, denn vor Johannis, ist unbeständige Erfahrung.“ — Zur Probe noch ein paar der speciellern Witterungsregeln unsers Vf.: Wenn sich im Februar eine *Mondsfinsternifs* in den Nordgegenden ereignet, sie sey sichtbar oder nicht, so haben wir grofse Kälte zur Folge. — In der Tag oder Nachtgleichheit soll man Tag und Nacht 24 Stunden lang auf Wind- und Wetter acht haben, und seine Bemerkungen genau aufschreiben. Nach jeder Stunde richtet sich eine Woche, und so kann man die Witterung auf 6 Monate vorher bestimmen. — Nebensonnen sind Windgallen gleich und verrathen unstetes Wetter mit Wind und Regen. — Ist der Mond voll, und es drängt sich ein Gewitter über den Mondskörper, so wird es um so mehr gefährlich, weil es uns durch den Druck des Mondes näher steht.“ Dergleichen Unsinns ist fast das ganze Büchelchen voll.

MATHEMATIK. *Göttingen*, b. Dietrich: *Einleitung in die Geometrie oder Entwickelung des Begriffs .... Raum ...* Aus dem Französischen des Verfassers des Buchs der Wahrheiten. 1797. 83 S. 8. 1 K. Das Original haben wir A. L. Z. 1796. No. 176. angezeigt. Die Uebersetzung ist im Ganzen fleifsig gearbeitet. *Dimension* übersetzen die Mathematiker durch *Abmessung*, nicht Ausmessung, welches einen ganz andern Begriff bezeichnet. *Spitzsäule* für Pyramide will uns nicht gefallen, und wird schwerlich je das Bürgerrecht erlangen, da es schon von so manchem Mathematiker gebraucht worden ist, ohne Eingang zu finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. August 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Köthen, b. Aue: *F. G. A. Lobethans*, ordentlichen Lehrers der vaterländischen Geschichte und Rechte zu Zerbst, *Juristische Nebenstunden*, oder praktische Abhandlungen und Bemerkungen aus dem Civil-, Criminal- und Anhaltischen Statutarischen Rechte. (Auch unter dem Titel: *Anhalts Gerichtssaal u. s. w.*) *Zweytes Stück.* 77 S. 8.

Der Inhalt des zweyten Stücks dieser Sammlung, (deren Anfang wir A. L. Z. 1796. Nr. 41. bereits angezeigt haben) ist folgender: *No. I. Ueber die Denunciation der Injurien, in Beziehung auf zwey hiesige Fürstliche Edicte.* Hier wird gezeigt, dass im Anhaltischen der Denunciationsprocess, in Absicht auf Injurien, als eine von dem Civilprocess ganz unterschiedene Processart betrachtet werden muss. *No. II. Ueber die gerichtliche Insinnation der Ehepacten, nach anhaltischen Gesetzen; nebst einer Bemerkung über die Lassgüter.* Ist eine gründliche Erläuterung der hier einschlagenden, in einem scheinbaren Widerspruche unter einander stehenden anhaltischen Gesetze. *No. III. Sind die Besitzer der an einem öffentlichen Flusse gränzenden Grundstücke zur Räumung des Flusses verbunden? und kann, in dem Falle, da einer von ihnen die Kosten zu einer solchen Räumung ausgelegt hat, von den übrigen ein verhältnissmässiger Beytrag dazu gefodert werden?* Auf Entwickelung der hieher gehörigen Rechtsprincipien lässt sich der Vf. nicht ein, sondern erzählt bloss einen ihm vorgekommenen Rechtsfall, bey welchem die jenaische Juristenfacultät die obigen Fragen verneinend beantwortet, und den Kläger sogar in die Kosten verurtheilt hatte, sehr weitläuftig. Statt nun bey der Hauptsache zu verweilen, verbreitet Hr. L. sich vorzüglich bloss über den Kostenpunkt, und glaubt, es hätte wenigstens auf Compensation der Kosten erkannt werden sollen. *No. IV. Erzählung eines Rechtsfalls, und der Art, wie er entschieden worden, zur Erläuterung der Lehre von der willkührlichen Subhastation.* Ein lehrreicher Aufsatz, der über die Frage: in wie weit und in welchen Stücken die freywillige Subhastation von der nothwendigen abweiche? mehrere gute Bemerkungen enthält. Nur hätte der Vf. billig die wichtigsten Punkte mehr herausheben, und in das gehörige Licht setzen sollen. *No. V. Die Vermuthung des anticipirten Beyschlafs wird, im Fall einer nur um wenige Tage vor der gesetzlichen Zeit erfolgten Niederkunft mit einem vollständigen und gesunden Kinde, durch den Reinigungseid gehoben.* Ein Weib war 170 Tage nach der Hochzeit von einem Kinde entbunden worden, und wollte nun die Strafe des anticipirten Beyschlafs nicht auf sich leiden. Die Juristenfacultät zu Wittenberg sprach solche auch davon frey, wenn sie sich eidlich reinigen würde, dass sie sich vor der Trauung nicht fleischlich vermischt habe. *No. VI. Fall von einer versäumten Zurückschiebung des Eides und Compensation wörtlicher Injurien.* Ein unbedeutender Aufsatz, der füglich hätte ungedruckt bleiben können. *No. VII. Ein Rathsglied, über dessen Vermögen ein Concurs entstanden war, und welches bey dieser Gelegenheit die rathhäusliche Justizpflege in übeln Ruf gebracht hatte, wird mit der ihm zugedachten Remotion verschont.* Weder das Factum an sich, noch die einschlagenden Rechtslehren haben irgend etwas Hervorstechendes. *No. VIII. Das durch die Arrestanlegung erlangte dingliche Recht ist nicht auf die Zeit der bereits bestellten Privathypothek zurück zuziehen; und vor der Notification des Arrests kann der Schuldner seine Grundstücke gültig veräussern.* Ist für sich klar. *No. IX. Ein Auswärtiger, der gegen einen Einheimischen in eigenem Namen geklagt hatte, wird auf die von dem letztern wider ihn, als Vorsteher einer in einem auswärtigen Territorio etablirten Negociation, erhobene Wiederklage sich einzulassen durch drey conforme Sentenzen für schuldig erkennt.* Konnte, nach den vorliegenden Umständen, nicht anders seyn. *No. X. Vom veränderten Libell.* Ein Fall, der den Unterschied zwischen Veränderung und Verbesserung des Libells gut erläutert. *No. IX. Ein junger Mensch wird, wegen eines von ihm geständlich begangenen Meineides, sofort mit 14tägigem Gefängnisse bestraft.* Erhebliche Zweifel konnten wohl hiebey nicht eintreten. — —

Salzburg, b. Mayer: *Anleitung zu dem gemeinen, ordentlichen, bürgerlichen Processe*, mit besonderer Rücksicht auf die Salzb., Bayr. und Oesterreich. Processordnung. Von *Philipp Gäng*, hochfürstl. salzburgisch. Hofrathe, und ordentl. öffentl. Lehrer der Rechte. 1797. 59? S. 8.

Wir verargen es keinem akademischen Lehrer, wenn er bey seinen Vorlesungen gerne einen von ihm selbst entworfenen Leitfaden zum Grunde legt, glauben aber doch mit Recht fodern zu können, dass, wenn über eine Wissenschaft schon Lehrbücher von entschiedener Brauchbarkeit vorhanden sind, das neue Compendium sich entweder durch die Anordnung des Ganzen und die Anlage der einzelnen Theile, oder durch die Vorzüglichkeit der Ausführung auszeichnen muss. Es kann weder der Wissenschaft, noch den

den Studirenden nützen, wenn aus den vorhandenen guten Compendien immer wieder neue zusammen geschrieben werden. — Für die praktische Rechtsgelehrsamkeit nun sowohl überhaupt, als für die Processlehre insbesondere ist in neuern Zeiten durch einzelne Abhandlungen, grössere Werke und Compendien unstreitig sehr viel geleistet worden, so dass schon an sich jedem Kenner der juristischen Literatur die Ankündigung eines abermaligen neuen Lehrbuchs über den gemeinen Process sehr auffallend seyn muss. — Prüft man aber vollends das vorliegende Werk etwas näher; so wird man es kaum begreifen können, wie ein öffentlicher Rechtslehrer einer solchen Arbeit seinen Namen vorsetzen mochte. — *Die Anlage des Ganzen* ist völlig dieselbe, die auch andern Lehrbüchern zur Grundlage dient. S. 29. zeichnet sich der Vf. seinen Plan also vor: „Diejenigen Wahrheiten, welche I. *Die allgemeine Processlehre* vorträgt, sind von dreyfacher Art; sie beziehen sich nämlich entweder a) auf die im Processe vorkommenden Personen, oder b) auf die im Processe vorkommenden Sachen, oder endlich c) auf die Art der Behandlung selbst. II. *Die besondere Processlehre* verfolgt den Process in seine einzelne Theile; ich glaube daher am besten zu thun, wenn ich der Ordnung des processualischen Verfahrens selbst nachgehe, und daher in der 1) Abtheilung von dem Anfange des Processes bis zum Urtheile; in der 2) Abtheilung von den verschiedenen Rechtsmitteln gegen ein richterliches Urtheil, und endlich in der 3) Abtheilung von der Vollstreckung eines richterlichen Urtheils handle." — — *Die Anordnung der einzelnen Theile* hingegen ist höchst fehlerhaft. Die processualischen Zwischenhandlungen hat der Vf. jedesmal bey den einzelnen Rechtslehren vorgetragen: dadurch sind dann nicht nur häufige Wiederholungen veranlasst worden, sondern es fehlt auch ganz an dem gehörigen Zusammenhang, und dem nöthigen Ueberblick. Eben so wird die Lehre vom Beweis an mehreren Orten abgebrochen vorgetragen, und auf diese Weise dem jungen Studierenden das Eindringen in diesen so wichtigen Gegenstand äusserst erschwert. — Was aber endlich *die Ausführung* selbst anlangt; so hat Hr G. keinen Anstand genommen, sein Werk aus *Claproth* und *Danz*, vorzüglich aber aus letzterem, durchaus, ohne alle Benutzung der Quellen und einzelner kleiner Abhandlungen, gerade hin abzuschreiben. Rec. macht sich zu dem Beweise anheischig, dass auch nicht ein einziger Satz in dem *Gängischen* Lehrbuche vorkommt, der nicht in dem *Danzischen* Compendium zu lesen ist; mit dem Unterschiede jedoch, dass Hr. G. offenbar nicht mit der gehörigen Sachkenntniss ausgeschrieben, sondern vielmehr die wichtigsten Lehren äusserst mangelhaft und unvollständig, auch zum Theil unrichtig vorgetragen hat. Auch sogar die angeführten Gesetzstellen sind durchaus aus *Danz*, ohne allen weitern Zusatz, oder allenfallsige Berichtigung, genommen; die Literatur hingegen ist ganz weggelassen, nur auf *Claproth* bezieht er sich hin und wieder. — Das Einzige, was diesem neuen Lehrbuche als Eigenthum angehört, besteht darin, dass 1) die Abweichungen und nähere Bestimmungen der salzburgischen, bayerischen und österreichischen Processordnungen, wiewohl aus der letztern sehr sparsam, berührt sind; und dann 2) dass in der Einleitung eine kurze Anweisung zu Verfertigung aller Arten gerichtlicher Aufsätze gegeben wird. Ueber die Zweckmässigkeit dieses letztern Zusatzes wollen wir mit Hn. G. nicht rechten, ungeachtet es uns sehr problematisch scheint, ob es räthlich seyn dürfte, die Gränzen der akademischen Vorlesungen über den gemeinen Process durch solche Abschweifungen noch mehr zu erweitern, da die Erfahrung jeden Lehrer überzeugen muss, dass es ohnehin schon schwer hält, in einem gewöhnlichen halbjährigen Cursus die eigentlichen Processlehren mit der gehörigen Vollständigkeit zu entwickeln. Billig wird daher, nach unserm Erachten, die weitere Anleitung eigenen Vorlesungen über die aussergerichtliche praktische Rechtsgelehrsamkeit überhaupt, und die Kanzleypraxis insbesondere, vorbehalten. — Nunmehro mögen, zu Rechtfertigung des obigen Urtheils, nur noch einige Stellen, als Belege, hier stehen. — Der §. 25. ist überschrieben: *Vom Gerichtsstande des Verbrechens und der Verhaftnehmung*, und lautet also: „So wie man wegen einer Verbindlichkeit aus einer erlaubten Handlung in dem Gerichtsstande des Vertrags, oder der geführten Verwaltung belangt werden kann, eben so kann man auch aus einer unerlaubten Handlung, aus einem Verbrechen an dem Orte, wo es vollzogen wurde, belangt werden, und der daher entstehende Gerichtsstand heisst der Gerichtsstand des Verbrechens. Mit dem Gerichtsstande des Verbrechens concurrirt auch der Gerichtsstand der Verhaftnehmung. Der zuständige peinliche Richter kann auch über die aus einem Verbrechen entstehenden Civilklagen, z. B. über die dem Beschädigten gebührende Schadenersetzung und Genugthuung erkennen, und in sofern musste dieser Gerichtsstände hier Erwähnung geschehen." — In dem §. 194. heisst es: „Eine Einrede im eigentlichen Sinne ist ein Umstand, welchen der Beklagte wider den Antrag des Klägers zu seiner Vertheidigung vor dem Richter gebraucht." — In dem §. 195. wird gesagt: „Die Einreden sind entweder Einreden des Rechts oder Einreden der Thathandlung. Erstere sind diejenigen, welche auf blossen Rechtsgründen; letztere hingegen solche, welche auf Thatumständen beruhen." — — Diese wenigen Proben, die wir, zu Ersparung des Raums, nicht weiter häufen mögen, werden den Sachverständigen, ohne weitere Bemerkungen, von selbst überzeugen, dass es den gegebenen Begriffen an der gehörigen Bestimmtheit und der Darstellung an der nöthigen Vollständigkeit und Klarheit mangelt — und doch sind dies die wesentlichsten und unerlässlichsten Eigenschaften eines zweckmässig eingerichteten Lehrbuchs. — —

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Meditationen über verschiedene Rechtsmaterien*, von zweyen Rechtsgelehr-

gelehrten *August Wilhelm Overbeck*, Stadtsyndicus in Lipstadt, und *Bernhard Ludewig Overbeck*, Fürstlich Lippischem Amtsrathe in Schwalenberg. *Erster Band.* Dritte verbesserte Auflage. 1796. 390 S. *Zweyter Band.* Dritte verbesserte Auflage. 382 S. 8.

In der Vorrede sagen die Herausgeber: „Die Meditationen in diesen beiden Bänden sind da, wo wir es nöthig fanden, gröstentheils verbessert, und ist dabey auch, nach dem Wunsche Mehrerer, die neuere Literatur, so viel wir konnten, nachgeführt worden." — — Ueber die Verbesserungen nun kann Rec, da er die erste Ausgabe nicht bey der Hand hat, kein Urtheil fällen; die beygefügte Literatur aber hat er zweckmäsig und ausgesucht gefunden. — Nach dem Vorberichte zum zweyten Theile sind von den übrigen Bänden noch hinlänglich Exemplare vorhanden, so dass also von diesen eine neue Auflage so bald noch nicht erscheinen wird.

PHILOSOPHIE.

HANNOVER, b. Ritscher: *Ueber den Umgang mit Menschen.* Von *Adolph Freyherrn Knigge.* Dritter Theil. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. 1796. XVI und 224 S. 8. (alle 3 Theile 1 Rthlr. 12 gr.)

Dieser dritte Theil hat 1) den Umgang mit Fürsten, Vornehmen und Reichen; 2) den Umgang dieses mit Geringern; 3) mit Hofleuten und ihres Gleichen; 4) mit Geistlichen; 5) mit Gelehrten und Künstlern; 6) mit Leuten von allerley Ständen im bürgerlichen Leben; 7) mit Leuten von allerley Lebensart und Gewerbe; 8) geheime Verbindungen und den Umgang mit den Gliedern derselben; 9) die Art mit Thieren umzugehen, und 10) das Verhältniss zwischen Schriftsteller und Leser, zum Gegenstand. Nr. 3. hätte mit Nr. 1. und Nr. 7. mit Nr. 6. verbunden und Nr. 9. ganz übergangen werden können, weil hier nur von dem Umgange *mit Menschen* gehandelt werden soll. Die Mängel, welche ein anderer Recensent bey der Anzeige der beiden ersten Theile (A. L. Z. 1788. Nr. 11.) bemerkt hat, sind auch bey dem gegenwärtigen sichtbar. Sie treffen hauptsächlich die Anlage des Plans und bestehen darin, dass die rationalen und empirischen ethischen Lehren und Vorschriften allenthalben vermischt sind, dass den Maximen des äussern Verhaltens, die nur die Erfahrung darbietet, das Ansehn nothwendiger und allgemeiner Gesetze geben wird, und dass der Vf., anstatt sich bloss an das *Allgemeine* der praktischen Anthropologie zu halten und dadurch sein Werk philosophischer zu machen, sich zu sehr in einzelne Fälle zerstreuet hat, in welchen die bey denselben gegebenen Vorschriften nur für dieses bestimmte Individuum, und in diesem bestimmten Falle und Verhältnisse gelten, folglich für alle andern, gleichwohl unter derselben allgemeinen Gattung stehenden Fälle, keine Anwendung verstatten. So heisst es z. B. S. 5. „Dringe dich den Vornehmen und Reichen nicht auf, wenn du nicht von ihnen verachtet seyn willst; überlaufe sie nicht mit Bitten für dich und andere. Lass dich vielmehr von ihnen aufsuchen! mache dich rar! doch dieses alles, ohne dass deine Absicht merklich, ohne dass es gezwungen scheine." Das erste Glied dieser Vorschrift gilt nicht bloss particulär, gegen Vornehme und Reiche, sondern gegen jedermann; aufdringen soll man sich eigentlich keinem, und eben so wenig irgend jemanden mit Bitten überlaufen; dies ist eine *allgemeine* Klugheitsregel; aber das derselben entgegengesetzte Extrem im zweyten Gliede läst sich weder als allgemeine noch als besondere Klugheitsregel rechtfertigen. Um nicht zudringlich zu seyn, braucht man sich eben noch nicht *rar* zu machen, und da unser Betragen offen und natürlich seyn soll, so bedarf es der Kunst nicht, ihm den Schein der Ungezwungenheit zu geben. Wie der sel. *Knigge* sich über die Aufklärung der Leute aus niedern Stande so unbestimmt und schielend hat ausdrücken können, wie er S. 50 f. §. 8. gethan hat, ist uns unbegreiflich. Unter andern meynt er, das Wort Aufklärung bedeute in unsern Zeiten nicht sowohl Veredlung des Geistes, als Richtung desselben auf grillenhafte, speculative und phantastische Spielwerke. Die beste Aufklärung *des Verstandes* sey die, welche uns lehre, mit unserer Lage zufrieden und in unsern Verhältnissen brauchbar, nützlich und zweckmäsig thätig zu seyn. Alles übrige sey Thorheit, und führe zum Verderben." K., der selbst ein so rüstiger Vertheidiger der Aufklärung war, hätte so etwas nicht schreiben sollen; damals als er dieses schrieb scheint er aber selbst noch keinen deutlichen Begriff von der Aufklärung und ihren Gegenständen gehabt zu haben. Nicht immer harmoniren auch die Umgangsregeln des Vf. mit der Geradheit und Aufrichtigkeit, und nicht selten räth er an, dass man sich, um sich bey andern beliebt zu machen und Achtung zu erwerben, nach ihren sinnlichen Neigungen und Begierden richten soll. Z. B. S. 91. „Zu Domherrn braucht man gröstentheils nur Appetit zum Essen und Trinken; muthwillige, ein wenig faunische Laune und Stillschweigen über gelehrte Gegenstände mitzubringen. In Nonnenklöstern, so wie in katholischen und protestantischen weiblichen Stiftern, kann man mit einer hübschen stämmigen Figur, mit treuherziger, doch äusserlich anständiger, Vertraulichkeit, mit einem *Sack* voll Mährchen, Neuigkeiten und Späschen *auch ziemlich weit kommen.*" Bloss um sich beliebt zu machen und sich Achtung zu erwerben, soll man zu solchen Mitteln seine Zuflucht nicht nehmen, und Personen, deren Achtung nur durch solche Mittel zu erlangen ist, sind unsers Bestrebens um ihre Achtung nicht werth. Dieser Erinnerungen ungeachtet, enthält auch dieser Theil manche gute und nützliche Bemerkung und Lehre, als Materialien, die dereinst bey noch zu hoffender Ausarbeitung einer vollständigen systematischen Klugheitslehre benutzt werden können.

PHILOLOGIE.

Bremen, b. Wilmanns: *Magazin für Philologen.* Herausgegeben von *G. A. Ruperti* und *H. Schlichthorst.* Zweyter Band. 1797. 274 S. 8.

Bey dem deutschen Titel und den theils deutschen, theils lateinischen Abhandlungen, nimmt sich das vorausgesetzte *Argumentum* sonderbar aus, in welchem die Titel der Aufsätze alle lateinisch angegeben sind. Dieses Magazin ist jetzt die einzige philologische Zeitschrift und verdiente um so eifriger von den Humanisten, wenn nur mehr Gemeingeist unter ihnen wäre, unterstützt und gehoben zu werden. Folgende Aufsätze waren schon vorher gedruckt: *Schaubach* über Hesiods T. und W. 831 ff., worinn aus astronomischen Gründen dargethan wird, dass V. 383—5. später von einem Rhapsoden untergeschoben seyn müsse. *Eckhards* interessanter Beytrag zu Erklärung von Aen. 11, 785 ff., worinn die Sitte beym Tempel des Apollo zu Soracte über Feuer und Kohlen zu wandeln, für eine Art von Reinigung erklärt wird; *Starke's* lehrreiche Entwicklung einiger Homerischen Gleichnisse im 5ten Buche der Odyssee; *Franckens* treffliche Schutzschrift des zweyten Tusculanischen Gesprächs gegen ein Urtheil von Lessing, in welcher vorzüglich die Einheit und Untheilbarkeit der sämmtlichen philosophischen Schriften Ciceros sehr gut auseinandergesetzt wird. In einem sehr vermehrten und verbesserten Abdruck erscheint hier noch einmal *Merrems* gelehrte Schrift über die Scythischen Thiere beym Plinius. Ein verdienstliches Unternehmen ist *Bredencamps* Auszug aus *Belin de Ballu's* Anmerkungen zum Lucian. Die Anzahl der aus Handschriften genommenen Abhandlungen ist grösser. Voran steht von *Seidenstücker* eine Vertheidigung einiger Stellen des Justin gegen Grävs und Gronovs Kritiken. *Augusti* wiederholt die richtige Erklärung des D. Heinse und Wielands von Hor. Epp. 2, 1, 170—2. und setzt die Gründe auseinander, warum die Römer dem Plautus so grossen Beyfall schenkten. Von ebendems. sind einige kritische Verbesserungen, z. B. im Theokrit 1, 102: ηδη γαρ Φραςδει παντ' αλιος, αμιν εκ νικη, d. h. *omnia tua facinora, o Venus, dies s. tempus jam indicabit, mihi vero victoriam de te reportandam annunciabit.* Auch dieser Versuch der verdorbnen Stelle aufzuhelfen ist nicht frey von Härte: wir würden wenigstens im Anfang für ηδη lieber lesen: *ποθη, dolos tuos.* Glücklicher ist die Verbesserung in Calpurn. E. 10, 53. *adposito - ore* für: *at potis - ore.* Von Lenz werden 3 unächte griechische Silbermünzen beschrieben und in einem andern Aufsatz aus mehreren römischen Sagen die Folgerung gezogen, dass bereits die Etrusker und nach ihnen die Römer unter den Königen Versuche den Blitz zu leiten angestellt haben müssen. *Schlosser* hat seine Meynung über das geometrische Problem in Platons Menon. S. 40. ed. Biester gesagt und bringt durch Veränderung der Interpunction den Sinn heraus, dass die Triangelfläche in die Zirkelfläche gelegt werden sollte. (Man vergl. damit die Erörterungen in *Müllers* Commentar über 2 dunkle Stellen in Plato's Schriften. Nürnb. 1797 und von *Kästner* in den Gött. gel. Anz. 97. St. 100. S. 987—91.) *Frisemann* theilt die schätzbaren Lesarten der Franckerschen Handschrift des Vitruvius mit und begleitet sie mit seinen eignen Kritiken. *Havel* verbessert einige Stellen in Tacitus Jahrbüchern und eine in Plinius Lobrede auf den Trajan. Vorzüglich bemerkungswerth ist die Veränderung in Ann. 11, 16. Italus der neue Herrscher der Cherusker, machte sich, sagt Tacitus, beliebt: *vinolentiam ac libidines, grata barbaris, usurpans.* H. macht darauf aufmerksam, wie stark dieses gegen die züchtige Denkungsart der Deutschen absteche und liest: *vinolentiam sine libidines, gratam b. u.*, d. h. er überliess sich der deutschen Sitte des Trunkes, aber ohne sich dadurch zur Wollust hinreissen zu lassen. *Francke*, der schon vorher im Schulmagazin die Oekonomie des Platonischen Phädon entwickelt hatte, liefert hier noch: Ungetrennte Kette der Platonischen Beweise für die Unsterblichkeit der Seele im Phädon. Wir halten die beiden Aufsätze dieses Vf. für das Lehrreichste und Durchdachteste, was dieser Band des Magazins enthält.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Weissenfels*, b. Severin: *Praktische Anweisung zur Verbesserung des inländischen Tabacksbaues.* 1796. 48 S. 8. (4 gr.) — Man findet in dieser Anweisung alles und in guter Ordnung so beysammen, dass diejenigen, die mit der Tabakscultur noch unbekannt sind, keines weitern Unterrichts bedürfen. Ein nach dieser Anweisung behandelter Taback kann von dem gemeinen Manne, auch ohne alle Fabricatur, zu seinem Gebrauche angewendet werden, indem er das meiste von seinem Nationalgeruche und Geschmacke sowohl, als von seinem Narkotischen verliert.



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 17. August 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HANNOVER, im Verlag der Hahnschen Buchhandl.: *Physiologische Fragmente*, von G. R. *Treviranus*, Dr. der Medicin, Professor der Medicin und Mathematik in Bremen u. Mitglied der physical. Societ. in Göttingen. *Erster Theil.* 1797. X u. 148 S. 8.

Der bereits durch physiologische Beyträge rühmlichst bekannte Verfasser dieser Früchte eines dreyjährigen Nachdenkens wünscht, dass seine in dieser Schrift vorgetragenen Meynungen weder in Vergessenheit hinabsinken, noch blindlings ohne vorher gegangene hinlängliche Prüfung angenommen werden mögen. Ein anständiger und mit Gründen unterstützter Widerspruch ist es, wornach er sich sehnt, weil nur dieser zur Wahrheit und Gewissheit führet. Es sind drey interessante Abhandlungen, die der erste Theil dieser Fragmente enthält. I. *Ueber Nervenkraft und deren Wirkungsart.* (Steht auch schon in *Reils Archiv für die Physiologie* I. Band 2. Heft ohne des Vf. Namen abgedruckt.) Die älteste Hypothese, die Wirkungsart der Nerven zu erklären, war die den Oscillationen berührter Saiten ähnliche Bewegung. — *Galens* Meynung machte mehr Glück und erhielt sich länger: er nahm das Ab- und Auf-Fliesen in den Nerven an, die er *animalische Geister* nannte, und woraus er sich Empfindung und Bewegung erklärte. *Malpighi*, *Borelli*, *Morgagni*, *Boerhaave*, *Haller* u. a. nannten diese Substanz *Nervensaft*, oder *Nervenmaterie*. — Eine dritte Meynung ist die des Hrn. Prof. *Platners*, welche auch schon *Kepler* annahm, und die von der vorhergehenden Galenischen darinnen abgeht, dass sich jene Materie nicht in den Nerven auf- und nieder beweget, sondern dass diese Organe so mit derselben angefüllt seyen, wie z. B. eine seidne Schnur oder eine Glasröhre mit der elektrischen Materie. — *Arnemann* in seinem Versuch über die *Regeneration* gab uns hierüber eine vierte Hypothese und sagt, dass Ausdehnung und Verkürzung der Nerven die grosen Triebfedern seyen, wodurch die Functionen unserer Maschine thätig erhalten werden. — Auf diese vier Erklärungen der Action der Nerven lassen sich alle übrigen zurück führen. Freylich würde es der Physiologie zur grösseren Ehre gereichen, die Gesetze anzugeben, nach welchen Organisation, Lebens- und Seelenkräfte das thierische Leben bewirken, als blos bey Erklärungen von Grundkräften, ihrem Wesen und ihrer Natur stehen zu bleiben. Alle Versuche, die man hierüber gemacht hat, beweisen, „dass die Fortpflanzung geistiger Reize zum „Körper und sinnlicher Eindrücke zum Sensorium, „Wirkungen zwey verschiedener Kräfte seyn müssen, „die unmöglich in einem und demselben Organe ihren „Sitz haben können." „Diese Behauptung, sagt der „Vf. weiter, widerspricht keineswegs, wie es scheinen „möchte, der Beobachtung, dass ein und derselbe ge„reizte Nerve schmerzhafte Empfindungen und zu„gleich Convulsionen erregt. Denn was wir unter „dem Namen, *Nerven* verstehen, besteht ja eigentlich „aus zwey ganz verschiedenen Theilen, aus *Nerven„mark* und *Zellgewebe*, wovon das letztere cylindri„sche Röhren bildet, welche jenem zu Behältern die„nen. Und diese *Behälter, diese Nervenscheiden sind es, „worin die Kraft, Seelenreize zum Körper fortzupflan„zen ihren Sitz hat. Das Nervenmark hingegen besitzt „bloss das Vermögen, nach einem sinnlichen Eindrucke „eine diesem entsprechende Empfindung im Sensorium „zu erregen.*" In dem Zellgewebe der Nerven ist demnach das Spannvermögen oder die Spannkraft und in dem Nervenmark die Nervenkraft enthalten und aufzusuchen. Diese neue Theorie sucht Hr. *Tr.* mit sechs Gründen zu erweisen, von denen wir nur die letzten zwey hier anführen wollen. „Arsenik und alle Ar„ten von Quecksilberpräparaten, unmittelbar an das „Gehirn gebracht, äussern nicht den mindesten di„recten Einfluss auf dasselbe: eben diese Mittel an ir„gend einem andern Theil angebracht, erregen die „heftigsten Convulsionen des ganzen Körpers: sie sind „aber auch die stärksten Reize der Lebenskraft des „Zellgewebes, wie theils ihre ätzende Eigenschaft, „und theils ihre Wirksamkeit bey der Zertheilung von „Verhärtungen und Drüsengeschwülsten beweiset. — „Nach *Arnemanns* Versuchen über die Regeneration „gehen bey einer jeden Durchschneidung eines Ner„ven die beiden Enden desselben in einen Scirrhus „über, und werden durch Zellgewebe mit einander „vereinigt. Das untere Ende des durchschnittenen „Nerven verliert in allen Fällen das Gefühl: hinge„gen die Bewegungsfähigkeit wird nach einigen Mo„naten wieder hergestellt, wenn die beiden Enden der „Nerven durch eine gehörige Menge von Zellgewebe „vereiniget sind." Aus der Wahrscheinlichkeit dieser vorgetragenen Meynung läst sich die Erscheinung bey der Kriebelkrankheit erklären, wo die Nervenkraft und folglich alles Gefühl verschwindet, weil das Organ derselben, das Nervenmark zerstört oder vernichtet ist: die Kraft des Zellgewebes hingegen ist ungleich dauerhafter, daher bleibt die willkührliche Bewegung der Glieder in dieser Krankheit zurück. — Rec. erlaubt sich hier nur einen leichten Zweifel, ob nämlich ausser der Bewegung und Empfindung nicht

noch verschiedene andre Verrichtungen im thierischen Körper z. B. die Nutrition etc. den Nerven zuzuschreiben seyen, und wie sich diese aus des Vf. angegebenem Baue der Nerven erklären lassen? — Am Schluss dieser Abhandlung sucht er mit Gründen und Erfahrungen zu beweisen, dass weder die harte Hirnhaut, noch die Arachnoidea, sondern die Gefäshaut (*pia mater*) der Sitz der Spannkraft sey, über deren Wirkungsart, die in einer peristaltischen Bewegung zu bestehen scheint, hier noch manches Interessante mit aller Bescheidenheit gesagt wird, indem Hr. *T.* seine Meynung für blosse Vermuthung angiebt, und jeder gründliche Widerspruch ihm willkommen seyn wird. II. *Ueber Lebensturgescenz.* *Hebenstreit* zu Leipzig suchte vor einiger Zeit in einer Inauguralschrift *de Turgore vitali* zu beweisen, dass die Congestionen des Bluts, welche sich beym Aufschwellen der Zungenwürzchen, der Papillen auf den weiblichen Brüsten, beym Steifwerden des männlichen Gliedes zeigt, nicht Ursache sondern Wirkung sey: dass alle übrige zur Erklärung derselben erdachte Hypothesen ebenfalls unrichtig seyen: endlich dass diese Lebensturgescenz ganz verschieden sey von der Zusammenziehung der Muskeln, die durch Reize hervorgebracht wird, und von einer besondern Modification der Lebenskraft hergeleitet werden müsse, die er *Turgescibilität* nennen würde, wenn der Name nicht gar zu barbarisch wäre. Hr. *Tr.* ist zwar ganz mit dieser Erklärung einverstanden, nur glaubt er, dass die Ursache der gedachten Phänomene nicht so ganz verschieden von den Zusammenziehungen der Muskeln, und von einer eigenen Modification der Lebenskraft herzuleiten sey. Hingegen ist es ihm wahrscheinlich dass „die Ursache der Lebensturgescenz in einer Erhöhung der Irritabilität „liegt, und dass jedes Mittel, welches eine solche Ex„altation hervorbringt, zugleich in dem Organe, wor„auf es wirkt, einen solchen Turgor erweckt." Erhöhte Irritabilität allein ist also hinlänglich, Lebensturgescenz hervorzubringen, und es wäre überflüsig, ja hie und da mit Widerspruch begleitet, eine eigne Modification derselben anzunehmen. Hierauf werden nun die vornehmsten entfernten Ursachen des *Turgor vitalis* als: eine mäsige Wärme, Licht bey der Erweiterung der Iris, excitirende Leidenschaften, reizende Kost, Gewürze, Wein und Arzneymittel einzeln hergezählt und alsdann gezeigt, dass alle diese Dinge zugleich die Reizbarkeit in denjenigen Organen erhöhen, in welchen nach ihrer Anwendung ein solcher Turgor entsteht. Unter Reizbarkeit wird hier nicht die *Hallersche*, sondern diejenige Eigenschaft der Lebenskraft verstanden, vermöge welcher diese, Reize zu empfangen und gegen dieselbe zurück zu wirken, fähig ist. Ueberhaupt scheint es ein allgemeines Gesetz in der organischen Natur zu seyn: „dass Erhöhung der „Reizbarkeit in einem einzelnen Organe des Körpers, „Depression derselben in den übrigen nach sich zieht; „so dass gleichsam eine beständige Ebbe und Fluth in „der Temperatur der Irritabilität ist." Auf diesem Gesetze beruht der Nutzen der Blasenpflaster, der Brechmittel etc. wodurch wohl die *Reizbarkeit*, nicht aber die *Reize* selbst in Krankheiten abgeleitet werden. Was die Reizbarkeit erhöht, nennt Hr. *Tr.* ein *excitirendes*, was sie mindert, ein *deprimirendes* Mittel: sie erhöhen oder vermindern *allgemein* die Irritabilität in jedem Theil des Korpers oder *specifisch* nur in gewissen einzelnen Organen. *Exaltirende* Mittel sind von den *reizenden* nicht leicht zu unterscheiden, weil beide Kräfte in ihnen vereinbart sind: doch prädominirt in einem Mittel das *reizende*, in dem andern das *exaltirende* Princip. Ein exaltirendes Mittel unterhält die Reizbarkeit, ein bloss reizendes aber erschöpft solche. Was ein allgemeines Entzündungsfieber — eine erhöhte Irritabilität der Gefäse — erregt, ist ein *allgemeines exaltirendes* Mittel: Wenn es nur einen Ast mit dessen Zweigen betrifft, so heisst es *topisch.* Active Blutflüsse werden durch specifisch exaltirende Mittel hervorgebracht. Ein allgemein exaltirendes Mittel zieht krampfhafte oder convulsivische Krankheiten nach sich. Der Unterschied zwischen der Wirkungsart der exaltirenden Mittel und Reize ist, dass diese, selbst in den stärksten Gaben, immer erst Reactionen in dem Organe erregen, worauf sie wirken, ehe sie die Reizbarkeit desselben deprimiren: jene hingegen gleich, ohne vorhergegangene Reactionen, ihre deprimirenden Kräfte äusern. Endlich bringen exaltirende Mittel Paralysen hervor und heben sie auch. Jedes exaltirende Mittel, in übermasiger Dose angewandt, erschöpft die Irritabilität. Das Licht besitzt, wie die Wärme eine exaltirende Kraft und ist, wie die excitirenden Leidenschaften und die *Medicamenta stimulantia* eine entfernte Ursache des *Turgor vitalis.* Selbst die Nervina und Antispasmodica gehören mit zur Klasse der excitirenden Mittel und die Erklärung dieser Erscheinung beruht auf dem physiologischen Gesetze: „dass die Reizbarkeit eine gewisse, nicht bey „verschiedenen, sondern auch bey einem und demsel„ben Menschen zu verschiedenen Zeiten variirende „Gränze hat, die man das Maximum derselben nen„nen kann, und über welche sie sich nicht erhöhen „läst, ohne sich ihrem Minimum wieder zu nähern." Die oft widersprechenden Resultate von der Wirkungsart der krampfstillenden Mittel, vorzüglich des Opiums lassen aus diesem Erfahrungssatz sich begreiflich machen. Das Resultat alles dessen, was bisher gesagt wurde, läst sich darauf reduciren, dass jene Erscheinungen, die *Hebenstreit* unter dem allgemeinen Namen *Lebensturgescenz* begriffen hat, Wirkungen einer erhöhten Reizbarkeit sind, weil eben diese Dinge, welche Lebensturgescenz hervorbringen, zugleich die Irritabilität erhöhen, und weil zu eben der Zeit, wo eine Exaltation der letztern statt hat, immer auch die erstere zugegen ist. Der Nutzen der Lebensturgescenz besteht, auser der Fortbewegung der Säfte, besonders beym Blutlauf darinnen, dass den natürlichen Reizen des turgescirenden Organs eine grösere Oberfläche dargeboten und so die Berührungspuncte zwischen jenen und den zu irritirenden Theilen vermehrt werden. III. *Ueber wahre und scheinbare organische Wärme.* Der Vf. geht von den *Heil- und Erhaltungskräften der Natur* aus, die ihren Ursprung in der Orga-

Organisation der Lebens- und Seelenkräfte haben, und zur Erhaltung sowohl der Organe als der Lebenskräfte dienen. Zu den übrigen Attributen der *Vis Naturae Conservatrix* gehört die *Facultas assuescendi* und *Vis refrigerandi et calefaciendi.* Von letzterer sagt er: „alle organisirte Körper besitzen ein Vermögen, der „Hitze und Kälte Widerstand zu leisten, oder mit andern Worten, einen gewissen bestimmten Grad von „Wärme in sich hervorzubringen, welche die organische Wärme genannt werden kann." Diese organische Wärme übertrifft entweder die Menge des freyen Wärmestoffs der Körper oder sie ist geringer, wie diese, oder beide sind einander gleich. Empfindung von Kälte oder Wärme entsteht also, wenn der Körper eines Theils seiner organischen Wärme von den ihn umgebenden Körpern beraubt wird, oder in ihn Wärmestoff übergeht. Diese Empfindungen täuschen aber oft z. B. bey Fiebern etc. daher der Unterschied zwischen Calor ad Thermometrum und Calor ad Sensum. Nachdem Hr. *Tr.* mit ein paar Worten des *Seguin* Abhandlung *sur les Sensations et particulierement sur celles, que nous nommons Chaleur et Froid* gedacht und nicht für befriedigend erklärt hat, so trägt er seine Meynung also vor: „die Empfindungen von Wärme und Kälte erhält die Seele vermittelst des Nervenmarks, folglich müssen, wenn diese Empfindungen in ihr entstehen, eben die Veränderungen im Nervenmarke vorgegangen seyn, welche sonst durch den Ueberfluss oder Mangel an Wärmestoff hervorgebracht werden. Das Organ aber, wodurch der Wärmestoff auf das Nervenmark wirkt und vermittelst der Lebenskraft dieser Substanz eine Empfindung von seiner Gegenwart in der Seele erweckt, sind die Nervenhäute oder Fortsätze der Pia Mater: sie sind eben das für den Sinn, wodurch wir das Gefühl von Wärme und Kälte erhalten, was die Feuchtigkeiten und Häute des Auges für den Sinn des Gesichts, das äussere Ohr nebst dem Gehörgange, dem Trommelfelle und den Gehörknöchelchen für das Gehör und die Papillen der Haut und der Zunge für das Gefühl und den Geschmack sind. Aus der Erfahrung ist es ferner bekannt, dass eben die Empfindungen, welche die Seele sonst nur auf Veranlassung des specifischen Reizes eines Sinnes erhält, auch durch andre, von jenen Reizen ganz verschiedene Ursachen hervorgebracht werden können. So erregt ein Schlag auf das Auge die nämliche Empfindung, als wenn ein Blitzstrahl vor demselben vorbey führe: aus einem scharf gewordenen Labyrinthwasser die Empfindung nicht existirender Töne im Ohr u. s. w. Mithin kann auch die Empfindung von Frost und Hitze statt haben, wenn irgend eine Ursache im Körper zugegen ist, die auf die Nervenhäute wirkt, und eben die Veränderungen in ihnen erregt, welche sonst aus dem Ueberflusse oder Mangel am Wärmestoff entstehen." Wärme dehnt aus, Kälte zieht zusammen; „mithin entsteht die Empfindung von Frost, wenn die Nervenhäute verengert werden, hingegen empfinden wir Hitze, wenn irgend eine Ursache vorhanden ist, die Erweiterung derselben hervorbringt. Der „Schauder, die Aura epileptica, und andre Phänomene in der thierischen Oekonomie lassen sich aus diesem Zusammenziehen und der umgekehrten peristaltischen Bewegung der Nervenhäute, wodurch Kälte „fühlbar wird, erklären und alle Mittel, welche eine „Zusammenziehung im Zellgewebe hervorbringen, „müssen die Empfindung von Frost, diejenigen hingegen, welche eine Expansion desselben bewirken, die „Empfindung von Hitze verursachen." Einige Einwürfe gegen diese Theorie werden am Schluss dieses Aufsatzes vom Vf. selbst gemacht und beantwortet.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Kleine Schriften vermischten Inhalts; insbesondere in Beziehung auf Pferde und Pferdezucht.* Von *Georg Friedrich Petersen*, Commissär beym Königl. Kurfürstl. Oberhof-Marstallsdepartement. 1tes Heft mit drey Kupfern. 1796. XV Vorr. u. Inhalt u. 163 S. 8. (14 gr.)

Hr. P. beschreibt in drey Briefen seine Reise, die er ins Mecklenburgische und von da ins Preussische machte, um (wie er sich in der Vorrede erklärt) durch die dortigen Gestütsanstalten in der Pferdezucht Belehrungen zu holen. Als aufmerksamer Beobachter fasst er aber auch andre Gegenstände mit auf, die nicht gerade zu seinem Zwecke gehören, wodurch er der gewöhnlichen Trockenheit dieser Art Schriften glücklich ausgewichen ist. In dem *ersten Briefe* geht die Reise nach Redvien im Mecklenburgischen, wo vor einiger Zeit ein Herzogl. Schw. Gestüt war. Der Vf. hoffte hier noch Spuren anzutreffen, wonach er die ehemalige Pferderasse beurtheilen könnte; er findet aber nur noch zwey schwedische Stuten und einige ausgeartete Fohlen. Die, mit Sachkenntniss, hier angegebenen Ursachen von dem allmählichen Verfall und zuletzt der gänzlichen Aufhebung dieses Gestütes, scheinen sehr gegründet und sind leider! in den mehresten Gestüten allgemein. Des Vfs. Bemerkungen S. 34 über die dortige Pferdezucht überhaupt, treffen mit denen, die Rec. bey einer Reise durch Mecklenburg für sich darüber machte, ganz vollkommen zusammen. Wahr ist es, dass man den gedrungenen braven Mecklenburger, der vormals die dasigen Pferde in so grossen Ruf brachte und die Ehre der deutschen Pferde behauptete, bey der jetzigen Pferdezucht ganz aus den Augen verloren zu haben scheint. Und eben so wahr, dass die spitzen englischen Jagdläufer, die Manche der vornehmsten Gestütsherrn anzuziehen, sich so sehr bemühen, dem Kenner jenes Pferd nie ersetzen werden. Der Vf. reiset von hier nach Ludwigslust und siehet die dortigen Landbeschäler, mit denen er nicht ganz zufrieden ist, freut sich aber hier einen 38jährigen ächten Mecklenburgischen Wallach zu finden, der noch ganz das Gepräge von der alten Rasse an sich trägt. Alsdann folgt eine Beschreibung der fürstlichen Gebäude, der Kirche und des Gartens zu Ludwigsluft, wobey sich Hr. P. als einen Mann

von Geschmack und von Kunstkenntnissen anzeigt. *Der zweyte Brief* handelt von den königl. preussischen Gestütsanstalten bey Neustadt an der Dosse. Geschichte des Handgestütes Friedrick Wilhelms, dessen Verbindung mit dem Landgestüte Lindenau. Lage der Gestüte, der Waiden und des Bezirks, der Gestütsgebäude, der inneren und äusseren Einrichtung, der Oekonomie und der Behandlung dieser Gestüte. Beschreibung der dortigen Zuchtstuten, der Stut- und Hengstfohlen und der kostbaren ausländischen Beschäler. Mit vieler Einsicht geschrieben und für Jeden, den Pferdezucht interessirt, und dem diese Gestüte noch nicht bekannt genug sind, sehr lesenswerth. *Der dritte Brief* enthält insbesondere die Einrichtungen der Landgestüte, wobey sehr gute Bemerkungen gemacht werden. Eine Uebersicht und Beschreibung der Hengste auf dem Landgestüte Lindenau. Die Behandlung der jungen Hengste, bis sie als Beschäler eingestellt werden. Fütterung der Beschäler und die Vertheilung derselben im Lande. Nothwendigkeit der Nebenhengste. Besichtigung der gefallenen Fohlen, die die Unterthanen, bis sie drey Jahre alt sind, aufbewahren müssen. Revision der Fohlen zum Ausheben für die Cavallerie und zu sonstigem militärischen Gebrauche. Beschälregister. Zuletzt kommt der Vf. auf die Frage: was leistet diese ganze Anstalt für ihre Absicht und für das Land? Hier geht Hr. *P.* als ein Kunstverständiger in verschiedene Berechnungen ein, und zieht daraus das Resultat, dass, für die weitläuftigen Gestütsbezirke, die Beschäler (ob zwar sehr ansehnlich) nicht zahlreich genug sind; und dass, da die Unterthanen ihre Fohlen nicht verkaufen dürfen, sondern sie für die Cavallerie zu erziehen, und sie für einen gewissen Preiss dahin abzugeben, gehalten sind, die Eigenthümer ihren Vortheil nicht hierbey finden; und dass, bey einem vorfallenden Kriege, das Land von denen, durch die Landgestüte veredelten Pferden beynahe wieder ganz entblösst werden würde. Als Anlage ist das preussische Landgestütsreglement beygelegt, worin der Vf. verschiedene Puncte bemerklich macht, die den Landmann zu sehr beschränken, und die bey ihm die Lust zu einer edlern Pferdezucht eher niederdrücken, als beleben müssen. Rec. bekennt, dass er diese Schrift mit vielem Vergnügen und mancher Belehrung gelesen hat; unangenehm war es ihm aber auf verschiedene harte grammaticalische Fehler zu stossen, die bey einem Schriftsteller, wie Hr. *P.*, der in einem so angenehmen und lebhaften Stil zu schreiben und seine Gedanken so gut zu ordnen weiss, desto auffallender si[nd]. Z. B. das Verwechseln des Dativs mit dem Accus[ativ] *mir* und *mich*. So findet man gleich anfangs in [der] Vorrede „mein Beruf weiset *mich* so manche Besch[äf]tigung an" — „sie haben *mich* schon so oft mei[nen] Weg verschönert," und S. 26 „anstatt *sie* (ihr, [der] Pferderace) aufzuhelfen u. dgl. m. Warum mag [der] Vf. wohl, gleich dem Hn. *v. Bouwinghausen*, G[...] *pferde* — und beständig *seien* anstatt *seyn* schrei[ben?]

Von den drey Kupfern stellt das erste den Gr[und]riss von dem Gestüt zu Redvien und die Zeich[nung] eines Walzenswagens im Garten zu Ludwigslust [...] zweyte eine künstliche Schleuse eben daselbst, [die] sich, durch den Druck des Wassers, von selbst [öffnet] und wieder schliesst, und das dritte den Gr[undriss] von den Gebäuden des Friedrich Wilhelms [...] vor.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Lübeck* u. *Leipzig*, b. Bohn: *Anweisung wie sich Familienväter und Wundärzte auf dem Lande bey ihren Pocken- und Masern-Kranken zu verhalten haben, wenn sie den Beystand eines Arztes entbehren müssen.* Von Dr. *J. F. W. Weise.* 1796. 110 S. 8. (6 gr.) So lobenswerth die Absicht dieses Buches auch ist, so wenig ist es die Ausführung. Schon die erste Anlage ist fehlerhaft, da die Begriffe eines Wundarztes und eines in medicinischen Kenntnissen meistens ganz unwissenden Hausvaters doch zu verschieden sind, als dass man durch einen Weg beide erweitern und berichtigen könnte. Das Ganze scheint eine nachgeschriebene akademische Vorlesung zu seyn, in welcher aber nicht einmal das weiter ausgeführt ist, was in jener, für Kunstverständige, vorausgesetzt werden konnte. Welcher ehrliche Hausvater weiss, was die mixtura Riverii ist? Wie viel eine Gabe Weinsteinsalz ist? Welches von den S. 40 angerathenen acht excitirenden Mitteln er wählen, und wie er es anwenden soll? Auch ist es für ein Volksbuch lange nicht vorsichtig genug geschrieben, da der Gebrauch des Opiums und Quecksilbers viel zu unbestimmt angerathen wird, z. B. fleissigeres Einreiben der Quecksilber[salbe] in die geschwollnen Halsdrüsen, ohne nur einmal der da[bey] entstehenden Salivation zu gedenken, der Kampher von gr. viij alle Stunden, bey Würmern gleich Gummigutta. [...] sind die Lehren hie und da viel zu unbestimmt, z. B. S. [...] *verschiedene Engländer rühmen gegen das zu starke Erbr[echen] guten Punsch.* S. 45 *Einige rühmen gegen den Durchfall [...] wasser und Milch, andere China mit Opium.* Hie und [da ist] endlich der Rath selbst fehlerhaft, z. B. dass man die [...] durch Auflegen mit Kampherspiritus befeuchteter Comp[ressen] vor den Pocken schützen soll (S. 42), dass man gegen d[ie Ge]schwulst der Füsse von einem zwey Unzen schweren P[...] welches eine Drachme Squilla enthält, dreymal täglich einen Esslöffel geben soll (S. 76)! bey Brustentzündung [...] pfe von einer Mischung einziehen soll, worunter auch [...] und Salpeter sind, die doch im Topfe ruhig liegen bl[eiben]. Durch eine zweckmässige Vertheidigung der Inoculation [hätte] sich der Vf. noch ein Verdienst machen können, aber so, [wie] er sie hier führet, ist das Verdienst nur eine negative G[...]

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 18. August 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Stockdale: *A Description of the County from thirty to forthy miles round Manchester*, by *J. Aykin*, embellishd with 73 copperplates. 618 S. gr. 4.

In diesem wegen der vielen Kupfer und Karten theuren Werk, (denn der Verleger verkauft den blo- [illegible] Plan der Stadt Manchester für eine Guinee,) wird ein Theil des nördlichen Englands topographisch beschrieben, der wegen seiner Betriebsamkeit und Manufacturen für den Handel des Reichs von der grösten Wichtigkeit ist. Kaum vereinigt ein [illegible]rich von ähnlicher Gröse im ganzen Königreich so viele Merkwürdigkeiten in verschiedener Rücksicht, [illegible] die in der Nachbarschaft von Manchester belegenen [illegible]sschaften. Lancashire, Chester und Derby werden [illegible]r nach ihrem ganzen Umfange, von Stafford und Yorkshire aber nur besondere Distrikte naturhistorisch und statistisch behandelt. Der Vf. verweilt nicht nur [illegible] den kleinern und grösern Städten, die durch Handel und Manufacturen blühen, sondern er schildert auch die Beschaffenheit des Bodens, die Vortheile der Flüsse und anderer Gewässer, die vorzüglichsten Produkte, selbst die mehresten Landsitze und Wohnörte der Begüterten auf dem platten Lande. Weil viele derselben hier in Kupfer abgebildet sind, vertheuern sie das Werk für Ausländer ohne Nutzen, [illegible]ch dagegen kann der Vf. auf einen desto gewissern [illegible]satz im Lande rechnen. Wie er selber in der Vor[illegible]de versichert, war er zu dieser Arbeit nicht genug [illegible]bereitet. Dies zeigen die vielen Lücken in meh[illegible]n Ortbeschreibungen, oder blos hingeworfene Be[illegible]rkungen über die wichtigsten Gegenstände, das De[illegible]il bey unbedeutenden Gebäuden und Alterthümern, [illegible]d die Ausführlichkeit, wenn fremde Beyträge eingeschaltet oder bekannte Vorgänger benutzt werden. [illegible]aren jene aufmerksame Beobachter, oder gelang [illegible] ihnen unbekannte Data über Handelsveränderun[illegible], Steigen und Fallen einzelner Gewerbe, Volks[illegible]mehrung etc. zusammen zu bringen, so verläst [illegible]r Vf. seine gewöhnliche Manier einzelne Kirchspiele [illegible] schildern, Landsitze der Reichen zu beschreiben, [illegible]er hundertjährige Kirchenlisten kleiner Ortschaften [illegible] wiederholen, und theilt aus seinen Quellen frey[illegible]ebig mit, was sie zu seinem Zweck enthalten. Lieb[illegible]aber der englischen Staatskunde werden daher nicht [illegible]berall Befriedigung finden, viele hier erwartete Auf[illegible]lärungen vermissen, indessen Hn. A. für einzelne [illegible]chrichten danken.

Den Anfang macht die Beschreibung von Lancashire. Die Grafschaft ist durch Ausmessungen weit gröser befunden worden, als man sie gewöhnlich zu schätzen pflegte, und sie enthielt 1765 englische Quadratmeilen im Umfang. In Derby nehmen die Bleybergwerke ab, und liefern jährlich nur 5 bis 6000 Tonnen Bley. Die Nachrichten von dieser Grafschaft sind meist aus Pilkingtons Beschreibung entlehnt. Die Geschichte der nördlichen Kanäle hat der Vf. ebenfalls sehr ausführlich behandelt. Er beschreibt ihre ganze Beschaffenheit, die Schwierigkeiten, die dabey zu besiegen waren, und zeigt ihren Lauf nebst ihrer Verbindung unter einander durch Zeichnungen. Schon 1720 fing man in Liverpool an, die benachbarten Flüsse schiffbar zu machen. Die Entwürfe zu den vornehmsten Kanälen machte ein bloser Müller ohne Erziehung, Namens Brindley, er besorgte auch die Ausführung. Ihm verdankt sein Vaterland den Kanal des Herzogs von Bridgewater, und mehrere andere hat er angefangen und vollendet. Er starb 1772 sechs und funfzig Jahr alt. Stiessen ihm bey seinen Unternehmungen unerwartete Schwierigkeiten auf, so pflegte er sich einen oder mehrere Tage ins Bette zu legen, und allein die Sache zu überdenken, bis er ein Mittel dagegen ersonnen hatte. Da der Vf. in Manchester lebt, so sind seine Nachrichten von dieser Stadt und ihren Manufacturen, besonders der Baumwollenwaaren, mannichfaltig genug. Er bemerkt auch ihre Fortschritte in neuern Zeiten, aber zu oberflächlich und ohne detaillirte Angaben, die man doch von seinem Wohnorte wohl zu erwarten Ursache hatte. Oder er entlehnt diese Angaben aus andern Schriften, wie bey den Baumwollenwaaren aus dem Pamphlet *Important crisis in the Calico and Muslin Factory* 1788, welches wir längstens auszugsweise in *Eggers* deutschen Magazin gelesen haben. Schon im sechszehnten Jahrhundert war Manchester wegen seiner Wollenwaaren berühmt. In der Stadt wurden 1788 ohne das benachbarte Salford 42,821 Einwohner gezählt. Die Einführung der Spinnmaschinen war hier von mehrern unruhigen Auftritten begleitet, und in der ersten Wuth wurden verschiedene derselben zerstört, weil die Spinner ihre bisherige Beschäftigung zu verlieren glaubten. Ueber die Veränderungen der Lebensart unter den Einwohnern sind hier mehrere interessante Anekdoten gesammelt. Vor 1720 war das Theetrinken noch nicht eingeführt, und die Einwohner verbrauchten keinen andern Wein, als den sie selber aus Stachel- oder Johannisbeeren bereiteten. In einem Club der vornehmsten Kaufleute, war die tägliche Ausgabe eines jeden fünf

fünftehalb englische Pence, die für Bier und Taback hinreichten. Die Beschreibung der Kirchspiele auf dem platten Lande enthält nur Nachrichten von ihren religiösen und andern Gebäuden, ältern Schicksalen, merkwürdigen Personen, auch Geburts- und Sterberegister, nebst andern Particularien, die nur für die Einwohner Interesse haben können. Die Stadt Prescot liefert Werkzeuge für Uhrmacher in grosser Menge, auch werden hier treffliche Uhrenräder von allen Sorten und sehr gute Feilen verfertigt. In der Nachbarschaft liegt *S. Helens*, welches sich seit 1773 durch eine Manufactur von Glastafeln oder Scheiben sehr gehoben hat, in welcher an 400 Personen beständig beschäftigt sind. Hier werden Glastafeln von 144 Zoll Länge und 54 Zoll Breite und darüber gegossen. Seit 1780 giebt diesem Ort auch ein Kupferwerk viele Nahrung, worinn wöchentlich dreyssig Tonnen Kupfer für Rechnung der ostindischen Compagnie in kleinen Stangen 14 Loth schwer gegossen werden. Sie haben Farbe und Gestalt einer Stange Siegellack, und sind für China bestimmt.

Den gegenwärtigen Zustand von Liverpool schildert Hr. *A.* eben so ausführlich, als vorher Manchester, doch über manche Gewerbe, die Salzwerke, Glashütten, Metallarbeiten, selbst die jährliche Aus- und Einfuhr dieser Handelsstadt haben wir entweder gar keine, oder unzureichende Auskunft erhalten. Dass Liverpool die zweyte Handelsstadt des Königreichs ist, dass Sheffield eine Menge Metallwaaren liefert, oder die Gegend um Hallifax durch Tuchmanufacturen ernährt wird, wusste man lange vor ihm. Hier war der Ort, diese und andere Gegenstände treuer und vollständiger darzustellen. Bis 1773 hatte er bey Liverpool an Enfield einen sichern Führer. Bey den neuern Veränderungen benutzte er die Nachrichten seiner Freunde. Um 1565 lebten in Liverpool nur 138 Familien, und zu Anfange unsers Jahrhunderts nicht mehr als 4240 Seelen, welche sich gegenwärtig bis auf 56000 vermehrt haben. Alle hier befindlichen milden Anstalten werden nach ihrem Alter, Bestimmung und Einkünften bekannter gemacht. Unter ihnen verdient der 1790 für arme blinde Leute gestiftete Zufluchtsort Nachahmung. Sie erhalten hier Unterricht in allerley Beschäftigungen, die ihrer Lage angemessen sind, wie Korbmachen, groben Webereyen, Verfertigung von Schnüren, Strickmatten etc. Wie sehr der Handel sich in unsern Tagen erweitert hat, beweisen die Schiffahrtslisten von 1751 bis zu Anfange des Krieges mit Frankreich. Im ersten Jahre kamen in Liverpool 543 Schiffe an, 1792 aber 2047, unter denen 215 fremde waren. Den Einwohnern gehörten im letzten Jahre 584 eigene Schiffe, die 92,098 Tonnen hielten. Mit Irrland und Westindien wird der stärkste Handel getrieben. Der Negerhandel fiel durch den amerikanischen Krieg von seiner Höhe herab, stieg aber bis 1792 allmählich wieder zu seiner alten Grösse empor, bis ihn der Krieg mit Frankreich völlig vernichtete. Von den Nachtheilen, die dies Gewerbe für die Stadt gehabt hat, scheint der Vf. nichts erfahren zu haben. In Nantwich, vormals einer ansehnlichen Salz-wirkenden Stadt, wird jetzt nur in fünf Pfannen gesotten, weil die andern Städte in Cheshire, die eben so ergiebige Salzquellen besitzen, für den Absatz ihrer Waare eine bequemere Lage haben. Nach des Vf. Angabe werden hier jährlich nur 1200 Centner Salz gewonnen. Northwich ist wegen seines Steinsalzes seit etwa hundert Jahren in Ruf; aber von der Grösse, Bevölkerung und den andern Nahrungszweigen der Stadt wird gar nichts angeführt. Die Steinsalzgruben liegen in ihrer Nachbarschaft bey *Wilton*, *Marstow*, *Winchom* und *Winnington*. Man findet das Salz in der Gestalt von braunem Zuckerkant 28—48 Fuss unter der Oberfläche. Die erste Salzlage ist 15—21 Ellen mächtig. Die Gruben sind gefährlich zu bearbeiten, weil eindringende Salzquellen die harte Masse auflösen, und alsdenn das Ganze zusammenstürzt. Northwich liefert jährlich 50 – 65000 Tonnen Steinsalz. Davon werden jährlich 45—50000 Tonnen ausgeführt, in Northwich aber 5000 Tonnen zu Küchensalz raffinirt. Ausserdem werden hier jährlich 45000 Tonnen Quellsalz gewonnen, von diesem letztern liefert Cheshire überhaupt jährlich 74,500 Tonnen.

Ein ganzer Distrikt im nördlichen Staffordshire heisst, wegen der hier längstens verfertigten Töpferwaaren, *The Potteries.* Darin liegt auch Hetruria, die berühmte Steingutfabrik des 1795 verstorbenen Wedgwood. In Shelton, einem andern Flecken dieser Gegend, wird viel Porcellan gemacht, das dem chinesischen sehr gleich kommen soll. Der Stifter dieser Fabrik war Hr. *Champion* aus Bristol, der durch einige Handelsschriften bekannt und vor kurzem mit einer grossen Schuldenlast in Nordamerika gestorben ist. Die Fabrik wird aber von andern fortgesetzt. Schon um 1690 verfeinerten sich die irdenen Waaren in Staffordshire, da einige Deutsche, Namens Ehlers, Salz zur Glasur zu brauchen anfingen. Nicht lange hernach ward zufällig das weisse Steingut erfunden, dessen Absatz sich ungeheuer verbreitete. Einem von den Töpfern, der *Astbury* hiess, ward auf einer Reise nach London für den Augenschaden seines Pferdes pulverisirter Feuerstein empfohlen, und der Wirth in Dunstable, der diese Cur anrieth, warf den Stein ins Feuer, ihn desto leichter zu zerreiben. Astbury bemerkte, dass der Stein im Feuer sehr weiss wurde, und fiel auf den Gedanken, verbrannten Feuerstein mit dem weissesten Thon zu vermischen, und der Versuch gelang über alle Erwartung. Um das Geheimniss des neuen Materials zu bewahren, wurden anfänglich die Steine in Kellern oder abgelegenen Zimmern in Mörsern gestossen; aber der feine Staub erregte bey den Arbeitern Schwindsucht und gefährliches Husten. Durch diese neuen Krankheiten ward die bisher verborgene Bereitung des Steinguts nach und nach verbreitet. Wedgwoods Verbesserungen dieser Waare sind hier auch beschrieben, und der Vf. hat bey seinen hier gegebenen Nachrichten die an Ort und Stelle gemachten Bemerkungen eines Freundes über die Verfertigung dieser Waare und ihre Verschiedenheiten benutzt. Doch ist weder die Zahl der daher

bey beschäftigten Arbeiter, (denn bey einem blofsen Theetopfe sind vierzehn verschiedene Personen beschäftigt,) noch der Werth der jährlich verfertigten Waaren angegeben.

Sheffield hatte 1788 über 26000 Einwohner. Schon 1297 wurden in dieser Stadt schlechte Messer, Pfeilspitzen und andere Eisenwaaren, und 1638 die ersten Feilen und Rasirmesser verfertigt. Wie sehr sich hier in neuern Zeiten die Verfertigung der Metallwaaren vervielfältigt hat, welche den Ort vorzüglich beschäftigen, darüber darf man von unserm Vf. keine Belehrung erwarten, der auf genaue Angaben oder Resultate aus speciellen Berechnungen gezogen, selten seine Aufmerksamkeit richtet. Hallifax bestand 1440 nur aus dreyzehn Häusern; aber die Tuchwebereyen haben den Ort nebst der umliegenden Gegend seit dem sechzehnten Jahrhundert ausserordentlich bevölkert. Die Guillotine, oder wie hier dies dem neuern ähnliche Werkzeug des Todes hiefs, Gibbet, ward schon 16 0 abgeschafft. Die dortigen Tuch- und Zeugmanufacturen sind nur mit wenigen Worten berührt. Im Westriding von York sind gegenwärtig 2410 Tuchfabrikanten vorhanden. Hier wurden 1794 nach den Registern der Walkmühlen 6,067,208 Ellen breite Tücher und 4,634,258 Ellen von allerley wollenen Zeugen verfertigt. Kerseys sind in diesem Verzeichnifs nicht mit berechnet.

Die beiden, dem Werk angehängten, Karten im grofsen Format zeigen die im Werke beschriebenen Gegenden und den Grundrifs der Stadt Hallifax. Auf der ersten sind aufser allen grofsen und kleinen Orten, die Parks, Landstrafsen und der Lauf der Kanäle zu sehen, welche letztere der Vf. ausserdem bey ihrer Beschreibung im Anfange des Werks durch besondere Karten erläutert hat.

GOTHA, b. Ettinger: *Merkwürdigkeiten aus Ostindien* aus den Papieren des Hn. *von Wurmb* und andern sichern Quellen herausgegeben von M. *v. Wurmb.* 1797. 402 S. 8.

Der bereits verstorbene Vf. dieser Nachrichten stand ehedem in Diensten der holländischen Compagnie, und wir besitzen bereits von ihm Schilderungen von Java, Celebes und Java, die im vorigen Jahre in einer Sammlung seiner Briefe erschienen. In den Schriften der batavischen Gesellschaft der Wissenschaften finden sich mehrere Auffätze von ihm, welche hier unter dem angeführten Titel übersetzt sind. Da sie indessen schon gröfstentheils aus andern Sammlungen bekannt sind; so wäre es unsern Bedünken nach hinlänglich gewesen, hier nur die Auffätze zu verdeutschen, welche diese Ehre verdienen, oder noch nicht in unserer Sprache vorhanden waren. Freylich würde der Herausgeber alsdann keinen Band ostindischer Merkwürdigkeiten zur Messe gebracht haben. Den Anfang macht die Beschreibung von Sumatra, welche mit Weglassung einzelner Betrachtungen Fabricius im zweyten Bande seiner Stadt-, Land- und Völkerbeschreibungen mitgetheilt hat. Der Herausgeber hat sie zwar mit Zusätzen hin und wieder versehen, welche indessen die abermalige Wiederholung schon bekannter Nachrichten nicht rechtfertigen. II. Schreiben an den Hn. *v. W.* über die Insel Timor. Wer Hagendorps ausführliche Beschreibung dieser Insel gelesen hat, kann dies Schreiben sicher überschlagen. III. Nachrichten von Borneo. Wir wissen nicht, wie diese unter des Hn. *v. W.* Schriften gerathen sind, oder rechnet der Herausgeber sie zu den auf dem Titel genannten sichern Quellen? Dazu gehören sie allerdings. Allein Hr. *Radermaker* oder vielmehr Hr. *Palm* ist Verfasser derselben, und sie sind längst im zehnten Bande der neuen Beyträge von Sprengel und Forster übersetzt. IV. Beschreibung von Celebes. Auch an dieser hat Hr. *v. W.* keinen Antheil. Sie ist aus *Radermakers* und *Dubrs* Nachrichten zusammengezogen; ein gleiches ist 1790 schon in den oben angeführten neuen Beyträgen Th. I. versucht worden. V. Zoologische Merkwürdigkeiten. Die in den batavischen Verhandlungen zerstreuten Nachrichten von Kakerlaken, Orang-Utang, Wouwauw etc. sind hier wieder gesammelt und nach Blumenbachs Handbuch geordnet. Bey der Schwalbe mit dem essbaren Neste hätte der Herausgeber, da er doch einmal die batavischen Memoiren benutzte, *Hooymans* Auffatz über diese Nester billig einrücken müssen. Die Uebersetzung des letzten Auffatzes, oder der Beyträge zur Kenntnifs des hindostanischen Reichs würden die meisten Leser dem Vf. gern erlassen haben. Er enthält theils zu alte, theils ganz unrichtige Nachrichten, die den Unkundigen nur verwirren, und längst durch genauere Beschreibungen der meisten hier genannten Länder ersetzt sind. Wir kennen keine indische Provinz, die den Namen Gasna führte, Laknouw heifst jetzt Auhd, und der hier angeführte Nabob ist nebst andern hier genannten Fürsten längst todt. Hier erfahren wir auch zuerst, dafs das Oberhaupt der Seiks *Jessara Singh*, und die murrhinischen Gefäfse der Alten *Vasa murrhynum* (!) heissen, dafs Hyder Aly Madras belagert habe etc. Die Namen sind gewaltig verderbt, dafs man nur mit grosser Mühe die wahre Bedeutung erräth. Es wäre vergebliche Mühe, auch nur die ärgsten Unrichtigkeiten zu rügen, die jeder Leser aus dem ersten besten geographischen Handbuch verbessern kann. Die Abbildung der Festung Concordia auf Timor ist ein Nachstich von Radermakers Kupfertafel.

LITERARGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Zeh: *Neues Repertorium von seltenen Büchern und Schriften. Zweytes Stück.* 1796. 86 S. *Drittes Stück.* 1797. 70 S. 8.

Indem wir die Fortsetzung und den vermuthlichen Beschlufs dieses Repertoriums anzeigen, müssen wir zugleich unser, über das erste Stück desselben, in diesen Blättern gefälltes Urtheil wiederholen, da der Herausgeber sich auch in diesen beiden Stücken ganz gleich geblieben ist. Man findet nämlich in denselben verschiedene wirklich seltene Bücher angezeigt, die man in andern dergleichen Verzeichnissen verge-

bens suchen würde; besonders sind die bekannten literarischen Schriften des sel. Past. *Strobels* benutzt, und aus denselben manche Seltenheiten, worunter zum Beyspiel die theils grössern, theils kleinern Schriften eines *Simon Lemnius*, *Ruprecht von Moskam*, *Othmar Nachtgall* oder *Luscinius*, *Thomas Naogeorgius* oder *Kirchmayers*, *Friedrich Staphylus*, *Jacob Strauss*, *Georg Wicels* u. a. m. gehören, vollständig angezeigt worden. Indessen sind doch abermals verschiedene Artikel aufgenommen worden, die eben keinen rechtskräftigen Anspruch auf Seltenheit machen können, so wie man im Gegentheil manches vermissen wird, das einer Aufnahme gar wohl würdig gewesen wäre.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *München*, b. Lindauer: *Betrachtungen über den XVI Band Monum. boic.*, las am höchst erfreulichen Geburtsfeste Sr. Churf. Durchl. Carl Theodor in einer öffentlichen akademischen Versammlung auf dem Churf. Bibliotheksaale, *Lorenz Westenrieder*, Mitglied der historischen Classe. 1795. 59 S. 4. Der XVI Band der *Monumentor. boicorum*, den wir bereits angezeigt haben, (A. L. Z. 1796. Nr. 357.) wurde von der bayerischen Akademie der Wissenschaften grade an dem Tage geliefert, an welchem sie das Geburtsfest des Kurfürsten Karl Theodors feyerte: Hr. *W.*, nahm daher Anlass, diese Feyerlichkeit mit gegenwärtigen Betrachtungen zu eröffnen, und darinne sich über den mannichfaltigen Reichthum, der sich in dem XVI Monumentenband dem Rechtsgelehrten und Geschichtsforscher darbietet, zu verbreiten. Er klaget zuförderst über die vielen Verächter und Widersacher, welche in unsern Tagen den Fleiss der Geschichtsforschung und die Publicität der urkundlichen Denkmale zu untergraben und, auf mancherley Art, das Studium der historischen Alterthümer erschweren oder verächtlich zu machen suchen. Einige behaupten, man sollte sich nur an das *Gegenwärtige* halten und sich von allem *alten Plunder* losreissen; andere glauben, die Geschichtsforschung *decke Sachen auf*, die nicht jeder zu wissen brauche und nur zu Streitigkeiten Anlass gebe; noch andere, die die Sprache der Urkunden nicht verstehen, verachten alles, was von unsern Voraltern herkommt etc. Dergleichen und andere leere Einwendungen hat Hr. *W.* gut abgefertiget und den Nutzen der diplomatischen Geschichtskunde aus unwiderlegbaren Gründen dargestellet. „Auf Männern von historischer Einsicht und Erfahrung (heisst es S. 15) beruhet das öffentliche Vertrauen und „Ansehen der Höfe, und ein grosser Publicist ist in manchen „Fällen mehr werth, als zehen grosse Feldherrn. Es giebt „tausend vernünftige Beweggründe, die alten Urkunden dem „öffentlichen Licht zu übergeben, und dagegen nicht Einer selbe (selbige) zurück zu halten, — es wäre denn, dass jemand „fürchtete, durch die Mittheilung seiner Urkunden überführt „zu werden, dass er sich im ungerechten Besitz von Gütern „und Rechten oder in der Schuld vernschläfsigter Obliegenheit befinde; aber auch in diesem Fall würde die Zurückhaltung eben so wenig vernünftig seyn, weil sie mit der Ehrlichkeit im Widerspruch lieget." Sehr treffend erklärt sich der Vf. gegen diejenige Classe historischer Leser, die von Geschichtsbüchern nichts als Belustigungen, auffallende, rührende Begebenheiten und einen durchaus malenden Ausdruck fodern. Zu dieser abgeschmackten Foderung haben die historischen Malereyen, oder Halb-Romane, an welche sich seit einigen Jahren das lesende Publicum gewöhnt hat, das meiste beygetragen. Solche Leser finden freylich an der wahren vaterländischen Geschichte kein Behagen mehr. Sie wollen lauter Helden sehen wie Meissners Alcibiades und Frauen, wie seine Bianca Capella. Das, meynen sie, sey eigentlich geistreich und aufs Herz wirkend. — War je eine Speculation der deutschen Bücherfabrikanten und Buchhändler der historischen Wissenschaft schädlich, so war es diese. Sie erzeuget eine höchst nachtheilige Verwirrung in diesem Fache und erweckt Vorurtheile wider die wahre Geschichte; indem derjenige, der eine Erdichtung über einen historischen Gegenstand (z. B. Friederich mit den gebissenen Wangen u. a. m.) gelesen hat, die wahre und einfache Erzählung desselben nicht mehr lesen mag. — Nach diesen sehr richtigen Bemerkungen über den verderbenen Geschmack des lesenden Publicums, gehet Hr. *W.* zu dem Inhalt des XVI. Monumentenbands über, und macht den Geschichtschreiber und Alterthumsforscher auf manche, darin befindlichen merkwürdigen, Urkunden und Nachrichten aufmerksam. Er zeigt aus der Chronik des Abts zu Formbach, dass die Hunnen von den Ungarn unterschieden waren, und letztere (was noch von heutigen Schriftstellern übersehen wird) eine, den Hunnen nachgerückte, ganz verschiedene, Nation ausmachte; — dass der Markgraf von Oestreich den bayerischen Herzogen untergeordnet und dessen Gebiet bayerisches Mutterland war, — und dass Regensburg bis 1156 die Hauptstadt und Residenz der Herzoge von Bayern gewesen seyn. Ungemein lehrreich für den Diplomatiker und Geschichtsforscher sind die Betrachtungen, die der Vf. aus mehrern Urkunden dieses Monumentenbands, über die ehemaligen wechselseitigen Verhältnisse der Kaiser und Herzoge, über den Gebrauch der Majestätssiegel, über die Rechte und Würden der bayerischen Bischöfe und der vielen dasigen Dynasten, Grafen und Hochfreyen — über den Zustand der Klöster in Rücksicht ihrer Vögte (Mundbürden) und ihrer, durch Schenkungen erhaltenen Güter mittheilet, und dadurch die Brauchbarkeit dieser Urkundensammlung erhöhet. Auch die bayerischen Gesetze und die Justizverfassung des mittlern Alters beschäftigen den Forschungsgeist des Vf. Er widerlegt die bisherige Behauptung, wodurch dem frühern Daseyn bayerischer Gesetze widersprochen worden, und zeigt aus den Urkunden von den J. [illegible] 1282 u. a. m., dass die *Leges bavaricae scriptae et consuetudinariae* lange vor dem Schwaben- und Sachsenspiegel [illegible] haben. (Vielleicht lässt sich auch hier in Anschlag bringen, dass der bayerischen Gesetze schon im J. 1021 Erwähnung geschieht und beziehet sich auf die in der vertheidigten Landeshoheit des Stifts Bamberg über Fürth befindliche Urkunde [illegible] 20., worinn K. Heinrich II. — *omnia praedia ad curtem* [illegible] *pertinentia*, *bauuaricis legibus subdita* — dem S[illegible] Bamberg übergab.) — Ausserdem werden noch verschiedene Beyspiele alter Rechte und Herkommen, in Absicht der [illegible]währleistung des Einlagers, der Zeugen und Siegel, aus [illegible] diesem Monumentenband bemerklich gemacht und erläutert. Nicht weniger betrachtungswürdig sind die geistlichen Polizeygesetze. Die Bischöfe zogen nicht bloss Vergehungen wider [illegible] Religion und die Kirchensatzungen, sondern auch bürgerliche Aergernisse für ihren Richterstuhl, weil die weltlichen Gerichte zur Beschützung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit so unzureichend waren, dass im 13ten Jahrhundert sich eigene geheime Gesellschaften vereinigten, um über dergleichen ungeahndete Verbrechen, durch eigenmächtiges Verfahren, zu richten. Diese nachher ausgearteten Gerichte, welche, weil sie Verbrechen der öffentlichen *famae* zum Gegenstand hatten, unter d[illegible] Namen *Fehmgerichte* bekannt sind, fanden zwar in Bayern keinen Eingang; man hatte aber davor das sogenannte *Bi[illegible]gericht* eingeführt, welches vom K. Ludewig wegen der [illegible]lichen Anklägerey und gemeiner Verläumdungen verboten wurde. Durch diese und andere in der vor uns liegenden Schrift angeführten kritischen und diplomatischen Bemerkungen, [illegible] nun der Werth und die Brauchbarkeit des XVI. Bandes [illegible] *monum. boic.* sehr viel gewonnen, und eben solche Bemerkungen vermissten wir bey der Recension desselben, weil d[illegible] die gegenwärtigen *Betrachtungen* noch nicht in unsern Händen waren. Es ist uns also um so angenehmer, jene Aeusserung [illegible]rück zu nehmen, und den Besitzern dieses Monumentenbandes auch die dazu gehörigen *Betrachtungen zum Ersatz* [illegible] Mangels zu empfehlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. August 1797.

MATHEMATIK.

LEIPZIG, b. Böhme: *Apollonius von Pergen ebne Oerter.* Wiederhergestellt von *Robert Simson.* Aus dem Lateinischen übersetzt, mit Berechnungen, Bemerkungen, und einer Sammlung geometrischer Aufgaben begleitet von *Johann Wilhelm Camerer.* Mit 18 Kupfertafeln. (in 8.) Leipzig 1796. gr. 8. VIII. u. 440 S.

Apollonius Ebne Oerter gehörten zu den interessantesten Werken der Griechen über die geometrische Analysis, von denen man lange Zeit über, nicht einmal die Existenz vermuthet hatte. Zwar liess sich daran nicht zweifeln, dass die Alten im Besitz einer Methode gewesen seyn mussten, nach der sie der Auflösung geometrischer Aufgaben, oder den Beweisen geometrischer Sätze auf eine ähnliche Art, wie wir der Beantwortung arithmetischer Fragen, nachspürten, und dass sie diesen analytischen Weg mit vorzüglichem Fleiss geebnet und bearbeitet hatten. Das bewiess nicht nur Proklus und anderer ausdrückliches Zeugniss, sondern auch die grosse Zierlichkeit in den Auflösungen und Beweisen der Alten, die wir durch rechnende Analysis in geometrischen Materien umsonst zu erzwingen suchen. Aber alle bis in das vorige Jahrhundert bekannt gewordnen Werke des Alterthums, waren nach strenger synthetischer Methode verfasst, daher der Wahn entstand, die Griechen hätten nach Art der damaligen *Cossisten* (die es dem ehrlichen Christoph Rudolph sehr verübelten, die Coss durch den Druck gemein gemacht zu haben) ihre analytische Kunst mit Fleiss geheim gehalten; ein Wahn, der mit der freyen Denkungsart der Griechen im geraden Widerspruch stand, und verschwinden musste, als *Pappus* lehrreiche Mathematische Sammlungen im Druck erschienen. Das siebente Buch dieser Sammlungen beschäftigt sich ausschliesslich mit den Schriften der Alten über geometrische Analysis und ertheilt uns darüber sehr umständliche und unterrichtende Nachrichten. *Zwölf* analytisch-geometrische Werke von *Euklid, Apollonius, Aristäus* und *Eratosthenes* lediglich zum Behuf der geometrischen Auflösungskunst verfasst, bildeten in 33 Büchern ein vollständiges System von Hülfsmitteln zur geometrischen Analysis, welche hier dem Mathematiker schon ganz zubereitet in die Hände geliefert wurden. Diese Werke sind zwar bis auf drey, (*Euklids* Data, *Apollonius* vom Verhältnissschnitt, und Apollonius Kegelschnitte) verloren gegangen; allein *Pappus* giebt von ihrem Inhalte eine so genaue Nachricht (er zählt nämlich von allen, bis auf die weniger wichtigen, vielleicht nicht einmal in die Folge gehörigen, Werke des Aristäus und Eratosthenes, die behandelten *Aufgaben* und die zur Auflösung gebrauchten *Lehrsätze*, die nicht in Euklids Elementen stehn, letztere mit ihren Beweisen, in ihrer Folge vollständig auf) dass es einem mit dem Geist der alten Analysis vertrauten Mathematiker nicht schwer werden konnte, die verlohren gegangnen Schriften wieder herzustellen. Dieses ist mit den mehrsten derselben von den Neueren wiederholt versucht worden, und was besonders *Apollonius ebne Oerter*, dem siebenten in der Folge dieser analytischen Werke, betrifft, schon im vorigen Jahrhundert von *Schooten* und *Fermat* geschehen. Keiner, der sich an diese Wiederherstellungen wagte, war indess mit dem Geiste der alten Geometer so innig vertraut als *Robert Simson*, Professor zu Glasgow, der 1768 im 81 Jahre starb, und sein ganzes Leben der Geometrie der Alten gewidmet hatte. Seine *Apollonii Pergaei locorum planorum lib. II. Glasg.* 1749. 4. sind das erste weitläufigere Werk eines griechischen Mathematikers, welches in aller Form, und wahrhaft wiederhergestellt worden, und lassen *Schootens* und *Fermats* Versuche weit hinter sich. *Schootens* Wiederherstellung besteht grösstentheils nur aus analytischen Rechnungen. *Fermat* hatte zwar sehr richtige Begriffe von der Analysis der Alten, und war in ihr nicht ungeübt; aber seine Wiederherstellung verlässt bey schwierigen Sätzen die analytische Methode, auch sind seine Compositionen nicht vollständig entwickelt, und stützen sich nicht, wie sie doch sollten, auf Pappus Lehrsätze. Keiner dieser Mängel trifft Simsons Werk. „Weicht es, sagt einer seiner Landsleute, von Apollonius Urschrift ab, so ist das nur in grösserer Vortrefflichkeit. Wenigstens erscheint in keiner Schrift der Alten ihre analytische Methode zu ihrem grössern Vortheil als hier, wo Simson noch dazu, um genau an den von Pappus vorgezeigten Weg sich zu halten, den Weg seiner eleganten Analysis oft aufgeben musste." Die Seltenheit von Simsons Werk ausserhalb England bestimmten Hn. *W. Camerer* (von dem wir schon eine eigne Arbeit über ein gleichfalls verlohrnes, nicht minder interessantes, geometrisch-analytisches Werk, des Apollonius, de tactionibus, besitzen) dieses Hauptwerk über die geometrische Auflösungskunst auf deutschem Boden zu verpflanzen; und dafür sind wir in der That ihm und dem Verleger, der sich durch den langsamen, doch sichern Absatz einer solchen Schrift, die in keiner Bibliothek eines

eines Geometers fehlen sollte, nicht abschrecken liefs, allen Dank schuldig.

Ort (Locus) hiefs bey den Alten eine *Linie*, in so fern alle Punkte in ihr einer Local-Aufgabe genüge thun, d. h. einer unbestimmten geometrischen Aufgabe, die, weil sie unbestimmt ist, unendlich viel Auflösungen zuläfst. Gerade Linie und Kreis machten in dieser Hinsicht die *ebnen*, Kegelschnitte die *soliden*, alle andern Curven die *linearen Oerter* aus. *Apollonius* Bücher von *ebnen Oertern* bilden ein vollständiges System aller unbestimmten geometrischen Aufgaben, deren Ort eine gerade Linie oder ein Kreis ist, und stellen daher alle Bedingungen geometrischer Constructionen, die lediglich durch gerade Linie und Kreis vollführbar sind, dar. Alle *bestimmten Aufgaben*, deren Auflösung darauf beruht, dafs man Durchschnittspunkte von geraden Linien oder Kreisen findet, die sich also überhaupt durch gerade Linie und Kreis auflösen lassen, können auf Construction ebner Oerter zurückgeführt werden, von deren Bedingungen dann zugleich die Bedingungen der Möglichkeit der Aufgabe abhängen. Haben wir also ein solches System, welches alle Constructionsarten die auf ebne Oerter führen, in allen ihren Fällen bis zur Vollständigkeit darstellt, und insbesondre für jeden Fall die Bedingung der Construction (die nach einem alten Kunstwort die *Bestimmung* des Falls genannt wird) auseinander setzt: so brauchen wir um eine Aufgabe durch Kreis und gerade Linie aufzulösen nichts mehr, als auf die dazu nöthigen ebnen Oerter und deren Bestimmung in dem System zu verweisen. Man sieht daher, wie wichtig gerade Apollonius Werk von ebnen Oertern für die geometrische Auflösungskunst ist.

Diese Methode hat zwar für uns kein praktisches Interesse mehr, seitdem der Calcul so vervollkommnet worden, dafs fast alle Anwendungen der Mathematik auf ihn beruhen, und dafs tiefere Geometrie für uns blofse Spekulation bleibt; allein ein wissenschaftliches, nicht blofs historisches Interesse, behält sie demungeachtet auch für uns noch immer, da sie in rein geometrischen Materien in der That mehr als unsere rechnende oder sogenannte algebraische Auflösungskunst (an welche die Mathematiker des festen Landes beym Namen *Analysis* ausschliefslich zu denken gewöhnt sind) leistet, und deshalb auch für uns durch jene nicht völlig entbehrlich gemacht ist. Die *geometrische Analysis* oder die sogenannte *Analysis der Alten* hat nämlich bey geometrischen Materien den wesentlichen Vorzug, dafs, da sie ganz im Felde der Geometrie bleibt, ihr alle geometrischen Mittel zu Gebot stehen, indefs die *rechnende Analysis*, die sich der allgemeinen Gröfsenzeichen bedient, meist erst besondere Kunstgriffe fordert, um gewisse geometrische Bestimmungen auszudrücken, oder den Sinn der in algebraischen Ausdrücken ertheilten Antworten geometrisch darzustellen. So lange es daher nicht auf letzte oder sogenannte Gränzverhältnisse ankömmt (deren Betrachtung uns sogleich auf einen ursprünglich arithmetischen Boden versetzt) leitet uns bey geometrischen Fragen die geometrische Analysis auf einfacherem und natürlicherm Wege zu weit leichtern und zierlichern Antworten, als die algebraische, bey der es, in der Regel mehr Arbeit und Scharfsinn bedarf, der aufgefundenen Gleichung gemäfs, die Composition zu machen, als die Gleichung selbst zu finden. Wir stimmen daher in *Simsons* Urtheil mit ein, dafs man für die Geometrie von der Methode und den analytischen Werken der Alten weit mehr als von allen Lehrbüchern der Algebra zu erwarten habe, und dafs es der Mühe gar sehr verlohne, diese der Geometrie eigenthümliche Auflösungskunst, worin die Hauptstärke der alten Mathematiker bestand, genauer kennen zu lernen; sollten übrigens auch, wie Rec. scheint, die Lobsprüche derer übertrieben seyn, die ihr eine weit gröfsere Kraft zur Schärfung des Nachdenkens als der algebraischen Analysis beylegen. (Eher wollte Rec. zugeben, zum Einprägen gründlicher mathematischer Methode, und zur Schärfung des Gedächtnisses und der Einbildungskraft; denn sie erfordert die Kenntnifs und das beständige Vorschweben fast aller Sätze, sowohl der Planimetrie als der analytisch geometrischen Schriften, und wird blofs hierdurch so schwierig, dafs ungeachtet des eigenthümlichen Reizes, den man durch das Anschauliche dabey geniefst, doch nur wenige Mathematiker sich mit derselben vertraut gemacht haben.) Wir kennen kein Werk, welches so geschickt wäre, jemand in den Geist der geometrischen Analysis, so wie die Alten sie behandelten, einzuweihen, als *Simsons Wiederherstellung von Apollonius ebnen Oertern*, über die wir unsere Leser nunmehr im Allgemeinen gehörig orientirt zu haben glauben, und die in ihrem deutschen Gewande durch Hn. *C.* Bemühung noch Vorzüge vor der englischen Urschrift erhalten hat.

An der Spitze dieser Verdeutschung stehn die beiden Stellen aus *Pappus* siebentem Buche, welche vom Inhalt und den Lehrsätzen der ebnen Oerter des Apollonius handeln, erst griechisch, dann deutsch. Darauf folgt *Simsons* Widerherstellung mit eingeschobnen Berechnungen, und Zusätzen des Uebersetzers, noch einige Anmerkungen von *Simson* und *Camerer* und endlich eine Sammlung von 16 geometrischen Aufgaben, die insgesammt von Hn. *C.* durch Hülfe der ebnen Oerter, meist leichter und einfacher als nach andern Methoden, aufgelöst sind. Dafs es nicht immer deutlich unterschieden ist, ob das, was man liefst, Simsons, *C.* oder *Pappus* Worte sind (z. B. S. 26. wo es gerade das Ansehn hat, als wenn Pappus das sagte, was Simson von seiner Wiederherstellung uns sagt); daran ist wohl nur die Entfernung des Uebersetzers vom Druckorte Schuld, dessen ungeachtet der Druck so correct ist, dafs Rec. nur ein paar Vertauschungen eines H mit A aufgestofsen sind. — Der griechische Text des *Pappus* ist in allen bisher verglichnen Manuscripten an einigen Stellen unrichtig; so auch in den 3 Codd. die Hr. *C.* aufs neue damit in Frankreich verglich. Doch erscheint er hier

weit vollständiger, als der, nach welchem Commandin übersetzte. Die Verdeutschung sowohl des Griechischen, als des Lateinischen Rob. Simsons ist treu und fliessend, nur, wie es Rec. schien, in einer gewissen Redensart allzugetreu. Durchgängig nämlich finden wir das Griechische ἅπτομαι und das Lateinische *contingere* durch *berühren* übersetzt, dem Worte nach sehr richtig, dem Sinn nach aber sehr unrichtig, und gegen alle mathematische Begriffe verstossend. So z. B. lautet der erste unter den Sätzen, welche ein Grieche Charmander den Sätzen des Apollonius vorausgesetzt hat, in der Uebersetzung: „Wenn der eine Endpunkt einer der Grösse nach gegebnen geraden Linie gegeben ist, so *berührt* der andere Endpunkt die *hohle Seite* eines der Lage nach gegebnen Umkreises.“ Und der zweyte Satz: „Wenn aus zwey gegebnen Punkten zwey gerade Linien, die einen gegebnen Winkel einschliessen, gezogen werden, so *berührt* ihr Durchschnittspunkt die *hohle Seite* eines der Lage nach gegebnen Kreises.“ Wie kann aber ein Punkt eine Linie, wie vollends die hohle Seite eines Kreises (eher den Umkreis von der hohlen Seite her) berühren! Höchstens liessen sich zur Entschuldigung Redensarten wie: mit dem Finger eine Sache berühren, u. d. m. anführen, in welchen jedoch ein ganz unmathematischer Begriff von Berühren statt findet. Warum ahmte Hr. C. hierin nicht die Uebersetzer Euklids nach, die das *non contingere* in der Definition der Parallellinien durch *nicht zusammentreffen* verdeutschen, oder warum übersetzte er nicht überall so, wie er S. 93. den zweyten Satz ausdrückt: „Wenn zwey gerade Linien, die einen Winkel von gegebner Grösse einschliessen, durch zwey gegebne Punkte gehn, so *liegt* der Durchschnittspunkt dieser Linien auf einem der Lage nach gegebnen Kreisumfang,“ welches auf jedem Fall weit lichter ist, als wenn der Satz wie oben ausgedrückt wird. Selbst abgesehn davon, dass es einem mathematischen Auge doch gar zu anstössig ist, fast auf jeder Seite den Ausdruck, ein Punkt berührt eine Linie zu finden, so lässt sich der Sinn dieser Redensart weit richtiger und recht charakteristisch ausdrücken: „*die Linie ist der Ort des Punktes* (z. B. in vorigen Satze:“ so ist ein der Lage nach gegebner Kreisumfang der *Ort* des Durchschnittspunkts.) In einem Werke, dessen Titel selbst davon entlehnt ist, dass es von lauter Oertern handelt, dächten wir, wäre dieser Ausdruck so ganz im Geist der Sache, und so recht der eigentliche, dass Apollonius selbst ihn statt seines ἅπτομαι hätte brauchen sollen, und dass man einem Uebersetzer sehr gern die kleine Untreue im Gebrauch jenes Ausdrucks würde zu gut gehalten haben. Rec. dringet auf diesen Punkt besonders, weil er, so viel er vermag, zu hindern wünschte, dass der gerügte Ausdruck, für den wir weit schicklichere haben, nicht Bürgerrecht in der mathematischen Sprache gewinne, und dass man nicht die Unbehülflichkeit des Ausdrucks, die uns fast in allen aus Pappus wörtlich entlehnten Sätzen zu herrschen scheint, nachahme.

Simsons Wiederherstellung besteht, Pappus Beschreibung entsprechend, aus 2 Büchern, deren erstes 34, das zweyte 14 Hauptsätze sammt ihren einzelnen Fallen enthält, die alle zusammen genommen im griechischen Werke 147 verschiedne Sätze mit so viel Figuren und 8 Lehnsätze bildeten. Diese Sätze rühren jedoch, wie aus Pappus Erzählung zu erhellen scheint, nicht alle von Apollonius selbst, sondern viele von spätern Griechen her. Die 3 ersten von *Charmander* sind Sätze aus den Elementen, hier nur nach Art der andern dargestellt und behandelt. Die beiden ersten derselben haben wir oben angeführt; der dritte sagt aus, dass eine gerade Linie der Ort der Spitze eines Dreyecks von gegebnem Inhalt und Grundlinie ist. Die 15 folgenden Sätze, lassen sich in einem allgemeinen Satze umfassen, der hier folgendermassen ausgedruckt wird: Wenn aus einem oder aus zwey Punkten zwey gerade Linien unter gewissen Bedingungen (sie machen die Materie der einzelnen Sätze aus) gezogen werden, und der Endpunkt einer dieser Linien einen der Lage nach gegebnen ebnen Ort berührt (besser, und der Endpunkt einer dieser Linien ein.. gegebner Ort ist) so wird auch der Endpunkt der andern einen der Lage nach gegebnen ebnen Ort berühren (besser ein ...... ebner Ort seyn).“ Alle diese Sätze haben es also mit ebnen Oertern des *Endpunkts* einer von zwey geraden Linien zu thun, die *von einem gegebnen Punkte* aus, unter gewissen Bedingungen, und zwar so, dass, die andere sich in einem gegebnen ebnen Ort endigt, gezogen werden. Die folgenden Sätze des ersten Buchs betreffen grösstentheils den ebnen Ort des *Durchschnittspunktes* zweyer oder mehrerer gerader Linien, die *von gegebnen Linien* aus, unter gewissen Bedingungen gezogen werden, und endlich die Sätze des zweyten Buchs ebne Oerter des *Durchschnittspunkts* zweyer und mehrerer gerader Linien, die *aus zwey oder mehreren gegebnen Punkten* unter gewissen Bedingungen gezogen werden. Auch sie hätten insgesammt einen geschmeidigern Ausdruck zugelassen. Der zweyte Ort des zweyten Buchs ist der schöne Ort am Kreise, wie man ihn gewöhnlich nennt, der aussagt, dass der Ort des Durchschnittspunktes zweyer gerader sich durchschneidender Linien von gegebnem Verhältniss, die von zwey gegebnen Punkten aus gezogen werden, wenn die Linien im Verhältniss der Gleichheit stehn, eine gerade Linie, ohnedem ein Kreis, von gegebner Lage ist: hier heisst es; wenn die beiden geraden Linien, „an einen dritten Punkt C hingezogen werden, so berührt der Punkt C, in dem sie zusammenstossen, einen ... Kreis;“ ein Ausdruck der anfangs den rechten Sinn des Satzes offenbar verrückt, und den zu verstehn es noch der vorläufigen Ueberlegung bedarf, dass C, nicht wie es zuerst scheint, einen bestimmten, sondern einen unbestimmten Punkt bezeichnet. Der *fünfte* Satz, den *Fermat* zu den schönsten in der Geometrie zählt, beweist, dass gerade sich durchschneidende Linien, die von einer beliebigen Anzahl gegebner Punkte aus, so gezogen werden, dass die Summe der über sie beschriebnen der Gattung

tung nach gegebnen Figuren einem gegebnen Raume gleich ist, sich in einem Punkt durchschneiden, dessen Ort ein Kreis ist: ein für die Lehre vom Schwerpunkt interessanter Satz, dessen Beweis für 2, 3 und 4 Punkte 24 Seiten einnimmt, und den Simson im Anhange noch weiter ausdehnt.

(Der Beschluss folgt.)

GESCHICHTE.

Erfurt, b. Keyser: *Paul Friedr. Achat Nitsch's* vormal. Pfarrers zu Bibra in Kursachsen, *Lehrbuch der allgemeinen Völkergeschichte. — Zum Schulgebrauch und Selbstunterricht.* Erster Theil. 1796. 347 S. 8.

Wir schätzen die Gabe des lichtvollen Vortrags an dem verstorbenen Vf. nebst dem richtigen Gesichtspunkt, den er bey jeder Sache festzuhalten wusste, und vermissen beides auch in diesem Buche, vorzüglich in der gutgeschriebnen Vorrede nicht, welche den wesentlichen Unterschied zwischen allgemeiner und specieller Geschichte nebst der darauf gegründeten Behandlungsart treffend vorstellt. Bey alle dem hätte er sich nicht an die Geschichte wagen sollen; er war zu wenig vertraut mit ihrem ganzen Umfange, um hier glücklich arbeiten zu können. Der Plan wäre nicht übel. Die Beschreibung jedes Landes, nach seiner natürlichen Lage, Verbindung mit den angränzenden Gegenden, seinen Hauptmerkwürdigkeiten, steht an der Spitze jeder einzelnen Geschichte, die dadurch, zumal für den Anfänger, ungleich belehrender und anziehender wird. Aber in der Geschichte selbst hält er ganz den Gang eines Predigers aus dem vorigen Jahrhunderte, der seine Beichtkinder mit den Schicksalen des auserwählten Volks bekannt macht. Seine einzige Quelle ist *Usser;* dadurch versteht sich das übrige von selbst. Er nimmt die Unterhaltungen Abrahams mit der Gottheit im streng buchstäblichen Sinne, aus dem schönen Grunde, „weil man sonst allen Volkssagen den Glauben versagen müsste, die „ähnlichermassen lauten, und bey denen doch, wie „immer, die Wahrheit dem Irrthum und der Fabel „vorausging.“ Er findet den Befehl, die Kananiten im gelobten Lande auszurotten, alles Beyfalls würdig. Saul, glaubt er, verdiente seine Absetzung vollkommen, weil er sündlicherweise unterlassen hatte, alles Amalakétische Vieh zu vernichten. Fehler in einzelnen Beschreibungen können bey der eingeschränkten Kenntniss nicht fehlen, z. B. S. 27. „Tharah verlegte den Wohnsitz seiner Familie in ein anders Land, das zwischen *dem Nisibis* und Tigris lag. Die alte berühmte Stadt wird zum Flusse umgeschaffen. Haran setzt der Vf. an den Euphrat, von dem dieser Ort weit entfernt lag. Bey weitem ärger noch wird die Sache in der Beschreibung der Persischen Länder. Aus Hekatompylos wird das heutige Ispahan gemacht; Arachosia zum heutigen Kandahar; in Aria fliesst der Oxus. — Dieser Theil sollte nach der Absicht des Vf. die ganze alte Geschichte bis auf Constantin den Gr. enthalten; er umfasst aber bloss die Geschichte der Israeliten, Aegypter, Phoenicier, Assyrer und Perser. Hr. Prediger *Sörgel*, der die Revision des gegenwärtigen Abschnitts besorgte, aber nichts als ein Paar unbedeutende Noten beygefügt hat, wird die Fortsetzung übernehmen.

Weissenfels, b. Severin: *Die Nationalfeste, Feyerlichkeiten, Ceremonien und Spiele aller Völker, Religionen und Stände.* Gesammelt von G. E. *Rosenthal*, Herzogl. Sächs. Goth. Bergcommissarius, 1796. 268 S. 8.

Keine üble Speculation zur Unterhaltung und Belehrung der Lesewelt aus Reisebeschreibungen und andern Schriften die Erzählungen von öffentlichen Festen zu sammeln. Leicht und mit Vergnügen lesen sich diese grösstentheils aus vorzüglichen Schriftstellern entlehnten Schilderungen. Am meisten werden wohl gewiss unter den 43 hier vorgetragenen Artikeln, das Römische Carneval von Göthe, die Volkslustbarkeiten in St. Petersburg, die Stiergefechte der Spanier nebst einigen andern gefallen; minder vielleicht das Fest des grossen Helden Heinrichs von Preussen etc.; und schwerlich erlauben die vielen gelehrten Auseinandersetzungen bey den Artikeln, welche aus der alten Geschichte entlehnt sind, lebhafte Theilnahme des grössern Publicums, z. B. das Laubhüttenfest der Juden, das Fest der Göttin Isis, das Lichtfest der Juden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Münster*, b. Theissing: *Einleitung und Plan zu meinen physiologischen Vorlesungen.* Von *Mauriz Detten*, Dr. d. Med. 1795. 57 S. 8. Die vier Aufsätze, aus welchen diese kleine Schrift besteht, sind überschrieben: Analyse des Plans, Nutzen der Physiologie, Quellen der Physiologie, Plan der Physiologie. Dieser zerfällt nämlich in vier Haupttheile. Der erste handelt von der Masse, der zweyte von dem Baue, der dritte von den Kräften, der vierte von den Verrichtungen der Theile des menschlichen Körpers. Diese theilt der Vf. in das Ernährungs- Nerven- und Fortpflanzungssystem. In einem Anhange handelt er von den Veränderungen des menschlichen Körpers in den verschiedenen Lebensperioden und von den Temperamenten. — Der Vortrag ist sehr trivial, und die ganze Schrift wohl nur für die Zuhörer des Vfs. von Werth und Nutzen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. August 1797.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Böhme: *Apollonius von Pergen ebne Oerter.* Wiederhergestellt von *Robert Simson etc.* mit Anmerk. begleitet von *Johann Wilhelm Camerer. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Jeden Satz behandelt *Simson*, der analytischen Methode der Alten gemäss folgendergestalt. Zuerst wird in der *Analysis* desselben der Abhängigkeit des Satzes von bekannten Sätzen und Constructionen nachgespürt. Zu dem Ende müssen die Bedingungen, unter welchen man den Satz aussagt, auf eine schickliche Art dargestellt werden, z. B. von gegebnen Figuren eine Seite, von gegebnen Verhältnissen beide Glieder als Lineargrössen, deren eine einer gegebnen Linie gleich gesetzt, und die beide auf eine gegebne Linie gelegt werden, (auf der Art dieser Darstellung beruht der Hauptkunstgriff dieser Methode, in der ein Mathematiker gerade hierdurch seinen Scharfsinn, oder vielmehr seine Spürkraft, beweisen muss). Aus den gegebnen so construirten Bedingungen wird vermittelst der *Daten Euklids* und schicklicher Hülfslinien auf das, was sie als gegeben bestimmen, zurückgeschlossen, bis man endlich auf das kömmt, was den Ort selbst, den die Thesis des Satzes aussagt, als gegeben bestimmt. — Ist so die Analysis vollendet, so geht es zur *Composition*, welche den Ort aus den gegebnen Bedingungen finden, und darstellen lehrt, und zu deren Beweis; beides hat keine Schwierigkeit, wenn nur die Analysis gut gemacht ist. Denn in dieser findet man alsdann alle dazu nöthigen Elemente gehörig entwickelt, und braucht sie nur in umgekehrter Ordnung zu verbinden. — Kommen dabey besondre Einschränkungen der Möglichkeit oder Gültigkeit des Ortes überhaupt oder in einzelnen Fällen vor; so werden diese sorgfältig in der *Bestimmung* des Satzes oder seiner Fälle, auseinander gesetzt, und diese macht das dritte Hauptstück in dieser Methode aus. Alle *einzelnen Fälle*, die von der möglichen Verschiedenheit in den gegebnen Bedingungen oder ihrer Construction herrühren, müssen einzeln behandelt, und der Satz für jeden einzeln bewiesen werden. So z. B. hat S. 28. des ersten Buchs 7 Fälle, S. 3. des zweyten Buchs 3 Fälle, und der dritte Fall wieder 3 Unterfälle; und S. 5. dieses Buchs eigentlich unendlich viel Fälle, wovon hier 4 mit 9 Unterfällen durchgegangen, und für jeden die Analysis und Composition besonders gemacht werden. Diese Nothwendigkeit jeden Fall einzeln durchzugehn, ist es eigentlich, was die geometrische Analysis oft ermüdend und langweilig macht, indem der Beweis im Ganzen meist derselbe, nur etwas anders nüancirt zu seyn pflegt. Dazu gesellt sich hier, wo (um ganz bey den Alten zu bleiben) nur selten abkürzende Zeichen gebraucht sind, sondern alles durch Worte ausgedrückt wird, noch die eigne Unannehmlichkeit, sich durch die vielen Worte durchschlagen zu müssen. Man hat alle Aufmerksamkeit nöthig, einen in Worten vorgetragnen Satz, der eine halbe Seite lang ist, zu verstehn. Dagegen übersieht man algebraische in Zeichen ausgedrückte Sätze, mit einem Blick, schaut in der Formel zugleich alle einzelnen Fälle sammt deren Bestimmung an, und bedarf nur eines Beweises, um den Satz in allen Fällen darzuthun. Das sind wesentliche Vortheile der neuern Analysis, welche die Aufmerksamkeit minder anstrengt, einen lebhaften Kopf nicht so niederschlägt, ihn einer unnöthigen Zeitverschwendung überhebt, viel grössere Kürze erlaubt, und den Geist durch das Anschauen des Einzelnen im Allgemeinen ergötzt. — Den erwähnten drey Hauptstücken hat der Uebersetzer bey vielen Oertern noch ein viertes, *die Berechnung* zugefügt, in welcher er nach Anleitung der Composition trigonometrische Formeln für die Elemente, welche zur Construction des Orts in jedem Fall erfordert werden, herleitet. Durch besondere trigonometrische Kunstgriffe manche Formel geschmeidiger zu machen, scheint ausser dem Plan des Uebersetzers gelegen zu haben, der diese Berechnungen zur Uebung für Anfänger bestimmt. Statt der Proportionen hätte indess Hr. *C.* sich wohl schicklicher überall beym trigonometrischen Calcul der Gleichungen bedienen können.

Ausser diesen Berechnungen und einigen kürzern Anmerkungen unter dem Texte, deren es bey Simsons Ausführlichkeit nicht vieler bedurfte, gehört Hn. *C.* ein *Anhang von Bemerkungen*, die hauptsächlich die Reihe verwandter Sätze von S. 22. bis 33. im ersten Buche, und deren Verallgemeinerung betreffen. Satz 22 bis 29. sind insgesammt besondere Fälle folgendes Lehrsatzes: Wenn von einer beliebigen Anzahl der Lage nach gegebner gerader Linien (ob es ihrer 2, oder 3, oder 4. u. f. f. sind, und ob sie insgesammt parallel laufen, oder sich insgesammt schneiden, oder einige parallel laufen, andere sich schneiden, das macht die besondern Fälle des allgemeinen Satzes aus, die in den einzelnen Sätzen mit ihren Unterfällen bewiesen werden), gerade sich durchschneidende Linien so gezogen werden, dass das Rechteck aus einer und einer gegebnen Linie der Summe aller Rechtecke der übrigen in gegebnen Linien

nien gleich ist: so durchschneiden sie, sich alle in einen Punkt, dessen Ort eine gerade Linie ist. Simson thut die Allgemeinheit dieses Satzes, dessen Beweis *Fermat* und *Schooten* schon für 3 gegebne Linien nicht recht glücken wollte, durch den Kunstgriff dar, dass er zeigt, wie die Construktion für n gegebene Linien, sich stets auf die für n — 1 gegebne Linien zurückführen, und so zuletzt mittelst der für zwey gegebne Linien bewerkstelligen läst. Kürzlich hat Hr. *L'Huilier*, „ein mit der Geometrie der Alten vorzüglich vertrauter Mathematiker, im Anhange zu seiner 1789 erschienenen *Polygonometrie* eine neue einfachere und leichtere Auflösung des Satzes in seiner ganzen Allgemeinheit gegeben, die vor Simsons Verfahren beträchtliche Vorzüge, besonders dadurch hat, dass sie den Fall, wo die gegebnen Linien sich nicht durchschneiden, auf den wo sie sich durchschneiden zurückführt, und dass sie die Auflösung für jede Zahl von Linien unabhängig giebt." Hr. *C.* theilt uns S. 146 bis 171. das Wesentliche dieser scharfsinnigen Methode mit, welches seiner Bearbeitung zur vorzüglichen Zierde gereicht. Auch findet sich von Hn. *Pfleiderer*, (dem vorzüglichsten Pfleger und Verbreiter des Studiums der Geometrie der Alten in Deutschland, der auch Hn. *C.* zu dieser Uebersetzung aufgemuntert hat) zu dem bekannten Ort am Kreise, der im zweyten Satze des zweyten Buchs vorgetragen wird, ein schätzbarer Zusatz, worin derselbe aus 3, 6 Euklids auf eine Art abgeleitet wird, der wir den Vorzug vor allen drey Beweisen, die wir hier von Simson lesen, ertheilen möchten. — *Des Uebersetzers Sammlung von 16 geometrischen, mit Hülfe der vorhergehenden Oerter aufgelösten Aufgaben*, welche die letzten 58 Seiten füllen, sind gewiss jedem Leser eine vorzüglich angenehme Zugabe, da ihm hier der Gebrauch der ebnen Oerter in Auflösung bestimmter Aufgaben an mannichfaltigen Beyspielen vor Augen gelegt sind. Hr. *C.* geht darin eine jede in bester Form durch, trägt erst die Analyse, dann die Composition und Bestimmung, endlich eine Berechnung derselben mit Verweisung auf andere geometrische oder algebraische Auflösungen vor, und zeigt sich hier ganz besonders als einen tiefen Kenner geometrischer Analysis. — Wir stimmen in seinem Wunsch mit ein, dass dieses Werk dazu beytragen möge, das Studium der so trefflichen analytisch-geometrischen Bücher der Alten auch unter uns allgemeiner zu machen.

GESCHICHTE.

FREYBERG, b. Craz: *Synchronistische Tabellen der Völkergeschichte, hauptsächlich nach Herrn Hofrath Gatterers Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte.* — *Erste Lieferung* vom Ursprunge der Staaten bis zum Ende der Römischen Republik. 1796. Sechs Bogen Fol.

Obgleich des Vf. Hauptidee, dass chronologische Tabellen für den Historiker das nämliche seyn müssen, was die Landkarte dem Geographen ist, uns nicht ganz passend zu seyn scheint; ob wir ihm gleich unsern Beyfall versagen müssen, wenn er glaubt, durch Hülfe dieser Tabellen könne man die Geschichte synthetisch und synchronistisch zugleich lehren, z. B. sich nach der Beschreibung der Assyrischen Herrschaft über Oberasien zur Geschichte der Israeliten wenden, sie bis auf die Zeit verfolgen, wo die Assyrer in dieselben entscheidenden Einfluss haben, und dann wieder zu den Assyrern zurück kehren etc.: so finden wir doch diese Tabellen sehr gut eingerichtet, und für jeden Liebhaber der Geschichte, welcher ohne langes Nachsuchen die Zeit einer wichtigen Begebenheit finden und die gleichzeitigen Ereignisse mit einem Blicke übersehen will, in einem hohen Grade brauchbar. Der ganze Plan ist bis zur Eroberung von Constantinopel durch die Türken angelegt; diese erste Lieferung reicht aber nur bis an das Ende der Römischen Republik. Der Vf. folgt dabey mit vollem Rechte der Weltgeschichte des Hn. Hofr. Gatterers, nur dass er hin und wieder aus andern Schriften die Angaben vollständiger macht. Den ältesten Zeiten sind blos die Jahre der Welt nach Petavs Zeitrechnung beygesetzt; in der Folge werden aber ausser diesen am Rande sehr passend die Jahre vor Christi Geburt, die Olympiaden und später die Jahre Roms bemerkt. Die gut gewählte Ordnung der Columnen gewährt eine leichte Uebersicht aller Hauptereignisse bey jedem Volke, welches vorzüglich in der vierten Tafel keine leichte Arbeit war. Zuverlässigkeit der Angaben vermissen wir nur selten, und immer nur bey jenen entfernten Zeiten, in welchen strenge Zuverlässigkeit nicht zu erwarten ist. Einiges hätte indessen doch wohl anders werden können. Es heisst z. B. was bey Moses Gomer heisst, nannte der Grieche *Cymbrer*. Der Römer, nicht der Grieche nannte sie mit diesem Namen, selbst nach der Angabe seines Führers Gatterers. „Die Phönicier wohnten erst am *rothen Meere*." Nein, am Persischen Meerbusen; der Name *mare Erythraeum* verführte ohne Zweifel. Ueberhaupt fällt die erste Tabelle für die wenigen zuverlässigen Nachrichten, welche wir aus dem ältesten Zeitraume haben, etwas zu gedehnt aus, doch das Ebenmaass mit den folgenden erlaubte es nicht wohl anders. In der zweyten Tabelle steht Sardanapals Tod bey J. der Welt 3108, und doch in der Columne von Medien Arbaces, durch welchen Sardanapal nach des Ktesias Angabe die Regierung verlor, unter dem Jahre 3270. Die letztere Zahl hat Gatterer angegeben, vom Sardanapal spricht er nicht namentlich; der Vf. nahm Zuflucht zum Petav, daher die Verirrung. Aber dies alles trifft nur jene Zeiten, in welchen ohnehin an feste Rechnung kaum zu denken ist; in den folgenden bemerken wir immer die genaueste Aufmerksamkeit.

LEIPZIG, b. Gleditsch: *Classes Generales Geographiae Numismaticae seu Monetae Urbium, Populorum et Regum ordine Geographico et Chronologico dispositae* secundum *Systema Eckhelianum* et in duas partes

partes divisae quarum prior Geographiam Numariam certam, altera incertam, vel erroneam continet. 1797. P. I. 80 S. P. II. 130 S. 4.

Das gegenwärtige Werk ist, wie der Vf. der Hr. Abate *Dom. Sestini*, in der Vorrede sebst angibt, nichts anderes als ein Auszug aus Hn. *Eckhels Doctrina Nummorum Veterum*, und mag als ein solcher seinen Nutzen und seinen Werth, wohl auch vor älteren Schriften dieser Art manche Vorzüge, haben. Es würde sogar neben dem Eckhelischen Werke unentbehrlich seyn, wenn die neuen Entdeckungen des Hn. *Sestini* eben so zuverlässig wären, als sie zahlreich sind. Die Eintheilung in *Geographiam certam* und *incertam* hat viel scheinbares; allein Rec. kann sie bey näherer Untersuchung doch nicht billigen. Was zur Kenntniss der Münzen einer Stadt gehöret, sollte um so weniger getrennt werden, da das Nachsuchen dadurch erschweret wird, und Ordnung und Deutlichkeit nichts dabey gewinnen. Uebrigens ist Hn. *S.* Absicht nicht schwer zu errathen, seine polemischen Angelegenheiten liegen ihm am Herzen und seine *Geographia incerta* sollte ihm Raum dazu verschaffen. Dafür ist sie aber auch voll verworrener und oft wiederholter Zurechtweisungen, und nicht selten sucht man vergebens in derselben, was sie doch nothwendig enthalten sollte. Die Münzen von Städten, deren Lage noch ungewiss ist, wie gleich p. 1. P. I. *Aria*, *Arva*, *Callet* stehen ruhig in der *Geographia certa*, und neben ihnen behaupten ihren, vielleicht usurpirten, Platz alle die Städte, deren Münzen durch Hn. *S.* allein sind bekannt gemacht worden. So erscheint hier zum erstenmale P. I. p. 4. *Palantia* in *Hispania Tarraconensis* in der Zahl numismatischer Städte, ohne dass es dem Vf. gefallen hätte, seinen *Unicus* näher zu beschreiben, oder auch nur das Museum anzugeben, in welchem sich derselbe befindet. Die goldene Münze von *Sipontum* in Apulien p. 9. wird mit einem zweiflenden Fragzeichen in die *Geographia certa* eingeführet, und in der *incerta* erfährt man erst p. 10., dass ein eben nicht deutliches Monogramma einer Münze des *Mus. Florent* zu dieser Bestimmung Anlass gegeben habe. Wenn die Münze von *Medama* P. I. p. 10., wie wir doch zweifeln, wirklich die vollständige Inschrift ΜΕΔΑΜΑΙΩΝ hat, warum denn das Fragzeichen hinter dem Namen? Und wo und wenn werden wir die Beschreibung der Münze selbst erhalten? Auch die in dem T. V. der *Lettere* neu edirten Münzen, gegen deren mehrere, wie die von *Cisthene* in Mysien, von *Neapolis* in Ionien, von *Evippe* in Carien und von *Cretopolis* in Pisidien, nicht ungerechte Zweifel sind erregt worden, stehen hier in dem ihnen angewiesenen Vaterlande. Die Münze von *Cretopolis* ist sogar seitdem unter des Vf. schaffenden Händen deutlicher und bestimmter geworden, und da dieser *Unicus* in dem T. V. sowohl in der Beschreibung p. XXVII., als in dem Kupferstiche Tav. II. N. 7. blos die verschieden auszulegende Inschrift ΚΡΗ hatte, so erscheint er nun in der *Geographia Numismatica certa* mit der weit zuverlässigeren Benennung ΚΡΗΤΟΠ. Manche andere, nicht minder wichtige Bemerkungen dieser Art muss Rec. zurückhalten, weil sich der Vf. immer auf seine *Descriptio Nummorum Veterum* beruft, die noch unter der Presse ist und alles aufklären soll. Ueberhaupt führt Hr. *S.* in wichtigen Fällen nicht leicht einen andern als sich selbst an, und thut es oft auf eine so sonderbare Art, dass man ihn und den Hn. *Domenico Sestini* für zwey ganz verschiedene Personen halten sollte. So sagt er P. II. p. 58. bey Gelegenheit einer Münze von *Phanagoria: Quem Sestinius vulgavit* (*Lett.* T. IV. p. 100.) *inscriptum* ΦΑΝΑ. *esse confictum, per literas ad nos a Cl. Cousinerio datas, intelleximus.* Bey den Zurechtweisungen, des 2ten Theiles scheint zwar der Vf. seine eigene Meynung vorzutragen; allein er bedient sich grösstentheils der Aussprüche, und sogar, aus einem gerechten Mistrauen in seine Kenntniss der lateinischen Sprache, der Ausdrücke des Hn. *Eckhel*, ohne diesen aber kaum anders zu nennen, als um ihn zu wiederlegen. Dieses Betragen ist weder edel noch billig, obgleich Hr. Eckhel durch so elende Neckereyen nichts verlieren kann. Uebrigens müssen wir Hn. *S.* die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass er nun selbst die Unächtheit mehrerer der höchst seltenen Münzen des IVten Bandes der *Lettere* eingesteht, über welche Hr. *Eckhel*, *Doctrina N. V. T.* p. CXVIII. seine gerechten Zweifel offenbarte, und sich dadurch dem ganzen Zorn des Hn. Abate aussetzte. Sogar die *res certissima*, (*Lettere* T. V. p. 69.) dass die kleinen Silbermünzen mit dem halben Löwen etc. der Stadt *Cardia* in dem *Chersonesus Thracica* zugehörten, wird nun zu einer bescheidenen Bemerkung in der *Geographia incerta*. Die *Descriptio Numorum Veterum* wird entscheiden, ob diese Aufrichtigkeit und Bescheidenheit dem Hr. Abate von Herzen gehen, und ob seine Schriften, die bisher, bey allem Guten, das sie enthalten, kaum für sachkundige Leser brauchbar waren, allgemein dürfen empfohlen werden.

EISENACH u. HALLE, b. Gebauer: *Compendiöse Bibliothek der gemeinnützigsten Kenntnisse für alle Stände.* — XXIIIste Abtheilung. — Der Historiker. Heft I. und II. 1796. 158 S. 8. (Preis 12 gr.)

Auch unter dem besondern Titel:

Der Historiker, oder compend. *Biblioth. des Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Geschichte.*

Ohne noch in dem Fache der alten Geschichte, recht einheimisch zu seyn, liefert der Vf. dem Studierenden einen brauchbaren Leitfaden der Römischen. Nicht bloss die Geschichte des Volks trägt er vor, sondern auch die Verfassung desselben, mit Nebenumständen, die man in einer so kurzen Darstellung wohl nicht suchen würde. An der Spitze steht ein weitläuftiger und in die genauesten Unterabtheilungen auseinandergesetzter Plan unsers Historikers, welcher theils zu grosse Erwartungen erregt, theils nicht in allen Abstufungen Beyfall finden möchte. Gleich der erste Artikel heisst: „er soll alles Merkwürdige in möglichst

lichst kurzen, deutlichen und vollständigen Auszügen aus lauter neuen, *seit* 1788 *erschienenen* Schriften aller Art schöpfen." Warum gerade dies? Die Geschichte selbst aber ist für die Fassungsgabe eines Anfängers, der sich noch der erklärenden Beyhülfe seines Lehrers bedienen kann, immer gut erzählt, und es erscheinen hin und wieder Bemerkungen, welche den denkenden Kopf verrathen. Z. B. S. 60. Die Vergleichung der Römischen und Französischen Revolution. „In Rom erzeugte der Königshass den Hass der königlichen Würde; und in Frankreich der Hass der königlichen Würde den Hass des Königs." Einige nicht ganz richtige oder übel gewählte Ausdrücke kommen freylich auch zum Vorschein. S. 54. „Serv. Tullius errichtete Centurien (*Volksversammlungen*)." S. 65. „Die Clienten zu Rom waren *Lehnsleute* ihrer Patronen." S. 71. „Numa erbaute die *hölzerne Sublicius*-Brücke." S. 154. „Legati im Krieg waren *Generaladjutanten*." S. 36. „Die Römer lernten von den Macedoniern Krieg führen." Soll wohl heissen: einige Theile der Taktik und des Lageranlegens von Pyrrhus dem König in Epirus. Bis zu dem Krieg mit diesem Fürsten reichen die zwey Abschnitte, welche dieser Anfang der Römischen Geschichte umfasst.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, in der Buchh. der Königl. Realschule: *P. N. Sprengels Handwerke und Künste* in Tabellen und Kupfern. Enthält den *Seidenbau* und die *Bienenzucht*. Sechszehnte Sammlung. 1794. 360 S. 8. — Siebzehnte und letzte Sammlung: enthält den *Kohlenbrenner, Fischer und Essigbrauer*, nebst einem Register von den Künsten und Handwerken in allen 17 Sammlungen. 1795. 260 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Häufige Nachfrage wegen Fortsetzung des Sprengelschen Werks veranlasste die Verlagshandlung diese zwey Sammlungen noch zu liefern, und mit ihnen das ganze Werk zu beschliessen. Sie hat keinen Fehlgriff gethan, dass sie die in ihrem Verlag herausgekommenen Abhandlungen, über den Seidenbau und die Maulbeerbaumzucht, und wiederum der Bienenzucht v. *A. G. Behnke*, (deren erstern die A. L. Z. No. 386. im Jahr 1794. der letzteren in No. 123. 1795. rühmlich gedacht ist) in die Sechszehnte Sammlung aufgenommen, indem sie über ihre Gegenstände, so wie auch die Abhandlungen ungenannter Vf. in der letztern Sammlung, über Kohlenbrennen, Fischerey und Essigbrauen gethan, volles Licht verbreiten, auch dem, der gerade nicht so ausführlich belehret seyn will, doch eine angenehme Lectüre gewähren. Die den Belehrungen beygefügten Kupfer sind belehrend und entsprechend. Alle Besitzer dieses nützlichen Werks werden es mit uns gutheissen, dass statt eines kostspieligen Wortregisters, nur ein Verzeichniss der im ganzen Werke enthaltenen Handwerke und Künste, zur Erleichterung des Nachschlagens in alphabetischer Ordnung beygefüget ist.

Zittau und Leipzig, b. Schöps: *Beschreibung und Geschichte der neuesten und vorzüglichsten Instrumente und Kunstwerke für Liebhaber und Künstler* in Rücksicht ihrer mechanischen Anwendung nebst den dahin einschlagenden Hülfswissenschaften, von *J. G. Geisler*. 6ter Theil. 124 S. 8. IV Kupfer.

Noch immer fährt Hr. G. fort Liebhaber und Künstler durch Uebersetzung und Sammlung der Schriften vorzüglicher ausländischer und deutscher Gelehrten und Künstler sich verbindlich zu machen. Der gegenwärtige Theil enthält 24 Abhandlungen, unter welchen sich mehrere durch sinnreiche Erfindungen, andere durch vorzüglich gute Anwendungen, die sich im bürgerlichen Leben von den allda beschriebenen Werkzeugen machen lassen, sich besonders auszeichnen. Solche hier zu beschreiben würde bey der Menge der Artikel auf Weitläuftigkeiten führen; Rec. beschliesst also diese Anzeige mit dem Wunsche, dass Hr. G. in seinem rühmlichen Fleisse noch fernerhin fortfahren möge.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Berlin*, b. Maurer: *Untersuchung über die Heilkräfte der neuentdeckten gelben peruvianischen Rinde, von Dr. Joh. Relph. Aus dem Englischen übers.* 1797. 84 S. 8. Eine neue Uebersetzung der in diesen Blättern (1794. No. 315.) schon angezeigten Schrift. Es wäre zu wünschen, der Uebersetzer hätte auch einen zweckmässigen Auszug aus O'Ryan's Schrift über diesen Gegenstand (s. A. L. Z. 1796. No. 251.) hinzugefügt, die an Versuchen bey Kranken beyweitem reicher ist, (weil dies Mittel in Frankreich schon 7 Jahr früher, als in England, bekannt und wegen der Erleichterung der Kosten durch Licentfreyheit in Lyon von allen Chinaarten fast ausschliesslich angewandt wurde) da Relph's Schrift hingegen in naturhistorischer und chemischer Bestimmung den Vorzug verdient. Wahrscheinlich werden wir auch bald Erfahrungen von neuen mit diesem Mittel in *Deutschland* angestellten Versuchen bekommen.



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 21. August 1797.

GESCHICHTE.

Paris: *Histoire de la conjuration de Louis Philipps d'Orleans.* Par l'auteur de *l'hist. de la conjuration de Robespierre.* 1796. 1 Vol. 304 S. 2 Vol. 392 S. 3 Vol. 304 S.

Man kennt den Vf. dieses Werkes schon aus dem Buche, das er auf dem Titel anführt, als einen entschiedenen Royalisten, aber auch als einen nicht übel unterrichteten Schriftsteller. In der Lebensbeschreibung des H. v. Orleans bleibt er diesem Charakter treu, und sie gehört zu den Büchern, die man über die Geschichte der Revolution nothwendig lesen muss. Unparteylichkeit muss man hier freylich nicht erwarten. Das kann man in einer Geschichte dieser Revolution nicht von einem Manne, der (V. 2. p. 237) sagt: *l'autorité suprême est un depot, qui doit rester tout entier aux mains, à qui la providence la confie;* der im ... die Calvinisten und Philosophen zusammen nennt, ... die ersten für diejenigen erklärt, die besonders ... Plan entwarfen, und unterstützten, die Dynastie ... verändern, und den H. v. O. auf den Thron zu ...en, welcher den Philosophen wohl überall nicht, ... von den Reformirten nur denjenigen eingefallen ... die von dem Herzoge erkauft waren; der sich ...lich nicht schämet, (V. 3. p. 2.) Voltaire, Rousseau, ...ynal und Cartouche in einem Athem zu nennen. ... ist ferner der H. v. O. nicht nur der Haupturheber ... Revolution im Ganzen, sondern jede einzelne ...reckliche Begebenheit, die sich in dem Laufe der...ben zutrug, und jede abscheuliche Handlung, ist ...n ihm und feiner Partey motivirt, und hervorge...acht, wenn auch gleich der Vf. keinen bessern Grund ...für angeben kann als: „Wer kann zweifeln," oder: ...an hat alle Ursache zu glauben" u. d. g. Wenn ... Schriftsteller von der königlichen Partey die, wel...e besondern Antheil an der Revolution genommen ...ben, als sehr böse Menschen beschreibt, so muss der...nige, der nicht Gelegenheit gehabt hat, sich entweder ... der Wahrheit dieser Anklage, oder von dem Ge...theile zu überzeugen, dieses dahin gestellet seyn ...en, da diese Beschuldigungen, eben so wenig et... dafür, als die Apotheosen ihrer Freunde etwas ...egen beweisen. Wenn aber unser Vf. Mirabeau, ...lly, Sieyes u. a. als Männer ohne Verstand und ...gheit vorstellet, so möchte er wohl wenig Glau... finden. Endlich müssen wir bemerken, dass der ... den H. v. O. durch das ganze Buch die grössten ...äfte anwenden, die gröbsten Verbrechen begehen ...st, um jeden einzelnen Auftritt in der Revolution herbeyzuführen; ihn aber wenn er da ist, niemals davon Gebrauch machen lässt, seine Absichten zu erreichen; ja es ist sogar alsdann auch nicht in der Ferne die Rede davon, ohne dass der Vf. andere Ursachen davon angiebt, als dass Orleans zu furchtsam gewesen sey, oder dass die Vorsehung nicht gewollt habe, dass seine Lasterthaten einen glücklichen Erfolg haben sollten. Es scheint uns aber, dass der Biograph weder die Plane und Absichten des Herzogs, noch die Gesinnungen seiner Partey richtig beurtheile. Es ist freylich wahrscheinlich, dass der Herzog selbst niemals einen festen Plan gehabt hat, sondern dass er anfangs nur aus Hass gegen die königl. Familie handelte, in der Folge aber im Ganzen hoffte, und dahin arbeitete, einen Theil der höchsten Gewalt an sich zu bringen, sey es als Dictator, Protector, oder zuletzt als König. Dieser Mangel an einem völlig bestimmten Zwecke würde indessen doch wohl seine Partey nicht abgehalten haben, irgend etwas für ihn zu thun, nachdem sie die Gelegenheit dazu so mühselig, und mit so grossen Unkosten herbeygeführt hatte, wenn es je ihr rechter Ernst gewesen wäre. So aber scheint es vielmehr, dass diese schändlichen Menschen dem Herzoge dergleichen Vergrösserungsplane nur vorgespiegelt haben, um seine ausserordentlichen Reichthümer zur Erreichung ihrer eignen Absichten zu gebrauchen. Wenn wir diese Erklärung nicht annehmen, so erscheinen uns die Orleanisten durch das ganze Buch, als Unsinnige, die sich immer ihrem Zwecke nähern, ohne ihn je erreichen zu wollen, welches von dem grossen Verstande der Leute, die der Vf. als Orleanisten nennt, nicht anzunehmen ist. Diese Fehler des Buchs nehmen ihm seinen Werth als ein Ganzes betrachtet; allein es enthält manche neue Aufschlüsse, und nicht bekannte Angaben, die Licht über einzelne Begebenheiten verbreiten. Die Wahrheit verschiedener derselben könnte allerdings allein der Name des Vf. verbürgen; andere sind so bündig erwiesen, dass man nicht Ursache hat, daran zu zweifeln. Diesem allgemeinen Urtheile über das Buch wollen wir einige specielle Bemerkungen über seinen Inhalt hinzufügen.

Der Vf. fängt mit einer kurzen Geschichte des Hauses Orleans an, und erzählt dann die bekannten Jugendausschweifungen des Herzogs. Vergeblich giebt er sich Mühe, ihm seine Popularität und die Liebe des Volks zum Verbrechen zu machen. Die übrigen Prinzen des königl. Hauses waren bey ihrem Stolze nicht minder ausschweifend. Der Geist des Herzogs war nicht ausgebildet, er hatte gar keine gelehrte Kenntnisse und hasste selbst die Wissenschaften. Das

Gerücht, dass er eine Frucht der weit getriebenen Liederlichkeiten seiner Mutter, der Sohn eines Stallknechts sey, erhielt dadurch Gewicht, dass sein Grossvater sich bis auf seinem Todbette weigerte, ihn für seinen Enkel zu erkennen, und nur dazu gezwungen wurde, weil ihm sein Beichtvater die Absolution versagte. Der erste Grund seines Hasses gegen die königliche Familie wurde dadurch gelegt, dass man ihm die Anwartschaft auf die Stelle eines Admirals von Frankreich, die sein Schwiegervater, der Herzog v. Penthievre, bekleidete, entzog, und sie einem der Söhne des Gr. v. Artois gab. Was versteht der Vf. darunter, wenn er S. 40 sagt: man hätte diese Beleidigung entweder unterlassen, oder den Herzog in eine *impuissance physique* setzen müssen, sich niemals rächen zu können? Orleans nahm zwar keinen Antheil an den Unruhen am Ende der vorigen Regierung; aber er hielt sich doch zu dem Zirkel der Leute, die politische und Religionsfreyheit predigten, und liess sich endlich unter die Freymaurer aufnehmen, „deren letzter Zweck Feindschaft gegen den Gottesdienst und die Könige ist." Der Vf. erzählt von dieser Gesellschaft hundert andere Abgeschmacktheiten, und meynt S. 56, diejenigen wären nicht zu tadeln, die darinn eine wahrhafte Verschwörung gegen die Nachfolger Philipps des Schönen gefunden hätten. Die innern Bewegungen in der Nation über das Deficit in der Einnahme gingen bald darauf an. Die Königin und Breteuil waren es, die Calonne vertrieben. Damals wandten sich die Augen derjenigen, die eine Veränderung im Staate wünschten, auf den H. v. O., und man fing an, in dem *Palais royal* nächtliche Zusammenkünfte zu halten, an denen besonders die jüngern Parlementsräthe Theil nahmen. Necker wurde durch Orleans Partey wieder zurück gerufen, so wie sie auch zuerst das Parlement auf den Gedanken brachte, die Versammlung der Generalstaaten zu verlangen. Nach S. 76 glaubt der Vf., dass der Herzog schon damals darauf gedacht habe, sich der Krone zu bemächtigen, welches höchst unwahrscheinlich ist. Es sey ausser Zweifel, sagt er, dass eine Verschwörung gegen das Leben des Gr. v. Artois obgewaltet habe, als derselbe das Stempeledict registriren liess, und nachdem er dafür seine wenig beweisenden Gründe angeführt hat, so fügt er hinzu: „Von wem konnte ein solcher Plan anders entworfen seyn, als von dem H. v. Orleans, dem es so vortheilhaft war, die Grade zu verringern, die ihn von dem Throne, den er besteigen wollte, entfernten?" Grund und Art zu schliessen sind hier von gleichem Unwerthe. Dass das Parlement nach Troyes verwiesen wurde, geschah zu Folge einer Nachricht von einer Verschwörung, die am 15 Aug. ausbrechen sollte. Die schnelle Aussöhnung des Parlements mit dem Hofe scheint diese Erzählung, die wir uns nicht erinnern sonst irgend wo gefunden zu haben, hinlänglich zu widerlegen. Es war wieder Orleans, der diese Aussöhnung bewirkte. Epresmenil, den der Vf. entschuldigt, und sehr lobt, war Orleans eifriger Anhänger. Vor der berühmten Parlementssitzung, in welcher der H. v. O. sich der Registrirung der königl. Edicte laut widersetzte, sagte Epresmenil: *Reposez Vous en sur moi, je saurai museler le lion.* Den Herzog bewog zu dem Widerspruche auch ein Privatinteresse; er hatte sich eines vorhergehenden Darlehns von 125 Millionen allein zu bemächtigen gewusst. Die Königin drang auf Orleans Verweisung, gegen die Vorstellung andrer, selbst der Polignacs. Dass das Parlement verlangte, dass der Herzog entweder vor ein Gericht gestellet, oder freygelassen würde, veranlasst den Vf. zu sagen, dass man daraus sähe, dass das Parlement sich immer mehr verirret hätte. Denn dem Könige gehöre die vollständige Ausübung der Gerechtigkeit in der Maasse, dass er sie von denen, welchen sie von ihnen anvertrauet wäre, zurücknehmen könnte, wenn er wollte S. 101. In seinem Exil entwarf Orleans den schrecklichen Plan, alles Getreide aufzukaufen, und Frankreich in Hungersnoth zu stürzen, um einen Aufruhr hervor zu bringen. Eine beträchtliche Zeit hindurch drehet sich nun alles um diesen Plan. Brienne's Errichtung einer *Cour pleniere* und die daraus entstandenen Unruhen werden auf die bekannte Art erzählt; aber Orleans Freunde sind es auch hier, die diese Unruhen theils erregen, theils vermehren. Die Absichten, die ein jeder Stand, und jeder Staatskörper hatte, die Zusammenkunft der allgemeinen Stände zu befördern, und wie sich ein jeder darinn irrte, sind S. 151 sehr gut vorgestellet. Necker, der Brienne's Stelle einnahm, war dem Herzoge völlig ergeben. Die Freudensbezeugungen des Volks über Necker's Zurückkunft nahmen auf eine sonderbare Art auf dem Dauphiné-platze den Anfang. Es wohnen auf demselben viele Reformirte; Carler, einer von ihnen, war besonders geschäftig bey den Volksbewegungen. Das Parlement verlor bey Neckers Rückkehr die Gunst des Volks, weil es seine Zusammenrottirungen verbot. Die Anführer des Volks waren von O. erkauft. Es ist eine elende Affectation, wenn der Vf. S. 183 schreibt: *une femme appellée Roland.* Der Name dieser Frau wird, wenn man aus diesem Buch einen Schluss machen soll, länger bekannt und geehrt seyn, als der Seinige. Viele Einschränkung möchte wohl S. 185 der Satz leiden: *l'historien ne discute pas; il raconte.* Auch sucht er gleich auf der folgenden Seite durch eine *discussion*, in der sich die Angaben einander aufheben, zu beweisen, dass Necker, mit O. und den Kornaufkäufern Verbindungen gehabt habe. So bald die doppelte Repräsentation des Tiers état beschlossen war, über welche der Vf. Neckern mit dem gewöhnlichen Tadel belegt, trennete sich O. von dem Parlemente und von den Prinzen. In dem harten Winter des J. 1788 erzeigte der H. den Armen solche Wohlthaten, die Geräusch machten, und hinterging den Pfarrer von St. Eustache, dem er schriftlich einen grossen Beystand versprochen hatte. Nicht sowohl die doppelte Repräsentation des Bürgerstandes, als die von O. bewirkte Hungersnoth, muss nach S. 205 als der Hauptgrund des Umsturzes der Monarchie, und der beiden ersten Stände angesehen werden. Der Prinz errichtete damals eine Armee von Spitzbuben

und

und Meuchelmörder unter Cossiné's und Beaubourg's Anführung. Viele Menschen wurden ermordet, oder beraubt. Die Beute wurde in das *Palais royal* gebracht, wo der Herzog den grösten Theil für sich nahm, unter andern die Juweelen der Gräfin du Barri, und das Geld einer Frau, mit der er genaue Verbindungen hatte, und der er eine Pension gab. Eben so theilte er den Raub mit den Spielern im *Palais royal*. Er bestritt mit diesem Gelde einen Theil seiner grosen Ausgaben, um sich eine Partey zu erkaufen. (Wer wird Beschuldigungen dieser Art ohne Beweis glauben?) An der Spitze der Partey standen Laclos, Sieyes, Sillery und Mirabeau, von dem hier eine abscheuliche Abbildung gemacht wird. In seinen öffentlichen Reden zeigte er weniger die Kunst eines Redners als die Grimassen eines Hanswursts. Sieyes ist auch schwarz genug, aber doch billiger gezeichnet. Sillery war ein unbedeutender Mensch. Die Schriften, die seiner Gemahlin (Genlis) Namen führen, sind für sie von andern verfasst worden. Unter den Generalen waren besonders Dumouriez und Valence erkauft. Die Chefs von den Aufrührern erhielten die Befehle, welche Quartiere in Paris an jedem Tage in Aufruhr gesetzet werden sollten, durch das Spielen der Wasserkünste im Palais royal. Das Parlement wagte es nicht, über die Ursachen der Hungersnoth Untersuchungen anzustellen aus Furcht, vor dem H. v. O. Necker, welcher wusste, dass der Prinz in einem Augenblicke der ganzen Nation auch die nothwendigste Erhaltung rauben konnte, hoffte ihn zu gewinnen, und brachte es dahin, dass eine Vermählung seiner Tochter mit dem Sohne des Gr. v. Artois festgesetzet und ihm die Vermittlung des Hofs zu einer Verheyrathung seines Sohns mit einer neapolitanischen Prinzessin versprochen wurde. Als die Ursache, dass die Heirath abgebrochen wurde, giebt der Vf. Orleans ...gesetzte Bemühung an, den gemeinen Mann zu ...winnen. Dieses geschah vornehmlich durch eine ...rift, worinn er eine Menge Neuerungen, unter ...ern die Erleichterung der Ehescheidung vorschlug. ...war jetzt das Idol des Volks, besonders der Cal...isten. Der Vf. nennet grosse Namen als Orleanisten ...der Nationalversammlung Lally Tolendal, Cler...nt Tonnere, Rochefaucault, Montesquiou, Saint...geau u. a. (offenbar ohne Beweis und Wahrscheinlichkeit). Es war ein Fehler des Hofs, dass er ver..., dass die andern Prinzen von Geblüt nicht zu De...irten erwählt werden durften. Sie überreichten ...Könige eine Vorstellung über die ersten Spuren ...r Revolution, die jetzt bemerkbar wurden. Sie ...esonders gegen die zwiefache Zahl der Deputirten ... *tiers état* gerichtet, und hier abgedruckt. Der ...v. Provence weigerte sich sie zu unterschreiben. ...Orleanisten hatten Dolche in Tonnen aus Italien ...men lassen; sie wurden bey den Barrieren ange...n, und dem Volke gezeigt. Da dieses wieder ...e allen Beweis gesagt wird, so kann die Gegen...ey eben so gut behaupten, dass diese Gewehre für Dolchritter bestimmt gewesen sind. Die bekannte ...derung des Hauses des Fabricanten Reveillon war O's. Werk. Die Verwirrung, worinn nach S. 277 Orleans gerieth, als man in der Nationalversammlung sagte, die Urheber derselben müssten gestraft werden, stärkte den Verdacht. Zugleich ist sie einer von den vielen Beweisen, die in dem Buche vorkommen, dass der Herzog mit einem sehr unruhigen Gewissen sündigte, und dass die Furcht, entdeckt zu werden, ihm sogleich die Besonnenheit raubte. So stellet ihn nämlich der Vf. dar; ob er wirklich so war, das können nur diejenigen beurtheilen, die ihn genau gekannt haben. Immer bleibt es aber eine sonderbare Erscheinung, dass ein solcher Charakter dennoch eine aufrührerische Bewegung nach der andern anstiftet, ohne durch diese Furchtsamkeit von beständiger Erneuerung der Gefahr, die ihm als dem Urheber der Unruhen drohete, abgehalten zu werden. Als die Nationalversammlung zu der ersten Sitzung in Pomp hinging, war O. nicht unter den Prinzen von Geblüt, sondern unter den Deputirten, und selbst eine Erinnerung aus dem Munde des Königs bewog ihn nicht, sie zu verlassen. Das Volk, welches bey der Erscheinung des Königs, des Adels und der Geistlichkeit ein mürrisches Stillschweigen beobachtete, erfüllte bey seiner Erblickung die Luft mit Freudengeschrey. Der Vf. dieses Buchs ist entweder selbst ein für seinen Stand blind eingenommener Geistlicher, oder ein sehr bigotter Mann. Denn nur ein solcher konnte schreiben: „dass die Procession äusserst rührend gewesen sey, *ou ce que la religion a de plus auguste et de plus saint, se trouvoit environné de la pompe de la cour et de l'elite de la nation.*" Der Prinz wandte mehrere Mittel an, die Mitglieder der Deputirten des Adels zu gewinnen, und es gelang ihm bey vielen. Die Erzählung von den vielen Westen, in die man den H. v. O., als er einst in der Nationalversammlung ohnmächtig ward, gehüllt fand, ist längst verbreitet.

(*Der Beschluss folgt.*)

LITERARGESCHICHTE.

Vicenza: *Catalogo ragionato de' Libri stampati in Vicenza e suo Territorio Nel Secolo XV.* Con un' Appendice de' Libri de' Vicentini, o spettanti a Vicenza, che in quel Secolo si stamparono altrove. Col Permesso de' Superiori. MDCCXCVI. 246 S. 8.

Schon im J. 1785 hatte der Verfasser des gegenwärtigen so betitelten raisonnirenden Catalogs ein kurzes Verzeichniss der zu *Vicenza* bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts erschienenen ersten Drucke, dem 41sten Band einer sehr schätzbaren, in Deutschland wenig bekannt gewordenen Sammlung, die in Venedig unter dem Titel *Nuova Raccolta d'Opuscoli scientifici e filologici* heraus kam, einverleiben lassen, und schon damals konnte man mit seinem Versuch, die älteste Buchdruckergeschichte dieser Stadt aufzuklären, zufrieden seyn, indem er, wenn er auch gleich nicht viel neues zu entdecken wusste, doch manches, das schon vorher bekannt war, durch neue Belege bestätigte. Dieses Verzeichniss fand auch in Italien verdienten

dienten Beyfall, nur wünschte vielleicht mancher, dass davon, da doch die *Raccolta* nicht in jedermanns Händen seyn konnte, ein besonderer Abdruck besorgt werden möchte, und mit diesem macht nun der Vf. dem Literator ein Geschenk, das ihm um so viel angenehmer seyn muss, da er es mit einigen neuen Entdeckungen und andern Zusätzen bereichert hat, wie aus der folgenden kurzen Anzeige erhellen wird. Was den Vf. betrifft, so ist derselbe ein Dominicaner in dem Kloster *Da S. Corona* zu *Vicenza*, der sich in der ersten Ausgabe *Gaetano Maria Faccioli* nennte, in dieser aber, und zwar am Ende der Zueignungsschrift: *Gio. Tommaso Faccioli* unterschrieb, welches Rec. nicht verstehen kann, und eben deswegen auf einen andern rathen würde, wenn der Verfasser dieses vor uns liegenden Catalogs in der Vorrede desselben, nicht ausdrücklich bemerkte, dass er der nämliche sey, dem man den ersten Versuch zu danken hat. Zuerst werden nun die ältesten Drucke, nach der Reihe der Drucker, so wie sie auf einander folgten, angezeigt. Unter diesen sind nun abermals, wie in den meisten andern Städten Italiens, die ersten und vorzüglichsten, *Deutsche* gewesen. Ehehin hatte *Hermann Leichtenstein*, oder *Levilapis* von *Cöln* die Ehre, unter den Druckern in *Vicenza* die erste Stelle zu behaupten — eine Ehre, die ihm erst neuerlich noch Herr *Denis* in der neuen Ausgabe seiner Einleitung in die Bücherkunde zum Theil werden lässt. Sie gebührt aber einem *Magister Joannes de Reno*, der schon 1473 *in Sancto Ursio* (*Sant' Orso*, nicht weit von *Schio* im Vicentiner District) zu drucken anfing, da des *Hermann Leichtensteins* erstes Product von 1475 ist. Ausser diesem *Leichtenstein* druckten auch in den ersten Jahren, *Leonhard von Basel* mit dem Zunamen *Achates*, *Johannes von Wien*, *Jacobus de Dusa*, und *Stephan Koblinger von Wien* daselbst. Die übrigen waren, einen *Nicolaus Petrus von Harlem* ausgenommen, Italiäner. Sie brauchten zu ihren Producten fast durchgehends die schönen römischen Typen, daher sich diese vor andern, besonders solchen, die in Deutschland zum Vorschein kamen, merklich auszeichnen. Die Schriften selbst, die sie druckten, und deren beynahe 100 an der Zahl sind, waren grösstentheils von Erheblichkeit, einige sogar wichtig, wie z. B. die erste Ausgabe von *Ptolemaei Cosmographia* von *Hermann Leichtenstein* 1475. *Virgilii opera* von *Johann von Wien* 1476 ingleichen 1479 vom *Leonardus de Basilia*; *Ovidii Opera* von *Hermann Leichtenstein* 1480. u. a. m. Uebrigens muss Rec. noch bemerken, dass alle diese Producte, ein paar Kleinigkeiten ausgenommen, in den *Panzerschen Annalen* nicht nur angeführt, sondern auch grösstentheils ausführlicher und richtiger beschrieben worden sind, so dass uns also die Hoffnung, die gedachten Annalen, aus diesem Catalog bereichern zu können, getäuschet hat. Als Anhang folgt erstlich ein Verzeichniss solcher Schriften, die zwar Vicentiner zu Verfassern hatten, die aber in diesem Zeitraum in andern Städten, in- und ausserhalb Italien gedruckt wurden. Diese sind *Guido Vicentinus*, *Episcopus Ferrariensis*, *Q. Rhemnius Fannius Palaemon*, *Grammaticus*, *Caietanus de Thienis*, *Ant. Nic. Luschus*, *Omnibonus Leonicenus*, *Nicol. Leonicenus*, *Guil. Paielus*, *Valerius Facinus*, *Zachar. Tilius*, *Matth. Bossus*, *Marcanton*, *Sabellicus*, *Gregor. a Vulpe*, *Oliver*, *Arzignanus*, *Francisc. Serpus Arzignanus*, *Q. Emilianus Cimbriacus*. Den Beschluss macht die Anzeige von Büchern oder Briefen, die in diesem Zeitraum Vicentinern zugeeignet, oder an sie geschrieben wurden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig:* b. Crusius: *C. P. Laurop über den Anbau der Birke und deren Vorzüge vor andern Holzarten*, besonders in holzarmen Gegenden. 1796. 43 S. u. XII. Vorrede. gr. 8. (4 gr.) Der Vf. empfiehlt in dieser kleinen Abhandlung, den Anbau der Birke, theils wegen ihrer eigenen Schnellwüchsigkeit, die besonders für holzarme Gegenden sehr wichtig ist, theils aber auch, weil durch ihren Bau die Cultur und das bessere Wachsthum der edlern Holzarten sehr befördert werden kann. In ersterer Rücksicht ist insonders die Birke sehr zu empfehlen, weil sie fast mit jedem Boden vorlieb nimmt, und daher zur Cultur der öden frey liegenden Plätze und Haiden sich sehr gut qualificirt. Er beschreibt daher das Verfahren, wenn die Birke aus den Saamen gezogen, oder verpflanzt wird, das vortheilhafte und nachtheilige jeder Methode, und giebt zugleich vorzüglich gute Regeln über die Manier ihrer Bewirthschaftung.

Insbesondere aber ist die Birke bey dem Anbau der edlern Holzarten von ausserordentlichem Nutzen. Sie macht nämlich den verwilderten und unfruchtbaren Boden zum Anbau jener Holzarten geschickt, indem sie nach und nach die ihn überziehende Haide verdrängt, und durch das von ihr fallende Laub eine neue Dammerdenschicht bildet: sie giebt ferner jenen edlen Holzarten, die zugleich mit ihr auf dem Boden stocken, den nöthigen Schutz gegen die Hitze und Kälte, stellt deren geschlossenen Zustand her, und gewährt dadurch jenen Nutzen, der sich insgemein von dem geschlossenen Zustand des Holzes erwarten lässt, und giebt in mehrern Fällen eine sehr ergiebige Zwischen-Nutzung ab.

Alles dieses nebst noch minder wichtigen Nutzen und Vortheilen setzt der Vf. sehr deutlich und vollständig in dieser Abhandlung auseinander, und es ist zu wünschen, dass in seiner Gegend der Anbau der allda verächtlich scheinenden Birke jene Fortschritte bekommen möge, die er seither in dem ihm entgegengesetzten Theile von Deutschland wirklich hatte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 22. August 1797.

GESCHICHTE.

Paris; *Histoire de la conjuration de Louis Philippe d'Orleans.* Par l'auteur de *l'hist. de la conjuration de Robespierre* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zweyter Theil. Der H. zog die französischen Garden durch Valadi, einen pensionirten Officier in seinen Vortheil. Er hatte seine Vertrauten in einem geheimen Rath vereinigt, der zu Passy gehalten wurde. Der Hof cabalirte seiner Seits ebenfalls gegen ihn, und zog seinen Hauptagenten in dem Kornaufkauf, Pinet, auf seine Seite. Da die Hungersnoth durch die Vorkehrungen der Orleanisten sehr zunahm, so wurde von der Nationalversammlung ein *Comité de subsistances* errichtet, der aber fast aus lauter Orleanisten bestand, und die Sache sehr verschlimmerte. Neckers Erklärung, dass ihm kein Mittel, ihr abzuhelfen, bekannt sey, und dass man sich auf die Vorsehung verlassen müsse, brachte das Volk zur Verzweiflung. Der König glaubte, zu entdecken, dass Necker der Miturheber der Theurung sey, von welchen Argwohn hier (S. 39) die Gründe angegeben werden, die, wenn die Thatsachen wahr sind, allerdings eine Untersuchung veranlassen mussten, aber die Unvorsichtigkeit der Verabschiedung des Manns des Volks, ohne diese Untersuchung nicht rechtfertigen. Um die Unordnung, worin Paris sich befand, zu beschreiben, bedient sich der Vf. folgender sonderbaren Zusammenstellung der Gegenstände: *„elle est sans chef, sans magistrats, sans tribunaux, sans spectacles:"* Orleans Bande hatte einen Aufstand am 13ten Jul. 1789 wollen ausbrechen lassen; jetzt nahm er schon am 11ten den Anfang. Man suchte einen Anführer; Orleans sollte es seyn, aber er erschien nicht. Dennoch war kein Augenblick in der ganzen Revolution jemals so günstig, sich zum Könige ausrufen zu lassen, als dieser. Er beweiset diese sonderbare Meynung mit Pisistratus Beyspiele, und will, dass der Herzog diesem Athenienser in allen Stücken hätte nachahmen sollen. Niemand wird aber wohl glauben, dass das, was in einer kleinen griechischen Republik möglich war, auch hier hätte ausgeführt werden können. Damals waren die Sachen noch nicht so weit. Nach des Vfs. Angabe war es allein Orleans gränzenlose Furchtsamkeit, die ihn abhielt, Gebrauch von der Gelegenheit zu machen, sich die Krone zu erwerben. Seine Gehülfen waren nicht muthvoller. Auch hier kommen wieder bekannte, aber nicht ganz bewiesene Erzählungen vor. — Es gränzet an das Unbegreifliche, wie seine Anhänger in seiner Partey haben verbleiben können; aber sie fuhren fort auf ihn ihre eignen Hoffnungen zu gründen. Es war sehr gegen Orleans Willen, dass la Fayette Commandant der Nationalgarde und Bailly Maire wurde. Orleans, beschloss den König bey seinem ersten Einzuge in Paris ermorden, und den Gr. v. Artois gefangen nehmen zu lassen. Die Ursache, dass man bey solchen Gelegenheiten nie an den Gr. v. Provence dachte, war, sagt der Vf., weil Mirabeau überzeugt war, er würde bald an seiner Vollblütigkeit sterben. — Es liesse sich aber wohl eine andere denken. Der Gr. v. Artois kam nicht; er hatte aber den König kniend gebeten, seinen Platz einnehmen zu dürfen, ungeachtet er wusste, wie sehr man ihm nach dem Leben trachtete. Auf den König wurde geschossen, ohne dass er getroffen wurde. Aber er wurde hernach mit einem Degen am linken Arm verwundet, vermuthlich als er die Treppe des Rathhauses herabstieg. Er sagte niemanden etwas davon; man fand die Wunde, als er sich entkleidete, und er verband Jedermann, der dabey war, zum tiefsten Stillschweigen. (?) Auch Flesselles Ermordung wird hier ganz anders erzählt. (S. 89) Entsetzlich ist die Erzählung von der Ermordung des Maire von Saint Denis Chatel. Ein altes Weib stach ihn langsam, und mit mehrern Stichen in den Hals und fragte jedesmal: Fühlst du nicht eine gewisse Kühle? Fünf Viertelstunden litt er auf diese Art. Pinet wurde von orlean'schen Meuchelmördern ermordet, denen man die Livrée der Königinn angezogen hatte. Seine Brieftasche war in Orleans Händen, der dadurch Pinet's Erbe wurde, und die Gläubiger desselben betrog. Abscheulich war gleichfalls die Ermordung des tapfern Belsunce. Er lebte und sprach noch, als die Weiber, die ihn ermorden halfen, ihre Fächer in sein Blut tauchten, und es aufsaugten; sie brateten hernach sein Fleisch und frassen es. Mirabeau hatte die Ueberzeugung, dass er erster Minister werden würde, wenn Orleans die Krone erhielte. Er unterstützte daher die Partey, die dem Könige das *Veto* zusprach. Der Vf. führt sehr viele kleine Umstände an, die beweisen sollen, dass Orleans damals nicht nur überzeugt gewesen sey, dass ihm die Krone nicht entgehen könne, sondern dass er auch alle Anstalten zu ihrer Annehmung getroffen habe. Sie sind zusammen genommen höchstens hinlänglich einen starken Argwohn zu begründen. Am wichtigsten ist, was in der Nationalversammlung geäussert wurde, als man über das Veto, und das Recht der spanischen Thronfolge stritt. Nach der Vorstellung, die der Vf. davon giebt, zeigte es sich dabey, dass

dafs von 979 Deputirten 438 Orleanisten waren. Sie lagen indessen doch unter. Marats Journal kämpfte wüthend für Orleans, und gegen la Fayette und Bailly. Der erste liess einstens 6000 Mann und . Canonen gegen ihn anrücken, und sein Haus und die Strasse besetzen. Aber Danton nahm Marat unter seinen Schutz, und la Fayette's Armee mufste sich zurückziehen. Dafs gegen den 5ten October das Regiment Flandern in Versailles einrückte, war des Grafen d'Estaing Schuld, von welchem der Vf. einen merkwürdigen Brief an die Königinn, über die entworfene Flucht des Königs, mittheilt, und eine schlechte Abbildung von ihm macht. Bey Gelegenheit der billigen Lobeserhebung, die der Vf. hier der Prinzessinn Elisabeth gibt, fügt er hinzu: die Religion würde ihr Altäre errichten. Man mufs aber, des jetzigen Anscheins ungeachtet hoffen, dafs die Religion, die dieses thun kann, nicht wieder die herrschende in Frankreich seyn wird. Dafs der 6te October auch hier ganz dem H. v. O. zugeschrieben wird, dafs er abermals an diesem Tage sich habe wollen zum Könige ausrufen lassen, versteht sich von selbst. Der Vorgang zu Versailles selbst wird sehr ausführlich, sehr anziehend, und mit manchen kleinen Umständen erzählt, die sich bey andern Schriftstellern nicht finden. Er entschuldigt la Fayette; der selbst hintergangen sey; aber er tadelt heftig d'Estaing, und die Minister, besonders Necker, dafs sie gar keine Anstalten gemacht hätten, das Ungewitter zu beschwören. Er läugnet, dafs Ludwig XVI den Wein geliebt habe, er fastete sehr gewissenhaft, wann es die Kirche befohlen hatte, trank vor seiner Thronbesteigung keinen Tropfen Wein, und nach derselben, ihn nie anders als mit Wasser vermischt. Orleans und ein Theil seiner Mitverschwornen blieben in der Nacht vom 5ten in der Kirche des H. Ludwigs, und liefsen sich daselbst am Morgen eine Messe lesen. Unter denen, welche die Aufrührer aufmunterten, anführten, und bezahlten, waren mehrere als Weiber verkleidete Mitglieder des Convents, als Mirabeau, der H. v. Aiguillon, die Grafen Lameth u. a. Rec., der Mirabeau persönlich gekannt hat, mufs glauben, dafs derselbe als Frau verkleidet, einen scheufslichern Anblick gewährt habe, als irgend eine Dame von der Halle. Bey dem Einzug in Paris ging ein Mann mit einem langen Barte, hoher Mütze, das Gesicht und die Hände mit Blut bemahlt, und eine blutige Axt auf der Schulter tragend, vorauf, zwischen den beiden auf Piken steckenden Köpfen der ermordeten *Gardes du corps*, die man unterwegs hatte von einem Friseur auf das angelegentlichste frisiren lassen. Bailly nannte gleichwohl in seiner Rede an den König, diesen Tag einen schönen Tag. Der König antwortete ihm, er käme nach Paris mit Freude und Zutrauen. Bailly liess das letzte Wort aus, als er dem Volke diese Antwort zuschrie, worauf die Königinn ihre Stimme erhob, und ihn daran erinnerte. Die Gegenwart des Geistes und die Festigkeit, welche diese Prinzessinn an diesem schrecklichen Tage zeigte, ist überhaupt bewundernswürdig. An Orleans Thronerhebung wurde bey dem ganzen Auftritte nicht gedacht. Es verliefsen ihn vielmehr jetzt viele von seinen Anhängern, von denen mehrere auswanderten." Der Gr. Lally Tolendal und Mounier waren darunter die bemerkungswürdigsten. (Also auch diese Orleanisten; das ist zu arg!) Man fing selbst an, so laut von Orleans boshaften Planen zu sprechen, dafs seine Partey darüber in Furcht gerieth. Dennoch konnte man ihn nie dahin bringen, dafs er eine Vertheidigung, die man ihm aufgesetzet hatte, in der Nationalversammlung vorläse. Um einen neuen Aufruhr zu erregen, nahm er wieder seine Zuflucht zu der Aushungerung der Stadt. Es wäre zu wünschen, dafs der Vf. bessere Beweise für seine Angabe beygebracht hätte, dafs Orleans wirklich der Urheber dieser langen und harten Hungersnoth gewesen sey. Jetzt müssen wir es fast allein auf seine Bejahung glauben. La Fayette erhielt endlich nach des Vf. Erzählung überzeugende Beweise seiner Verschwörung, und legte sie dem Könige vor. In einer Unterredung zwischen diesem General und dem Herzoge, bey dem Minister Montmorin, wich der letzte einer Ohrfeige nur durch Zurücktreten aus. Die Royalisten tadelten es, dafs der König ihn nicht härter strafte, als mit der Verweisung nach England, aber nach des Vf. Meynung mit Unrecht. Die Orleanisten begingen einen grofsen Fehler, dafs sie die Entfernung des H. zugaben. Ein Aufruhr, der drey Tage nachher ausbrechen sollte, unterblieb nun. Der H. hielt pünktlich das gegebene Wort, alles Korn, das er in England hatte aufschütten lassen, nach Frankreich zurück zu senden, welches nach allem, was der Vf. von ihm gesagt hat, auch nach der Erklärung die er davon gibt, noch immer unbegreiflich bleibt. Seiner Partey werden die Verhinderungen zugeschrieben, die man noch immer der Versorgung der Stadt entgegen setzte. Man glaubte indessen von Seiten des Königs, dafs Orleans Macht völlig gebrochen sey. Um die Schuld der vorhergegangenen Conspirationen auf andere zu wälzen, erdichteten die Orleanisten eine Verschwörung, den König nach Metz zu führen, man übertrug den Chatelet die Untersuchung des neu erfundenen Verbrechens der *laesae nationis*. Das Chatelet verfuhr im Ganzen unparteyisch; nur mufste es den Marquis v. Favras der Wuth des Volks zum Opfer bringen.

Dritter Theil. Bretagnischer Clubb, aus dem hernach der Jacobiner Clubb entstand. Der Vf. verspricht seine Geschichte in einem besondern Werke zu geben. Die Orleanisten regierten darin. Man zog viele Officiere in den Bund, und vertrieb diejenigen von den Regimentern, die Widerstand thaten. Orleans suchte indessen andere Nationen zu verhindern, dem K. Ludewig XVI zu Hülfe zu kommen, dadurch dafs er ihre Unterthanen gegen sie aufzuhetzen trachtete, und verwandte dazu sein Geld. In England gewann er den Lord Stanhope, Price und Fox. Der englische Hof selbst unterstützte ihn lange durch seinen Minister in Paris, den H. v. Dorset. Der Vf. beweiset dies hauptsächlich damit, dafs man dem Könige auf eine lieblose Art abgeschlagen habe, eine kleine Quantität Korn nach Frankreich auszuführen, welches denn der

5ten Oct. herbey geführt habe. Hingegen habe man dem H. erlaubt, alle sein aufgeschüttetes Korn auszuführen. Werke der Orleanisten seyn ferner: Gustavs III Ermordung, die aufrührischen Bewegungen in Berlin, die Theilung von Polen, die innern Streitigkeiten in Holland, der Aufstand der Lütticher, die Empörung der Belgier, die Unbeweglichkeit der Schweiz, der Einfluss, den der Philosoph Aranda in dem spanischen Cabinette behauptet. Bey diesen Behauptungen, die unsern Propagandistenkrämern sehr willkommen seyn werden, macht es dem Vf. keine Unruhe, dass diese Angelegenheiten sämmtlich schon hinlänglich weit fortgerückt waren, ehe man an Orleanisten dachte. Uebrigens stimmt mit dem, was er von Englands Theilnahme an den Intriguen des H. sagt, die widrige Aufnahme wenig überein, die, nach seiner eignen ausführlichen Beschreibung, Orleans, am Hofe und bey der Nation fand. Da ihm dieses seinen Aufenthalt in London widrig machte, und der König zugleich sehr bey der Nation gewann, so beschlossen er und seine Anhänger seine Rückkunft. Eine Widerlegung der ihm vorgeworfenen Verbrechen machte im Publicum wenig Eindruck. La Fayette suchte ihn vergeblich zurück zu halten, welches, wie der Brief des H. an die Nationalversammlung beweiset (S. 56) ganz falsch von dem Vf. vorgestellet wird, um eine Lächerlichkeit auf La Fayette fallen zu lassen. Es gelang weder diesem General noch dem Herzoge, die Deputirten zu gewinnen, welche man aus den Provinzen gesandt hatte, auf dem *Champ de Mars* den Bürgereid zu leisten. Es hätte dem Könige nur ein Wort gekostet, sie um seinen Thron zu versammeln. „Da dieses Wort nicht gegeben wurde," schliesst der Vf. sehr freygebig, „so ist dieses ein Beweis, dass die Royalisten nie conspirirt haben." Das gute Benehmen der Föderirten verhinderte, dass la Fayette auf dem *Champ de Mars* keinen Aufruhr erregen konnte, ungeachtet er alle Kräfte anstrengte. Ueber Orleans und Mirabeau drohete ein Ungewitter auszubrechen. Das Chatelet untersuchte den Aufruhr am 5ten October mit so vielem Ernst, und solcher Klugheit, dass es gegen sie hinlängliche Beweise in die Hände bekam. Aber die Orleansche Partey wusste es dahin zu bringen, dass die Nationalversammlung die Untersuchung der Sache selbst übernahm, und so wurden beide losgesprochen. Seine Vertheidigung wurde jedoch von dem Publicum so unzulänglich gefunden, dass sein Ansehn merklich verlor. Viele von seiner Partey verliessen ihn, selbst Mirabeau. Die Minister begingen die Thorheit, den letzten für sich zu erkaufen, jetzt da er der Natter glich, der man den Stachel genommen hat. Auch gehörte Mirabeau zu den Leuten, die sich wohl einer Partey verkaufen, aber ihr nicht ergeben sind. Er starb bald darauf. Jede Partey dachte jetzt darauf, den König zur Flucht zu bewegen; die Orleanisten, um dem H. die höchste Gewalt zu verschaffen; la Fayette aus eben diesem Grunde; die Royalisten um den König zu befreyen. Der Vf. schreibt den Angriff auf das königl. Schloss, den man *la journée des Poignards* nennet, ebenfalls Orleans zu; aber er sagt selbst, dass sich die Royalisten alle Abend bewaffnet um den König versammelt hätten, und daher war bey der damaligen Stimmung des Volks ein solcher Auftritt nicht zu verwundern. Als man den König nach Paris zurück brachte, wurde der Marquis v. Dampierre, der ihm weinend die Hand küsste, in diesem Augenblicke ermordet. Die Orleanisten zogen aus dieser Flucht des Königs nicht den Vortheil, wegen dessen sie dieselbe hervorgebracht hatten. Nachdem sie nun mehr als ein Jahr lang die Erhebung des Herzogs zubereitet hatten, und sie, wie dieses Buch behauptet, jedesmal hätten erhalten können, so erregt es Erstaunen, wenn man jetzt S. 130 lieset: „Man wollte seinen Zweck nicht eingestehen; um allmählich zu hintergehen, und den Gedanken nicht zu erregen, dass man den Vorsatz habe, einen Thronräuber zu erheben, fing man zum erstenmale an, die Idee einer Republik in dem Publicum zu erregen, und dadurch die königlich Gesinneten zu hintergeben." Um dieses glaublich zu machen, hätte der Vf. zeigen müssen, dass es nothwendig gewesen sey, und dass es die Orleanisten ihrem Zwecke näher geführt hätte. So lange dieses nicht geschieht, muss man argwohnen, dass er nur die Absicht gehabt habe, die Republikaner mit dem Namen der Orleanisten zu brandmarken. Der Herzog liess damals einen Brief in die Journale rücken, in welchem er der Regentschaft feyerlich und auf beständig entsagte. Hingegen liess Sieyes einen Brief bekannt machen, in welchem er die Anklage, dass er eine Republik zu gründen suchte, von sich abwandte, und die Monarchie diejenige Staatsverfassung nannte, in welcher der Bürger die gröste Freyheit geniessen könne. Dennoch, fährt der Vf. S. 138 fort, war Orleans dem Throne niemals näher. Die Absetzung des Königs konnte nicht mehr bezweifelt werden, und dann musste ein andrer König oder ein Regent ernannt werden. Aber diese schöne Aussicht verschwand plötzlich, und eine Abänderung in den Gesinnungen eines Theils seiner Partey zertrümmerte seine Hoffnungen. Diese Abtrünnigen, an deren Spitze Barnave, ein von den Jacobinern sehr geschätzter Mann, stand, vereinigten sich mit la Fayette und Bailly, und traten auf die Seite des Königs. Man glaubt, dass der traurige Anblick der gefangenen königl. Familie bey ihrer Rückkehr nach Paris, Barnave's Herz gerührt und diesen Entschluss hervorgebracht habe. Das Urtheil über den König fiel nun in der Nationalversammlung günstig aus; auch waren la Fayette und Bailly seit dieser Zeit aufrichtig bereit, sein Schicksal zu erleichtern, ohne dass der Vf. sagt, woher diese plötzliche Veränderung, bey dem von ihm so hart angeklagten la Fayette entstanden sey. Die Orleanisten liessen gegen die Losspreehung des Königs eine Vorstellung auf dem *Champ de Mars* unterzeichnen, die zu dem bekannten Blutvergiessen daselbst Anlass gab. Damals hätte man die Jacobiner Mördergrube schliessen sollen. Die Nationalversammlung endigte nun schnell die Constitution und ging auseinander. Frankreich war damals in vier Parteyen getheilt, die strengen Royalisten, die Monarchisten, die Constitutionellen und die Orleanisten. Unter der zweyten Gesetzgebung erreichte der unglückliche Zustand des Königs den höch-

sten Gipfel. Man gab sich indessen vergeblich Mühe, ihn durch tausend Beleidigungen und Kränkungen dahin zu bringen, abermals zu entfliehen. Der 20ste Jun. 1792 wurde allein von den Orleanisten veranstaltet, um den König ermorden zu lassen. Orleans selbst ging, um seinen Antheil desto besser zu verbergen, zur Armee in Flandern. Der Aufruhr an diesem Tage wird ausführlich beschrieben, aber ohne bedeutende neue Umstände beyzubringen, ausser dass die Namen derjenigen Orleanisten genannt sind, die das Volk in jedem Quartier in Bewegung setzten. Unter den mörderischen Haufen fanden sich die beiden ahnungsvollen Namen Clement und Bourgoing. Der König gewann durch sein muthvolles und ruhiges Betragen, in der entsetzlichen Lage, worin er sich befand, ungemein. Unterdessen war er seit diesem Tage überzeugt, dass man ihm das Leben rauben würde, und erwartete seinen Tod mit Gelassenheit. Seine Kapelle hatte die schändliche Verwegenheit, einstens Sonntags auf die Worte des Magnificat: *deposuit potentes de sede;* so lange anzuhalten, und es so auszeichnend auszudrücken, dass man sah, es geschähe des Königs Tod vorher zu feyern. Er blieb dabey ruhig, aber seine Familie zerfloss in Thränen, und die Königinn fühlte es tiefer als irgend eine andere Beleidigung. Am 10ten Aug., sagt der Vf., war Orleans dem Throne wieder näher als jemals. Aber die Vorsehung wollte nach S. 198 nicht, dass er ihn besteigen sollte. Der Leser muss mit dieser Aufklärung sich genügen. S. 102 thut er hinzu, dass die Calvinisten und Philosophen seit Ludwig XIV Tode und nun die Jacobiner beständig eine Veränderung der Dynastie verlangt aber es niemals eingestanden hätten. „Es war freylich ein wunderliches Verfahren, dass die Jacobiner, die alles sagen, und alles thun durften, sich immer fürchteten, einzugestehen, dass sie Orleans auf den Thron setzen wollten. Ich unternehme es nicht, diese Abweichung zu erklären, und kehre zur Erzählung der Thatsachen zurück." Schwerlich wird sich der Leser mit dieser kahlen Ausflucht abspeisen lassen. Dass Orleans mit an der Spitze der Feinde des königlichen Hauses stand, ist deutlich genug; dass er darauf gedacht hat, sich der Gelegenheit zu seiner Vergrösserung zu bedienen, ist glaublich; aber selbst so wie der Vf. die verschiedenen Vorgänge erzählt, liesse sich aus denselben schwerlich ein Beweis führen, dass Orleans beständig planmässig nach der Krone gestrebt habe. Um darzuthun, wie hartnäckig die Antiroyalisten auf einer Abänderung der Dynastie bestanden hätten, fügt er S. 204 hinzu, dass Manuel den Herzog v. Braunschweig oder den H. v. York in dem Jacobiner Club zum Könige vorgeschlagen, und Carra ebenfalls auf den ersten gedacht habe. An dem schrecklichen 2ten Sept. liess Orleans die Prinzessinn von Lamballe ermorden, theils aus Geiz, weil er ihr Witthum von 100,000 Thalern einzog, theils aus Hass. Er verlor jetzt aber immer mehr; die Brissotiner verliessen ihn ganz, und die Maratisten brauchten ihn nur zu ihrem Werkzeuge. Während des Processes des Königs gab man sich Mühe, die Absichten der Orleanisten zu enthüllen; der Vf. gehörte zu den Schriftstellern, die dieses thaten. Orleans stimmte für den Tod. Er glaubte sich dadurch den Weg zum Throne zu bahnen, aber er erregte einen solchen allgemeinen Hass und Abscheu gegen sich, dass er nun seine Rolle ausgespielt hatte. Er war von nun an nur noch der Gliedermann, das Spielwerk der Maratisten, und kam bald dahin, dass er bey ihnen um sein Leben betteln, und es mit dem Ueberreste seines Vermögens erkaufen musste. Da ihm der Tod des H. v. Penthievre einige neue Hülfsmittel gab, so überredeten ihn Robespierre, Marat und Danton, dass sie am 5ten März 1793 ihn zum Generallieutenant des Reichs wollten ausrufen lassen. Eine unbedeutende Bewegung in Paris war alles, was erfolgte. Jetzt nahm er den Namen Egalité an, und erklärte feyerlich in dem Jacobiner Club, dass es gegründet sey, dass ihn seine Mutter mit einem Stallknecht erzeugt habe (S. 251). Diese Handlung ist so arg, dass man sich wundern muss, dass die Schriftsteller davon, so viel Rec. weiss, bisher davon geschwiegen haben. — Ein andrer Umstand, nämlich dass man von Wien geschrieben habe, ein Kammerdiener, der den jetzigen Kaiser habe vergiften wollen, und ein Mitgenosse der Vergiftung des K. Leopold gewesen sey, habe bekannt, dass Orleans ihn dazu erkauft habe, sollte in einem Buche, das Glauben verlangt, nicht ohne Widerlegung stehen. Den Herzog, der jetzt niemand mehr auf seiner Seite hatte als Dantons Partey, die es aber nicht wagte, für ihn zu sprechen, konnte jetzt nichts mehr retten. Er wurde angeklagt, gefangen genommen, und nach Marseille geführt. Allein Robespierre beobachtete ein so geheimnissvolles Betragen, dass man nicht wusste, ob er ihn nicht als Sieger aus seinem Gefängnisse heraus gehen zu lassen gedächte. Der Herzog führte in demselben das liederlichste und ausschweifendste Leben. Plötzlich führte man ihn nach Paris zurück, wo man ihm den Process machte, der hier, so wie sein einziges Verhör, ausführlich erzählt wird. Er starb mit einer erstaunlichen Standhaftigkeit, und ohne einen Augenblick den Muth zu verlieren. Als man ihm das Todesurtheil ankündigte, so sagte er mit starker Stimme: Wohl, so wollen wir gleich hingehen. Der Karren hielt bey seinem Pallaste. Orleans sah ihn mit festen Blick an, und las verschiedene Aufschriften mit Bewegung der Lippen. In der Rue de la Loi rief er seinen Beichtvater zu sich, und unterhielt sich mit ihm, bis an den Fuss des Schaffots. Wenn man dieses ruhige Betragen, in den Augenblicke, wo er sich einem gewaltsamen Tode näherte, lieset, so hat man Mühe dem Vf. zu glauben, dass Muthlosigkeit die Ursache gewesen sey, dass jeder Versuch des Herzogs sich zu erheben scheiterte. Das Buch fügt noch einige Bemerkungen über seinen Charakter hinzu, und hier wird auch die Anekdote erzählt, dass, als er einsmals an Hof gekommen sey, als der König öffentlich gespeiset habe, die Bedienten gerufen hätten, man solle die Schüsseln in Acht nehmen, weil man gewusst hätte, dass er stähle. In den Bertrandschen Memoiren (A. L. Z. 1797. N. 210. S. 27.) wird dieses weit wahrscheinlicher von einer Furcht vor Vergiftung erklärt. Einige moralische Betrachtungen, die das Buch endigen, sind nicht von Wichtigkeit.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. August 1797.

NATURGESCHICHTE.

Regensburg, b. Montag u. Weisse: *Entomologisches Taschenbuch* für die Anfänger und Liebhaber dieser Wissenschaft auf das Jahr 1797. Herausgegeben von *David Heinrich Hoppe*, der Arzneywissenschaft Doctor und praktischem Arzte zu Regensburg. 252 S. 8. (20 gr.)

Die diesjährige Fortsetzung enthält vierzehn Aufsätze: I. *Anleitung zur Anlegung einer Schmet-rlingssammlung*. Mehrere Raupen trotzen selbst der rgfältigsten Behandlung: sie können gar nicht in immern zur Verwandlung gebracht werden. Man uss sie daher im Freyen, in Gärten, im Felde, auf ne Art erziehn, die sie ihrem natürlichen Zustande hert, und uns zugleich den ausschlüpfenden Schmet-ling sichert. Davon erwähnt der Vf. nichts, und ist doch der Weg, wodurch uns Wien, dessen le und eifrige Sammler alle die Künste der Rau-nerziehung zu einer möglichst hohen Stufe gebracht ben, mit den seltensten Schmetterlingen in Menge orgt. Die hier gegebne Anweisung zum Spannen vollständig. Denn dem schmalen Streifen Pa-s (oder besser feiner Pappe), der über die Wurzel Flügel des Schmetterlings ausgespannt werden , ist ein breites Kartenblatt oder ein andres glat-Papier (etwa Goldpapier), das die Flügel ganz eckt, hinzuzufügen. Glastafeln sind deshalb zu werfen, weil ihre zu glatte Oberfläche den Flü-n einen Glanz aufpresst, den die wenigsten Schmet-linge haben. Nothwendig ist es ferner, dass die pannten Schmetterlinge an einen dunkeln Ort ge-lt werden, denn ein, besonders nach Hn. Hoppe rschrift, gespannter Schmetterling würde durch Licht an den unbedeckten Stellen seiner frischen be bald beraubt werden. — Wir könnten noch aches hinzufügen, allein dies ist hinlänglich zum weise, wie wenig der Vf. seinen Gegenstand er-öpft, ein Vorwurf, der die meisten der in diesem rgange befindlichen Abhandlungen trifft. Und ch sind sie Anfängern bestimmt, die am meisten ndlicher und bestimmt abgefasster Belehrungen be-rfen. Für den gebildetern Insectenkenner ist in sem Werke nur sehr wenig enthalten. In den hlussbetrachtungen *über dem* (den) *Nützen und* (das) *rgnügen der Schmetterlingssammlungen* (!!) verbrei- sich der Vf. über das Vergnügen, welches das meln aller Insecten gewährt; aber in den dürftig-n Bemerkungen, wo doch dem Beobachter eine so iche Gedankenfülle zuströmen müsste. — II. *Kurze Anleitung, die kleinsten Käfer in Sammlungen aufzubewahren.* Es wird das Aufkleben empfohlen. Rec. hält es doch für besser, die Insecten aufzustecken, so lange es die Deutlichkeit erlaubt; aber freylich muss man sehr feine Nadeln haben. Am wenigsten würde er Coccinellen aufkleben, die bey weitem nicht die spröden Flügeldecken der Curculionen und Histers haben. — III. *Auszug a. d. Tagebuche d. H. Prof. Duval.* IV. *Uebersicht d. Bayerischen Fauna d. Hn. Prof. Schrank;* gehört eigentlich nur zum Theil in dieses Werk; indessen liest man immer gern den Aufsatz eines solchen Naturforschers, da er sich, so wie die von Hn. *Brahm* gelieferten, durch richtige und angemessne Sprache unterscheidet. Wir stimmen Hn. Schr. in der Zertrennung der Gattung *Tenthredo* in vier andere nicht bey. Nach unsrer Ueberzeugung darf nur die erste Familie mit kolbigen Fühlhörnern eine besondere Gattung bilden, die Olivier *Cimbex* nennt, welchen Namen Hr. Schr. hoffentlich beybehalten wird. Nach Rec. Ueberzeugung ist die Absonderung der Fliegen mit gefiederter Seitenborste des Fühlhorns noch weit fehlerhafter, als die, von Hn. Schr. wieder aufgehobne, Trennung des Syrphus von Musca. Denn dadurch werden die verwandtesten Arten von einander gerissen, das Unterscheidungskennzeichen ist oft trüglich und nicht selten des Uebergangs fähig. Der Name *Voluccella* ist nun schon im Systeme verbraucht. — V. *Verz. d. v. d. Gatt. Clerus Fabr. in d. Gegend v. Mainz und Aschaffenburg einheimischen Arten v. Hn. Regier. Adv. Brahm.* Bey *Cl. unifasciatus* ist die abweichende Bildung des Fühlhorns nicht erwähnt. Eine neue Art ist *rufipes*, der diesen Namen wohl nicht beybehalten darf, da *Dermest. rufipes*, den man mit dem *violaceus* zu den Cleren zählen muss, ältere Ansprüche auf diese Benennung macht. VI. *Etwas über die neue Herbstische Gatt. Megatoma von ebendemselben.* Diese Abhandlung, in der verschiedne verwandte Arten sehr gut auseinandergesetzt werden, schliesst eine persönliche Seitenbemerkung auf einen hier genannten Entomologen, dem, wegen einer vor einigen Jahren *nur geäusserten Muthmassung*, Liebe zur Reformation als Steckenpferd schuld gegeben wird. Wenn wird Humanität auch über Deutschlands Schriftsteller kommen, die darin ihren gelehrten Nachbarn noch so weit nachstehn! — VII. *Entomol. Bemerk. v. Hn. Dr. J. D. Andersch in Wien.* Folgende Cetonien unterscheidet der Vf. als neu: *affinis*, *aenea*, *albiguttata* und *obscura*. Hr. And. hat sich viele Mühe gegeben, die Unterschiede seiner auch unter dem Namen *Pannonica* hin und wieder bekannten *affinis* von der *fastuosa* darzuthun.

Um desto auffallender wird ihm Rec. Behauptung seyn, der sie für Abändrung der *metallica* nimmt, an die sie sich durch die unmerklichsten Uebergänge anschliesst. Die *C. aenea* halten wir für Abart von *aurata*, und glauben gewiss zu seyn, dass auch *albiguttata* dahin gehört; über die uns nicht bekannte *Obscura* halten wir unser Urtheil zurück. Sehr richtig trennt der Vf. einen *Calopus testaceus*, den man in Wien für *Saperda testacea* stecken hatte, und den Rec. unter diesem Namen von daher bekam, von den Saperden; denn auch die von Hn. A. nicht beobachtete Anzahl der Fussglieder (*Tarsi*) bestätigt diese Gattungsverletzung. Dem *Dermest. violaceus* haben schon *Geoffroy* und *Leicharting* seinen Platz unter den Cleren angewiesen, und die Gattung, die Hr. A. *Boleticola* zu nennen vorschlägt, hat Kugelann schon unter dem Namen *Peltis* getrennt. Der ganze Auffatz zeugt von feines Vfs. Aufmerksamkeit. VIII. *Betracht. über einige Inf. v. Hn. Pfarrprediger Dallinger zu Bettbrunn.* Gewöhnliche Bemerkungen, zum Theil ungewöhnlich ausgedrückt. Zur Probe der Unbestimmtheit und Abentheuerlichkeit des Stils mag folgende Stelle dienen: S. 172. 4: „*Chryf. marginella.* Die Abbildung „des künstlichen Sturms in Panzerf. Fn. ist vollkom„men nach *Degeer*, aber die Schilderung ist nur nach„geschrieben u. f. f. Liesst man die Beschreibung des „Ritters *Degeer* von seiner *Chryfom. Ranunculi*, wo „sie auch wirklich wohnt, und vergleicht damit die „gedachte Abbildung, so muss man ohne Zurückbal„ten ausrufen, *Sturms* Pinsel und *Degeers* Feder sind „in gleicher Macht." Und *diese* Abbildung von Sturm, und diese kurze Bezeichnung (denn eine Beschreibung ist es nicht) von Degeer sind so mittelmäsig, dass beide Männer über ein so sonderbares Lob erröthen müssen. — IX. Die Abhandlung *über d. Bombardierkäfer v. Hn. Pr. Duval* ist über alle Vorstellung gedehnt, denn triviale zu Wichtigkeiten erhobne Bemerkungen über ein so bekanntes Thier erstrecken sich über vierzehn Seiten. — Die folgenden kleinen Auffätze müssen wir übergehn.

Rec. wünscht, dass der Herausgeber, wenn er dieses Werk fortsetzen will, demselben einen dem Titel entsprechenden Plan unterlege, dass er künftig mit Sorgfalt nützliche Auffätze auswähle, dass er seinen Gegenstand von allen Seiten durchdenke, nicht die ersten sich darbietenden Bemerkungen ohne weitere Prüfung hinschreibe, durch eine deutliche und ordentliche Einkleidung der vorzutragenden Sachen, und durch grammatische Richtigkeit und Vermeidung alles Schleppenden des Vortrags, dem Anfänger Nutzen schaffe. Denn gleich die ersten Seiten sollen uns Beyspiele geben, wie ausserordentlich die Fehler wider Grammatik in einer Schrift gehäuft sind, die Jünglingen und Leuten, die keine gelehrte Bildung genossen haben, gewidmet ist. S. 4. ihre Wohnungen grenzen an Wiesen und Wälder, *den Aufenthaltsörtern der Insectrn.* — S. 5. *ilim* fragt man — S. 9. an *einem* Orte hinkriechen, an *welchem* man nicht hinkommt. — S. 11. zu *einen* Dukaten — S. 12. hat ihre *eigene* Arten — S. 13. durch eigenen *Fleisse* — an einem *Orte* gestellt werden — S. 14. auf einen temperirten *Orte* einschranken — S. 18. durch *einem Stifte* — S. 70. Wie viel Vergnügen würde *dem* Naturforscher *beraubt*. — S. 77. mit *kochend* Wasser — an *geflossenen* Gummi. — Und so wollten wir ohne Mühe ganze Seiten anfüllen, wobey noch gar nicht auf solche Sonderbarkeiten des Ausdrucks, wie S. 52. *die Felsen haben viele Anzüglichkeiten gegen die Schmetterlinge*, und keine Uebestimmtheiten mit in Anschlag gekommen wären. Wir wissen gewiss, dass dem Setzer keine Schuld beygemessen werden kann.

Mit Vergnügen giebt Rec. dem Herausgeber das Zeugniss, dass er, wie es einem gebildeten Mann geziemt, alle Persönlichkeiten, alle Leidenschaftlichkeiten in Widerlegungen vermieden hat, und wir bitten ihn, dass er auch in zugeschickten Auffätzen alle solche Verstösse gegen Sittlichkeit unterdrücke, die weniger Vernünftige nur erbittern, der Wahrheit niemals nutzen, vielmehr ihr den Eingang versperren, und bey dem Unkundigen nur schädliche Vorurtheile erzeugen können. Die Wahrheit beleidigt nicht, leicht aber die Art, wie sie eingekleidet ist. Besonders sind zum Theil ungegründete Vorwürfe gegen einen der thätigsten Beförderer der Entomologie, den schon durch sein Alter Ehrfurcht verdienenden Herausgeber der Fauna Germaniae in dem Munde von Leuten empörend, die kaum die Schwelle der Wissenschaft betreten haben.

Leipzig, b. Crusius: *Kurzgefasste gemeinnützige Naturgeschichte des In- und Auslands* für Schulen und häuslichen Unterricht. Von *Johann Matthäus Bechstein.* — Zweyten Bandes erste Abtheilung. *Gewächsreich.* Mit zwey Kupfertafeln (und einem Titelkupfer: *die Ansicht der Kemnote.*) 1796. 684 S. 8.

auch unter dem Titel.

Joh. Mat. Bechstein's kurzgefasste gemeinnützige *Naturgeschichte der Gewächse* des In- und Auslandes. Ein Lehrbuch zum Unterricht und Hülfsmittel zum Gebrauch bey andern Wissenschaften. Erster Band. (2 Rthlr.)

Zuerst liefert der Vf. eine kurze allgemeine Einleitung in die Botanik. Er beschäftigt sich darin grösstentheils mit der botanischen Terminologie, und zwar, wie er selbst sagt, nach *Batsch, Leonhardi, Suckow* — weniger, als man selbst für seinen Zweck wünschen möchte, mit der Physiologie der Gewächse. Er sagt nichts von den merkwürdigen Gefässen derselben, welche *Hedwig ductus pneumato-chyliferos* nennt, woraus die wichtigsten Pflanzentheile bestehn; er setzt die Art, wie die Bäume in die Dicke wachsen, oder die Augen aus dem Innern des Holzes hervorbrechen, nicht auseinander, so wichtig dieses auch in der Anwendung ist. Genauer ist die specielle Geschichte der Pflanzen abgehandelt, welche in diesem Ban-

Bande bis zur elften Classe geht. Hr. B. befolgt das Thunbergische System. Die Thunbergische Idee, die Pflanzen mit getrennten Geschlechtern bey den übrigen Classen unterzubringen, hat eigentlich noch sehr wenig Vortheil gewirkt. Denn es ist, nach Rec. Meynung, wenig unterschieden, ob die Pflanzen mit getrenntem Geschlechte als Unterordnungen in ihren Classen vorkommen, oder ob man sie eigne Classen bilden lässt. Soll diese Veränderung wirklich den Nutzen bringen, den sie leisten kann, so müssen die Gattungen ohne Unterschied nach ihren Verwandtschaften untergesteckt werden. *Linne's* Trennung dieser Classen muss man indessen in gewisser Rücksicht beybehalten. Denn wie ist es dann, wenn man nur die weibliche Blüthe einer Pflanze mit getrenntem Geschlechte findet? Es müsste daher, bey der eingestandnen Nothwendigkeit jener Veränderung, eine eigne systematische Ueberficht aller weiblichen Blüthen jener Pflanzen angehängt und auf den Standort im Systeme verwiesen werden.

Der Vf. führt alle nutzbaren und alle in Deutschland wildwachsenden Pflanzen auf, liefert ihre Kennzeichen, meistens nach *Gmelins* Ausgabe des Syst. Veg., in deutsche Sprache übertragen, fügt zuweilen noch eine kurze Beschreibung hinzu, und giebt besonders den Gebrauch derselben vollständig, aber dabey kurz und mit guter Beurtheilung an. Man hat kein Recht, hier viele neue Bemerkungen zu erwarten. Doch unterscheidet der Vf. die wohlriechende Birke, wie Rec. glaubt, sehr richtig, von der gemeinen weissen Birke. Diese Art ist indessen nicht neu, sondern von *Ehrhart* unter dem Namen *Bet. pubescens* unterschieden (so wie er die gemeine *B. verrucosa* nannte); auch brachte er ganz richtig die *Bet. pumila Broccembergensis Thal.* dazu. *Roth* scheint den Unterschied dunkel eingesehn zu haben, als er *B. pendula* von *alba* trennte. Rec. hat Gelegenheit gehabt, die *B. pubescens* im nördlichen Deutschlande oft zu beobachten, wo sie auf alten Torfmooren ein kleiner Strauch bleibt, an wärmern Stellen und in Wäldern zu einem Baume wird, der mit des Vf. Beschreibung genau übereinstimmt. Dieses Aufschiessen hat man für eine Verwandlung des *B. pumila Broccemb.* für eine Verwandlung in die gemeine Birke gehalten. Man muss sich billig wundern, dass die Deutschen Botaniker diesen Baum so lange übersehn haben.

Uebrigens fügt Rec. noch folgende Erinnerungen hinzu. *Hippuris vulgaris* kann nicht zum Poliren angewendet werden; der Vf. dachte an *Equisetum*. — *Salix decipiens* ist einerley mit des Vfs. *fragilis*. Die sogenannte *Salbeyweide* ist *S. cinerea*. *Scirpus capitatus* ist nicht einheimisch. Bey den Gattungen *Carex*, *Stellaria* u. a. hält sich der Vf. zu sehr an Gmelins Syst. Veg. und führt also Arten doppelt auf. *Cynosurus caeruleus* wächst nicht im Wasser, macht auch keine blaue Ringe darin, die Hexenringe heissen; er wächst auf kahlen dürren Hügeln, verdorrt früher als andre Gräser, und macht so die Hexen- oder Elfen- Plätze, welche einige Engländer, z. B. *Hutton*, als sonderbare Wirkungen des Blitzes anführen. Wenn der Vf. vom *Amaranthus hypochondriacus* sagt, er werde in Mistbeeten und Töpfen gezogen, so dachte er vielleicht an *Celosia cristata*. Nicht jede, sondern nur Pollichs *Camphoresma Monspeliaca* ist eine *Salsola*. Bey *Viola tricolor* beschreibt der Vf. die gleich darauf folgende *arvensis*. Der *Daucus Mauritanicus* ist keine Abändrung von *D. Carota*, wenn gleich Linné's Kennzeichen unbeständig sind. *Populus alba* ist in zwey Arten *nivea* und *cinerea* zu trennen.

Rec. hat den Vf. hierauf aufmerksam machen wollen, um bey einer zweyten Auflage, die dieses brauchbare Werk gewiss bald erleben wird, diese Erinnerungen zu nutzen.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Delaplace: *Paris, tel qu'il étoit avant la Revolution, ou Description raisonnée, de cette Ville, de sa Banlieu, et de tout ce qu'elles contenoient de remarquable, pour servir de guide aux amateurs et voyageurs François et Etrangers.* Par *M. Thierry*. Enrichie de Vues perspectives des principaux Monumens modernes. *Tome* 1er XXXIX u. 784 S. *Tome* 2d 739 S. An 4e d. l. Républ. 8. (2 Rthlr.)

Nichts mehr und nichts weniger, als, zu einem zehnjährigen Artikel des Pariser Buchhandels, ein neuer Aushängeschild, des Titels und der Vorrede, welche umgearbeitet und dem im J. 1787. erschienenen, allen Reisenden bekannten, *Guide des amateurs et des étrangers voyageurs à Paris*, vorgesetzt sind. Man hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, solche Seiten umzudrucken, welche, nach hergebrachter damaligen Sitte, mit kriechenden Schmeicheleyen gegen vormalige Grossen und Machthaber unter der alten Regierung, angefüllt sind. So wird z. B. *Calonne* ein grosser Mann genannt, welcher nur mit einem Colbert zu vergleichen sey — u. dergl. m. Um aber doch diesen Missgriff in etwas zu bemänteln, heisst es, in einer Schlussnote der Vorrede, Calonne habe diese Lobrede *auf sich selbst*, in den Notices gemacht, darum ihn der Vf., in Absicht seines Departements, damals gebeten hätte. Uebrigens kennt man diese Topographie von Paris, in Hinsicht voriger Zeiten, als sehr genau und ausführlich, und sie kann den Reisenden, welche Paris in seinem jetzigen, so sehr veränderten Zustande sehen, noch dazu dienen, Vergleichungen zwischen der vergangnen und der jetzigen Zeit anzustellen, wo eine neue Welt aus dem, durch vieljährige anarchische Verwüstungen und Umwälzungen entstandnen Chaos wieder hervorgeht, von welcher sich aber in der That noch nicht entscheiden lässt, ob der Schöpfergeist, der sie hervorruft, mit der ordnenden und erhaltenden Kraft und Weisheit vereint sey, die allein dem grossen Werk eine Dauer auf Jahrhunderte hinaus zu geben vermag. —

Der erste Theil der vorliegenden Ortbeschreibung von Paris umfasst den nördlichen Theil der Stadt von *Neuilly* bis an die Brücke von *Charenton*, mit einer voranstehenden Geschichte der Stadt und ihrer successiven Vergrösserungen. Der zweyte Theil begreift die Cité und die südliche Seite, bis zu dem Dorfe *Ivri-sur-Seine*. Beygefügt sind zwölf sauber ausgeführte Ansichten einzelner Hauptgebäude und Plätze. — In einem dritten Theil soll eine Aufzählung der vielen im letzten Jahrzehend in Paris vorgegangnen Veränderungen als Supplement folgen; welches zugleich eine concentrirte Darstellung der Ursachen, welche die Revolution herbeyführten, der verschiedenen Epochen dieser grossen Begebenheit, ihrer barbarischen Zerstörungen und endlich die Geschichte der neuen Legislatur und jetzigen Verfassung und der seit 1794 und 1795 zur Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung und zur Beförderung der Wissenschaften und Künste, genommenen Masregeln, enthalten wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Gedanken und Vorschläge zur Theilung gemeinschaftlicher Weiden.* Entworfen von *E. B. F. von Alten*, Drost zu Burgwedel. 1797. 96 S. 8. In keiner Provinz Deutschlands sind vielleicht die Gemeinheiten unter mehrern Communen häufiger und, in Rücksicht der Rechte einzelner Dorfschaften in Absicht der Koppelweide, nach ihren Gründen, ihrem Umfange, ihren Verhältnissen und Bedürfnissen verschiedener, als im Herzogthum Lüneburg. Der hieraus wider die bessere Cultur und Landesökonomie so wohl, als den Zustand des Landmanns überhaupt entspringende Nachtheil, hat die Landesherrschaft veranlasst, zur Ausmittlung der bey Theilungen gemeinschaftlicher Weiden künftig zu befolgenden Grundsätze eine eigene Commission niederzusetzen, welche ihre Arbeiten auch bereits angefangen hat. Der Vf. obiger Schrift, der sich hierin als ein geübter, kenntnissvoller Oekonom zeigt, will nun durch die Mittheilung seiner Gedanken und Vorschläge, jenen grossen, wohlthätigen Zweck befördern helfen, und dadurch andere zu ähnlichen Arbeiten gleichsam auffodern und ermuntern. In der mit rühmlicher Bescheidenheit entworfenen Einleitung verspricht derselbe seine eigenen Gedanken über diese wichtige Materie bloss zur Prüfung und Beurtheilung sachkundiger Männer vorzulegen; es ist unverkennbar, dass solche mit Wärme für diesen Gegenstand abgefasst sind, und viel neues und nützliches enthalten. Das ganze Werk bestehet aus *funfzehn Kapiteln*, wobey aber der strenge Systematiker noch manches, in Hinsicht auf die gewählte Ordnung, ausstellen und z. B. das 10te Kap. zum 1sten Kap. gemacht haben würde; da die Rede von einer Vermessung wohl füglich nicht eher seyn kann, bis die Hütungsinteressenten über die Theilung selbst befragt sind, und sie sich dazu verstanden haben. Den allgemeinen Grundsätzen, wonach bey der Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten nach des Vf. Vorschlägen, verfahren und eine positive gesetzliche Vorschrift demnächst abgeleitet werden soll, fehlt es auch hin und wieder an Haltbarkeit. Oft scheint derselbe seine Meynung nach den strengsten Regeln royalistischer Schriftsteller abgemessen; aber fast eben so oft wieder eingelenkt zu haben, wie unter andern eine Vergleichung des §. 13. mit dem §. 20. des 1sten Kap. ergiebt. Eine gewisse Unvollständigkeit der Gedanken, welche zuweilen die Grundsätze selbst schwankend lässt, ist hiervon die natürliche Folge gewesen. Insonderheit möchten indess die im 2ten Kap. entwickelten Behauptungen nicht durchgehends die Kritik der Geschichte und der Rechte ertragen. Dass, nach dem §. 74. dem Landesherrn gerade $\frac{1}{10}$ an der Theilungs-Masse zugesprochen wird, ist wohl nicht völlig erwiesen; aber billigen muss man es, dass der Vf. auf den Erlass des Rottzinses und Rottzehnten, als ein Haupthinderniss der Theilung, im §. 23. anträgt und dass er im §. 15. dem Landesherrn, in gewissen Fällen, nur den Theil der Weide zubilligen will, der, nach der *bisherigen* Benutzung derselben, übrig bleibt. Ein Fall, der zuverlässig seltener eintreten wird, als man vielleicht glauben möchte. Bey der Kürze übrigens, die sich der einsichtsvolle Verfasser vorgesetzt hatte, bedürfen zwar manche seiner Vorschläge einer genauern Erwägung, Berichtigung und Bestimmung; aber dieses kann ihm zu keinem Vorwurfe gereichen; denn welche Vorschläge von so bedeutender Art und von so verschiedenen Verhältnissen, wären keiner Verbesserung fähig? Selbst in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit bleibt dennoch diese Schrift immer ein schätzbarer Beytrag zur Kenntniss der ökonomischen Verfassung des Landes. Wir wollen daher jetzt nur noch den Inhalt der Kapitel besonders auszeichnen: *Kap.* 1. Von der Vermessung des gesammten Districts nach dem Flächen-Inhalte. *Kap.* 2. Von der Untersuchung und Vergleichung aller Gerechtsame, so wohl des Landesherrn als der Interessenten; *Kap.* 3. Von der Schätzung der Qualität des zu theilenden Districts, in Rücksicht der Beschaffenheit des Grund und Bodens, in Rücksicht der Zeit der Benutzung; in Rücksicht der Art und der Zahl des Viehes; in Rücksicht der Entfernung zur Benutzung. *Kap.* 4. Von der Reduction aller Viehhrten auf ein Geschlecht; *Kap.* 5. Von der Ausmittlung der erforderlichen Anzahl Morgen zur Weide eines Stück Viehes auf jede Art von Grund und Boden; *Kap.* 6. Von den Dünge-Plaggen; *Kap.* 7. Von den Brenn-Plaggen; *Kap.* 8. Von der Anrechnung aller andern Weide-Gänge, ausser dem zu theilenden Districte; *Kap.* 9. Von der Bestimmung des Maassstabes, nach welcher Grundlage, eine Theilung abzumitteln sey. *Kap.* 10. Von der Befugniss des Landesherrn, auf eine Theilung dringen zu können, wie auch der Interessenten, wenn $\frac{2}{3}$ darauf bestehen. *Kap.* 11. Von dem Rechte des Landesherrn, als Landesherr $\frac{1}{10}$ von der Gemeinheitsmasse bey einer Theilung verlangen zu können, wenn er dominus des zu theilenden Districts ist; *Kap.* 12. Von der Bestimmung, dass adliche und freye Güter sich den Antheil der Theilungsmasse nach dem Viehbestande aus ihren Besitzungen mit Rücksicht auf alle Nebenweiden müssen gefallen lassen. *Kap.* 13. Von Ausmittlung des Antheils, den der Landesherr bey Theilungen der Gemeinweiden in bestandenen Forstrevieren verlangen kann. *Kap.* 14. Beyspiel einer Theilung nach vorstehenden Sätzen: *Kap.* 15. Von den zu einer Theilung erfoderlichen Kosten und Auslagen.



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. August 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig u. Gera, b. Heinsius: *Handbuch zum richtigen Verstande und fruchtbaren Gebrauche der Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahres für Prediger*, nebst einer Sammlung und zweckmäsigen Bearbeitung neuer evangelischer Texte an allen Sonn- und Festtagen, von D. *Johann Otto Thiess*, Professor in Kiel. *Erster Theil*, auch unter dem Titel: *Die Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahres neu übersetzt*, nebst einer Sammlung und Uebersetzung neuer evangelischer Texte an allen Sonn- und Festtagen. 1796. 179 S. *Zweyter Theil*, auch unter dem Titel: *Winke für Prediger zur Benutzung der Sonn- und Festtagsevangelien*, nach den Bedürfnissen jetziger Zeit und zur Auffindung neuer oder nicht genug bearbeiteter Materien aus ihnen zu Kanzelvorträgen. Zugleich ein *Erbauungsbuch* für nachdenkende Leser dieser Bibeltexte. 1796. 342 S. 8. (Beide Theile 1 Rthlr. 4 gr.)

An Hülfsmitteln für Prediger, um Materialien zu ihren öffentlichen Volksvorträgen zu finden, haben wir jetzt eben keinen Mangel. Da aber dieses Handbuch doch manches Auszeichnende hat, so verdient es allerdings Aufmerksamkeit. Der erste Theil enthält eine neue Uebersetzung, sowohl der gewöhnlichen als der von dem Vf. planmäsig gewählten evangelischen Texte, nach der zweyten Ausgabe seiner praktischen Erklärung des neuen Testaments; der zweyte kurze praktische Bemerkungen über jeden Text, um dem Prediger Winke zu geben, wie er denselben fruchtbar behandeln und zur Erbauung anwenden könne.

Die *Uebersetzung der Texte im ersten Theile* zu beurtheilen, ist hier der Ort nicht, weil sich solche auf seine Erklärung des N. T. bezieht. Sie ist überhaupt rein und fliesend und zeugt von guten exegetischen Kenntnissen. Das Kraftvolle der lutherischen Uebersetzung vermisst man freylich an manchen Orten ungern, so wie der Originaltext von Luthern zuweilen auch vollständiger und richtiger ausgedrückt ist, z. E. Luc. 7, 50. wo statt: *gehe hin in Frieden* (εις ειρηνην), Hr. *T.* etwas kraftlos übersetzt hat: *gehe nur;* und Matth. 25, 46. wo das *ewige* (αιωνιος) weggelassen und dafür gesetzt ist: „So werden diese zur *Hölle* wandern, aber die Tugendhaften zum *Himmel.*" Die *neue Sammlung evangelischer Texte* hat unstreitig viel Vorzügliches vor der gewöhnlichen. Den Plan, nach welchem die Texte gewählt und geordnet worden, hat der Vf. aber nicht angegeben, und in den Texten selbst ist er auch nicht recht sichtbar, da sie weder nach der Chronologie noch nach den Materien geordnet sind. So viel sieht man wohl, dass einige Reden Jesu, z. E. die Bergpredigt Christi stückweise auf einander folgen, das ist aber doch nicht immer der Fall. Die Wundergeschichten und Engelserscheinungen haben fast alle ihren Abschied erhalten; ob mit Recht? will Rec. nicht entscheiden. Die Auswahl ist übrigens sehr zweckmäsig, einige wenige Texte ausgenommen, die zu local sind, als Matth. 10. am 3. 4. und 5ten Sonntage nach Ostern, sind sie alle sehr fruchtbaren Inhalts, nur einige zu kurz, wenn sie jährige Texte seyn sollen.

Bey den *praktischen Bemerkungen des zweyten Theils* hat es sich Hr. *T.* hauptsächlich zur Absicht gemacht, nicht die gewöhnliche und leicht zu findende Anwendung des Textes zu wiederholen, sondern ihm eine ganz neue praktische Ansicht zu geben, auf die man so leicht nicht zu verfallen pflegt, und dieses hat auch Hn. *T.* sehr geglückt, da er zu manchen nicht gemeinen und doch interessanten Materien Veranlassung gefunden hat. Dies muss denen sehr willkommen seyn, die schon oft über diese Texte gepredigt haben, und wegen einer neuen Materie verlegen sind. Freylich hat dieses den Vf. zuweilen zu sehr entfernten und gezwungenen Anwendungen des Textes verleitet; z. E. wenn bey dem Evangelium am 1. Advent, St. 3. aus den Worten: „Gleich wird er sie „(die Eselin) verabfolgen lassen, ohne ein Wort dar„über zu verlieren;" die Lehre gezogen wird: „Nur „zu viel Worte kommen täglich um, und — wenn „es nur blos Worte wären: aber aus deinen Worten „wirst du gerechtfertigt oder verurtheilt werden." (Das kommt fast eben so heraus, als wenn man ehemals aus den Worten: „löset sie auf und führet sie „zu mir," Gelegenheit nahm, vom Binde- und Löseschlüssel zu handeln, des Räthselhaften im Ausdruck nicht zu gedenken.) Zuweilen ist auch etwas in den Text hineingetragen, was nicht darinn steht, als S. 5. „Viele Leute verbreiteten — die Kleider über den „Weg. — Das thaten *viele*, weil *einige* den Anfang „machten und diesen immer *mehrere* nachfolgten. „(Wo steht das im Texte?) Das ist im Charakter des „grosen Haufens, der gleich Kindern aus blindem „Nachahmungstriebe handelt. — Kümmere dich deswegen nicht um das, was die Leute sagen oder „thun." (Aber ist diese Regel wohl allgemein? Und thaten jene Leute, wenn sie wirklich nachgeahmt haben.

ben, darin etwas Unrechtes?) Bey der Geschicklichkeit des Vf., zu einer fruchtbaren Bearbeitung der Texte beklagt Rec. nur, dass er nicht immer den ganzen Text, sondern mehrentheils nur einzelne Theile auf moralische Lehren angewendet, und den Hauptinhalt desselben oft gar nicht berührt hat. Bey manchen Texten, besonders bey den Wundergeschichten ist dieses allerdings zu billigen, (obgleich der Zuhörer doch auch Belehrung darüber wünschen wird,) aber desto weniger bey andern, z. E. am Sonntage Septuages., am 1ten und 13ten Sonntage nach Trinit., wo über die Gleichnisse sehr wenig gesagt ist, die doch so viel Lehrreiches enthalten. Eine eigentliche *Erklärung des Textes* findet man hier nicht, da sie in des Vf. *praktischer Erklärung des N. T.* befindlich ist, die man nothwendig mit zur Hand nehmen muss. Hier ist alles nur auf der praktischen Seite vorgestellt, und zuweilen hat Hr. *T.* auch zu der *moralischen Interpretation* seine Zuflucht genommen, so wie am 3ten Weihnachtsfeyertage, die aber doch dem Rec. hier etwas gezwungen und nicht recht zusammenhängend schien. So wird unter der *Welt* anfangs die *moralische Welt*, hernach die *jüdische Nation* verstanden. *Patriot* wird Jesus genannt, weil er seine Wirksamkeit ganz auf sein Vaterland einschränkte, aber *öde* soll dieser sein Patriotismus gewesen seyn, weil er zugleich für alle andere Länder mitarbeitete. (Vielleicht ist dieses ein Druckfehler, so wie deren mehrere vorkommen; denn sonst ist das Wort *öde* ziemlich dunkel.) „Das Wort ward Fleisch," soll so viel heissen, als: „das Wort (nämlich das Schöpfungswort, wie es Hr. *T.* erklärt,) ward *bekörpert;* die Weisheit, welche beym Anfange aller Dinge schon wirksam war, war es recht durch ihn." — Zum *Erbauungsbuche* möchte wohl die Schrift weniger brauchbar seyn. Für diese ist der aphoristische Vortrag nicht hinreichend. Manche Bemerkungen gehen auch nur Prediger, aber nicht andere Leser an. Einige sehr gewagte Bahrdtische Hypothesen zur Erklärung der Wunder, z. E. dass Jesus als Volkslehrer auch die Arzneykunst ausgeübt habe, möchten wohl bey manchem mehr Zweifel zurücklassen, als ihn belehren und bessern. Uebrigens ist für diese auch verschiedenes zu philosophisch, z. E. am 3ten Adventssonntage S. 19. von der neuen Schulweisheit, und am 11ten Trin. S. 276. in Absicht auf die technischen Ausdrücke der kritischen Philosophie. Diese ist übrigens gut benutzt worden; nur einiges ist nicht ganz richtig vorgestellt, als S. 307. „Liebe lässt sich nicht gebieten;" (*sinnliche* Liebe freylich nicht, aber doch die *vernünftige*,) „die Selbstliebe soll der allgemeinen Menschenliebe untergeordnet seyn; (welches wenigstens zweydeutig ist,) auch S. 63. „denn sind wir dem *Strome Zeit vorüber.*" (Diesem können wir endliche Wesen wohl nie vorüber kommen.) Der Vortrag hat übrigens viel Würde, Präcision und Annehmlichkeit. Nur ein einziger Ausdruck ist dem Rec. aufgestossen, S. 13. die jüdische Priesterschaft brachte *Jesum* an den *Galgen.* (Das Kreuz war doch kein Galgen, ob es gleich auch eine schimpfliche Todesstrafe war.) Von einer zweckmässigen Bearbeitu[ng] der *neuen* Texte, die auf dem Titel versprochen wi[rd,] findet man hier nichts, so wenig als in der Ankün[di]gung des *dritten Theils.* Dieser soll nämlich ü[ber] die hier befindlichen Materien längere oder kürz[ere] Predigtentwürfe liefern. Für seichte Köpfe möcht[e] diese wohl nöthig seyn, aber für hellere Köpfe w[er]den die Winke schon hinreichen.

1) Leipzig, b. Crusius: *Katechetische Erklärung [der] Sonn- und Festtagsepisteln*, von *Sylvester Ja[cob] Ramann*, Pfarrer zu Zimmern Supra bey Erf[urt.] Zweytes Bändchen. 1796. 426 S. 8. (18 gr.)

2) Frankfurt a. M., b. Zessler: *Katechisatio[nen] über den moralischen Theil des Hanövrischen* (H[an]növerischen) *Landes-Katechismus* für angehe[nde] Katecheten und Schullehrer. Auch unter d[em] Titel: *Sokratische Darstellung des Hannövrisc[hen] Landes-Katechismus.* Zweytes Stück. 1796. 27[..] gr. 8. (16 gr.)

3) St. Pölten, b. Laitré: *Kirchen- und Schulk[ate]chesen nach sokratischer Lehrart*, auf jede W[oche] des Schuljahrs eingetheilt. Zweyte umgear[bei]tete verbesserte und vermehrte Auflage. Her[aus]gegeben von *Basilius Wagner*, Priester aus d[em] Stifte Melk, dermaligen Kooperator und K[ate]cheten in der Pfarre daselbst. 1794. Erster Ba[nd] 382 S. Zweyter Band. 329 S. Dritter Ba[nd] 403 S. Vierter Band. 344 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Die ersten Theile von Nr. 1 u. 2. sind bereits [im] 156ten St. d. J. 1796 angezeigt worden. Die jetzt [fol]genden Theile sind von gleicher Güte und Brauch[bar]keit. Nr. 1. enthält die Episteln vom Sonntage Lä[tare] bis zum 4ten Sonntage nach Trinitatis mit Einsch[luss] des Johannis- und Marienfestes. Die Erkläru[ngen] sind ein Beweis von den guten exegetischen Ke[nnt]nissen des Vf. und von seiner Gabe, den Inhalt [des] Textes nicht nur hinreichend ins Licht zu set[zen,] sondern ihn auch auf der praktischen Seite darzu[stel]len und für unsere Zeiten anwendbar zu mach[en.] Dies glückt ihm freylich am meisten bey fruchtba[ren] Texten, z. E. am Sonntage Lätare, wo er den S[atz:] „Handle jederzeit recht, ohne darauf zu sehen, [was] „daraus erfolgt oder nicht;" S. 210 ff. dem gesun[den] Menschenverstande so nahe gebracht hat, dass [der] Lehrling ihn ganz klar vor Augen sieht. Wen[iger] gelingt es ihm bey dogmatischen Texten, wo die [Er]klärung zuweilen etwas mager ausfällt, weil er we[gen] des Localen mit zu vielen Schwierigkeiten zu k[äm]pfen hatte, z. E. am Sonntage Lätare, der frey[lich] der Jugend gar nicht erklärt werden sollte. [Bey] manchen, als am 1ten Pfingstfeste hätten doch n[och] mehrere praktische Anwendungen, z. E. von der [Re]ligionsspötterey angebracht werden können. Die M[e]thode des Unterrichts ist nicht rein katechetisch, w[eil] der Lehrer zu viel einschiebt, was er durch Fra[gen] ablocken sollte. Einige unverständliche Ausdrü[cke,] z. E. *Judenchristen*, *Religionsverfassung*, komm[en]

zuweilen vor, die eine Erklärung bedurft hätten. Dafs der Vf. von Nr. 2. sich mit der ächten *sokratischen Methode* vertraut gemacht habe, hat er durch diese Methode hinlänglich bewiesen, nur ist sie nicht immer so angewendet worden, wie sie für *Kinder* brauchbar ist. Manche Fragen sind zu lang, weil der gegebene Fall mit in die Frage gezogen ist, der von der Frage selbst getrennt seyn sollte, z. E. S. 46. 47. Manches hätte auch eine Frage seyn sollen, was dem Katechumenen vorgesagt wird, als S. 185. „Wenn wir etwas allein zu besitzen wünschen, das „allen angehört, so wünschen wir etwas Ungerechtes;" anstatt: Was wünschen wir alsdenn? Hauptsächlich kommen oft lange Sermonen vor, deren Inhalt der Vf. wenigstens gröfstentheils durch Fragen auf sokratische Weise hätte entwickeln sollen, z. E. S. 33—37. (also eine Rede von fünf Seiten, dergleichen sich mit der Natur der Sokratik, besonders bey Kindern, bey denen so lange zusammenhängende Reden wenig fruchten, gar nicht verträgt,) S. 227 ff. 238 ff. Sonst ist aber die Katechisirmethode wirklich musterhaft.

Nr. 3. ist für römischkatholische Katecheten ein sehr brauchbares Buch, und würde auch Protestanten zu empfehlen seyn, wenn wir nicht selbst gute Muster von Katechisationen genug besäfsen. Das Ganze enthält 47 Katechesen, weil das Schuljahr an dem Orte des Vf. aus 47 Wochen besteht. Diese sind auf jede Woche und auf jeden Sonntag des Schuljahrs so eingetheilt, dafs in einem Jahre der ganze Katechismus abgehandelt wird. (Sollte nicht dieser Zeitraum etwas zu klein seyn, um so viele Materien gehörig zu entwickeln und dem Gedächtnisse so einzuprägen, dafs sie nicht in kurzer Zeit wieder vergessen werden? Der Umfang der Lehren ist so grofs, dafs wenigstens zwey Jahre dazu nöthig wären, um eine festgegründete Kenntnifs derselben hervorzubringen.) Die *Schulkatechesen* sind sokratische Gespräche des Katecheten mit den Schülern der zweyten Klasse von 9 bis 12 Jahren über die Gegenstände des Katechismus. Die *Kirchenkatechesen* enthalten aber blofs eine Wiederholung derselben in einem sokratisch zusammenhängenden Vortrage, weil sie mehr den Unterricht der Erwachsenen in der Kirche, als der Kinder in der Schule zur Absicht haben. Diese hätten also billig ganz wegbleiben sollen, weil ein jeder Katechet, der nicht ganz ungeschickt ist, den Auszug leicht machen kann, und das Buch dadurch nur ohne Noth vergröfsert worden ist. Endlich sind auch jeder Kirchenkatechese, eine, auch wohl zwey kurze (eigentlich gröfstentheils ziemlich lange) auf die abgehandelten Gegenstände passende Anreden an die Erwachsenen beygefügt, wo ihnen das Gesagte umständlicher erklärt, bestätigt und an das Herz gelegt wird. Auch diese Methode kann Rec. nicht billigen. Das Erklären und Bestätigen ist ein wesentlicher Bestandtheil der Katechisation, und darf davon nicht getrennt werden; für die Schlufsreden gehört nur das Letzte. Daher ist es nicht wohlgethan, dafs Hr. *W.* die biblischen Beweisstellen mehrentheils in diese Schlufsreden verspart hat, da sie doch vorzüglich katechetisch müfsten erklärt und angewendet werden. Eine jede Kirchenkatechisation mufs eigentlich durchaus für die Erwachsenen anziehend und brauchbar seyn, alles mufs man in besonderer Anwendung auf sie vortragen, zuweilen kurze Ermahnungen mit einstreuen und die Katechisation mit einer kurzen und herzlichen paränetischen Anrede an selbige beschliefsen, ohne darin weitern Unterricht zu ertheilen. Die Hauptsache sind also die *Schulkatechesen*, die dem Vf. unstreitig sehr gut gerathen sind. Hr. *W.* hat, wie er sagt, protestantische Schriften, besonders *Trautvetters Katechisationen*, *Feddersens Leben Jesu* und *Beyers Handbuch* benutzt, und diese glückliche Wahl hat ihn auf den richtigen Weg geleitet. Die Begriffe und Wahrheiten aus den bey den Katechumenen vorhandenen Ideen und Grundsätzen selbst zu entwickeln und sie auf sokratische Weise ihnen durch Fragen abzulocken, ist ihm mehrentheils recht gut gelungen. Nur zuweilen ist die Ausführung etwas zu oberflächlich. Bey dem Satze: *dafs Gott ein Geist sey*, B. I. S. 139 ff. hätte der Begriff eines *Geistes* billig zuerst entwickelt und hernach auf Gott als den vollkommensten Geist sollen angewendet werden. Auch bey der Lehre vom *Vertrauen auf Gott* fehlt der eigentliche Begriff dieses Vertrauens, indem blofs bewiesen wird, dafs er uns helfen könne und wolle, weil er allmächtig, gütig etc. ist. Zuweilen stöfst man auch auf einige dunkle Ausdrücke, die Hr. *W.* hätte erklären sollen, z. E. B. II. S. 144. Wir sind diejenigen, auf welche die *Erbschaft des Heils wartet*. Uebrigens sind die Materien gut ausgeführt, und über die Sittenlehre hat er sich weitläufig verbreitet, welches sonst bey seiner Kirche nicht der Fall ist. Ueberall zeigt er richtige und helle Einsichten, auch die Lehren seiner Kirche sind insgemein der Vernunft und Schrift näher gebracht. Aberglauben, Hexerey, Zauberey, Wahrsagerey wird aus einleuchtenden und sehr fafslich ausgeführten Gründen gänzlich verworfen. Von den Bildern und Reliquien des Kreuzes, der Maria und der Heiligen wird gesagt, dafs sie an sich keine Kraft und keinen Werth hätten, und nur Erinnerung an das, was sie vorstellten, seyn sollten; und von der Verehrung der Heiligen, dafs sie in der Nachahmung ihrer Tugenden bestehe. Doch verführt ihn der kirchliche Lehrbegriff auch zu manchen Trugschlüssen. Dafs die *Anbetung der Engel* Pflicht sey, beweist er B. II. S. 145. daraus, weil ein Engel bey dem Zacharias Gott um Erbarmung für das zerstörte Jerusalem und die Städte Juda bittet, und ein anderer das Gebet der Heiligen vor den Thron des Allerhöchsten bringt, die Fürbitte mehrerer Engel aber bey Gott noch mehr als von einem einzigen vermögen müssen. Die Pflicht der *Anrufung der Heiligen und der Maria* B. II. S. 149 ff. beweist er so: Ein vertrauter Freund kann durch seine Fürbitte alles bey dem andern zuwege bringen; ein jeder Heiliger im Himmel ist aber ein vertrauter Freund Gottes, und steht bey ihm in grofsem Ansehen; also kann er durch seine Fürbitte alles von Gott erhalten, was wir zu

erhalten wünschen. — Eine Mutter kann durch ihre Fürbitte bey ihrem Sohne mehr ausrichten, als alle andere; Maria ist die Mutter des Sohnes Gottes; also kann sie durch ihre Fürbitte auch noch weit mehr ausrichten als alle Heiligen. — Aber fürchtet denn Hr. *W.* nicht, dass seine Schüler leicht auf den Zweifel gerathen könnten; wie denn der Allweise sich durch die Fürbitten schwacher Geschöpfe, die ihm an Einsicht unendlich weit nachstehen, könne *bewegen* lassen, etwas zu thun, was er ohne ihre Fürbitte nicht würde gethan haben; und wie man denn wohl von der Kraft der Fürbitte bey Menschen auf die Kraft derselben bey Gott schliessen und glauben könne, dass diese etwas *vermögen* und seinen Rathschluss ändern könnten? Solche Blössen darf ein Katechet seinen Lehrlingen nie geben. Die Katechisation über die Pflicht der *Keuschheit* ist ein Muster, wie man über diese Materie mit der nöthigen Vorsichtigkeit zu sprechen habe.

Leipzig, in der Gräffschen Buchh.: *Ueber die beste Art, die Jugend in der christlichen Religion zu unterrichten*, von *Carl Ludwig Dreyssen*, Prediger in Bergen auf der Insel Rügen. 1793. 256 u. XVS. 8. (16 gr.)

Da die Anzeige dieser Schrift zufälliger Weise verspätet worden, so halten wir es desto mehr für Pflicht, sie denjenigen, die sie noch nicht kennen, zu empfehlen, je vortheilhafter sie sich unter den Beyträgen zum christlichen Religionsunterricht auszeichnet. Die *Gelegenheit* dazu gab die *Preissfrage der gelehrten Gesellschaft zur Vertheidigung des allgemeinen christlichen Gottesdienstes in's Gravenhaag:* „Wie „bringt man der christlichen Jugend verschiedene gegründete Begriffe von der geoffenbarten Glaubens- „und Sittenlehre am besten bey, so, dass sie schon „früh gegen die Verführung und Irrthümer ihres „Zeitalters gestärkt und gesichert werde?" — Diese Frage zertheilt Hr. *D.* mit Recht wieder in *drey Fragen*, deren Beantwortung die *drey Abschnitte* seiner Schrift ausmachen. Die *erste Frage:* „Was sind die „*Hauptlehren* der Offenbarung Gottes in der Bibel, „und folglich der *Hauptstoff* für den christlichen Ju„gendunterricht?" wird wieder auf zwey Fragen zurückgeführt: „Was muss ich thun, dass ich selig „werde?" und: „Was muss ich, um dies zu thun, „glauben und hoffen?" (Richtiger: Was bin ich als Mensch und als Christ zu thun verbunden? was kann ich hoffen, wenn ich dieses thue? und was muss ich glauben, wenn ich dieses hoffen will?) Das *Hauptgebot des Christenthums* ist seiner Meynung nach *Liebe gegen Gott*, *gegen unsere Nebenmenschen* und *gegen uns selbst*, (welches mit der gehörigen Bestimmung nicht geleugnet werden kann,) und die Glaubenslehren Jesu vereinigen sich in dem *Glauben an die vollkommenste Liebe Gottes.* Daraus entwickelt der Vf. die Beantwortung der *zweyten Frage:* „Welches sind die von Jesu Hauptlehren abstimmi„gen Irrthümer, welchen durch den Vortrag geoffen„barter Glaubens- und Sittenlehren in Unmündigen „und Jungen vorgebauet werden soll?" die nun freylich ganz anders ausfällt, als es die Herren Preisaufgeber mögen im Sinne gehabt haben, die aber nach Rec. Meynung richtigeren Einsichten in den Geist der Religion überhaupt und des Christenthums insbesondere vollkommen angemessen ist. Hr. *D.* rechnet dahin hauptsächlich die gewöhnlichen, praktischen Irrthümer, z. E. die irrige Vorstellung von Gott und Gottesverehrung, und findet die Quellen derselben unter andern in dem Geiste der sklavischen Furcht vor Gott, den kraftschwächenden Vorstellungen vom sittlichen Verderben und von Genugthuung für uns, dem unzeitigen zu schweren Vortrag von Geheimnissen und Wundern, und den unkräftigen, unvollständigen und unzeitigen Vortrage der Sittenlehre. Den weitläuftigsten Abschnitt macht die Beantwortung der *dritten Frage* aus: „Wie soll nun „ein Lehrer sowohl Haupt- als andere Lehren des „Christenthums der christlichen Jugend vortragen „und beybringen, um sie wider jene Irrthümer und „Verführungen zu sichern?" Hr. *D.* bleibt nicht bey den allgemeinen Regeln des Jugendunterrichts stehen, sondern betrachtet denselben auf mehrern Seiten und ertheilt viele schätzbare Rathschläge über den bisher zu sehr vernachlässigten Gebrauch der Parabeln Christi; wie man Kinder lehren soll, um des Gesetzes willen gut zu handeln; (wo mehrere sehr fassliche Formeln des kategorischen Imperativs angeführt werden,) in wieferne der Jugendlehrer die zehen Gebote gebrauchen könne, und in welcher Ordnung; (welches doch nur bey Kindern von reifern Alter geschehen darf, denn ohne eine gute Grundlage der Erkenntniss ist der Katechismus Lutheri gar nicht brauchbar;) wie man die Jugend für Unkeuschheit, Selbstsucht und Verachtung geringerer Menschen zu verwahren habe u. dgl. Unter andern findet man auch sehr freymüthige, aber gewiss sehr gegründete Bemerkungen über die Behandlung der Lehren von Dreyeinigkeit, Gottheit Christi, Absicht und Folgen seines Todes, Wunder und Offenbarung. Auch S. 155. ist eine wohlgerathene Probe von einer moralischen Katechisation über die Parabel vom verlornen Sohne. Dies wird genug seyn, um auf diese Schrift aufmerksam zu machen, die allen denen, welche sich zu Jugendlehrern bilden wollen, von grossem Nutzen seyn wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 24. August 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Leo: *Euphrosyne.* Fürs gesellige Vergnügen. 1794. 1—3. Stück. 201 S. 12. (16 gr. sauber brochirt.)

2) Leipzig, b. Lincke: *Jahrbuch der Freude für* 1797. 144 u. 72 S. 12. (18 gr. geb.)

3) Berlin, b. Oehmigke d. Jüng.: *Anmuth und Schönheit* aus den Misterien der Natur und Kunst für ledige und verheirathete Frauenzimmer. 1797. XVI u. 301 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr. geb.)

Leichte Liederchen mit passenden Melodien, Tänze, Gesellschaftsspiele, Denk- und Trinksprüche, Räthsel u. s. w. machen den Gehalt obiger Euphrosyne Nr. 1. aus, die in dem Kupferstiche vor dem ersten Heft in Gesellschaft einer breiten Fortuna weit schwerfälliger erscheint, als in dem Büchelchen selbst! Dass fast alles was sie enthält, hier oder da ausgeschrieben ist, wollen wir ihr weiter nicht zur Last legen; wenigstens sind doch die Tänze und Spiele neu, von denen man am ersten diese Eigenschaft fodert: ob sie auch alt und hergebracht zu werden verdienen, darüber ist ohne unser Zuthun vermuthlich längst entschieden. Wir haben indessen bemerkt, dass man sich in seinen flüchtigen Freuden ungern nach einem Buche, sey es auch noch so klein und artig, richtet, und lieber bey mündlichen Traditionen stehen bleibt. Wer daher im Besitze ist, in Gesellschaften die Spiele anzugeben, der sollte Sorge tragen, manche solcher gedruckten Vorschriften auswendig zu lernen, die ihm dabey sehr zu Statten kommen können. Die Bemerkungen über den gesellschaftlichen Zeitvertreib überhaupt liest man hier mit Vergnügen; aber es war auch bey dieser Gelegenheit leichter, die Quelle des Uebels anzugeben, als die Mittel, ihm abzuhelfen: obgleich beide das mit einander gemein haben, dass sie sehr ins Allgemeine gehn. Die vorgeschlagne Preisfrage über den Zeitvertreib möchte wohl nicht viel mehr helfen, als dass sich diejenigen, welche Beantwortungen unternähmen, bey der Abfassung derselben die Zeit vertrieben.

Nr. 2. ist vom nämlichen Inhalt und Werth mit dem vorigen, ja meistentheils daraus zusammengetragen, so wie aus den Liedern geselliger Freude von 1794, die im ersten Heft der Euphrosyne empfohlen worden sind. Alle hier befindlichen Lieder und Gesänge empfehlen sich auch von selbst durch gefällige Leichtigkeit und unschuldigen Frohsinn. Der einzige Artikel, welcher, so viel wir wissen, neu seyn mag, ist der letzte: *Freudenfeste durch Wohlthaten veredelt;* eine Sitte, die nicht genug verbreitet werden kann, und also auch bekannt gemacht werden muss.

Das zierliche Taschenbuch Nr. 3. besteht aus zwey Theilen. In dem ersten wird „das Wesen der Schön„heit und Anmuth in der weiblichen Gestalt entwi„ckelt;" und im zweyten werden Mittel angegeben, „die körperliche Schönheit zu erhalten und zu er„höhn." In beiden Abschnitten ist auf Körper und Geist zugleich Rücksicht genommen, ja es soll sich vor allen Dingen von der Seele aus Anmuth und Schönheit über die Gestalt verbreiten, wenn die Seele auch nicht erschaffen kann, was in der Schönheit architektonisch, und also unmittelbare Gabe der Natur und nicht das Werk der Freyheit ist. Die philosophische Ausführung dieses Gegenstandes ist recht gut zusammengetragen, und mit artigen Notizen aus der Mythologie und den Sitten alter und neuer Völker verwebt. Zuweilen hat die Schreibart doch eine zu künstliche Eleganz, die sich schon auf dem Titel verräth, wo die Erwähnung von *Mysterien*, mit manchen Verlagsartikeln desselben Buchhändlers zusammengehalten, ehrbare Leserinnen von der Lesung dieses doch so völlig anständigen Werkchens abschrecken könnte. Es ist übrigens sehr wahrscheinlich, dass die praktische Hälfte desselben in einzelnen Fällen weit öfter zu Rathe gezogen werden wird, als die theoretische zur allgemeinen Belehrung. Auch verdient jene alle mögliche Empfehlung; sie enthält nicht allein unschädliche, sondern selbst heilsame Vorschriften, und beschäftigt sich zuletzt mit dem Geschmack in der Kleidung, worüber der Vf. ebenfalls gehört werden sollte. Etwas das diesem Taschenbuche zur höchsten Unzierde gereicht, sind die Kupfer. Niemals sind die Grazien und das Ideal männlicher und weiblicher Schönheit ärger verzeichnet worden.

Münster, b. Plattvoet: *Gedichte*, von *T. W. Broxtermann.* Der Tod Gustav Adolfs; in zwey Büchern. Wittekind, ein Fragment. Der Osterkuchen. Bischof Benno von Osnabrück. Vermischte Gedichte. 1794. X u. 228 S. 8.

Der Vf. wünscht Kunstrichter zu finden, die nicht sowohl die Gedichte als den Dichter beurtheilen. Da jene bey nicht sehr hervorstechenden Vorzügen auf der

der andern Seite auch von blendenden Fehlern frey sind, vor welchen man umständlich zu warnen hätte; da sie Jugendwerke sind, an deren Vollendung dem Vf., wie er selbst klagt, seine Lage nicht verstattete fortdauernde Anstrengung und eine völlig freye Musse zu wenden: so verhindert uns nichts auf dies billige Verlangen Rücksicht zu nehmen. Er scheint allerdings Anlagen zu haben, doch bedürfen sie einer weit sorgfältigern Ausbildung, als ihnen bis zur Hervorbringung der obigen Gedichte zu Theil geworden war. Worauf es eigentlich bey einem dichterischen Kunstwerke ankomme, scheint ihm überhaupt noch nicht offenbar geworden zu seyn: fast überall fehlt es der pragmatischen Anlage oder der Darstellung noch an etwas, wodurch beide erst zu einer wahrhaft poetischen Höhe gehoben werden. Die Spuren einer jugendlichen Hand sind sehr sichtbar, was wir nicht als einen Tadel erwähnen, da es vielmehr zu grössern Hoffnungen berechtigt. Besonders ist die Charakterzeichnung mit grellen Lichtern und schwarzen Schatten, ganz der Ansicht der Jugend gemäss, welche das Menschengeschlecht in durchaus edle Biedermänner und in abscheuliche Bösewichter einzutheilen pflegt. Nirgends ist das angenommne Kostum eines gewissen National- und Zeitcharakters (da der Dichter sich in Darstellungen altväterlicher Einfalt am meisten gefällt) ohne alle fremden Einmischungen gehalten: am besten in dem naiven Tone des *Osterkuchens*; am wenigsten in dem Gedicht *Benno*, das der Vf. freylich in seinem sechzehnten Jahre geschrieben. Am meisten hat wohl allen diesen Erzählungen die Wahl des Sylbenmaasses, des fünffüssigen Jamben, geschadet, der sich besser für die dramatische als für die epische Gattung passt, auch wenn er mehr Nachdruck und Schwung hat, und nicht so lose auseinander fliesst als hier. Vermuthlich hat wohl Wielands Erzählung *Geron der Adeliche*, die der Vf. bey den Gedichten *Benno* und *der Osterkuchen* auch in Manier und Ausdruck vor Augen gehabt zu haben scheint, diese Wahl veranlasst. Für einen noch wenig geübten Dichter ist es immer vortheilhaft, wenn äussre Schwierigkeiten dem leicht zu flüchtigen Geiste einen Zügel anlegen; wenn ihn die Nothwendigkeit, dem Sylbenmaasse etwas gutes aufzuopfern, häufig auffodert, etwas besseres dafür wieder zu finden. Wir würden Hn. B. daher für epische Darstellungen einen mit der äussersten Sorgfalt ausgearbeiteten Hexameter, oder wo der Stoff es fodert, z. B. bey Geschichten aus der Ritterzeit, gereimte Sylbenmaasse, vorzüglich die achtzeilige Stanze mit dreyfachen Reimen empfehlen. Ein Vorbild, wie schön sich diese mit einem alterthümlichen Anstrich und der würdigsten Einfachheit verträgt, kann er in dem Fragment von Göthe, *die Geheimnisse*, finden. Dass ein solcher äusserer Zwang für die Poesie des Vf. wohlthätig wirken würde, davon giebt uns das erste Stück der vermischten Gedichte, in Stanzen, worinn die Gesetze der ottave rime grossentheils beobachtet sind, einen Beweis. Wir finden darin sehr glückliche Zeilen und Strophen, z. B.:

Beglückt, wem nichts bey diesem Blick begegnet,
Das ihn gereut! Sein ganzes Leben liegt
Ein schöner Garten da, wo Baum an Baum sich schmiegt,
Und süsse Frucht den Pilger überregnet,
Der dort sich matt, von Tageslast besiegt,
Im Schatten labt und ihren Pflanzer segnet;
Die Zukunft lacht den göttergleichen Mann
Mit halbgehobnem Flor von ferne freundlich an.

Die plattdeutsche Uebertragung der englischen Ballade Fair Rosamond mag die Vorliebe für die vaterländische Mundart (die wir unmöglich mit dem Dichter theilen können) und das akademische Lied S. 212. der Provinzial-Patriotismus in Schutz nehmen. Mit Vergnügen lasen wir hingegen das Trauerlied auf den unvergesslichen Möser. Durch anhaltendere Anstrengungen und besonders nach einem ausgebreiteten und tiefen Studium der alten und neuen Meister in der Kunst wird Hr. B. zuverlässig weit mehr leisten als hier geschehen ist. Wir besorgen aber, dass er selbst in Ansehung der deutschen Literatur nicht ganz auf dem richtigen Wege sey. „Man nenne „es nicht Anmassung," heisst es in der Vorrede nach Anspielungen auf literarische Vorfälle, die Rec. nicht zu entziffern weiss, „dass ich dieses, hier, bey meinem ersten Auftritt vor einem grossen, verehrungswerthen Publicum sage; es ist bittrer Kummer über „die gar zu sichtbaren Vorzeichen des Verfalles unsrer „Literatur. Möchten dafür alle jene goldnen Hoffnungen reifen, die der junge Vf. des *Richard Löwenherz* und des *Alfonso* bey allen Freunden der „wahren Kunst erregt hat!" — Wir können Hn. B. von guter Hand versichern, dass es mit der deutschen Poesie bey weiten noch nicht so schlimm steht, dass die einzige Hoffnung auf den Urheber jener in Ansehung der Sprache und des Versbaues zwar nicht verwerflichen, in der Anlage aber äusserst schwachen Gedichte gerichtet seyn müsste; dass vielmehr noch grosse Dichter unter uns leben und blühen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Leupold: *Conversationslexicon, mit vorzüglicher Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeiten. Erster Theil.* 1796. X u. 404 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Gedanke, ein *Conversationslexicon* auszuarbeiten, das die in gebildeten Gesellschaften beider Geschlechter circulirenden Kenntnisse aus der Geographie, politischen, literarischen und Kunst-Geschichte, Mythologie, Philosophie, Naturlehre, den schönen Künsten, — enthalte, gründet sich, wie der Vf. mit Recht sagt, auf ein wahres, nicht auf ein von den Autoren, bey Herausgabe ihrer Werke, oft vorgespiegeltes Bedürfniss; und die Ausführung dieses Gedankens, die hier ihren Mann gefunden hat, brauchte nicht gerechtfertigt zu werden, wie in der sehr lesenswerthen Vorrede geschieht, die über Zweck und Schranken des Buchs Auskunft giebt. Seit *Joh. Hübners* und seiner Continuatoren Zeiten verbreiteten

ten sich die erwähnten Kenntnisse weiter, und gingen aus den Hörsälen und Conversationszimmern der Gelehrten und Künstler stark in die vermischten Gesellschaften über; es bedurfte also eines andern Plans als des Hübnerischen. An Versuchen zu einem solchen Wörterbuche hat es zwar seitdem auch nicht gefehlt; aber das zu viel oder zu wenig machte sie misslingen. Es kömmt hier nicht auf Vollständigkeit in Namen und Sachen, sondern bloss auf eine zweckmässige Auswahl derselben an, die jedoch hinreiche, um die Wissbegierde zu Erlernung des mehrern zu reizen, (weshalb auch bey verschiedenen Artikeln die besten Schriften zum Nachlesen empfohlen sind) und den ununterrichteten Theil der Gesellschaften, zumal das andere Geschlecht, in den Stand zu setzen, in die Unterredung mit einzugehen. Man erhält diesem Erfodernis gemäss, in gegenwärtigem 1. Theile eines Conversationslexicons, — der von A bis E geht, und dem noch 3 andere Theile nachfolgen sollen, — seines beschränkten Raums ungeachtet, einen trefflichen Vorrath von wissenswürdigen Dingen, besonders aus der neuern politischen, literarischen und Kunstgeschichte; worunter selbst dem unterrichteten Literator manches, als neu, oder wieder ins Gedächtniss gerufen, willkommen seyn wird; anziehend, in einer guten, richtigen Sprache und gedrängter Fülle, vorgetragen.

Mehrere Artikel sind mit einer lehrreichen Umständlichkeit abgefasst, als: *Adel*, *Aerostat*, *Amerika*, *Bauart*, *Beaumarchais*, *pariser Bluthochzeit*, *Cagliostro*, *Carl der Grosse*, *Departements von Frankreich*, *Emigranten* u. s. w. Ueberhaupt findet man hier vom neuen Frankreich vieles; nur sind noch einige Anachronismen abzuändern, indem irgendwo des Nationalconvents als noch existirend, erwähnt, gleichwohl auch das *Directorium* erklärt wird. Auf manche Sacherklärungen hätte man kaum Anspruch gemacht, z. B. *Dechifrirkunst*. — Bey andern dürfte ein kleiner Zusatz nöthig seyn, als bey *Acht* (Reichsbann), *Accord* (in der Musik), *Aetna* (um zu zeigen, wie durch diesen und andre Vulkane das höhere Alter der Welt bewiesen werden könne, nämlich aus den Lavaschichten), *Agrarisches Gesetz*, *Atlantis*, *Bannat*, *Botany-Bay* u. s. w. und bey einigen mathematischen Artikeln vermisst man hinlängliche Deutlichkeit für Laien.

Da der Rec. die zwey ersten Buchstaben ziemlich genau durchgangen; so hat er sich folgende einiger Verbesserung fähige Rubriken ausgezeichnet: *Abbe* — die französischen waren vielmehr elegante Candidaten geistlicher Stellen, Würden oder Pfründen. In Rom ist die Abbaten Tracht nicht nur ehrenvoll, sondern auch die bequemste für in- und ausländische Gelehrte zur Ersparniss des Kleideraufwands. *Addison* — sein Cato kam 1718 zuerst auf die Bühne. Rec. erinnert sich aber nicht aus der Geschichte der besondern Stimmung der Nation, weshalb dieses Trauerspiel mehr Wirkung gethan habe, als man nach seinem innern Gehalt vermuthen sollte. *Alcoran* — dass die Weiber vom Paradiese ausgeschlossen seyen, sagt der Koran nicht, vielmehr das Gegentheil: dass ihr Paradies aber vom männlichen ganz abgesondert und ihren gewesenen Gatten eine weibliche Gesellschaft von überirdischen Reizen bestimmt sey, ist Traditionsglaube (s. *Reland. relig. Mohammed.* lib. 2. §. 18.). *Aqua tofana* — der Charakter dieses Gifts ist (wie man behauptet), „dass die Glieder der dadurch getödteten sich vom Leibe trennen." *Arabesken* — die eigentlichen von den Arabern herstammenden, haben keine animalischen Figuren. Die mit ihnen verwandten *Grotesken*, die Raphael berühmt gemacht hat, haben dergleichen. Es kann keine Frage über ihren ästhetischen Werth oder Unwerth seyn, sondern ob der gute Geschmack beiden ihren Ort angewiesen habe. Sie gehören ursprünglich als Bauzierrathen in die Bildnerey, aus welcher sie in die komische, oder phantasirende Mahlerey übergegangen sind. *Aristokrat* — eigentlich: der eine Vorliebe für die ausschliessenden Vorzüge einzelner Menschenclassen zeigt. Unter einem blossen Vertheidiger der Aristokratie hingegen denken wir uns den, der aus Gründen diese Verfassung für die passendste zu dem oder jenem Staate hält. *Armenianer* für *Armenier* ist unrichtig. Von dieser Nation wäre noch einiges hier beyzubringen gewesen. Das nachfolgende *Armenianer* (die holländische Religionsparthey) muss *Arminianer* heissen. *Asien* — hier sind nicht alle Hauptländer dieses Welttheils angegeben. Bey *Assecuranz* hätten wir noch ein paar Worte von Brand-Assecuranzen hinzugethan. *Assürer*, der Assecurant, ist nicht französisch, sondern englisch. *Atom* wäre besser durch „den kleinsten, nicht mehr theilbaren Theil eines Körpers" erklärt gewesen. Bey *Ballotte* fehlt das noch öfter vorkommende Zeitwort *Ballottiren*, sonderlich bey Clubbs. *Franz Benda* — dabey anzumerken, dass er der älteste unter den Bendaischen Brüdern war, und schon der alphabetischen Ordnung wegen, vor dem *Georg* stehen sollte. (S. 183. hofften wir etwas vom *Brodbaum* und von *Brown*, dem Stifter der neuen medicinischen Schule, und einen Artikel vom ehmaligen kursächsischen Minister Grafen *Brühl* zu finden.) *Buchdruckerkunst* — hier, oder unter *Beaumarchais*, wäre dessen grosse Unternehmung, mit angekauften Baskervillischen Matrizen und Lettern und 36 aufgestellten Pressen, in Kehl acht Ausgaben vom Voltäre zugleich, und lateinische Classiker zu drucken, anzuführen gewesen. Die Trattnerische und einige andere Wiener Officinen waren auch nicht vorbeyzugehen. — (Sollte nicht S. 376. dem braven Schauspieler *Eckhof* auch ein kleines Denkmal zu widmen gewesen seyn?)

Die übrigen *emendanda* oder *supplenda* wollen wir, um den Raum zu sparen, des Vf. eigner Durchsicht anheim geben, da unsre fast immer in diesem Buche befriedigte Erwartung, eine vortheilhafte Vermuthung für seinen Geschmack giebt, und überhaupt bey dergleichen Werken — vorausgesetzt, dass kein beträchtlicher Irrthum dadurch in der menschlichen Gesellschaft verbreitet werde — die Kritik nicht, wie bey einem ordentlichen wissenschaftlichen Wörterbuche,

che, mit Schärfe bis zu den kleinsten Theilen herab zu steigen braucht

Zu den Druckfehlern ausser den am Ende des B. angezeigten, zählen wir noch: bey *Agrippina.* 2) für 181 l. 781. — Zwischen *Boileau* und *Despreaux* ist das *von* wegzustreichen. — Unter *Katharina v. Bora* l. für 1752: 1552. — *Brumere* muss *Brumaire* heissen u. s. w. Die beygesetzte, nicht genug bestimmbare Pronunciation französischer Wörter hätten wir lieber weggelassen, und bloss die Sprache angedeutet.

Da aber endlich bey einem Werke dieser Art, das von der Beziehung auf die neuste Weltlage sein grösstes Interesse entlehnt, ausser den Ergänzungen, sehr bald Veränderungen und Zusätze nöthig werden, so wäre das wie? und wenn? dieser Nachträge unstreitig einer kleinen Ueberlegung werth. Soll das kaum beendigte Lexicon nach Jahr und Tag schon wieder umgedruckt, und diese erste Auflage Maculatur werden, oder könnte man nicht die Nachträge von zwey Jahren zu zwey Jahren ungefähr, in besondern Heften herausgeben? Denn — *vestigia terrent.*

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Leipzig*, b. Barth: *De Anaxagoreae Cosmo-Theologiae fontibus* scripsit *F. A. Carus*, Philos. Prof. Lips. 1797. 46 S. 4. — Der erste griechische Monotheist, so viel wir wissen, welcher in seiner Cosmogonie die höchste Intelligenz von der Materie trennte, und durch jene als das erste Princip der Bewegung den Weltbau entstehen, vollendet und erhalten werden liess, verdient noch immer die grösste Aufmerksamkeit und Achtung, so viel auch in den neuern Zeiten über ihn und seine Philosophie geschrieben worden ist. Der Vf. hiemit bekannt, hat es dennoch für nöthig gehalten, eine neue kritische Sichtung des Stoffs der anaxagorischen Cosmotheologie vorzunehmen, welcher aus den Quellen selbst geschöpft ist, und wenn er sich gleich vorzüglich mit den *Veranlassungen* der Vorstellungsart des Anaxagoras beschäftigt, so musste er doch vor allen Dingen diese Vorstellungsart selbst darlegen, so dass der Titel dieser Schrift eben so gut „*über die Cosmotheologie des Anaxagoras und ihre Quellen*" lauten konnte. Doch es kommt nicht so wohl auf den Titel, als auf den Inhalt und die Methode dieser gelehrten Schrift selbst an. Nachdem Hr. *C.* das System des Anaxagoras aus dem *Simplicius* und *Aristoteles* kurz und bündig dargelegt hat, geht er zu einer Erläuterung desselben über, worinn die Hauptmomente vorzüglich herausgehoben und beleuchtet werden, und kommt alsdann zu den Quellen, welche er in *innere* und *äussere* eintheilt. Mit Recht geht die Untersuchung der *innern* Quellen oder Veranlassungen zu diesem Systeme voran, denn es lässt sich wohl erwarten, dass ein Philosoph wie Anaxagoras, den schon das Alterthum als einen Selbstdenker verehrte, mehr aus sich selbst genommen, als von andern geborgt haben werde. Wenn aber dieses bey kritischen Forschern bis jetzt doch nur eine Hypothese war, so hat Hr. C. das Verdienst, die Sache ausser allem Zweifel gesetzt zu haben, da er sich die peinliche Mühe nicht verdriessen liess, alle griechischen Documente und Fragmente vor dem Anaxagoras durchzulesen, um es zu erforschen, ob er die Hauptmomente seines Systems wohl aus diesem oder jenem seiner Vorgänger geschöpft haben möchte? Das Resultat ist aber dahin ausgefallen, dass seine Vorgänger nur sehr wenig mit ihm gemein haben, dass er also auch nur sehr wenig aus *äussern* Quellen geschöpft haben kann. Da er selbst aus der milesischen oder jonischen Schule war; so liess sich noch am ersten erwarten, dass diese berühmte alte Schule ihm vorgeleuchtet haben würde: aber auch hier findet man doch nur das Wenige, welches eben angedeutet ist. *Thales* und *Anaximander* sind im Vergleich mit Anaxagoras noch crasse Materialisten, und von dem *Anaximenes* kann dieser höchstens nur die Unendlichkeit der Luft aufgenommen haben. *Hermotimus* soll freylich nach dem Aristoteles (Metaph. 1, 3.) dem Anaxagoras mit seinem Systeme schon voran gegangen seyn, daher er auch späterhin für seinen Lehrer ausgegeben ist: allein die ganze Sage beruht auf einer einzigen Auctorität, und bleibt ohne nähere Angabe der eigentlichen Philosophie des Hermotimus sehr zweifelhaft. Sie bedarf also noch einer nähern kritischen Untersuchung, welche Hr. *C.* in den *Füllebornschen* Beyträgen liefern wird, da sie von allen neuern Forschern der philosophischen Geschichte, vom *Brucker* an, ausser Acht gelassen ist. Die alten Träumereyen, als wenn Anaxagoras seinen Monotheismus von den Hebräern oder aus den ägyptischen Mysterien geschöpft hätte, sind wie billig nur kurz abgefertigt, denn wenn er gleich gereist ist, so war die Nation der Hebräer 500 Jahre vor Christi Geburt gewiss nicht in dem Rufe, dass bey ihr Philosophie zu suchen sey, abgerechnet, dass ihre Sprache den Griechen völlig unverständlich blieb; und was die ägyptischen Mysterien betrifft, so ist die reinere Religion, welche darin gelehrt worden seyn soll, ein blosses Phantom, wofür der Beweis nur in der Phantasie existirt. Eben so wenig darf man auf die griechischen Mysterien rechnen, und der Monotheismus des Anaxagoras ist daher mehr in ihm selbst und seiner glücklichen Lage zu suchen. Daher betrachtet der Vf. mehr psychologisch seinen innern Sinn, sein Genie, das Verhältniss seiner Gemüthskräfte und seinen Charakter, und sucht auf diese Weise in seiner Seele den Hauptweg, der ihn zu seinen Behauptungen führte, so wie in einer natürlichen Ideenassociation die Verbindung der Hauptmomente seines Systems. Eben so wird auf seine Lage in dem glücklichen Zeitalter des Pericles Rücksicht genommen, wo in der Freyheit von dem Joche der Perser Künste und Wissenschaften wieder aufblüheten, und der Geist den Griechen einen kühnen philosophischen Flug nahm, wodurch er sich über den Aberglauben der Volksreligion empor schwang, und die alte Mythologie zu allegorisiren anfing. *Metrodorus* von Lampsacus war ein solcher Allegorist, und Anaxagoras der Freund des Pericles hielt es für rathsamer diesem zu folgen, als dem *Xenophanes*, der in Grossgriechenland die Mythologie wohl verspotten konnte, welches aber bey der δεισιδαιμονια in Athen sehr üble Folgen nach sich gezogen haben würde. Die Behutsamkeit des Anaxagoras ging so weit, dass er seine höchste Intelligenz (νυς) niemals θεος nannte, wenn er gleich nichts anders darunter verstand, als die Gottheit selbst, welche das ewige Chaos zu einer wohlgeordneten Welt ausbildete, und diese durch ihre Vorsehung erhält. Dennoch entging er, aller Vorsicht ungeachtet, der Verfolgung nicht. Endlich zeigt der Vf. auch noch, wie sich der νυς des Anaxagoras von dem Sprachgebrauch seiner Vorgänger unterscheidet, welches man bey ihm selbst nachlesen muss. — Genug Hr. *C.* hat befriedigend gezeigt, wie Anaxagoras zu seinem System kommen konnte, wenn er auch keine Vorgänger hatte, und dabey eine scharfe Kritik so wie eine schöne philologische Gelehrsamkeit an den Tag gelegt. Wenn gleich die Einleitung dem Rec. zu weitläufig scheint, und der Beweis, dass Anaxagoras auch ein feiner Materialist war, noch nicht bündig genug; so herrscht doch durch die ganze Schrift eine solche vertraute Bekanntschaft mit der griechischen Philosophie damaliger Zeit, dass Rec. die Sammlung und Bearbeitung der Fragmente des Anaxagoras von eben diesem Vf. wünschen muss.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 25. August 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

ZÜRICH: *Museum der Heilkunde*, herausgegeben von *der helvetischen Gesellschaft correspondirender Aerzte und Wundärzte.* 4ter Band. 1797. 403 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

ine gallichte Zwerchfellsentzündung, vom Hofrath *Aepli.* Der Fall ist von einem Arzt an sich selbst merkt, und Hr. *A.* ist nur der einsichtsvolle Commentor. Wir sehen in der Krankheit nichts, was auf tzündung hindeutet und glauben nicht, dass das llichte mehr als ein Symptom war. Aber alle Kranksten, deren Sitz oder Scene das Zwerchfell ist, vernen Aufmerksamkeit, und die gegenwärtige wird rch genaue Erzählung sehr anziehend. Bloss diese mmtere Angabe der leidenden Theile kann in gen wenigen Fällen es lehrreicher machen, wenn rzte verwickelten Uebeln unterworfen werden, sie erleben und beschreiben. Es ist eine sehr grosse tenheit, dass sie sie an sich so gut beurtheilen und en, als der ungenannte, würdige Arzt zu unsrer geringen Bewunderung. Von der epidemischen itution hätte doch die Rede seyn sollen. *Eine rdentliche periodische Krankheit von einem Geir und Beinfrass am Rückgrat* von demselben. *ichtungen über die Brownische Heilkunde*, von Dr. er zu *Heilbronn.* Nichts eignes und selbst das n oft gesagte flüchtig hingeworfen. *Ob man besthue, in praktischen Schriften die Begriffe von Beug und Streckung des Fußes im gewöhnlichen Sinne ubehalten oder ob vielmehr eine Umkehrung derseldienlicher sey*, von Dr. *Naumburg* in *Erfurt.* Ist die Beurtheilung des Rec. zu subtil. *Section eines ochondristen*, von demselben. Es ist noch die Section s Schwindsüchtigen hinzugefügt. Was soll man zu dem Benehmen des Hrn. *Naumburg* sadass er denselben unbedeutenden Auffatz zuch in Hrn. *Hufelands* Journal, 3ten Bandes 4tes cke abdrucken läfst? Man sieht, wie mislich es überall mit schlechten Schriftstellern sich in Verbindung einzulassen. *Beobachtungen von r besondern Krankheit der Augenwimpern*, von *Sau*-

Ein entstandnes Verderben der Wurzeln der enliederhaare, welche, wie sich beym Ausziehen gt, ein schwarzes Ansehen haben, geschwollen, ich und gleichsam faul anzufühlen sind. Die Wirgen sind brennende, stechende Schmerzen, besons bey starkem Licht; Lichtscheue; Empfindung er schmerzenden Rauhigkeit beym Auf- und Nieziehen der Augenlieder, manchmal mit Röthe und Geschwulst derselben, besonders ihrer Ränder; Ausschwitzung einer zähen, scharfen, gelblichen Feuchtigkeit, welche einen Schorf bildet; Entzündung des Auges selbst, welche sehr heftig werden kann, so, dass der Vf. Verdunklung der Hornhaut darauf folgen sahe, obgleich diese Art Entzündung weniger Röthe im Gefolge hat. Die Beschaffenheit der Haare werden genau angegeben. Die Heilung besteht im Ausziehen der Haare. Man muss dieses Uebel nicht mit der Trichiasis verwechseln, bey der die Wurzeln der schief stehenden Haare ganz gesund sind. Hr. *S.* entwirft ein aus Erfahrung geschöpftes Gemählde dieses von ihm zuerst beschriebnen Uebels, sondert die höhern und niedern Stufen, in denen es sich zeigt und macht auf seine Complicationen aufmerksam. Er theilt auch einzelne, hieher gehörige Krankengeschichten mit. *Die chemische Untersuchung eines im Canton Luzern neulich entdeckten Wassers*, von Dr. *Schinz.* Die Untersuchung ist nicht an der Quelle selbst, zu Angstholz angestellt, sondern in Zürich, und erregt keine grosse Erwartungen. *Eine allgemeine Entzündung der Eingeweide, der Brust und des Unterleibes*, von *Friess.* Der Magen hatte eine Oefnung, aus der sich Feuchtigkeiten in die Höhle des Unterleibes ergossen. *Eine Gallenfistel, durch welche über funfzig Gallensteine nach aussen abgiengen*, vom Hofrath *Vogler* zu *Weilburg.* Die Krankheit dauert seit 1793, schien aber, als der Vf. den interessanten Auffatz einschickte, so gut, wie geheilt zu seyn. *Beytrag zur Geschichte der Wassersucht von Vollblütigkeit*, von Dr. *Engelhard* von *Murten.* Sechs hieher gehörige Fälle. Die charakteristischen Kennzeichen waren Härte, Röthe und schmerzhafte Empfindung der wässerigten Geschwülste bey dem Befühlen, ein gespannter und harter Puls und ein rother Urin. Diese Art Wassersucht stellt sich besonders zur Zeit der wegen Alters aufhörenden monatlichen Reinigung und bey Männern zur Zeit des verlornen goldnen Aderflusses ein. *Heilung des Veitstanzes durch die Baldrianwurzel*, von demselben. *Von dem Nutzen der Bäder im Keichhusten*, vom Stadtphysicus *Balz* zu *Esslingen.* Ein sehr unreifer Auffatz. Um die Wärme nach dem Fahrenheitischen Thermometer zu bestimmen, durfte sie vom 30ten Grad bis zum 10ten oder 8ten hinuntersteigen. Wer versteht den Unsinn? Hoffentlich ist ein Druckfehler im Spiel. *Beobachtung einer scirrhösen Verhärtung unter der Zunge*, von demselben. Sie war von einem halben Jahr her, und wurde durch eine Mischung von versüssten Queckfilber und Zucker geheilt, wovon Morgens und Abends vermittelst des Fingers in den obern Theil der Geschwulst eingerieben wurde. Sie

Sie hatte nur täglich vier bis fünfmal Oeffnung. Mit Unrecht schrieb das der Vf. dem Quecksilber zu und versetzte dieses mit Mohnsaft. *Ein Bruchstück zur Geschichte der Ansteckung und Verbreitung der Lustseuche*, von Dr. *Stoll* zu *Ahlsfeld*, lehrt nichts neues. *Beantwortung der Frage: wie soll der Arzt am Krankenbett beobachten*, von demselben. Ein mit philosophischem Geist geschriebner Aufsatz, der eine weitere Ausführung verdient. *Eine durch eine Fischgräte entstandene, in Eiterung übergegangene und geheilte innere Verhärtung*, von *de la Grange*. Ein 77jähriger Wundarzt hatte schon von lange her eine harte Geschwulst, welche zum Theil die Bauch-, zum Theil die Nabelgegend einnahm, von Umfang des Bodens eines Tellers, ohne alle Unbequemlichkeit. Ein Fall aus einem Wagen veranlasste den Uebergang in Eiterung und diese befreyte von der ersten Ursache. Der Kranke erinnerte sich acht bis zehn Jahre vorher die Fischgräte verschluckt zu haben. Sie war vermuthlich in eine schiefe Richtung zwischen die Häute der Gedärme gekommen und hatte sich durch sie einen Weg nach dem Netze gebahnt. *Eine tödtliche Harnverhaltung*, von *M. Bodmer*, enthält das ofne Geständnifs grosser begangener Fehler, die aber zum Theil mit auf den Kranken fallen. *Von dem Nutzen des äussern und innern Gebrauchs des kalten Wassers bey einem mit heftigen Nervenzufällen, und einem Meteorismus verbundenen Faulfieber*, von Dr. *Rüeg*. *Ein Geburtsfall von der gefährlichen Gattung*, von *Heinimann*. Die Nachgeburt lag auf dem Muttermund und war auf der linken Seite losgetrennt. Starke Blutflüsse waren die Folge davon und machten eine schnelle Entbindung nöthig. *Fortsetzung der Geschichte des Fallsüchtigen* (S. den ersten Band S. 165) *nebst der Leichenöffnung*, von Dr. *Oberteuffer*. Merkwürdig. *Eine schleunig tödtlich ausgefallene Entzündung und Eiterung der Hirnhäute*, von Hofrath *Metzger* in *Königsberg*. Nach drittehalb Tagen erfolgte auf äussere Gewalt der Tod. *Ueber Mercurialpräparate, besonders über den mercurium phosphoratum*, von Dr. *Sulzer*. Ein Schüler des Hn. Hofrath *Starke* zu Jena spricht von den Erfahrungen, die im dortigen Clinicum über den *mercurium phosphoratum* gesammlet wurden und erzählt einen Fall, wo er half. Der Aufsatz verdiente den Abdruck nicht. *Eine bösartige symptomatische Rose und ihre Heilung*, von Dr. *Toggenburger*. *Ein glücklich geheilter St. Veittanz*, von Dr. *Merk*. Was die Heilung bewirkte, ist nicht genau zu bestimmen. *De lumbricis intestina perforantibus Observatio*. Auctore *Gyser*, Consiliario aulico ac Poliatro Pforzemensi. In der rechten Weiche entstand ein Abscess, aus dem Spulwürmer und *excrementa alvina* kamen. Die Gesundheit wurde hergestellt. *Beobachtungen über die Wirkungen der Zinkblumen im Magenkrampf*, von *Frick*. *Beschreibung einer Ruhrepidemie*, von Dr. *Lind*. Die Ruhr kömmt in der Schweiz öfterer vor, als in andern Ländern, war aber 1795 am verbreitetsten und heftigsten. Von der Mitte August bis Ende October hatte der Vf. in einem Bezirk von nicht mehr als fünf Stunden, in der Landvogtey Nidau, 531 Personen allein besorgt, von denen ihm 41 starben. Die ärgste Quacksalberey, schädliche Hausmittel u. s. w. wurden zur Hülfe genommen. Hr. L. schreibt aus wahrer Beobachtung und mit vortreflicher Beurtheilung. Er hat sich die neuern Ideen, wie ein denkender Kopf zu Nutze gemacht. *Bemerkungen über die Entstehung des Friesels und dessen Vorbauung*, vom Prof. *Mieg* in *Basel*. Das Frieselfieber sey *nie febris primaria* oder *essentialis* von einem eignen specifischen ansteckenden Miasma, sondern der Ausschlag sey allemal ein Accidens und Folge der in ganz verschiedenen Fiebern allzu frühzeitigen, vor Reinigung der ersten Wege und genugsamer Auflösung, Verdünnung und Milderung der Schärfe im Geblüt, freywillig entstandenen oder beförderten, nur selten auch gar zu scharfen, kritischen, in einer sehr empfindlichen Haut versteckten Schweisse; welche Stockung aber und daher entstandener Frieselausschlag zu der Cur oder glücklichen Ausgang eines Fiebers weder nöthig noch behülflich ist. *Beschreibung des allgemeinen Krankenhauses in Solothurn*, vom Stadtphysicus *Hotz*. Eine musterhafte Einrichtung, der besonders ein weiblicher Orden die Hände bietet. Ueber die Fonds und den Anfang der Anstalt erfährt man nichts. *Eine Hemiplegie von einer Erkältung und ihr Uebergang in eine periodische Epilepsie*, von demselben. Die Hemiplegie war Folge eines apoplectischen Anfalls, ob dessen Ursache eine Erkältung war, hätte doch erst eine Untersuchung verdient. Vom Uebergang in eine periodische Epilepsie kann nicht die Rede seyn, da diese ihren zureichenden Grund in einem Schreck hatte, von einer sehr nahen Feuersgefahr. Die Heilung der fallenden Sucht durch Zinkblumen (warum gab sie der Vf. mit so wenigen Granen Valeriana und mit noch wenigern Orangenblättern? Nützen konnten diese Mittel in so geringen Gaben nicht, aber wohl uns die Furcht einflössen, dass wir von den versprochenen Versuchen mit neuen Mitteln in jenem vortreflichen Hospital wenig zu hoffen haben, da sie eine Neigung des H. H. zu unnützen Zusammensetzungen verrathen) hätte länger erprobt werden sollen. Das zweymalige Ausbleiben lässt noch Zweifel zurück. *Von einigen bisher wenig beschriebenen, oft tödtlichen Kinderkrankheiten*, vom Sanitätsrath und Stadtphysicus *Röber* in *Dresden*. Kinder, von den ersten Wochen ihres Lebens bis zu vier, fünf Jahren, bekommen plötzlich eine trockne, aufgedunsene, wie gegerbtes Schaafleder anzufühlende Haut, matte, starre, halb verschlossene, schielende, eingefallene, und wie mit einem blauen Rand umgebene Augen, einen kurzen, röchlenden Athem, einen kleinen, zitternden, doch nicht immer geschwinderen Puls und zuweilen einen gespannten, gewöhnlich ganz verschlossenen Leib. Sie sondern wenig Harn ab, liegen meistens ruhig da und wenn sie ja laut werden, so ist es mehr ein Weinen oder Jammern, als Schreyen. Sie verschlingen ihr Essen und Trinken mit der grösten Begierde, sind aber gegen Brech- und Abführungsmittel ganz unempfindlich. Schon nach 36, bis 4[?] Stunden ist Krankheit und Leben geendigt. Die Krankheit habe gewiss ihren Grund in-

in einem durch unterdrückte Ausdünstung bewirkten krampfhaften Zustand der Haut und ersten Wege. Es starben ihm alle Kinder bis er den Mohnsaft zu Hülfe nahm, und sobald er sieht, dass kein Brechen zu bewirken ist, giebt er aq. flor. Samb. ℥ij, spirit. Minder. ℥j, Laud. liq. Sydenh. gtt. xxx. Syr. diacod. ℥ß. MS. Alle halbe Stunden einen Theelöffel. (Die Gabe des Opiums ist hier ungewöhnlich stark. Aber der Vf. spricht aus vieler Erfahrung und die Critik muss ehrfurchtsvoll schweigen.) Wie die Genesung nun erfolgt, und was ferner zu beobachten ist, können wir nicht weiter ausziehen. Hr. R. beschreibt noch einen apoplectischen Zufall kleiner Kinder, der immer tödtlich abläuft. Eine durch Krampf plötzlich entstehende dunkel violette Verfärbung des Gesichts und eine gänzliche Reizlosigkeit sind charakteristisch. *Epilepsie von venerischen Knochenauswüchsen*, von demselben. *Von einem unwillkührlichen Harnfluss*, von demselben. Häsliche Stoffe abführende Mittel halfen gegen dieses Uebel, das schon *fünf Jahr* da war. *Von einer Harnruhr*, von demselben. Die wirksamsten Mittel wurden vergeblich gebraucht, endlich half Gummi vom Rhus Sumach, auf das der Vf. zufälligerweise fiel. *Vom Nutzen des rohen Alauns im weissen Fluss*, von demselben. Der Vf. lehrt seine seit etwa sechs Jahren *in mehrern hundert Fällen* geglückte Heilmethode. *Ueber zweymalige Masern*, von Dr. *Alexander Aepli in Trogen*. Ein sehr genau beobachteter und vortreflich beurtheilter Fall. Die Zweifel des Vf. geben den denkenden Praktiker zu erkennen. *Von der bösartigen Pockenepidemie, welche im Frühjahr 1796 in St. Gallen geherrscht hat*, vom Stadtarzt *Wegelin*. Von November 1795 bis zum Merz 1796. Die Blattern waren oft mit Friesel, Keichhusten und Masern complicirt. Man kann annehmen, dass der fünfte Pockenkranke starb. Der Gang der Krankheit und ihre Zufälle waren äusserst bösartig. Dennoch bewährte sich die Inoculation. *Biographische Nachrichten von Dr. Wetter in St. Gallen, nebst dessen Krankengeschichte und Leichenöfnung*, vom Dr. *Obertenffer*. Wetter schwang sich vom wandernden Barbiergesellen zu einem achtungswürdigen Arzt empor. Er soll sich um die Schulanstalten von St. Gallen sehr verdient gemacht haben. *Geschichte einer Pockeninoculation und ihres Ausganges*, von Dr. *Toggenburger*. Zur gehörigen Zeit entstanden Zufälle, wie sie dem Ausbruch der Blattern vorher zu gehen pflegen; auch waren die Impfstellen entzündet. Aber es kamen keine Blattern zum Vorschein. Des Abends stellten sich immer stark riechende Schweisse ein und zwar sechzehen Tage durch. Unmittelbar vor Aufhören der Schweisse schloss sich ein neues Ausbruchsfieber, mit dem die Impfstellen sich wieder zu entzünden anfiengen und dem sehr böse Blattern folgten. *Vermischte medicinisch praktische Bemerkungen*, von Dr. *Am Stein*. Der Anfang von Auszügen aus den Papieren, die der verstorbene *Am Stein* der Gesellschaft mittheilte. Würmer könnten in Fäulniss übergehen und in einer wässerigten Auflösung abgehen und in Leichen gefunden werden. Ein Fall, worinn es sich wahrscheinlich mit einem Bandwurm so verhielt. Auf diese Veranlassung kam es mit dem scharfsinnigen *Rengger* zu wichtigen Verhandlungen über das natürliche oder unnatürliche, nützliche oder schädliche Daseyn der Würmer in den Thieren, an denen aber *Am Stein* nicht sehr viel Theil genommen hat. Manche vortrefliche hier geäusserte Idee muss nicht verloren gehen. *Beytrag zur Geschichte der Lähmung der untern Gliedmassen mit dem corruptorischen Brand*, vom Canonicus *Rahn*. Sehr unterrichtend.

Leipzig, b. Reinicke: *Repertorium chirurgischer und medicinischer Abhandlungen für praktische Aerzte und Wundärzte*, aus den wichtigsten und neuesten englischen Zeitschriften. *Zweyter Band*. 1794. 536 S. und eine Kupfertafel. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die gute Aufnahme des ersten Theils dieser Sammlung medicinischer und chirurgischer Aufsätze und Beobachtungen hat den Uebersetzer, wie er selbst sagt, zur Herausgabe dieser Fortsetzung derselben bewogen. Er hat die Abhandlungen, welche den Inhalt derselben ausmachen, unter vier Abtheilungen (1) *Seltne Fälle aus der praktischen Wundarzneykunst*, 2) *S. F. aus der Entbindungskunde*, 3) *Besondere Fälle aus der praktischen Heilkunde* und 4) *Aufsätze zur Arzneymittellehre gehörig*,) gebracht, sie mit Sorgfalt übersetzt und ihnen zuweilen einige Anmerkungen (die doch im Ganzen genommen von sehr wenig Bedeutung sind,) beygefügt. Die Anzahl der Aufsätze oder Fälle, die in diesem Bande abgedruckt sind, ist zu gross, (wir haben ihrer über 50 gezählt,) als dass wir hier die Ueberschriften derselben anführen könnten, wir erwähnen daher nur, dass die meisten derselben aus den *Medical Facts and Observations*, aus dem *Londoner medicinischen Journal* und aus *Duncan's medicinischen Commentarien* entlehnt sind, und dass der Herausgeber auch Uebersetzungen einiger Abhandlungen, die ursprünglich als besondere Schriften herausgekommen sind, (z. B. *Th. Arnolds Case of Hydrophobia*, London, 1793, und *Birch Letter on the subject of medical Electricity*, London, 1792) in diesen Band aufgenommen hat. Die Krankengeschichten, Heilmethoden u. s. w. die hier beschrieben werden, sind freylich nicht alle von gleicher Wichtigkeit, indessen haben wir doch unter denselben keinen Fall bemerkt, der nicht in gewissem Betrachte einigen Werth hätte, wir zweifeln daher nicht, dass diese Fortsetzung den Besitzern des ersten Bandes ganz angenehm seyn wird. — Noch erinnern wir, dass die Worte auf dem Titel: *aus englischen Zeitschriften*, der Wahrheit nicht völlig gemäss sind; denn ausserdem, dass, wie wir schon erwähnt haben, einige ursprünglich einzeln herausgekommene Abhandlungen in diesen Band aufgenommen worden sind, haben wir in demselben auch ein paar Aufsätze aus französischen Sammlungen (z. B. aus *Fourcroy's Médecine eclairée par les sciences physiques*,) angetroffen, die zwar ihren Werth haben,

aber doch eigentlich in dieses Repertorium nicht gehören. Wir wünschen, dass der Herausgeber in der Folge nur Auffätze aus englischen periodischen Schriften in sein Werk aufnehme; denn die *Médecine eclairée* und andere französische Journale sind schon von andern Uebersetzern in Beschlag genommen worden, die gewiss nicht ermangeln werden, die deutschen Aerzte und Wundärzte von Zeit zu Zeit mit den wichtigsten und nützlichsten Auffätzen, die in diesen Werken befindlich sind, bekannt zu machen, und die sich also die Streifereyen unsers Herausgebers in das von ihnen gewählte Revier eben sowohl als die Leser verbitten werden.

SCHÖNE KÜNSTE.

Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Lebensbeschreibungen einiger gelehrten Frauenzimmer.* 1795. 188 S. 8. (10 gr.)

Diese Schrift enthält Nachrichten von Katharina der Zweyten, der Schurmann, Dacier, Karschin, des Jardins, Erxleben, Unzerin und Christina von Schweden. Der erste Artikel ist bey weitem am dürftigsten ausgefallen, wie es sich allenfalls erwarten liess: das Bildniss jener Kaiserinn gehörte nicht in diese friedliche Sammlung. Der Vf. hat sie mit nichts weniger als philosophischem Geiste unternommen; er ist meistens als Panegyrist zu Werke gegangen, und hält sich an die Oberfläche seiner Gegenstände. Christinens Lebenslauf ist am vollständigsten behandelt nach den sie betreffenden *historischen Merkwürdigkeiten*, die 1751 zu Amsterdam erschienen sind Ihr Charakter ist indessen nicht entwickelt. Die angeführten Thatsachen mögen überhaupt ziemlich richtig seyn, einige Irrthümer, die sich eingeschlichen haben, abgerechnet; als z. B. dass der Gatte der Unzerin, der Verfasser des *Arztes*, zugleich für den Urheber des Trauerspiels *Diegö und Eleonore* ausgegeben wird, da dieses doch von dem jetzt zu Altona lebenden Dr. Unzer herrührt; oder wenn gesagt wird, die Karschin sey von ihrem ersten Manne durch den Tod getrennt: es geschah vielmehr durch eine von seiner Seite unverzeihliche Scheidung.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Berlin*, b. Lange: *An Freunde geistreicher Unterhaltung. Fünf Redeversuche*, von *R. D. Hüllmann* d. W. W. D. 1795. 184 S. 8. (10 gr.) Der Inhalt dieser Reden ist: *über den allgemeinen Kreislauf in der Schöpfung; über den Sinn für thätige Beförderung des Guten; über die billige Beurtheilung andrer; über das Studium der Geschichte als Beförderung der Weisheit und Glückseligkeit des Lebens; über das Fortschreiten der Menschheit.* Der Vf. hat sich schon durch andere Schriften als einen Mann von Talenten und Kenntnissen bekannt gemacht, und als solchen finden wir ihn auch hier in einem andren Kreise. Er besitzt bey einigem Grad von Einbildungskraft und Darstellungsgabe, die vorzüglich zu historischen Gemälden geschickt ist, noch zu wenig gereifte Beurtheilungskraft und geläuterten Geschmack; er legt seine, vorzüglich historischen Kenntnisse oft in zu reichlichen Vorrathe, gleichsam nur zur Schau aus, und man bewundert den grossen Aufwand zu dem unverhältnissmässigen Zweck; er hascht noch zu sehr nach pretiösen Ausdrücken, Antithesen, poetischen Bildern und Vergleichungen: der Ausdruck ist rein und fliessend hat aber zu wenig rednerische Kraft und Fülle, er ist zuweilen zu gekünstelt, zu tändelnd, zu declamirend. Hier nur einige Belege. S. 1. „Nach einem gewissen Mechanismus kreisen die Räder der menschlichen Beschäftigungen, Ereignisse, Erholungen und Vergnügungen; ein Tag stösst den andern hinab in die grundlose Tiefe der Zeit, ohne dass eine erhebliche Ebbe und Fluth in unsern Empfindungen und Handlungen entsteht." S. 8 „indem die geschäftige Einbildungskraft die Schneekrone der ungehinderten Befriedigung vielfacher Wünsche zusammensetzt," S. 170 „Hier sitzt der forschende Weise im seligen Schoosse der Einsamkeit und zerlegt die Mischung der geistigen Dinge in die Urstoffe." Die Veränderlichkeit der Dinge ist eine zu bekannte Sache, als dass sie, wie in der ersten Rede geschieht, aus dem ganzen Umfang der Natur, aus dem täglichen Leben, aus der Geschichte der Völker, der Wissenschaften und Religionen mit einer solchen Menge von Beyspielen brauchte bewiesen zu werden. Oder war es dem Vf. hauptsächlich um die zuletzt daraus abgeleiteten Regeln der Weisheit und Klugheit zu thun? Allein diese sind theils bekannt und einleuchtend, theils erhalten sie ihre Gültigkeit nicht aus jener aufgestellten Gallerie der Veränderlichkeit, theils sind sie nicht einmal bestimmt genug vorgetragen, z. B. stemme dich nicht zu heftig gegen Neuerungen, geniesse die Gegenwart. hänge dich an nichts. Eben so überladen ist die vierte Rede. Der Vf. stellt eine grosse Menge von Personen und Begebenheiten aus der Geschichte auf, er lässt diese vor unsern Augen entstehen, jene handeln und sprechen, und zeigt dann, was ihr Beyspiel wirke. Das Gemälde ist zu bunt, man verliert über der Menge des Ausgestellten den Zweck aus den Augen; die Behandlung ist nicht gleichförmig. S. 101 tritt gar Deus ex machina auf, hält eine Rede an Gregor VII worinn seine Thaten und Unthaten und seine Schicksale bestimmt werden. Die zweyte und dritte Rede scheinen dem Vf. noch am besten gerathen zu seyn, ob sie gleich auch nicht fehlerfrey sind. Indessen können wir dem Vf. das Verdienst nicht absprechen, dass er viel nützliche Wahrheiten auf eine angenehme Weise vorgetragen hat, wenn gleich dies zu einer geistreichen Unterhaltung noch nicht hinreichend ist, und der Anspruch darauf Foderungen begründet, welche nicht ganz erfüllt worden sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. August 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, auf Kosten des Herausgebers: *Ernst Platner's vermischte Aufsätze über medicinische Gegenstände.* 1796. 185 S. 8.

I. *Ueber den Begriff der Krankheit und des Fiebers, und über die Wirkung der Brechmittel in den hitzigen Fiebern insbesondere.* Ein Commentar über de Haen's Behauptung, dass, da alle Lehrsätze und Maassregeln der guten Methode in den hitzigen Krankheiten darauf abzielen, die unruhigen Bewegungen der Natur auf eine kluge Art zu besänftigen, die Brecharzneyen, die selbst in den Körpern der gesundesten Menschen einen heftigen Aufruhr erregen, dem Zustande der hitzigen Krankheiten nicht angemessen seyn können. Der wesentliche Theil des menschlichen Korpers ist derjenige, um dessen willen alle übrigen vorhanden sind, und der selbst, um des menschlichen Daseyns, d. h. um der Seele, um der Empfindung und Bewegung willen, vorhanden ist, d. h. die Nerven oder vielmehr die in der Hülle der Nervenorganisation verborgenen Substanzen der Lebenskraft. Wenn man die menschliche Natur im Ganzen betrachtet, so ist einleuchtend, wie sich alle unwillkührliche Theile und Bewegungen ganz auf das Nervenwesen und dessen Erhaltung beziehen, und zugleich wie dasjenige Nervenwesen, welches in diesen zugeordneten Theilen durchgängig herrscht, die Thätigkeit der ganzen Maschine wirkt und ihren Wohlstand allenthalben entscheidet. Die allgemeine Gesundheit des Menschen ist die natürliche Thatigkeit des Nervenwesens, d. h. ein solcher Grad und eine solche Art der Thätigkeit, wobey die Wirkungen, oder, wenn man will, die Endzwecke der Natur in jedem Organ des thierischen Körpers möglich sind, also eine gewisse Grösse und eine gewisse Richtung der Thätigkeit. Krankheit ist die in der Richtung unordentliche und in dem Grade zu starke oder zu schwache, mit einem Worte: die unnatürliche Thätigkeit des Nervenwesens. Fieber ist, so zu sagen, die empfundene Krankheit, wozu erfodert wird, dass sie einen namhaften Grad der Stärke habe. So ist also Fieber erst da, wo die Thätigkeit des Nervenwesens unordentlich und stark zugleich ist. Jede unordentliche Thätigkeit des Nervenwesens ist Krampf in der allerweitesten Bedeutung. Krankheit und Krampf ist demnach einerley, und das Fieber ist ein Krampf, der lebhafter und stärker ist, und darum von dem Kranken empfunden, und von dem Arzte bemerkt wird. Die gewöhnliche Definition der Krankheit durch Verletzung der Functionen ist so symptomatisch, als möglich. Will man jedoch schlechterdings, dass der Begriff Krankheit auf alle mögliche unnatürliche Zustände passen soll, so behalte man sie bey, oder sage: Krankheit ist jeder unnatürliche Zustand der menschlichen Natur. Dann aber müsste man doch sogleich die Eintheilung in allgemeine und besondre oder locale Krankheit darstellen, und allgemeine Krankheit wäre dann unnatürliche Thätigkeit des Nervenwesens. Nach diesen Betrachtungen sind die Wirkungen der Brechmittel in dem menschlichen Körper überhaupt, und in dem Fieber insbesondere, nicht schwer zu beurtheilen. Arzneymittel können in einem thierischen Körper nicht ohne Empfindung, und die allermeisten nicht anders als durch die Empfindung wirken. Hier die Erklärung der Wirkung ausleerender Mittel, nach Stahlschen Grundsätzen, durch widrige Empfindung und dadurch verursachtes thierisches Bestreben, die Ursache derselben durch gewisse Bewegungen fortzuschaffen. Wenn das Fieber eine lebhaftere Unruhe des Nervenwesens ist, so ist der Beruf des Arztes, diese, wenn auch nicht zu mässigen, doch den Absichten der Natur zu überlassen, und nicht mit neuen Unruhen zu vermehren. Um die Frage zu beantworten: ob nicht die Ursachen dieser Unruhen aus dem Körper geschafft werden müssen, treten zwey Fragen ein. Die eine ist: Ob zu diesen an sich nothwendigen Maassregeln die Brecharzneyen geschickt sind? Die Wirkung derselben ist nicht mit dem erbrechenden Auswurf geendigt, die Unruhen, welche sie in dem Nervenwesen verursachen, dauern bisweilen etliche Tage nach einander fort. Hier ist die Erzählung zweyer Beyspiele eingeschaltet, wo auf kleine Gaben von Brechmitteln bey sehr empfindlichen Personen heftige Zufälle erfolgten. Die andere Frage ist: Ob man aus dem Abgange der Unreinigkeiten, welcher auf diese Arzneyen auch in den hitzigen Fiebern erfolgt, auf die Nothwendigkeit derselben richtig genug schliesst? Es ist aber unmöglich zu beweisen, dass z. B. die weggebrochene Galle ein vorher in dem Magen vorhandner Krankheitsstoff, und dass der in dem Kranken bemerkte Ekel und Nisus des Erbrechens allzeit ein zuverlässiges Kennzeichen eines in dem Magen gegenwärtigen Unraths seyn müsse. Und wenn dies auch wäre, so bliebe doch die Frage übrig, ob der Vortheil, den man durch die Brecharzneyen erreicht, gegen die offenbaren oder heimlichen Gefahren, die sie drohen, in Betrachtung gezogen werden dürfte. (Ueber das Einseitige des Stahlschen, von Hn. P. bekanntlich in Schutz genommenen Systems, das auch in diesem Auffatze sichtbar genug ist, wäre es hier der unrechte Ort, mit dem Hn. Vf.

streiten zu wollen. Wenn er übrigens sagt: Jede unordentliche Thätigkeit des Nervenwesens *ist* Krampf; so thut er dem Sprachgebrauche Gewalt an. Ein Anders wäre, wenn er sagte: Jede unordentliche Thätigkeit des Nervenwesens *bewirkt* Krampf. Ohne im mindsten ein Anhänger der antigastrischen Methode zu seyn, glaubt Rec. doch, dass hier der Nutzen der Brechmittel in hitzigen Krankeiten zu sehr herabgesetzt sey. Es giebt ohne Zweifel Fälle, wo widernatürliche Reize durch sie am schnellsten weggeschafft werden, und wo der Vortheil hiervon die etwanigen Gefahren, die aus der Beunruhigung des Nervenwesens entstehen könnten, so sehr überwiegt, dass man eine werdende Krankheit mit einem Brechmittel hebt. Und sollte es nicht auch Fälle geben, wo die durch Reizung bewirkte krankhafte Thätigkeit des Nervenwesens durch Reizung anderer Art (in der Sprache der Schule: durch Gegenreiz) verändert und verbessert werden könnte? Oder Fälle, in denen man zum grossen Vortheil des Kranken die Beunruhigung des Nervenwesens durch Brecharzneyen vermehren müsste? II. *Ueber den Fieberfrost, in Rücksicht auf den Unterschied der wirklichen und der empfundenen Wärme in dem menschlichen Körper.* Gleich zu Anfang dieser Abhandlung klagt der Vf., dass der bekannte Lehrsatz der Schule, nach welchem die Wärme aus dem Reiben der Bluttheilchen und der Frost aus einem Krampfe, welcher dieses Reiben vermindere, zu erklären ist, bey so einleuchtenden Gegenerfahrungen, als de Haen's Thermometermessungen sind, *noch immer* in den Systemen der Medicin gangbar bleibe. (Eine Klage, die doch wohl um ein Beträchtliches zu spät kommt.) Er beantwortet dann die Frage: Woher entsteht die Empfindung von der Kälte und Wärme in den Körpern, die wir berühren, oder der Atmosphäre, die uns umgiebt, auf folgende (bekanntlich schon von Mehreren angenommene) Art: Wenn Körper durch die Berührung unsrer Nerven in diesen, und dann in der Seele selbst eine grössere Thätigkeit erwecken, so schreiben wir ihnen die Wärme, im Gegentheil aber die Kälte als eine innerliche Beschaffenheit zu. Die Wärme und Kälte ist also nichts anders, als die Empfindung einer grössern oder mindern Thätigkeit unsers Nervensystems und dann der Seele selbst. Die Empfindung des Schauers ist etwas ganz anders, als die Empfindung der Kälte. Die Empfindung der Kälte begleitet allezeit den Schauer, nicht aber allezeit der Schauer jene Empfindung. Der Fieberfrost ist nichts anders, als Schauer, welchem die Empfindung des Frierens nachfolgt, ohne dass im Blute oder sonst in der Materie des thierischen Körpers eine wirkliche Kälte verhanden seyn müsse. Schauer ist eine Empfindung des Abscheues, Ekels und Widerwillens. Die Ursache, warum man die Sensation des Schauers von der des Frostes nicht gehörig unterschieden hat, scheint die Voraussetzung zu seyn, dass Abscheu und Ekel nur da Statt finden, wo sich die Seele des widrigen und ekelhaften Gefühls bewusst ist, d. h. beym Geschmacksinne. Man hat wirklich die Empfindung, welche das Angenehme und Widrige unterscheidet, in dem Maasse auf die Nerven der Zunge und des Gaumens eingeschränkt, dass man den Nerven des Magens, der Gedärme, Drüsen, Eingeweide u. s. w. von dieser *Unterscheidsamkeit* (?) gar nichts zugeschrieben, und alle ihre Fähigkeiten und Affectionen aus Abänderungen des Tactus erklärt, durch welchen die Seele nicht das Angenehme und Widrige empfindet, sondern nur die verschiedenen Bestimmungen von Figur, Grösse, Einwirkung, Stoss, Bewegung der äusserlich vorhandenen Materie erfährt. Es herrscht aber durch alle Nerven des ganzen Körpers ausser dem Sinne des Tactus ein anderer allgemeiner Sinn, welcher das Angenehme und Widrige unterscheidet, und von dem Geschmacksinn des Gaumens nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade nach unterschieden ist. (Die diesem Räsonnement zum Grunde liegende Voraussetzung, man habe die Empfindung, welche das Angenehme von dem Widrigen unterscheidet, auf die Nerven der Zunge und des Gaumens eingeschränkt, ist unwahr. Es ist hier willkührlich angenommen, dass die Seele durch den Tactus nicht das Angenehme und Widrige empfinde, und es ist wohl nur Wenigen eingefallen, manche angenehme und widrige Empfindungen im Darmkanal, z. B. die widrigen Empfindungen nach genommenen scharfen Giften, aus den verschiedenen Bestimmungen von Figur, Grösse, Einwirkung, Stoss, Bewegung der äusserlich vorhandnen Materie, mehr erklären zu wollen, als ähnliche Empfindungen des eigentlichen Geschmacksinns. Daraus aber, dass man zeigt, dass nicht bloss die Nerven des Geschmacksinns das Angenehme und Widrige unterscheiden, folgt doch wirklich nicht, dass alle Nerven einen Geschmacksinn haben.) Der Schauer ist demnach nicht anders, als eine ekelartige Bewegung des Nervensystems und der Seele selbst, einen widrigen Reiz zu entfernen. Dieser Schauer bewirkt theils durch die Association der Empfindungen, theils durch die erfolgende Betäubung oder Unthätigkeit des Nervensystems das Frieren, dann aber, wenn die forttreibenden Nisus, welche die Wirkungen davon sind, werkthätig geworden sind, die Empfindung der Hitze, ohne dass immer wirkliche Kälte und Wärme vorhanden ist. III. *Ueber die Wirkungsart der verschiedenen Gattungen der stärkenden Arzneyen und der Chinarinde insbesondere.* Das Irrige der alten Meynung, nach welcher diese Mittel durch Zusammenziehung der Fibern wirken sollen, wird widerlegt, und gezeigt, dass der Unterschied zwischen roborirenden und herzstärkenden Arzneyen nicht wesentlich sey, sondern dass auch jene durch Nervenstärkung wirken. Die schnelle Wirkung der herzstärkenden Mittel wird auch hier aus dem Consensus des Magens, auf welchen sie zunächst wirken, erklärt. Ueber die bleibendere Wirksamkeit der roborirenden Mittel wird gemuthmasst, (was bekanntlich auch schon *Arneman* muthmasst) dass die nervenstärkenden Bestandtheile derselben durch den Kreislauf dem Nervensystem zugeführt, und in das Innerste desselben eingefügt werden. Nur muss man die willkührliche Hypothese

dass der sogenannte Nervensaft ganz allein in dem Gehirn abgesondert werde, nicht mit ins Spiel bringen. Denn mit welchem Rechte kann man leugnen, dass die Nervenkraft, man nenne sie nun Nervensaft oder wie man wolle, unmittelbar mit der Ernährungsmaterie in die Nerven gebracht werde? Dadurch aber wird die nervenstärkende Kraft auch solcher Mittel, die nicht ausnehmend flüchtig sind, begreiflich, und zugleich die beiden Geschäfte der Ernährung und der Absonderung der Nervenkraft mit einander vereinigt. IV. *Die Erzeugung des Eiters betreffend.* Hr. P. widerlegt auf eine befriedigende Art einige Einwürfe der Herren *Richter* und *Tode* gegen die von ihm angenommene Theorie, dass das Eiter im Blute enthalten und in der entzündeten Geschwulst, die durch die Lebhaftigkeit des Reizes, der in ihren Nerven wirkt, ein Absonderungswerkzeug wird, ausgeschieden werde. V. *Ueber den Ursprung der Galle und der gallichten Auswürfe durch die Leber.* Der Vf. tritt der Meynung derer bey, welche die Leberarterien nicht von allem Antheil an der Absonderung der Galle ausschliessen. Er giebt dieser Untersuchung ein praktisches Interesse dadurch, dass er auf den durch die Leberarterien Statt habenden Zusammenhang der Gallenabsonderung mit dem allgemeinen Kreislaufe und auf die Auswürfe der Leber aufmerksam macht, so, dass er im Unterleibe drey Hauptexcretionen statuirt, die eine durch die Nieren, die andere durch die Leber, die dritte durch das dicke Gedärme. Es sey ganz offenbar, dass die Natur diese drey Werkzeuge zu der Ausführung des steinichten Wesens vornehmlich bestimmt habe, und vielleicht sey die Gicht meistentheils eine Folge von der Unvollkommenheit dieser drey Excretionen. Die Galle könne aber ein *humor excretorius* und *secretorius* zugleich seyn, so gut wie überhaupt alle Feuchtigkeiten, die sich in den Magen und in die Gedärme ergiessen, es seyn können. VI. *Einige Erläuterungen über die Ansteckung.* Unter Ansteckung versteht Hr. P. nur den Uebergang eines thierischen Zustandes aus einem thierischen Körper in einen andern. Er zeigt das Unzulängliche der Erklärung aus der Humoralpathologie, nach welcher der Krankheitsstoff oder das sogenannte Miasma, welches auf irgend eine Weise aus dem Körper des Kranken herausgeht, und mittelbar oder unmittelbar in das Blut des Gesunden eindringt, diesem eben das (die) Verderbniss, welches (welche) im Blute des Ansteckenden herrscht, und dadurch zugleich desselben ganzen Zustand, seine ganze Krankheit, mittheilen soll. „Hat man, fragt Hr. P., auch alle die einzelnen Ideen, aus denen diese Erklärung besteht, wohl erwogen? Hat man auch genau untersucht, ob man wirklich etwas dabey denke? oder nur etwas dabey zu denken sich einbilde?" (Noch vor Kurzem schien diese Erklärungsart Hn. P. nicht so abschreckend, wie aus mehreren Stellen in dessen Quaest. physiol. erhellt, z. B. aus folgender (p. 107.): *Nam constat miasmatum exemplo toties a me allato, et omnino physicorum praeceptis declaratur: inveniri in hoc mundo principia quaedam, praedita insigni subtilitate et ejusmodi vigore, quo caeteros humores quoscunque sibi similes appetant, imo vero dispares in suum genus immutent subito atque convertant.*) Er zeigt, dass vielmehr die Ansteckung durch die Nerven geschehe. Die Möglichkeit einer solchen Mittheilung durch die Nerven ist nicht schwer einzusehen. Dass eine ansteckende Materie die Nerven rühren könne, bedarf keines Beweises. Dass aber Reizungen der Nerven so schnelle Verderbnisse in den Säften verursachen können, zeigen viele von den Wirkungen der Leidenschaften u. s. w. hergenommene Erscheinungen. So zuverlässig und deutlich aber auch diese Erfahrungen sind, so schwer scheint es, dieselben zu erklären. Es kann seyn, dass das mechanische Verhältniss, in welchem die flüssigen und festen Theile, zu welchen letztern auch die Nerven gezählt werden, zu einander stehen, das wahre und einzige ist. Es kann aber auch seyn, dass die Bestandtheile des Nervengeistes mit den sogenannten Säften zusammenhängen, und in einer thierischen Verbindung mit einander stehen, wie schon manche Physiologen gemuthmasst haben. Aber auch ohne hierauf Rücksicht zu nehmen, können wir den Zusammenhang zwischen Verderbniss der Säfte und Beunruhigung der Nerven einigermassen begreifen, da wir wissen, dass durch Nervenbeunruhigungen in den kleinsten Arterien und Venen verkehrte Bewegung des Bluts überhaupt, gehinderte Ausdünstung in jenen und gehinderte Einsaugung in diesen, veränderter Grad der Bewegung und veränderte Receptivität in den einsaugenden Gefässen, vornehmlich den Absonderungswerkzeugen bewirkt wird. Wie aber vermittelst der Nerven die Ansteckung in dem Maasse aufgenommen werden könne, dass in den Säften des angesteckten Körpers gerade dieselbe Art von Verderbniss erzeugt werde, dass also z. B. durch Blatternansteckung nicht Masern und Peteschen entstehen, erklärt Hr. P. sehr sinnreich aus der Sympathie, d. i. aus der Geneigtheit und Fertigkeit der menschlichen Nerven und des Seelenorgans überhaupt, denselben Zustand anzunehmen, der sich gegenwärtig in einem andern Menschen äussert. In den willkührlichen Theilen ist sie ganz deutlich; weniger oft und weniger deutlich in den unwillkührlichen, doch sind auch da ihre Erscheinungen klar genug. Warum aber, dieser Erklärung zufolge, nicht wenigstens alle hitzige Krankheiten ansteckend sind, ist zwar nicht ganz deutlich aufzulösen, doch kann man im Allgemeinen begreifen, dass menschliche Nerven von einigen Rührungen zu sympathetischen, von andern zu unsympathetischen oder wohl gar nicht gereizt werden können, wie sich in dem sittlichen Theile der menschlichen Natur zeigt. Unter den Ursachen, warum die Ansteckung nicht von allen Körpern aufgenommen wird, ist die grössere Stärke der Nervenkraft eine der allerbegreiflichsten. Auch über den Punct, warum einige Krankheiten nur Einmal anstecken, liessen sich manche vernünftige Erläuterungen aus der Natur der menschlichen Nerven geben; nur fürchtet der Vf. den Vorwurf des Hypothesengeistes. Doch merkt er

an, dass man mit der gewöhnlichen Pathologie noch weit weniger im Stande ist, dies Räthsel zu erklären. Ueber die Ansteckung von Theilen zu Theilen bezieht er sich auf seine chirurgischen Supplemente. VII. *Kurze Erläuterung über die Wirkungsart der Vesicatorien und Sinapismen*, — dass nämlich ihre wesentliche Kraft nicht in Ableitung bösartiger Materien von innerlichen edleren Theilen nach äusserlichen unedleren, sondern in ihrer Wirkung auf die Nerven bestehe. VIII. *Ueber einige Schwierigkeiten des Hallerschen Systems.* Hr. P. wiederholt in dieser Abhandlung die von ihm und andern Stahlianern schon öfter gemachten Einwürfe gegen die Hallersche Theorie von der Reitzbarkeit, ohne jedoch auf die Modificationen, welche diese Theorie in unsern Zeiten erlitten hat, Rücksicht zu nehmen. IX. *Einige Gedanken über den Tod und über die vier tödtlichen Krankheiten des Menschengeschlechts.* An der Definition des gemeinen Lebens, der Tod sey eine Trennung des Leibes von der Seele, ist nichts auszusetzen, wenn man sie vollständig und richtig genug denke. Der Tod ist eine solche Zerrüttung der Empfind- und Denkwerkzeuge, wodurch diejenige Thätigkeit derselben gänzlich aufgehoben wird, welche der Seele die von dem Körper abhangenden Vorstellungen überliefern muss. (Diese Definition schliesst viele Arten des Scheintodes in sich.) Das Wesen des Todes ist also, kurz ausgedrückt, Unwirksamkeit des Seelenorgans. Der Ursachen dieser Unwirksamkeit giebt es unendlich viele, die aber am Ende von einem ursprünglichen Wesen abhangen müssen. Dies ursprüngliche Uebel ist, die Zerrüttung des Seelenorgans oder des Nervenwesens. Der Tod, wenn er nicht unmittelbar und augenblicklich auf die Verletzung eines Lebenswerkzeugs erfolgt, treibt sein langsames schleichendes Werk unter der Hülle gewisser Symptome, oder vielmehr läfst sein Werk, d. i. die tödtliche Krankheit nur durch gewisse Symptome sichtbar werden, die wir Krankheiten nennen, obwohl sie eigentlich nur Symptome von der einzigen tödtlichen Krankheit, von der Zerrüttung des Nervensystems sind. Solcher symptomatischer Krankheiten giebt es vornehmlich vier: Brand, Wassersucht, Schwindsucht und Nervenschlag, die da, wo sie die tödtliche Kraft besitzen, ihrem Wesen nach gar nicht von einander unterschieden sind. „Nämlich, (dies sind Hn. P's. Worte) ich denke mir die Sache so: Tod ist die gänzliche Unwirksamkeit des Seelenorgans oder Nervenwesens. Demnach ist der allgemeine Begriff der tödtlichen Krankheit dieser: Betäubung, Erschöpfung, mit einem Worte, eine der gänzlichen Unwirksamkeit nahe kommende Schwächung des Nervenwesens. Weiter: diese Schwächung kann entweder augenblicklich geschehen, (und schnell oder langsam fortwirken,) dann ist es Nervenschlag; oder durch Bewegungen der Natur, die bald länger, bald kürzer, bald heimlich, bald verborgen sind, (Fieberbewegungen meyne ich) entstehen, dann ist es Brand; oder durch allmälige langsame Erschöpfung der Nervenkraft verursacht werden; dann ist es nach dem Verhältniss der organischen Theile, welche dabey leiden, Schwindsucht oder Wassersucht." Dass diese einzige Todeskrankheit sich auf eine so verschiedene Weise offenbart, hängt ab von den äusserlichen Ursachen der Krankheit und von der Beschaffenheit des Körpers. — Diese Anzeige wird hinreichen, nicht bloss theoretische, sondern auch praktische Aerzte zum Lesen dieser interessanten Schrift und zur Prüfung mancher darinn vorgetragenen Ideen aufzufodern.

GESCHICHTE.

Nürnberg, b. Grattenauer: *Reichstags-Almanach für das Jahr 1797.*

oder unter dem 2ten Titel.

Handbuch zur Kenntniss der deutschen Reichsversammlung und ihrer Geschäfte, ingleichen der Kreisversammlungen und Reichsgerichte. 3ter Theil 1797. XXXII und 398 S. 8.

Rec. zeigt mit Vergnügen, wie den Anfang (in A. L. Z. 1795. No. 59. und 1796. No. 352.) so hier die Fortsetzung eines Handbuchs an, das den Zweck der Gemeinnützlichkeit immer mehr erfüllet. In der Zeitrechnung ist die Französische hinzugekommen, welcher nun hinführo die Italiänischen Benennungen von *Pratile*, *Mietitore* u. s. w. beyzusetzen sind. Im Geschlechtsverzeichnisse verzeiht man jedoch ungern manche Fehler z. B. dass S. 11. der bey London privatisirende Markgraf von *Ansbach-Bayreuth* als todt, dass S. 16. *Curland-Biron* als regierendes Haus, und dass S. 24. die Prinzessinn von Radziwil als Coadjutorinn von Herford angegeben wird, da doch die Prinzessinn Marie von Nassau-Weilburg in dieser Qualität schon dort residiret. Da die Rubrik von Italien noch vor der Buonaparteschen Organisation vollendet worden, so war deren Umarbeitung nicht zu erwarten. Das Familiengemählde des *Grossultans* S. 81. ist zwar interessant, aber durch die unnöthige Wiederholung des Beyworts *Sultana* vor jedem Namen einer Prinzessinn ohne Noth vergrössert. Bey der Oberrheinischen Kreisversammlung ist die Rubrik von *Münzfelden* ganz falsch, und bey Kur-Rhein die Accreditirung der Gesandten von Russland und von Hannover — (v. Stakelberg, v. Schwarzkopf) — ausgelassen. Vollständig richtiger ist. N. VIII. *Gesandschafts-Personale des, den 22 und 24 Jun. 1796. eröfneten Convents zu Hildesheim*, wozu als historische Erläuterung. N. XII. (*Etwas über den Hildesheimer Kreis-Convent*,) gehört. S. 103. ist darin die Berliner Convention vom 5ten August 1796. aufgenommen. Unter der Anzeige von Recursen S. 289. ist der Commentar über den *Neuwiedischen* und den Herzoglich *Zweybrückischen*, wegen des Ministers Salabert, ein körnigter Auszug der Reichstags Verhandlungen. N. XIII. und XIV. sind Fortsetzungen der Numern XII und XIII. im vorigen Jahrgange, und N. XI. *Versuch zu einer Uebersicht der Ausgaben des Schwäbischen Kreises im gegenwärtigen Reichskriege mit Frankreich*, ein sehr schätzbarer Beytrag zu dem deutschen Schuldenwesen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. August 1797.

GESCHICHTE.

Agram, in d. bischöflichen Buchh.: *Geschichte der Mauritanischen Könige.* Verfasst von dem arab. Geschichtschreiber, *Ebul Hassan Aly Ben Abdallah,* Ben Ebi Zeran, aus der Stadt Fess gebürtig. Aus d. Arab. übersetzt und mit Anmerk. erläutert von *Franz von Dombay,* k. k. oriental. Gränzdollmetscher zu Agram in Kroatien. *II. Theil.* 1795. X u. 412 S. ohne Register. 8.

Die Geschichte der mauritanischen Könige rückt in diesem Werke bis auf den merinischen König *Ebu Said* fort, welcher 1310 zur Regierung gekommen ist. Vor der *merinischen* Dynastie regierte die *Mowahidische,* welche von Ali Ben Abdallah ganz beschrieben ist, vom J. Chr. 1120 bis 1273 (nach andern, welche den ersten Bestürmer der *morabitischen* Dynastie, *Mohdi,* noch nicht mitrechnen, von 1129 bis 1287. S. 12.) Die merinische Dynastie dauerte noch länger, als der Araber sie beschreiben konnte. Den Rest bis 1471 verspricht Hr *v D.* in einem *dritten Theil* umständlich zu ergänzen und die Geschichte *bis auf unsre Zeiten* fortzusetzen. Eine Arbeit, durch welche er selbst das unverkennbare Verdienst seiner Uebersetzung noch übertreffen wird. Der durch seinen rühmlichen Fleiss uns jetzt gelieferte arabische Vf. hat alle *in der arabischen Geschichte mögliche* Glaubwürdigkeit. Wie viel diese Einschränkung sage, erhellt nicht nur aus der allbekannten Nachlässigkeit der Araber in Namen, Jahrzahlen, Verwechslung ähnlicher Begebenheiten, Unkenntniss fremder Geschichte und andrer Wissenschaften, mit einem Wort aus Mängeln, welche sie mit allen uncultivirten Geschichterzählern gemein haben; sondern auch hier zunächst aus der Notiz S. 12. dass die Mowahiden, Jahrbücher ihrer Regierungen abzufassen, bey Lebensstrafe verboten hatten. Unter den *Merinen* lebte der arabische Geschichtschreiber selbst. Was Wunder, dass er von ihren Thaten und Unthaten des Rühmens voll ist. Kann man von einem Mohammedaner des dreyzehnten Jahrhunderts, dessen Kopf unmittelbar für seine Feder verantwortlich war, mehr gerechte Freymüthigkeit fodern, als die deutschen Zeitschriftsteller unter den — nicht-despotischen Regierungen des achtzehnten Jahrhunderts meistens beweisen? Eine andere, eben so wenig veraltete, Sitte hat sein unpartheyischer Uebersetzer ebenfalls angemerkt, dass nämlich der patriotische Ali die Siege der Feinde seiner Nation (der christlichen Spanier) verschweige, oder für zufällige Wirkungen der Uneinigkeit unter den Mauren, der Verrätherey u. dgl. erkläre, die Triumphe der Seinigen dagegen als halbe Wunder schildere.

Die *Anmerkungen des Uebersetzers* sind bey diesem Theile noch reichhaltiger als bey dem ersten. Nach S. 39. gebrauchen die Mauren auch die *julianischen Monatsnamen* und die *Sonnenjahre* bey ihren Landbau und sogar bey Bestimmung der Gebetsstunden. Da sie keine Uhren haben, so zählen sie die Stunden *nach Schritten im Sonnenschatten* (etwa so wie Jesaias an der Scala des Königs Hiskias!) und bedürfen hiezu des Sonnenjahrs und der Sonnenmonate, auch in ihren Kalendern. Einige chronologische Schwierigkeiten, welche in *Airoldi's Codice Diplomatico* von Gelehrten bemerkt worden sind, lassen sich durch dieses Datum, wenn es auch in frühern Zeiten schon vorausgesetzt werden darf, lösen. S. 75. wird hinzugefügt, dass sich die Maroccaner nach dem Kalender der *griechischen* Christen richten. Nach S. 73. halten die Mauren ihres Schutzpatrons, *Bochari, Aufsatz über Mohammed* für hochheilig. Will der mauritanische König mit seiner schwarzen Armee etwas ausrichten, so wird dieses Buch, *Sahih ul Bochari genannt,* in einem schönen Kasten dem Heer vorgetragen und mit grösster Feyerlichkeit ins Feld mitgenommen. Dort hat es sein eignes Zelt, nahe dem königlichen, welches Kubba (das gewölbte) genannt wird und S. 121. genauer beschrieben ist. — Hr. v. D. erinnert hier selbst an die Bundeslade der Hebräer. Auch jetzt noch ist diese Sitte mit dem Bocharischen Sahih in vollem Gebrauch. — *Gibraltar,* eigentlich Gibl al Tarik, d. i. Tariks Berg, benannt von Tarik ben Ziad, welcher 711 die dortige Stadt *Heraklea* eroberte, wurde zuerst 1160 von dem mowahidischen König, Abdulmumin, befestigt. Hr. v. D. verspricht bey dieser Stelle eine Uebersetzung der 1782 herausgekommenen *Historia de Gibraltar por Don Ign. Lopez de Ayala,* bey welcher wir Zusätze von ihm aus arabischen Schriftstellern zu finden wünschen. — Der *Fluss Asch* gab der römischen *Colonia Accitana* (man bemerke die italienische Aussprache des cc) den Namen. Den Arabern heisst Fluss *Ash, Vadi Ash;* daher Guadix, oder *Cadix.* S. 98. — Nach S. 86. ist die *Maroccanische Seemacht* nicht über 15 kleine Fregatten, wenige Schebecken und 20 bis 30 Rudergaleeren stark und etwa mit 6000 Seeleuten bemannt. Bauart und Bewaffnung ist nach des Uebersetzers umständlicher Beschreibung elend. Munition, Masten, Tauwerk lässt sich der König meist von den europäischen Seemächten beytragen. Und diesem Schatten von Seemacht lassen alle handelnde Nationen zu, dass er sie durch Kaperey oder gezwungene Bündnisse belä-

ſtige! Wird dieſes ihm auch jetzt noch, wenn die öſterreichiſche Seemacht im mittelländiſchen Meer bedeutend wird, ungeſtraft hingehen? — Uebrigens ſoll der Schatz des Königs von Marocco ſich (S. 114.) auf 20 Millionen Thaler belaufen. — In jeder marocaniſchen Stadt ſind für öffentlichen und Privatgebrauch *Eilboten*. Ein ſolcher *Rakkas* macht (S. 121.) den Weg von Marocco nach Tanger, ſechs und ſechzig deutſche Meilen in ſechs Tagen. S. 124. finden wir Notizen von der *Landmacht in Marocco*. Doch genug, um Aufmerkſamkeit auf dieſe leſenswerthe Noten zu richten. In der Geſchichte ſelbſt iſt ſehr Vieles für Sittenkunde merkwürdiges. Sogleich aus den beiden erſten Biographieen erklärt ſich die Möglichkeit, unter ſolchen Nationen Religionsſtifter und alsdann aus einem Einſiedler und aſcetiſchen Volksredner Eroberer und Herrſcher zu werden. *Mohdi* war in dem unwiſſendſten mauriſchen Stamm, Muſameda, geboren. Umſtände und eigener Trieb führten ihn zu einigen mohammedaniſchen Gelehrten auſser Afrika. Mit einer für ſeine Landsleute erſtaunlichen Kenntniſs im Koran, der Sunna und dem allem, was die Araber Wiſſenſchaften nannten, kam er als armer Einſiedler, aber als Eiferer gegen die Ausſchweifungen der morabitiſchen Regierung zu ſeinem Stamm zurück. Um nur das erſte Gebet aus dem Koran zu lehren, muſste er jedem ſeiner Bewunderer ein Wort daraus zum Namen geben, und ſo brachte er ſie endlich dazu, daſs ſie dieſe Namen der Reihe nach zu ſagen wuſsten. Die Regierung verachtete ſeine Strafpredigten gegen ſie ſelbſt ſo lange, bis ſie ſeinen Anhang (im J. Chr. 1120) fürchten muſste. Um das Signal zum Aufſtand zu geben, kam einſt Mohdi in die Moſchee, wo *Weſiniſchi*, den jedermann für ganz ungelehrt hielt, betete, aus dem Koran ganze Kapitel und Erklärungen herſagte und auf Mohdi's Befragen einen Engel des Herrn als ſeinen Lehrer angab. Ihr Gläubigen, rief er, der Engel hat mir ausgezeichnet, wer an ſeiner Herrlichkeit Theil nehmen werde und wen ſeine Rache verfolge. Die letztern ſollet ihr mir tödten helfen! Wollt ihr mir nicht glauben, ſo glaubt der Stimme des Engels, die ihr ſogleich aus jenem Brunnen hören werdet. Eine Stimme aus dem Grunde des Brunnen herauf erſcholl: Ja, es iſt Wahrheit! Das Volk betete an. Mohdi rief plötzlich: der Brunnen iſt von nun an heilig. Er ſelbſt zuerſt und jedermann warf eilends Steine hinein. In wenigen Augenblicken (niemand erzählt, daſs die Engelsſtimme ſich in der kurzen Zwiſchenzeit in ein jammerndes Hülfsgeſchrey verwandelt habe!) war der Brunnen voll. Als den Urheber der Engelsſtimme konnte ſich nun gewiſs niemand angeben. Weſiniſchi, lange heimlich von Mohdi unterrichtet, ward nun deſſen Heerführer, Mohdi ſelbſt aber ſo frech, ſich jetzt ſogar in ſeinem Stamm für einen Nachkommen Mohammeds, für den zwölften Imam, auszugeben. Seine Anhänger, erfüllt mit Eifer für die ſtrengere mohammedaniſche Lebensweiſe, welche Wein, Spiele u. dgl. verbietet, und ohne Zweifel manchen praktiſchguten Einfluſs hat, machten Mohammeds bekannten Wahlſpruch von *Gottes Einheit* zu ihrem Symbol, nannten ſich Mowahidune (Unitarier) und zogen aus, um ihre cultivirteren Nachbarn wegen ihrer Sittenverderbniſs in Gottes Namen von der Erde zu vertilgen. Aber auch die Lomtuner, Unterthanen der Morabiten, waren tapfer. Mancher Märtyrer für Mohdi blieb auf den Schlachtfeldern; ſeine Anhänger murrten. Nach einer blutigen Schlacht führt er ſie vor der Morgendämmerung auf das Leichenfeld. Mitten aus der Erde heraus hört mit Schaudern jedermann Stimmen der Erſchlagenen, welche Gott für die durch Mohdi errungene Seligkeit preiſen. Mohdi, ſobald die ſtaunende Menge ihn verlaſſen hatte, ſtopfte die Luftröhren der Getreuen zu, welche, dieſem wunderbaren Kunſtſtück zu lieb, ſich, verſehen mit verborgenen Luft- und Mundröhren, freywillig hatten verſcharren laſſen. Dieſe Enträthſelung wenigſtens giebt der Geſchichtſchreiber, ohne uns die Quelle, wie ein ſo verheimlichtes Wageſtück entdeckt werden konnte, anzuzeigen. — Ben Tumert, oder Mohdi, erlebte eben ſo wenig als Weſiniſchi das Ziel ihres Strebens. Sterbend überlieſs der erſtere die Ausführung dem glücklichern *Abdulmumin*. Aber ungeachtet des Ausſpruchs von Imam Mohdi, wollte der rohe Volksſtamm ſelbſt wählen. Sogleich zeigt ſich *A.* als Mohdis gelehrigen Schüler. Auf freyem Felde wurden Zelte aufgerichtet, die Hausväter verſammelten ſich zur Berathſchlagung; plötzlich rennt ein Löwe, brüllend und zähnefletſchend, hervor. Alle fliehen. Nur Abdulmumin bleibt an *ſeiner Stelle* und ſiehe, der Löwe legte ſich ihm zu Füſsen, ſchmeichelte ihm mit dem Schweif, lieſs ſich durch Streicheln zu Ruhe bringen. Wundergläubig kommen die Aelteſten des Stamms zurück. Daſs man junge Löwen zähmen könne, muſsten alle wiſſen; aber keiner wendet es auf den unvorhergeſehenen Fall an. Schon iſt ihre Wahl entſchieden. Aber A. hatte ſein Schickſal nicht bloſs Einem Wunder anvertraut. Ein (ungenannter) Vogel fliegt herbey. „Macht und Anſehen und Siegesglanz begleiten den Chalifen, Abdulmumin, den Fürſten der Gläubigen!" ruft dieſer neue Bote des — Himmels. Und wäre in dieſem Augenblick ein alter Römer hinzugetreten, wie hätte er die Unmöglichkeit, daſs der gefiederte Redner gerade vom Olymp komme, beweiſen können, in dieſer Nähe des himmeltragenden Atlas, über welches ſein Götterbote, Mercur, zu ſeiner Zeit ſo oft auf Jupiters Befehl zu begünſtigten Erdenſohnen geflügelt herabgeſtiegen war. Kurz; der, welchem Löwen und Papageyen einen Huldigungsgeſandten geſchickt, dem huldigten auch die Muſameder auf der Stelle, und der Erfolg krönte (oder bewies aufs neue) die Wahl. A. verbreitete das Symbol ſeiner Unitarier in Mauritanien, Afrika und Spanien; er befreyte dieſe Länder von der Regierung der *ausgearteten* Morabiten; „er lieſs alle Moſcheen ausbeſſern, ermahnte „ſeine Unterthanen (ſ. S. 76.) zu einem beſſern Le„benswandel und zu Vermeidung der Laſter; er gab „allen Lehrern in Spanien und Mauritanien den ge-

meſſe-

„messenen Befehl, die Jugend einzig in der Geschichte „des Propheten zu unterrichten und ihr die schrift-„lich aufgezeichneten Worte und Thaten desselben „beyzubringen; ja er liess in dieser Absicht alle un-„nöthige und unnütze Bücher verbrennen u. s. w."

Bey dieser wörtlich aus dem arabischen Geschicht-schreiber S. 76. genommenen Schilderung der Verbesserungsanstalten Abdulmumims macht unser Uebersetzer selbst die parallelisirende Anmerkung: „Abdul-„mumim" (dieser Name schon bedeutet Knecht des Glaubens) „sah wohl ein, wie schädlich die Lesung *schlechter* Bücher einem Volke sey, wie sehr dieselbe die guten Sitten verderbe und auch für den Staat nachtheilige Folgen nach sich ziehe; was würde er erst damals gesagt und gethan haben, wenn er Bücher gefunden hätte, welche die heilige Religion" Mohammeds! müssten wir im Namen des Abdulmumim hinzudenken!?) „ins lächerliche bringen und durch derley Aufsätze etwas witziges geschrieben zu haben glauben." Wir überlassen diese pragmatische Note ihrer Localität, können aber übrigens unsre Leser versichern, dass wir unter den vielen instructiven Bemerkungen des Uebersetzers keine andere von diesem Inhalt bemerkt haben, und glauben durch das bisherige zur Empfehlung des ganzen Werks an einem nicht zu verachtenden Beyspiel erwiesen zu haben, dass die arabischen Geschichtbücher, besonders wegen der anschaulichen Versetzung in so fremdartige Sitten und Ereignisse, des Studiums der Menschenkenner würdiger sind, als man, nach der gewöhnlichen Furcht vor ihrer sonderbaren Nomenclatur und Schreibart, vorauszusetzen scheint. Wir wünschen sehr, dass Hr. *v. D.* bey dieser Arbeit allgemein die Aufnahme finden möge, welche seinen Fleiss und seine geübte Sprachkenntniss belohnen und zu baldiger Uebersetzung ähnlicher arabischer Originalien aufmuntern könne.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GIESSEN, b. Heyer: *Neues Journal für Staatskunde, Politik und Kameralistik*, herausgegeben von D. *Jaup*, Prof. der Rechtsgelehrsamkeit und D. *Crome*; Prof. der Kameralwissenschaften. 1796. II. Stück. 230 S. 8.

Die literarische Celebrität der beiden Herausgeber, die anspruchsvolle Ankündigung dieser Zeitschrift und der lange Zwischenraum in ihrer Herausgabe berechtigen zu grosen Foderungen. Folgende Analyse des Inhalts wird jedoch zeigen, dass sie weit weniger als im ersten Hefte befriediget worden. Von Hn. *J.* findet sich, leider! kein einziger Aufsatz im zweyten Hefte, und aus einer dritten Feder floss Nr. II. *Noch ein Grund gegen die Kopfsteuer.* Hr. Secretär *Langenbrodt* zu Gelsmold geht darin sehr gelehrt in abstracten Betrachtungen aus, ohne für die Ausübung etwas neues zu liefern. Alles übrige ist mit *C.* gezeichnet. Nr. I. *Einige merkwürdige Verfügungen in Religions- und Kirchensachen von Sr. Majest. dem Kaiser Leopold II.* und Nr. VIII. *Merkwürdiges Schreiben des Marquis v. Manfredini K. K. Kämmerers und geheimen Raths d. d. Florenz den 15. Aug. 1795 an den Prof. Dr. Crome in Giessen* sind als Attribute der Cromischen persönlichen Verhältnisse, fast ausser der Sphäre der Kritik. Durch die nachherigen Ereignisse ist Nr. I. schon jetzt Antiquität geworden, vorzüglich die österreichische Verordnung vom 1. May 1797 wegen der Novizen. Unter diese Rubrik gehört auch Nr. VI. *Wer turnirte die Weissenburger Linie zuerst im Jahr 1793?* — Eine blos taktische und die Kriegsgeschichte wenig erläuternde Erzählung, bey der es nur auf das, wenn auch sehr gerechte, Lob des Herzogs v. Braunschweig, und vorzüglich des preussischen Generals Grafen Kalkreuth, angesehen zu seyn scheint. Ueber Nr. III. *Aufhebung der Leibeigenschaft im Ysenburgischen*, wird wirklich, selbst der statistischen Geringfügigkeit des individuellen Objects ungeachtet, zu viel Aufhebens gemacht. Die Ysenburgische Leibeigenschaft konnte nur im uneigentlichsten Sinn des Worts so genannt werden, und der Norddeutsche würde darin gar nichts *Leibeigenes* gefunden haben. Ueberdem hatten schon ein Dutzend Journalisten diesen Vorfall erschöpft. Nr. IV. *Bruchstücke zur Statistik der Fürstlich Nassau-Weilburgischen Länder*, wurden im J. 1791 geschrieben, und ist also wegen der nachherigen Feldzüge ganz veraltet. Der damals (S. 107.) vorschlagbare *unmittelbare* Zusammenhang der deutschen Reichslande möchte wohl schwerlich bey dem Friedensschlusse von 1797 statt finden. Praktischer ist, was (S. 105.) von der Vereinigung der Grafschaft Saarwerden mit Frankreich vorkommt. Auch sind sub Nr. V. *die statistischen Data das Erzstift Trier betreffend*, ergiebiger, obgleich die S. 112. angegebenen Data etwas alltäglich zu seyn scheinen. Die nachherigen Kriegsdrangsale des Erzstiftes, welches nächst Darmstadt unstreitig am meisten gelitten, liefern noch höhere Resultate; denn die Anleihen vom 1794 und 1797 in Frankfurt übersteigen weit die vom J. 1790. — Mit mehrerer Befriedigung verweilt man bey der Nr. VII. *dargestellten allgemeinen Uebersicht der Staatskräfte von Frankreich und von den kriegführenden Mächten.* Anlage und Ausführung sind in Bezug auf den Standpunkt des Vf. tadelfrey. Nur ist zu bedauern, dass er damals so vieles für *platterdings unmöglich* hielt, was schon jetzt wirklich geschehen, wie z. B. die Abtretung von Belgien oder *überhaupt eines Fussbreit* vom deutschen Reich an Frankreich (S. 136 u. 143.). Auch ist, unter den benutzten Quellen, die Ministerialzeitung wohl nicht für alle Statistiker rein genug. Ueber vieles haben wir jetzt authentischere und neuere Belege, welche von den vorliegenden sehr abweichen, z. B. das officielle Brüsselsche *Memoire* vom 7. Junius 1797, welches die belgischen Kriegslasten zu der ungeheuren Summe von 850 Millionen Livres berechnet, die St. *Aubinsche* Angabe der englischen und französischen Nationalschuld zu resp. neun tausend sechs hundert Millionen und 4820 Millionen Livres

res u. s. w. Die Gröſse und Bevölkerung, der Finanz- und Kriegsetat, der Verlust an Mannschaft und Gelde, sind hier in tabellarischer Form zusammengestellt. Wenn auch die Resultate des allgemeinen Friedens manche Data, wie z. B. von der Theilung Polens, von Ansbach-Bayreuth u. s. w. verändern sollten; so ist es immerhin dem Staatsmann wichtig, den *status quo* vergangener Momente zu übersehen. Ueberhaupt ist es für Hn. *C's.* Verdienst eine noch zu erfüllende Aufgabe, den Schuldenbestand der Staaten im feinern Detail zu verfolgen. Die runden Zahlen in der Tabellenrubrik halten nur für ein oberflächliches Studium Stich, und selbst unter diesen fehlt hier noch die Berechnung der Geldsummen, welche Frankreich während dem Kriege aus Italien und aus Deutschland bezogen und wirklich exportiret hat. Der Versuch S. 213. über die Kriegskosten und den Menschenverlust von 1792 bis 1795 ist dazu eine treffliche Einleitung; und man erstaunt bey dem Gedanken, daſs diese ungeheuren Geldmassen durch *Anleihen* zusammengebracht sind. So wie *Posselt* im 5. Stück 1797 seiner Annalen die englische Nationalschuld beleuchtet, wird das Publicum alle übrigen Staaten von Hn. *C.* gern behandelt sehen. Da auf das batavische und französische Schuldenwesen, so wie auf das von Polen, Curland und von der Stadt Danzig, von Belgien und vom Prinzen von Oranien, und von allen italienischen Staaten, wegen der unvermeidlichen Grundveränderungen, das allgemeine Interesse sich richtet; so würde eine solche Bearbeitung sich gewiſs sehr belohnen. Alle Staaten, selbst die neutralsten, vermehrten in den letztern Jahren ihre Schuldenlast. Portugall verpfändete z. B. 1794 in London seine Juwelen für ½ Million Pfund und lieh 1795, 1796 und 1797 im Lande selbst die Millionen Rees zu Hunderten an. Dännemark machte noch 1796 eine Anleihe von drey Millionen Thaler, und bloſs die Eidgenossenschaft, und insbesondere der Canton Bern, so wie ehedem Genua, paradiren in dieser Gesellschaft als Gläubiger. In der Praxis und Theorie genügt es nicht mehr, die Masse der österreichischen Nationalschuld zu wissen. Es kömmt viel darauf an, was Papiere der Landstände nebst den Provincialcassen, und was Papiere des Staats sind; bey diesen wieder, was die von der Bank, von der Universal-Staats-Schuldencasse, der Bergwerks-, der Militärreservecasse, sind. Sodann forscht der Staatsmann, wieviel und mit welchem Steigen des Zinsfuſses, sodann auch wo und durch welches Handlungshaus (bey *Goll, Osy, Bethmann, Nettine, Frege, Boyd* und *Benfield*) negociirt, und wie die Zinsen abgetragen worden. Eben so wichtig ist dies Nachforschen bey Preuſsen, das zu Amsterdam und Frankfurt seit 1793 bekanntlich über dreyſsig Millionen Gulden negociirt hat. Auſser dem Zinsfuſse kommen sodann noch die aufrückenden Accessionen von Lotterie, Actie, Tontine u. s. w. in Betracht.

So verdient es allerdings auch die gröſste Beherzigung, wie viel von den deutschen Reichsständen einzeln und insgesammt, während diesem Kriege, theils durch Römermonate, Contingente und Reluitionen, theils durch Brandschatzung und Kriegsschäden, eingebüſst, und wie viel und auf welche Weise diese Ausgaben angeliehen worden. Die Resultate der Debitcommission, der Moratorien und der alten unheilbaren Schäden, wie z. B. mit Nürnberg, kommen dabey eben so wenig, als die Gesammtschulden des Reichs (1792 an 400 Millionen Gulden) in Erwägung, obgleich Preuſsen und Hessen sich seitdem noch in Bezug auf letztere zu den Gläubigern aufstellten. Man halte sich nur an die neuesten Kriegsanleihen; damit Rec. aus seinen Sammlungen nur ein Beyspiel herausziehe, die dreyjährigen Anleihen von Pfalz-Bayern (vom Hofe und vom Lande). 1) 1794, 700,000 Guld. (bey Schmalz, Bethmann, Walther). 2) 1795, 550,000 Gl. (bey Schmalz, Rüppel und Schweizer). 3) 1796, 3,600,000 Gl. bey Schmalz und 150,000 bey Mieg. 4) 1797, 500,000 bey Metzler; der Zinsfuſs stieg dabey allmählich bis 5½; die Pfalz-Zweybrückschen Schulden an Frankreich, Preuſsen und an Bern sind darin nicht mitbegriffen; Kurtrier; Kurmaynz mit 500,000 Gulden; Baden, Leiningen, Türkheim, Oettingen-Wallerstein, Hessen-Darmstadt, Lüttich, der oberrheinische Kreis, lieſsen zu Frankfurt beträchtliche Anleihen eröffnen. Hessen-Homburg, Meklenburg (in Bern), Bamberg, die Reichsstadt Cölln, Waldek, die wirtenbergischen Landstände negociirten an andern Orten. Die Reichsstadt Frankfurt selbst — Gläubiger von Oesterreich und Preuſsen — eröffnete in ihrer Mitte ein groſses Anlehn; der schwäbische Kreis giebt seine gesammte Schuldenlast zu 5 Millionen Gulden an (Reichstags-Almanach 1797. S. 188.). Unter diesen beyspiellosen Geldbedürfnissen ist das *Herzoglich-Braunschweigische* Edict vom 1. May 1794, das einzige Ueberbleibsel alter Haushaltungskunst und alter Sitten. Dagegen der Activstand von Hessen-Cassel, dieses einzigen Gläubigers minder mächtiger Mitstände, Löwenstein, Wertheim, Oettingen, Waldek, so wie sogar auch auſser Reiche — Holland — von den Früchten neuerer Erwerbungskunst zeuget.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 28. August 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Ulm, b. Stettin: *Die Reichsmatrikel aller Kreise, nebst den Usualmatrikeln des Kais. und Reichskammergerichts*, mit beygefügten, seit deren Entstehung bis auf gegenwärtige Zeit erfolgten Veränderungen. Nebst einem Register. 1796. 222 S. 8. (12 gr.)

Die Reichsmatrikel von 1521 hat bekanntlich bald nach ihrer Entstehung durch Moderationen und Exemtionen mannichfaltige Veränderungen erlitten; und die im W. Fr. art. VIII. §. 3. beschlossene und auf den Reichstag verwiesene bessere Einrichtung derselben, weshalb durch den T. R. A. §. 184 u. 195 eine vorläufige Verfügung beliebt wurde, konnte bisher nicht bewerkstelliget werden. Um dem Mangel der gesetzmäfsigen Verbesserung einigermasen abzuhelfen, wurden 1675 und 1698 von Privatpersonen zu Regensburg neue Auflagen dieser Matrikel, mit Einschaltung der bis dahin vorgekommenen Veränderungen, bewerkstelliget, von denen die letzte bisher zum Leitfaden dienen muſste. Denn seitdem machte sich niemand wieder an diese Arbeit, obgleich das Bedürfnifs einer neuen vollständigen Umarbeitung immer gröfser wurde. Es erschienen blofs einzelne Berechnungen von Römermonats-Zahlungen und einige Cassenextracte. Sehr verdienstlich ist daher das gegenwärtige Unternehmen des, in der Vorrede genannten, Herausgebers Hn. Senator *Gumpelsheimer* zu Regensburg, der als dasiger Reichscassirer dazu die beste Gelegenheit hatte, und seinem Anführen nach, von einer hohen Behörde dazu aufgefodert worden ist. Diese neue Auflage, — deren vorzüglicher Gegenstand die Römermonats-Zahlungen sind, welche nach der ursprünglichen Volkshülfe berechnet werden — enthält 1) so wie die von 1698, das Simplum eines jeden Standes, ausgenommen dafs die Anschläge aus dem Abdruck im Gerstlacher. Handbuch, und die Moderationen von den J. 1545—1577. aus *Zach. Geizkoflers Commentatione ad Matric.* genommen sind; ingleichen 2) alle bey sämmtlichen Reichs- und Kreisständen geschehene Veränderungen, es sey durch Vertheilung, Erhöhung der Stände, Introduction oder Exemtion, Erhöhung oder Verminderung des Anschlags, Zahlung nach dem Reichs-Kreis-, oder sonstigen Usualfufs, und den in den J. 1716. 1720. 1732—1735. 1750. 1757. und 1760, wie auch die noch ganz neuerlich in diesem Kriege 1793 und 1794., zu Regensburg geschehenen Zahlungen. Dabey ist die in der Matrikel von 1698 in Ansehung der Stände angenommene Ordnung, in Betreff der Folge der Kreise aber, die der neuesten Kammergerichtsmatrikel beobachtet worden. Zur Erreichung des doppelten Zwecks befindet sich bey jedem Stand der Betrag seines Kammergerichtlichen Anschlags, jedoch immer nach einem einfachen Ziel, nach der 1776 von dem Reich angenommenen Usualmatrikel. Rec. hat die hauptfächlichen Data von vorgegangenen Veränderungen und ertheilten Moderationen, welche der Vf. aus den Werken *Mosers, Pachners, Büschings, Harpprechts*, und aus dem Reichsdiario entlehnt, grofsentheils nachgeschlagen, und die Angaben richtig gefunden. Die Menge von Namen und die Entlegenheit des Druckorts hat manche Druckfehler veranlafst, die man jedoch leicht selbst verbessern kann, und die auch am Ende angezeigt werden. Der Herausgeber wiederholt übrigens die schon in der Ausgabe von 1698 enthaltene Verwahrung: dafs hierdurch keinem Reichsstande oder Kreise an der wohlhergebrachten Session, Alternation, Präcedenz, auch anderen Rechten und Freyheiten präjudicirt seyn solle.

Leipzig, in der Fleischerschen Buchh.: *Ueber die deutschen Reichsdeputationen zu Friedensverhandlungen*, von *Christian Ernst Weisse*, D. u. Prof. der Rechte zu Leipzig. 1797. VIII u. 126 S. 8.

In Hinsicht auf die dem Congresse immer näher kommende Reichsdeputation ist dieses eine sehr zweckmäfsige Abhandlung. Der *erste* Theil S. 3—73 ist blofs historisch, und hier im J. 1794 bereits in dem Gewande eines lateinischen Programms erschienen. Von dem Ursprunge auf dem westphälischen Friedenscongrefs an verfolgt der Vf. die Congresse von Nimwegen, Frankfurt, Ryswick u. f. w. in gedrängter Uebersicht. Für das weitere Studium sind die Citaten der Literatur beygebracht. Im §. 12. sind die neuesten Comitialverhandlungen — (22 Decemb. 1794 — 30 Julii 1796) — wegen der Reichsdeputation, neben welchem im 2ten Theile S. 93 die Generalreichsvollmacht und im Anhange S. 115—126 die Reichsinstruction stehet, ein getreuer Auszug aus *gedruckten* Reichstagsacten. Dem Lobe der Reichsinstruction, S. 67 wird wohl mehr beygestimmt werden, als demjenigen, welches der Hessendarmstädtischen Abstimmung S. 62 gegeben ist. Bemerkenswerth ist es, dafs die speyersche Resignirung des Friedensgeschäfts, in die Hände des Kaisers..... (S. 62) auch von dem Grafen Walderdorf, als dem Nachfolger des damals lebenden Bischofs Grafen Styrum, mittelst eines Rescripts vom 10ten Junii 1797

wiederholet worden. — Es wäre zu wünschen, dass der geschickte Vf. einen Nachtrag über das kaiserliche Hofdecret vom 23 Junii 1797 und dessen Folgen, nebst dem Namenverzeichniss der bevollmächtigten und ausserordentlichen Abgeordneten zum Gebrauch des Friedenscongresses liefern möge. — Der zweyte Theil S. 74—126 enthält die rechtlichen Grundgesetze. Nach einer sehr richtigen Bezeichnung der Quellen (§. 1.) ist das Verhältniss in Bezug auf Religion, auf den Geschäftsbezirk und auf die Verhandlungsart, sowohl mit der Reichsversammlung als mit einzelnen Ständen, mit Unpartheylichkeit und Rechtskenntniss entwickelt.

Frankfurt, b. Fleischer: Fortsetzung der Abhandlung über das *Beywirkungsrecht der einzelnen Reichsstände, zu Reichsfriedenshandlungen* von dem Kaiserl. Commissionsdecret vom 10 Febr. 1795 bis zu dem Kaiserl. Hofratificationsdecret vom 19 Nov. desselben Jahres, von *W. L. Medicus.* 1796. 163 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. entwickelt und erläutert in dieser Fortsetzung seine schon vorhin (A. L. Z. 1795. N. 180.) angezeigten Ideen, die seinen rühmlichen Patriotismus beweisen, aber freylich bey den dermaligen Friedenshandlungen allem Ansehen nach keinen Eingang finden dürften, da die Umstände hiezu noch weniger günstig sind, als in vorigen Zeiten. Die Reichtagsverhandlungen über diesen Gegenstand seit 1795 nehmen den grössern Theil dieser Fortsetzung ein, und dadurch leistet sie einen ephemerischen Nutzen für diejenigen, welche diese Verhandlungen zur kürzeren Uebersicht beysammen zu haben wünschen, da solche in der Reussischen Staatskanzley, und andern Sammlungen dieser Art, nur Stückweis und etwas später, erscheinen.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Unger: *Fantasieen auf der Reise und bey der Flucht vor den Franken*, von *E. P. W. L.* herausgegeben von *J. L. Ewald.* 1797. 257 S. 8. mit dem Motto aus Claudius: Wenn einer eine Reise thut, so kann er was verzälen u. s. w.

Der Titel sollte eigentlich heissen: *Zufällige Gedanken* auf einer empfindsamen Reise, wie man sonst *zufällige Andachten* geschrieben hat. Der Reisende kommt mit seiner Frau, Tochter, deren Liebhaber, einem jungen jovialischen Tonkünstler *Fernando*, den sie unterweges heyrathet und mit ihm in Hanau bleibt, und ihrer Freundinn Liddy aus Westphalen zuerst durch Paderborn. In erstem Kapitel entschuldigt er sich, dass er als Schriftsteller im Schlafrock erscheint, im zweyten vergleicht er seinen Abschied von den zurückbleibenden weinenden Kindern mit dem Abschiede eines Sterbenden; im dritten giebt das Umwerfen seines Wagens ihm Anlass, Bemerkungen über das Lachen beym Fallen, dann, da zwey ihnen begegnende Emigrirte den Wagen aufrichten wollten und nicht konnten, das drey Bauern konnten und thaten, über Glauben an eigne und fremde Kraft, an Menschenwerth und Tauglichkeit zu einem Geschäfte, und nun weiter über das Menschengeschlecht, das auf einmal umgeschmissen seyn soll, über die Essais und Rathschläge, ihm wieder aufzuhelfen, über die Wichtigkeit des Glaubens, zu machen. Er vergleicht die Emigrés mit unsern Pädagogen, den Postillon mit einem Pharisäer oder strengen Pietisten, der uns armen Sündern geholfen zu haben glaubt, wenn er unser Aeusseres aufwärts gebogen hat, wie jener den Kutschkasten, indem das Rädergestell liegen blieb, und sich selbst nebst Fernando mit einem kantischen Philosophen, der ein Princip angiebt, wonach der reine Mensch handeln müsse, und dadurch dem unreinen Menschen aufgeholfen zu haben glaubt, welches eben so wenig helfe, als eine Postordnung zur Aufrichtung eines im felsigten Hohlwege umgefallenen Wagens. Aus diesem Beyspiel sieht man die mit der Manier des Herausgebers verwandte Manier des Verfassers. Manche Anmerkungen sind angenehm, manche scharfsinnig, einige drolligt: über Gymnastik der Seele in Klöstern, über die verschiedenen Eindrücke derselben Gegenstände, wenn man sie beym Sonnen-Auf- oder Untergange wahrnimmt; so ist Klosterleben süss am Abend des Lebens, unerträglich am Morgen; über das Subjective, das man abziehen muss, ehe man das rein- oder nur menschlich-Objective herausbringt; über die Flüchtlinge nach Marburg und nach Hanau, beym Vordringen der Franken; über das Befuhigendere, sich im Glauben führen zu lassen, als selbst zu sehen (!!!); über Augenökonomie, nur das ausgezeichnet Gute und Schöne zu sehen, zu hören, zu lesen; über Mozarts Zauberflöte in Frankfurt; über den zweckwidrigen Gesang der Singechöre auf den Strassen; über einige interessante Menschen, den Freudenschöpfer Bernard in Frankfurt, D. Hoze, Frau von la Roche, D. de Neufville, Hufnagel. — Ein ungenannter Prediger ass bey Pichegrü mit mehrern französischen Officieren, die frech Christum lästerten; da er ihnen aber bewies, Jesus habe seine Nation vom geistlichen und weltlichen (?) Despotismus befreyen wollen, und sey ein Märtyrer seines schönen Freyheitsenthusiasmus geworden, stiessen sie die Gläser an, und riefen: *vive Jesus Christ!* (Rec. erinnert sich, diese Anekdote schon sonst gehört oder gelesen zu haben.) Ueber politischen Fanatismus; und endlich über die kantische Philosophie. Er gesteht, sonst die Meynung gehabt zu haben, dass sie zwar dem Kopf ein erhabenes Princip, Ideal von Reinheit, Wohlwollen und Gesetzlichkeit gebe, aber auf die andern Seelenkräfte nicht wirke, er habe die kantische Moral wie einen philosophischen Pietismus angesehen, weil sie bey schönen Idealen den Menschen muthlos lasse, schöne Bilder der Phantasie für schöne Handlungen ansehe und Stolz ins Herz bringe, sie sey nur auf den Menschen berechnet, wie er *seyn solle*, wirke aber nicht auf ihn, wie er *ist*: allein auf dieser Reise habe er ihre guten Wirkungen wahrgenommen, dass Menschen durch sie an Sittlichkeit fest gehalten wurden, die im Christenthum keinen Grund zum Sittlichhandeln

deln haben konnten, dass aber diese Wirkung derselben nur bey solchen Menschen statt finde, in denen ein unaustilgbarer Hang zum Guten schon da war, und die nur einen Grund suchten, um ihr Streben nach Sittlichkeit zu rechtfertigen; denen sie das war, was dem feinen musikalischen Ohr Theorie der Musik ist, Grund für seine Empfindung von Wohlklang und Uebellaut. — (Sehr richtig! und Verdienst genug, wenn sie richtige moralische Grundsätze angiebt und falschen verderbenden Grundsätzen einen unübersteiglichen Damm entgegen setzt! ja dann wäre sie der Kanon gerade für die vorzüglichste Menschenklasse!) Nur bey Weibern sah er nie gute Wirkung derselben, denen sie blos ein Gegenstand glänzender Unterhaltung, ein geistiger Putz ohne moralischen Einfluss war, welches er sehr natürlich findet. Man muss dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass er mehr als blosse Phantasien schrieb, und nicht zu dem gemeinen Heer sentimentaler und witzelnder Reisenden gehört.

Nizza: *Reise von Nizza nach Venedig durch die Lombardey, im Frühjahr* 1796 nebst eingestreueten *Kriegsnachrichten.* Aus der französischen Handschrift eines Augenzeugen. 120 S. 8.

Eine kurze, von einzelnen Bemerkungen und Anekdoten begleitete, übrigens aber unvollständige, Recapitulation der höchst denkwürdigen Kriegsvorfälle in Italien im Frühling des v. J. Hie und da sind es blos aus Hörensagen, dann wieder aus weniger verdächtigen Quellen geschöpfte Notizen, mit nähern Angaben, jedoch ohne eigentliches Detail der Plane der französischen Heerführer, welches man von einem *Augenzeugen* doch hätte erwarten können, wenn anders die Reise wirklich, und nicht vielmehr, wie es fast scheint, am Schreibtisch des Vf's. gemacht ist. — Wir heben hier einiges zur Uebersicht dieser Nachrichten aus. — Unter den politischen Tageblättern, welche die französische Regierung, um die Armeen von dem Gange der innern und auswärtigen Angelegenheiten der Republik zu unterrichten, officiel und täglich an sie versendet, fand, was Rec. wundert, der Vf. das zänkische und sehr unofficielle Parteyblatt die *Sentinelle* von *Louvet* und *Merciers* schwatzhafte *Annales politiques.* Rec. kannte dagegen im vorigen Sommer, ein vortrefliches, ganz und ausdrücklich für die Armeen bestimmtes, officielles Blatt, *journal des defenseurs de la patrie.* — Das Vordringen der republikanischen Armeen durch den gefährlichen Pass *Bochetta*, gegen Genua, war ihnen nie ein Ernst, obgleich bey Eröffnung des Feldzuges, um der feindlichen Armee eine Diversion zu machen, stark davon gesprochen ward — das Hauptaugenmerk ging auf Piemont und zunächst auf die Festung *Ceva.* Mit einer Art von fröhlicher Vorempfindung des bevorstehenden Kriegsglücks, sahen die französischen Officiere und Soldaten der Eröffnung des Feldzuges ungeduldig entgegen, und rechneten schon damals stark auf die Einwohner der feindlichen Länder, auf einen baldigen Separatfrieden mit Sardinien, auf einen Angriff Oesterreichs im Herzen seiner deutschen Staaten und auf die daraus folgende gänzliche Abhängigkeit Italiens von Frankreich. Der englische Einfluss war in Turin, und besonders auch in dem sehr bedrängten Genua unverkennbar; — aber die von den österreichischen Generalen begangenen grossen Fehler und ihre Uneinigkeit unter einander, kam den Franzosen allenthalben zu Hülfe. — Buonaparte's Ankunft aus Frankreich war das Signal zum Angriff. Die französische Armee war damals 100,000, die feindliche 110,000 stark. — Die Oesterreicher kamen den Franzosen in der Besetzung der Bochetta zuvor; desto unerwarteter waren die schnellen Fortschritte der letztern in Piemont. Die Stimmung des Volks in Turin ward immer unruhiger und war besonders gegen den Adel gerichtet. — Es gelang Buonaparte, Beaulieu auf die Anhöhen von *Montenotte* zu locken, um ihn zu tourniren; dieses führten Massena und Laharpe mit einem feindlichen Verlust von 3500 Mann aus. Der Verlust der Oesterreicher und Sardinier in der gleich darauf folgenden blutigen Schlacht bey *Millesimo* und *Cosseria*, wird hier, wahrscheinlich zu gross, auf 8000 Gefangene und 2000 Todte angegeben, und von diesen so wie von den folgenden wichtigen Affairen bey *Mondovi*, welche die Uebergabe von Ceva und den sardinischen Frieden zur Folge hatten, einige nähere Umstände erzählt. — Der gefangene und auf sein Ehrenwort wieder freygegebene General Provera erzählte Wunder von dem Muth der französischen Armee, besonders von der Activität ihrer reitenden Artillerie. — Aus Piemont waren kaum hundert Einwohner ausgewandert; so willkommen waren ihnen die Franzosen: selbst die Bauern widersetzten sich der Wegführung der österreichischen Magazine. — Allgemeine Verwirrung in Mayland, nach dem Uebergang der Franzosen über dem Po, und nach der denkwürdigen Schlacht von Lodi. In einem merkwürdigen Contrast mit der Uneinigkeit der österreichischen Generale stand die Einigkeit und die Aufopferung aller Privat-Leidenschaften der französischen Heerführer. Hiervon folgendes schönes Beyspiel. Die Armeen standen bey Lodi; es war die Frage, ob die Brücke forcirt werden sollte. Man hielt einen Kriegsrath. Buonaparte stimmte dafür, Berthier und alle übrigen Generale dawider; denn wenn der Angriff misslang, war die ganze Armee verloren. Buonaparte sprang auf: „Lasst uns doch angreifen!" rief er. „Ich nehme alle Verantwortlichkeit auf mich." Die Schlacht fing an, die erste Colonne stand an der Brücke, das feindliche Feuer war mörderisch; die braven Republikaner wankten. Kaum bemerkte das *Berthier*, so sprengte er an ihre Spitze. — „Auf, mir nach, meine Freunde!" rief er, und die Brücke wurde eingenommen. — Mit grossem Pomp wurde der in Mayland an der Spitze seiner Truppen einziehende Buonaparte empfangen. Der hier erzählte Zug aus dem Leben dieses grossen jungen Helden, er habe als die Engländer Corsica einnahmen, sich dort befunden, und bey Elliot um eine ihm verweigerte Lieutenantsstelle

angehalten, ist eine offenbare Erdichtung, deren Nacherzählung man von diesem Vf. am wenigsten hätte erwarten sollen. — Ankunft der Commission von Pariser Gelehrten und Künstlern in Mayland und deren Haussuchung in der Ambrosianischen Bibliothek und in den Kunstsammlungen. — Der Verlust der Oestreicher bis zur Einnahme von Mayland, an Proviant, Munition und Geschütz, wird auf sechs Millionen, und an Gefangenen, in etwa vier Treffen auf 9000 Mann angegeben. — Namen, sind in dieser Schrift oft unrichtig geschrieben, z. B. Morge statt *Monge*; Marget statt *Maret*.

GÖRLITZ, b. Hermsdorf: *Fragmente, Skizzen und Situationen auf einer Reise durch Italien*, von C. M. *Plümicke*. VIII u. 310 S. 8. (20 gr.)

Die Literatur und Lectüre würde in der That wenig dabey verloren haben, wenn die gegenwärtigen Auszüge eines Reisetagebuchs, auf immer in ihres Vf. Pult verschlossen geblieben wären. Die behandelten Gegenstände sind grösstentheils längst ausführlich genug beschrieben, man findet sie auch hier nicht aus neuen Gesichtspunkten betrachtet, und der Vortrag ist weder vollendet noch sonst anziehend. — Das Werk ist also eine überflüssige Recapitulation von gemischten Nachrichten: über Herculanum und Pompeja, über den Vesuv und dessen Producte, über das sogenannte Grabmal Virgils, über das Erdfeuer bey *Pietra Mala*. Dahin gehört auch die Legende von dem heil. Antonius von Padua und die Erzählung von dem Fest des heil. Januarius zu Neapel. — Die geistliche Tollhausscene zu Verona mit der Teufelsaustreibung aus sechs jungen Mädchen von zehn bis vierzehn Jahren, wovon der Vf. Augenzeuge war, ist hoffentlich eine der letzten Gauckeleyen des Pfaffenbetrugs in jenen Gegenden gewesen, wo jetzt auch diese Zunft eine andere Gestalt gewinnen dürfte. — Die Erzählung am Schluss unter den Ueberschrift: *Bandini* und *Gianetta*, würde einer Erdichtung ziemlich ähnlich sehen, wenn der Vf. sie nicht aus dem Munde eines nahen Theilnehmers des Vorgangs hätte. Sie verliert durch den schleppenden Vortrag. — So wenig correct übrigens der Stil des Werks ist, so schlecht besorgt ist auch die Correctur; denn z. B. die *medicinische* Venus, — Nonius *Calbus* (st. Balbus). — *Palazetta* (st. Palazzata) u. a. m. sind doch wohl nur Druckfehler.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Reisen durch Teutschland, Ungarn, Italien, Schweiz etc. nach Keysslers Reiseroute. Erster Theil.* 1797. 270 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Neue Sammlung interessanter und zweckmässig abgefasster Reisebeschreibungen für die Jugend. Fünfter Theil.

Dieser Auszug von Keysslers Reisen, ist durch eingeschobene berichtigende und ergänzende Zusätze aus neuen Reisebeschreibungen und statistischen Schriften erweitert; und auf diese Weise jenem Reisenden gleichsam ein aus vielfarbigten Zeuge zusammengenäheter Mantel umgehängt, der ihm sonderbar genug steht. *Er* wird redend eingeführt, wo ein andrer vorerzählte und *er* nachbeten muss; ihm, der im Jahr 1751 reisete und schrieb, werden Notizen von Dingen in die Feder dictirt, welche erst lange nach ihm entstanden sind. — Die jungen Leser, denen diese sogenannte zweckmässige Sammlung eigentlich bestimmt ist, ausgenommen, möchte wohl nur wenig andern mit einer solchen Compilation gedient seyn, und folglich die Speculation des doppelten Titels, unter welchem das Buch in den Catalogen angegeben ist, ihres eigennützigen Zwecks verfehlen. — Dieser Band der Sammlung enthält Nachrichten aus Schwaben, Tyrol und Bayern.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *London: Kantische Philosophie in England.* 1797. 46 S. 8. (3 gr.) Bekanntlich hat Hr. *F. A. Nitsch* voriges Jahr in England ein Werk unter dem Titel herausgegeben: *A general and introductory Veiw of Prof. Kant's principles concerning Man, the World and Deity*, worin er die Aufmerksamkeit der Engländer auf diese Philosophie rege zu machen sucht. Das vorliegende Werkchen enthält einige Stellen und Hauptsätze aus jenem, begleitet mit Anmerkungen, worin der rechtgläubige Britte gegen jene Philosophie, die der Religion den Umsturz drohe, und doch nichts als eine *lustige Theorie* sey, gewarnt, und Hr. Nitsch als ein verkappter Feind der Religion dargestellt wird. Ein paar Stellen werden den Geist zeigen, in welchem diese Schrift verfasst ist. S. 35 heisst es bey Erwähnung des obersten Moralprincips: „Was haben wir hier? *Eine platte, geistlose* Entstellung des sittlichen Grundgebotes im Evangelium! Und musste dazu Professor Kant erst in die Welt kommen?" S. 45 „Man hat längst die Anmerkung gemacht, dass die menschliche Vernunft, die man uns hier in diesem Systeme als die ursrste und allgemeine Führerin darstellt, wunderbarer Verirrungen fähig sey, wenn sie alle Hülfe von sich weisst, die nicht von ihr selber kömmt. Hätte man aber wohl erwarten können, sie werde sich so sehr verirren, und metaphysische Gründe Thatsachen (nämlich einer wirklichen Offenbarung, worauf der Vf. alle Demonstration zu bauen meynt) entgegenstellen; werde das Daseyn eines göttlichen Schöpfers zugeben, und gleichwohl leugnen, (?) dass er seinen Geschöpfen eine solche Erkenntniss, oder solche Befehle geben könne, als er zuträglich findet?" — Der Unbedeutendheit der Schrift kommt nur die Nachlässigkeit gleich, dass nicht ein Wort über den Vf. und Ueberserzer (wenn es eine Uebersetzung ist) zur Notiz des Lesers gesagt ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 29. August 1797.

GESCHICHTE.

PARIS: *Histoire philosophique de la revolution de France*, par *Antoine Desodoards*. 1796. Vol. I. 295 S. Vol. II. 326 S.

Ungeachtet diese Erzählung der französischen Revolution den Namen einer Philosophischen Geschichte keineswegs ohne Einschränkung verdienen möchte, so gehört sie doch unter die lesenswürdigsten, die wir von dieser grofsen Begebenheit haben. Ihr Vf. bemüht sich, überall als gemäfsigter Republikaner zu erscheinen, kann es aber nicht ganz verheelen, dafs er Neigung für die monarchische Regierungsform hat, wodurch hin und wieder Schwanken und Widerspruch in seinen Bemerkungen entsteht. Man kann das Buch auch nicht als eine vollständige Geschichte der Revolution betrachten. Bis 1792 ist alles sehr kurz erzählt, und die auswärtigen politischen Vorfälle, die einen wesentlichen Einflufs auf dieselbe gehabt haben, und die Kriegsbegebenheiten sind zum Theil ganz übergangen, zum Theil nur berührt. Aus der Vorrede sieht man, dafs das Werk eigentlich ein Theil eines gröfsern ist, in welchem der Vf. alle wichtige Revolutionen in Europa erzählt, welches auch schon vor der Revolution fertig wurde, aber in der Censur zu viel Verstümmelung litt, als dafs der Vf. geneigt geblieben wäre, es bekannt zu machen. Jetzt erscheint es nicht, weil kein Buchhändler es wagt, sich mit einem Buche dieser Art zu befassen, das 12 Bände ausmachen würde. Die Beschäftigung mit der alten Geschichte hat einen nicht ganz angenehmen Einflufs auf diese Geschichte der französischen Revolution gehabt. Hr. D. zeigt es zu oft, dafs er mit jener bekannt sey; die Vergleichungen mit den Begebenheiten derselben kommen zu häufig vor, und sind zu gesucht. Das Buch ist jedoch im Ganzen in einem guten, dem Stoffe angemessenen Stile geschrieben, wenn auch gleich zuweilen Ausdrücke vorkommen, die wir nicht würden gewählt haben, z. B. V. I. S. 102. *crayons lugubres;* oder solche neugeschaffene Wörter, vor denen man noch immer erschrickt; z. B. Vol. II. S. 206. *Sansculotisation*. Nach diesen allgemeinen Anmerkungen wollen wir den genauern Inhalt anzeigen: *1ster Th. 1stes Buch*. Allgemeine Betrachtungen über die Ursachen der französischen Revolution. „Zwey gegen einander feindselig gesinnte Völkerschaften (*Nations*) bewohnten Frankreichs Boden. Diese Wohnung war fast das einzige Band, das sie vereinigte. Die eine war das herabgewürdigte, zu Grunde gerichtete Volk; die andere der Adel, kaum der sechzigste Theil der Franzosen, der sich aber gleichwohl ausschliessend für die französische Nation hielt. — Auf der einen Seite war der Kunstfleifs, die Arbeitsamkeit, das Elend und die Verachtung; auf der andern der Reichthum, der Müfsiggang und die Macht." Man sieht, der Vf. kündigt sich stark genug an, und die Aristokratie hat keine Nachsicht von ihm zu hoffen. Als der Druck des dritten Standes die höchste Stufe erreicht hatte, erschienen zu gleicher Zeit die grofsen Lehrer der Menschenrechte, deren bekannte Namen hier angeführt werden. Sie stimmten plötzlich die gemeine Meynung gegen die bisherigen Misbräuche. Der Kampf des Adels und der Geistlichkeit gegen diese Meynung war heftig, aber vergeblich. Die schändliche Regierung Ludwigs XV vermehrte den Unmuth zu einem gefährlichen Grade; America's Revolution entzündete das Feuer der Liebe der Freyheit in dem Busen der Franzosen, und der dafür geführte Krieg erschöpfte die Finanzen des Reichs völlig. Charakter des Königs, seiner Brüder, der Königinn, und des Herzogs von Orleans. Dafs der König die Tafel zu sehr geliebt, und dafs der Graf von Artois und die Königinn diese schwachen Augenblicke gemisbraucht haben, wird auch hier gesagt. Gegen die Königinn und den Gr. v. Artois sind die bekannten Anklagen wiederholt. Die Weigerung, dem Herz. v. Orleans die Admiralstelle zu geben, und die Abbrechung der Heirathstractaten zwischen seiner Tochter und dem Sohne des Gr. v. Artois, erregten den ersten Hafs des Herzogs gegen die königliche Familie. „Wenn dieser Hafs, sagt Hr. D., *nicht den vornehmsten Ursachen der Revolution beygezählt werden muss*, so hatte er doch auf die förmlichste Art Einflufs auf das tragische Schicksal, das den König und die Königinn traf. Die Bewegungen in den J. 1787 und 1788 werden nur kurz erzählt. Neckers Charakter, seine erste Geschichte, ehe und als er in das Ministerium kam, und sein Verfahren als Minister wird hier mit den gehäfsigen Farben geschildert, welche die Schriftsteller von allen Parteyen jetzt in sein Gemälde hineintragen. Ein Theil dieser Anklagen ist so deutlich falsch, und ein andrer so übertrieben, dafs ihn die Zeit wahrscheinlich rechtfertigen wird. Neckers Plan war auf eine eingeschränkte Monarchie calculirt. Denen, welche die Extremen der Willkühr und der Demokratie wollten, mufste er deswegen nothwendig verhafst, und, da er um seinen Plan durchzusetzen, zu wenige Energie, Standhaftigkeit und Hülfsmittel besafs, seiner eignen Parthey verächtlich werden. Der Vf. beschuldigt ihn, er habe die

die Absicht gehabt, die Versammlung der Stände unter sich, nach der beständigen Gewohnheit des Hofs so zu veruneinigen, dass sie der Nation auf immer unnütz und gefährlich erscheinen würde, und sey deswegen bey ihrer Zusammenberufung ruhig gewesen. Die Plünderung des Hauses der Fabrikanten Reveillon 1788 wird hier als eine Intrigue des Hofs vorgestellt, um Gelegenheit zu haben, Truppen in der Nachbarschaft von Paris zusammen zu ziehen, welches wenig glaublich ist. Der Anfang der Revolution und der 14. Jul. 1788 sind auf die gewöhnliche Art erzählt. Auch hier wird wiederholt, dass Launai, der Commandant der Bastille, die starke Deputation, die an ihn geschickt wurde, eingelassen habe, um sie zu ermorden. Dass Ludwig XVI bey seinem ersten Einzuge eine *gravité male* gezeigt habe, sagen andere Nachrichten nicht. Die S. 67. angestellte Vergleichung zwischen den Gesinnungen der europäischen Mächte bey der amerikanischen und bey der französischen Revolution, ist sehr treffend. Auch D. klagt den Herz. v. Orleans und Mirabeau an, dass sie die königl. Familie am 6. October hätten wollen ermorden lassen. Mit Recht tadelt er das Verfahren der Nationalversammlung in den damaligen politischen Conjuncturen in Europa. Sehr kurz ist des Königs Flucht erzählt, und über das Jahr 1791 geht er ganz weg. Vom 1792ten J. an, wird die Erzählung ausführlicher. Ein höchst unanständiger Ausdruck, der S. 96. von einem grossen Monarchen gebraucht wird, fällt um desto mehr auf, da man übrigens diese Sansculottensprache nicht in dem Buche findet. In den Ursprung der Begebenheiten des 10. Aug. und des 2. Sept. ist der Vf. nicht sehr tief eingedrungen. Orleans und Mirabeau, sagt er, bezahlten die Mörder, damit der erste die Prinzessin von Lamballe beerben könnte. Es scheint, diese Absicht wäre auf einem kürzern und sicherem Wege zu erreichen gewesen. Beschreibung des Fortgangs der Jacobiner, die in dem Convente und den Pariser Sectionen herrschten. Die hier erzählte Art und Weise, wie sie sich des Bureau des Convents zu bemächtigen wussten, hiess die ordentliche Taktik. Die Jacobiner waren in zwey Parteyen getheilt; in die Jacobiner und Cordeliers; die Gemässigten ebenfalls in zwey Partheyen, die Anhänger der Constitution von 1791 und die Republikaner. Die eigentlichen Jacobiner waren Orleanisten. Hr. D. ist kein Freund des dazu gehörenden Sieyes. *Un poltron*, nennt er ihn S. 110. *qui se cachoit derriere les autres, pour porter ses coups dans l'ombre.* Sieyes hat unter den Personen, die in der Geschichte der Revolution auftreten, die am schwersten zu erklärende Rolle gespielt. Seit Jahr und Tag wird er jetzt zum erstenmale wieder bey den innern Unruhen genannt, die Frankreich von neuem zu drohen scheinen. Die Republikaner oder Brissotiner lagen unter, weil sie die Constitutionellen durch ihre Trennung beleidigt hatten, und diese sie verliessen. Die Jacobiner nannten das die *grosse Taktik*. Die königliche Partey oder die Feuillans, an deren Spitze la Fayette trat, standen ihnen allen entgegen. Dass der englische Hof Ludwig XVI verabscheuet und dem Herz. v. Orleans Unterstützung versprochen habe, erfodert einen bündigern Beweis als: *on a même beaucoup de raison d'assurer* etc. England sah die innern Unruhen in Frankreich gewiss mit Vergnügen; aber dass es je einem aufrührerischen Prinzen geholfen haben sollte, einen König von so unbedeutendem und gefahrlosen Charakter als Ludwig XVI war, vom Throne zu stossen, ist keineswegs glaublich. Der Angriff auf die königl. Familie am 21. Juni 1792 war das Werk der Cordeliers S. 122. Der Vf. ist in seiner Erzählung nicht chronologisch ordentlich genug und geht darin öfters zurück wie hier. Er hasset Dumouriez heftig, und um ihn überall ohne Verdienst zu finden, greift er jeden Umstand auf, der ihn in einem schlimmen Lichte darstellt, wenn er gleich oft gestehen muss, dass er nur die Sage zum Gewährsmann anführen kann. Das girondistische Ministerium, das am Ende des 1792ten J. die Gewalt in Händen hatte, verlor sie zuerst durch den Fehler, den heimlichen Jacobiner *Pache* unter sich aufzunehmen. Der Vf. behauptet S. 135. dass ihm Manuel selbst gesagt habe, dass er, Pethion und Kersaint, den K. Ludwig XVI beredet hätten, an den König v. Preussen zu schreiben und denselben zu bitten, seine Armee aus Frankreich zu ziehen. Man muss die Wahrheit dieser Aussage, die übrigens hier nicht zum erstenmale bekannt gemacht wird, dahin gestellt seyn lassen; allein der Vf. bemerkt selbst, dass der König v. Preussen dadurch nur einen Vorwand zum Zurückzuge erhalten hätte, den der Zustand seiner Armée nothwendig machte. Dass man den Preussen einen so leichten Abzug erlaubte, schreibt der Vf. Dumouriez's Verrätherey allein zu. Einen Rec. wenigstens noch unbekannten Umstand, thut D. hinzu, aber auch nur als eine sehr allgemeine Sage, dass man der Königinn nach der Eroberung von Valenciennes einen gleichen Vorschlag, unter Anerbietung ihrer und ihrer Kinder Freyheit gethan habe, der aber von ihr verworfen sey. *2tes Buch.* Einige sehr vernünftige Betrachtungen über den Werth der Regierungsformen, die des Vf. System hinlänglich darthun. Um den König mit Sicherheit hinrichten zu dürfen, machten die verschiedenen Parteyen die Sansculotten zu Inhabern der höchsten Gewalt. Die Girondisten traueten ihrer Staatsklugheit zu viel zu; aber der Gang, den sie in den Geschäften nahmen, war überall schwach und ungewiss. Hr. D. lobt Custine. Dass die Frankfurter eine Neigung für die Revolution gehabt hätten, wie er S. 179. sagt, ist ein Irrthum. Die Illuminaten und Freymaurer kommen S. 183. schlecht weg. Er sagt, die ersten hätten sich unter dem Namen Martinisten in Paris verbreitet, welches wohl nicht der Fall seyn möchte. Die Jacobiner vertrieben Dumouriez, die Cordeliers rächten dieses durch Custine's, seines Nachfolgers im Commando, Hinrichtung. Die kriegerischen Vorfälle unter diesen beiden Generalen sind ziemlich ausführlich erzählt. Ohne die stärksten Beweise beyzubringen, hätte der Vf. nicht behaupten sollen, dass der grossbritannische Hof

Hof zu Ludwigs XVI Hinrichtung beygetragen und beschlossen habe: *de l'ensevelir sous les debris de son trône.* S. 108. Das Verfahren des Nationalconvents in dem Processe des unglücklichen Königs ist ausführlich untersucht, und wenn sich auch gegen einzelne Sätze etwas einwenden liesse, so ist doch der Beweis, den er über die Unrechtmäsigkeit und Schändlichkeit desselben führt, im Ganzen einleuchtend und bündig. Es ist, unsers Bedünkens, gegen die gute Oekonomie, dass der Vf. das ganze Verhör des Königs, das aus so vielen Schriften bekannt ist, wörtlich eingerückt hat. Dumouriez kam nach Paris, nicht wie er in seinen Memoiren vorgiebt, um den König zu retten, sondern Orleans Thronerhebung zu unterstützen. Der erste Theil endigt sich mit dem Urtheilsspruche über den König. Die Majoritat, die ihn zum Tode verdammte, bestand aus 5 Stimmen. *3tes Buch.* Das 1793ste Jahr war das Jahr der Siege der Jacobiner. Die Intriguen, die sie anwandten, um über die Girondisten zu siegen, sind gut aus einander gesetzt. Kaum kann man es sich überreden, dass es wirklich Plan der Jacobiner gewesen sey, die grossen Städte, und selbst Paris zu zerstören, und das, was darüber in den Pamphleten eines oder des andern rasenden Menschen gesagt ist, ist doch noch kein hinlänglicher Beweis dafür. Auch scheint uns die Behauptung des Vf. S. 13., dass die Jacobiner durch die Herbeyführung der völligen Verarmung des Volks die alten Ketten des Feudalregiments erneuern, und über dieses verarmte Volk despotisch herrschen wollen, nicht gegründet. Alles was geschah, war eine Folge der ersten falschen Maasregel der Jacobiner, durch den Pöbel ihre Absichten durchzusetzen. Sie durften sich nun auch dem nicht widersetzen, was sie selbst als schädlich anerkannten, und mussten die Maschine, die sie in Gang gebracht hatten, gehen lassen, da sie nicht im Stande waren, ihren Umschwung aufzuhalten, ohne ihre Plane vernichtet zu sehen. Robespierre's Schilderung entwickelt seinen Charakter nicht, und besteht aus Declamationen. So ist auch der verächtliche Ton, in welchem er über Dumouriez's Plan Holland zu erobern, spricht, und seine Bemühung, denselben lächerlich zu machen, sehr zu tadeln. Dass es ein ausführbarer Plan war, dieses Land schnell zu erobern, bewies in der Folge Pichegrü, und beyden Umständen, in welche die Jacobiner Dumouriez's Armee gesetzt hatten, die auch Hr. *D.* selbst erzählt, erregt es Erstaunen, dass dieser General das damit ausrichtete, was er that. — Die Jacobiner wollten schon am 10. März 1793 die Girondisten ermorden lassen; ihr Ungestüm verrieth sie zu früh, aber die Gironde lieferte sich in ihre Hände aus Mangel an Festigkeit und Muth. Errichtung eines Insurrections-Comitté. Dumouriez's Flucht wird auf die gewöhnliche Art erzählt. Errichtung eines Revolutionscomitté, die anfangs aus vortrefflichen Leuten bestand. Sie und die Girondisten erlagen den Verfolgungen der Jacobiner am 2. Jun. Krieg in der Vendée, voller guten und zum Theil neuen Bemerkungen. Der Name Chouans kommt von dem Signalgeschrey, das dem einer Nachteule (Chat-huant) glich, her, das die Theilnehmer der Contrebandiers machten, um diese von einer nahen Gefahr zu unterrichten. Die neue Constitution. Charlotte Corday. Sie erröthete, als ihr der Scharfrichter das Halstuch abnahm, und ihr Gesicht hatte diese Farbe beybehalten, als der Kopf den Zuschauern gezeigt wurde. Zerstörung von Lyon. Der Vf. scheint doch zu parteyisch an die republikanischen Gesinnungen der Lyoner zu glauben. Der Abscheu vor den gränzenlosen Grausamkeiten der Jacobiner, stellt ihm den Gegenstand derselben in einem zu vortheilhaften Lichte vor. Proclamation des revolutionären Regiments. Das *4te Buch* fängt mit der Erzählung der Fortsetzung des Vendée Kriegs, und der Grausamkeiten der Jacobiner an. Zu den spottenden Ausdrücken, mit welchen diese Ungeheuer ihre Abscheulichkeiten begleiteten, als: republikanische Hochzeiten u. dgl. gehört auch der weniger bekannte, von Collot d'Herbois: dem Staatskörper schweisstreibende Mittel eingeben. Orleans Hinrichtung ist sehr kurz erzählt; ausführlicher, wie es der Gegenstand auch wohl verdiente, der Tod der vortrefflichen Gemahlin des Exministers Rolands. Ihr Mann folgte ihr durch eigne Entleibung. Die Beschreibung der Grausamkeiten der Jacobiner und ihrer Proconsuln in den Provinzen ist übrigens in einem zu pretiösen Stile abgefasst, und der Vf. würde seine Absicht, den Leser zu rühren, besser erreicht haben, wenn er weniger Kunst angewandt hätte. Dantons Hinrichtung liess Robespierre ohne Nebenbuhler an der Spitze der Regierung. Der Vf. beschreibt das Benehmen der Hinzurichtenden als ein Augenzeuge. Der 9te Thermidor endigte das Morden der Justizhöfe. Diese Revolution ist ausführlich erzählt. Mit Recht nennt Hr. *D.* diesen Tag eine *journée des dupes;* weder die Partey der Jacobiner, die Robespierre gestürzt hatten, noch die Orleanisten erreichten ihre Absicht, sich der Gewalt zu bemächtigen, sondern sie kam in die Hände der gemäsigten Partey. Unterdessen herrschten die Jacobiner doch noch eine Zeitlang, bis gegen das Ende des J. 1794 ihr Versammlungssaal geschlossen wurde. Das Waffenglück der Franzosen in diesem Jahre wird nur kurz erzählt, und das ganze 1795te Jahr nimmt nur 36 S. ein. Man sieht, dass das Buch hauptsächlich über die Periode geht, in welcher die Jacobiner ihre Rolle spielten. Auch enthält die Erzählung des J. 1795 grösstentheils nur die Folgen des 9ten Thermidors, die Bestrafung der Oberhäupter der Jacobiner, und die Bemühungen, die sie anwandten, ihre Gewalt zu erhalten. Der Aufstand am 1sten Prairial war davon die vornehmste. Er war fürchterlich, und selbst am 14 Jul. und den 31. May hatte Paris nicht so grosse kriegerische Zurüstungen gesehen. Mehr als 200000 Menschen waren unter den Waffen. Die Jacobiner erreichten ihre Absicht beynahe, und 12 Stunden lang war der Convent in Gefahr aufgehoben zu werden. Die letzten Begebenheiten des 1795ten J. erzählt der Vf. nicht, um nicht die Leidenschaften, die jetzt anfangen sich zu beruhigen, von neuem anzufachen.

PHILOLOGIE.

LEIPZIG, b. Fritsch: *M. Tullii Ciceronis libri tres de natura Deorum* ex recensione Ernestina et cum notis perpetuis *Christ. Vict. Kindervater*, AA. M. et Past. Eccl. Pedelwicensis. 1796. VIII u. 344 S. gr. 8.

Der Vf., der sich durch seine Anmerkungen und Abhandlungen über dieses Buch des Cicero rühmlich bekannt gemacht hat, hat keineswegs die Absicht, eine neue Recension desselben, zu der es ihm an allen Hülfsmitteln fehlte, sondern nur eine Ausgabe für studierende Jünglinge zu geben, welche ihnen das Studium dieser classischen Schrift, als ein Abriss der Geschichte der Dogmen von Gott betrachtet, erleichtern könnte. Sein Augenmerk war dabey hauptsächlich auf drey Punkte gerichtet: verständlichere Darstellung der Philosopheme, Erläuterung der philosophischen Sprache und Beurtheilung der wichtigsten Lesarten und Conjecturen, besonders des Davies und Ernesti. Was dahin Bezug hat, ist von dem Vf. sorgfältig erläutert worden; ja er hat noch mehr geleistet, als er versprochen hat, und auch die unentbehrlichen historischen und mythologischen Erklärungen, selbst einige Sprachbemerkungen nicht vergessen, welche dem Anfänger willkommen seyn müssen. Der Vf. hat mit Recht seine Anmerkungen auch hier zum Theil benutzt, doch mit Auswahl und kritischer Sichtung. Die weitläuftigsten Anmerkungen betreffen die Darstellung der Philosopheme, welche nicht nur an sich, sondern auch durch die Art, wie sie hier vorgetragen sind, dem Anfänger dunkel und unverständlich seyn müssen. Der Vf. geht durchgängig auf die Quellen zurück, stellt die Philosopheme in ihrem Zusammenhange dar, und hat darin wenig zu wünschen übrig gelassen. Hie und da trifft man auf Behauptungen und Deutungen, die nicht gründlich genug gefasst sind, wie z. B. Democritus habe unter dem *Leeren* nicht den leeren Raum sondern den Inbegriff von den feinsten Atomen verstanden S. 37., oder auf Versehen, wie die Verwechselung des Heraclides Ponticus mit dem Dionysius Heracleotes S. 44.; doch sind diese Fälle nicht häufig und und nicht sehr bedeutend. Einige Stellen bedürften wohl noch einer weitern Untersuchung und Erklärung, z. B. 1. B. 8. Cap. *unde vero ortae illae quinque formae* etc. wo *Davies's* gar nicht befriedigende Erklärung, kurz angeführt, und nicht einmal die Stelle des Platonischen Sophista, worauf sich die letzte gründet, angegeben ist. Es macht übrigens der Bescheidenheit und Wahrheitsliebe des Vf. Ehre, dass er an mehreren Stellen von seinen ehemaligen Behauptungen abgegangen, und die Bemerkungen anderer nach reiferer Prüfung benutzt hat. Dieses hat er vorzüglich bey Beurtheilung verschiedener Lesearten und Mittheilung eigner Vermuthungen gethan. Mehrere kritische Bemerkungen dieser Art von einem andern Rec. seiner Anmerkungen in der A. L. Z. sind von ihm ihrer Gründlichkeit wegen, nur nicht allezeit mit Anführung der Quelle, aufgenommen worden, z. B. 2. B. 4. C. *Itaque inter omnes* etc. 16. C. *Ordo autem siderum* etc. 62. C. *maturitates temporum* etc. Die Schwierigkeiten des gewöhnlichen Textes werden durchgängig aufgedeckt, und zweckmässige Vorschläge, sie zu heben, an die Hand gegeben. Hierdurch ist nicht allein für das Bedürfniss der jungen Leser gesorgt, sondern auch dem Kritiker, der den Text einst wirklich verbessern will, vorgearbeitet worden, wenn er auch nicht mit allen Conjecturen des Vf. zufrieden seyn kann. Bey der verdorbenen Stelle 3. B. 35. C. vom Dionysius *atque in suo lectulo mortuo, in Tympanidis rogum illatus est*, schlägt Hr. K. vor, *atque in suo lectulo mortuus tympanite; rogo* oder *in rogum illatus est*, welche Conjectur Beyfall verdienen würde, wenn tympanitis als Gegensatz zu dem *misero diuturnoque morbo* passte. Der Fehler muss tiefer liegen. — Angehängt sind noch drey gelehrte Excurse: 1) von der Skepsis der alten und neuen Akademie und der Pyrrhonier; 2) über den Antiochus Ascalonita; und 3) Carneades Einwürfe gegen die Stoische Theologie aus dem Sextus. Zur Empfehlung dieser im Ganzen so zweckmässigen Ausgabe, gehört auch noch das gute Papier und der saubere Druck.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Frankfurt a. M.: Charakteristik eines wahren Arztes*, von H. Dr. *Bornholt*. 1797. 87 S. 8. (6 gr.) *Die wahre Absicht dieser kleinen Schrift geht vorzüglich dahin, dem gesunden sowohl als besonders dem kranken Publico in der Kürze einen deutlichen und hinlänglichen Begriff von einem wahren Arzte, wie auch von der überaus grossen Gefahr wohlmeynend zu machen, der es sich nothwendig aber verantwortlich aussetzt, wenn es seine Gesundheit und sogar sein Leben den dreisten Händen unwissender, verwegener und gewissenloser Afterärzte und Quacksalber unbedachtsam anzuvertrauen, blindlings waget.* Diese eigenen Worte des Vf. mögen ein Beyspiel seines schwerfälligen Stils seyn, welcher schon allein diese Absicht vereiteln möchte. — In Absicht des Wesens der Seele verweist der Vf. auf seine 1750 herausgegebne *commentatio philosophica de essentia animae humanae.* — Die Einleitung fängt sich mit einem langen Vergleiche eines wahren Arztes mit einem gerechten Richter an, weil jener dem Staate gesunde und dieser gehorsame Bürger schaffe etc. wodurch man sehr zum Schaden des Vf. an Zimmermanns (über die Erfahrung in der A. K.) Vergleichung des Arztes mit dem Generale erinnert wird.



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. August 1797.

PHILOSOPHIE.

1) Berlin, b. Maurer: *Preisschriften über die Frage: Welche Fortschritte hat die Metaphysik seit Leibnitzens und Wolfs Zeiten in Deutschland gemacht?* Von *Joh. Christoph Schwab, Karl Leonhard Reinhold* und *Joh. Heinr. Abicht.* Herausgegeben von der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften. 1796. 469 S. 8.

2) Berlin, b. Vieweg d. Aelt.: *Ueber Grund und Werth der Entdeckungen des Hn. Prof. Kant in der Metaphysik, Moral und Aesthetik.* Ein Accessit d. Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften in Berlin von *D. Jenisch.* Nebst einem Sendschreiben des Verfassers an Hn. Prof. Kant über die bisherigen günstigen und ungünstigen Einflüsse der kritischen Philosophie. 1796. XLII u. 468 S. gr. 8.

Die Geschichte dieser Preisfrage ist in mehr als einer Rücksicht merkwürdig, und bietet selbst über den wissenschaftlichen Zustand der Metaphysik und den Grad ihrer Schätzung in Deutschland einige nicht uninteressante Betrachtungen dar. Keine Nation, ausser der deutschen, hat sich im Ganzen so sehr mit dieser Wissenschaft beschäftiget, keine um ihre Bearbeitung und Begründung sich so grosse Verdienste erworben. Hätte man nicht erwarten sollen, dass diese Preisfrage der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin, welche für das Jahr 1791 aufgegeben wurde, Aufmerksamkeit erregen, und mehrere Denker auffodern würde, sie zu beantworten? Allein sie wurde mit solchem Kaltsinn aufgenommen, dass sie die Akademie noch einmal aufgeben musste. Diessmal war nun die Ausbeute reichlicher; es liefen über 30 Beantwortungen ein, und vorher hatte schon Hr. Maimon eine kleine Abhandlung darüber herausgegeben, die ebenfalls um den Preis hätte werben können, wenn nicht der Vf. aus Bescheidenheit und aus Ueberzeugung, dass die Frage wegen der Partheyen keine befriedigende Beantwortung erlaube, es unterlassen hätte. So gross dieser Reichthum an Schriften ist, so muss man doch aus dem Gehalt der hier anzuzeigenden schliessen, dass er mehr blendend als reel war. Wenn sich irgend ein Inländer oder Ausländer einen Begriff von dem Zustande der Metaphysik in Deutschland machen, und dazu diese Sammlung brauchen wollte, so würde er sich zwar überzeugen, dass es nicht an Denkern fehle, die sich mit ihr beschäftigen, zugleich aber auch sein Erstaunen nicht unterdrücken können, dass sie sich für eine Wissenschaft interessiren, von welcher jeder einen andern Begriff habe. Und so kann sie vielleicht zufällig den Nutzen stiften, diejenigen, die etwa noch an Kants Kritik des Vernunftvermögens Anstoss finden, durch eine Thatsache zu überzeugen, dass Metaphysik als Wissenschaft bisher noch gar nicht vorhanden gewesen.

Die Frage: *welche Fortschritte hat die Metaphysik seit Leibnitzens und Wolfs Zeiten in Deutschland gemacht*, hat zwey ganz verschiedene Ansichten, durch deren Vereinigung aber erst eine vollständige befriedigende Beantwortung derselben möglich ist. Sie lässt sich nämlich erstlich historisch behandeln, indem die Veränderungen, in Ansehung des Begriffs, der Organisation des Ganzen und der Theile, der Erweiterung, Zusätze, Berichtigung und überhaupt der ganzen Bearbeitung der Metaphysik, so wie die Data dazu in den Schriften und Streitigkeiten der Metaphysiker da liegen, nach der Zeitfolge oder systematisch dargestellt werden. Da aber die Veränderungen einer Wissenschaft nicht eben gerade Verbesserungen sind, und es gar wohl denkbar ist, dass alle Bemühungen für sie, so viel Geräusch auch dabey gemacht worden, dennoch sie um keinen Schritt weiter gebracht haben, wenn sie einer sichern Grundlegung ermangelt, so ist ein Maassstab zur Beurtheilung nothwendig, um den wissenschaftlichen Werth ihrer ganzen Bearbeitung zu schätzen. Dieser kann aber nichts anders als die Idee der Metaphysik als Wissenschaft und die Einsicht in die Möglichkeit und Bedingungen derselben seyn, welche eine Kritik der Vernunft an die Hand geben muss. Die Erfodernisse der Beantwortung dieser Frage sind also eine gründliche historische Kenntniss des Gegenstandes, ein bestimmter Begriff von den Bedingungen der Metaphysik als Wissenschaft und endlich kritischer Geist, der ohne alle andere Rücksichten blos nach Principien bey der Beurtheilung verfährt. Nach diesen Rücksichten werden wir die vor uns liegenden Preisschriften beurtheilen.

Hr. Schwab setzt zuerst die verschiedenen Arten aus einander, wie eine Wissenschaft vollkommner werden kann. Dieses kann geschehen durch Erweiterung ihres Umfangs, durch bessere Anordnung ihres Systems, und endlich durch genauere Bestimmung der Grenzen, innerhalb welcher es allein möglich ist, eine Wissenschaft anzubauen, *materieller*, *formeller*, *negativer Gewinn.* Nach diesen Rücksichten will er die Fortschritte der Metaphysik seit Leibnitz darstellen. Zuerst zeigt er, dass die Metaphysik durch diesen Philosophen nicht sowohl materiellen als formel-

len Gewinn gehabt habe, obgleich sein Geist die Fesseln eines strengen Systems nicht liebte. Die Abhandlung fängt mit Wolff an, und zerfällt in 4 Perioden 1) von 1720 — 1740. 2) von 1740 — 1760. 3) von 1760 — 1780. 4) von 1780. an. Der Vf. hat also die Geschichte zum Grunde gelegt; er schildert in jeder Periode die Bemühungen und Versuche der berühmtesten Metaphysiker, und am Ende jeder berechnet er den Gewinn und Verlust der Metaphysik. Ungeachtet der Kenntniss der Literatur, der Menge von scharfsinnigen Bemerkungen und der oft treffenden Urtheile kann doch diese Abhandlung für keine befriedigende Beantwortung der Frage angesehen werden, weil der Vf. zu wenig Metaphysiker ist, um sich zu einem Standpunkt zu erheben, der ihn bey der Darstellung und Beurtheilung der Philosopheme über Einseitigkeit und Partheylichkeit hinweg setzen konnte. Er ist schon als eifriger Anhänger der Leibnitzisch-Wolffischen Philosophie und als Gegner der kritischen bekannt; in dieser Abhandlung findet man, wie es nicht anders zu erwarten war, nicht nur eben diese partheyische Anhänglichkeit wieder, sondern auch Aufschlüsse über ihre Ursache. Wir finden sie in folgender Stelle S. 17, wo behauptet wird, dass Wolff vielen scholastischen Wust weggeworfen, viel Falsches aufgedeckt, viel Unerwiesenes in seiner Unerweislichkeit dargestellt, oder mit bessern Gründen behauptet habe. „Doch, lenkt er sogleich wieder ein, *dass in einer Metaphysik alles so streng bewiesen, und über alle Zweifel erhaben sey, daran liegt vielleicht am Ende so viel nicht.* Aber um so mehr liegt daran, dass sie *brauchbar* sey, das ist, dass das Studium derselben *gute Köpfe bilde*, und dadurch einen wohlthätigen Einfluss auf andere Wissenschaften und die ganze menschliche Gesellschaft habe. Wie viel Unerwiesenes, ja wie viel Falsches ist nicht in der Cartesianischen Philosophie! Aber diese Philosophie hat einen Malebranche, einen Bayle, einen Locke erweckt und gebildet: Beweise genug, dass wenigstens die Cartesianische Art zu philosophiren besser seyn musste, als die Scholastische, bey welcher jene grossen Männer keine Befriedigung fanden." Welche laxe Begriffe von einer Wissenschaft? Welcher Maasstab zur Beurtheilung ihrer Fortschritte? Lässt sich etwas unphilosophischeres denken? Besser hätte Hr. S. gethan, wenn er hierin Wolffen, den auch die kritischen Philosophen nur aus andern Gründen vielleicht, als Philosophen, schätzen, nicht untreu geworden wäre, der in s. Ontologie Prolegomenor. §. 5. sagt: *„Philosophia prima est scientia. Quae enim in philosophia prima affirmamus vel negamus, ea demonstrare debemus. Est igitur scientia."* Ohne ein Wort weiter über jenen Maasstab zu verlieren, fragen wir nur Hn. S.; wie er jetzt schon nach demselben die kritische Philosophie beurtheilen könne; und ob er nicht noch ein halbes Jahrhundert lieber hätte warten müssen, um zu erwarten, welche Köpfe sie wecken, und welchen Einfluss sie auf die Wissenschaften und die menschliche Gesellschaft hervorbringen werde? Warum er die Theologen, welche gegen die Wolffische Philosophie polemisirten, darum tadele, dass sie nicht das Fundament derselben, die Theile, woraus sie besteht, und ihren Zusammenhang untersucht hätten? Räsonnirten sie nicht ungefähr auf dieselbe Art als Hr. Schwab? Denn auch er übergeht diese Untersuchung, worauf doch alles ankommt. Er preist Wolffs Verdienste um die Metaphysik im Allgemeinen, dass sie durch ihn erst ein System geworden sey; ohne über den Begriff, den Grundsatz derselben, und das Verfahren, wie das System aufgeführt worden, ein Wort, ausser im Vorbeygehen, zu sagen; was die Gegner dagegen gesagt, oft mit Recht getadelt haben, wird ganz kurz abgefertiget. Dies ist freylich sehr begreiflich, denn die Wolffische Metaphysik ist nun einmal das non plus ultra für unsern Vf. Wenn der Vf. S. 26. gesteht, dass man an der Wolffischen Schule zum Theil mit Grunde getadelt habe, dass sie alles definiren und demonstriren wolle (wo doch das Wollen nicht an sich tadelnswerth ist, sondern das Wollen ohne vorhergegangene Untersuchung des Vermögens), dass ihre Definitionen oft willkührlich seyen, u. s. w. so hat er sich wahrscheinlich vergessen; denn weiter unten S. 131. ff. wird die Wolffische Methode gegen Kants Kritik unbedingt gelobt. Bey Nichtwolffianern sieht seine Kritik die Fehler und Blössen schärfer ein, und es ist nicht zu leugnen, dass die Bemerkungen über Crusius Metaphysik S. 27. und Lamberts Architektonik S. 44. seq. oft scharfsinnig und treffend sind; unterdessen läuft doch auch manche Partheilichkeit mit unter, vorzüglich darin, dass ihre Verdienste nicht mit gleicher Umständlichkeit angegeben werden, z. B. *Crusius* zum Theil richtig gefasster Begriff von Metaphysik, und dass manches ohne Noth und Grund getadelt ist z. B. S. 33. dass Crusius die Psychologie ausgeschlossen habe, da er doch nur ganz consequent nach seinem Begriff behauptete, nicht die ganze Lehre von der menschlichen Seele gehöre in die Metaphysik, oder S. 35. die Behauptung eben desselben Philosophen, das Kennzeichen der Wirklichkeit sey zuletzt allemal die Empfindung. Doch wir müssen diese und andere Bemerkungen (z. B. dass einige skeptische Behauptungen Humens nicht aus seiner Untersuchung über den menschlichen Verstand, sondern, was nicht gleichgültig ist, aus dessen früherm Werke angeführt und kritisirt werden) übergehen, um noch etwas von Hn. Schw. Urtheil über die Kantische Philosophie zu erwähnen. Schon zum Voraus lässt sich von einem Manne, welcher der Meynung ist, in der Metaphysik müsse eben nicht alles bewiesen seyn, nicht einmal erwarten, dass er Kants Verdienst um die Metaphysik durch seine Propädeutik, das gerade in wissenschaftlicher Rücksicht das mühsamste und verdienstlichste, obgleich eben nicht das glänzendste ist, gehörig zu würdigen im Stande sey, wenn ihm auch nicht die Anhänglichkeit an die Leibnitzisch-Wolffische Philosophie ein unbefangenes Urtheil erschweret hätte. Jedoch gesteht er, nachdem er einige Hauptsätze der Kritik der reinen Vernunft aus Schulzens Erläuterung, aufgestellt hat, (welche lie-

ber

ber als bekannt vorausgesetzt werden konnten, da sie ohnedem ohne Beweise dastehen) dass Kant, wenn ihm die Grenzbestimmung der menschlichen Vernunft gelungen ist, der Philosophie einen grossen Dienst geleistet habe. Allein sie habe nicht gelingen können, weil Kant, um auf seine Resultate zu kommen, gerade die dunkelsten Gegenden der Metaphysik (Raum, Zeit, die einfachen Stammbegriffe des Verstandes) habe durchwandern, und Dinge auf eine positive Art bestimmen müssen, über welche die gröfsten Philosophen bisher nicht haben einig werden können, auch wahrscheinlicher Weise niemals einig seyn würden. Wenn das ist, so ist es auch um alle Philosophie gethan, und es verlohnt sich nicht die Mühe, um sie, deren Existenz nur erbettelt ist, ein Wort zu verlieren. Aber es hat keine Noth, so lange die Gründe, worauf jene Resultate gebauet sind, nicht umgestossen sind, welches der Vf. nicht gethan hat. Denn das ist doch kein Gegenbeweis, wenn er S. 116. sagt, die scharfsinnigsten Männer haben der Kantischen Theorie von Raum, Zeit und den Kategorien ihren Beyfall versagt. Doch am Ende werden auch noch Gründe aufgeführt, aber von welcher Art? Zuerst der Vorwurf, dass Kant eine gänzliche Subjectivität der Erkenntniss behaupte, wodurch ihre Allgemeinheit und Nothwendigkeit, Wahrheit und Gewissheit aufgehoben, und der Skepticismus auf den Thron gesetzt werde; die unvermeidliche Selbsttäuschung der Vernunft; die Inconsequenz, den Satz des Grundes auf die Dinge an sich, als intelligibele Ursache der Erscheinungen anzuwenden; die Behauptung, dass das Denken und alle Wirkungen der Seele blosse Phänomene sind; die Unbegreiflichkeit der Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der Natur, wenn Raum und Zeit die Formen der Aufschauungen, und die Categorien die Formen des Verstandes sind; die Unmöglichkeit des Vernunftglaubens an Gott, da sich nach Kant die Vernunft nicht den mindesten Begriff von Gott machen könne; Kant setze voraus, dass Sinnlichkeit und Verstand verschieden sind, ohne in die schwere Untersuchung einzugehen, ob sie wesentlich verschieden seyen; es sey nicht erwiesen, dass die Tafel der Kategorien vollständig sey, da Kant nicht erwiesen habe, dass es nicht mehr und nicht weniger Classen von logischen Urtheilen gebe. Man könne fragen, warum die Begriffe von Identität und Verschiedenheit nicht unter den Categorien vorkommen. Kant habe sie unter die Reflexionsbegriffe gezählt; allein es sey nicht abzusehen, warum die Begriffe von Ursache und Wirkung nicht eben so gut unter die Reflexionsbegriffe gehörten. Der Vf. hat sich viele Mühe gegeben, Widersprüche und Schwierigkeiten in der kritischen Philosophie auszuspähen, von denen S. 143. ein langes Verzeichniss steht: aber sie beruhen alle auf Missverständniss und Verdrehungen, und einige sind von der Art, dass es schwer zu begreifen ist, wie sie der Vf. Kant, den er doch für einen grossen Metaphysiker hält, aufbürden konnte. Z. B. S. 143. „Sie (die kritische Philosophie) hält Raum und Zeit für Anschauungen a priori: und sagt an einem andern Ort (in der neuen Entdeckung) *dass sie durch Eindrücke von aussen hervorgebracht werden.*" Einen unglücklichern Missgriff konnte er warlich nicht thun; er lese nur S. 70. der angeführten Schrift, worauf er sich wahrscheinlich bezieht, noch einmal mit Bedachtsamkeit. Und doch kann der Vf. noch darüber spöttisch thun, dass man solchen Gegnern Missverständnisse Schuld giebt? Es wäre Zeitverschwendung, sie zu widerlegen; die blosse Anführung ihrer Ausstellungen ist schon Widerlegung. Wir werden uns daher auch nicht weiter bey den Resultaten des Vf. aufhalten, indem er behauptet, dass die Metaphysik Kanten weder einen materiellen, noch formellen, noch negativen Gewinn zu verdanken habe, sondern nur das anführen, was er über den letzten Punkt S. 131. sagt. „Dass die Natur des denkenden Wesens, das Innere der Materie, das Wesen der Gottheit, die Dauer und Grösse des Weltalls, der Ursprung des Uebels und so viele andere metaphysische Gegenstände, am Ende, und nach den tiefsten Untersuchungen, auf unauflösliche Schwierigkeiten führen; welcher Philosoph hat dieses nicht erkannt, und wenigstens stillschweigend eingestanden? Aber als nun der kritische Philosoph auftrat, und sagte: „ich will euch aus der Natur der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft apodiktisch beweisen, dass ihr von allen diesen Dingen schlechterdings nichts wissen könnt," da musste natürlicher Weise jeder nachdenkende Kopf stutzen und fragen, wie es denn der kritische Philosoph angegriffen habe, um die Grenzen unserer Erkenntniss so genau und mit so vieler Zuverlässigkeit zu bestimmen?" Dieses ist ganz in dem Tone des *bescheidenen Dogmatikers*, den der Vf. S. 117. sprechen lässt: „Also Schwierigkeit gegen Schwierigkeit will ich doch lieber bey meinem Lehrgebäude bleiben, das mich auf wichtige Resultate führt, als die neue Theorie annehmen, wodurch mir diese Resultate entrissen werden. (Um diese ist es freylich dem Vf. zu thun, wenn sie auch unerwiesen sind.) *Ich weiss gar wohl, dass in der Metaphysik nicht alles streng bewiesen werden kann; aber ich will mir die Unerweislichkeit der ganzen Metaphysik nicht durch eine unerweisliche Theorie vordemonstriren lassen.*" Wir wollen ihn um den Besitz einer solchen Metaphysik nicht beneiden; glauben aber genug angeführt zu haben, woraus erhellet, dass er zu wenig Metaphysiker ist, um mit seiner Preisschrift, die mehr ein Panegyricus auf die Wolffische Metaphysik ist, der Frage ein Genüge zu thun. Den Anhang *von den analytischen und synthetischen Urtheilen* S. 157 — 170. übergehen wir, denn wir müssten Einwürfe anführen, die schon oft gemacht worden, und nichts als die Unkunde der kritischen Philosophie beweisen.

In einem ganz andern Geiste ist die Schrift des Hn. Reinhold (S. 172 — 254. geschrieben. Als Selbstdenker, der mit den Foderungen und Ansprüchen der Philosophie genau bekannt ist, würde er gewiss die Frage am lehrreichsten und befriedigendsten beantwortet haben, wenn er sie nicht, vielleicht aus Bequemlichkeit, in einem etwas fremden Gesichtspunkte ange-

sehen hätte. Er gehet nämlich von der richtigen Bemerkung aus, dass die aufgegebene Frage von jeder der streitenden Parteyen aus einem eigenem Gesichtspunkte angesehen und beantwortet werden könne, und dass daher eben so viele Antworten möglich sind, als es verschiedene Parteyen giebt. Der Vf. theilt nun diese Schulen ein in die dogmatische, welche die Idealisten, Pantheisten, Dualisten und Materialisten begreift, und in die kritische; lässt jede derselben als sprechende Person auftreten, und die Frage nach ihrem System beantworten. Dieses Verfahren hat den Vortheil, dass die verschiedenen metaphysischen Systeme nach ihren Gründen dargestellt werden; worauf es bey jeder Wissenschaft vorzüglich ankommt, da hingegen die erste Preisschrift immer bey einzelnen Behauptungen verweilt. Es ist aber nur zu bedauern, dass der Vf. nur zu bald von dem, was auf die Frage eigentlich Beziehung hat, abspringt, und sie fast ganz aus dem Auge verliert. Nur S. 180. lässt er die Leibnitzisch-Wolffische Schule etwas dahin gehöriges sagen, dass nämlich die Metaphysik seit dem Stifter dieser Schule im Wesentlichen nichts gewonnen habe. Weiterhin werden aber die Systeme der verschiedenen Schulen selbst, mit der schon bekannten Schärfe und Bestimmtheit, nach ihren Hauptmomenten entwickelt, und dabey gezeigt, was ihre Darstellung noch durch die kritische Philosophie gewinnen könne. Hierdurch wird aber mehr die Frage: welche Fortschritte können die Metaphysiken (wenn man so sagen darf) der verschiedenen Schulen noch machen, als: welche Fortschritte hat die Metaphysik wirklich seit Leibnitz und Wolff gemacht, beantwortet. Wir haben hier also Räsonnement ohne Geschichte, und die Beantwortung kann doch nur durch Verbindung des einen mit dem andern bewerkstelliget werden. Hierzu kommt noch, dass die meisten der genannten Schulen in den neuern Zeiten so gut als aufgehört haben, und durch Synkretisterey zusammengeschmolzen sind. Doch gesetzt auch, sie existirten noch in ihrer Reinheit, so würden ihre Systeme nur in so weit hier eine Rücksicht verdienen, als sie die Beantwortung der Frage erschwerten, und die Aufsuchung eines Standpunktes nothwendig machten, aus dem sie alle, ohne Partey zu nehmen, könnten übersehen werden. Denn als Wissenschaft gedacht kann es nur eine Metaphysik geben, und die verschiedenen Systeme müssen auf falschen oder einseitigen Voraussetzungen beruhen, welche durch jene aufgehoben werden. Man erwartet hier also gar nicht, die Darstellung der verschiedenen Systeme, wäre sie auch noch so meisterhaft, sondern was die Metaphysik durch sie gewonnen hat. Aus diesem Grunde könnten wir uns schon einer nähern Anzeige und Beurtheilung dieses Theils der Preisschrift überheben, wenn er auch nicht schon durch andere Schriften des Vf. bekannt genug wäre. Denn in der *systematischen Darstellung der Fundamente der künftigen und der bisherigen Metaphysik*, in dem 2 B. der Beyträge sind die Systeme oft mit denselben Worten aufgestellt. Nur eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken, dass der Vf. in dem siebenten Abschnitt, wo er die kritische Schule sprechen lässt, nicht so wohl Kant, wie man wohl erwarten sollte, sondern sich selbst aufführt. Denn es wird hier aus dem, was alle Parteyen mit Recht behaupten, der Begriff der Metaphysik bestimmt, wie in der angeführten Abhandlung der Beyträge S. 152. ff. nur auf eine etwas andere Art geschehen ist. Man vermisst dagegen sehr ungerne die Entwickelung dessen, was Kant zuerst so meisterhaft über den Inhalt und die Form der Metaphysik, und die Möglichkeit ihrer wissenschaftlichen Begründung gesagt hat. Wenn wir den 7ten Abschnitt wegen jener Verwechselung, und die 6 erstern, als nicht hieher gehörig betrachten, so bleibt nur der achte und letzte, S. 250—254. übrig, der in eigentlicher Beziehung mit der Preisfrage stehet. Hier giebt der zu keiner der vorher aufgeführten Schulen gehörige Beobachter (unter welchem der Vf. selbst nach S. 178. zu verstehen ist) erst von dem Rechenschaft, was die Metaphysik seit Leibnitz und Wolff gewonnen habe, indem er die wichtigsten Versuche, welche die philosophirende Vernunft in der Zeit unternommen hat, ganz kurz anführt. Diese Versuche, — der Versuch einer erschöpfenden Eintheilung aller bisherigen metaphysischen Vorstellungsarten; der Versuch die Streitpunkte der Parteyen zu vereinfachen; der Versuch, jedem System einen festern Grund, genauern Zusammenhang und grössere Vollständigkeit zu geben u. s. w. — rühren alle von dem Vf. her, wie man sich aus der Theorie des Vorstellungsvermögens, aus den Beyträgen und aus dieser Abhandlung selbst überzeugen kann. Die Metaphysik hat also dem Vf. einzig und allein alles zu verdanken, selbst für diese Abhandlung ist sie ihm verpflichtet. Sollte der unparteyische Beobachter sonst keine Verdienste als Versuche, und zwar nur seine eignen haben angeben können, und sollte über der Theorie des Vorstellungsvermögens die Kritik der reinen Vernunft ganz in Vergessenheit zu stellen seyn?

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Wien*, b. Rötzl: *Ueber die wesentlichen Vortheile der Einimpfung der Kinderblattern.* Für das Landvolk geschrieben von *Fr. Xav. von Lederer*, ausübenden(m) Arzte zu Weitra. 1796. 56 S. 8. Eine nützliche, ihrem Zwecke, manche in der Gegend, in welcher der Vf. lebt, herrschende Vorurtheile gegen die Impfung zu bekämpfen, entsprechende Volksschrift, in der übrigens Niemand etwas Neues suchen wird, worauf auch der Vf. keine Ansprüche macht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. August 1797.

PHILOSOPHIE.

1) Berlin, b. Maurer: *Preisschriften über die Frage: Welche Fortschritte hat die Metaphysik seit Leibnitzens und Wolfs Zeiten in Deutschland gemacht?* Von *Joh. Christoph Schwab, Karl Leonhard Reinhold* und *Joh. Heinr. Abicht. etc.*

2) Berlin, b. Vieweg d. Aelt.: *Ueber Grund und Werth der Entdeckungen des Hn. Prof. Kant in der Metaphysik, Moral und Aesthetik. etc.* von *D. Jenisch. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hr. Abicht (dessen Abhandlung die längste ist, S. 235—469.) glaubt, die Akademie habe unter den Fortschritten der Metaphysik nicht das allmählige Fortrücken ihrer Veränderungen, die sie seit Leibnitz und Wolff erlitten hat, verstehen können, denn sonst hätte sie eine Geschichte *metaphysischer Meynungen* verlangt, mit der weder ihr noch der Wissenschaft könne gedient seyn. So sehr wir davon überzeugt sind, so wenig glauben wir, dass der Vf. den Sinn der Frage getroffen habe, wenn er ihn so bestimmt: *Hat denn wohl die Metaphysik durch die ganz neue Behandlung, die sie seit Leibnitz und Wolff eben jetzt erst erfahren hat, in der That Fortschritte gemacht? Hat sie gewonnen? Wodurch und worin?* Man darf aber nicht weit in die Abhandlung hineingehen, um zu bemerken, dass der Vf. einen guten Grund hatte, den Sinn der Frage so zu stellen, weil es ihm sonst nicht möglich gewesen wäre, die goldne Regel, die auch zum Motto gewählt ist: *suum cuique* in Ausübung zu bringen. Das Publicum sollte nämlich erfahren, dass Hr. Abicht derjenige Denker ist, von dem die Metaphysik einzig und allein Nutzen und Frommen gehabt habe. (!) Daher citirt sich der Vf. so oft, weist auf seine Schriften zurück, und preist uns seine Verdienste zuweilen mit vieler Selbstgenügsamkeit an. Z. B. „*Abicht*, der sich die Bearbeitung der Gefühllehre zu einem Hauptgeschäfte gewählt hat, scheint sie unter den Neuern am besten aufgefasst, und mit Hülfe der Kantischen Entdeckungen in der Theorie der Erkenntnisskraft, am glücklichsten verarbeitet, und zu einem System erzogen zu haben." S. 345. Man übersehe nicht die grosse Bescheidenheit, welche in dem *scheint* liegt. Nicht zufrieden mit blossen Zurückweisungen, hat er hier die Quintessenz seiner Schriften niedergelegt, uns mit seiner Theorie der Erkenntnisskraft, Gefühlkraft, und Willensnatur, welche selbst zur Metaphysik gerechnet werden, von neuem beschenkt, und S. 301—445. einen überaus reichen Schatz von ontologischen Grundsätzen zum Besten gegeben. Ob alles dieses zweckmässig, ob es zur Beantwortung der Frage, in ihrem bestimmten nicht willkührlich veränderten Sinne nothwendig war, dies bedarf gar keiner Untersuchung. Wir können also auch diese Abhandlung für keine befriedigende Beantwortung der Frage ansehen, weil ihr grösster Theil, einige eingestreute Bemerkungen über die Leibnitzische Wolfsische und Kritische Philosophie abgerechnet, ganz ausserhalb der Grenzen derselben liegt. Eigentlich könnten unsere Anzeige wir also beschliessen, wenn wir nicht noch etwas über Hn. Ab. Art zu denken und sein metaphysisches System zu sagen hätten, wobey wir uns jedoch theils kurz fassen müssen, um nicht die Grenzen dieser Blätter zu überschreiten, theils auch kurz fassen können, weil das System schon sonst bekannt ist. Zuerst wird bestimmt, in wie ferne die Metaphysik der Form und Materie nach vervollkommt werden könne. Ungeachtet dieses sich weit genauer hätte entwickeln lassen, so wäre dennoch auch so der Frage eher Genüge geschehn, wenn der Vf. gezeigt hätte, was nach diesen verschiedenen Rücksichten für die Metaphysik gethan worden. Aber kaum hat er die Fragen: Was kann Metaphysik seyn; Sind uns metaphysische wahre Erkenntnisse möglich; Welche objective Bedeutung haben unsere metaphysische Erkenntnisse, untersucht? aufgeworfen, so geht er zur Darstellung der Fortschritte der Neuern (das heisst hier Hn. Abichts) in der Naturlehre, der Seelenkraft und insbesondere, der Erkenntnisskraft, Gefühlkraft und des Willens, dann der Fortschritte in der Ontologie, Kosmologie, metaphysischen Seelenlehre und Theologie fort, und in allen diesen Abschnitten wird nur beyläufig der Behauptungen Leibnitzens und Wolffs, zuweilen auch Kants erwähnt. Die Hauptangelegenheit des Vf. ist immer die, sein metaphysisches System darzustellen, und dadurch zu zeigen, dass die Metaphysik Fortschritte gemacht habe. Dies möchte aber sehr zu bezweifeln seyn. Denn dieses System ist ein Gemisch von Dogmatismus und Kriticismus, oder eigentlicher nichts anders, als die alte Metaphysik etwas mehr entwickelt, mit andern Ausdrücken gestempelt, und nach kritischer Philosophie gemodelt. *Metaphysik* ist dem Vf. *die Wissenschaft des von dem Formale der Erkenntnisse und Gefühle verschiedenen Nichtwahrnehmbaren.* Die Theile desselben sind Theorie der drey Seelenkräfte, dann Metaphysik des nicht wahrnehmbaren Theoretischen oder Erkennbaren, Fühlbaren, und der nicht wahrnehmbaren Zwecke des Menschen. Jeder dieser Theile hat wieder seinen reinen und empi-

empirischen Theil. Wir wollen hier nicht den unbestimmten Ausdruck des Nichtwahrnehmbaren, noch das Verfahren, die Metaphysik in einen reinen und empirischen Theil einzutheilen, und die Naturlehre der Seele darin aufzunehmen, welches selbst gegen des Vf. Begriff ist, rügen. Aber das können wir nicht unbemerkt lassen, dass diese auf Psychologie gegründete Metaphysik so gut als nicht gegründet ist. Denn indem er von dem Wahrnehmbaren auf das Nichtwahrnehmbare schliesst, befolgt er schon gewisse metaphysische Grundsätze, deren Gültigkeit erst dargethan werden müsste. Nach dem Vf. sind die metaphysischen Erkenntnisse in der Natur der Erkenntnisskraft gegründet, dieses nennt er ihre reale, oder subjective Wahrheit. Ihre objective Wahrheit besteht darin, dass die Mitursache ihrer Entstehung und Nothwendigkeit in der Einwirkungsart und in dem Einwirken der Objecte liegt. S. 286. Aber ihnen kommt keine absolute sondern nur relative Bedeutung zu, d. h. sie deuten nicht an, dass die Dinge an sich so sind, wie sie von uns gedacht werden, sondern nur, *dass sie als so und nicht anders bestehende Gegenstände, uns erscheinen und vorkommen.* S. 293. Das Wahre, was in diesen Behauptungen enthalten ist, ist offenbar Kantisch, aber wie entstellt, wie schief ausgedrückt? Wir lassen den Vf. die Hauptwahrheit seines neuen dogmatischen Systems selbst angeben. S. 305. „Unsere metaphysischen Erkenntnisse *a priori* können durch Erfahrung objectiv reale Wahrheit erhalten, und uns eine wahre Gewissheit von dem Metaphysischen verschaffen, und zwar von dem *Metaphysischen als einem uns Erscheinenden*, von welchem niemand unter der Sonne, ja überhaupt kein Geschöpf, dem es die Gottheit nicht besonders geoffenbart hat, entscheiden kann, weder dass, noch dass es nicht also für sich bestehe, wie es uns erscheint." Es ist schwer zu begreifen, was dieses uns erscheinende Metaphysische seyn soll, oder wie, nach diesem die Cosmologie, die Psychologie ja sogar eine Theologie noch in der Metaphysik eine Stelle bekommen kann. Ist etwa die Unkörperlichkeit und Unsterblichkeit der Seele, oder die Existenz Gottes, welche der Vf. S. 462, 463. und S. 466. aus Begriffen zu beweisen unternimmt, ein uns erscheinendes Metaphysisches? Wir läugnen nicht, dass Hr. A. eine grosse Menge von metaphysischen Sätzen hier niedergelegt, und manche Begriffe scharfsinnig analysirt, auch dass in so fern durch ihn die Metaphysik gewonnen habe, (denn freylich kann die Wolfische Metaphysik sich nicht rühmen, einen solchen Reichthum von ontologischen Sätzen, die aber alle analytisch sind, aufgestellt zu haben, als sich hier findet;) aber die Hauptsache, dass sie apodictisch, a priori erwiesen oder erweisbar sind, dass die Metaphysik durch sie als ein System der reinen Vernunft gewonnen habe, ist hier nicht erwiesen, und kann auf diesem Wege nicht erwiesen werden.

Es kann also keine von diesen drey Preisschriften für eine befriedigende Beantwortung der Frage angesehen werden. Denn keine hat nach einem sichern Maasstabe aus der Geschichte der Metaphysik gezeigt, in wie weit sich diese seit Leibnitz der wissenschaftlichen Form genähert oder davon entfernt hat. Parteylichkeit herrscht in allen dreyen, in der ersten für die Leibnitz-Wolfische Metaphysik, in der zweyten und dritten für die eignen Systeme ihrer Verfasser. In Ansehung der Schreibart hat die erstere entschiedene Vorzüge; die zweyte ist trocken und zu einförmig, die dritte nachlässig geschrieben und durch zu viele Terminologie schwerfällig.

Hr. Jenisch hat keine Abhandlung, sondern ein dickes Buch geschrieben, in dem aber die Beantwortung der Preisfrage nur Nebensache ist. Nachdem der Vf. die berühmtesten Denker, welche etwas für die Metaphysik leisteten, Plato, Aristoteles, Cartes, Spinoza, Locke, Leibnitz, Wolff, und ihre Verdienste um die Wissenschaft kurz geschildert hat, bringt er den Gewinn derselben in dem Zeitraum von Leibnitz an auf folgende Punkte zurück: sie hat 1) einen bescheidenern Dogmatismus, 2) eine Logik des Geschmacks, 3) eine Popularphilosophie; 4) Berichtigungen in einzelnen Theilen; und endlich 5) das kritische Lehrsystem Kants gewonnen, dessen Darstellung und Würdigung der eigentliche Gegenstand dieses Werkes ist. So wenig wir läugnen, dass in der vorläufigen Uebersicht viele gute Bemerkungen vorkommen, so ist doch nicht zu erwarten, dass auf den 42 S., welche sie einnimmt, die Frage erschöpft werden konnte, und die angeführten Resultate beweisen, dass sie nicht eben die Frucht eines vollkommen gereiften Nachdenkens sind. Denn wie kann Aesthetik, und Popularität der Philosophie unter die Fortschritte der Metaphysik gerechnet werden, welche als strenge Wissenschaft nicht populär werden kann, und mit der Geschmackslehre nichts gemein hat? Oder in wiefern kann man es als Gewinn für die Metaphysik ansehen, dass der Dogmatismus bescheidener wurde, da, nach dem eignen Geständniss des Vf. diese Bescheidenheit eine Folge der Gleichgültigkeit gegen Speculation und der Seichtigkeit war? Wenn wir auch nicht läugnen, dass alles dieses eine nothwendige Folge des Zustandes der Metaphysik vor Kant, und durch Beschleunigung der Krisis wohlthätig für sie wurde, so kann dieses doch darum nicht selbst als Fortschritt der Wissenschaft angesehen werden. Doch wir gehen zu dem Hauptgegenstande über. Dass Hr. J. ein Mann von Talenten und mannigfaltiger Belesenheit ist, davon enthält auch dieses Werk neue Beweise; allein man vermisst in demselben ungerne die erfoderliche Reife und Feile, Präcision und Ordnung im Denken. Wenn auch der Vf. über die hier abgehandelten Gegenstände nachgedacht hat, wie man ihm nicht absprechen kann, wenn er auch mehrere Jahre Kant gehört zu haben sich rühmet, so gehörte doch mehr Zeit als ein paar Monate, (nicht mehr wendete der Vf. auf die Ausarbeitung) dazu, um seine Gedanken in Ordnung zu bringen. Gewiss würden dann nicht nur manche Auswüchse (z. B. die Anecdote von dem philosophischen Friseur

S. 203.

S. 203. die Stelle eines Briefes, S. 465., der nicht hieher gehörte; S. 200. der Name seines Hn. Schwiegervaters,) weggeschnitten, sondern auch das Ganze weit zweckmäsiger in einem kleinern Raume abgehandelt worden seyn. Das Werk war zu einem Commentar über Kants kritische Schriften bestimmt, in dem auf eine nicht von andern abgeborgte Manier, die Hauptideen derselben dargestellt, gewürdiget, und ihr Verhältnifs zu andern Systemen ins Licht gesetzt werden sollten; zugleich versprach der Vf., keine Hauptstelle dieser Schriften unbeleuchtet, so wie keinen wichtigen Einwurf unberührt zu lassen, und gelegentlich auch auf die Fruchtbarkeit und Anwendung einiger Ideen derselben aufmerksam zu machen. Von allem diesem ist etwas, aber nicht alles geleistet worden. Zuerst giebt uns der Vf. eine concentrirte Darstellung der Hauptsätze der transcendentalen Aesthetik, der Analytik des Verstandes und der Dialektik, der Metaphysik der Sitten und der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. So entbehrlich diese Arbeit war, da alles dieses mit Recht als bekannt voraus gesetzt werden konnte, so bequem hat sie sich zum Theil der Vf. gemacht, da er was die Kritik der reinen Vernunft betrifft, einen Theil aus Schulzens Erläuterungen wörtlich abgeschrieben hat. (S. 45 — 58. 60 — 62. 209 — 218). Doch ist dadurch kein Plagiat begangen, denn die Erläuterungen werden nicht nur ausdrücklich angeführt, sondern auch die entlehnten Stellen durch kleinere Lettern ausgezeichnet. Auf die Darstellung jedes einzelnen Theils folgen Bemerkungen über die Gründe und Resultate. Der Vf. hat die Gabe, Begriffe oft durch manche neue Wendungen mit Hülfe einer reichen Einbildungskraft zu versinnlichen, und seine Belesenheit setzt ihn in den Stand, durch Vergleichungen und Beziehungen seinen Gedanken Klarheit und Interesse zu geben. So liest man mit Vergnügen die Stellen griechischer Philosophen, worinn das Denkvermögen erörtert wird, und ihre Vergleichung mit der Kantischen Analytik S. 76 — 93., die Vergleichung der Leibnitzischen und Kantischen Theorie vom Denken, S. 93. und die Parallele zwischen dem Realismus oder Spinozismus, das er mit Recht als das strengste dogmatische System ansieht, und dem kritischen Idealismus in Beziehung auf das Verhältnifs der menschlichen Erkenntnifs zu den Objecten. S. 329. Alles dieses hätte aber weit kürzer und bündiger gesagt werden können, wenn ein fester Plan zum Grunde gelegt worden wäre, in dem alles sich auf einen Zweck bezöge. Der Vf. scheint dagegen nur darauf gedacht zu haben, alles, was er über die Gegenstände gedacht, mitzutheilen. Sein Commentar gewähret keine klare Uebersicht; er verdunkelt und verwirret oft bey aller Weitläufigkeit nur noch mehr die Sachen, da es an Präcision der Begriffe fehlet. So heisst es S. 118. „Selbstbewufstseyn aber ist nichts anders als das Vermögen uns selbst anzuschauen, oder, unser Ich nach seinen jedesmaligen Bestimmungen zu denken." Ist Anschauen und Denken Eins? Was Kant reinen Verstand, das Vermögen reiner Erkenntnisse kennt, heisst ebendaselbst reine Vernunft. Das dogmatische System nennt er S. 169. seq. eine unerweisliche, den Kriticismus aber eine durch und durch *demonstrirte Hypothese* (?), weil er doch nur *eine Erklärungsart einer apodiktischen Thatsache* (der Mathematik und ihrer apodiktischen Gewissheit) aber nicht die apodiktische Thatsache selbst sey. „Offenbar müsste Kant, um die absolute Unmöglichkeit einer andern, als seiner Erklärungsart von der Apodiktizität (!) der Mathematik zu beweisen, die Dinge selbst kennen: denn nur alsdann könnte er behaupten, dafs sie so geeignet sind, dafs ihnen unsere Anschauungen, Raum und Zeit, gar nicht zukommen können: welches aber, — durch die Natur unseres Erkenntnifsvermögens nie der Fall seyn kann." Hier hat er offenbar den Geist der Kritik nicht recht gefasst. Denn ist es wohl nothwendig, die Dinge an sich zu kennen, um die Bedingungen der Erkenntnifs, die in dem Erkenntnifsvermögen selbst liegen müssen, aufzusuchen? Die viele Mühe, welche er sich giebt, ein System des Verhältnifs-Realismus (das heisst, die Wahrscheinlichkeit, dafs die Dinge an sich zu unsern Denkgesetzen zusammen stimmen) nicht auf den transcendentalen Idealismus auf-, sondern nur nebenanzubauen (S. 261 — 312.) war ganz unnöthig, und die Gründe, welche für die Nothwendigkeit dieses Systems aufgestellt werden, sind ohne alle Beweiskraft, und führen zuletzt, ganz dem Geiste der kritischen Philosophie, welche doch der Vf. annimmt, entgegen, auf einen unerweislichen Dogmatismus zurück. S. 287. heisst es: „So wie nach allen unsern Beobachtungen kein lebendiges und kein lebloses Geschöpf, keine Kraft und kein Gesetz einer Kraft auf dieser Erde (und wahrscheinlich in dem ganzen Universum) statt finden, die nicht gerade für diese Erde gemacht, und zugleich mit andern Wesen verwandt, und aus ihnen, oder mit ihnen gemeinschaftlich ableitbar wären; so müsse auch *die menschliche Denkkraft, nicht nur mit ihren Gesetzen auf die Gegenstände der Natur anwendbar, sondern auch in ihrem Ursprunge auf irgend eine Art mit denselben verwandt, und nach jenen Gesetzen selbst aus diesen Gegenständen ableitbar und erklärbar gefunden werden* (reelle Zustimmung), wenn wir gleich nicht im Stande sind, diese Ableitung und Erklärung selbst zu bewerkstelligen mit dieser unserer eingeschränkten Denkkraft." Und doch heisst es S. 310. durch dieses System des Verhältnifs-Realismus hätten wir also die Zustimmung der Aussendinge in der Natur zu den Denkgesetzen erklärt und abgeleitet. Man sieht Hr. J. ist sehr bald mit Erklärungen fertig. Wir könnten noch mehrere Belege anführen, um zu beweisen, dafs der Vf. noch nicht tief genug in den Geist der Philosophie, die er erklären will, eingedrungen ist, wenn wir nicht schon weitläufig genug gewesen wären. Die Einwürfe gegen die kritische Philosophie sind beyweitem nicht alle angeführt, und widerlegt worden. Aenesidemus ist mit einer halben Seite abgefertiget. Desto freygebiger ist er mit seinen eignen gewesen, die aber oft sonderbar sind, z. B. S. 397. gegen das Kantische Moralsystem, das unbekannte Wesen, welches

ches die Vernunft in die Reihe der Dinge gesetzt habe, könne jene *Illusion* von Freyheit, Seelenunsterblichkeit und Daseyn Gottes in die Vernunft als Bedingung des möglichst erweiterten Gebrauchs der reinen praktischen Vernunft und zur Beruhigung der vernünftigen Wesen in die Vernunft gelegt haben. Wir begreifen nicht, wie der Vf. noch hinzusetzen konnte, ein kühner Skeptiker könne mit solchen Dingen den *Entdecker des kategorischen Imperativus sehr gründlich einengen!* Manches Gute, was in dem vorgesetzten Briefe an Kant und in dem Buche selbst vorkommt, müssen wir hier übergehen. Der Vf. hat sich durchgängig bemüht, mit der Deutlichkeit Feinheit und Zierlichkeit des Ausdruckes zu verbinden. Sein Werk behauptet in dieser Rücksicht, ungeachtet mancher Flecken, vor allen diesen Preisschriften den Vorzug.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Fr. Baco's von Verulam Unterhaltungen über verschiedene Gegenstände aus der Moral, Politik und Oekonomie.* Aus dem Lateinischen übersetzt, nebst einem kleinen Anhang. 1797. XII u. 268 S. 8. (12 gr.)

Die *sermones fideles*, von welchen hier ungefähr die Hälfte, nämlich von Nr. 1 — 29., übersetzt erscheint, waren einer Uebersetzung nicht unwerth. Sie enthalten über mancherley Gegenstände viel durchdachtes, einen reichen Schatz von Lebensphilosophie, gesunden Begriffen und Grundsätzen, verbunden mit zweckmäfsigen Gebrauch einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit, in einem angenehmen Vortrage. Ungeachtet der Entfernung der Zeiten, findet doch das meiste, was Baco darüber gesagt hat, auch jetzt noch Anwendung, (man vergleiche z. B. den Aufsatz über Aufstand und öffentliche Unruhen) oder verdient doch beherziget zu werden; ein Beweis, dafs es das Resultat eines tiefen Nachdenkens und gereifter Erfahrung ist. Die Uebersetzung ist ziemlich gut gerathen, ungeachtet es bey dem gedrängten und bilderreichen Stil des Originals mancherley Schwierigkeiten zu überwinden giebt. Der Sinn ist, so weit wir verglichen haben, immer getroffen, und mit etwas Freyheit gut ausgedrückt. Dieses Urtheil erstreckt sich aber nur auf das Ganze. Einzelne Stelle finden sich hier und da, welche noch sorgfältiger, vorzüglich in Ansehung der Wahl der Ausdrücke, übersetzt seyn könnten. Davon überzeugte uns eine Vergleichung des Aufsatzes N. 15. über Aufstand und öffentliche Unruhen mit der Uebersetzung desselben in *Schmid's philosophischen* Journal 3 B. 2 St., deren Vf. nicht wie hier in der Vorrede gesagt wird, Hr. Pfarrer Schwarz, sondern, so viel wir wissen, der Herausgeber selbst ist. Z. B. S. 107. Es ist übrigens eine richtige Bemerkung, dafs zwischen *Gerüchten von Aufruhr und zum Aufruhr* selbst beynahe kein anderer Unterschied Statt finde etc. Der Unterschied zwischen *seditiosos tumultus* und *seditiosos rumores* ist so gut als nicht ausgedrückt. Der Anhang enthält einige biographische Nachrichten von dem Kanzler Baco, S. 260 — 268. Bey dieser Kürze konnten freylich nur die Hauptbegebenheiten seines Lebens angeführt werden.

PHILOLOGIE.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Auszüge aus den französischen Classikern*, verfertiget von E. C. *Trapp.* Sechster Theil. 1796. 8.

Der Zweck dieser Auszüge ist bekannt genug. Wir brauchen nur den Inhalt dieses sechsten Theils anzuzeigen. Er enthält aus Voltaire's Schriften, I. *Zadig ou la Destinée;* II. *Dialogue philosophique. Le Mandarin et le Jesuite;* III. Bruchstücke aus *Histoire de Charles XII.;* IV. Vermischte Aufsätze.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Cassel*, b. Griesbach: *Heinr. Carl Wilhelm Breithaupt* der jüngere, *über den Gebrauch* verschiedenen neuer und verbesserter *Arten mathematischer und geometr. Instrumente* die zur Feldmefskunst leicht und gut gebraucht werden können. 1796. 119 S. III Kupfer, kl. 8. (10 gr.) Hr. *B.*, Mechanicus in Cassel, beschreibt hier von dem in seiner Werkstatt zu verfertigenden geometrischen Apparat zuvörderst seinen *Mefstisch* mit Visir-Regel und dioptrischen Fern-Rohr, nebst den zugehörigen Stücken, als, Wasser und Senkwage, Gabel zum projiciren, Systeme von Maasstäben, Mefskette, und erläutert den Gebrauch derselben durch einige Aufgaben. Dann folgt die Beschreibung eines *Scheiben-Instruments* und eines *Sextanten*, nebst den hieher gehörigen Aufgaben und Verificationen. Ingleichem beschreibt er eine durch ihn verbesserte *Boussole* zum geodätischen Gebrauch, und ein *Goniometer*, mit welchem man Distanzen ohne alle Rechnung sehr bequem finden kann. Es ist hier nicht der Ort, die Beschreibung dieser Instrumente, die ohne Kupfer allemal unverständlich bleibt, einzuschalten. Rec. kann aber als Praktiker Hn. *B.* das Lob geben, dafs seine Instrumente gut ausgedacht sind, und bey guter Verfertigung und Manipulation auch die gehörigen Dienste leisten werden, die man von ihrer Theorie erwarten kann. Gut wäre es, wenn Hr. *B.* auch die Preise dieser Instrumente hätte beyfügen, und besonders für bessere Abbildungen derselben hätte Sorge tragen mögen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 31. August 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Carl Friedrich Clossius über die Lustseuche.* 1797. XVIII u. 430 S. 8.

Dieses Werk in *vier Abschnitte* getheilt hat sein Daseyn den Vorlesungen zu verdanken, welche der Vf. jüngst über die Natur und Behandlung der Lustseuche hielt. Nachdem er eine kurze Beschreibung dieser Krankheit mit ihren Symptomen vorauschickt, wie sich dieselbe gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts in den meisten Ländern von Europa in einem kurzen Zeitraum zeigte, so ist er geneigt, zu glauben, dass das Einführen derselben weder den Spaniern aus Westindien nach unserm Welttheil, noch den aus Spanien nach Italien vertriebenen Marranen zuzuschreiben sey, sondern dass es vor dem 15ten Jahrhundert schon in Europa eine eigne Form von Lustseuche gegeben habe, die aber verschieden von jener Epidemie war, welche am Schluss jenes Jahrhunderts herrschte. — Ursprünglich zeigt sich diese Krankheit itzt unter *zwey Formen*: nämlich durch einen eiterähnlichen Ausfluss oder ein Ausschwitzen aus den Schleimdrüsen der männlichen Harnröhre und bey Weibern aus der Mutterscheide (*Gonorrhoea*) oder durch Geschwüre und Bläsgen, die sich entzünden, platzen, ausbreiten, in die Tiefe fressen und mit ungleichen oft speckigten Rändern umgeben sind. (*Chancre*) Mit der ersten Form sind öfters Hoden- und Leistendrüsengeschwulst, Anschwellung der Vorsteherdrüse, Fehler im Harnen, Nachtripper etc. verbunden, doch verschwinden diese widernatürlichen Zufälle meistens nach und nach ohne nachbleibenden Schaden. Die zweyte Form aber giebt und vervielfältiget den venerischen Seuchenstoff, steckt zuerst die Drüsen und dann den ganzen übrigen Körper bis auf die Knochen, Haut und Nägel an, verschwindet, sich selbst überlassen, nie wieder, sondern verbreitet die Ansteckung in sich und andern Körpern immer mehr und mehr, bis endlich der Kranke abgezehrt, zerfressen und in ein Scheusal verwandelt, dahin stirbt. — Höchst wahrscheinlich ist dieses Gift durch den Beyschlaf — also durch Vermischung und hieraus erfolgter Umänderung der Säfte der Geburtstheile bey dazu günstigen Umständen zuerst entstanden und kann unter diesen Bedingnissen jedesmal wieder von freyen Stücken erzeugt werden. Von der Natur des venerischen Giftes wissen wir soviel, dass es sich in dem menschlichen Körper vermehre, sehr fix sey und nicht in der Entfernung, sondern nur durch innige Berührung mitgetheilt werde. „Daher scheine es der Natur der Sache angemessen zu seyn, den kränklichen veränderten Schleim für den Tripperstoff und „das in den Geschwüren abgesonderte Eiter für den „Chancrestoff zu halten und anzunehmen: nur aus „einer Chancrequelle können Geschwüre, und aus „einer Tripperquelle der Tripper geholt werden." Die Ansteckung aber kann auf mancherley Art geschehen: wo Wunden sind, sie mögen auch noch so gering scheinen und je feiner und dünner die Haut ist, desto leichter geht sie vor sich. Bis itzt giebt es weder innere noch äussere unfehlbare Vorbauungsmittel dagegen. — Im *zweyten Abschnitt* handelt Hr. *Cl.* die erste Form dieser Krankheit, den venerischen Tripper der Männer und dann der Weiber ab. Er beschreibt die Natur, die wesentlichen und ausserwesentlichen Zufälle, Abartungen und Folgen desselben als Krümmung der männlichen Ruthe, Hodengeschwulst, Phimosis u. s. w. Bey der Hodengeschwulst unterscheidet er die ächt entzündliche von der Geschwulst aus kränklicher Reizbarkeit: die nämliche Eintheilung findet bey der Harnverhaltung statt und muss demnach verschieden behandelt werden. — Pillen aus Olibanum, Mastix, Catechu, Drachenblut zuweilen mit Terpenthin verbunden, machen, nach einer häufigen Erfahrung alle andre Mittel gegen den Nachtripper überflüssig. (Dieselbe Pillenmasse, nur statt Drachenblut, Myrrhe empfiehlt *Kortum* in seinen *Beyträgen zur prakt. Arzneywiss.* 1795 gegen den Nachtripper.) Es giebt zwey Arten von Verengerungen der Harnröhre: die *krampfige* und die *bleibende*, welche auch beide mit einander verbunden seyn können: gegen die erste sind krampfstillende Mittel und Hinwegräumung der Gelegenheitsursachen: gegen die bleibenden aber, sie mögen Folgen von blosser Zusammenziehung seyn, oder von einer Verdickung des Gewebes der Harnröhre herrühren, der Gebrauch einfacher Kerzen, — die *Pickelschen* sind dazu am besten, — zu empfehlen. Nur bey Tage und nicht die Nacht über soll man die Kerzen in der Harnröhre lassen, und sie so gleich heraus nehmen, wenn sie beschwerlich fallen oder schmerzen. Die weitern, auf Erfahrung sich gründenden Vorschriften bey Anwendung derselben, bey Fisteln des Mittelfleisches etc. übergehen wir mit Stillschweigen und folgen nun dem Vf. zur zweyten Form dieser Krankheit, welche er im *dritten Abschnitt* seines Werkes abhandelt. Zuerst von den venerischen Geschwüren, die entweder *ursprünglich* oder *nachfolgend*, consecutiv, sind. Diese sich immer vergrössernden Geschwüre unterscheiden sich in ihrem Anfange und Fortgange, je nachdem sie auf der Haut, oder auf der Eichel, der innern Fläche der Vorhaut, auf dem Kitzler etc. ihren Sitz haben. So lange als noch keine Ein-

faugung des Giftes (dieser Moment ist aber schwer zu bestimmen) geschehen ist, können sie blofs mit äusserlichen Mitteln behandelt und vertilgt werden: am sichersten aber ist es immer, das Quecksilber innerlich, je eher je besser, damit zu verbinden. Die Anwendung des Mercurius, besonders des versüfsten zieht er äusserlich als Reinigungsmittel dem Aetz - und Höllenstein weit vor. Das Reinhalten, Waschen und Ausspritzen dieser Geschwüre mit Kalkwasser ist vorzüglich zu empfehlen. Hierauf geht Hr. *Cl.* die Zufälle einzeln durch, welche an den Geburtstheilen mit den venerischen Geschwüren verbunden sind, als die Phimosis, (wobey er die Spaltung der Vorhaut ganz verwirft), Paraphimosis, die gut und bösartigen Auswüchse an der Eichel, der Vorhaut, am After, (wo er wieder vor dem Messer und Aetzmittel warnt und durch innerliche Behandlung allein die Heilung bewirkt wissen will) die Verdickung, Verhärtung und Verwachsung der Eichel und Vorhaut, Verengerung der Mutterscheide etc. und fügt überall die zweckmäsige Curart hinzu. — Drüsengeschwülste entstehen äusserst selten ohne vorhergegangene venerische Geschwüre, weil es in der Natur dieses Giftes zu seyn scheint, nur durch Wunden dem Körper beygebracht zu werden. Wo sich also Chancre befindet, und je mehr oder minder dieser reizt, oder gereizt wird, da findet sich auch bald Geschwulst der benachbarten Drüsen ein. Sie sind aber leicht und wohl von den scrophulösen Geschwülsten zu unterscheiden. Der sicherste Weg zur Heilung derselben und der Bubonen ist die *Zertheilung*. Diese wird seltner durch Quecksilbereinreibungen, weil dadurch die Drüsen mehr gereizt werden, als durch den innern Gebrauch desselben erreicht. Ist aber die Entzündung in die Eiterungsperiode schon übergegangen, so setze man innerlich den mäsigen Gebrauch des Quecksilbers fort, wenn anders das Fieber nicht zu heftig ist; man befördere ferner den Aufbruch der Drüse mit erweichenden und besänftigenden Umschlägen, und lege, wenn der Bubo sich geöfnet hat, eine einfache, nicht reizende Wachssalbe auf denselben. Die Anwendung des Messers und der Aetzmittel sind hier sehr ungereimt und schädlich, auch ist die Eiterung, wenn man sie nicht verhindern kann und will, wenigstens nicht zu befördern. Im *vierten Abschnitt* endlich redet der Vf. von der Erkenntnifs und Heilung der wahren Lustseuche, welche an und für sich, die Knochenübel abgerechnet, unschmerzhaft ist. Zu den vorzüglichen Zufällen derselben gehören die Rachengeschwüre. Die Lehre von der verlarvten Lustseuche, dem Schlafen derselben im menschlichen Körper etc. scheint ihm ganz ungegründet zu seyn, und blofs auf die Lungen kann, wenn eine directe ausserwesentliche Wirkung angenommen wird, sich diese erstrecken. Im ersten Anfang ist diese Krankheit leichter zu heben, als wenn sie den Körper inniger angegriffen hat: in einem warmen Klima, bey trockener Witterung — wieder leichter, als in kalten Himmelsstrichen und bey feuchten Tagen. Nur in *Kalk* - und *Salzform* wirkt das Quecksilber auf die Seuche, und in *Metallform* geht es wieder aus dem Körper. Zu den Salzzubereitungen gehört der *Sublimat*, das *versüfste*, und *salpetersaure Quecksilber*. Lezteres und den Sublimat soll man nie innerlich, diesen aber als Waschwasser geben. Weit milder wirkt der versüfste Mercurius zu zwey Granen täglich mit Bittersalzerde vermischt. Die Quecksilberkalke sind den Salzen weit vorzuziehen: der *Mercurius cinereus* und *Mercurius solubilis Hahnem.* sind die besten. — Das Einreiben ist eine der ältesten Methoden und kann da, wo der Gebrauch des Mercurius innerlich nicht statt findet, angewandt werden. — Die *Cirillosche*, *Clarcsche*, *Cruikshanksche* Einreibungen haben nichts vorzügliches, sind überdiefs ekelhaft, unbequem, und erregen gar zu bald den Speichelflufs. Eben so unzulänglich sind die Klystiere, Bäder, Räucherungen etc. von Quecksilber: letztere können zuweilen mit Erfolg z. B. in die Mutterscheide, in den Mastdarm etc. geleitet werden. — Die Wirkungsart dieses Halbmetalls ist allezeit *reizend*: und es heilt weder durch seine Schwere, noch durch Neutralisirung, noch durch den Speichelflufs etc. Da also der Mercurius allemal als ein Reizmittel wirkt, so mufs bey Uebermaafs von Kräften die schwächende Behandlung, als Blutausleerungen, magere Kost, dünne wässerige Getränke etc. vorausgehen: meistens aber ist die stärkende Diät mit dem Gebrauch desselben zu verbinden, als gute, nahrhafte Kost, Wein, die Rinde, der Baldrian, das Eisen, der Mohnsaft. Dabey halte man die Hautausdünstung durch Reiben, Baden, Bewegung etc. in voller Thätigkeit, weil nichts so sehr den Speichelflufs verspätet, als eine vollkommene, reichliche Transpiration. Vorzüglich gut und praktisch wahr sind die Regeln, welche Hr. *Cl.* bey Anwendung des Quecksilbers giebt und befolgt wissen will: z. B. wie das Mercurialfieber zu erwecken, zu schwächen oder zu unterhalten sey etc. wenn anders die Wirkung desselben der Erwartung entsprechen soll. Eben so unterrichtend ist die Nachcur und die Verwicklungen der Lustseuche, in so ferne sie den Gebrauch des Quecksilbers hindern oder zu hindern scheinen: die Folgen von dem unrechten Gebrauch desselben als Speichelflufs, Zungengeschwulst u. s. w. die Behandlung venerischer Zufälle an den Knochen, bey neugebornen Kindern etc. angegeben. Wir können daher mit Recht dieses Werk als ein klassisches empfehlen: nur ist es Schade, dafs der Verleger nicht besseres Papier und schönern Druck auf dasselbe verwendet hat.

Berlin, in der Vossischen Buchhandl.: *Joh. Gottl. Walters Myologisches Handbuch* zum Gebrauch derjenigen, die sich in der Zergliederungskunst üben, auf dem anatomischen Theater in Berlin. Dritte verbesserte Auflage. 1795. 104 S. kl. 8.

Eine der wesentlichsten Verbesserungen, welche der Vf. bey dieser dritten Auflage angebracht hat ist, die Hinzufügung der deutschen Benennungen, welche diesem Handbuche um so nöthiger waren, da es vorzüglich für die Zuhörer des Vf. bestimmt ist, welche gröfstentheils aus Wundärzten bestehen, die gar keine gelehrte

lehrte Erziehung haben, und folglich auch die lateinische Sprache nicht verstehen. Rec. kann aber den Uebelstand nicht unbemerkt lassen, welcher einmal daraus entsteht, dass der Vf. die lateinischen declinirten Benennungen in den Text gewebt und die deutschen nur in Klammern dabey gesetzt hat, welches in einem deutschen Handbuche dieser Art hätte gerade umgekehrt seyn müssen, zweytens aber auch dadurch, dass er die eingeklammerten Benennungen jedesmal wiederholt, wenn das Wort auch erst in der vorigen Zeile da gewesen ist; z. B. „Seine Befestigung an den „Ribben geschieht zahnförmig, und daher heissen sie „(die Rippen??) *dentationes* (Verzahnungen). Diese „*dentationes* (Verzahnungen)" u. s. w. Die Verdeutschung dieses Wortes folgt auf derselben Seite noch fünfmal. Was die Wahl der deutschen Benennungen anbetrifft, so sind viele nach *Sömmerring* gewählt, einige aber selbst gemacht, oder vielmehr wörtlich aus dem Lateinischen übersetzt, welche oft sonderbar genug klingen, als: *Der innere Verstopfer (obturator int.)* wofür *Sömmerings* Name innerer Hüftbeinlochsmuskel viel bezeichnender ist. *Backenzahnschlundmuskel (buccopharyngeus)* kann leicht zu einer irrigen Idee von der Ansetzung des Muskels Anlass geben; eben so der *Gehirngrundflächen-Schlundkopfschnürer (cephalopharyngeus)* u. s. w. Da der Vf. in der Vorrede zur ersten Ausgabe den grosen *Albin* der Dunkelheit des Stils beschuldiget und in der zweyten Ausgabe sagt, dass er mehr als *Albin* geleistet habe, so kann Rec. doch nicht umhin zu bemerken, dass der Stil des Vf. sich durch nichts weniger als grose Deutlichkeit und Ordnung auszeichnet. Zum Belege beider Behauptungen zeichnet Rec. folgende Stelle aus: „Die dritte Befestigung machet der *oblique descendens* „(schief hinuntersteigende Muskel) *am osse pubis* „(Schaambeine), nämlich so, wenn man von einer bis „zur anderen *spina anteriore superiore cristae ossis ilei* „(vorderen oberen Gräte des Kammes des Hüftbeins) „eine gerade Linie zieht, so entstehet dadurch ein „Raum, der einem Triangel (Dreyecke) ähnlich ist, „welcher seine Grundlinie gegen die angezeigt be„schriebene Linie hinkehret und seine abgeschnittene „Spitze gegen die *ossa pubis* (Schaambeine) hinwendet.

Braunschweig, b. Thomas: *Abhandlungen der Londonschen Gesellschaft zur Vermehrung des medicinischen und chirurgischen Wissens.* Verdeutscht und mit Anmerkungen begleitet von Dr. *Th. G. A. Roose*, Professor zu Braunschweig. Mit Kupfern. 1797. 344 S. 8.

Rec. freut sich, dass die Uebersetzung dieser interessanten Sammlung, von welcher das Original schon in diesen Blättern (J. 1794. No. 316 u. 357.) mit dem verdienten Lobe angezeigt ist, in die Hände eines Sach- und Sprachkundigen kam, der selbst durch Localkenntnisse Manches, z. B. in der medicinischen Topographie von London, erläutern konnte. Da die Urschrift, wie es bey englischen Schriften gewöhnlich ist, manches Zusatzes aus der auswärtigen Literatur und mancher Einschränkung zu allgemein und empirisch hingeworfener Sätze bedurfte, so hat die Uebersetzung durch ihres Urhebers Anmerkungen einen Vorzug vor jener erhalten. Bey der S. 122 gemachten Anmerkung zu der Beobachtung einer verschlossenen Kopfschlagader und der daraus einleuchtenden Zulässigkeit ihrer Unterbindung in Nothfällen hätte der von *Hebenstreit* (*Bell* Lehrbegr. der W. A. K. Th. 5. S. 217) erzählte Fall hinzugefügt zu werden verdient, als ein, wohl einziges, Beyspiel, dass man auch beym *Menschen* sie mit Glück unterbunden hat. Von den 10 Kupfern des Originals sind die entbehrlichern hier weggelassen und nur die zu den Beobachtungen der verschlossenen Kopfschlagader und Hohlader und des angebornen Vorfalles der umgekehrten Harnblase gehörenden geliefert. Von den zwey Tabellen zu bequemer und zweckmäsiger Abfassung der Krankheitsgeschichten sind zum Gebrauche praktischer Aerzte auch *unausgefüllte* Abdrücke in der Verlagshandlung zu bekommen.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Industrie Comtoir: *Allgemeiner Blick auf Italien*, nebst einigen geographisch-statistischen Aufsätzen, die südlichen Theile dieses Landes betreffend, von *E. A. W. von Zimmermann*, Herzogl. Braunschw. Hofrathe. Mit einem Kupfer. 1797. VIII u. 182 S. gr. 8.

Der Inhalt dieser wenigen Bogen überwiegt an grösstentheils neuen, durchaus gedachten und wichtigen Beyträgen und Nachrichten, zur nähern Kenntniss Italiens, manche voluminöse Werke. — Sie enthalten folgende Aufsätze: 1. *Allgemeine Uebersicht von Italien.* Gleich dem ersten geistvollen Entwurf eines vorzüglichen Künstlers zu einem grössern Gemälde, enthält diese treffliche Skizze bestimmte und mit Meisterhand entworfene Grundlinien, in allgemeinen Angaben über Lage, innere Natur, Producte, Betriebsfähigkeit Italiens u. s. f. Die weitere Ausführung derselben, in einem grössern Werke, das der Vf. verspricht, und wozu er auf seiner Reise durch Italien die Materialien sammelte, berechtigt zu den grösten Erwartungen und wir hoffen, der Vf. werde die Begierde darnach nicht vergeblich gespannt haben. Dieses grösre Werk wird darstellen, was, nach dem Gange der Natur und nach der wirklichen Lage der Dinge, das, vor allen Ländern mit den reichsten Gaben ausgestattete Italien seyn könnte, aber dermalen noch bey weitem nicht ist, und so gleichsam dem Lande selbst seinen eignen Zustand und die bisherigen Ursachen seines so tiefen Verfalls abfragen. Möchte dieses Wort zu seiner Zeit von einem ganz dazu geeigneten Schriftsteller geredet, in dem jetzigen für Italien so wichtigen Zeitpunkt dort vernommen werden! Das Loos, was über dieses Land geworfen ist, wird entscheiden, ob nicht vielleicht noch die jetzige, von Schriftstellern so oft und tief herabgewürdigte Generation der Italiener, dazu bestimmt ist, ihrem schönen Vaterlande

eine beſſere, dem Willen der Natur entſprechende Zukunft zu bereiten: und bis dahin mögen denn die Zweifel ſchweigen, die dem aufmerkſamen Beobachter, bey aller Unpartheylichkeit und Billigkeit in Beurtheilung der Nationen, in dieſer Hinſicht noch übrig bleiben. — 2. Des Vf's *Winterreiſe zu den neapolitaniſchen Salpetergruben*, in Geſellſchaft des bekannten Abt *Fortis* und mehrerer achtungswürdigen Gelehrten. Bekanntlich machte der eben genannte Naturkündiger im J. 1783 die Entdeckung der reichen Salpetergrube bey *Molfetta* in Apulien; aber die Kabale der königlichen Salpeterpächter widerſetzte ſich der vollen Benutzung dieſes Reichthums der Natur und die den beſten Planen des Entdeckers entgegengeſetzten verkehrten Behandlungen machten die Grube für eine lange Zeit unbrauchbar. Neben manchen neuen und bedeutenden Nachrichten über Beſchaffenheit und Cultur von Apulien und einiger Städte daſelbſt, findet man hier eine genaue Beſchreibung der Grube von Molfetta und ihres jetzigen Zuſtandes, der Geſtalten, unter welchen der natürliche Salpeter ſich darin erzeugt und ſeiner ſchnellen Reproductionskraft, in welcher der hauptſächlichſte Werth dieſes ſogenannten Pulo liegt. Die ganze Maſſe des natürlichen Salpeters dieſer Grube iſt auf 30 bis 40,000 Centner, die der zweyten Reproduction auf 50,000 Centner zu ſchätzen. Dieſem Aufſatz iſt angehängt, ein Auszug aus Giovene's neuerlichen Reiſenachrichten über die vielen andern reichen, aber eben ſo wenig als jene benutzten, Salpetergruben in Puglien, nebſt Beobachtungen der Erzeugung des Salpeters in den tiefſten Kalkfelſen und einem Anſchlage dieſes innländiſchen Reichthums, welcher wegen der die Unterthanen drückenden und die neapolitaniſche Regierung entehrenden Salpeterpacht unbenutzt bleibt. — 3. Hn. Apotheker *Heyer's* Verſuche mit dem in dem Pulo von Molfetta und Gravina gefundenen natürlichen Salpeter. 100 Gran Salpeter von Molfetta, geben, nach dem Reſultat dieſer Analyſe, $71\frac{1}{2}$ Gr. Salpeter, $11\frac{1}{2}$ Gr. Selenit, $\frac{3}{4}$ Gr. Kalkerde, $1\frac{1}{2}$ Gr. Kalkſalpeter mit etwas Kochſalz. — 4. *Neue Inſtruction für die Gemeinheiten des Königreichs Neapel*, die Verfertigung genauer Landesbeſchreibungen betreffend. Die Abſicht der Regierung bey dieſen die Landescultur befördernden Verordnungen iſt löblich; aber, ob ſie auch wohl allgemein ſo befolgt werden, als hier von der Stadt Barletta in dem beyliegenden ausführlichen Bericht über ihren Gerichtsbezirk, geſchehen iſt? Nur zu oft hat Rec. Beweiſe vom Gegentheil in der Widerſetzlichkeit der neapolitaniſchen Güterbeſitzer und Gemeinheiten gegen die guten Abſichten der Regierung geſehen, wodurch dieſe vereitelt wurden — und das Geſetz ſich dabey beruhigte. 5. *Meteorologiſche und ökonomiſche Bemerkungen über das Jahr* 1790 vom Hn. Canonicus *Giovene*. Dieſes Jahr zeichnete ſich in jenen Gegenden durch unglückliche Ereigniſſe aus. Einem feuchten Frühling folgte ein ungewöhnlich kalter Sommer, wovon Miſswachs und viele Krankheiten die Folge waren. In den hier gelieferten, über das Klima, die Wetterkunde, den Landbau, die Pathologie u. ſ. w. des Landes lehrreichen Beobachtungen, werden die Urſachen und Folgen dieſer Phänomene aus einander geſetzt, und am Schluſs intereſſante Bemerkungen über die, oft ſo problematiſch dargeſtellte, an ſich ſelbſt ſehr merkwürdige, Lufterſcheinung, *Fata Morgana* genannt, mitgetheilt. Dieſes in Apulien und an der Küſte von Reggio ſich oft ereignende Phänomen, wird mit andern ähnlichen nicht minder ſeltſamen Erſcheinungen dieſer Gegend, der Wirkung einer ſehr ſtarken und ſehr veränderlichen Refraction der Lichtſtrahlen in der mit Dünſten geſchwängerten Atmoſphäre, zugeſchrieben. Nach Giovene's Vermuthung kommt vielleicht ein elektriſches Fluidum oder die Entwicklung einer Gasart hinzu, welche an den Orten, wo das Phänomen wahrgenommen wird, aufſteigt und die Atmoſphäre in eine wellenförmige Bewegung ſetzt, und wobey, nach Hn. *Z.* richtiger Bemerkung, auch die Ausdünſtungen des nahen Meeres, Einfluſs haben mögen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Nürnberg* u. *Altdorf*, b. Monath u. Kuſsler: *Abriſs der Metaphyſik nach Kant* zum Behufe ſeiner Vorleſungen entworfen von *Joh Gottlieb Munch* D. u. Prof. d. Phil. zu Altdorf. 1797. 104 S. 8. (8 gr.) Der Vf. fängt mit einer Geſchichte der Metaphyſik an, nach den von Kant am Ende der Kritik der reinen Vernunft angegebenen Geſichtspunkten, und gibt eine Literatur der Metaphyſik ſeit der kritiſchen Philoſophie. — S. 30. Dann folgt die Einleitung, Begriff und Eintheilung der Metaphyſik in fünf Paragraphen. Nach dieſer Eintheilung wird erſt die Metaphyſik der ſinnlichen Natur — S 96 und dann der überſinnlichen Natur abgehandelt. Es iſt nicht ſowohl Metaphyſik, als Propädeutik, und nicht ſowohl nach Kant als nach Reinhold, was der Vf. in kurzen Sätzen zum Behuf ſeiner Vorleſungen ausgeführt hat. Denn in dem erſten Theile iſt die ganze Theorie des Vorſtellungsvermögens überhaupt und insbeſondere der Sinnlichkeit und des Verſtandes, und in dem zweyten die Theorie der Vernunft (die letzte aber ſehr dürftig, wie ſchon aus der Seitenzahl erhellet) wiederholt. Eine Metaphyſik nach Kant hat etwas mehr zu bedeuten, wie ſich der Vf. ſelbſt überzeugen wird, wenn er nur die Einleitung zur Kritik der reinen Vernunft und die Architektonik eines ſorgfältigern Studiums würdiget, und die bisher erſchienenen metaphyſiſchen Werke des groſsen Reformators der Philoſophie mit dem daſelbſt aufgeſtellten Begriff der Metaphyſik vergleicht. Wir enthalten uns aller weitern Kritik, da eine Beurtheilung der Theorie des Vorſtellungsvermögens, die hier zwar deutlich, aber ohne weitere Begründung vorgetragen iſt, nicht hieher gehört.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. September 1797.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Barth: *Praktisches Handbuch für Prediger*, von *J. L. F. Witting*, Pastor zu Ellensen bey Einbeck. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Erster Band. 1795. Zweyter Band. 1796. 526 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

2) Duisburg, in der Helwingschen Universitätsbuchh.: *Neue Predigerunterstützung* oder neu ausgearbeitete Entwürfe zu Predigten, Passionsbetrachtungen, Beicht-, Tauf-, Confirmations-, Copulations- und Leichenreden, nebst Unterhaltungen am Kranken- und Sterbebette, gesammelt und herausgegeben von *Johann Daniel Tewaag*, Rector und Frühprediger der evangel. luth. Gemeine in Bochum in der Graffschaft Mark. Dritter Band. 1793. 550 S. gr. 8.

3) Nördlingen, b. Beck: *Materialien zum öffentlichen Vortrag* (e) *über die Sonn-, Fest- und feyertäglichen Evangelien durchs ganze Jahr* für Prediger in Städten und auf dem Lande, fortgesetzt von *Friedrich Böckh*, Pfarrer in Polsingen. Fünfter Theil, vom 11ten bis zum zwanzigsten Trinitatissonntage. 1795. 294 S. 8. (14 gr.)

4) Marburg, in der Universitätsbuchh.: *Beyträge zur praktischen Homiletik* für Prediger und Kandidaten des Predigtamts. Erstes Heft. 1796. 86 S. Zweytes Heft. 1796. 92 S. 8. (10 gr.)

5) Leipzig, in Comm. b. Böttger: *Entwürfe zu populären und gemeinnützigen Wochenpredigten* über auserlesene Stellen der heiligen Schrift. Auf dem Umschlage: *Magazin für Wochen- und Leichenpredigten*. Zweyten Bandes erstes, zweytes, drittes Stück. 1795. 320 S. Dritten Bandes erstes Stück. 1796. 110 S. 8. (1 Rthlr.)

6) Chemnitz, b. Hofmann: *Materialien zu Religionsvorträgen bey Begräbnissen*, in Auszügen aus Predigten guter Kanzelredner. Ersten Bandes erstes Stück. 1795. 175 S. gr. 8. (12 gr.)

7) Leipzig, b. Böhme: *Der Landprediger bey den Gräbern*, zweyter Theil, von M. *Samuel Ebert*, Prediger zu St. Georgen in Leipzig. 1796. 456 S. 8. (1 Rthlr.)

Es möchte nun wohl bald Zeit seyn, dass man dem wohlmeynenden Bestreben, Predigern den öffentlichen Unterricht durch Predigtentwürfe zu erleichtern, Ziel und Maass setze, wenn diese nicht etwas Ausgezeichnetes liefern, und nur das Gewöhnliche und oft Gesagte wiederholen, da der schon vorhandene reiche Vorrath zu diesen Zwecken vollkommen hinreichend ist. Nur diejenigen, die vorzüglich musterhaft sind, müssen uns noch immer willkommen seyn, weil nicht nur der geschickte Prediger Gebrauch davon machen kann, sondern auch die christliche Religions- und Sittenlehre überhaupt mit neuen Materialien bereichert wird. Auch die Entwürfe für Casualfälle, besonders von Leichenpredigten und Reden sind noch mit Dank anzunehmen, weil auf diese noch am wenigsten Rücksicht genommen ist, und es doch hier am schwersten hält, immer neuen Stoff zu finden und eine geschickte Anwendung auf die speciellen Fälle zu machen. Von der Art sind auch einige unter den gegenwärtigen Sammlungen befindlich.

Ueber Nr. 1—3. hat Rec. schon mehrmals seine Meynung gesagt, und er kann sich jetzt also desto kürzer fassen. Bey Nr. 1. muss man die Fruchtbarkeit des Vf. wegen des Reichthums von Materialien, die er liefert, und wegen seiner Fertigkeit im Disponiren bewundern, da auch sogar die Vorrede die Form einer Disposition erhalten hat, in welcher gezeigt wird: „in wieferne es bey Predigten nöthig sey, auf die Bedürfnisse und Geschmack „unserer Zeit Rücksicht zu nehmen." *Die zweyte Auflage* unterscheidet sich von der ersten bloss dadurch, dass zur grössern Brauchbarkeit des Buchs bey den Hauptsätzen zu Predigten auch die Ableitungen derselben aus dem Texte noch hinzugefügt sind. Beide Theile enthalten Erklärungen, Predigtentwürfe und Hauptsätze über sämmliche Sonn- und Festtagsevangelien. Nr. 2. erhebt sich durch nichts über das gewöhnliche, weder durch geschickte Auswahl der Hauptsätze, noch durch Ausführung, Anwendung der Materialien und Einkleidung derselben. Die *Entwürfe* sind auch grösstentheils zu weitläuftig und zur weitern Ausführung zu reichhaltig. So ist der Entwurf S. 43. der Tod des Ananias und der Sapphira als eine Warnung für entschlossene Sünder fünf, und die Anwendung acht Seiten lang. In der letzten werden alle Gründe gegen die Lehre von den Versuchungen des Satans ziemlich weitläuftig ausgeführt. Auch die *Casualreden* sind mehrentheils übermäsig lang und haben völlig den Zuschnitt wie Predigten, Eingang, Text, Thema, Theile und Anwendung. In einer *Beichtrede* S. 324. die als *Entwurf* fünf Blätter stark ist, werden die Zuhörer mit den verschiedenen Bedeutungen des Worts *Welt* auf eine ermüdende Weise unterhalten. Daher kommt es denn, dass der

Stil in den mehresten nicht kräftig genug, sondern ziemlich matt und trocken ist. Bey den *Unterredungen am Krankenbette* bleibt der Vf. zu sehr beym Allgemeinen stehen, und alles geht ziemlich leicht und geschwind von statten. Bey einem Kranken, der vorher sehr unordentlich gelebt hatte, wird S. 530. eine Gewissensrüge angestellt, das Bekenntniss der Sünden abgenommen und das heil. Abendmahl gereicht. Damit ist denn die Bekehrung vollendet und ihm wird die Vergebung der Sünden in vollem Maasse versichert. Eben so wird in der Unterredung mit einem sehr unwissenden, (eigentlich ganz rohen Menschen, der von Religion fast gar nichts weiss,) etwas Weniges von einigen Religionssätzen vorgesagt, und das macht denn den ganzen Unterricht aus, der eigentlich so gut als kein Unterricht ist. In den Entwürfen Nr. 3. ist eine simple Anlage und gute Auswahl für's gemeine Leben nützlicher Materien unverkennbar. Nur fehlt es zuweilen an richtigen Begriffen und Grundsätzen; wenn z. E. am 15ten Sonntage nach Trinitatis S. 125 ff. die Glückseligkeit in diesem und dem zukünftigen Leben als unsere Bestimmung vorgestellt und der Tugend nicht einmal als Mittel dazu gedenkt wird, da doch im Evangelio v. 33. gerade das Gegentheil steht: „Strebet nur nach wahrer christlicher Tu„gend, so wird euch alsdann auch wahre Glückselig„keit zu Theil werden."

Nr. 4. ist eine Sammlung von Hauptsätzen und Hauptabtheilungen über die Sonn- und Festtagsevangelien aus den Schriften der neuern Kanzelredner nach der Zeit geordnet, so dass über jeden Text 25 bis 30 Themata ausgezogen sind. Diese beiden Hefte enthalten die Evangelien vom 1ten Advent bis zum Sonntage Exaudi. Die Sammlung ist nach der Vorrede den Anfängern zum Besten geschehen; diesen wird dabey die Methode vorgeschlagen: nach dem Hauptsatze und den Hauptabtheilungen eine Predigt auszuarbeiten und diese mit der Predigt des Mannes selbst zu vergleichen, aus welcher sie ausgezogen sind. Dass eine solche Uebung Anfängern sehr nützlich sey, ist nun wohl unstreitig. Aber wenn sie diese Predigtsammlungen selbst besitzen, so können sie ja diese Auszüge ganz entbehren, und besitzen sie solche nicht, so können sie auch ihre Arbeit mit dem Muster nicht vergleichen. Zu dieser Absicht möchte also wohl die gegenwärtige Sammlung nichts helfen. Der einzige Nutzen wäre, dass man sähe, was über jeden Text von andern ist gepredigt worden, und dadurch sich die Wahl der Materien erleichterte. Aber dann hätte auch die Wahl der Kanzelredner sorgfältiger und geschmackvoller sollen angestellt seyn, als es wirklich geschehen ist. Denn dass sie alle die *besten* Kanzelredner seyn sollten, wie der Sammler meynt, widerlegt der Augenschein. Einige haben gar zu viele triviale und zur Erbauung für unsere Zeiten wenig brauchbare Hauptsätze in Sachen und Ausdrücken geliefert. Man urtheile darüber aus folgenden Exempeln. Am 1 Adv. Nr. 7. Von der auch jetzt noch fortdauernden Regierung unsers Königs Jesu Christi auf Erden; wie diese noch jetzt kräftig und wirksam ist 1) im Reiche der Natur, 2) im Reiche der Gnaden. Am 2 Adv. Nr. 1. Der Weg auf dem man dem *Zorne Gottes* entrinnen kann. Am 1 Weyhnachtsfeyertage Nr. 9. Warum Jesus Christus der Erlöser der Menschen als schwaches Kind habe in die Welt kommen und geboren werden müssen? (Was für eine unnütze Frage, die jedes Kind beantworten kann, welches weiss, dass alle Menschen als schwache Kinder geboren werden.) Am 1 Epiphan. Nr. 14. Der Werth des *verborgenen Lebens* an dem Beyspiele Jesu. (Wer versteht das, was ein *verborgenes Leben* seyn soll?)

Nr. 5 und 6. hingegen zeichnen sich sehr zu ihrem Vortheile aus, besonders Nr. 5. in Absicht auf die zweckmässige Wahl der Texte und interessanter gemeinnütziger Materien, die wirklich lehrreiche und gründliche Ausführung des Hauptsatzes, die regelmässige Anordnung der Materialien und den nicht ganz planen, aber doch verständlichen und sehr würdigen Vortrag. Die Vff. zeigen sehr reine Begriffe, richtige Grundsätze und gute exegetische Kenntnisse. So ist in der 5ten Woche, die Kraft der christlichen Fürbitte gerade auf der rechten Seite vorgestellt, und in der 31ten Woche bey dem Thema; Was ist die Hauptsache bey dem Christenthume? über Gal. 5, 6. sehr gut gezeigt worden, was der *Glaube* hier und an andern Orten bedeute, wenn er als das Wesen des Christenthums vorgestellt wird. In der Leichenpredigt 3. B. 12. W. ist der Vf. bey der interessanten Materie: von den Beschäftigungen und Freuden der Seligen im Himmel, grösstentheils von dem Fehler freygeblieben, mehr zu sagen, als wir davon wissen können. Doch ist es wohl zu genau bestimmt, wenn er sagte dass dort kein Leiden und keine Plage uns treffen werde. Woher wissen wir das? Könnte dieses nicht zu unserer Tugendübung nöthig seyn? Und wenn es vorher heisst: wir würden *Umgang* mit Gott haben; so lässt sich dabey gar nichts Vernünftiges denken. Für Mannichfaltigkeit der Materien ist auch hinreichend gesorgt. Unter andern kommen einige lehrreiche Naturbetrachtungen vor, als: 27ste Woche. Bemerkungen beym Anfange des Frühlings an einem Frühlingsmorgen, über Matth. 6, 28—30. 28ste W. Bemerkungen an einem Sommermorgen, über Ps. 65, 11. 12. 29ste W. Von der Strafbarkeit der Unbarmherzigkeit gegen Thiere, über Sprüchw. 12, 10. Besonders ist es sehr zu billigen, dass die Vff. zuweilen Materien in einigen Entwürfen im Zusammenhange abgehandelt haben, als in der 14ten W. Es ist böse Zeit über Ephes. 5, 16. und 16te W. Ein guter Rath, wie man sich in die Zeit schicken soll, über Röm. 12, 11. 12. In der 17ten und 18ten W. Ueber die Pflicht der Arbeitsamkeit; und in den 32—35sten W. Ueber den Müssiggang, wo jedoch die Bewegungsgründe mehr aus den Folgen dieses Lasters als aus der innern Unanständigkeit desselben hergenommen sind. Einige *Homilien* in der 9ten W. über 1 Pet. 1, 13—17. und in der 23sten W. die christliche Tugend des

Stephanus, können auch als Muster empfohlen werden, und machen den Wunsch nach mehreren rege. Ueber die Geschichte der Zerstörung Jerusalems 3. B. 2. W. hätte wohl noch mehr lehrreiches können gesagt werden. Auch die Hauptsätze hätten billig etwas kürzer gefasst werden sollen. So konnte der in der ten W. der 6 Zeilen enthält, ohne Nachtheil der Deutlichkeit so ausgedrückt werden: dass man nicht reich und vornehm seyn dürfe, um andern nützlich zu seyn. Uebrigens werden die Entwürfe wohl deswegen nur Entwürfe zu *Wochenpredigten* genennt, weil sie über freye Texte sind, denn ausserdem unterscheiden sie sich durch nichts von den Sonntagspredigten. Nr. 6. enthält ziemlich ausführliche Auszüge aus Predigten wirklich guter Kanzelredner, *Henkens*, *Koppens*, *Löfflers*, *Marezolls*, *Reinhards*, *Ribbecks*, *Rosenmüllers*, *Spaldings*, *Zollikofers* und anderer, die mit grosser Sorgfalt nach richtigen in der Vorrede angeführten Grundsätzen gewählt und mit vieler Geschicklichkeit verfertigt sind. Rec. findet daher auch nicht nöthig, über die Güte derselben noch etwas beyzufügen, da die Namen ihrer Verfasser dafür bürgen. Nach dem Plane, den sich die Vff. gemacht haben, werden in dem *ersten Abschnitte* Entwürfe allgemeinen Inhalts bey Beerdigungen, wo das Leben der Verstorbenen keine Veranlassung zu einer lehrreichen Betrachtung darreicht; in *dem zweyten* solche, wo auf die Zeit des Todes Rücksicht genommen worden; in *dem dritten* Entwürfe bey besondern Fällen, in Rücksicht auf das Alter, die Lebensumstände und Schicksale, die Denk- und Handlungsart des Verstorbenen; und in *dem vierten* Entwürfe vorzüglich in Hinsicht auf die Hinterlassenen geliefert. Die specielle Anwendung auf den Verstorbenen ist mit Recht einem jeden, der davon Gebrauch machen will, selbst überlassen worden.

Die Entwürfe von Nr. 7. sind nun von allem diesem gerade das Gegentheil. Hr. E. ist ein grosser Liebhaber vom alten Testamente, denn unter 50 Texten sind nur 17 aus dem neuen, wo doch gewiss viele gute Leichentexte zu finden wären. Es kommen nun allerdings in dieser Sammlung manche gute und brauchbare Entwürfe vor, als grosser Trost bey unserer Mühe und Arbeit auf Erden, 1) wir arbeiten nicht umsonst, 2) wir kommen einst zur Ruhe. S. 33. der Tod eines Frommen ein Schlaf, 1) in Absicht auf das Schlafen selbst, 2) in Absicht auf das Erwachen, über 5 Mos. 31, 16. (Matth. 9, 24. wäre ein schicklicherer Text gewesen.) S. 179. Der Fromme ist nie unglückselig, wenn auch nicht immer glücklich; der Lasterhafte ist nie glückselig, wenn auch noch so lange glücklich, wo der Unterschied zwischen Glück und Glückseligkeit sehr einleuchtend gemacht wird. Aber dagegen findet man noch mehrere mittelmässige und schlechte. Manche fruchtbare Hauptsätze sind sehr unvollständig ausgeführt, als S. 19. über 1 Mos. 5, 24. Das Lehrreiche in dem Lebenswandel frommer Menschen. Einige sind sehr dunkel und räthselhaft, als S. 61. über Hiob 1, 21. Ein guter Rath für solche, die zugleich ihre Kinder und Güter verloren haben, 1) *Höret die Geduld* Hiobs, 2) Sehet *das Ende des Herrn*. S. 20. Ueber den Tod solcher Menschen, *deren die Welt nicht werth war*. (Was für verkehrte Begriffe liegen dabey nicht zum Grunde!) S. 185. Die Hoffnung eines christlichen Lehrers, *der seinen Schatz in irdischen Gefässen trägt*. Die Ausführung dieses Hauptsatzes ist so wie das Thema völlig nach dem Leisten der alten Postillen. An dem verstorbenen Prediger wird vorzüglich gelobt, dass er mit *heiliger Grossmuth* zu Himmelsgedanken erhoben das *ganze Nichts der eiteln trostlosen Welt* übersehen, die ganze Welt *verachtet* und sie als einen *Triebsand* angesehen, der unter den Füssen weggehet und uns den Fluthen überliefert. Der Leichenredner ruft aus: mir ist leid um dich, *mein Bruder Jonathan!* und die Zuhörer sollen hoffen können, Gott werde sie auch geschickt machen, die eitle Welt zu *verachten*, — auf dem Buss- und Glaubenswege zu bleiben etc. — Herr ich hoff' ja, du werdest die in keiner Noth verlassen etc. Dass dieser Entwurf nicht nach dem heutigen Geschmack sey, fühlt Hr. E. selbst, meynt aber doch, dass er *zweckmässig* und *gedankenreich* sey. Das letzte könnte man ihm wohl einräumen, wenn es nur nicht so fade, triviale und falsche Gedanken wären. Von dergleichen verkehrten und veralterten Vorstellungen kommen überhaupt häufige Beyspiele vor, z. E. gleich in dem ersten Entwurfe und in dem 12ten Texte S. 64 ff. An niedrigen Ausdrücken fehlt es auch nicht, als S. 51. dass wir in der zukünftigen Welt *recht Kunde erlangen* werden. Zuweilen polemisirt auch Hr. E. und zwar sehr kurz und kräftig, so wie S. 93. „dass der Text Hiob 19, 25—27. von „der Auferstehung handele, haben mir alle diejeni„gen, die gern den Glauben an ein künftiges Leben „aus dem A. T. verdrängen wollen, mit allen ihren „*exegetischen Künsteleyen* nicht aus der Seele drängen „können." Dagegen hat Rec. nichts, hofft aber, dass alle diejenigen, welche das Gute in diesen Entwürfen benutzen wollen, sich auch keine verjährten Lehrmeynungen und Vorstellungsarten aufdrängen lassen, sondern die Spreu von dem Weitzen sorgfältig scheiden werden.

MAGDEBURG, b. Keil: *Predigten mit Hinsicht auf den Geist und die Bedürfnisse der Zeit und des Orts, von C. G. Ribbeck. Zweyter Theil.* 1797. 284 S. 8. (18 gr.)

Rec. stimmt dem Urtheile, welches ein anderer Mitarbeiter der A. L. Z. über den ersten Theil dieser Predigten gefällt hat, im Ganzen genommen sehr gern bey. Die abgehandelten Materien sind den Zeitumständen angemessen, für ein mittleres Auditorium allgemein verständlich, durchaus praktisch, in sehr guter Ordnung und in einem correcten und, in den meisten Stellen, eleganten Ausdrucke vorgetragen. Der Vf. gehört zu denjenigen Predigern, deren erste Bemühung auf Erleuchtung des Verstandes gerichtet ist; jedoch wird auch ganz unvermerkt das Herz mit dabey erwärmt. Ja zuweilen könnten die Perioden,

nicht ſowohl um des Leſers, als um des Zuhörers willen, etwas kürzer ſeyn. Auch ſind an einigen Stellen zu viel Participien in eine Periode zuſammengedrängt, wodurch dem Zuhörer das Faſſen etwas erſchwert wird, z. B. S. 21. „der zu ſpät zur Erkenntniſs und zum Glauben an die Ewigkeit gekommene Wüſtling hoffte für die Beſſerung und Rettung ſeiner wahrſcheinlich gleiche freygeiſteriſche Grundſätze hegenden Brüder den allergewiſſeſten Erfolg, wenn ein Todter zu ihnen geſandt würde, um ihnen ewiges Gericht und Buſse zu predigen." Der Schluſs der *erſten* Predigt, welche Rec. nebſt der Gedächtniſsrede auf den Prinzen *Ludwig* von Preuſsen, für die vorzüglichſte hält, hat ihm nicht gefallen. Er heiſst ſo: „Wir wollen Gott bitten, daſs er nie *im Zorne* der Welt und Menſchheit den Glauben an Geiſtererſcheinungen auf Erden zurückgebe." Dieſe Bitte ſetzt, an und für ſich, den Glauben voraus, daſs Gott ſo etwas *im Zorne* zu thun fähig ſey, welches unſtreitig Hn. *R.* Meynung nicht iſt. Noch wollen wir den Inhalt dieſer Predigtſammlung mit anzeigen. 1) Daraus, daſs in unſern Tagen die Verſtorbenen den Lebenden nicht erſcheinen, kann nicht gefolgert werden, daſs Unſterblichkeit der Seele und das künftige Leben zweifelhaft ſey. 2) Die uns bekannt gewordenen edeln und guten Thaten unſrer Mitmenſchen fodern uns zur Menſchenachtung und Menſchenliebe auf. 3) Sie fodern uns auf, auch an unſerm Theile edel und gut zu handeln. 4) Mit welchem Sinne und mit welcher Abſicht wir unſerer Vorzüge vor andern eingedenk ſeyn müſſen. 5) Ueber die Gefahr derer, bey denen ein Erkenntniſs und Empfindung ihrer Fehlerhaftigkeit und ihrer ſittlichen Verſchuldungen ohne Wirkung bleibt. 6) Menſchen, welche die Vorſehung über Sorgen der Nahrung hinweggeſetzt hat, haben die heiligſte Verpflichtung, Gott durch Zufriedenheit zu ehren. 7) Diejenigen, welche Gott aller Sorgen der Nahrung überhoben und mit Erdengütern reichlich oder doch hinlänglich geſegnet hat, haben die nächſte und heiligſte Verpflichtung, die Verſorger und Wohlthäter ihrer armen und bedürftigen Brüder zu werden. (Almoſenpredigt im Jahre 1796. 8) Der Rath Gottes (warum nicht lieber *Abſicht?*) bey ſeinen Verhängniſſen in Anſehung des Todes der Menſchen iſt uns oft hier unerforſchlich, künftig aber wird er uns offenbar werden. Gedächtniſspredigt auf den Prinzen Fr. L. C. von Preuſsen. 9) Die Ruhmwürdigkeit das Glück und der ewige Lohn der Gerechtigkeit (beſſer, der *Tugend*). Gedächtniſspr. auf die verwittwete Königinn von Preuſsen. — Daſs Hr. *R.* ſeine Themata, der Deutlichkeit unbeſchadet, kürzer ausdrücken könnte, wird hoffentlich keinem Zweifel unterworfen ſeyn, z. B. Nr. 7. etwan ſo: „Menſchen die frey von Nahrungsſorgen oder gar wohlhabend ſind, ſollen wohlthätig gegen Arme ſeyn."

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Jena*, b. Voigt: *Von der Ueberzeugung nach ihren verſchiedenen Arten und Graden.* 1797. 78 S. 8. — Der Vf., der, wie wir ſogleich auch ohne Nennung am Ende der Vorrede erkannt hätten, Hr. *Krug* in Wittenberg iſt, bemerkt, daſs der Theil der logiſchen Methodenlehre, welcher von der Ueberzeugung handelt, bisher ſehr mangelhaft abgehandelt worden ſey; er tadelt, daſs die Beweiſe bisher nur in apodictiſche und wahrſcheinliche eingetheilt worden, da doch zwiſchen beiden noch der Glaube, nicht der hiſtoriſche ſondern der Vernunftglaube, liege. Allein dieſer Tadel kann die Methodenlehre der reinen Logik nicht treffen, welche von allem Inhalte abſtrahirt. Die Abhandlung zerfällt in vier Abſchnitte, von der *Ueberzeugung überhaupt*, *von dem Wiſſen*, *von dem Glauben*, *von dem Meynen*. Dieſe Lehren ſind, wie man es von dem Vf. gewohnt iſt, deutlich und faſslich meiſt nach Kant vorgetragen. Hier und da hätten wir etwas mehr Präciſion gewünſcht. S. 10. wird das Fürwahrhalten oder die Ueberzeugung in der allgemeinſten Bedeutung als der Gemüthszuſtand erklärt, vermöge deſſen man ſich der *Nothwendigkeit* eines Urtheils bewuſst iſt. Kann dieſes Merkmal auf vollſtändige und unvollſtändige Ueberzeugung, auf Meynen und Wahrſcheinlichkeit, ſogar auf Ueberredung, welche Zuſtände des Gemüths §. 8 ſeq. als unter jenem Begriff enthalten, angegeben werden, ohne Unterſchied paſſen? S. 24. will der Vf. gegen Kant der Philoſophie ſo wie der Mathematik Evidenz zugeſprochen wiſſen; allein er muſs ſelbſt geſtehen, daſs dann Evidenz nichts anders iſt, als apodiktiſche Gewiſsheit, welche freylich beiden zukommt, nur mit dem wichtigen Unterſchied, daſs die philoſophiſche diſcurſiv, die mathematiſche a priori anſchaulich iſt. Um dieſen Unterſchied iſt es Kant zu thun, und der philoſophiſche Sprachgebrauch fodert, für die letzte beſondere Art das Wort der Evidenz allein zu gebrauchen. Gute Bemerkungen findet man über den Vernunftglauben, über den gemeinen und geſunden Verſtand, und deſſen Anſprüche an die philoſophirende Vernunft. Es iſt bekannt, daſs der Vf. ſchon in einer ältern Abhandlung die Ausdrücke, Orthodoxie und Heterodoxie durch die Uebereinſtimmung der Ueberzeugungen mit dem geſunden Verſtande und das Gegentheil davon am beſten beſtimmt zu haben glaubte. Er kommt auch hier in einer langen Anmerkung wieder darauf zurück, und beantwortet die Einwendung eines andern Rec. in der A. L. Z. (1796. Nr. 281. S. 632.) daſs dieſer Maaſsſtab nicht beſtimmt genug ſey. Das beſte wäre doch wohl, dieſe Worte, denen keine völlig beſtimmte Bedeutung untergelegt werden kann, als völlig entbehrlich ganz eingehen zu laſſen.



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. September 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandl.: *Versuch einer moralischen Einleitung in das Neue Testament für Religionslehrer und denkende Christen.* Von *Immanuel Berger. Erster Theil.* 1797. 310 S. 8.

Schon längst hat Rec. gewünscht, dass die biblische Moral ohngefähr auf die Art bearbeitet werden möchte, wie man seit einiger Zeit die biblische Dogmatik bearbeitet hat; und daher ist es ihm sehr angenehm, den Anfang von einem Werke anzeigen zu können, wodurch ein Theil seines Wunsches erfüllt wird. Diese moralische Einleitung in das N. T., wie sie der Vf. nennt, ist nämlich eine historisch-kritische Darstellung der moralischen Lehren des N. T., nach der Ordnung, wie sie in demselben enthalten sind. Eine ähnliche Darstellung der moralischen Lehren des A. T. scheint zwar ein eben so groses, wo nicht noch grösseres Bedürfniss zu seyn, da der häufige Missbrauch, welcher noch immer davon gemacht wird, so manchen Schaden stiftet. Indessen ist es gut, dass einstweilen nur ein Anfang mit dem N. T. gemacht wird. Vielleicht findet sich mit der Zeit ein Gelehrter, der mit gründlichen exegetischen, historischen und philosophischen Kenntnissen ausgerüstet, sich dieser, freylich noch schwerern Arbeit unterzieht. Vorjetzt wollen wir nur bey dem gegenwärtigen Werke stehen bleiben; und vor allen Dingen den Plan vorlegen, den der Vf. gewählt hat, und dann einige Bemerkungen über einzelne Stellen mittheilen.

Der Plan ist folgender: Allgemeine Einleitung. Einleitung in die Moral der historischen Bücher des N. T. Die Lebensbeschreibungen Jesu. Moralische Einleitung in den Matthäus. Allgemeine Bemerkungen über den Matthäus. Moralische Einleitung in das Evangelium Marci. Allgemeine Bemerkungen über den Marcus. Nur diese beiden Evangelisten enthält der erste Band. Indessen hofft der Vf., sich bey der Bearbeitung der übrigen Bücher des N. T. kürzer fassen, und das ganze Werk in zwey folgenden Bänden beendigen zu können.

In der *allgemeinen Einleitung* erklärt sich Hr. *B.* über den Gesichtspunkt, aus welchem er die Moral des N. T. betrachtet hat. Wir müssen eines und das andere auszeichnen. Eine *geoffenbarte Moral*, (sagt der Vf.) giebt es nicht. Aber eine Offenbarungsurkunde kann Moral enthalten; und das ist der Fall beym N. T. Als eine Offenbarungsurkunde betrachtet, bietet es eine doppelte Moral dar: a) eine solche, welche der darinn enthaltenen Religion nothwendig zum Grunde liegen muss. Man kann sie die *nothwendige*, oder *constitutive Moral* des N. T. nennen. Sie muss sich durch Beziehung der wesentlichen Religionslehren des N. T. auf die höchsten Grundsätze der Vernunft auffinden und darstellen lassen, wenn dasselbe anders die Probe als Offenbarungsurkunde aushalten soll. b) Eine Moral, welche neben den geoffenbarten Religionslehren darinn befindlich seyn *könnte*. Diese nennt der Vf. die *synthetische*, weil sie durch Nebenumstände damit verbunden ist. Sie dürfte der constitutiven eben so wenig widersprechen als überhaupt der reinen Vernunftmoral, aber sie könnte sich auf untergeordnete Principien gründen, sich nur auf einen gewissen Kreis von Pflichten einschränken, mithin weniger vollständig als jene seyn. Zwischen diesen beiden Arten der Moral des N. T. lässt sich *a priori* kein wesentlicher Unterschied angeben, als der des Erkenntnissgrundes. Dieser ist für die constitutive Moral — die Religionslehren, und für die synthetische — die wirklich in denselben enthaltenen moralischen Vorschriften. Der Vf. beschäftiget sich in dem angezeigten Werke bloss mit der *synthetischen Moral* des N. T., das heisst mit derjenigen, welche in ausdrücklichen Vorschriften der Schriftsteller desselben, in ihren Bemerkungen und Urtheilen enthalten ist. Er will die moralischen Vorstellungen des N. T. herausheben, die vorgezeichneten Charakterzüge moralisch merkwürdiger Personen entwickeln, und, so viel als möglich, in die feinsten moralischen Beziehungen, welche der Inhalt derselben darbietet, einzudringen suchen. Da man Kenntniss der Moral als Wissenschaft zum N. T. mitbringen muss, um das Moralische in demselben erkennen, und unter richtige allgemeine Begriffe zusammenfassen zu können, so erklärt der Vf., dass er sich zu dieser Beurtheilung der kritischen Moral bedienen werde, weil er sie für die richtigste und reinste Entwickelung der Gesetzgebung der Vernunft hält, welche der menschliche Geist bis jetzt zu Stande gebracht hat. Indessen versichert er, es sey ihm hier gar nicht darum zu thun, Uebereinstimmung zwischen den Lehren der kritischen Moral, und der des N. T. zu finden; sondern er werde sich ihrer bloss dazu bedienen, um aus dem N. T. dasjenige herauszufinden, was wirklich moralisch ist. Diess ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Arbeit des Vf. zu betrachten ist. Rec. findet hiebey nichts zu erinnern, und bemerkt nur noch in Ansehung des Ganzen, dass Hr. *B.* überall von der grammatischen Interpretation derjenigen Stellen ausgeht, worinnen eine moralische Lehre enthalten ist.

Da uns eine Beurtheilung aller in diesem Bande befindlichen Abhandlungen zu weit führen würde, so begnügen wir uns blofs einige Stellen aus der moralischen Einleitung in den Matthäus auszuzeichnen. Die sogenannte Versuchungsgeschichte Jesu hält der Vf. für eine Erdichtung. (Er meynt, den Versucher für einen Menschen zu halten, erlaube die Benennung nicht, welche ihm die Evangelisten geben, indem sie ihn nicht allein διαβολος, sondern auch σατανας nennen. Aber sagte nicht Jesus auch zu dem Petrus: Weiche von mir σατανα?) Die in dieser moralischen Erdichtung enthaltene Lehre sey: *Man muss sich vor abergläubischen Vorstellungen vom Teufel und seiner Macht hüten, weil sie der Tugend leicht gefährlich werden können.* Diefs habe Jesus seinen Jüngern dadurch begreiflich zu machen gesucht, dafs er ihnen gesagt, wie gefährlich ihm, dem Weisesten und Vollkommensten selbst diese Vorstellungen hätten werden können. Diese Erzählung sey aber von seinen Schülern misverstanden worden etc. (Diese Erklärung möchte schwerlich Beyfall finden. Sie scheint eben so gezwungen zu seyn, als die Meisten der bisher bekannten Erklärungen.) Die Erklärung der Stelle Matth. V, 17—20 ist zwar nicht ganz neu; sie hebt aber alle Schwierigkeiten, die man ehedem hier gefunden hat, und ist dem Sprachgebrauche gemäfs. Jesus scheint nämlich diese Worte blofs seinen Jüngern gesagt zu haben; und sein Wille war nicht, dafs man diese Aussprüche für allgemeine Vorschriften halten sollte, welche alle Bekenner seiner Religion zu beobachten hätten. (Diefs wird mit guten Gründen bewiesen.) Nur seinen Schülern gebot er eine strenge Beobachtung des mosaischen Gesetzes auf so lange, bis sein Plan zur völligen Reife gediehen seyn würde, (ἑως ἀν παντα γενηται) und behielt sich dabey vor, diese Gesetze weiter auszudehnen (πληρωσαι). Unter dem Gesetze sind nicht blofs moralische Vorschriften zu verstehen, sondern das ganze Gesetz Mosis ist unter dieser Vorschrift begriffen. So haben ihn auch seine Schüler verstanden. Denn sie selbst beobachteten, so wie er, das Mosaische Gesetz, so lange sie in seiner Gesellschaft waren, und nach seinem Tode lehrten sie es auch die neubekehrten Christen halten, bis das Christenthum weit unter den Heiden verbreitet war, und sie durch den Eifer und die lebhaften Vorstellungen Pauli und andere wichtige Umstände bewogen wurden, die Christen aus dem Heidenthume von der Beobachtung des mosaischen Cerimonialgesetzes frey zu sprechen. — Nachdem der Vf. die ganze sogenannte Bergpredigt durchgegangen und erklärt hat, zieht er daraus folgende Resultate: 1) Dafs die Moral Jesu keine *blosse* Glückseligkeitslehre war, indem er das Streben nach Tugend dem Streben nach Glückseligkeit entgegensetzt, und jenes diesem vorzuziehen gebietet. Kap. VII, 33. — 2) Dafs er dabey aber die Glückseligkeit nicht ganz ausschliefst, indem er sie als Folge der Tugend in ein besseres Leben setzt. V, 6. 8. 10. 12. — 3) Dafs er auch hier nicht alles Streben nach Glückseligkeit verbietet, indem er selbst Klugheitsregeln giebt, durch welche die Menschen ihre Glückseligkeit sichern können. V, 25. VI, 34. VII, 6. 4) Dafs er Tugend und Glückseligkeit in Harmonie als den höchsten Zweck des Menschen betrachtet, indem er denjenigen wahrhaftig glückselig nennt, der es durch tugendhafte Gesinnungen ist. V, 3—11. 5) Dafs er eine Allgemeinheit der Moral für alle vernünftige Wesen anerkennt, indem er nicht nur will, dafs die Menschen unter sich nach gleichen Regeln handeln sollen, VII, 2. 12. sondern auch das Verhalten Gottes und der Menschen unter gemeinschaftlichen Regeln zusammenfasst. V, 45. 48. VI, 12. 6) Dafs er die Pflichten gegen Gott nicht in einen Dienst desselben setzt, welche in Werkheiligkeit besteht, sondern in eine moralische Gesinnung, die den Geboten Gottes, welche keine andere als die Gesetze der Tugend sind, angemessen ist; indem er die blosse Ausübung gottesdienstlicher Werke nicht für hinlänglich hält, sondern will, dafs wir dieselben so ausüben sollen, dafs dadurch unser moralischer Zustand gewinne, VI, 4. 6. 8. und indem er die Ausübung moralischer Pflichten gottesdienstlichen Cerimonien vorsetzt. V, 23. 24. 7) Dafs er die Pflichten gegen uns selbst auf Sorge für die Seele gründet, welcher die Sorge für unsere Glückseligkeit unterzuordnen, und nach ihr zu leiten ist VII, 20—34. 8) Für die Pflichten gegen andere Menschen schreibt er eine Regel der Gerechtigkeit vor VII, 12. und verlangt ein so fest gegründetes Wohlwollen gegen unsere Mitmenschen, welches selbst durch die stärksten Leidenschaften, die durch Feindschaft, Verwünschungen und Beleidigungen von ihrer Seite erregt werden müssen, nicht zu erschüttern ist. V, 43—48. — Hierüber macht der Vf. eine Bemerkung, die wir mit seinen eignen Worten hieher setzen wollen: „Zu meiner eignen Verwunderung bemerke ich, dafs diese Resultate mit der neuesten kritischen Moral auf das genaueste zusammen stimmen. Ich kann mir das Zeugnifs geben, diese Uebereinstimmung keinesweges gesucht zu haben. Auf dem Wege einer treuen grammatischen und historischen Auslegung habe ich den Sinn der moralischen Reden Jesu aufgesucht; denn ich war von jeher mistrauisch gegen die Behauptungen von einer solchen Uebereinstimmung. Ich überlasse es jedem, zu untersuchen, ob ich den Sinn der Lehren Jesu richtig entwickelt habe, und sollte er diefs finden, diese so wunderbare Uebereinstimmung nach seiner Art zu erklären. Ich erkläre sie mir so: Die Moral der kritischen Philosophie ist die Moral der gesunden Vernunft und der Natur des Menschen. Dem ächten Genie ist es eigen, die geheimsten Gesetze der Natur aufzuspüren. Es folgt dem Pfade der Natur, wenn andere sich durch Regeln und Conventionen auf Abwege leiten lassen. So gelang es dem grofsen Geiste Jesu, aus sich selbst Wahrheiten zu schöpfen, die auf wissenschaftlichem Wege noch Jahrtausende lang unentdeckt blieben, die aber mit den Resultaten einer vollendeten wissenschaftlichen Begründung der Moral eben so übereinstimmen, wie die Schönheiten der genievollesten alten Dichter mit einer ächten Theorie des Schönen." Es sey dem Rec. erlaubt, seine Meynung hierüber zu sagen. Er glaubt, dafs Hr. *B.* den Sinn der moralischen Reden Jesu, was die Hauptsache

betrifft, richtig entwickelt habe; er selbst hat sie von jeher nicht anders verstanden, und so viel er weiss, sind sie auch von andern guten Auslegern nicht anders erklärt worden. Die oben angeführten Resultate sind daher lange vor dem Ursprung der kritischen Philosophie von allen guten Moralisten als richtig anerkannt, und gelehrt werden. Aber freylich ist nicht zu läugnen, dass sich auch Manche durch Regeln und Conventionen auf Abwege haben leiten lassen. Der Urheber der kritischen Philosophie hat sich daher nach des Rec. Einsicht ein wahres Verdienst erworben, dass er durch Aufstellung richtiger Principien diese wichtige Materie in ein helleres Licht gesetzt hat. Aber nur die Art der wissenschaftlichen Behandlung scheint neu zu seyn, nicht die Sache selbst, und vielleicht würde die kritische Moral, eben desswegen, weil sie, wie die Moral des Christenthums die Moral der gesunden Vernunft und der Natur des Menschen ist, weniger Widerspruch gefunden haben, als sie wirklich gefunden hat, wenn nicht die zum Theil neue und ungewöhnliche Terminologie zu Missverständnissen auf der einen, und zu Uebertreibungen auf der andern Seite Anlass gegeben hätte. Es war allerdings unbestimmt gesprochen, wenn man so oft gesagt und geschrieben hat: Die christliche Moral ist eine Glückseligkeitslehre. Aber hinwiederum war es auch unrichtig und übertrieben, wenn man sagte: Diese Moral ist gar keine Glückseligkeitslehre, sondern blosse Tugendlehre. Hr. *Berger* hat die Sache ganz richtig so ausgedrückt: Die Moral, welche Jesus vorgetragen hat, ist keine *blosse* Glückseligkeitslehre. Nach ihm ist Tugend und Glückseligkeit in Harmonie der höchste Zweck des Menschen, und nur derjenige ist wahrhaftig glückselig, (nicht immer auch glücklich,) der es durch tugendhafte Gesinnungen ist. Rec. hatte sich vorgenommen, noch mehrere Stellen auszuzeichnen, und seine Gedanken darüber zu eröfnen; da aber diese Recension ohnehin unter der Hand länger geworden ist, als er vermuthet hatte, so mag es hiebey sein Bewenden haben, um so mehr, da man schon aus den angeführten Beyspielen hinlänglich erkennen wird, was man in diesem nützlichen und lehrreichen Werke zu suchen hat. Der Vf. wird sich durch die Fortsetzung desselben gewiss ein wahres und bleibendes Verdienst erwerben.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Horae Paulinae, Wilh. Paley's*, A. M. Archidiakons zu Carlisle, *Beweis der Glaubwürdigkeit der Geschichte und der Aechtheit der Schriften des Apostels Paulus aus ihren wechselseitigen Beziehungen auf einander. Aus dem Englischen.* Mit einigen Anmerkungen von D. *Heinrich Philipp Conrad Henke.* 1797. 462 S. 8.

Auf diese Schrift ist das deutsche gelehrte Publikum bald nach ihrer Erscheinung aufmerksam gemacht worden; (in *Eichhorns* allgem. Biblioth der bibl. Literatur, B. III. S. 508 und in der A. L. Z. 1792. No. 25.) und das günstige Urtheil von ihrem Werthe hat durch des Herrn Abt *Henke* Beystimmung ein bedeutendes Gewicht erhalten. Dieser verdienstvolle Gelehrte hat gegenwärtige Uebersetzung, welche einen Mitarbeiter an einer berühmten Lehranstalt im Herzogthume Magdeburg zum Verfasser hat, während des Abdrucks durchgelesen, und dem Werke das, was er dabey etwa der Bemerkung oder weitern Ausführung würdig fand, in einem Anhange beygefügt. — Ohne zu wiederholen, was ein anderer Recensent bey der Anzeige des Originals (1792. Nr. 25.) von dem Gesichtspunkte gesagt hat, aus welchem diese Schrift zu betrachten ist, bemerken wir nur für diejenigen, die jenes Stück der A. L. Z. nicht bey der Hand haben, dass die Absicht des scharfsinnigen Verfassers dahin gehet, aus den wechselseitigen Beziehungen der Apostelgeschichte und der dreyzehn Paulinischen Briefe, (denn auf den Brief an die Hebräer ist keine Rücksicht genommen worden,) zu zeigen, dass diese Schriften, selbst alsdann, wenn sie erst neuerlich etwan in der Bibliothek des Escurials entdeckt, und uns ohne alle äussern Beweise für ihre Aechtheit in die Hände gekommen wären, Gründe genug darbieten würden, die Personen und Briefe für unerdichtet, die Briefe für authentisch, und die Geschichte, der Hauptsache nach, für wahr zu halten. Die Nachrichten in der Apostelgeschichte stimmen nämlich mit denen, die der Apostel Paulus in seinen Briefen von sich selbst giebt, auf das genaueste überein, und gleichwohl lehrt der Augenschein, dass sie *ohne Rücksicht auf Uebereinstimmung* niedergeschrieben worden sind. Diese *Absichtlosigkeit* ist der Grund, worauf das Gebäude des Vf. beruht, und wovon die Festigkeit desselben vorzüglich abhängt. — Handgreifliche, in die Augen fallende und ganz unverkennbare Uebereinstimmungen beweisen nur wenig; denn fast jeder Erdichter bedient sich derselben als eines Hülfsmittels, seinem Werke Glaubwürdigkeit zu verschaffen. Wenn wir aber z. B. in der *Apostelgeschichte* lesen, dass Paulus in Derbe und Lystra einen gewissen Neubekehrten, Namens Timotheus antraf, *dessen Mutter eine bekehrte Jüdinn war*, (Kap. 16, 1.) und in dem Briefe an den Timotheus (2 K. 3, 15.) finden, dass der Apostel ihn daran erinnert, dass er *schon von Kindheit auf* in jenen heiligen Schriften erfahren sey; — woraus erhellet, dass er wo nicht überhaupt jüdische Aeltern, doch wenigstens einen jüdischen Vater, oder eine jüdische Mutter gehabt haben müsse; — so liegt darinnen eine Uebereinstimmung, die eben dadurch, dass sie so versteckt ist, deutlich beweiset, dass sie ganz ohne Absicht entstanden ist. Eben so verhält es sich auch mit den Uebereinstimmungen, welche man durch die Vergleichung der Zeiten, oder vielmehr der Umstände, aus denen sich auf die Zeiten zurückschliessen lässt, herausbringt. Je verwickelter eine solche Vergleichung ist; je mehr Zwischensätze nöthig sind, ehe der Schluss gezogen werden kann; kurz, je mehr Mühe die Untersuchung macht, desto besser ist die Uebereinstimmung, die sich am Ende zeigt, und desto mehr entfernt sie sich von dem Verdachte der Künsteley, der Affektation, und der ausdrücklichen Beabsichtigung. — Der Umstand, dass Paulus in seinen

Briefen so ins Specielle geht; dass er ein und dieselben Namen der Personen und Oerter oft wiederholt; dass er so häufig auf manche Vorfälle seines Lebens, oder auf seine Lage und Geschichte anspielt; dass das, was er hier sagt, mit den in der Apostelgeschichte erzählten Umständen in einer so genauen Verbindung und Harmonie steht; dass endlich unter den Erzählungen und Anspielungen in den verschiedenen Briefen selbst eine Beziehung statt findet, ist also ein ziemlich sicherer Beweis für die Aechtheit der Schriften und die Gewissheit der Begebenheiten. Hievon sucht Hr. P. seine Leser durch eine Menge von Beyspielen aus allen dreyzehen Briefen Pauli, und deren Vergleichung mit Stellen der Apostelgeschichte zu überzeugen. Mit bewundernswürdigem Scharfsinn weiss er die kleinsten Umstände hervorzuziehen, und in seiner Untersuchung zu benutzen. Indessen scheint er doch selbst gefühlt zu haben, dass der von ihm geführte Beweis allein genommen nicht ganz überzeugend ist; und daher hat er am Ende auch die bekannten äussern Gründe, oder Geschichtszeugnisse zu Hülfe genommen. In dieser Verbindung erhält jener Beweis erst seine volle Stärke. Uebrigens verdient diese Schrift auch um desswillen von allen Freunden einer gründlichen Bibelerklärung sorgfältig studiert zu werden, weil nicht wenige Stellen der Apostelgeschichte und der Paulinischen Briefe durch die darinnen vorkommenden feinen Bemerkungen ein grosses Licht erhalten.

In den der Uebersetzung beygefügten Anmerkungen hat Hr. Abt *Henke* manche Materien weiter ausgeführt, z. B. *von einigen dem Apostel Paulus angedichteten Briefen; von der Gewohnheit Pauli seine Briefe zu dictiren; zur Vereinigung der Stellen Apostelg.* 15, 1. *ff. und Gal.* 2, 1. *ff.* — *von Pauli Belesenheit in griechischen Schriftstellern.* Ausserdem hat er auch manche von Hn. *Paley* geführte Beweise theils berichtiget, theils mit neuen Gründen bestätiget; und hierdurch hat die Uebersetzung einen grossen Vorzug vor dem Original erhalten. Auszüge können wir nicht geben, ohne zu weitläuftig zu werden; es wird aber auch nicht nöthig seyn, da hoffentlich jeder, der seine theologischen Kenntnisse zu erweitern wünscht, das Werk selbst lesen wird. Die Uebersetzung ist fliessend, und scheinet mit vielem Fleisse verfertiget zu seyn.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ZÜRICH, b. Ziegler u. Söhnen: *Predigten für Kinder welche die Landschulen besuchen.* 1796. 104 S. 8. (7 gr.)

Der Einfall, Predigten für Schulkinder zu schreiben, ist, um das gelindeste Wort zu gebrauchen, sehr sonderbar; aber der Vf. sucht sich in der Vorrede darüber zu rechtfertigen; die aber ganz so klingt, wie das Gewäsche eines Mannes, der sich nothgedrungen entschuldigt, eigentlich aber nicht weiss, was er sagen soll. Der Schulmeister seines Orts hatte ihn um Predigtconcepte gebeten, aus welchen die Schulkinder Geschriebenes lesen lernen könnten. Um diese Uebung so nützlich als möglich zu machen, arbeitete der Vf. diese sechs Predigten aus, welche die Kinder lesen und abschreiben mussten. Die Gründe, die ihn nachher bewogen, sie drucken zu lassen, sind zu seicht, als dass sie Rec. hier bekannt machen möchte. Predigten können, ihrer Natur nach, nur denjenigen nützlich seyn, die in der Religion schon unterrichtet, und, den Jahren nach, einer anhaltenden Aufmerksamkeit fähig sind. Kann man solches aber von Kindern erwarten? — Ueberdem ist dieses Predigtbüchlein herzlich seicht und wässerig, voll undeutscher Ausdrücke, Solöcismen und schweizerischen Provincialismen, so dass es weder Kindern, noch Erwachsenen zu empfehlen ist. In der *zweyten* Predigt liesst man das Evangelium von dem barmherzigen Samariter in Reime gezwungen, welches der Vf. ein *schönes Lied* nennt, und zum Auswendiglernen empfiehlt.

> Einst ging ein Reisender, *verlassen*
> *von Freunden (?) durch entlegne Strassen (?)*
> Und Mörder — *ach!* er kann nicht fliehn
> Wie Tyger überfallen ihn,
> Und schlagen ihn zu Boden! Achten
> Sein Flehen nicht, *ach! nicht sein Schmachten* (?)
> Beraubt, *ach!* lassen sie *voll Wuth*
> Ihn, *todgeglaubt*, in seinem Blut u. s. w.

Ausdrücke wie z. B. „sich nicht in Reden *verfehlen*.“ „Einem garstige Redensarten *abwehren*“ „allerley gute *Räthe geben*“ „*dummes* und unanständiges *Zeug schwatzen*“ erhöhen den Werth dieses Büchleins noch mehr. Die hier abgehandelten Materien sind folgende. 1) Wie schwer es sey, im Reden nicht zu fehlen. 2) Wer ist mein Nächster? 3) Das Schwören ist Sünde. 4) Der reiche geizige Bauer. 5) Die Kinderliebe Jesu. 6) Auch Kinder können Gottes Macht *auskünden* (verkündigen).

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Berlin*, b. Felisch: *Ueber Arzneykunst und Aerzte.* Ein Programm bey Gelegenheit einer gelehrten Disputation zweyer Aerzte am Krankenbette. 1796. 23 S. 8. (2 gr.) Betrachtungen in der schon verbrauchten Manier von Gruners Allmanach. Der Vf. spricht in nicht üblen Perioden und Worten, aber sagt nichts eignes, geht nicht tief. Was sich auf eine besondere Streitigkeit beziehen könne, haben wir nicht zu finden vermocht. Das mag leicht das Verdienstlichste dieser wenigen Blätter seyn, obgleich die Neugierde ungern leer ausgeht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. September 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Frankfurt am Mayn, b. Gebhard und Körber: *Exegetische Beyträge zu den Schriften des neuen Bundes von Karl Christian Ludwig Schmidt*, Pastor-Adjunktus zu Willmenrod in der Grafschaft Leiningen Westerburg. *Zweyter Theil, zweytes und drittes Stück.* 1795. S. 179—402. *Dritter Theil, erstes Stück.* 1796. S. 1—95. 8.

Der Vf. beklagt sich in der Vorrede zu Theil II. St. 3. darüber, dass die Recensenten den Zweck und Plan dieses Werks aus den Augen verlören. Ihm und unsern Lesern zu Gefallen, und zur Rechtfertigung unsrer folgenden Beurtheilung, theilen wir hier darum vorläufig den Plan so mit, wie sich der Vf. selbst darüber näher erklärt hat. „Er will nicht die Resultate seines Nachdenkens, nicht sein Glaubensbekenntnis, sondern nur Ideen, Meynungen und Conjecturen, so wie sie ihm beym Studiren einfielen, gute und schlechte, dem Sachkenner so wohl, als dem gebildeten und denkenden Layen vorlegen; will ihnen in ihren Urtheilen nicht vorgreifen, sondern ihnen Gelegenheit zum Prüfen und Auffinden neuer Wahrheiten geben, und so geduldig erwarten, ob man die mitgetheilten Ideen, die aufgestellten Hypothesen etc. verwerfen, und dafür NB. andere, bessere aufstellen, oder sie als wahr und richtig annehmen und daher noch mit neuen Gründen unterstützen werde; um auf alle diese Meynungen und Vorschläge etc. für und wider, bey einer andern Schrift (etwa Revisionswerk betitelt) Rücksicht zu nehmen, oder sie benutzen zu können. Mit einem Worte: die Beyträge sind, und sollen blofs Materialien zu einem andern Werke seyn, und durch die Beyhülfe der Sachkundigen, werden, worin er blofs die Resultate seines Nachdenkens, worauf er entweder selbst, oder durch andere gekommen ist, dem Publikum vorlegt, und ohne Rückhalt sagt, zu welcher Meynung er sich bekennt oder nicht." Wir geben diesem Zwecke an sich unsern ganzen Beyfall; bemerken jedoch, dass er in der Ausdehnung auf, selbst noch so gebildete, Layen, nicht statthaft seyn möchte, da so viele ältere Sprachen, und andere zur theologischen Literatur gehörige Notizen darin benutzt und vorausgesetzt werden, mit welchen Layen schwerlich bekannt seyn dürften. Doch ändert dies im Werthe der Arbeit nichts.

Wir führen für dieses mal unsere Beurtheilung des vor uns liegenden Theiles dieses Werkes auf folgende drey Bemerkungen zurück. 1) Es kann nicht geleugnet werden, dass auch diese Stücke, wie die vorhergehenden, manche neue, treffende, und von unbefangenem oder eignen Denken zeugende Bemerkungen enthalten. So z. B. äussert der Vf. über Matth. 14, 1—13. die Vermuthung, dass Herodes die Worte v. 2. *ὅτος εσιν Ιωαννης ὁ βαπτιςης, αυτος ηγερθη απο των νεκρων, και δια τυτο αἱ δυναμεις ενεργυσιν εν αυτω*, im Scherze sagte, um sich über die Pharisäer und deren Anhänger, als Sadducäer lustig zu machen. Denn etliche sagten: Jesus sey der wieder auferstandene Johannes der Täufer, oder Elias, oder sonst ein Prophet (Luc. 9, 7—9. Marc. 6, 14—19.) Er habe also im Scherze und spottweise diese Volksgerüchte wiederholt: „kein Wunder, dass dieser Jesus solche Thaten verrichtet; er ist ja, (so wie das Volk erzählt) Johannes der Täufer. Dieser ist von etc." — Die schwürigen Worte Matth. 19, 17. *τι με λεγεις αγαθον, ουδεις αγαθος, ει μη εἱς ὁ Θεος*, erklärt sich der Vf. durch die Voraussetzung: Jesus habe den Menschen, der ihn *διδασκαλε αγαθε* anredete, entweder schon gekannt, oder doch aus seinen Mienen und vorhergehenden Reden geschlossen, dass er sich auf seine Tugend etwas zu Gute thue. Nun hätte ihn Jesus zu mehrerer Selbstkenntniss und Bescheidenheit durch Auffassung des Wortes *αγαθος* auf eine feine Art anleiten wollen: „du magst mich allerdings für einen guten, rechtschaffenen Mann halten, (und dich, wie ich sehe und höre, ebenfalls unter diese Klasse rechnen) aber genau beym Lichte betrachtet, passt eigentlich dieser Titel für keinen Menschen. Denn kein Mensch ist gut; nur einer ists, und der ist — Gott. (Dies merke dir, sonst bist du unfähig, weitere Fortschritte im Guten zu machen.)" — Auch über die Bergpredigt hat der Vf. manche schätzbaren Nachträge geliefert, die jedoch weniger eines Auszugs fähig sind. — Die neuen Bemerkungen über Judas, welche der Vf. (S. 342.) nachliefern will, wenn es verlangt wird, wünscht Rec. im nächsten Stücke zu lesen, da sie, wenn sie den erstern gleich kommen, gewiss der Bekanntmachung würdig sind. 2) Ueber andere Beyträge des Vf., in welchen wir nicht ganz einerley Meynung mit ihm sind, erlauben wir uns, dem Plane des Vf. gemäss, eine und die andere Anmerkung. Matth. 10, 39. *ὁ εὑρων την ψυχην αυτυ, απολεσει αυτην* etc. erläutert der Vf. unter andern durch die Bemerkung, dass so wie *ζωη* in der Bibel bald Leben, bald Glückseligkeit, und *θανατος* bald Tod bald Unglück heisse, so bedeute auch hier *ψυχη* bald irdisches Leben und Glück, bald die geistige Glückseligkeit. Allein bey aller übrigen Analogie dieser Worte, gilt das, was von *ζωη* (חיים), besonders im Gegensatze von *θανατος* (מות), gilt, deswegen noch nicht von *ψυχη* (נפש)

Es scheint also, dafs man bey der Dilogie die das hebt, נֶפֶשׁ, was bald *vita* bald *animus* heifst, stehen bleiben müsse, zumal da der Begriff von Glück, bey näherer Analyse der ausgedruckten Idee dennoch darin liegt. — Matth. 10, 40. 41. ὁ δεχομενος ὑμας, εμε δεχεται etc. ὁ δεχομενος προφητην εις ονομα προφητε etc. nimmt der Vf. so: „wer ungeachtet aller mit dem Bekenntnisse des Christenthums verbundenen Gefahren euch gütig in seine Wohnung aufnimmt, *und eurer Lehre Gehör giebt*, der nimmt mich gütig auf, und *giebt meiner Lehre Gehör*, wer aber mich gütig aufnimmt, und meiner Lehre Gehör giebt, der nimmt den gütig auf, und giebt der Lehre dessen Gehör, der mich gesandt hat. V. 40. Wer einen Lehrer (Apostel) gütig aufnimmt, und seiner Lehre Gehör giebt in Rücksicht eines Lehrers, (εις ονομα προφητε) d. h. aus Hochachtung für den Lehrer, Jesus, der ihn gesandt hat, der wird eines Lehrers Lohn, d. h. einen grossen Lohn empfangen; und wer einen Gerechten, nämlich *Jesus*, gütig aufnimmt, und seiner Lehre Gehör giebt, in Rücksicht eines Gerechten (εις ονομα δικαιε) d. h. aus Hochachtung für den Gerechten, nämlich Gott, der ihn gesandt hat, der wird eines Gerechten Lohn, d. h. einen grofsen Lohn empfangen. V. 41." So wäre also v. 41. Commentar über v. 40. Eine an sich betrachtet durch den Zusammenhang, sehr begünstigte und natürliche Erklärung. Nur geben wir dem Vf. zu bedenken anheim, ob nicht δεχεσθαι, in Verbindung mit v. 42. (ὁς εαν ποτιση ἑνα των μικρων τετων etc.) natürlicher von blosser *gütiger Aufnahme der Person*, nicht so wohl der *Lehre*, verstanden werde? (Luc. 10, 16. wo ακεειν statt δεχεσθαι steht, möchte als nicht parallel wohl nichts beweisen.) Ob Jesus sich selbst sonst noch schlechtweg ὁ δικαιος nenne, und ob er von seinen Aposteln wohl anders so genannt werde, als wo sie das gegen diese Benennung abstechende grausame Verfahren mit Jesu, recht bemerklich machen wollen? ob endlich auch *Gott* κατ' εξοχην wohl ὁ δικαιος oder הצדיק genannt werde? Die gewöhnliche Erklärung, wonach der Satz dem kopfscheuen Betragen, sich durch Beherbergung eines Apostels als Anhänger Christi verdächtig zu machen, entgegengestellt wird, giebt wirklich auch einen guten, und in den Zusammenhang trefflich passenden Sinn. — Ueber Matth. 11, 11—14. sagt der Vf. viel selbst gedachtes und gutes; aber ihm unsere von der seinigen verschiedene Meynung über den Zusammenhang der Stelle ganz zu entwickeln, würde uns zu weit führen. Nur die einzige Bemerkung. V. 12. übersetzt er: Seitdem Johannes als Lehrer aufgetreten ist, *drängen sich die Menschen zum Christenthume, und die sich mit Gewalt dazu drängen, machen sich die Kenntnisse und Vortheile desselben eigen*, (ἡ βασιλεια των ερανων βιαζεται, και βιασαι ἁρπαζεσιν αυτην.) Ausserdem dafs wir die Uebersetzung der letzten Worte hart, und mit den Worten nicht wohl vereinbar finden, dürfte sie auch wohl nicht recht zu v. 16. ff. passen, wo Christus über das launige, und laue Betragen der Zeitgenossen in Rücksicht auf Annehmung des Christenthums klagt. Im Gegensatze dieser Stelle möchte der Sinn wohl eher der seyn: „das Messiasreich will mit vieler Mühe errungen, ja, gleich einer Beute, mit Gewalt genommen seyn. Da hilft kein Säumen, kein lau und unthätig seyn." — Matth. 12, 20. giebt der Vf. weil er auf die Pharisäer, von denen die Rede sey, nicht aber auf die Juden überhaupt bezogen seyn wolle, so: „er wird die ihrer Aufführung wegen schon gesunkenen Pharisäer (καλαμον συντετριμμενον) nicht gänzlich ihres Ansehens berauben (ε κατεαξει) und die in Verachtung gekommenen *Satzungen* und äusserlichen Gebräuche derselben (λινον τυφομενον) nicht gänzlich in Verachtung bringen, (ε σβεσει) bis er seine Religion (την κρισιν) zum Siege hinausgeführt, (εις νικος εκβαλῃ) d. h. aufs vollkommenste bewiesen hat, dafs er der Messias sey." Allein diese Erklärung ist theils an sich etwas empörend, und gegen die Geschichte, (da Jesus zwar nicht das reine Mosaische Gesetz plötzlich aufgehoben wissen wollte, nie aber den Satzungen der Pharisäer, gegen die er sich bey jeder Gelegenheit so so stark erklärt, das Wort redete) theils gegen den Zusammenhang, da dies alles aus dem Citate Jes. 42, 1. ff. nicht bewiesen werden sollte, theils zu ängstlich, was bey Citaten wohl am wenigsten der Fall seyn darf. Vielmehr ist die Stelle beym Jes. Beschreibung eines friedliebenden Königs, dem Gemählde eines eroberungssüchtigen Königs entgegengestellt. Hier aber will Matth. (vergl. v. 16.) die Bescheidenheit Jesu, bey Verrichtung seiner Wunder, *von denen er kein Aufhebens machte*, daraus beweisen. Deswegen gehören eigentlich nur die Worte v. 19. εκ ερισει, εδε κραυγασει etc. hierher; das übrige gehört blofs zur vollständigeren Anführung des Citats, wobey Matth. wohl kaum selbst an eine genaue Anwendung auf den vorliegenden Fall dachte. Wäre dies aber, so möchte mit Michaelis der Sinn der seyn: so *sanft* ohne alles Gepränge wird er einhergehen, dafs, möchte man sagen, nicht ein Halm unter seinem Fufstritte zerknickt wird, ein noch so kleines Licht nicht verlöscht. Jesaias aber bezieht die Stelle offenbar auf die Nation: „er wird nicht, wie der eroberungssüchtige Regent, eine schon durch Krieg geschwächte Nation vollends aufreiben." — Aus Luc. 9, 9. leitet der Vf. beyläufig einen Beweis her, dafs die Erzählung von den Magiern keine wahre Geschichte seyn möchte, denn Herodes scheine gar nichts von Jesu zu wissen, und man solle doch vermuthen, dafs ihm die Geschichte der Magier, oder das Auffehen, das damals die Geburt Jesu machte, und was sein Vater Herodes in dieser Absicht that, zu Ohren gekommen wäre. Aber diese Begebenheit, die vielleicht obendrein in der Stille betrieben wurde, möchte besonders bey einem Herodes, von dem man andere Grausamkeiten gewohnt war, so vieles Auffehen nicht machen: sie war auch schon vor geraumer Zeit vorgefallen; und wie wenn Herodes Jesum wirklich mit unter den gebliebenen Kindern glaubte? — Die schöne Stelle Matth. 16, 17—19. möchte der Vf. beynahe vermuthen, sey untergeschoben, theils weil sie die übrigen Evangelisten nicht haben, theils weil Jesus, der sich öfter gegen die Hoffnung der Jünger, die ersten Stellen im Messiasreiche

zu bekleiden, äusserte, hier ganz gegen diesen Grundsatz verstiesse, und einem Jünger vor den übrigen gewisse Vorrechte etc. einräumte. Aber aus dem ersten Grunde folgt für alle Stellen, die sich nur bey Einem Evangelisten finden, zu viel, folglich nichts, und was den zweyten Grund betrifft, so enthält die Aeusserung Jesu, richtig erklärt, keine Begünstigung jener sinnlichen Vorstellungen vom Messiasreiche. Beide Gründe aber sind, bey überwiegenden äusseren Argumenten für die Aechtheit der Stelle, in der Kritik unzulässig. Die Worte selbst aber: συ ει πετρος; και επι ταυτῃ τῃ πετρᾳ οικοδομησω μου την εκκλησιαν, erklärt der Vf. so: „weil du ein Fels, d. h. ein Mann heissest, dessen Bekenntnisse fest, so wie auf Felsen, gegründet sind, so will ich auf diesen Felsen, d. h. *auf dieses veste und dauerhafte Bekenntniss, auf diese unerschütterliche Wahrheit, dass ich nämlich der Messias bin*, meine Kirche bauen, und selbst der Tod soll nichts gegen diese Wahrheit ausrichten können." Sollte diese Erklärung aber ungekünstelt und natürlich seyn, so müsste unsers Bedünkens die vom Vf. gegebene Erklärung des Wortes Πετρος, auch, unmittelbar hinter demselben, im Texte selbst stehen; sonst aber ist die auf den blossen Namen Πετρος gemachte Anwendung sehr weit hergeholt. — Bey Matth. 16, 22, 23. και προσλαβομενος αυτον ὁ Πετρος, ηρξατο επιτιμᾳν αυτῳ λεγων etc., prüft der Vf. mehrere Erklärungen. Ihm selbst ist folgende die wahrscheinlichste: und Petrus nahm ihn, den Erlöser, zu sich, gleichsam als wollte es ihn in seinen Schutz nehmen, bedeutete ihm seine Gedanken, indem er zugleich sagte: da sey etc. „Dass aber επιτιμᾳν hier bloss *bedeuten* heissen, und, wie der Vf. anmerkt, bloss auf die Gebehrdensprache, auf die Bewegungen die man bey dieser oder jener Gelegenheit mit der Hand macht, gehen sollte, ist wohl mit Etymon und Sprachgebrauch nicht füglich zu vereinigen. Vielmehr ist wohl hauptsächlich der Begriff des *Missfallens* und *Unwillens* hauptsächlich in diesem Worte fest zu halten, ohne dass gerade die, wenn gleich hiermit sehr natürlich verbundene, Gebehrdensprache allein oder mit bezeichnet werden sollte. Ueber προσλαβ. theilen wir dem Vf. noch folgende Conjecturen mit. 1) Vielleicht bloss alte Umständlichkeit der Erzählung, und, wie לקח, pleonastisch. So auch noch, in der Sprache des gemeinen Lebens: er kriegte ihn her, und sagte zu ihm. 2) oder: „Petrus sagte (προσλ.) aus *wahrer Wahlmeynung*" wodurch dann der Schriftsteller das folgende επιτιμᾳν hätte mildern wollen. — Uebrigens macht der Vf. bey Gelegenheit der Erklärung von επιτιμᾳν die Bemerkung: es sey Zeit, erstlich darauf zu denken, die Bedeutungen eines jeden Worts in der Bibel, nicht bis ins unendliche zu vervielfältigen, und wo möglich auf eine einzige zurückzuführen, sonst werde, wie er bey anderer Gelegenheit sagt, die Bibel eine wächserne Nase, und dem Anfänger und Layen immer dunkler, und oft räthselhaft. Allein diese Behauptung bedarf ihrer grossen Einschränkungen. In allen Sprachen haben fast alle Wörter mehrerley Bedeutungen, warum nicht auch in der Bibelsprache? Diese also gehörig verfolgen; zeigen, wie eine aus der andern hervorgieng; und sie möglichst vollständig, unbekümmert um die Anzahl der herauskommenden Bedeutungen, aufzählen, ist wahres Verdienst um richtiges Verständniss der Bibel. Vervielfältigungen der Bedeutungen ohne Noth, ohne Grund in der Sprache selbst, und bloss einzelnen schwierigen Stellen zu Gefallen, etc. die sind allerdings zu verwerfen. Nur dass man nicht um diese Klippe zu vermeiden, an einer andern, der zu grossen Simplificirung der Bedeutungen, scheitere. — Zu der bereits bekannten Erklärung der Verklärungsgeschichte, als einer Erscheinung im Gewitter, der der Vf. beytritt, und noch einzelne gute Bemerkungen beyfügt, bringen wir noch folgende Winke bey: theils dass die Jünger *schliefen*, und aus dem Schlafe erwachend desto eher einer solchen Missdeutung eines Gewitters fähig waren, (Petri Worte: lass uns hier drey Hütten bauen, scheinen so ganz den Schlaftrunkenen zu verrathen) theils dass sie wegen Misdeutung von Matth. 16, 28. eine solche Erscheinung erwarten mochten, theils dass der Umstand, dass jeder seine beiden Mitjünger von Blitzen umleuchtet sah, um so mehr den Wahn von Moses und Elias, die neben Christo ständen, begünstigen konnte. — Die von *Leisner* bekannt gemachte Erklärung von Matth. 17, 27. *wirf deine Angel aus, es wird sich ein Fisch daran hängen; den nimm von der Angel*, (ανοιγειν το σομα) *du wirst einen Stater dafür bekommen* (ευρισκειν) legte Rec. noch als Student dem s. *Koppe* zur Beurtheilung vor. Er verwarf sie, weil, wenn dies der Sinn seyn sollte, das ἀνοιγειν το σομα gar zu umständlicher und überflüssiger Auftrag Jesu sey, auch zu ungewöhnlich ausgedruckt wäre, (denn dass ανοιγειν τ. σ. ein Fischerterminus sey, wie der Vf. behauptet, bedarf eines Beweises,) und ein Stater für einen Fisch, in einer so fischreichen Gegend, zu viel sey. Rec. ist darum der Meynung, dass Jesus Petro nicht mehr auftragen mochte, als; fange Fische, verkauf sie, und bezahle davon die von uns geforderte Steuer; dass aber durch Sage, und figürliche Sprache, dieser einfache Auftrag ins Wunderbare hinüber gedeutet wurde. — Matth. 18, 17. scheint dem Vf. nicht genuin, und als eine ursprüngliche Randglosse in den Text geschlüpft. Das Gefühl, meynt er, müsse hier entscheiden, und das scheine zu sagen, dass Jesus diesen V. nicht ausgesprochen habe. Allein εσω σοι ὡσπερ ὁ εθνικος και ὁ τελωνης braucht nicht so hart genommen zu werden, und wie schwankend würde es um die Kritik aussehen; was würde von dem N. T. übrig bleiben, wenn jeder nach seinem Gefühle über Aechtheit oder Unächtheit einzelner Stellen absprechen wollte. 3) Noch ein dritter Theil von Beyträgen und einzelnen Bemerkungen dünkt uns überflüssig. Der Vf. bringt zwar bey mehreren Gelegenheiten gute Parallelstellen bey, aber oft finden sich diese schon bey Wetstein u. a. als *Petron's: in alio pediculum vides, in te ricinum non vides* bey Matth. 7, 3—5. und *Martials: dantur opes nulli nunc, nisi divitibus* bey Matth. 13, 10—13. etc. Oft schei-

nen sie auch unbedeutend; als *Petrow's: marte virtute esto* zu Matth. 10, 16. ff. oft kaum passend, als S. 183. 193. — Blosse Wiederholungen der Erklärungen anderer, als z. B. *Hezels* über die Verklärungsgeschichte, der jedoch der Vf. noch mehr Licht zu geben verspricht, *Leisners* über Matth. 17, 27., so auch S. 261. ff. S. 7. 8. etc. sollten billig vom Zwecke des Vf. entfernt seyn. Denn welch ein voluminöses Werk müsste herauskommen, wenn er uns bey jeder Stelle die Meynung anführen wollte, der er ergeben ist. Lieber auf die Erklärungen anderer bloss verwiesen, und seine einzelnen neuen Ideen, wenn man dergl. hat, dazu geliefert. — Am wenigsten wird es der Vf. rechtfertigen können, wenn er Meynungen anderer (vorzüglich hat er es mit Hn. Bolten zu thun) bloss anführt, ohne sie weiter zu beurtheilen, als S. 350. ff. — Grammatische Erklärungen sind sehr zu billigen, aber wenn sie schon bekannt sind, als z. B. εν für *significat* S. 237. (was viel stringenter bewiesen werden konnte, als der Vf. that) und wenn man sie fast mit denselben Worten schon bey andern findet, als über διαπορειν S. 244. vergl. Schleusners Lexicon, so konnten sie im ersten Falle übergangen werden, und bedurften im letzten nur einer Nachweisung. Schade übrigens, dass das Werk von Druckfehlern wimmelt, als: *Symachus*, in *der* Septuaginta, Δαυιδ, αγαδος u. dergl.

Zum Schlusse sind wir unsern Lesern noch die Nachricht schuldig, dass diese Beyträge nächstens neu aufgelegt, und ganz umgearbeitet erscheinen werden. Der Vf. wird nämlich zur bequemeren Uebersicht die Anmerkungen nicht mehr so zerstreut, sondern von Kapitel zu Kapitel liefern. Die Besitzer der ersten Ausgabe werden indessen hauptsächlich nur den Verlust einer bessern Ordnung der Beyträge haben.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Crusius: *Predigten zur Belehrung und Beruhigung für Leidende aus den Werken deutscher Kanzelredner gesammelt von Gottlob Immanuel Petsche*, Vesperprediger an der Peterskirche zu Freyberg. *Vierter Band.* 1796. 388 S. 8. (1 Rthlr.)

Die in diesem vierten Band enthaltene Predigten sind von *Förster*, *Patzke*, *Sintenis*, *Fr. Conr. Lange*, *Sturm*, *J. B. Koppe*, *Zollikofer*, *Reinhard*, *Pfranger*, *Marezoll*, *Tittmann*, *Henke*, *J. R. G. Beyer*, *und W. A. Teller*. Da diese nützliche Sammlung mit diesem Bande geschlossen ist, so hat Hr. P. demselben ein Verzeichniss der Schriftstellen, welche als Texte benutzt worden, und eine Uebersicht des ganzen Plans, nach welchem die Predigten aller vier Bände geordnet sind, vorgesetzt. Man findet nunmehr das Vorzüglichste beysammen, was Leidenden zur Belehrung, Warnung und Beruhigung gesagt werden kann; und daher wird diese Sammlung ausser ihrer nächsten Bestimmung auch Predigern, die mit Leidenden zu thun haben, gute Dienste leisten.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Erlangen*, in der Waltherischen Buchh.: *Henr. Maria de Leveling* jun. *Introductio anatomica.* 1795. 36 S. 4. Diese kleine Schrift gab der Vf., wie man aus der Anrede an seine Schüler schliessen kann, bey dem Antritte seines Lehramtes heraus. Er betrachtet darin den menschlichen Körper zuerst im allgemeinen, nach den verschiedenen Theilen, woraus er besteht, schickt aber, da der Mensch, nach dem ersten §. das *complementum mentis et corporis* ist, auch eine kurze Darstellung der Seelenfähigkeiten voraus. Sehr stolz erscheint gleich im ersten §., bey der Definition des Menschen, der Satz, dass das Universum der Schöpfung um des Menschen willen da zu seyn scheine. Bey Gelegenheit der physischen Empfindungen, welche wir mit dem Namen der Sinne belegen, und die wegen der mannigfaltigen Eindrücke sehr verschieden seyen, sagt der Vf., vielleicht gebe es mehrere, als die bekannten Sinne; und es können durch Krankheiten der Seele eben so geschärfte Empfindungen (aber doch wohl keine neue Sinne?) hervorgebracht werden, wie umgekehrt körperliche Krankheiten die Seelenfähigkeiten oft sehr erhöhen. Nachdem sowohl die Fähigkeiten der Seele, welche im Empfinden, Denken und Handeln, in verschiedenen Modifikationen, bestehen, als auch die Verrichtungen des Körpers, das Leben, die Gesundheit, Krankheit und der Tod, die Einwirkungen fremder äusserer Körper vorzüglich der Luft, und der Nahrungsmittel kurz erklärt sind, folgt die Darstellung der Zergliederungskunde und ihres grossen Nutzens für das Studium der Arzneykunde; auch führt der Vf. zuerst die nöthigen Hülfswissenschaften, Physik, Mathematik, und Chemie auf, deren Erlernung in der That für jeden denkenden Arzt höchst wichtig ist, und doch leider noch von so manchen vernachlässiget wird. Auch die Thierzergliederungskunde wird mit Recht für den nicht bloss handwerksmässigen Zergliederer so wie Naturgeschichte überhaupt empfohlen. Die Zergliederungskunde betrachtet der Vf. mit seinem Vater, dessen Erklärung er hier wörtlich eingerückt hat, in doppelter Rücksicht, einmal in so fern wir bloss die Kenntniss von der Lage und dem Baue der Theile untersuchen: *Anatome stricte sic dicta*, und für's andere, indem sie aus dieser Beschaffenheit der Theile Schlüsse auf deren Verrichtungen zieht *Physiologia* (*animata anatome.*) Die genaue Kenntniss die wir jetzt von den Verrichtungen der verschiedenen Theile haben, sey bloss das Resultat der verfeinerten anatomischen Kenntnisse. Der Vf. zeigt nun auch den Einfluss derselben auf die Krankheitslehre, sogar auf Psychologie, auf Chirurgie u. s. w. Dann stellt der Vf. die einzelnen Lehren dar, in welche das weitläufige Gebiet der Zergliederungskunde zerfällt, erklärt die Kunstwörter und ihre Derivationen, und macht nun am Ende über jede Lehre einige Anmerkungen, welche vorzüglich dazu dienen sollen, den jungen Arzt oder vielmehr den, welcher die Arzneykunde zu erlernen anfängt, auf das praktische Studium der Anatomie hinzuführen, wo man die verschiedenen Theile in ihren Verbindungen, und in der verhältnissmässigen Lage gegeneinander kennen lernt.

Die Schrift verdient immer von Anfängern in der Arzneykunde gelesen zu werden, um von den Gegenständen, womit die Zergliederungskunst sich beschäftiget, eine genauere Kenntniss zu erlangen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. September 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

BAYREUTH, in der dasigen Zeitungsdruckerey: *Staatsarchiv der königlich Preussischen Fürstenthümer in Franken*, bearbeitet und herausgegeben von *Hönlein* und *Kretschmann*. *Erster Band.* 1797. 680 S. 8.

Selten ist unter den deutschen Reichsfürsten eine Streitigkeit entstanden, wo nicht zugleich die Nothwendigkeit und der Nutzen der mittlern Geschichte anerkannt, durch gründliche Bearbeitung der streitigen Gegenstände eine Menge historischer und staatsrechtlicher Wahrheiten in Umlauf gebracht, gedruckte Urkunden benutzt und bisher verborgen gebliebene hervorgesucht und bekannt gemacht worden sind. Der nämliche Gewinn entspringt nun auch für die deutsche Geschichte und Verfassung überhaupt, und für die der königlich preussischen Fürstenthümer in Franken insonderheit, aus den verschiedenen diplomatischen Ausführungen, worinn das königlich preussische Ministerium dem Publicum die Gründe vorgelegt hat, welche ihren Monarchen berechtigen, die Landeshoheit, nach ihrem ganzen Umfange, zu den fränkischen Fürstenthümern wiederum geltend zu machen. Zu geschwinder und besserer Uebersicht der darauf sich beziehenden Rechte und Befugnisse haben die Herausgeber für zweckmäsig gefunden, diese von Zeit zu Zeit erschienenen Staatsschriften in dem gegenwärtigen *Staatsarchiv* aufzusammeln, und insbesondere einzelne Auffätze und die neuern nachbarlichen Correspondenzen bekannt zu machen, welche die Staatsverfassung jener Lande näher aufklären, dem Publicisten über das deutsche Territorial-Staatsrecht manche Aufschlüsse geben, und über den politischen Zusammenhang der damaligen Constellation in Franken richtig urtheilen lassen. Diese Staatsschriften zeichnen sich nicht allein von Seiten des innern Gehalts, durch scharfsinnige Benutzung aller rechtlichen, historischen und philosophischen Gründe, sondern durch eine eindringende und starke Schreibart sehr vortheilhaft aus.

Was daher auch für gute oder schlimme Folgen aus den bisher zwischen den preussischen Fürstenthümern in Franken und deren Nachbarn entstandenen Territorialstreitigkeiten entstehen mögen: so ist doch so viel ausgemacht, dass die Gelehrsamkeit, in mancherley Betracht, grosse Vortheile davon zieht. Der vor uns liegende *erste Band* dieses *Archivs* begreift folgende staatsrechtliche Abhandlungen: I. *Von der Wiedervereinigung der brandenburgischen Fürstenthümer in Franken mit der Kurlinie.* Die Resultate dieses Aufsatzes, welcher auch in dem XXIX. Theil der Reussischen Staatskanzley S. 169 ff. abgedruckt ist, gehen kürzlich dahin: dass die Hausverordnung des Kurf. Albrechts Achilles von 1493, der bekannte Geraische Vertrag von 1598 und der zwischen dem Kurfürst Joachim Friederich und seinen Brüdern Christian und Joachim Ernst 1603 geschlossene Recess, der Vereinigung der Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth vorzüglich im Wege gestanden hätten. König Friedrich habe aber diese Schwierigkeiten glücklich überwunden und 1752 das sogenannte *Pactum Fridericianum* zu Stande gebracht, worinn die Brüder und Agnaten des Königs auf ihre Rechte und Ansprüche Verzicht leisteten und den künftigen Anfall dieser brandenburgischen Fürstenthümer an die Kurlinie festsetzten. Der Teschner Friede habe nun zwar dem Kurhause diese vortheilhafte Erwerbung wider alle theoretische und praktische Einwürfe zugesichert; doch scheine die bedenkliche Clausel, wodurch das deutsche Reich in seiner Beytrittsacte sich selbst und jedem Dritten sein erweisliches Recht vorbehielte, sich hauptsächlich auf denjenigen Theil des Friedens zu beziehen, der die künftige Erbfolge in den fränkischen Fürstenthümern zum Gegenstand hat. Der Umstand also, dass die Besitznehmung derselben, in Gemäsheit der, von dem Markgrafen geschehenen, Abtretung so ganz ohne Widerspruch vor sich gegangen ist, sey ohne Zweifel eine Folge der Verbindung der östreichischen und preussischen Monarchen und einer, wegen dieser Besitzergreifung zuvor getroffenen, freundschaftlichen Uebereinkunft. — Diese Abhandlung veranlasste den Hn. Prof. *Batz* zu Stuttgart, die Rechtmäsigkeit jener Besitzergreifung näher ans Licht zu stellen, und in seiner hier, sub Nr. II. eingerückten *Entwickelung der brandenburgischen Hausverträge, in Hinsicht auf Theilung und Erbfolge*, (1793) zu beweisen, dass die Vereinigung der fränkischen Fürstenthümer mit dem Kurhause für eine richtige Folge der ältesten Hausgesetze desselben anzusehen sey. Nach einigen, über deren Entstehung vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen, entwickelt der Vf. den Inhalt und den eigentlichen Sinn der ältern Theilungs- und Erbfolgeverträge von den Jahren 1447, 1473, 1535, 1548 und 1603, erläutert solche hin und wieder mit historischen Beyspielen, und ziehet daraus §. 39. den Schluss, dass die nachgebornen Glieder und Linien des kurbrandenburgischen Hauses nicht einmal einen Schein Rechtens vor sich gehabt hätten, die Wiedervereinigung jener Fürstenthümer mit der Kurlinie oder Primogenitur, aus den Hausgesetzen anzufech-

ten, und dass das *Pactum Fridericianum* gar nicht nöthig sondern nur räthlich gewesen wäre, um diese Absicht zu erreichen. Die von Seiten des deutschen Reichs dem Teschner Frieden angehängte Vorbehaltungsclausul, konnte dem König um so weniger bedenklich scheinen, weil sie eine Folge von mehrern, im Friedenschlusse übergangenen, Ansprüchen, (z. B. des schwäbischen Kreises wegen Donauwerth, der meklenburgischen Ritterschaft, der Grafen von Schönburg u. s. w.), nicht aber Folge von der, darin ausser Zweifel gesetzten, Rechtmässigkeit jener Vereinigung gewesen sey. Nach allem diesem habe also der berliner Hof keine Ursache gehabt, wegen der künftigen Succession in die fränkischen Fürstenthümer mit dem Hause Oestreich einen Freundschafts- und Verbindungsvertrag einzugehen, und so wenig die entgegengesetzte Meynung sich mit Gründen der Politik vereinigen lasse, so unwahrscheinlich machten es diese, dass die Besitzergreifung jener Lande die Folge einer, deshalb vorher mit Oestreich getroffenen, Uebereinkunft gewesen sey. III. *Rechtfertigung meiner Entwickelung der brandenburgischen Hausverträge etc. gegen deren Kritik im XXXII. Theil der deutschen Staatskanzley, vom Hn. Dr. Batz.* IV. *Geschichte der brandenburgischen Familien-Fideicommisse.* Im 13ten Jahrhundert haben die Burggrafen von Nürnberg einander kein Erbrecht auf ihr allerseitiges abgetheiltes Land zugestanden; aber in der Mitte des 14ten Jahrhunderts fingen sie an, sich bey ihren Ländertheilungen die Gemeinschaft oder das Gesammteigenthum vorzubehalten, und dadurch ihr wechselseitiges Erbrecht zu begründen. Kurfürst Friederich I führte endlich durch eine besondere Disposition, in welcher er seine Lande 1437 unter seine drey Söhne vertheilte, ein ewiges Fideicommiss ein, und dies ist eigentlich der Zeitpunkt, wo die fideicommissarische Erbfolge in den brandenburgischen Häusern ihren Anfang nimmt. Diese Verfassung wurde in den folgenden, S. 197—205. umständlich angeführten, Hausverträgen von Zeit zu Zeit erneuert und endlich durch das *Pactum Fridericianum* von 1752 bestätigt. Das vorzüglichste Resultat desselben besteht darin, dass seit 1473 die Stammlande auf keinem Fall der Veräusserung unterworfen waren, und dass endlich auch der Charakter der Unveräusserlichkeit auf die neuen Erwerbungen überging. Wenn daher ein Ersterwerber ausdrücklich verordnet, dass keiner seiner Nachkommen zum Besitz seiner Erwerbung gelangen soll, der sich nicht anheischig gemacht hat, dasjenige, was er auch erwerben wird, dem Ganzen einzuverleiben; so müssen die Nachkommen sich allerdings der Veräusserung neu erworbener Güter enthalten. Diesen Satz beweist der Vf. aus den Erbverbrüderungen zwischen den Häusern Sachsen, Brandenburg und Hessen. V. *Unter den Bestandtheilen der Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth ist kein Erbgut.* Eigentlich eine Schlussfolge der vorhergehenden Abhandlung. Denn das Wort: *Erbgut*, wird hier nicht in dem Sinn genommen, als wenn unter den Bestandtheilen der fränkischen Fürstenthümer keine Lande wären, die die Allodialeigenschaft hätten, sondern in den Sinn, dass vermöge der fideicommissarischen Verfassung, darunter keine Lande sind, worüber die Regierungsvorfahren frey disponiren konnten. Nach diesen vorausgeschickten präoccupatorischen Grundsätzen folgt nun VI. die wichtige Frage: *In wiefern sind Se. Majestät an die Verträge gebunden, welche die Regierungsvorfahren der fränkischen Fürstenthümer mit den Nachbarn geschlossen haben?* Der Vf. unterscheidet zuförderst Verträge, die die *Substanz* des Fürstenthums betreffen, von solchen Verträgen, welche die innere und äussere *Regierungspolitik* zum Gegenstand haben. Die letzte Gattung zweckt eigentlich zum allgemeinen Besten des Landes ab, und erfodert ihrer Natur nach, nachbarlichen Beystand. Der Regierungsnachfolger ist daher verbunden, alle Verträge von der Art, die sein Vorfahrer zu Erzielung dieses Zwecks mit den Nachbarn geschlossen hat, anzuerkennen; es wäre denn, dass bis zur Evidenz bewiesen werden könne, dass ein solcher, ehemals in der besten Absicht errichteter Vertrag *jetzt* zweckwidrig und schädlich sey; in welchem Fall derselbe aufgehoben werden müsse. Anders verhält es sich mit Verträgen, welche unmittelbar die *Substanz* des Staats, d. i. dessen Lande, Hoheitsrechte und Regalien betreffen. Da der Besitzer eines fürstlichen Fideicommisses nicht zur Verringerung desselben disponiren darf, wenn nicht die ganze fürstliche Familie, die unter dem Fideicommiss begriffen ist, eingewilligt hat; so sind im allgemeinen alle Verträge eines Regenten fideicommissarischer Lande, wodurch Bestandtheile derselben veräussert worden, ungültig. Diesen Grundsatz wendet der Vf. auf die brandenburgischen Staaten, wo das Fideicommiss so verschiedene Veränderungen gelitten, unter folgenden Einschränkungen an: 1) Alle Verträge vor 1437, welche die Regenten der fränkischen Fürstenthümer mit den Nachbarn über Land und Leute, Hoheitsrechte etc. geschlossen haben, sind unbedingt gültig. 2) Alle Verträge von 1437 bis 1485 sind nur in sofern gültig, wenn die Noth zur Veräusserung erwiesen ist. 3) Alle Verträge von 1486 bis 1614 sind nur in sofern gültig, wenn sie Anfälle oder neu erworbene Länder betreffen; doch muss in diesem Fall derjenige den Vertrag abgeschlossen haben, der den Anfall erlebte, oder der die neue Erwerbung machte, ausserdem erhalten beide sogleich fideicommissarische Qualität. 4) Alle Verträge von 1614 bis zum Abgang des letzten fränkischen Markgrafen, mit den Nachbarn über Länder- und Hoheitsrechte, sind unbedingt ungültig. Der König von Preussen ist daher befugt, alle Verträge, Austauschungen, Gränzen, Hoheitsrechte etc., die diesen Grundsätzen zuwider, von den Regierungsvorfahren eingegangen worden, gerade zu aufzuheben. Ist aber durch den Tausch das Land mehr abgerundet, von Vermischung gereiniget, und mithin bleibender Nutzen gestiftet worden; so ist die Gültigkeit dergleichen Verträge keinem Zweifel unterworfen. — Verjährung der längsten Zeit kann zwar die Rechte des Fideicommissars löschen, aber sie nimmt nach der Regel: *Non valenti* agere

agere non currit praescriptio, erst da ihren Anfang, wo die Erbfolge den Fideicommissär trifft. VII. *Von den Streitigkeiten, welche die Landeshoheit über die in den brandenburgischen Fürstenthümern in Franken befindlichen, theils benachbarten Reichsständen, theils andern Gutsbesitzern gehörigen Hintersassen betreffen.* Es giebt hier Oerter, wo neben Brandenburg drey oder vier Herren sich zugleich die Landesherrschaft über ihre Gutsleute anmassen; wo dieser dieses, jener ein anderes Recht über die ganze Gemeinde ausüben will, ohne solches der, dem Hause Brandenburg zustehenden, landesherrlichen Oberaufsicht zu unterwerfen. Dergleichen nachtheilige Anmassungen, denen man brandenburgischer Seits immer entgegen gearbeitet hat, legten fast bey jedem Zweige der Landesverwaltung Hindernisse im Wege, und haben daher den König bewogen, nach sorgfältiger Benutzung der Archive, die bisher beschränkten Gerechtsame des brandenburgischen Hauses herzustellen und feste Maassregeln zu ergreifen, nach welchen die sämmtliche Landeshoheitsverhältnisse künftig zu behandeln seyn werden. „Es ist zwar nicht zu leugnen" (sagt der Vf. S. 228.) „dass der neueste usurpirte, doch brandenburgischer Seits immer bestrittene, Besitzstand in manchen Fällen bey dem Gegentheil ist; dass der König seine Rechte, als *successor singularis et ex providentia majorum* vor dem Richter ausführen und sich durch ihn in dem Besitz setzen lassen müsse, wenn man den *ordentlichen gesetzmässigen* Weg strenge verfolgen wollte. Wer wird es aber nicht gleich einsehen, dass es gleich viel seyn würde, diesen Weg einzuschlagen oder die evidentesten Rechte des Königs völlig aufzugeben. Die Verfassung, darin sich leider die deutsche Reichsjustiz befindet, die bekannten Grundsätze und der Einfluss des kaiserlichen Hofs, die grosse Anzahl erschlichener und auf einseitiges Anbringen des Gegentheils ergangener widerrechtlicher Reichshofräthlicher Mandate, lassen auch nicht den entferntesten Anschein übrig, auf diesem Weg den Zweck je zu erreichen. — Bey den angeführten Umständen tritt offenbar der Fall ein, wo bey Ermangelung (?) eines Richters, *Selbsthülfe*, um zu seinem völlig erwiesenen (?) Rechte zu gelangen Nothwendigkeit wird." VIII. *Landesvergleich zwischen den königlich preussischen Fürstenthümer Ansbach und der fürstlich Hohenlohe Neuensteinischen Linie*, vom 11. Junius 1796. Die Mittheilung dieses Recesses soll einen Beweis abgeben, wie geneigt der König sey, bey dem guten Willen der Nachbarn, alle Landeshoheitsstreitigkeiten in Güte beyzulegen. IX. *Königlich preussische Erklärung über die Landeshoheits-Irrungen in den fränkischen Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth.* 1796. Nach genauer Prüfung der ganzen, mit authentischen Beweisen belegten Staatsgeschichte dieser Fürstenthümer und ihrer verschiedenen Verhältnisse gegen die einzeln Nachbarn hat sich nur *ein* Resultat gezeigt; dass nämlich die Landeshoheit in dem ganzen vermarkten Bezirk derselben, dem Könige über alle fremde Insassen der benachbarten Stände zustehe, dass diese Landeshoheit schon auf den ursprünglichen Bestandtheilen dieser Fürstenthümer gehaftet habe, dass sie von den vorigen Besitzern rechtmässig hergebracht, durch den *ältesten* Besitzstand geheiliget und durch die Reichslehnbriefe bekräftiget worden. Nach diesem Grundsatze und nach dem, vom Kurfürst Albrecht Achilles 1473 im Hause Brandenburg eingeführten Familienfideicommiss, sey daher der König berechtigt, diese Fürstenthümer in eben dem Zustand und in der vollen Integrität zurückfodern und alle die von den Insassen mit den vorigen Regenten über einzelne Ausflüsse der Landeshoheit geschlossenen Verträge, wodurch ganze Bestandtheile oder wesentliche Hoheitsrechte verschleudert worden sind, für nichtig zu erklären. Doch waren Sr. Kön. Majestät geneigt, eine jede rechtliche documentirte Befugniss ihrer fränkischen Nachbarn anzuerkennen und alle vorwaltende Landeshoheitsirrungen in der Güte und durch Purificationsvergleiche beyzulegen. X. *Oeffentliche Darstellung der Staatsverhältnisse der königlich preussischen Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth gegen die Reichsstadt Nürnberg.* 1796. Eine concentrirte Uebersicht der vorzüglichsten Thatumstände, auf welche sich die brandenburgischen Gerechtsame, in Absicht auf die Landeshoheit um Nürnberg begründen. Kurfürst Friedrich von Brandenburg reservirte sich nämlich, als er 1427 der Reichsstadt Nürnberg die Burg in der Stadt und deren Gefälle sammt den Wäldern Sebaldi und Laurenzi verkaufte, das Landgericht, den Wildbann, das Gelait auswendig der Stadt und andere burggräfliche Herrlichkeiten, welches alles zusammengenommen, in jenem Zeitalter die volle Landeshoheit ausmachte, die auch nach der Zeit von den Burggrafen bis an die nürnbergischen Thore ausgeübt wurde. Seit dem J. 1498 fing der dasige Magistrat an, die burggräfliche Hoheitsrechte auf so mancherley Art zu beeinträchtigen, dass man brandenburgischer Seits genöthigt war, beym Reichskammergericht klagbar zu werden. Durch wiederholte Erkenntnisse von den Jahren 1583 und 1587 wurden die Markgrafen im Besitz des Territorialrechts geschützt, und obgleich Nürnberg den, noch jetzt anhängigen und unentschiedenen, petitorischen Process anstellte, und dadurch dem Hause Brandenburg den Besitz des Territoriums indirecte zugestand; so fuhr dem ungeachtet diese Reichsstadt fort, die brandenburgische Gerechtsame zu kränken, und es gelang ihr sogar beym kaiserlichen Reichshofrath über einzelne Ausflüsse der Landeshoheit gegen dieses Haus Mandate auszuwirken, welche mit den vorher ergangenen reichskammergerichtlichen Urtheilen in offenbaren Widerspruch liegen, mithin für kraftlos und nichtig anzusehen sind. „Wenn man jemanden (heisst es S. „251.) über einen und den nämlichen Gegenstand bey „mehrern Gerichten belangen könnte; wenn Niemand „bey den Erkenntnissen des *einen* Reichsgerichts, für „gegentheilige Verfügung des *andern*, mehr sicher „wäre, wenn über wesentliche Landeshoheitsrechte „und Regalien der Reichsstände durch *Mandate* entschieden werden sollte, und sie derselben, ohne

„rechtliches Gehör durch einen blossen Federstrich „verlustig erklärt werden könnten — Dann möchten „lieber die Zeiten des Faustrechts wieder zurückkeh„ren.“ XI. *Ueber die königlich preussischer Seits dem Magistrat zu Nürnberg gemachten Vergleichserbietungen, von 10. Julius 1792.* Da von Seiten des Magistrats darauf keine kategorische Antwort erfolgte; so ist auch die gütliche Unterhandlung nicht weiter gediehen. XII. *Oeffentliche Erklärung wegen der Eychstädtischen Insassen in den königlich preussischen Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth.* Mit keinen andern Nachbarn sind die Vermischungen an Unterthanen und Besetzungen beträchtlicher, und mit keinen Nachbar war daher eine Purification und wechselseitige Austauschung nöthiger als mit dem Bisthum Eychstädt. Es haben zwar die vorigen Regenten dieser Fürstenthümer in den Jahren 1537, 1684 und 1776 mit gedachten Bisthum, zum Nachtheil der brandenburgischen Gerechtsame, verschiedene Verträge geschlossen, deren Geschichte und Inhalt dem Publicum hier vorgelegt werden, man hat aber dabey die wesentlichen Erfodernisse übergangen und gegen die Hausverträge wichtige Hoheitsrechte veräussert. die der König, als *Successor singularis ex pacto et providentia majorum* (nach den Nr. VI. aufgestellten Grundsätzen) ohne Widerrede zu vindiciren befugt ist. Da man Eychstädtischer Seits die gemachten Vergleichsantrage unfreundschaftlich verworfen; so blieb dem König kein anderer Schritt übrig, als jene Verträge, so weit sie die nach den brandenburgischen Hausgesetzen, unveräusserliche Gerechtsame beschränken, für nichtig zu erklären, die bisher unterdrückten Landeshoheitsrechte über die Eychstädtischen Insassen in Ausübung zu bringen, und sich hingegen gefallen zu lassen, dass von Seiten Eychstädt über die, auf dessen unstreitigem Gebiete wohnenden, brandenburgischen Lehnleute, die volle Landeshoheit ebenfalls ausgeübt werde,

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Ohne Druckort, Behemoth: *Der Roman über alle Romane.* Oder Leben, Thaten und Meynungen des irrenden Ritters Orthodox, welcher gegen 2000 Jahre lebte, und jetzo an der Auszehrung gar jämmerlich und gefährlich darnieder liegt. Eine Feen- und Popanzen Geschichte fürs ganze Volk. Historia des alten Bundes. Gedruckt in diesem Jahr. 351 S.

Vielen Lesern sagt gewiss schon der sprechende Titel, worauf es der Vf. gemünzt habe. Ob es sich auch wohl der Mühe verlohne, seinen Witz da zu verbrauchen, wo der Gegenstand desselben auch ohne Persiflage in seiner armseligen Lächerlichkeit dasteht, das kann Rec. dahin gestellt seyn lassen. Aber wenn einmal die Sache zum Spiele des Witzes gemacht werden sollte, dann hätte man doch wünschen mögen, dass der Witz von der entsetzlichen Plumpheit und eckelhaften Schmutzigkeit, die man hier auf allen Seiten antrifft, ein wenig entfernter geblieben wäre. Eine Schrift von der Art muss ihren Zweck nothwendig verfehlen. Der feine und gebildete Leser wirft sie mit Unwillen aus der Hand und wehe dem übrigen Theile der Leser, wenn er durch solche elende Sarkasmen vom Aberglauben und Geistesdespotismus befreyt werden soll.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Heilbronn*, b. Class: *Brief an einen Freund uber verschiedne Punkte der Arzneykunst, welche auch interessant für Nichtärzte sind,* von *Joseph Frank* zu Pavia. Aus dem Italienischen von *M. A. Weikard.* 1796. 55 S. 8. — Der jungere *Frank* bekennt hier, dass er nichts weniger als ganz Brownianer sey; dass er nicht über *Brown*, sondern seines Vaters Werk lehre; dass man die Stimme des Publicums, die bey Aerzten doch auch geltend sey, erst noch erwarten müsse. Er gesteht, *Brown* habe freylich noch nicht hinreichende und gewisse Kennzeichen angegeben, wodurch wir Krankheiten aus überflüssiger Stärke von andern, die von Schwäche abhangen, unterscheiden können. Seine Lehre sey also noch nicht tauglich zur Unterweisung der studierenden Jugend, und er (Hr. *Frank*) werde sich streng an Erklärung des Textes von seinem Vater halten. Der Uebersetzer dagegen will schon einen eignen Lehrer für die Brownische Methode anstellen lassen; glaubt, politische Verhältnisse bewegen den Vf. hier anders zu schreiben als er denke, da er als Brownianer nicht in Wien auftreten dürfe, und möchte ihm also gerne eine andre Meynung unterschieben, als er wirklich geäussert hat. Er sowohl als der Vf. bezeugen übrigens, dass das Quartanfieber am leichtesten zu heben sey, und ein Militärarzt bedroht seine untergebenen Chirurgen mit dem Profos, wenn sie mehr als 4 – 5 Tage anwenden, ein solches Fieber, oder ein anders von intermittirender Art, zu heilen. (Der Rec. befürchtet, dass diesen Herrn bey grösserer Erfahrung doch künftig hie oder da ein Fall aufstossen möchte, der sie widerlegt, wenn sie auch ihren Kranken mit der China wie mit Brodte füttern.) Wein sey in Faulfiebern und Nervenfiebern das wichtigste Mittel, das freylich schon vor *Browne* andre, besonders die Engländer, gekannt haben. Der Rec., welcher bisher seine Stimme über *Browne* noch nicht öffentlich abgegeben hat, glaubt es bey dieser Gelegenheit thun und mit wenig Worten erklären zu müssen, dass er hoffe, nach der jetzigen Stimmung der Facultät schon, man werde in 2 Jahren nicht mehr von einem Brownischen *Systeme* reden, und ein jeder alsdenn sich schämen, sich einen *Brownianer* genannt zu haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. September 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Bayreuth, in der dasigen Zeitungsdruckerey: *Staatsarchiv der königlich preussischen Fürstenthümer in Franken*, bearbeitet und herausgegeben von *Hönlein* und *Kretschmann* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

XIII. *Darstellung der Brandenburg-, Anspach- und Bayreuthischen Staatsverhältnisse gegen den deutschen Orden.* 1796. Das königlich preussische Ministerium geht von dem, an sich ganz richtigen, Grundsatze aus, dass die geographische Lage eines Gutes, wenn solches mitten in einem reichsständischen Lande liege und nicht eigene ursprüngliche Landeshoheit nachweisen könne, einen Beweis für dessen Landsässigkeit abgebe. Dieser Satz findet nun bey den deutschordenschen Besitzungen, die in dem Fürstenthum Ansbach und Bayreuth gelegen sind, um so vielmehr seine Anwendung, weil nicht nur die Burggrafen von Nürnberg, nach dem Zeugnisse der beygefügten Urkunden von 1381 bis 1750, mit den, in ihren Landen gelegenen, *deutschen Häusern* ausdrücklich belehnt worden, sondern weil auch selbige in dem brandenburgischen landesherrlichen Schutz stehen und die Kommenthure, als wirkliche Landsassen auf den brandenburgischen Landtagen erschienen sind. Dieser evidenten, und aus andern hier angeführten Umständen, diplomatisch erwiesenen Landsässigkeit ungeachtet, ist es dem deutschen Orden in den unruhigen Zeiten des dreyssigjährigen Kriegs gelungen, hie und da den Besitz einzelner Ausflüsse des Territorialrechts an sich zu reissen, reichsgerichtliche Mandate zu extrahiren, und von dem Burggrafen zu Nürnberg durch gütliche Verträge von 1658, 1660, 1667, 1731 und 1754 manche Gerechtsame zu erlangen, die, nach den brandenburgischen fideicommissarischen Hausgesetzen, nie einer Veräusserung unterworfen seyn konnten. Unter jenen, nach ihren Gegenständen hier kürzlich erläuterten Verträgen, ist nur der vom J. 1754, worinn dem deutschen Orden die volle Landeshoheit über den wirsberger Distrikt zugestanden wurde, vom königlichen Kurhause Brandenburg bestätigt worden; die übrigen Recesse hingegen, wodurch die vorigen Regenten verschiedene Hoheitsrechte, ohne Genehmigung des Kurhauses, dem deutschen Orden überlassen haben, bewirken für den König keine verbindliche Kraft. Es müssen daher sämmtliche Deutschordensche, in den Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth gelegenen Besitzungen — den virnsbergischen Distrikt ausgenommen, — in ihr ursprüngliches landsässiges Verhältniss zurücktreten und der brandenburgischen Landeshoheit unterworfen bleiben. Zu diesem Aufsatze gehören 16 Urkunden, die zum Theil die vormalige Landsässigkeit der deutschen Ordenshäuser ausser Zweifel setzen. XIV. *Oeffentliche Erklärung wegen der brandenburgischen Insassen in den fränkischen Fürstenthümern, welche sich zur Reichsritterschaft halten. Mit einem Urkundenbuch.* 1796. Dass die fränkischen Fürstenthümer schon ihrer Entstehung (?) nach ein geschlossenes Land sind, dass darin kein unmittelbarer Adel vorhanden sey, dass eben die verbündeten, welche gegenwärtig eine Unmittelbarkeit vorspiegeln, von jeher wahre Landsassen waren, denen das Haus Brandenburg diese Pflicht nie erlassen habe, dass diese Lande aus unmittelbaren Reichsallodien, Reichslehnen und stiftischen Reichsklöstervogteyen bestehen und eben durch ihre Unmittelbarkeit die Fähigkeit zur Landeshoheit mit sich führten, und in *ein* Fürstenthum zusammen geschmolzen worden; — dies sind die vorzüglichsten Argumente, welche man preussischer Seits der Reichsunmittelbarkeit des Adels entgegensetzet, und dadurch die Landeshoheit auf alle, in diesem Lande befindliche, Insassen auszudehnen sucht. Von jedem einzelnen Bestandtheile desselben werden die Erwerburkunden, deren jede den Charakter der Unmittelbarkeit in sich schliesst, in den Archiven des Landes aufbewahrt, und sollen zum Beweis dieser Behauptung dem Publicum noch besonders in Druck vorgelegt werden. — (Eine Zusicherung, deren Erfüllung dem Publicisten und Geschichtsforscher um so interessanter seyn muss, da durch eine Publicität von der Art die Aufklärung der deutschen Staatengeschichte und des Territorialstaatsrechts, ungemein viel gewinnen wird.) — Die zu der gegenwärtigen Erklärung gehörigen, zum Theil aber auch schon in andern Sammlungen gedruckten, kaiserlichen Lehn- und Freyheitsbriefe von den Jahren 1363, 1364, 1388, 1402, 1456 und 1518, worinn die Burggrafen von Nürnberg *mit allen Hoheitsrechten in ihren Fürstenthümern, Graf- und Herrschaften, Schlössern, Städten, Dörfern und Gebieten beliehen wurden*, sollen (nach S. 332.) nur vorläufig den Satz beweisen, dass alles, was innerhalb dieser Fürstenthümer gesessen ist, der brandenburgischen Landeshoheit so lange unterworfen sey, bis der Beweis der Exemtion dargethan worden. Da auch ausserdem die beygefügten Extracte aus dem onolzbachischen Landtagsacten und andern archivalischen Nachrichten, sogleich erweislich machen, dass die, im Fürstenthum Burggrafthums Nürn-

berg angesessene, Ritterschaft die Markgrafen von Brandenburg, ohne Ausnahme, für ihre landesfürstliche Obrigkeit, von jeher anerkannt und das unbewundene Bekenntnifs vom Landsassiat abgelegt habe, mithin eine Ritterschaft, nach den Begriff, welchen die Reichsabschiede von der Unmittelbarkeit festsetzen, in den fränkischen Fürstenthümern undenkbar sey; so wird aus diesen und andern, aus der königlich preussischen Unverbindlichkeit, in Absicht der mit der Ritterschaft zum Nachtheil der brandenburgischen Landeshoheit abgeschlossenen Recesse hergeleiteten Gründen S. 337. das Resultat aufgestellt; „dafs der Besitz, welchen die brandenburgischen Insassen, in Verbindung mit der Ritterschaft, wider „die klaren und evidenten Rechte usurpirt haben, „kein rechtlicher Besitz sey, und dafs der König die „volleste Befugnifs habe, auf den Gütern der ritter„schaftlichen Insassen alle landeshoheitliche Rechte „geltend zu machen, welche die individuelle Verfas„sung der fränkischen Fürstenthümer erheischt, die „Constitution des deutschen Reichs nachläfst, die „brandenburgischen Hausgrundgesetze etc. festsetzen „und welche in der kaiserlichen Verleihung der frän„kischen Fürstenthümer gegründet sind."

Dies ist der wesentliche Inhalt der in diesem Bande befindlichen staatsrechtlichen Aufsätze und öffentlichen Erklärungen. Ob übrigens alle und jede darin aufgestellten Sätze und Behauptungen auf unumstöfslichen und reichsconstitutionsmäfsigen Principien ruhen? ist eine Frage, die zu beantworten die Gränzen unserer Blätter, ja zum Theil die Befugnisse eines Recensenten nicht erlauben.

Frankfurt u. Leipzig: *Juristisches Vade Mecum für lustige Leute*, enthaltend eine Sammlung juristischer Scherze, witziger Einfälle und sonderbarer Gesetze, Gewohnheiten und Rechtshändel aus den besten Schriftstellern zusammengetragen. *Zweyter Theil.* 1791. 175 S. *Dritter Theil.* 1793. 138 S. *Vierter Theil.* 1790. 140 S. 8.

Einige langweilige Stunden auszufüllen, dazu mag diese Sammlung wohl dienen; wer aber neben Witz und Scherz zugleich Belehrung sucht, der wird sich getäuscht finden. Der Herausgeber hat sich seine Arbeit sehr leicht gemacht; hat die bekanntesten Schriften zur Hand genommen, witzig oder scherzhaft scheinende Anekdoten, ohne Auswahl, abgeschrieben, und weder auf Einkleidung und Darstellung, noch auch auf Einschaltung zweckmäfsiger Erläuterungen und Bemerkungen den mindesten Fleifs verwendet. An Wiederholungen fehlt es auch nicht; Rec. fand in den vorliegenden drey Theilen eine und dieselbe Anekdote mehrmals. Der Reiz der Neuheit geht ohnehin dieser Sammlung ganz ab; wer nur einige Belesenheit hat, stöfst hier auf gröfstentheils ihm längst bekannte Späfse. — — Der zweyte Theil hat folgende Rubriken: 1) *Anekdoten aus der juristischen Literatur.* 2) *Stratageme.* 3) *Französische Plaidoyers.* 4) *Rechtliche Gutachten.* 5) *Rechtshändel.* 6) *Miscellaneen.* — In dem dritten Theile kommen vor: 1) *Verordnungen, Gesetze, Gewohnheiten.* 2) *Gerichtshändel.* 3) *Contracte und Testamente.* 4) *Suppliken.* 5) *Vertheidigungsschriften.* 6) *Anekdoten aus der juristischen Literatur.* 7) *Betrügereyen.* 8) *Juristische Räthsel.* 9) *Miscellaneen.* — Der Inhalt des vierten Theils endlich ist: 1) *Gesetze und Gewohnheiten.* 2) *Lehndienste, Freyheiten und dergleichen.* 3) *Gerichtlich übergebene Vorstellungen, Berichte und dergleichen.* 4) *Sentenzen.* 5) *Juristische Stratageme.* 6) *Rechtshändel.* 7) *Testamente, Vermächtnisse und dergleichen.* 8) *Schuldfoderungen, Rechnungen.* 9) *Contracte.* 10) *Miscellaneen.* — — Zur Probe, um den Geist, der diese Sammlung belebt, kennen zu lernen, mögen hier einige Anekdoten, so wie sie uns gerade in die Hände fallen, stehen. Th. I. S. 144. *Eine Frau zeigt einem die Hintertheile.* Hommel erzählt: eine sehr corpulente Frau habe einem Vorübergehenden, mit dem sie Streit gehabt, zu beschimpfen, den blossen Hintern zum Fenster hinaus gezeigt. Dieser übergab eine Injurienklage, worinn es hiess, er habe gesehen: *Monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademtum.* S. 160. *Antworten einiger angeblich genothzüchtigten Personen.* Auf die Frage des Richters, warum sie nicht geschrieen: antwortete die eine: sie habe vor Lachen nicht schreyen können; eine andere: sie habe geglaubt, der Bursche werde schreyen; eine dritte: sie wolle jetzt noch schreyen. — Th. III. S. 96. *Bulgarus.* Der berühmte Bulgarus wurde Wittwer und heirathete eine Person, die nicht in dem besten Rufe stand, und schon mit seinen Zuhörern mochte bekannt gewesen seyn. Als er am Tage nach der Hochzeit die L. 14. *C. de judic.* erklären wollte, und zu lesen anfing: *rem non novam, neque insolitam aggredimur,* fingen alle Zuhörer an zu lachen und klatschten mit den Büchern.

Leipzig, in der Dykisch. Buch.: *Von den Vortheilen der deutschen Reichsverbindung*, nebst einem kleinen Beytrage zum Staatsrecht des Mittelalters, nach Anleitung der schwäbischen Dichter, von *Christian Ernst Weisse*, beider Rechte und d. W. W. D. 1790. 235 S. 8.

Hr. *W.* sucht hier auf die mancherley Vortheile, welche die Verfassung unsers Vaterlandes gewährt, aufmerksam zu machen, ein gewifs sehr löbliches Unternehmen; und er kündigt solches in der Vorrede mit so vieler Bescheidenheit an, dafs es hart seyn würde, ihn mit zu groser Strenge zu beurtheilen.

In der Einleitung wird von der Natur der deutschen Reichsverbindung gehandelt. Die Abhandlung selbst theilt sich in 2 Hauptabschnitte: I. *von den politischen*, II. *von den kirchlichen Vortheilen der Reichsverbindung.* Jene werden betrachtet in Rücksicht der *deutschen und italienischen Staaten*, und die den Deutschen zustehende Vortheile wieder in *äussere* und *innere* getheilt; von jenen handelt das 1ste, von diesen das 2te Hauptstück. Die äussern Vortheile werden wieder in 2 Classen geordnet, nachdem sie sich entweder A. auf *die Verhältnisse der deutschen Staaten sowohl unter sich als gegen auswärtige Völker*, oder B. blofs

auf das gegenseitige Verhältniss der deutschen Staaten beziehen. Jene sind: *Schutz gegen Gewaltthätigkeiten; Einfluss auf das Gleichgewicht von Europa; grösseres Ansehen der Mitglieder*; der Vf. bringt hier als einen Vorzug der Reichsstände vor unabhängigen Fürsten auch dieses mit in Anschlag, dass ihr Rang durch eine Standeserhöhung vergrössert werden kann; allein wenn dies auch den Vortheilen der Reichsverbindung beygezählt zu werden verdiente: so würde es doch um deswillen nicht geschehen können, weil im Falle die neue Würde einen Vortritt oder Vorzug vor andern geben soll, solche Andern eben so viel Nachtheile, als dem, der sie erhält, Vortheile bringt. *Handelsvortheile;* auch hier ist Rec. nicht des Vfs. Meynung. Er glaubt vielmehr, dass die deutsche Verfassung und die, vorzüglich seit der fest gegründeten Landeshoheit immer allgemeiner gewordene Gewohnheit, jeden kleinen Staat als isolirt zu betrachten, dem ganzen deutschen Reiche sehr nachtheilig geworden sey; weil daraus unzählige Handelseinschränkungen und Unterdrückungen der Industrie entstanden. Eben so wenig kann Rec. sich überreden, dass das kaiserl. Recht, Stapel- und Marktprivilegien zu ertheilen, als für den Handel Deutschlands vortheilhaft betrachtet werden könne.

Von den Vortheilen, welche aus dem gegenseitigen Verhältnisse der deutschen Staaten entspringen, verdient nur der einer Erwähnung, dass die Streitigkeiten zwischen einzelnen Staaten, nicht durch Krieg, sondern durch Richter geschlichtet worden.

Die *innern Vortheile* theilt der Vf. wieder in solche, die sich *auf die Privatverhältnisse der Reichsstände beziehen*, und in solche, *welche die Verhältnisse der Regenten und der Unterthanen betreffen.* Jene entstehen, sagt er, enweder aus der höchsten kaiserlichen Gerichtsbarkeit, oder sie gründen sich auf andere Majestätsrechte des Kaisers. Alles, was hier der Vf. speciell angiebt, um, wie es scheint, auch die Zahl der Vortheile zu vermehren, läuft wieder auf den freylich sehr wichtigen Vorzug hinaus, dass die Fürsten einen Richter über sich haben. Dies ist auch der Fall in Rücksicht aller der Vortheile, welche die Verhältnisse der Regenten gegen ihre Unterthanen betreffen.

Der Vf. geht nun zu den Vortheilen über, welche sich auf die Verhältnisse der Unterthanen unter sich beziehen. Auch hier ist der oberste Richter der wichtigste, wie der Vf. selbst erkennt. Rec. kann aber nicht begreifen, wie er bey diesem Urtheile die in der güldenen Bulle den Kurfürsten zugesicherte Appellationsbefreyung, wodurch dieser Vortheil allen ihren Unterthanen ungehört entzogen würde, S. 144. *ein wohlerworbenes Recht* nennen mag.

Die *kirchlichen Vortheile* werden wieder in *gemeinschaftliche der katholischen und protestantischen Kirche*, und *in eigenthümliche der katholischen* und *der protestantischen Kirche* eingetheilt. Zu den ersten rechnet er: *Schutz gegen Bedrückung* und *Beförderung der Religionsduldung;* die eigenthümlichen Vortheile der katholischen Kirche sollen seyn: *Sicherheit gegen die päbstliche Eingriffe*, und *Aufmerksamkeit der Fürsten auf ihre Hoheitsrechte über die Kirche.* Sollte dies aber nach den Grundsätzen der Hierarchie nicht ein Nachtheil für die Kirche seyn? und der Vf. will hier nicht von den Vortheilen der Landesherren, sondern von den Vortheilen der Kirche reden.

Aus diesem Allen zieht der Vf. den Schluss, dass die deutsche Staatsverfassung unter allen Regierungsformen Europens einen der ersten Plätze verdiene, worin ihm, da hier von dem, was sie der Theorie nach seyn sollte, die Rede ist, Rec. vollkommen Beyfall giebt.

In dem Anhange hat der Vf. mit vielem Fleisse einige Stellen der Dichter über die Meynung, dass der römische Kaiser der irdische, so wie der Pabst der geistliche Weltbeherrscher sey, gesammelt und damit diese Lehre erläutert.

PHILOLOGIE.

QUEDLINBURG, b. Ernst: *Kleines Uebungsbuch zum Französisch-Schreiben für die Jugend, in Verbindung nützlicher Kenntnisse*, nach den Hauptstücken der Grammaire durchgeführt, von *Alb. Christ. Meinecke*, Rector. 1796. 202 S. 8. (10 gr.)

Dieses Uebungsbuch ist besonders für Schulen bestimmt, und sehr zweckmässig eingerichtet. Die Aufgaben, welche von leichtern zu schwerern übergehn, umfassen nicht nur alle Redetheile, und breiten sich über die wichtigsten Regeln der französischen Grammatik aus, sondern sind auch fast durchgehends belehrenden Inhalts, und gewähren Sachkenntnisse, oder geben doch dem Lehrer Anlass sie beyzubringen. Sie zeichnen sich dadurch vor vielen andern bekannt gewordenen Uebungen dieser Art aus, welche grösstentheils uninteressante Materien, ja oft fades Geschwätz enthalten. Auch sieht man aus den unter dem Text befindlichen Winken und Phrasen, nach welchen der Schüler übersetzen soll, dass der Vf. eine gute Kenntniss der französischen Sprache besitzt. Seine in so vieler Rücksicht wohlgerathene, nützliche und empfehlungswerthe Arbeit erlebt gewiss bald eine andere Auflage; aber dann wünscht Rec., dass ihr ein noch stärkeres Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt werde. Einige wohlgemeynte Fingerzeige können vielleicht dazu beytragen.

1) Sind Druckfehler stehen geblieben, welche dem Schüler schaden könnten; z. B. S. 3. *vjellard* statt *vieillard;* S. 4. *otent* für *ôtent;* S. 5. *courbeau* für *corbeau*, *mêne* für *mène;* S. 7. *enfent* für *enfant;* S. 10. *designe*, *determine. chatiment* für *désigne*, *détermine*, *châtiment;* S. 21. *la violet*, *le parfume* statt *la violette*, *le parfum* u. s. w.

2) Findet sich unter den Nachweisungen manches, was eine genauere Prüfung verdient; z. B. S. 4. ist *in* vor *einer sehr weiten Entfernung* durch *dans* bezeichnet. Gebräuchlicher ist *à* bey dem Worte *distance.* Die Ursache liegt in der Unbestimmtheit des Raumes, weswegen auch der Engländer sagt, *at a*

great distance. — Auf der 9. S. soll *mit*, in der Verbindung: *wir halten die Feder in der Hand*, durch *dans* übersetzt werden. Der Franzose sagt aber, *nous tenons la plume à la main.* Im Falle der gänzlichen Einschliessung heisst es z. B. *je tiens l'argent dans la main.* Den Unterschied zwischen *tenir quelque chose à, dans* und *par la main* lehren unter andern Mauvillon und Wailly. — Auf der 15. S. steht *n'ose pas*, Selten setzt der Franzose *pas* nach *oser*, ausser wenn die Negation starken Nachdruck haben soll. — Auf der 23. S. soll *viele Damen haben sich so viel Ruhm erworben*, übersetzt werden durch *se sont acquises.* Richtiger wäre *ont acquis*, oder *se sont acquis tant de gloire*, weil *se* hier nicht der Accusativ, sondern der Dativ ist, welcher das Particip mit *être* in dieser Stellung indeclinabel lässt. So sagt man z. B. *elle s'est proposé d'y aller*, nicht *proposée.* Die meisten und treffendsten Beyspiele über die Declinabilität und Indeclinabilität des Particips giebt Panckoucke in seiner *Nouvelle Grammaire raisonnée*, von S. 117 bis 126. — Auf der 30. S. steht unter *anvertrauen ein Geheimniss, fier un secret.* Es muss heissen *confier un secret à quelqu'un*, weil *fier* nur in der Form eines *verbi pronominalis* gebraucht werden kann. — Auf der 46. S. steht unter *das Kind ist nicht so gross als die Mutter, aussi grand.* In verneinender Redensart setzt man *si* (nicht *aussi*) vor ein Adjectiv, und *tant* (nicht *autant*) vor ein Substantiv. — Doch *Sapienti sat.*

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Erfurt*, b. Keyser: *Fassliche Anweisung zu Verfertigung richtiger Sonnenuhren für Landschullehrer, Künstler, Handwerker, und alle diejenigen, welche auch ohne mathematische Vorkenntnisse sich eine deutliche Kenntniss davon verschaffen wollen.* Herausgegeben von *G. W. Pistorius.* 1797. 48 S. 8. mit 7 Kupfertafeln. — Der Vf. hat wohl Recht, eine fassliche Anleitung zur Gnomonik zum Gebrauch der Landschullehrer, und anderer, die nicht eigentliche Mathematiker sind, zu wünschen. Auch darinn stimmt Rec. mit ihm überein, dass *für solche Leute* Anleitung zur *Zeichnung* der Sonnenuhren weit fasslicher seye, als Anleitung zu ihrer *Berechnung.* Auch möchte mans *zu diesem Zweck* allenfalls noch hingehen lassen, wenn die vorgetragene Regeln nicht mit der strengsten mathematischen Schärfe erwiesen werden. Aber man müsste wenigstens so methodisch als möglich verfahren, überall deutliche und bestimmte Begriffe zum Grunde legen, und sie so deutlich und bestimmt als möglich andern mittheilen, und keine Hauptsachen dabey ganz mit Stillschweigen übergehen. Ob es nun möglich sey, diesen Foderungen bey Leuten, welche noch gar keine Kenntniss der mathematischen Sprache haben, denen man noch, wie hier S. 7. erklären muss, was ein Winkel sey, auf dem engen Raum von 3 Bogen Genüge zu thun, zweifelt Rec. sehr, und ist wenigstens völlig überzeugt, dass der Vf. ihnen nicht Genüge gethan habe. Oder kann man es denn methodisch nennen, wenn gleich bey der ersten Erklärung S. 8. vorkommt: eine Horizontallinie heisst, welche mit der Scheitellinie einen Winkel von 90 Grad macht, und dann erst nachher auf dieser Seite erklärt wird, was ein Winkel, und was ein Grad (wobey jedoch wieder der Begriff von Zirkel (Cirkel) schon eingemischt wird, der erst S. 10. erklärt wird) und S. 11. was eine Scheitellinie sey? Liegen deutliche Begriffe zum Grunde, wenn man uns sagt: der Raum, den zwey zusammenstossende Linien einschliessen (Euklid meynt freylich, zwey gerade Linien, und von diesen ist hier die Rede, schliessen keinen Raum ein) heisse die Spitze des Winkels? Oder wenn S. 12. gesagt wird: wenn wir das Gesicht nach Mittag zu kehren, so nennen wir die Zeit des Morgens, wenn uns die Sonne zur linken Hand im Horizonte erscheint; ist sie aber so weit hinaufgestiegen, *dass sie in unserer Scheitellinie steht*, so heisst die Zeit Mittag (da möchte es wohl bey dem Vf. noch nie Mittag worden seyn); und wenn sie endlich uns zur rechten Hand wieder abwärts gestiegen ist, und im Horizonte erscheint, nennt man die Zeit Abend. Oder S. 16.: in den Ländern von Afrika, von welchen wir sagen, dass sie unter der Linie liegen, geht der Tageskreislauf der Sonne gerade durch den Scheitelpunkt (doch wohl nicht alle Tage?) wie aus *Fig. 2. Tab. 2. zu ersehen ist*, und theilt die Kugelfläche des Himmels in 2 gleiche Theile? Oder wenn S. 18. der Aequator *die Linie* heisst, welche durch den Mittelpunkt der Erde bis an die Peripherie des Sonnenkreislaufs zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche gezogen werde, und eben so S. 11. der Horizont, und eine Horizontallinie mit einander verwechselt werden? Dergleichen unrichtige und unordentlich vorgetragene Begriffe müssen ja nothwendig den mathematischen Layen verwirren. Und wenn denn auch die Regeln zur Verfertigung einer Aequatorial-, Horizontal- und unter den Vertikalsonnenuhren zu einer Mittags-, Mitternachts-, Morgen- und Abendsonnenuhr noch so erträglich vorgetragen sind, wie vieles fehlt bey unserm Vf. nicht zu einer seinem Zweck gemässen Vollständigkeit? Wir wollen zwar nicht mit ihm hadern, dass er die unter schiefen Winkeln abweichende Vertikalsonnenuhren nicht mit aufgenommen hat, wiewohl gerade diese den Landschullehrern und Künstlern wohl am meisten vorkommen möchten, aber diesen Leuten hätte doch wohl gezeigt werden sollen, wie eine angebliche Horizontalfläche untersucht werden müsse, ob sie auch wirklich horizontal sey; wie ein Stift senkrecht auf einer Fläche errichtet werden könne; wie, besonders bey Vertikaluhren, der Zeiger nicht nur unter dem der Polhöhe gemässen Winkel in Beziehung auf den Horizont, sondern auch in der wahren Mittagsfläche befestigt werden könne u. dgl. Besonders hätte noch ganz am Ende, wo von dem Gebrauch der Magnetnadel die Rede ist, ihre in verschiedenen Gegenden verschiedene, und oft sehr bedeutende Abweichung in Erinnerung gebracht werden sollen.

Druckfehler. Nr. 203. S. 801 u. 802. muss in der Recension von *Reglemente för Armeens Flotta*, statt des einigemal vorkommenden Worts: *Nationen*, gelesen werden: *Stationen*, ingleichen in der 1 Col. Z. 9. statt: *der Scheeren*, lies: *den Scheeren*, und in der 2 Col. Z. 5. statt *Denen*, lies: *Docken.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. September 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Topographische Karte von dem Herzogthum Berg von *Wiebeking*, Churpfälzisch. Wasser-Baumeister u. s. w. 4 grosse Blätter jedes 3 Fuss breit und 2 hoch und ein kleines, als Zugabe.

Hiermit ist verbunden:

FRANKFURT am Mayn, in Komm. b. Fleischer: *Der Uebergang der Franzosen über den Rhein am 6ten Sept.* 1795. Von *Wiebeking*, Churpfälzisch. Wasser-Baumeister. 62 S. 8.

Hr. *W.*, der nun in Hessendarmstädtsche Dienste getreten ist, hat die Karte von dem Herzogthum [illegible] in den J. 1789 — 1792 aufgenommen und herausgegeben. Er hat sie, nach einem so grosen Maasstabe gezeichnet, dass auf ihr alle Wege, Bäche, Gehäge, Berge, u. s. w. in richtigen Verhältnissen haben aufgetragen werden können, und dass dies auch geschehen, kann Recensent von mehrern, in dieser an Ort und Stelle untersuchten Gegenden, versichern. Wir haben so viel Recensent weiss, ausser der *Petrischen* Karte von einem Theil von Sachsen und der *Schmettauischen* von Mecklenburg, keine andere, welche nach einem so grossen Maasstabe, eine beträchtliche Provinz darstellte. Der Maasstab der [illegible]ischen und Ferrarischen Carten ist nur halb so gross. So wohl die Unternehmung des Vf., als die Art der Ausführung verdient allen Dank. Nicht allein der Geograph und Soldat, sondern auch der Geschäfts- und Handels-Mann, der Cameralist und der Gelehrte, welcher den Zustand eines Landes untersucht, wird sich mit mannichfaltigem und grosem Vortheil dieser Karte bedienen. Wir wünschen darum so mehr dem Vf. die gröste Unterstützung.

Die Veranlassung der Schrift: *der Uebergang der Franzosen über den Rhein*, erzählt der Vf. S. 6.: „wenige Tage nach der Einrückung der Franzosen in Düsseldorf, erhielt ich von Sr. Excellenz, dem dirigirenden Minister Freyherrn von *Hompesch*, auf Requisition des Hn. *Kleber*, commandirenden Generals vom linken Flügel der Sambre- und Maas-Armee, den Befehl: von den Werken, die am rechten und linken Rhein-Ufer errichtet waren, den Plan aufzunehmen.“ Diese Aufnahme hat der Vf. in die obige Karte mit rother Tinte eingezeichnet und den Theil, welcher vom Rhein in der Karte vom Herzogthum Berg fehlte, um alle Werke zu liefern, dazu stechen lassen. Bey der Erzählung von dem Uebergange sind diese Werke genau beschrieben, so wie auch der Uebergang selbst. Der Vf. sah alles an Ort und Stelle und erfuhr diejenigen Umstände des Uebergangs, die ihm selbst nicht bekannt waren, von Augenzeugen in den ersten Tagen nach denselben. Die Kayserlichen, so wohl als die Franzosen, hatten eine ungeheure Menge von Werken aufgeworfen. Die Kayserlichen Werke erfoderten, ohne die Festung Düsseldorff in Anschlag zu bringen, 401 Kanonen. Die Werke der Franzosen, welche zur Vertheidigung dienen konnten, waren auf 307, und die zum Angriff auf 169, also alle zu 476 eingerichtet. Diese grosse Menge von Brustwehren und Schanzen, war zum Theil von starken Profil; die so genannte Insel-Batterie der Franzosen, war 22 Fuss hoch.

Der Plan, den Rhein von Basel bis unterhalb Kayserslautern zu vertheidigen, ohne mehr als die einzige Festung Maynz in gehörigen Vertheidigungsstand zu setzen, enthält bey der Menge der gut angelegten Werke und bey den übrigens wohl überdachten Vertheidigungs-Dispositionen, so viel Abweichungen von den richtigen Grundsätzen der Taktik, dass die Nachwelt die Wahrheit der Erzählung bezweifeln wird. Es ist zwar höchst wahrscheinlich, dass die Politik, Deutschland zu decken, mit der Kriegeskunst hier in Collision kam; ob aber die erstere, alle Zurücksetzung, welche die letztere, sowohl in diesen, als in den folgenden Feldzügen hat erfahren müssen, auf sich nehmen wird, muss die Zeit lehren. Dass bey den Franzosen beide, in ihren beschwerlichsten Unternehmungen in der genauesten Gemeinschaft standen, dass bey ihnen die höhere Taktik sich dankbar für die grosse Achtung, welche sie ihr erzeigten, bewiesen hat, das ist bey jedem unpartheyischen Beobachter schon jetzt entschieden.

Ob die Nachwelt den Uebergang der Franzosen im Jahr 1795 für ein groses Meisterstück der Kriegeskunst, für ein so merkwürdiges Ereigniss halten wird, als der Vf. glaubt, ist sehr zu bezweifeln. Wäre es das: so wäre der Uebergang des Herzogs Ferdinand von Braunschweig über den Rhein im J. 1758 ein Wunder; — denn waren damals die Hindernisse des Angreifenden nicht unendlich grösser, als 1795? — Nur der Nieder-Rhein von Düsseldorff bis unterhalb Emmerich war zu vertheidigen und dazu hatte der Vertheidiger eine 2mal stärkere Armee, als der Angreifer; dazu hatte der Vertheidiger die Festung Wesel und Düsseldorff; beide wohl versehene Oerter, die sich auch hielten! War unter den Umständen ein Uebergang möglich: so war er bey den Umständen im Jahr 1795 eine der leichtesten und sichersten Unterneh-

ternehmungen, welche im Kriege vorkommen. Uebrigens sind die Uebergänge im Jahr 1758 und 1795 in Rückſicht der Benutzung des neutralen Bodens einander ähnlich, und die Geſchichte von 1758 hätte die Kayſerlichen aufmerkſamer auf ihre rechte Flanke machen ſollen, wiewohl im Ganzen doch die Vertheidigung eine unmögliche Sache blieb.

Hydrographiſche- und Militairiſche- Karte von dem Nieder-Rhein, von Linz bis unter Arnheim in 10 Blatt, von *Wiebeking*, Heſſen-Darmſtädtſchen Steuer-Rath und Ober-Rheinbau-Inſpector. beendigt im Auguſt 1796.

Mit dieſer Karte iſt herausgegeben:

Vorſchläge zur Verbeſſerung des Waſſerbaues, von *Wiebeking* u. ſ. w. 32 S. gr. 8.

Dieſe 10 Blatt machen eine Karte von 20 Fuſs lang und 1 Fuſs breit, aus, und enthalten beynahe eine Strecke von 2 Graden des Aequators, ſo daſs auf 1 Zoll des Maaſsſtabes ungefähr 200 Rheinländiſche Ruthen kommen. Die Breite des Fluſses und auch ſelbſt die einzelnen Biegungen des Ufers, konnten bey dieſem Maaſsſtabe genau angegeben werden. Ein anderer Vorzug dieſer Karte beſtehet in der Beſtimmung der Tieſe und des Falls des Fluſses. Die Tiefe iſt in der Karte durch kleine Ziffern bezeichnet, der Fall aber, theils in der kleinen angezeigten Schrift, theils aber auf der Karte in Tabellen mitgetheilt. Die Tiefe iſt nach dem Normal-Waſſerſtande von 1766 beſtimmt und fällt meiſtens zwiſchen 6 und 15 Fuſs; der Fall iſt ſehr verſchieden; an einigen Stellen hat der Fluſs auf 989 und an andern wieder auf 11340 Fuſs, 1 Fuſs Fall; nach einer Mittelzahl beträgt er zwiſchen Linz und Mülheim auf 3867 Fuſs 1. Die Geſchwindigkeit des Rheins iſt hier zu 4, 46 Rheinl. Fuſs in der Secunde angegeben. Aus der Verſchiedenheit des Falls läſst ſich ſchon abnehmen, daſs auch eine Verſchiedenheit der Geſchwindigkeit ſtatt finden werde. Die geringſte, welche der Vf. beobachtete, betrug 2, 95 und die gröſseſte 7, 1 Rheinl. Fuſs in der Secunde. An manchen Stellen iſt die Gegend bis auf 1000 Ruthen von dem Fluſſe mit eingezeichnet, an andern aber ſind nur bloſs die Ufer angegeben.

Dieſe Karte iſt für die Geographie äuſserſt wichtig, indem in den beſten Karten der Rhein noch immer ſehr fehlerhaft eingezeichnet war, wie dies bey faſt allen Flüſſen der Fall iſt. Die Genauigkeit derſelben übertrifft in der Gegend, wo Rec. dieſen Fluſs zu unterſuchen Gelegenheit gehabt hat, bey weitem alles, was in der Art erſchienen iſt. Dies gilt aber insbeſondere nur von dem Fluſſe, und der nahe am Ufer befindlichen Gegend, denn die entferntere ſcheint nur nach dem Augenmaaſs eingezeichnet zu ſeyn.

Der Vf. nennt ſeine Karte, *militäriſch*, weil ſie vom Militär mit Nutzen gebraucht werden könne. Ein Fluſs wie der Rhein, iſt allerdings in militairiſcher Hinſicht ſehr wichtig und wir bedauern daher, daſs nicht die Fähren und auch nicht allerwärts die fliegenden Brücken angegeben ſind. Dieſe ſind in militäriſcher Hinſicht auch deswegen wichtig, weil ſie Wege anzeigen, auf denen man an beiden Ufern an den Fluſs, ohne Schwierigkeiten, kommen kann.

Die kleine oben angezeigte Schrift: *Vorſchläge,* u. ſ. w. enthält Bemerkungen über den Zuſtand der Waſſerbaukunſt, über die Fortſchritte derſelben, und über die Erfahrungen und Unterſuchungen, welche man anſtellen muſs, ehe man einen Waſſerbau unternehmen kann. Man kann hier nicht den Mann von Einſicht und vieler Erfahrung verkennen, und jeder Waſſerbaumeiſter, Cameraliſt, Mathematiker und Phyſiker hat Urſach zu wünſchen, daſs der Vf. mit ſeinem angekündigten Werke über die Waſſerbaukunſt zu Stande kommen möge. Er wird dieſe Kunſt, nach dem zu urtheilen, was er bisher geliefert hat, mehr auf die Erfahrungen gründen; er wird die Theorie und Erfahrung mehr in Uebereinſtimmung bringen, und vielleicht dadurch dem Ganzen eine gröſsere Vollkommenheit geben. In keinem Theil der Adminiſtration gehen ſo viele Fehler vor, als in dem Ufer-Bau der Flüſſe. In den Gegenden, wo Rec. wohnt, wurde bisher bey den kleinern, aber doch noch ſchiffbaren, Flüſſen, dieſer Bau meiſtens von Ingenieuren oder andern Officieren dirigirt, welche oft nie mit dergleichen ſich vorher befaſst hatten und dieſen Gegenſtand als eine Nebenſache trieben, auf die ſie wenige Aufmerkſamkeit wendeten. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie unzweckmäſsig oft ihre Anlagen waren, wie oft ſie eine Quelle von mehrerem Unfällen wurden, die weit gröſser waren, als der, welchem ſie abhelfen wollten. Zu dieſer Unwiſſenheit in der Waſſerbaukunſt kömmt noch, die ſchlechte Polizey, und die ſehr unvollkommene geſetzliche Verfaſſung bey entſtehenden Streitigkeiten, über die Uferbrüche und die Bau-Anlagen derſelben. Wenn man einen Fluſs in den Gegenden, wo Rec. wohnt, bereiſet: ſo trifft man hier auf einen Ufer-Bruch, der ſchon viele Jahre gedauert und eine halbe Wieſe weggeriſſen hat, weil der Eigenthümer nachläſſig iſt; dort tritt eben der Fall ein, weil der Eigenthümer arm iſt, an einem andern Orte leiden mehrere Eigenthümer von Wieſen, ſchon ſeit vielen Jahren, weil über den Ufer-Bau einem derſelben ein Proceſs entſtanden iſt; mehrmal ſind darüber Beſichtigungen angeſtellt, die viel gekoſtet haben, die Sache bleibt aber, wie ſie iſt —, die Unbeſtimmtheit und Unzulänglichkeit der Geſetze, gaben den Advocaten, den Chicanenmachern, den nachläſsigen Beamten, den proceſsſüchtigen Eigenthümern, Gelegenheit den Proceſs zu verlängern; der Schade wurde täglich gröſser und der ärmere litt dabey am meiſten, verlor gar ſein Eigenthum, und ward in die gröſste Armuth, vielleicht auf Zeitlebens, geſtürzt; der Fluſs bekam mehrere Krümmen, ward mit Sand angefüllt u. ſ. w. Rec. wünſcht, daſs manche Regierungen dieſe Lage ſo recht wüſsten und fühlten; daſs ſie ſich nicht ſo oft durch unwiſſende Baumeiſter und nachläſsige Be-

samte hintergehen liessen und anfingen, eine besondere Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu werfen.

LÜBECK u. LEIPZIG, b. Bohn: *Briefe aus der Schweiz und Italien*, von *Georg Arnold Jacobi* in das väterliche Haus nach Düsseldorf geschrieben. Zweyter Band. 1797. 428 S. 8.

Dieser Band umfasst die Reise des Vfs., von Neapel ab, durch Kalabrien und Sicilien. Er weiss sich auch in diesen Nachrichten, das für seine Briefe überhaupt erweckte Interesse des Lesers, durch eine edle Sprache und durch Mittheilung seiner Empfindungen zu erhalten. Jene hat der Vf. ziemlich in seiner Gewalt; nur hüllt er die Darstellung der letztern oft in zu verschwenderischen, sichtbar gekünstelten Wortprunk ein, welcher der wahren Empfindung fremd ist. An mehrern Stellen verleitet ihn eine jugendliche, durch den Anblick grosser oder ihm neuer Gegenstände exaltirte Einbildungskraft, zu sonderbaren Ideenverbindungen, zu Bildern, die in der Prosa nicht an ihrem Orte sind, und wodurch die Grenzen eines blossen Beschreibers im Malen überschritten werden. So vergleicht er, um nur ein Beyspiel des Gesagten anzuführen, die Scene der Tunfischerey und das Todschlagen dieser Fische im Wasser, mit der Homerischen Dichtung, von der Ermordung der Freyer, in der Odyssee. — Was die von dem Vf. gelieferten Nachrichten über die durchreiseten Gegenden betrifft, so werden sie auch für diejenigen Leser, die wenig eigentlich Neues darin finden, wegen mancher mit Zügen aus der alten und neuen Geschichte durchwebten Beobachtungen und Reflexionen und wegen der Art der Darstellung anderer bekannten Gegenstände, Interesse behalten. — Wir zeichnen den Gang der Reise, und einiges, weniger allgemein bekanntes aus. — Von Salerno, der ersten Tagereise von Neapel, wendet sich die Reise nach Paestum; von Aviano gegen die Amsanctischen Thäler bey Fricento, dem jetzigen *Lago di Mufiti*, eine Schwefelquelle. Rec. ist mit dem Vf. einverstanden, dass nach aller aus den genauesten Vergleichungen entstehenden Wahrscheinlichkeit, das Bild Virgils, — *est locus Italiae in medio etc. Aeneid. VII. v. 563. sqq.*, von dieser Gegend zu verstehen ist, und nicht von dem Velinofall bey Terni, wie einige Ausleger sie mit grössten Zwang und höchst unpassend gedeutelt haben. An dem Rande des Pfuls (*spiracula Ditis*) findet man, gediegenen Schwefel, womit der Boden jener Gegend überall geschwängert ist. Von dem dichtbeschattenden Walde, der die Plutonische Höle umschloss, (*densis hunc frondibus atrum urget utrimque latus nemoris*) ist keine Spur mehr da. — Marcus Agrippa verschaffte, durch das Fällen grosser Wälder mehrern, dem Luftzuge unzugänglichen, mephitische Dünste aushauchenden, Seen in den neapolitanischen Gegenden Luft und Licht, und zerstörte dadurch zugleich die Blendwerke der nekromantischen Cimmerier: vielleicht, dass er auch diesen Wald, zu demselben gemeinnützigen Zweck, umhauen liess. — Der Schnee liegt hier im Winter 4 bis 5 Palmen hoch. — Schlachtfeld von *Cannae*. Die röthliche Farbe des Bodens, ist, nach dortiger Volkssage, die Folge des hier vergossnen vielen Römerblutes, das Feld heisst *Campo di sangue*. Bey Bari verliess der Vf. die Seeküste, und ging quer durch Italien über die Gebirge, Heiden, und durch weitgedehnte Eichenwälder nach *Tarent*. Diese, in der Fülle des Reichthums der Natur einst schwelgende, reiche Stadt liegt jetzt im Elende, von seinen Beherschern vernachlässiget und bedrückt; ihre armseligen Bewohner erhalten sich kärglich, von einigen Manufacturarbeiten, vom Korn- und Oelhandel und vom Fischfang. Sie unterscheiden sich von ihren Nachbarn noch durch Spuren griechischer Schönheit in Gestalt und Gesichtsbildung und durch charakteristische Züge ihrer Abstammung. Fest des H. *Cataldus*, Schutzpatrons dieses abergläubigen und leichtsinnig fröhlichen Volks. — Eben so verarmet liegt in einem stockenden Sumpf *Brundusium*. Seit einigen Jahren hat die Regierung angefangen, an Wiederherstellung des vor dem berühmten Hafens, und an Austrocknung der Sümpfe arbeiten zu lassen; — aber man ist es in jenem Lande schon gewohnt, dass manches angefangen und nichts vollendet wird. — Ueber *Lecce*, dem Hauptort von Otranto nach *Gallipoli*, — wo die Einwohner sich der Namen Swinburne und Riedesel erinnerten, — und von hier zu Schiffe nach *Cotrone*, wo man auch anfängt, den Hafen und die Gegend zu bessern. Die Natur hat dieses Land mit ihren schönsten Gaben beschenkt, aber die Gastfreyheit seiner Bewohner steht mit ihrer sonstigen Uncultur in einem sonderbaren Contrast, den man doch auch bey den wildesten Völkern findet. — Scenen, (keine neue) aus dem Erdbeben von 1783. In den schon verflossnen 9 Jahren, war wenig zur Wiederaufnahme des zerstörten Landes geschehen; noch fast alle Orte lagen im Schutt, und die fruchtbarsten Aecker unbebauet. Die verkehrt angewandten Hülfsmittel der Regierung wirken dem beabsichtigten Zweck entgegen; die neu erbaueten Orte haben daher ein sehr armseliges Ansehn und die Leute wohnen grösstentheils noch daneben, in den für den ersten Nothfall erbaueten elenden Hütten. — *Reggio* wird nach einem neuen Plan prächtig aufgebauet. — Der im 14ten Br. gegebne Ueberblick der Hauptzüge aus der Geschichte und jetzigen Verfassung Siciliens, ist gut concentrirt. — Die zerstörte Palazzata von *Messina*, war auch noch nicht wieder aufgebauet, weil man über den Plan nicht einig werden konnte. Der übrige Theil der Stadt hat durch die Herstellung zertrümmerter Gebäude gewonnen. — In der fernern Reise durch Sicilien, folgt Rec. dem Vf. nicht weiter. Die gelieferten, grösstentheils schon viel vollständiger bekannten, Nachrichten, wechseln mit Darstellungen reizender Gegenden und grosser Alterthumsreste, Charakterschilderungen ihrer Bewohner, Erzählungen von Reisevorfällen, unterhaltend ab. — Hie und da hat der Vf. seine Vorgänger, besonders auf dem Aetna, ohne egoistische Kritteley, das Erbtheil mancher Rei-

senden, berichtiget. — Grobe Druckfehler finden sich viele, sogar in Namen. So steht in einer kurzen Note S. 386. dreymal hintereinander, *Bartelo* statt *Bartels.*

PHILOLOGIE.

Berlin, b. Nauk: *Handbuch der französischen Sprache,* oder *Auswahl interessanter Stücke* aus den klassischen französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. *Prosaischer Theil.* 1796. 447 S. gr. 8.

Dieselben Verfasser, welche im Jahre 1793 ein wackeres Handbuch der englischen Sprache herausgaben, liefern jetzt ein ähnliches Werk für die französische. Gegenwärtiger erster Theil enthält eine Reihe unterhaltender und gröfstentheils als Meisterstücke anerkannter Stellen aus den klassischen französischen Schriftstellern; aber was den Werth noch erhöhet, sind die gedrängten Nachrichten von dem Leben und den Schriften derselben. In Ansehung des Inhalts scheint jedes Stück mit reifer Ueberlegung gewählt zu seyn, auch sind Proben von dem Stil der vorzüglichsten Revolutionsschriftsteller, Dumouriez, Brissot, Condorcet, Mirabeau, Vergniaud gegeben. Jeder geübtere Freund der französischen Sprache, für welchen das Buch eigentlich bestimmt ist, wird diese Auswahl mit Vergnügen lesen, und in Ansehung der Literarnotizen nicht weniger Befriedigung finden, da bey ihnen gute Quellen benutzt worden sind, besonders das bekannte *Dictionnaire historique portatif.* Aufser Stellen jener fünf Autoren, siehet man hier Auszüge aus D'Aguesseau, d'Alembert, d'Arnaud, Bailly, Barthélemy, Berquin, Bonnet, Bossuet, Boursault, La Bruyere, Buffon, Diderot, Duclos, Du Paty, Fénelon, Fléchier, Florian, Fontenelle, Guibert, Marmontel, Massillon, Mercier, Montagne, Montesquieu, Patru, Raynal, Rochefoucauld, Rollin, Rousseau, le Sage, Saint Réal, Thomas, Trublet; Vernet, Vertot und Voltaire, doch nicht in dieser alphabetischen Ordnung, sondern vielmehr nach Gutachten, um eine Abwechselung der Materien zu bewirken.

Auf Kosten des Verfassers: *Sprachlehre für die Deutschen, die das Französische ohne Lehrer erlernen wollen. Erster Theil,* der die gründliche Anweisung zur richtigen Aussprache enthält. 238 S. 8.

Der ungenannte Verfasser liefert in diesem ersten Theile die französische Aussprache auf eine anschaulichere, richtigere und vollständigere Art, als man in den meisten bis jetzt bekannten Anweisungen für Deutsche antrifft. Er zeigt nachher, dafs es zweyerley Aussprache giebt, die eine für die gewöhnliche Unterredung, die andere für die Declamation und Verse. Beide Gattungen werden gründlich und fafslich dargestellt. Darauf lehret er die Rechtschreibung und Interpunction, und fügt einige Tabellen von den Artikeln, von den Hülfs- und regelmäfsigen Zeitwörtern hinzu. Die Schreibart ist im Ganzen verständlich und correct, obgleich der Vf., wie Rec. aus sicherer Quelle weifs, ein Franzose ist. Man kann seine Arbeit mit Recht allen den Liebhabern der französischen Sprache empfehlen, welche keine Gelegenheit haben, sie durch Umgang, oder einen geschickten Lehrer zu lernen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. Erlangen, b. Walther: *Anfangsgründe der allgemeinen Pathologie entworfen von Dr. Friedrich Hildebrandt,* Professor zu Erlangen u. s. w. 1797. 5 Bogen 8. (4 gr.) Diese kleine Schrift erschien vor zwey Jahren in lateinischer Sprache, und fand schnell einen unbefugten Uebersetzer, weswegen der Vf. nach dem Wunsch des Verlegers nun selbst diese Verdeutschung geliefert und zugleich einige Verbesserungen gemacht hat. Das Uebersetzen einer inländischen Schrift ohne Verwilligung des Verlegers ist sicher eben so ungerecht und verächtlich, als das Nachdrucken derselben, weil dadurch der Verleger nicht geringern Schaden leiden wird, da Ersparung der Mühe und Zeit vielen noch mehr am Herzen liegt, als Ersparung des Geldes. Dem Vf. ist meistens eine solche Uebersetzung hinter seinem Rücken noch unwillkommner. — Vorliegende Schrift erfüllt wegen ihrer Vollständigkeit, und zusammengedrängter Kürze ihre Bestimmung zum Leitfaden für akademische Vorlesungen sehr gut. Als Eigenheiten derselben merken wir Folgendes an. Drey Hauptarten von Krankheiten werden angenommen, sthenische, asthenische und *ataktische,* d. h. die von *unrichtig* wirkender Lebenskraft entstehen. (Sollte diese letztre sich nicht immer auf die zwey erstern zurückführen lassen?) — Unter den verschiednen Arten der Vollblütigkeit ist sehr gut die *plethora ad vires* mit aufgeführt, bey welcher die Blutmenge richtig ist, aber die Kräfte zu schwach sind. — Die Krankheiten der Säfte sind mit Recht aufgenommen, ihre Arten sind aber vielleicht doch zu fest bestimmt, als Mangel und Ueberflufs an Sauerstoff, an brennbaren Stoff, alkalische, saure und mittelsalzige Schärfe, unter deren Ursachen immer „*eine gewisse Art von Wirkung der Lebenskraft*" steht. — Temperamentarten werden *acht* angenommen, nach den nur denkbaren Verbindungen der modificirten Spannkraft, Reizbarkeit und Empfindlichkeit, als 1) das starke reizbare und empfindliche. 2) Das starke reizbare und wenig empfindliche. 3) Das starke, wenig reizbare und empfindliche. 4) Das starke, wenig reizbare und wenig empfindliche. 5) Das schwache, reizbare und empfindliche. 6) Das schwache, reizbare und wenig empfindliche. 7) Das schwache, wenig reizbare und empfindliche. 8) Das schwache, wenig reizbare und wenig empfindliche. — Statt: „jede Krankheit *bewirkt* Störung einer oder der andern oder mehrerer Verrichtungen" (§. 3) würden wir gesagt haben, *ist* Störung etc. da dies nicht erst Folge, sondern gerade das *Wesentliche* der Krankheit ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. September 1797.

PHYSIK.

Wetzlar: in d. Winklerschen Buchhandl.: *Unterhaltungen über die Erde und den Menschen*, mit einem Versuch über eine neue Theorie von der Oberfläche der Erde, von *F. A. Rimrod* Prediger und Inspektor der städtischen Erziehungsanstalt zu Wetzlar. Theil 1. 1795. 239 S. 8.

Rec. nahm dieses Werk auf die Versicherung einiger gelehrten Blätter, dass es interessante geognostische Beobachtungen über die Lahngegend enthalte, mit einiger Erwartung in die Hand. Allein er fand sich darinn getäuscht; es sey denn man wolle eine etwas abentheuerliche Beschreibung des Laufs der Bäche und Thäler dieser Gegenden für interessante geognostische Schilderungen gelten lassen. Dem Vf. scheint es an mineralogischer und geognostischer Kenntniss zu mangeln, und auch Physik und Chemie sind seine Stärke nicht. Er weiss nicht Thon- und Kalkgebirge von einander zu unterscheiden (das Gestein worin Madreporen vorkommen und den röthlichen Roggenstein hält er für thonartige Gebirgsarten, dagegen das Gestein worin sich Abdrücke von Gräsern und Pflanzen finden, für Kalkstein); ein Lager von Roggenstein bey Weilburg (für den er keinen Namen kennt, und ihn auf eine drollige Art umschreibt) dünkt ihm eine *ansehnliche Merkwürdigkeit*, und S. 50 meynt er, das Feuer, welches ehemals auf der Erde gewüthet, „habe die Marmorgänge im *Wiedrunkelschen* ganz schwarz gebrennt (gewöhnlich pflegt das Feuer Kalksteine weiss zu brennen) wobey der Marmor vor Hitze zersplittert und so fest geworden sey, dass er jetzt Politur und einen herrlichen Glanz annehme.“ Auch hat er nach S. 56 „an dem rauhen, schwarzgrauen, einfachen Thongestein (?) bey Weilburg, worin die Madreporiten stecken, an abgehauenen Plätzen, *Schlacken* und *Feueröfnungen, als Zeugen eines innerlichen Urbrands* gesehn.“ Wer so etwas an so nahe liegenden Gegenständen sieht und glaubt, dem kann es freylich nicht schwer werden, in den Kometen ätherische Wasserschläuche (S. 71) wahrzunehmen, die dazu bestimmt scheinen, den Brand der Weltkörper zu löschen, und deren Schweif „die ewige Vorsicht des Schöpfers von der Sonne abgewendet hat, damit die Sonne nicht in Gefahr stehe durch Kometen ausgelöscht zu werden;“ oder in dem röthlichen Mars einen brennenden Planeten, im bleichen Saturn einen Wasserkörper, und in dessen Ringe gar einen Kometenschweif, der sich um den Saturn einigemal herumgelegt hat, und sich zu seiner Zeit von ihm wieder abwickeln dürfte. Auch wird ein solcher Naturforscher (?) keine Schwierigkeit darin finden, die *Gebirge*, so wie Thales die Welt, *aus einem mit elementarischen und aetherischen Kräften gefüllten Wasser wachsen zu lassen* und sich nach S. 38 und 39 das ganze in der Erde liegende Steinreich, wie einen Wald mit Bäumen, Gesträuchen und Büschen vorzustellen, als Urgewächse, bey denen es vielleicht auch Florescenz und Fructification giebt, — und denen die schräg auflaufenden Spaltungen statt Röhren dienen, in welchen sich die bildende Kraft des Wachsthums aus der Tiefe hervor in ihrem Gegenstand verbreitet.“ „Die Hauptkräfte, heisst es S. 43, gingen ins Urgebirge, und zwischen denselben wirkten in dem einwachsenden Flötzgebirge gewisse Spielkräfte, die in einer so grossen Mannichfaltigkeit das Steinreich darstellten. Diese Kräfte drangen aus dem Urgebirge in das Flötz, welches jedesmal bey einer neuen Schwemme ans Urgebirge schloss — und versteinerten dasselbe nach der Natur ihres Urtriebs. — — Eben das kann man auch von den *Erzen* sagen, die ihren Ursitz im Ganggebirge haben, und aus demselben ins Flötzgebirge hinüber gehn. (!!) Doch bleibt die Frage, ob nicht der ganze Erzbau, den man gemeiniglich von oben herab, durch Hülfe der Sonnenwärme in den Klüften erzeugen lässt (?), einer *wachsenden Naturkraft* beyzumessen steht, welche durch einen Trieb aus der Tiefe, vielleicht durch denselben Trieb der die Steine bildet, die Materie der Vererzung aus dem Gestein in den Klüften ansetzt.“

Nach diesen Proben werden unsere Leser auf die neue Geogonie unsers Vf. kaum begierig seyn. Sie ist ein Gemisch aus vielen andern, von der des *Thales* an bis zu der des *Grafen von Büffon* herab; und kann unserm Vf. der bey seinen Hypothesen so wenig Anstoss findet, nicht viel Mühe gemacht haben. Hier ist sie kürzlich mit seinen eignen Worten: „Bey der Entstehung eines Planeten sammelte sich der Urstoff in Aether und erzeugte, vielleicht in geringer Masse, unter der Bedeckung des Wassers das erste Gestein. Nach Verlauf eines Zeitraums war das erste Wasser erschöpft, das Feuer gewann die Oberhand, vulkanische Eruptionen warfen Lava, Sand und Asche über die Fläche, bis ein Komet den Planeten unter Wasser setzte, und durch die erregte Ueberschwemmung das Feuer beschränkte, die Hölen ausfüllte, und die Oberfläche mit einer Art von Erde überdeckte, welche sich aus der zerriebenen und aufgelösten Lava bildete, und worin nunmehr das Hauptgestein von neuem fortwuchs. Dergleichen Revolutionen konnten eine der andern folgen, bis endlich der gegenwärtige Boden — mit der Ackererde,

worin alles wächst, hervorkam." An einer andern Stelle legt er jedem Act dieses Schauspiels eine oder mehrere Aeonen Zeit bey. Der Komet entledigte sich nach ihm seines Wassergehalts am Südpol, und der dadurch erzeugte *Weltstrohm* schlug am Nordpol wieder zusammen, höhlte auf dem Wege dahin alle Meere und alle jetzigen Flussbetten aus, und gab dem festen Lande seine auffallende Gestalt mit den Südspitzen. Diese Südenden Afrikas, Neuhollands und Amerikas nennt unser Vf. deshalb *Cardinalspitzen*, so wie die Höhen längs der Flussthäler *Weltufer*, weil nicht der jetzige Fluss, sondern der südliche, vom Kometen erzeugte Weltstrom sie gebildet habe. Etwas drollig klingt es, unsern Vf dabey von den Weltufern bey Weilburg, von der grossen Weltaue bey Frankfurt u. s. w. reden zu hören. Dieser letzte Theil seiner Geogonie oder „die Theorie der Fluss- und Bachthäler" scheint der Hauptpunkt in der auf dem Titel angekündigten neuen Theorie von der Oberfläche der Erde zu seyn, die mit so ermüdender Weitschweifigkeit und mit so vieler Unbestimmtheit in Form eines Dialogs verhandelt wird, dass man fast glauben sollte, der Vf. habe diese Form bloss deshalb gewählt, um alles recht ins Breite treten, und in einem gewissen Dunkel bleiben zu können, welches Schriftstellern, die mit ihren Ideen nicht aufs reine sind, so wohlthätig ist. Unterhaltungen über den Menschen finden wir hier nicht. Sie sind wahrscheinlich einem zweyten Theile vorbehalten.

Die Meynung unsers Vf. vom Ursprung der *aegyptischen Pyramiden*, dürfen wir dem Leser nicht vorenthalten: sie ist eine zu originelle Verbesserung der Hypothese des Herrn *Witte*: „dass so ungeheuer grosse Lasten als die Felsen, woraus nach der Meynung des Hn. *W.*, welche sehr viel Wahrscheinlichkeit hat, die Pyramiden gebildet sind, durchs Feuer aus der Erde aufgetrieben wären, ist schwer zu glauben. Woher würde die unterstützende Kraft entstanden seyn, die diese Körper in ihrem Gleichgewicht sofort getragen, und sie nun schon so lange gehalten hätte? Nimmt man sie aber *für basaltartige Gewächse einer brennenden Gegend*, welche in andern Aeonen mit Erde bedeckt waren, und nun bey dem Durchschuss einer grossen Fluth entblösst wurden, so ist der Sache auf einmal geholfen. — Dass starke Erdbrände in jenen Gegenden gewesen sind, lässt sich aus dem *Lybischen Sande* schliessen, *der ganz sicher ein vulkanisches, durch Fluthen geläutertes Produkt seyn kann (!!)*." So weit ist doch wohl noch kein andrer Vulkanist gegangen. An einem andern Ort werden „als Spuren eines Erdbrands die durch das Wasser verschwemmt und gar bedeckt worden, die *Fische* angeführt, welche *im Schiefer* in der gekrümmten Figur eines gewaltsam erlittnen Todes gefunden werden. Sollten diese nicht mit dem Wasser in dergleichen Brandlöcher hinabgeschüttet seyn, worin das Gestein wieder über ihnen zusammen wuchs?" Wie in aller Welt kömmt aber unser Vf. zu den Sätzen über den *Mond*, die wir S. 189 lesen? „Der Mond ist ein trockner Körper, ohne Umschwung um seine Axe, wenigstens nicht wie andere Planeten, und hat daher keine Ordnung der Tage und Nächte, keine Erfrischung, keine Atmosphäre, und also wohl kein Wachsthum. Wenigstens wenn er bewohnt wäre, müsste die animalische Natur der steinartigen sehr nahe kommen. In irgend einer Uräone kann sein Zustand glücklicher gewesen seyn. Jetzt hat er vom Planeten nur noch die runde Figur und den Umlauf; doch diesen nur dürftig." Diese Sätze kann er wohl nirgends anders als aus einer Kosmologie von Schwedenborg oder Hagelgans, entlehnt, oder, wie so manches andre, nach belobter Sitte der Analogen selbst erträumt haben.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Johann Nikolaus Martius Unterricht in der natürlichen Magie* oder zu allerhand belustigenden und nützlichen Kenntnissen völlig umgearbeitet von *Gottfried Erich Rosenthal*. Elfter Band mit Kupfern. 1796. 352 S. 8.

Der Vf. sucht die Zweckmässigkeit dieser Fortsetzung dadurch zu rechtfertigen, dass er bemerkbar macht, wie weit unser Zeitalter noch in Ansehung der Aufklärung zurück sey. Seine Absicht ist demnach dahin gerichtet, durch dieses Werk vorzüglich nützliche Kenntnisse zu verbreiten, und das Reich der Wunderthäter zu beschränken: „Man schmeichelt sich, sagt er in der Vorrede, in unsern Zeiten sehr aufgeklärt zu seyn, ob man gleich selbst über die eigentliche Bedeutung dieses Modeworts nicht einig ist, und auch nicht einig seyn kann, weil die Menschen nicht von einerley Stand sind und seyn können, und weil jeder Stand besondre Kenntnisse und Einsichten fodert — so hat der Prediger ganz andre Kenntnisse zu lernen nöthig, um Anspruch auf Aufklärung zu machen, als der Bürger der sich so öfters täuscht" u. s. w. Rec. scheint es, dass *auch* dem Vf. der Begriff *Aufklärung* verunglückt sey, da er offenbar *Gelehrsamkeit* mit *Aufklärung* verwechselt. — Das Scherflein, welches der Vf. zur Beförderung der Aufklärung in diesem Bande seinen Lesern darreicht, bestehet aus I) *Einer Abhandlung über Hexen, Zauberer, Besessene und den Einfluss dieses Aberglaubens* S. 3—28. Diese Einleitung ist aus dem Berliner Magazin der Künste und Wissenschaften I Band I Stück entlehnt. II) *Aus elektrischen Kunststücken* S. 31—77. III) *Optischen Kunststücken* S. 77—123. IV) *Chemischen Kunststücken* S. 123—159. V) *Mechanischen Kunststücken* S. 159—201. VI) *Rechen- und andern aus der Mathematik entlehnten Kunststücken* S. 201—237. VII) *Oekonomischen Kunststücken* S. 237—274. VIII) *Artistischen Kunststücken* S. 274—309. IX) *Technologischen Kunststücken* S. 309—332. X) *Spielen* S. 333—359. Von der Beschreibung der Camera obscura geht der Vf. zum Sonnenmikroskop über, und sagt S. 89: Befindet sich hinter dem Loche eines Ladens eines verfinsterten Zimmers ein Gläschen von kurzer Brennweite, so wird von einer *kleinen Sache*, die zwischen das Gläschen und das Loch gesetzt, und etwa noch hinter derselben durch ein erhabnes Glas erleuchtet wird, sich das vergrösserte Bild auf dem Papiere abmahlen. *Dieses ist die Theorie des Sonnenmikroskops!!!* —

Die Vervielfältigung der Bilder vermittelst eines Polyedri, die S. 105 gelehrt wird, hat nach Rec. Erfahrung das Nachtheilige, dass mehrere Bilder nur Stückweise erscheinen; ungleich besser erreicht man seinen Zweck, wenn man in einer finstern Kammer (Camera obscura) die hintere Seite eines durchsichtigen Bildes durch *mehrere Lichter* erleuchtet, und vor die vordere Seite einen Flor spannt, auf dem sich dann die Objecte so oft vervielfältigt darstellen als Lichter angezündet worden. — Bey Gelegenheit der Phosphor- und hepatischen Luft, wird *Grens* Meynung nach der *ältesten* Ausgabe seines Lehrbuches angeführt, da doch billig auf die neuesten Ueberzeugungen dieses Chemikers hätte müssen Rücksicht genommen werden. Die *essigsaure Luft* hielt *Priestley* ihr Entdecker späterhin selbst für keine eigenthümliche Luftart, sondern nur für eine Modification der vitriolsauren Luft, indem nur Essigsäure, die mit Vitriolsäure ausgetrieben worden, dergleichen gab. Das *Ammoniakgas* ist zwar eine *entzündliche* Substanz, dient aber nicht zum *Erhalten der Flamme;* letzteres meynt aber doch wohl der Vf., wenn er S. 128 sagt, *diese Luft ist einigermassen entzündbar;* denn ein Licht verlöscht in ihr zwar etlichemal nach einander, wird aber jedesmal vorher etwas vergrösert. — Dass *diese Luft entzündbar* sey (im eigentlichen Sinne dieses Wortes) zeigt die erfolgende Detonation, wenn einem Gemische aus Sauerstoffgas und Ammoniakgas ein brennender Körper genähert wird. — Es ist unrichtig, was S. 130 von der Salpeterluft gesagt wird, dass $\frac{1}{7}$ von ihr vom Wasser verschluckt werden; in ihrer völligen Reinheit ist sie mit demselben gänzlich unvermischbar. S. 131 f. muss etwas ausgelassen seyn; denn so wie der Satz da stehet, ist er völlig ohne Sinn. Es ist ungegründet, dass die salzsaure Luft, wie S. 132 gesagt wird, in brennbare Luft umgewandelt werde, wenn man man sie über Weingeist, Baumöl, Terpentin u. s. w. stehen lässt. Unter den chemischen Kunststücken befindet sich S. 156 auch folgendes. *Einer Katze in einer Minute drey oder vier Sprachen schreiben zu lehren. Man nehme ein Loth Alaun, und lege es in ein Glas, giess hierauf ein Loth Brunnenwasser und lasse es zergehen, nehme hierauf eine Feder, und schreibe mit einer Feder die beliebigen Sprachen auf Papier, lasse es trocknen, so sieht man nichts auf dem Papier. Hernach tunke man der Katze ihren Fuss in Vitriolwasser, und fahre mit dem Fuss über die verborgene Schrift, so ist solche zu lesen.* — Kunststücke wie S. 237—241, welche Mittel gegen Augenkrankheiten, tollen Hundsbiss, kalten Brand u. s. w. enthalten, müssten billig wegbleiben, weil dadurch offenbar mehr Schaden als Nutzen gestiftet wird. — Sollten die Marktschreyer, Wunderthäter u. s. w., welche der Vf. in der Vorrede so bitter tadelt, und gegen welche er vorzüglich sein Buch gerichtet hat, nicht etwa ihre Kunststücke auf ähnlichen Wegen erlernt haben?

LITERARGESCHICHTE.

Augsburg, b. Späth: *Geburts- und Todten-Almanach Ansbachischer Gelehrten, Schriftsteller und Künstler;* oder Anzeige jeden Jahrs, Monats und Tags, an welchem Jeder derselben geboren wurde und starb, nebst ihrer kurz zusammengedrängten Lebensgeschichte und dem Verzeichniss ihrer Schriften und Kunstwerke, von *Johann August Vocke* K. Pr. Pfarrer zu Ammelbruch im Markgrafthum Ansbach. *Zweyter Theil.* 1797. 425 S. ohne die Register. gr. 8.

Da die, von uns schon bey der Anzeige des ersten Theils dieses Anspachischen Gelehrten- und Künstlerlexicons, bemerkte Ordnung und Einrichtung auch bey diesem *zweyten Theil* unverändert beybehalten worden ist, so bleibt uns nichts übrig, als auch aus diesem Theile, einige der merkwürdigsten Männer, deren hier in der freylich weit grössern Menge, unbedeutender Lichter, mehrere namhaft gemacht werden, kürzlich anzuzeigen. *Johann Jacob Spiess*, Consistorialrath und zweyter Stiftsprediger in Ansbach, mit Recht berühmt, als numismatischer Schriftsteller. *Wilhelm Ludwig Weekherlin* — ein ganz eigener Mann — dessen richtige Charakteristik die *Moserische* Sammlung lieferte. Seine *Chronologen* — sein *graues Ungeheuer* — wurden stark gelesen, ungeachtet man oft nicht wusste, was der Mann wollte. Er starb, wie er lebte. *Heinrich Carl Alexander Hänlein*, geschätzter Lehrer der Theologie zu Erlangen. Der berühmte Ritter *Götz von Berlichingen* der sein eigenes Leben beschrieb. Die neue Ausgabe dieser Selbstbiographie hätte bemerkt werden können. *Georg Caspar Kirchmaier*, Prof. der Vernunftlehre zu Wittenberg, ein Vielschreiber. D. *Christoph Christian Händel*, Oberhofprediger und Consistorialrath zu Ansbach, starb nach einer 25jährigen Gefangenschaft auf der Vestung Wülzburg. Warum? das sagen die Acten seines Processes mit dem Markgrafen, die gedruckt vorhanden sind. *Gottfried Stieber*, geheimer Archivar zu Ansbach, verdient durch seine historischen Schriften um das Vaterland. *Johann Jacob Lammermann*, eigentlich aus *Nürnberg*, wo er Advocat war — nachmaliger Hofrath in Ansbach. Merkwürdig ist, dass dieser Mann den nachmals so gross gewordenen Fürsten *Kaunitz - Rittberg* gebildet hat. *Johann Christoph von Springer*, hessischer Geh. Rath und Prof. zu Rinteln, berühmt durch seine zahlreichen in die Oekonomie, Staats- und Cameralwissenschaften einschlagenden Schriften. *Nicolaus Schwebel* zuerst Rector des Nürnbergischen, dann des Ansbachischen Gymnasiums. *Joh. Friedrich von Cronegk*, der bekannte Dichter. *Johann Heinr. Schülin*, Dechant zu Guntzenhausen, Verfasser der Fränkischen Reformationsgeschichte. *Joh. Zacharias Leonh. Junkheim*, Generalsuperintend. zu Ansbach. Machte sich auf mannichfaltige Art um das Vaterland verdient. Ihm hatte Ansbach unter andern auch das neue Gesangbuch zu danken. D. *Moriz Hofmann*, Ansbachischer Rath und Leibarzt und Professor der Arzeneykunde und Botanik in Altdorf, um welche letztere er sich daselbst sehr verdient machte. *Carl Friedrich Tröltsch* Weissenburgischer Consulent. Von allerley widrigen Schicksalen niedergedrückt, floh er die Men-

schen, lebt aber dermalen, nicht — wie der Vf. sagt, auf dem Ratzberg bey Erlangen, sondern in Erlangen selbst als Privatus. *Johann Peter Utz*, der berühmte Dichter; hatte ebenfalls Antheil an dem neuen Ansbacher Gesangbuch. — D. *Johann Moritz Hofmann*, ein berühmter Arzt. War eine geraume Zeit Professor in Altdorf, zog aber endlich als Leibarzt des Markgrafen *Wilhelm Friedrich* nach Ansbach. *Joh. Heinrich von Falkenstein*, eigentlich aus Schlesien gebürtig, privatisirte zuletzt zu *Schwabach*, wo er seine Zeit mit Verfertigung verschiedener Schriften, die bekannt genug sind, zubrachte. *Carl Wilhelm Schnitzlein* Geh. Hof- und Consistorialrath zu Ansbach — Verfasser der *Selectorum Norimbergensium*. — *Georg Ernst Stahl* — der so berühmte K. Pr. Leibarzt zu Berlin. Von ihm werden 250 Schriften angeführt. *Johann Georg Meintel*, Stadtpfarrer zu Windsbach. Seine Polyglottenbibel hätte fortgesetzt zu werden verdient. *Casimir Christoph Schmiedel*, Geheimer Hofrath und erster Leibarzt zu Ansbach. Ein würdiger Gelehrter, dessen Verdienste um die Anatomie und Botanik allgemein anerkannt wurden. Er selbst war Zeichner und Mahler, Rec. hat Kunstwerke dieser Art von ihm gesehen, die unübertreflich waren. *Friedrich Julius Heinrich, Reichsgraf von Soden*, als Staatsmann, aber auch als vortreflicher Schriftsteller nach Verdienst geschätzt. *Johann Friedrich Degen*, Director und Profess. des Gymn. zu Neustadt an der Aisch. Ebenfalls ein würdiger Gelehrter. Von seiner Literatur der deutschen Uebersetzungen der Römer ist nicht nur die zweyte Abtheilung ebenfalls erschienen, sondern auch schon die erste Abtheilung der deutschen Uebersetzungen der Griechen. *Andreas Osiander*, die Geschichte dieses in mannichfaltiger Rücksicht merkwürdigen Mannes verdiente ausführlich bearbeitet zu werden. Das beygefügte Schriftenverzeichniss desselben ist nicht vollständig. *Freyherr Johann von Schwarzenberg*, das Leben desselben hat der sel. *Strobel* beschrieben. Die *erste* Ausgabe der *Bambergischen Halsgerichtsordnung* kam nicht 1508 zu *Maynz*, sondern schon 1507 und zwar zu *Bamberg* heraus. Eine vorzügliche Seltenheit! die verschiedenen Ausgaben von der deutschen Uebersetzung der *Officior*, *Ciceronis* hat Herr Prof. *Degen* in dem eben angeführten Werke ausführlich angezeigt. Am Ende findet man I. ein chronologisches Verzeichniss, und dann II. ein Namenverzeichniss, wodurch dieser sogenannte Almanach erst seine vollkommene Brauchbarkeit erhalten hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Pavia*, b. Galeazzi's Erben: *Programma del modo d'agire sul corpo umano per mezzo di frizioni fatte con saliva e colle varie sostanze, che al' ordinario si somministrano internamente*, recitato nel Aula d' l'Universita di Pavia nel giorno 24 Fiorile, in occasione di quattro Promozioni mediche dal Cittadino *Valer. Luigi Brera*, Profess. Pubbl. Sost. di Medicina theoretico-pratica e di Clinica etc. Anno V republicano (1797). 32 S. 8. Die guten Wirkungen, welche Hr. *Chiarenti* bey einigen Kranken nach dem äusserlichen Gebrauche eines Gemisches aus Opium und Magensaft beobachtet hat, haben den Vf. dieser Schrift veranlasst, neue Versuche mit demselben Gemische anzustellen, um so eines Theils sich von der Richtigkeit der Erfahrungen jenes Arztes zu überzeugen, und andern Theils diese Heilmethode zu vervollkommnen. Er hat in diesen Rücksichten bey mehrern Patienten, deren Umstände den Gebrauch des Opiums nothwendig machten, eine Mischung aus einer Drachme Magensaft und einem halben Scrupel Opium täglich zwey oder drey Mal einreiben lassen, und er versichert, dass dieses Mittel seinen Kranken sehr wohl bekommen sey, und dass es immer die Schmerzen sehr gelindert und sie nach und nach völlig gehoben habe. Dieser glückliche Erfolg reizte ihn zu Anstellung mehrerer Erfahrungen, und da er begierig war, zu wissen, ob auch andere Heilmittel, auf ähnliche Art angewendet, die Wirkungen hervorbringen würden, die sonst nur Folgen des innerlichen Gebrauchs derselben zu seyn pflegen, so bereitete er eine Mischung aus Meerzwiebel- und Magensaft und liess sie bey einigen Kranken, die mit der Wassersucht behaftet waren, (und die sich nach dem innerlichen Gebrauche dieser Zwiebel und anderer reizenden Arzneyen sehr übel befunden hatten,) in der Gegend der Lenden, an den Schenkeln und an andern Theilen des Körpers einreiben. Diese Versuche gelangen ihm eben so gut, wie die, die mit Opium angestellt worden waren; denn seine Patienten wurden, als sie die erwähnte Mischung eine Zeitlang gebraucht hatten, durch das Absonderungswerkzeug des Harns von einer grossen Menge Wasser befreyt und endlich glücklich geheilt. — Auch die geblätterte Weinsteinerde, der rothe Fingerhut und andere Arzneyen brachten, als sie auf die beschriebene Art angewendet wurden, vortrefliche Wirkungen hervor, und der Vf. macht daher aus seinen Beobachtungen den Schluss, dass diese Heilmethode allerdings die Aufmerksamkeit der Aerzte verdiene. — Der Magensaft ist indessen nicht die einzige Feuchtigkeit, die man zur Zubereitung jener zum Einreiben dienlicher Mischungen benutzen kann; der Speichel ist, wie sich Hr. *Brera* durch mehrere Versuche überzeugt hat, zu dieser Absicht eben so brauchbar, als jener Saft, und ein Gemisch aus Opium und Speichel, oder aus Meerzwiebel und Speichel u. s. w. verhält sich bey venerischen Patienten, in der Wassersucht u. s. w. ebenso wirksam, als die Mischungen, in welchen die genannten Droguen durch Hülfe des Magensaftes aufgelöset worden sind. Man kann also, in Ermangelung dieses Saftes, seine Zuflucht zum Speichel nehmen und die mit demselben bereiteten Gemische einreiben lassen u. s. w. Einige andere Feuchtigkeiten scheinen aber zu diesem Zwecke nicht tauglich zu seyn; wenigstens benachrichtigt der Vf. seine Leser, dass die mit flüchtiger Salbe, oder mit Gummiwasser, oder mit einem schmierigen Oele abgeriebene und dann äusserlich angewendete Meerzwiebel bey mehrern Patienten, bey welchen er diese Gemische einreiben liess, gar keine Wirkungen verursacht habe, und er folgert daher, dass jene thierischen Säfte zu dieser Heilmethode einzig und allein anwendbar seyen. — Am Schlusse bestätigt Hr. *Brera* seine Beobachtungen noch mit einigen Versuchen, die der Bürger *Ballerini* in Pavia angestellt hat, (und die eben so gut ausgefallen sind, als die, welche er selbst zu machen Gelegenheit gehabt hat,) und verspricht die Geschichten der Kranken, die von ihm auf die erwähnte Art behandelt worden sind, in seiner Heilungsmethode, die nächstens herauskommen soll, genauer zu beschreiben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. September 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Beer: *Magazin für Landprediger, insbesondere für die, die sich im Gedränge der Geschäfte befinden. Ersten Bandes erstes Heft, desselben zweytes, drittes Heft.* 1797. (enthalten zusammen 570 S. 8.) (1 Rthlr. 12 gr.)

Wer die Hülfsquellen kennt — sagen die Verfasser in der Vorrede — aus welchen wir *beym Mangel an Lust* (ein sehr offenherziges Geständniss!) Zeit und Ruhe zur Vorbereitung schöpfen wollen (was wollen die Herrn schöpfen? *Zeit und Ruhe zur Vorbereitung?* Die Wortstellung könnte zu dieser Frage verführen!) der wird es sehr gern zugeben, dass wir keine vergebliche Arbeit unternommen *haben*, wenn wir unter allen den hin und her zerstreuten guten Materialien, die aber jedem Landprediger anzuschaffen zu kostbar sind, eine Auswahl treffen, und sie Heftweise übergeben *wollen*." Der Titel dieses gemeinnützigen Werkes würde, bestimmter und kürzer, so heissen: *„Magazin für unwissende und faule Landprediger"* denn nur solche dürften aus dieser äusserst schlammigen Hülfsquelle zu ihrer sonn- und festtäglichen Nothdurft schöpfen.

Die Einrichtung ist folgende: No. I. u. II. enthalten theils ganze Predigten, theils *extemporirbare* Entwürfe (wie sich die Vf. sehr oft ausdrücken) zu Predigten über die gewöhnlichen evangelischen und apostolischen Pericopen. No. III. Leichenpredigten und sogenannte Abdankungen. No. IV. Beicht- Tauf- und Trauungsreden. No. V. Passions - Kirchweih- Katechismuspredigten u. d. m. Jeder Predigt ist ein *extemporirbarer* Entwurf beygefügt, der, nach der Vf. eigenen Versicherung, die nur leider! in einem etwas verworrenen Galimathias (Vorr. S. IV.) gegeben worden, alle die guten Eigenschaften hat, welche zu einem brauchbaren Entwurfe nöthig zu seyn scheinen. Da sie Verdienste zu schätzen wissen, wo sie sie finden, so können sie auch nicht umhin, die ihrigen in die Abfassung der *extemporirbaren* Entwürfe besonders zu bemerken, welches der Leser in der Vorrede selbst nachsehen mag. Die Predigten und Entwürfe fangen von dem ersten Adventsonntage an, und gehen, in diesen drey Heften, bis zu dem Sonntage nach Weihnachten, woraus zu schliessen ist, dass noch eine grosse Menge Hefte nöthig wird, wenn die sämtlichen Pericopen auf diese Weise bearbeitet werden sollen. Etwa der fünfte oder sechste Theil der hier gelieferten Arbeiten verdiente allenfalls gedruckt zu werden; das Uebrige ist schlecht, vieles darunter über alle Masse elend, besonders die Rubrik der Leichenreden. Je zuweilen scheinen die Vf. eine gute, oder wenigstens eine leidliche, Predigt vor sich gehabt zu haben; aber es mangelte ihnen an Einsicht und Geschicklichkeit, einen brauchbaren Entwurf daraus mitzutheilen. Dass Sprache und Einkleidung alle die Fehler haben, die man von solchen Papierverderbern erwarten kann, versteht sich von selbst. Rec. ist daher vollkommen überzeugt, dass nur höchst unwissende und träge Prediger, denen es vollkommen gleichgültig ist, mit was sie ihre liebe Gemeinde erbauen oder einschläfern, sich dieses Magazins bedienen werden. Es ist überhaupt äusserst beschämend für den Landprediger, dass man von allen Orten her mit Materialien und Dispositionen ihm entgegen kommt. Sind etwa seine Geschäfte so überhauft, dass er, ohne fremde Vorarbeiten, nichts zu leisten im Stande ist? Muss nicht mancher akademische Lehrer täglich mehrere Stunden Vorlesungen und dabey immer noch wöchentlich eine Predigt halten? Warlich es ist nur ein nichtswürdiger Vorwand der Trägheit, dass Prediger, überhäufter Geschäfte wegen, öfters ihre Vorträge nicht selbst ausarbeiten könnten. Oder sollen die ganz zugearbeiteten Materialien dazu dienen, dass sie ihre Kenntnisse daraus vermehren; so dürfte es, nach Rec. Meynung, ungleich sicherere Wege dazu geben. Das Studium z. B. von *Schmids* oder *Reinhards* theologischer Moral wird ihnen weit fruchtbarere Ideen zu Kanzelvorträgen verschaffen, als ein ganzes Repositorium voll Predigtentwürfe. Aber freylich, dort gilt es eigenes Nachdenken, eigene Absonderung des Anwendbaren; hier ist für den Trägen schon alles zugeschnitten, und dann — *unus et alter assuitur pannus!*

Damit sich Rec. bey der Anzeige künftiger Hefte dieses Magazins auf sein gegenwärtiges Urtheil beziehen könne — wenn die Verfasser sich in ihrer Manier gleich bleiben — so will er einige Bemerkungen über einzelne Stellen mittheilen. S. 23. H. I. *„Die genaue Vereinigung mit Jesu, ein Beförderungsmittel unserer Frömmigkeit."* Heisst denn, *sich mit Jesu vereinigen*, etwas anders, als fromm und tugendhaft werden? Wie kann also die Tugend ein Beförderungsmittel der Tugend werden? Und nun höre man folgenden erbaulichen Schematismus! „Wenn der Apostel am Ende unsers Textes die Ermahnung hinzufügt: ziehet an den Herrn Jesum Christ; so sehen wir leicht, dass er hier an das Anziehen der Kleider dachte (woran er wohl nicht dachte). Wollen wir nun die *Stärke* (?) dieser Ermahnung empfinden, so müssen wir erst fragen; *warum ziehen wir Kleider an?* Theils zur Bedeckung, theils zur Beschützung, und

und *dann* (?) auch wohl zur Zierde und Verschönerung des Leibes. Wenden wir dieses auf diese Seele an, wie denn dieses, nach der Absicht des Apostels, geschehen muss; so finden wir sie von der Tugend entblösst u. s. w." S. 41. „*Die geoffenbarte heilsame Gnade Jesu in der Aufnahme der Menschen*" dieses Postillenthema ist noch obendrein ganz falsch eingetheilt. 1) Unendlich gross ist diese Gnade 2) Sehr stark und dringend ist daher auch die Verbindlichkeit der Christen gegen Jesum. Der zweyte Theil ist, wie man sieht, in dem Satze nicht enthalten! Eben so unlogisch ist der gleich darauf folgende *extemporirbare* Entwurf. S. 51. heisst es in einer wässerigen Leichenrede „*Seine Freunde nimmt Gott öfters zu sich.*" Welcher Unsinn! Der harmlose Vf. hat unstreitig sagen wollen: „Oefters nimmt Gott u. s. w." S. 71. wird in einer Beichtrede einigemal des *Gnadenstuhls* Erwähnung gethan, wobey sich der gemeine Zuhörer, natürlicher Weise, nichts denkt. „Ihr wünscht, heisst es hier, von eurer *Sündenlast entbunden zu werden* und vor dem Angesichte unsers Gottes Gnade und Barmherzigkeit zu finden: Euer Vorsatz ist *eurem Jesu die Hände zur neuen Versöhnung zu reichen* (?) und vor dem *Tische der himmlischen Gnaden darüber stärkende Versicherung und tröstliche Gewissheit zu erlangen.*" Kann, nach diesen Worten, der Zuhörer etwas anders denken, als dass der Mensch mit der Absolution des Predigers Vergebung der Sünde empfange, und dass das Abendmahl ein Unterpfand derselben sey? Wie finster mag es nicht in dem Kopfe dieses Prädicanten aussehen? — *Ganz* wider den Geist des Christenthums ist es, eine ganze Versammlung Communicanten mit *David* zu vergleichen, der, wie bekannt, nicht weniger, als einen Ehebruch und einen Mord auf seinem Gewissen hatte. Sehr feyerlich hebt S. 76. eine Taufrede an „wir haben uns hier versammlet, um dies Kind durch die heilige Taufe zur Religion Jesu einzuweihen. *Zwar weiss dasselbe nicht was heute mit ihm vorgenommen wird; allein dies schadet ihm nichts*" die ganze Rede ist ein seichtes Gewäsche. S. 37 — 42. zeigen die Vf. ihre Stärke im Katechisiren bey Gelegenheit einer Confirmationsrede. Z. B. *Lehrer*. Womit hat uns Christus erlöst? K. Nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen theuren Blute. L. Zu was Ende hat er dieses Leiden und Sterben über sich genommen? K. Auf dass ich sein eigen sey und in seinem Reiche unter ihm lebe etc." Sollte man nicht glauben, man hörte den armseligsten Dorfschulmeister? S. 143. „Rede an einen Kranken dessen Tod *unvermeidlich* (?) zu seyn scheint." Welcher vernünftige Prediger wird wohl bey solchen Gelegenheiten eine zusammenhängende Rede halten? Die Anrede selbst ist unter aller Kritik. S. 167. „*Meineidsverwarnung an einen Fornicanten der nun einmal* (?) *seine Vergehungen mit seiner schwangern Dirne eingesteht, so mit die auf eine andere Zeit auf ihn zuwälzende Paternität* (!) *des Kindes durch einen Reinigungseid von sich abwenden will, nebst denen dabey vorgefallenen* (!) *Anreden an beide.*" Welcher Oedipus vermag diese Ueberschrift zu enträthseln? In der Rede selbst wird der Leser die Ausdrücke *Verunkeischung*, ein *Judasstrick* für *die Seele* und ähnliche *lumina orationis* zu bemerken Gelegenheit haben. S. 294. II. II. „*Die Erwartung der Gottlosen in Zeit und Ewigkeit*" der Vf. hat sagen wollen das *Schicksal:* allein die Ausdrücke scheinen in diesem Magazine das Mühlenrecht zu haben. „Gott straft seine Verächter zu seiner Zeit auf eine schreckliche Art und Weise. Erinnert euch nur an die Menschen vor der Sündfluth, an das Schicksal der Städte Sodom und Gomorra, Adama und Zeboim, an die gottlosen Cananiter, *an Goliath*, an den verworfenen König Saul — wohin der Sünder sieht, da erblickt er *eine Ruthe gegen* sich aufgehoben." Und solche Sünder von Predigtfabricanten, erblicken die nichts? — Nur noch etwas aus dem 3ten Hefte. S. 516. eine Predigt über den Text Ps. 42, 2. *Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser etc.* „Eine schönere und treffendere Stelle — sagt unser Redner — hätte uns die liebe Entschlafne zur Unterhaltung unserer Andacht bey ihihrem Grabe nicht leicht verschreiben können, als eben diese, da sie so ganz auf dieselbe passt; denn diese Worte Davids drücken uns ihre heisse *Sehnsucht nach Gott*, ihren inbrünstigen Wunsch nach einer baldigen Erlösung aus diesem mühseligen Leben *eben so kräftig als rührend aus*. Wie der *gehetzte abgejagte* Hirsch nach einer einer frischen Quelle lechzt, um seinen brennenden Durst *da* zu stillen; so dürstete, schmachtete ihre *edle* Seele, schon seit vielen Jahren, *nach dem Anschauen Gottes* um sich *an* demselben zu *erquicken und nach Herzenslust zu laben.*" Könnte wohl ein Spottvogel, der einen ehrwürdigen Leichenredner lächerlich zu machen Lust hätte, etwas anders sagen? Trefflich ist S. 554. die Rede bey der Trauung eines Schulmeisters. „Von Heyrathen und Sterben heisst es da, hängt unsere Glückseligkeit in Zeit und Ewigkeit ab." Es bleibt dem Leser selbst überlassen; die Absurditäten alle zu entwickeln, welche in diesen wenigen Worten enthalten sind. Aber wie mögen wohl der Herr Schulmeister und seine wertheste Jungfr. Braut folgende Pastoralvermahnung aufgenommen haben? „*Sie werden im Angesichte der Jugend nicht auf eine unanständige Art tändeln und scherzen;* denn dadurch würde die Jugend geärgert und der Lehrer machte sich verächtlich." Die Verfasser ersuchen ihre Amtsbrüder um Beyträge; nur vor der Hand verbitten sie solche „*bis alles erst in seinen rechten Gang seyn wird;*" ohne Zweifel weil ihre eigenen Speicher noch angefüllt sind. Rec. wünscht sehr, dass der Verleger dieses Journals recht bald genöthigt seyn möge, bey den Verfassern selbst gegen die Fortsetzung zu protestiren. Dass geschickte Prediger in dieser Gesellschaft auftreten und Beyträge einsenden werden, ist nicht leicht zu erwarten.

In steriles campos nolunt juga ferre juvenci.

LEIPZIG, b. Rabenhorst: *Religion des guten Lebenswandels, in Predigten, für solche Leser, denen das Gewissen heiliges Gesetz und Sittlichkeit der hohe*

hohe Zweck ihres Strebens ist. Von M. *Carl Christoph Schirlitz*, Prediger in Benndorf bey Borna. 1796. 348 S. 8.

Wir stimmen ganz mit dem Vf. überein, wenn dieser, laut der Vorrede, den Eudämonismus zwar nicht ganz aus Predigten verbannt, aber die Hauptmotive auf das Gewissen und den moralischen Sinn zurückgeführt wissen will. So lange der Glaube an positive Sätze und die Beobachtung willkührlicher Observanzen allein das Surrogat zum *Dienste* Gottes hergeben müssen; so lange in Predigten nur einzig auf die *materiellen* Beweggründe, die aus den Folgen der Handlungen fliessen, hingewiesen wird; so lange ist an die praktische Begründung eines höheren Princips, was aus dem Gesetze der *Sittlichkeit* entspringt, und zur Ausübung der Pflicht keiner anderen Triebfeder, als der Vorstellung der Pflicht selbst, bedarf, nicht zu denken. Man wird nur heteronomische, nicht autonomische Menschen bilden, und den Geist des Christenthums verkennen, das warlich nicht Glückseligkeit, sondern Sittlichkeit zum höchsten und letzten Endzwecke macht. Eben so stimmt Rec. darin mit dem Vf. überein, was er über reine und von Provincialismen freye Sprache in Predigten, über Popularität, streng logische Ordnung, Erbauung, Beybehaltung verständlicher biblischer Sprüche, und passender biblischer Erzählungen und Bilder sagt. Dem ersten und Hauptgrundsatze, dem Sittengesetze das Glückseligkeitsprincip unterzuordnen, ist er streng treu geblieben, und in dieser Hinsicht wird die Lectüre dieser Predigten manchem Muster seyn können, der mit Darstellung des Verpflichtungsgrundes aus dem moralischen Sinne nach nicht vertraut genug ist. Nicht so in Ansehung der übrigen Grundsätze. Wir finden die Sprache oft unrein, schwülstig, und zu poetisch, und die Bilder oft übel gewählt. Z. B. „ein *Helfer*, — *Wiederbringer*, — *eintreten* ins Gute, — Gott giebt alles hin, wenn es nur für unsere Wohlfarth *wuchert*, — das Vaterherz Gottes *glänzt* vollkommner, — *abgegleitet*, — *worinne*, — das Verlangen wird unsere *Brust aufschwellen*, — in die Tiefe *entstürzen*, — wenn wir *am Stabe der Tugend traurig keuchen* — wie viele giebt es nicht die die *erste Liebe* verlassen haben; wie viele, *die um ein Linsengericht ihre Erstgeburt verkaufen!* etc. etc. Auch sind die Hauptsätze nicht immer streng logisch getrennt und geordnet. Z. B. das Thema: *Gottesfurcht und Tugend aus reiner Quelle, als die weiseste Wahl die ein Mensch treffen kann*, beweist der Vf. so: denn erstlich *nähern wir uns dadurch der von Gott uns angewiesenen Bestimmung, und dieser mit jedem Schritte näher zu treten, ist ja wohl die einzige und beste Weisheit:* zweytens *weicht man aber auch durch reine Tugend und Gottesfurcht allen Gefahren aus, man entgeht den Hindernissen, die sonst jeden unsrer Schritte zu dem von Gott uns vorgestreckten Ziele aufhalten.* Wie liesse sich wohl ein Satz streng logisch von dem andern getrennt denken! — Bisher massen wir die Arbeit des Vf. nach dem, von ihm selbst angegebenen Masstabe. Ausserdem aber müssen wir noch bemerken, dass die gewählten Themata keinen Reiz der Neuheit haben, was man doch bey Predigten, die man ins grössere Publicum schickt, wohl erwarten sollte; dass die Themata die Haupttheile nicht bestimmt genug in sich schliessen und erwarten lassen, was doch die Absicht des Thema's, es sey in einer Predigt, oder jeder andern Rede durchaus verlangt, dass die Haupt- und Unterabtheilungen, oft zu weitschweifig gefasst sind, wodurch die *Behaltlichkeit*, wie es der Vf. nennt, sehr erschwert wird. Wir verweisen, der Kürze wegen, auf das obige Beyspiel. Die Exordia ferner anticipiren oft einen Theil der Abhandlung selbst, wodurch das Interesse nicht rege gemacht, sondern unterdrückt wird. Die Ausführung endlich enthält oft nur halb wahre Sätze, (z. B. dass Paulus *nie* in seinen Briefen die zu erwartende Glückseligkeit aus eine Triebfeder und Ermahnungsgrund zur Beherrschung der Begierden gebrauche.) und schmeckt hin und wieder nach dem streng kirchlichen Systeme.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Beer: *Caroli a Linné Systema Naturae* per regna tria naturae. Tom. III. cura J. Fr. *Gmelin.* 1793. 476 S. 8.

Linné's Mineralsystem ist nur noch für die Geschichte der Mineralogie merkwürdig. Es enthält, wie alle Schriften des unsterblichen Mannes, viele glückliche Blicke und scharfsichtige Zusammenstellungen, aber auch mehr als die übrigen, unerwiesene, halbwahre und völlig falsche Sätze. Linné ging in der Mineralogie nicht einmal mit seinem Zeitalter fort; kein Wunder, dass seine Schriften in diesem Fache ganz veraltet und durchaus keiner brauchbaren Bearbeitung fähig sind. Man kann es daher dem Hn. Hofr. Gmelin nicht verdenken, wenn er ganz von Linné's System abwich; und wirklich ist hier auch nichts davon übergeblieben, als die geistreiche Einleitung; — die Linnéischen Namen nebst den Characteren der Arten erscheinen hier überall nur als Synonyme. Zu billigen ist es freylich nicht ganz, dass der Titel etwas Anderes verspricht, als das Buch liefert. Uebrigens liess sich von dem Herausgeber in diesem Fache mehr erwarten, als in der Zoologie und Botanik, wo er, wie die Bearbeitung der erstern Theile dieses Systems zeigt, ein Fremdling war — und man sieht sich in dieser Erwartung nicht getäuscht. Man findet überall Spuren seiner genauern Bekanntschaft mit dem Zustande der Mineralogie; es ist Alles, was der Vf. kennen konnte, auf die gehörige Art und sorgfältig benutzt; man kann überhaupt diese Schrift als sehr brauchbar für den Mineralogen rühmen. Die Namen der Gattungen und Arten (wenn man diese Namen in der Mineralogie auch brauchen will) sind gut gewählt, einige wenige sind etwas hart, wie *Crossopetra* und *Schistospatum*, andere würde Linné in einer Philosophia Mineralogica nicht gebilligt haben, als *Mirabile, Ama-*

rum, *Amarus* u. a. Auch die Kunstwörter sind gut ins Lateinische übertragen und die Linneische Sprache glücklich nachgeahmt. Die Leser, welche Hn. Hofr. Gmelins Handbuch der Mineralogie besitzen, werden sein System in den Hauptsachen schon kennen. Im Ganzen folgt der Vf. Wernern sehr, manche Gattungen sind ganz nach Werner gebildet; die Beschreibungen der Fossilien oft von ihm und seinen Schülern entlehnt; doch weicht er wieder in Hauptstücken von ihm ab. Ueberhaupt kann man dem Systeme des Vfs. seinen Beyfall nicht geben. Rec. ist weder ein Schüler von Werner, noch dessen unbedingter Anhänger; er weiss, dass Werners System und Art die Fossilien zu beschreiben, grösserer Veränderungen bedürfen, als er und seine Schüler vielleicht gestehn möchten, aber er verehrt Wernern, wegen der grosen Schritte, die er uns zu einem festern Systeme thun liess, und verlangt von jedem andern Systeme, dass es auf noch festern Grundsätzen errichtet sey, als jenes. Allein hier wird der Character generis bald nach den Bestandtheilen und einer weitläufigen beynahe vollständigen Beschreibung bestimmt, bald nach einem einzigen Kennzeichen z. B. *Talcum* nach dem fettigen Anfühlen; daher auch Chloriterde vom Chloritschiefer getrennt wird, bald sogar nach einem empirischen Kennzeichen, wie *Tophus*. In manchen Stücken scheint der Vf. sich vom Herkommen nicht entfernen zu wollen; den blättrigen Kalchstein hatte Werner den Kalchspathen richtig genähert; hier erscheint er wieder in der Nähe der Marmors; den spathartigen Stalaktit hatte Werner von dem blättrigen Kalchsteine nicht unterschieden; hier ist er besonders als *Stalactites spathosus* aufgeführt. Aber noch weit weniger kann man mit der Unterscheidung und Bestimmung der Arten zufrieden seyn. Hier hat der Vf. nach Willkühr oder wie die Schriftsteller ihrer erwähnen, eine Menge Arten ohne feste Grundsätze aufgestellt. Bald sind alle Abänderungen der Krystallenform zu eignen Arten erhoben, wie beym Kalchspath, Quarz u. a. bald wirft er sie wiederum in Eine Art zusammen, wie beym Boracit, Braunspath u. dergl. m. ja aus den Abänderungen des Granits bildet er neun und funfzig, aus den Abänderungen des Porphyrs sechs und sechzig Arten, auf eine Weise, die es nicht schwer machen würde, jedem noch zehn Arten in der Geschwindigkeit beyzufügen, denn da erscheinen Granit aus Quarz, Kiess und Eisenglimmer — aus Glimmer und Strahlstein — aus Glimmer und Olivin u. s. f. als eigne Arten. Alles, was irgend ein Schriftsteller als besondere Art anführt, nimmt Hr. Gm. als eine solche ohne Schwierigkeit auf. Diese künstliche oder vielmehr zufällige Zerstückelung der Arten würde uns in der Mineralogie eben so weit zurückbringen, als wir seit Kurzem vorgerückt sind, wenn man sie weiter befolgte. — Rec. macht diese Bemerkungen nicht, um den Werth dieses Buchs, der für einen erfahrnen Mineralogen allerdings sehr gross seyn kann, herabzusetzen, aber er ist überzeugt, dass zur Ausarbeitung eines Systems ein kühner Mann erfordert wird, der vorsichtig wegzuschneiden versteht, nicht einer, der wie unser Vf. einem guten Haushälter gleich, alles Mögliche benutzen will.

PHILOLOGIE.

Göttingen, b. Vandenhöck und Ruprecht: *A complete practical german Grammar, according to the best german grammarians, containing true, plain and easy instructions for acquiring fondamentally* (warum nicht *fundamentally*?) *and expeditiously a clear knowledge* of the language, both in speaking and writing. by John Uttiv. 1796. 250 S. 8.

Recensent findet diese Sprachlehre, nach welcher Engländer Deutsch lernen sollen, nützlich und brauchbar, indem der Verfasser aus den besten deutschen Anweisungen sorgfältig gesammelt, und das Resultat mit seinen eigenen Bemerkungen vereint hat. Doch wird es das Auge und Ohr eines Engländers beleidigen, wenn er z. B. in der Vorrede lieset *compensat'd* für *compensated*; auf der 8ten Seite *cupidon* für *cupid*; auf der 22ten *house-steward* für *steward*; auf der 31ten *book-printer* für *printer*; eben daselbst *the priests and the sincerity* für *priests and sincerity*, *the women and the constancy* für *women and constancy*; auf der 39ten *has shewed* für *has shewn*; auf der 60ten *having stoled* für *having stolen*; eben daselbst *which a strong wind blowed away* für *blew away*; auf der 63ten *he was awoke by the howl* für *he was awaked* oder *waked*, besser *roused*; auf der 135ten *the young man has been hung* für *hanged*; auf der 140ten *On the formation of the perfect, plusperfect and likewise of the two futures is here nothing further need be observed* (ruft ein Engländer herbey *pooh!* oder *pshaw!* ohne das Buch wegzuwerfen, so ist er äusserst gnädig); auf der 168ten *with great wealth can one be very unhappy*; auf der 189ten *L. is loved and praised from every one*; auf der 244ten *my hands and feets*; auf der 249ten *he is not concerned with her*; auf der 263ten *for the sake of the heaven*; auf der 270ten *in the Wilhelm's street*; auf der 277ten *he is as a learned man as his father*, u. s. w.

Auch dürfte dem Engländer von Geschmack der Inhalt der meisten Uebungen wenig behagen, welcher ganz nach der Meidingerschen Manier erscheint. Statt eines solchen faden Gewäsches wären historische, moralische, und Sachkenntniss enthaltende Materien unstreitig nützlicher und zweckmässiger.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. September 1797.

LITERARGESCHICHTE.

GOTHA, b. Perthes: *Helius Eoban Hesse* und seine Zeitgenossen. Ein Beytrag zur Erfurtischen Gelehrten- und Reformationsgeschichte, von *Kaspar Friedrich Lossius*, Diakonus an der Predigerkirche und eines hochehrw. Ministeriums Assessor. 1797. XVI u. 334 S. gr. 8.

Ungeachtet *Eoban Hesse*, unter jenen Gelehrten, die zur Zeit der wiederauflebenden Wissenschaften und der so erwünschten Kirchenverbesserung glänzten, gar nicht unter die Vergessenen gehört; ungeachtet selbst einer seiner berühmtesten Zeitgenossen und vertrautesten Freunde, *Camerar*, sein Andenken durch die Erzählung der wichtigsten Umstände seines Lebens zu erhalten gesucht hat, worinn ihm auch in neuern Zeiten verschiedene Gelehrte gefolgt sind: so war es doch allerdings ein beyfallswürdiger Gedanke, das bisher von demselben gesagte, aufs neue zusammen zu stellen, und daraus ein Ganzes zu bilden. Dass dieses in der gegenwärtigen Schrift mit vielem Fleisse geschehen sey, wird wohl Jeder, der diese Biographie mit den dazu gebrauchten Quellen vergleichen kann, gern eingestehen. Neues verspricht der Vf. nicht zu sagen, welches auch so leicht nicht würde geschehen können, es sey dann, dass man sich die Mühe geben wollte, seine und seiner Zeitgenossen Briefe mit Aufmerksamkeit durchzugehen, wo sich doch wohl noch mancher Umstand vorfinden würde, der bemerkt zu werden verdiente. Was aber die Einrichtung dieses Werks betrifft, so sagen es schon Titel und Vorrede, dass der Vf. nicht bloss *Eobans* Leben zu seinem Gegenstand erwählt, sondern zugleich die Gelehrten und Reformationsgeschichte von *Erfurt* habe darstellen wollen. Rec. kann dieses gar nicht misbilligen, ungeachtet er, die Zeit ausgenommen, zu dieser Verbindung, da *Eoban* hauptsächlich als Gelehrter und Dichter glänzte, ohne an der Reformation wesentlichen Antheil zu nehmen, keinen Anlass finden kann. Der erste Abschnitt vom J. 1488 bis 1516 enthält Nachrichten von *Eoban Hessens* Geburt — Aufenthalt in Erfurt — Zustand dieser Stadt — Zustand der Gelehrsamkeit zur damaligen Zeit — von Eobans Reisen und Zurückkunft nach *Erfurt*. Dass er im J. 1488 den 7. Jenner geboren worden sey, sagt unter andern auch *Micyll* in seinem schönen Epicedion. (Rec. wünschte, dass diese und manche andere Stellen, die man hier gewiss gern würde gelesen haben, angeführt worden wären.) *Bockendorf*, nahe bey *Frankenberg*, ein Flecken, der zu dem ehemaligen Kloster *Heine* in *Hessen* gehört, war wahrscheinlich sein Geburtsort. Sein Familienname soll *Ebenhenn* oder *Göbbehenn* geheissen haben. Ob sein Taufname Elias geheissen habe, ist ungewiss. Er selbst legte sich den griechischen Namen *Helius*, nach der damaligen Sitte bey, und *Hesse* nennte er sich nach seinem Vaterlande. Den ersten Grund zu den Wissenschaften legte er theils zu *Gemünde*, theils zu *Frankenberg*. Schon frühzeitig verrieth er eine Neigung zur Dichtkunst, und legte auch bald Proben von seiner guten Anlage dazu ab, die ihm Beyfall und Achtung erwarben. Seine ersten Gedichte *de infelicitate amantium* gab er aber nicht, wie der Vf. sagt, in seinem 17ten, sondern erst in seinem 20sten Jahre, und zwar 1508 heraus, worauf 1514 die *Sylvae* folgten. Ungefähr im J. 1504 zog er nach *Erfurt*, wo er 1508 Magister wurde. Dass *Eoban* bald darauf eine Reise angetreten habe, ist nun wohl ganz richtig. *Camerar* sagt, es sey solches, nach seinem eigenen Geständniss, *non tam consideratione, quam impetu animi* geschehen. Von dieser Reise *Eobans* und von seinem Aufenthalt in *Preussen* und *Polen* sagt *Camerar* nicht viel, und eben so wenig der Vf., ungeachtet sich noch mancher, nicht ganz unwichtige Umstand aus wirklich vorhandenen Quellen hätte beybringen lassen. — Nach aller Wahrscheinlichkeit hielt sich *Eoban* die meiste Zeit zu *Riesenburg* auf, und zwar bey einem Manne, den der Vf. nicht zu kennen scheint. Beym *Camerar* heisst er *Praesul Risebergensis, gente nobili Nariscorum Jobus*, und der Vf. macht aus ihm einen *Präsidenten* zu *Rieseberg*. Es war dieses aber niemand anders, als *Hiob von Dobeneck*, *Pomesanischer Bischof*, *der zu Riesenburg* residirte, und insgemein der eiserne Bischof genannt wurde. Dass derselbe ein groser Freund und Beförderer der Gelehrten gewesen sey, ist bekannt. Ohne Zweifel war es eben derselbe, der Gelegenheit zu seiner Reise nach *Polen* gab, wo er auch in *Crakau* den berühmten *Johannes Dantiscus*, der zuletzt *Bischof zu Ermeland* (nicht *Präsident zu Varma*, wie der Vf. das *Praesul Varmiensis* übersetzte) wurde, kennen lernte. Vermuthlich hätte *Eoban* bey dem pomesanischen Bischof sein Glück gemacht, der ihn auf seine Kosten nach *Leipzig* schickte, um daselbst die Rechte zu studieren. Allein diese Wissenschaft war nicht nach seinem Geschmack, er verliess daher *Leipzig*, und kehrte wieder nach *Erfurt* zurück. Ohne Zweifel verlor er dadurch auch die Gunst des Bischofs, die ihm gewiss, wie bisher, sehr nützlich gewesen seyn würde.

würde. Billig hätten hier die Schriften, die *Eoban* während seiner sechsjährigen Abwesenheit von *Erfurt* herausgab, angeführt werden sollen. Im *zweyten Abschnitt* von 1516 bis 1520 werden theils einige politische Veränderungen, die sich in *Erfurt* zutrugen, erzählt, theils aber wird die schon bekannte Geschichte *Luthers*, in Bezug auf diese Stadt, ausführlich vorgetragen. Der *dritte Abschnitt* handelt wieder ganz vom *Eoban*. Anfangs erhielt derselbe das Rectorat an der Schule des Stiftes *Severi*, das ihm wenig eintrug; doch verbesserten sich seine Umstände bald darauf, da ihm die Professur der Rhetorik bey der Universität übertragen wurde. Der Beyfall, den er sich durch seine Vorlesungen erwarb, war ausserordentlich gross, und sein sich immer weiter ausbreitender Ruf zog viele junge Leute nach *Erfurt*, so wie ihm derselbe die Freundschaft der berühmtesten Gelehrten zuwege brachte, mit denen er meistens einen vertrauten Briefwechsel führte. *Luther*, *Melanchthon*, *Spalatin* und *Sabin* waren darunter die vorzüglichsten. Auch *Erasmus von Rotterdam* schätzte ihn sehr hoch, ungeachtet der Besuch, den *Eoban* bey demselben zu *Löwen* abstattete, verunglückte. Unter den einheimischen Gelehrten waren *Georg Sturz*, *Euricius Cordus* u. a. seine vertrautesten Freunde. Vorzüglich aber durfte er das Glück schätzen, an *Camerar* (nicht aus *Pabeberg*, wie es der Vf. nach der lateinischen Form nennt, sondern aus *Bamberg* gebürtig) der 1518 nach *Erfurt* kam, den vertrautesten und würdigsten Freund gefunden zu haben, dessen wohlthätige Freundschaft er bis an sein Ende genoss. Auf diese Weise verlebte er, zwar bey geringen Einkünften, doch immer von seinen wohlhabenden Freunden unterstützt, einige eben nicht ganz unglückliche Jahre seines Lebens. In diese Periode fällt auch seine Verheirathung mit *Catharina Spatarin*, einem Frauenzimmer aus einem guten Hause. Der *vierte Abschnitt* von 1520—1525 giebt Nachricht von dem Fortgang der Reformation — von dem Bauernkrieg und dessen Folgen in *Erfurt*. Ausführlich wird *Luthers* Durchreise durch *Erfurt* nach *Worms* beschrieben. Unter denen, die ihm entgegen reisten war auch der bekannte *Draco* oder *Draconites*, ebenfalls *Eobans* Freund, von dessen Lebensgeschichte hier aus des sel. *Strobels* bekannten Biographie dieses Gelehrten ein Auszug geliefert wird. Einer der ersten Geistlichen, der in Erfurt den Klosterstand verliess, war der Augustiner Prior *Johann Lange*. (S. 101. sagt der Vf. von demselben, dass es zu bedauern sey, dass man von diesem würdigen Manne so wenige Nachrichten finde, und doch giebt er selbst S. 163. Not. 98. eine ziemlich ausführliche Nachricht von ihm, die vielleicht durch das, was *Riederer* in *seinen Nachrichten* I. 151 sqq. III. 200. sagt, noch vermehrt werden könnte.) Der *fünfte* Abschnitt enthält die Fortsetzung von *Eobans* Lebensgeschichte von 1526—1533 und eine weitere Erzählung von dem Fortgang der Reformation in Erfurt bis zur Uebergabe der Augsburgischen Confession. *Eobans* Umstände hatten sich ziemlich verschlimmert. Die öftern Unruhen machten, dass sich die Zahl der Studirenden immer mehr verminderte und die Universität ihrem gänzlichen Verfall nahe kam. Die ordentliche Besoldung *Eobans*, die keine 60 Gulden betrug, wollte nicht mehr zureichen, und die Grossmuth seiner Freunde durfte auch nicht gemissbraucht werden. Hätte ihn etwas wieder empor heben können, so wäre es die *Arzneykunde* gewesen, die er um diese Zeit, auf *Sturzens*, seines wohlthätigen Freundes Anrathen, zu studiren anfing. Allein zum praktischen Art war *Eoban* eben so wenig geeignet, als zum Rechtsgelehrten. Ganz erwünscht war ihm also *Melanchthons* Antrag, die Stelle eines Lehrers der Rhetorik und Poesie an dem zu *Nürnberg* neu errichteten Gymnasium anzunehmen, wohin auch schon sein Freund *Camerar* zu gehen sich entschlossen hatte. Man gab sich zwar alle Mühe ihn in *Erfurt* zu behalten; man versprach sein Salarium zu erhöhen. Er folgte aber dem erhaltenen Ruf und reiste 1526 von *Erfurt* nach *Nürnberg* ab. Hier genoss nun *Eoban* alles was er sich wünschen konnte. Er hatte einen jährlichen Gehalt von 150 Goldgülden, und wenig Arbeit, so dass er Musse genug zu allerley Nebenarbeiten fand. Die würdigsten Männer, ein *Hieronymus Paumgartner*, ein *Wilibald Pirkheimer* (nicht *Rathsschreiber*, wie der Vf. sagt, sondern *Senator*) *Johann Mylius*, *Lazarus Spengler*, *Albrecht Dürer* und andere, die der Vf. nicht genannt hat, waren seine Freunde und Gönner, die sich beeiferten, ihm seinen Aufenthalt in *Nürnberg* angenehm zu machen. Sie erreichten auch ihren Endzweck, aber doch nicht ganz. Denn so zufrieden *Eoban* anfangs auch war, so dass er an seinen Freund *Lang* in *Erfurt* schrieb: *Nunquam fui liberior, nunquam ditior: divitem enim me existimo esse, cum victum et amictum dei benignitate sufficientem habeam*: so sehr änderte sich in der Folge die Sprache, da seine Einnahme nicht mehr zureichte, und er auch hier in Schulden verfiel, welches besonders aus einem Briefe erhellet, den er den 6. April 1533 und also kurz vor seinem Abzug von Nürnberg an den Rathsschreiber *Lazarus Spengler* schrieb. Die Hoffnung, seine Umstände zu verbessern, mag ihn endlich auch bewogen haben, den dringenden Bitten seiner Freunde in *Erfurt* nachzugeben und wieder dahin zurück zu kehren, wovon der letzte Abschnitt, der von 1533 bis 1540 gehet. Nachricht giebt. Allein er fand sich in seinen Erwartungen getäuscht. Die Umstände hatten sich verschlimmert; von der sonst so ansehnlichen Universität war kaum noch der Schatten übrig, und von seinen vormaligen Freunden waren nur noch wenige mehr vorhanden. Und doch hielt er sich *vier* Jahre und so lange daselbst auf, bis ihn der Landgraf von *Hessen* nach *Marburg* berief, wo er die letzten Jahre seines Lebens ganz zufrieden zubrachte, bis er den 5. October 1540 starb. Was die Schriften *Eobans* betrifft, so beruft sich zwar der Vf. auf die verschiedenen Verzeichnisse, die man hin und wieder von denselben antrifft. Verdienstlicher aber wäre es gewesen, wenn sie auch hier, so

so wie sie auf einander folgten, wären angezeigt worden. Den Beschluss machen einige nicht unwichtige Beylagen, die theils den *Eoban Hess*, theils die Reformationsgeschichte *Erfurts* betreffen.

KINDERSCHRIFTEN.

Leyden, b. du Mortier u. Sohn: *De Geschiedenis van Jozef voor Kinderen*, door *Willem Oosterwyk Hulshoff*. 1796. 134 S. gr. 8.

Der Vf., ein würdiger Sohn des tiefdenkenden und rechtschaffenen *Allard Hulshoff*, gewesenen Lehrers der Baptisten by het Lam in Amsterdam, und der den 17. May 1795 als Kandidat des Predigtamts in der baptistischen Kirche gestorben ist, hat hier Josephs Geschichte in Gespräche mit seinen Zöglingen eingekleidet. Vielleicht wäre es aber besser gewesen, wenn er sie ihnen vorgetragen hätte, ohne sich von ihnen durch Fragen, bey denen man das gezwungene oft merkt, unterbrechen zu lassen. Der Vortrag hat das natürliche und fliessende dabey verloren. Unterdessen ist die Geschichte für Kinder, die sie jetzt lesen, desto unterhaltender. Sie können sich an die Stelle der Kinder, die Fragen und Bemerkungen machen, setzen und ihre Aufmerksamkeit wird um so mehr gereizt. Der Vf. weiss sich ungemein zu der Fassungskraft der jungen Menschen herabzulassen, und streuet bey jeder Gelegenheit gute Erinnerungen und Ermahnungen ein. Die, welche S. 24. 34. 101. gemacht werden, sind besonders eindringlich. Die Geschichte mit Josephs Trinkbecher in Benjamins Sak ist die verwickeltste im ganzen Stücke; der Vf. entwickelt sie aber so gut, dass die redliche Absicht Josephs dabey recht sichtbar und seine Entdeckung als ihr Bruder desto rührender wird. Wenn diese Schrift in das Hochdeutsche übersetzt wird, so kann sie einen vorzüglichen Theil von dem neuen Kinderfreund ausmachen.

1) Wien, b. Hummel u. Comp.: *Rührende Erzählungen und Gespräche*. Aus den besten neuern Schriftstellern, zur Erweckung edler Empfindungen in den zarten Herzen der Jugend. 1795. 107 S. 8. (5 gr.)

2) Gotha, b. Perthes: *Gumal und Lina*. Eine Geschichte für Kinder, zum Unterricht und Vergnügen, besonders, um ihnen die ersten Religionsbegriffe beyzubringen. 1795. VI u. 304 S. 8. M. e. Kupfer. (14 gr.)

3) Jena, in der akad. Buchh.: *Palmblätter*. Erlesene morgenländische Erzählungen für die Jugend. *Dritter Theil*. 1790. 247 S. 8. (10 gr.)

4) Celle, b. Schulze d. Jüng.: *Moralische Chrestomathie für Jünglinge*, zur Bildung des Herzens, in Erzählungen, Beyspielen, moralischen Aufsätzen und Poësien. Zum Gebrauch in und ausser Schulen. 1797. VI u. 255 S. gr. 8. (16 gr.)

5) Hamburg, b. Hoffmann: *Neue Unterhaltungen für Kinder. Zweyter Theil*. Von *Ge. Carl Claudius*. (Ohne Jahrz.) 188 S. 8. m. e. Kupfer.

6) Bayreuth, b. Lübecks Erben: *Taschenkalender* zur belehrenden Unterhaltung für die Jugend und ihre Freunde. Auf das J. 1797. M. Kupfern. 320 S. 12. (1 Rthlr. 4 gr.)

Nr. 1. 4. 5. gehören zu der vielumfassenden Classe der compilirenden Jugendschriften, deren einziges Verdienst in der Auswahl besteht. Der Vf. von Nr. 1. meynt, sein Büchlein werde sich gleich beym ersten Anblick, wenn man auch noch nicht mit dem Inhalt bekannt sey, allen vernünftigen Aeltern empfehlen. Worauf sich doch eine so seltsame Voraussetzung gründen mag? Die in dieser Sammlung vorkommenden Geschichten sind wirklich rührend und gut, aber freylich längst bekannt. Die sechste, *die frommen Kinder* hat einen zu empfindsamen Anstrich. In der zwölften heisst es: *Vor etwa 7 Jahren* ward in der grossen Stadt Paris das Brod so theuer. — Es lebte *damals* ein Prinz, der *Herzog von Orleans* genannt, *der sehr fromm und mitleidig war.*" Sollte man nicht meynen, es sey hier von dem Herzog von Orleans die Rede, der unter der Guillotine fiel, der aber wahrlich nicht fromm war? Allein die Geschichte hat sich vermuthlich vor alten Zeiten zugetragen, und wird in einer andern Anekdotensammmlung von einem französischen Parlamentsrath erzählt. Der erste, der sie erzählt hat, mochte sagen können: *Vor etwa 7 Jahren* etc. Nun wird das hier wörtlich wiederholt! Die Idee einer moralischen Chrestomathie, wie Nr. 4. ist, verdient Lob. Auch hat der Vf. nicht, wie die meisten seiner Collegen, auf den ausgetretensten Pfaden der Literatur compilirt, sondern mit Nachdenken aus vielen Schriften den brauchbaren Stoff gesammelt. Bey den Poesien hätte vielleicht eine etwas strengere und bessere Auswahl gemacht werden können. Die Hymne beym Abendmahl gehörte wohl nicht in diese Sammlung. Nr. 5. enthält lehrreiche moralische Erzählungen, Beyspiele, Anekdoten und Einfälle zur Uebung und Ermunterung des Witzes, einiges aus der Naturgeschichte, alles in dem aus dem ersten Band der neuen Unterhaltungen für Kinder, Hamb. 1793 bekannten unterhaltenden Ton.

Mehr eigenthümliches Verdienst haben Nr. 2. 3. 6. Nicht genug zu empfehlen ist Nr. 2. ein sehr gut angelegter und durchgeführter Unterricht in den Wahrheiten der natürlichen Religion und eines tugendhaften Lebenswandels, eingekleidet in das gefällige und anziehende Gewand der Geschichte. Zwey afrikanische Fürsten, dichtet der Vf., Hr. Diac. *Lossius* in Erfurt, bekriegten sich. Der eine erschlug den Sohn des andern. Um Rache zu nehmen, sucht dieser, ein grausamer Mann, den Sohn seines Feindes in seine Gewalt zu bekommen. Es gelingt ihm. Der Knabe Gumal wird von Lina, der Tochter des grausamen Für-

Fürsten, unterrichtet, dafs er zum Tode bestimmt sey. Beide Kinder entfliehen mit einander. Nach langen Irsalen und vielen Abentheuern in der afrikanischen Wüste finden sie einen alten frommen Europäer, der sie bey sich behält und ihren Verstand und ihr Herz ausbildet. Der ganze Unterricht ist praktisch, er geht von den sichtbaren Gegenständen aus und erhebt sich von ihnen und durch sie zu den unsichtbaren und höhern. Der weise Greis theilt ihnen gelegentlich und allmählig die Erfahrungen seines Lebens, seine Einsichten, seinen Glauben, seine Hoffnungen und Erwartungen mit. Endlich findet hier Gumals Vater seinen verlornen Sohn, den er lange vergebens gesucht hatte, wieder und vermehrt die Gesellschaft dieser Einsiedler. Eine Schlufsanmerkung sagt nur noch, dafs die beiden Kinder zuletzt auch in die Lehren des Christenthums eingeweiht und von dem Greise feyerlich zu Christen gemacht worden. Wir finden uns zu der einzigen Bemerkung noch veranlafst, dafs uns der Religionsunterricht in dem Buch etwas zu rasch fortzuschreiten scheint, wo der Verstand des Kindes wohl nicht so geschwind nachkommen würde, und dafs der Greis bisweilen lehrt, wo er nur zu entwickeln brauchte, was in der Seele der Kinder dunkel lag, und nur der geistigen Hebamme bedurfte. Die Palmblätter Nr. 3. sind nach dem Tode des Prediger *Liebeskind*, der die beiden ersten Theile 1786. 1788 herausgab, in keine schlechten Hände gerathen. Die Manier derselben ist bekannt, und man braucht nur hinzuzusetzen, dafs der Fortsetzer sich bemüht hat, eben so anmuthig zu erzählen, und eben so lehrreich zu seyn. Nr. 6. ist eigentlich nur eine neue vermehrte und verbesserte Ausgabe des Taschenkalenders fürs J. 1796. Eine Anzahl Fabeln, welche mit kleinen grell illuminirten Küpferchen verziert sind, von dem Herausg., Hn. *Ellrodt*, haben nichts, was den Kalender sehr vor seinen Brüdern auszeichnet; auch das hier erzählte Leben Pabst Sixtus V, den das Titelkupfer vorstellt, wie er als Knabe die Schweine hütet und mit dem Franziscaner zusammentrifft, ist schon in andern Kalendern bearbeitet worden: aber was dem Büchlein Eigenthümlichkeit giebt, besteht in Folgendem. Den Tagen und Monaten des voranstehenden Kalenders sind viele Merkwürdigkeiten aus der Geschichte und Naturgeschichte beygefügt; es ist ein Artikel in dem Taschenbuch über die gewöhnlichsten Giftpflanzen in Deutschland angelegt worden, von denen diesmal das Bilsenkraut, der kleine Schierling und die Herbstblume oder Zeitlose beschrieben, auch die beiden erstern durch farbichte Kupfer noch kenntlicher gemacht werden. Ferner findet man darin ein alphabetisches Verzeichnifs nützlicher und merkwürdiger mechanischer Erfindungen der Deutschen, das nur den Fehler hat zu kurz zu seyn und nicht immer einen deutlichen Begriff von den Erfindungen zu geben. Sehr zweckmäfsig und unterhaltend ist auch die mahlerische Beschreibung des Hn. D. *Zschokke* von Sanspareil, Wonsees und der Schwalbenhöle im Bayreuthischen. Endlich gereichen noch 3 kleine Auffätze, die Taschenbibliothek, die Neujahrsnacht eines verdorbnen Jünglings, und der doppelte Schwur der Besserung, Erzeugnisse des genialischen *Jean Paul*, der seine Fähigkeit mit Kindern kindlich zu reden hier erprobt hat, dem Kalender zur Zierde. Wenn er in den beiden letzten Auffätzen Herzen und Gewissen der Jugend mächtig erschüttert, so lehrt er dagegen in der Taschenbibliothek die Jugend, dafs man das Gelesene durch guteingerichtetes *Excerpiren* festhalten könne und müsse, eine Methode, deren er sich selbst bey seiner weit ausgebreiteten Lectüre von jeher bedient hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Berlin*, b. Belitz und Braun: *Leitfaden des ersten arithmetischen Unterrichts* für alle königl. preufs. adeliche Cadettencorps, entworfen von *Joh. Phil. Gruson*, Prof. beym Cadettencorps in Berlin. 1797. 84 S. kl. 8. (3 gr.) Eine Art von Auszug aus *Buffens* gemeinverständlichen Rechenbuche, aus welchen die Vorstellungsarten, die Erinnerungen für den Lehrer und die Uebungsaufgaben am Ende des Buchs gröfsentheils entlehnt sind. Es ist zu loben, dafs der Vf. sich an dieses Werk gehalten hat, das bey weitem das beste für den Schulunterricht ist, welches wir kennen. Auch erinnert er den Lehrer mit Recht, über sogenannte arithmetische Verstandesübungen in Fragen, Betrachtungen und Erzählungen nicht die Arithmetik selbst und die mechanische Kunstfertigkeit im Rechnen, welche denn doch die Hauptsache ausmacht, zu vernachläfsigen. Da dieser Leitfaden nur *Vorbereitung* zu einem vollständigen Unterrichte in der Rechenkunst seyn soll, so geht er nur bis zur Regel de Tri, von der einige leichte Beyspiele mitgenommen worden. Multiplicator durch *thätige Zahl* und Multiplicand durch *leidende Zahl* „die es leidet dafs sie genommen, d. h. aus ihr das Product gemacht wird" zu verdeutschen, scheint uns ein unglücklicher Gedanke zu seyn, auf den indefs Hr. *G.* auch nicht besteht. Wer könnte Perioden wie folgende ohne Lächeln hören; „der Nehmer nimmt die leidende Zahl seiner eigenen Gröfse gemäfs, d. h. er nimmt und setzt als Product das dreyfache, vierfache u. f. w. der leidenden Zahl hin, wenn er selbst 3. 4 u. f. w. ist."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. September 1797.

PHILOSOPHIE.

GOTHA, b. Perthes: *Blicke in das Gebiet der Künste und der praktischen Philosophie.* 1796. 8 u. 243 S. 8.

Eine kleine aber interessante Schrift. Wenn auch nicht immer die Gegenstände, über welche der Vf. spricht, wichtig sind, so ist doch seine Manier sie zu behandeln anziehend. Er besitzt eine lebhafte Einbildungskraft, muntern Witz, reife Beurtheilungskraft, gebildeten Geschmack, er versteht es, den Leser ganz in seinen Gesichtspunkt, in seine Ansicht der Dinge zu versetzen, verfehlt dadurch nie, ihn in sein Interesse zu ziehen, und man folgt ihm dabey um so lieber, da ihn nur Enthusiasmus für das Gute und Schöne beseelt. Seine Sprache ist rein, kraftvoll und ungezwungen, ohne Künsteley. Alle diese Eigenschaften, verbunden mit Welt- und Menschenkenntniss setzen ihn in den Stand, ein fruchtbarer Schriftsteller für das praktische Leben zu werden. Noch eine nicht gemeine Tugend des Vf. ist die Achtung gegen das lesende Publicum. „Diese kleine Sammlung praktisch-philosophischer und artistischer Aufsätze, heisst es in der Vorerinnerung, entstand aus Entwürfen zu verschiedenen einzelnen kleinen Schriften unter meinen Papieren. Sie hätte leicht auf einige Alphabete verschiffert werden können; aber ich schätze das Publicum zu sehr, als dass ich meine Gedanken ihm nicht eher zu kurz, als zu seinem Zeitverderb ausgedehnt, hätte geben sollen." Die Aufsätze sind folgende: 1) *Ueber Männerkeuschheit.* Möchte diese, ohne Declamation, in kunstloser Sprache aber mit an das Herz dringenden Kraft abgefasste, Rede nur von allen edlen Jünglingen, die so leicht zu Ausschweifungen in der Liebe sich fortreissen lassen, gelesen werden. Sie ist für ihren Zweck musterhaft bearbeitet; und die Veranlassung dazu sehr schicklich. Ein Jüngling, der in der Blüthe seiner Jahre und Hoffnungen an den Folgen jener Ausschweifungen starb, ist eben beerdiget worden; eine Gesellschaft, deren Mitglied er gewesen war, versammlet sich, um seinen Tod zu feyern; der Vf. tritt auf, und wendet sich nach einer kurzen aber feyerlichen Apostrophe an den Verstorbenen, dann an die Versammleten. Zuerst schildert er sehr lebhaft die Sophistereyen, welche die Leidenschaft der Liebe dem denkenden Kopf darbietet, wenn man ihn durch Gründe der Religion oder durch Vorstellung der bösen Folgen für sie zurückschrecken will. Es wäre schlimm, sagt er, wenn diese Sophistereyen unwiderleglich wären, aber sie entkräften alle Gründe, ehe sie das Herz treffen, und man muss dieses erst in eine Stimmung setzen, die es den moralischen Vorstellungen öffnet. Wie dieses anzufangen sey; zeigt er an einem bestimmten Beyspiele, wie er einen Zögling, der sich der Leidenschaft der Liebe, hinzugeben im Begriff war, zu dem männlichen Entschlusse brachte, zu kämpfen und zu siegen. Diese Unterredung ist so rührend als der Schluss einfach ist: „Meine Freunde — an die ich mich jetzt erst, hingerissen von jenem wichtigen Ereigniss meines Lebens wieder wende — der Jüngling hielt Wort! Er errang diesen Preis und liess uns allen den Zuruf: Gehe hin und thue desgleichen. 2) *Musikalische Fragmente, mit historischen, praktischen und polemischen Anmerkungen.* S. 57. Erst eine kurze Skizze von der Entstehung und Ausbildung der Musik, dann ein Versuch die Hauptwerke der Musik zu charakterisiren und zu würdigen. Diese Abhandlung enthält eine Menge scharfsinniger Bemerkungen über die Kunst und die berühmtesten Künstler, die ein schätzbarer Beytrag zur Theorie dieser Kunst sind. Die Summe aller natürlichen Töne und Tactarten, aller möglichen Empfindungen ist die Materie der Musik; das *Formelle* derselben besteht darin, dass alles Rauhe, Widrige, Unangenehme entfernt, das Leise, Verworrene, das zu Schnelle und Unvernehmbare zur Lauterkeit, Klarheit und Vernehmlichkeit erhoben werde. Das letzte macht sie zur schönen Kunst. — (Dieses ist wohl noch zu unbestimmt gesagt, wie überhaupt der Vf. in dem ganzen Aufsatze nicht genug unterscheidet, was die Musik zur *angenehmen* und was sie zur schönen Kunst macht). Die Empfindungen sind entweder die des reinen Vergnügens, oder des reinen Missvergnügens, oder endlich gemischte, und die letzten entweder angenehm oder unangenehm, je nachdem in ihnen die Summe des Angenehmen oder Unangenehmen überwieget, oder die Seele später rührt und also den letzten Eindruck macht. Hieraus werden Regeln der Tonkunst hergeleitet. Das Uebrige des Aufsatzes leidet keinen Auszug. 3) *Ueber vorsetzliche Beschädigung öffentlicher Kunstwerke. Erster Brief* S. 106. Dieser vortrefliche Aufsatz, der nach der Ueberschrift noch nicht geendigt ist, entwickelt die Ursachen jenes Frevels sehr gründlich, und der Vf. zeiget dabey eben so viel Kenntniss des menschlichen Herzens, des deutschen Charakters und der deutschen Verfassung, als ächte Humanität. Die Hauptquelle liegt in einem gewissen Muthwillen, der aus Uebermaass von Kräften entspringt, und sich vorzüglich in den ungebildeten Ständen äussert. Im vollesten Maass findet er sich bey den Deutschen und Britten. Mehr Freyheit und der Hang zum Politisiren geben den Britten Gelegenheit ihr-

ihn unschädlicher auszulassen. Um diesen Zug des Muthwillens immer zu erhalten, dienen dort die freyen Zeitungen, die öffentlichen Verhandelungen der Staatsangelegenheiten, die Volksfeste bey Parlementswahlen u. d. gl. „Da giebt es doch etwas zu sehen, etwas sich zu freuen, etwas zu jauchzen; und hier lüftet sich jenes Uebermaass von Kräften. In unserm Vaterlande ist nun freylich — um es kurz zu sagen, — von dem allen gar nichts. Der gemeine Bürger und Landmann ist von den öffentlichen Angelegenheiten ganz entfernt, die öffentlichen Blätter stehen unter der allmächtigen Censur, man darf über ihren Inhalt nicht einmal frey sprechen. Von Volksfesten giebt es in den mehresten deutschen Provinzen keine Spur, und die ängstliche Polizey verdrängt immer mehr jeden Schatten davon." So werden denn jene Kräfte, die die Natur nach Aussen hindrängt, alle zurückgezwängt, und der Mittel sich auszulassen beraubt. Hieraus entsteht nun bey *mehr finstern Charakteren*, in denen sich dies innerlich verarbeitet — eine gewisse Bitterkeit, Menschenfeindlichkeit, Selbstsucht, Gleichgültigkeit gegen Vaterland, Nation und alles Gemeine und besonders ein gewisser Obrigkeits- ja hier und da sogar Ordnungshass, — bey mehr *leichtsinnigen gut gelaunten Charakteren* jener Muthwille. In Italien giebt es eine Menge von öffentlichen Festen, und vielleicht kein Uebermaass von unangewandten Kräften, die thätig seyn wollen. (Jetzt dürfte der Vf. diese Behauptung zurücknehmen, oder doch einschränken.) Die zweyte Quelle liegt in einer gewissen Erbitterung gegen Obrigkeiten, überhaupt gegen Reiche und Vornehme, die sich sehr natürlich erklären lässt. Die meisten Kunstwerke in Deutschland sind aber nicht, wie in Italien ein Nationalschatz, sondern Eigenthum der Reichen, Vornehmen und Grossen, oder doch von ihnen, oft auf Kosten der niedern Stände angelegt und unterhalten. Die dritte Ursache ist Mangel an Sinn, und Interesse für die Kunst (die Musik etwa ausgenommen), wovon die Schuld nicht auf die niederen Klassen fällt; und dies ist auch der Fall mit der vierten, dem Mangel an Gemeingeiste. Der Vf. schliesst mit einigen praktischen Folgerungen, die von den Grossen beherziget zu werden verdienen. 4) *Bruchstücke aus den Briefen Eduards an Ferdinand, auf einer Reise durch einige Provinzen Deutschlands im Jahr 1793 geschrieben* S. 145. Man findet hier nicht eigentliche Reisebemerkungen, denn, sagt der Vf. der unsittlichen Sitte nach hundertmal beschriebene Dinge zum hundertstenmale zu beschreiben, damit etwa die Reisekosten herauskommen — dazu hielt ich meine Leser, und wenn ich es sagen darf, mich selbst zu gut;" sondern Bemerkungen und Gedanken, zu denen die bereisten Orte Veranlassung gaben. Wir können hier nur die Rubriken von diesen meistentheils lesenswürdigen kleinen Aufsätzen geben. Enthusiasmus und Schwärmerey, Geschmack (zugleich über den in Wien herrschenden Geschmack), unerwartete Freunde der kantischen Philosophie (Mönche und Schwärmer), die mediceische Venus (der Vf. vermuthet, der Künstler habe sich die Venus als vor ihrem Beurtheiler Paris stehend vorgestellt). Portraitmaler Graff, natürliches moralisches Gefühl, Malerey in der Schauspielkunst, Modewitzeley. Jeder Leser wird wünschen, dass der Vf. das Publicum mit mehreren solchen inhaltsvollen Bändchen beschenke.

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Weisheit. Buch der Erzeug, Denk und Schlis.* Von *Andreas Schönberger*, Pfalz-Zweybrückischer Hofrath und Lehrer der Weisheit und Menschenrechte. 1797. 183 S. 8.

Eine seltnere und bemerkungswürdigere Altergeburt der kritischen Philosophie oder des philosophischen Raisonnirens überhaupt muss unter der Sonne nicht erfunden werden. Die Weisheit des Erzeugers (denn so nennt sich der Vf. des Buchs) besteht 1) in kritischen Beyträgen zu den 1797 herausgegebenen kritischen Untersuchungen über kritische Philosophie; 2) in einer Grundabhandlung (von) der Weisheit des Handelns; 3) einem Grundzuge einer allgemeinen Sprachweisheit, wornach sich alle Sprachen richten müssen; 4) einer ausführlichen Lehre der Persons-wörter in der lateinischen Sprache, als Vorschrift für die Schüler des Erzeugers; 5) einem Grundzuge des ganzen Systems der Weisheit und 6) einer gelehrten Regel, als Handschrift für seine Schüler.

Schon aus dieser Eintheilung der Weisheit, noch weit mehr aber aus der Art, wie sie der Erzeuger bearbeitet hat, erkennt man einen durch verunglücktes Studium der kritischen Philosophie geblendeten Schwärmer, von dessen „Denk und Schlis" wir zur Probe nur einen einzigen Satz ausheben dürfen. „Das Daseyn andrer Sätze „aus dem höchsten Satzes-Daseyn kennen, das ist wissen „lernen, was durch jene da ist, sey es auch, was es im„mer sey, und wenn es auch selbst etwas unvernünf„tiges wäre, wenn es nur wieder Wahrheit wäre." Unvernünftige Wahrheiten finden, das ist unstreitig die steilste Höhe der Philosophie. Doch man muss den Erzeuger erst von seiner Sprachweisheit reden hören, um ihn recht schätzen zu lernen, denn da ist er ganz zu Hause. Schon das Motto zu dem dritten Abschnitte kann uns einen Vorschmack vom Ganzen geben.

> Das unbekannte vor dem Wissen,
> ist jetzt neu in dem Wissen —
> ist nicht neu für das Wissen, —
> ist mit dem Wissen für das Wissen.

Folgendes ist nun die Erklärung des Motto. In allen Sprachen giebt es fünf Grundtöner: a, e, i, o, u. Das übrige sind Nachtöner, a, h, k, v sind Nachtöner von a, die man durch Stösse an das a erhalten hat. e, f, l, m, n, r, s sind durch Stösse von dem e aus, und b, z, d, g, p, d, w durch Stösse an das e erhaltene Nachtöner von e. Wer sollte wohl darauf gefallen seyn, die Buchstaben nach unsern gewöhnlichen deutschen Benennungen, ef, el, em, en, etc und be, de, ge etc. in Nachtöner, die durch Stösse von dem e aus und an das e erhalten werden, einzutheilen?

Buch-

Buchstabiren lässt der Vf. Hi-im-me-el, Himmel. Diesem Buchstabiren schreibt er die Kraft zu, feiner sprechen zu lernen, und dadurch der *Kunst mit dem Munde* d. h. der Mimik näher zu kommen. Die höchste Weisheit aber offenbart der Vf. in seiner Etymologie. Das Wort *Idee* kommt her von *id*, und *ea*, dasjenige durch dieselbe — *Cas-eus*, die Casse derselben, nämlich der Milch, also *Caseus*, davon Käse; — *Ordnen* kommt her von Ort und muss daher auch *ortnen* geschrieben werden. — *lügen* heisst eine Lücke in die Wahrheit machen. Man kann leicht denken, dass diese etymologische Sprachreform eine ganz neue Orthographie hervorbringen muss, und dass man künftig Zweifälle statt Zweifel, Urgewelle statt Urquelle, desgleichen gnäfig, einseln, Materi, ausen, hir, Gildigkeit, sprächen, eksekutiv, Fürstellung etc. zu schreiben hat. Denselben Beruf hat der Vf. nun auch gefühlt, in sein volles System der Weisheit einen Nomenclator der Wissenschaften mit aufzunehmen.. Dem zu Folge heisst Geometrie: Figurenbeziehungsweisheit; Optik: Lichtstrahleneigenschaftsweisheit etc. Wir bedauern niemanden mehr, als die armen Schüler des Vf., (Erzeugers dürfen wir hier doch ohne Anstössigkeit nicht sagen) die höchstwahrscheinlich an diese kritische Weisheit Zeitlebens gedenken werden.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Dupont: *Voyage pittoresque et navigation, executée sur une partie du Rhône, réputée non navigable.* Moyens de rendre le trajet utile au commerce. Par *T. C. G. Boisset.* L'an 3. d. l. Républ. 155 S. 4. mit 17 Kupfertafeln. (2 Rthlr. 4 gr.)

Der Hauptzweck dieser Schrift, ist nicht sowohl, die malerischen Schönheiten der oft beschriebenen Gegenden der Rhone darzustellen, als vielmehr hauptsächlich, die Untersuchung und der Vorschlag von Mitteln, um einen Theil dieses Flusses, der, wegen der engen Gebürgpässe, durch welche er sich gleichsam drängt, und wegen der Felsentiefen, worin er sich wirbelnd verliert und dann wieder stürmend daraus hervorbrauset, bis jetzt unschiffbar war, schiffbar und zur Handlung, besonders aber zur Herableitung von Holzflössen aus Savoyen und der Schweiz, geschickt zu machen. Durch die Ausführung der vorgeschlagenen Mittel würde mannichfacher Nutzen, grosse Kostenersparungen des Landtransports, besonders aber grosse Vortheile für die französische Marine bewirkt werden können, welche letztere auf diesem weit kürzern Wege, ihre Mastbäume erhalten würde, die bis jetzt grösstentheils aus den entferntesten Theilen von Europa geholt wurden. Man muss den Muth des Vf. bewundern, mit welchem er selbst, um das Locale des bisher als ganz unschiffbar geachteten Theils der Rhone, besonders zwischen Collonges und Seissel genau zu untersuchen, die Fahrt auf dem reissenden mit versteckten Klippen angefüllten Strom unternahm und glücklich vollendete. — Das Unternehmen ward dem Nationalconvent, durch den Repräsentanten Boissel, berichtet, und der Bericht, mit ehrenvoller Erwähnung damals in das Sitzungsprotocoll eingerückt. Es ist zu wünschen, dass die französische Regierung künftig ihre Aufmerksamkeit auf diese Vorschläge wenden, und nach angestellter näherer Erwägung derselben, deren Ausführung befördern möge. — In dieser Hinsicht hat das vorliegende Werk auch für auswärtige Leser Interesse und wir theilen deswegen seinem Inhalt hier im Auszuge mit.

Die Rhone, welche von Genf an in einer gewöhnlichen Breite von 2 bis 300 Fuss fliesst, wird unter dem Fort Ecluse in ein enges Bette von 50 bis 100 Fuss zusammengedrängt. Ungeheure winklichte Felsenmassen erheben sich zu beiden Seiten und ihre schroffen Ecken treten in den Strom aus, losgerissene Felsenblöcke ragen aus seinem Bette hervor. Bald strömt der Fluss mit reissender Schnelligkeit unter einem zwiefachen Felsengewölbe durch, welches von den sich gegen einander neigenden Uferwänden gebildet wird; bald bildet er einige Cataracte und stürzt dann anscheinend in einen Abgrund, der unter dem Namen *la perte de Rhône* bekannt und von Saussure am ausführlichsten beschrieben. Die Hauptzüge des Gemäldes dieses Schriftstellers ist, hat der Vf. ausgehoben und sie mit eignen erläuternden Bemerkungen begleitet, und die Ursachen dieser durch das beständige Unterminiren des Wassers hervorgebrachten merkwürdigen Naturerscheinung untersucht. — Er unternahm mit einigen kühnen Schiffern aus *Seissel* das Wagestück, die bisher für ganz unschiffbar geachtete Strecke des Stroms bis an diese Stelle zu befahren, um auf diese genaue Untersuchung das Locale, seine Vorschläge zur Schiffbarmachung selbst zu gründen. Nach gehörig genommenen Vorsichtsmaassregeln und Einrichtungen des Schiffes, fing man die Fahrt, eines Nachmittags, von *Collonges*, an und landete bey einbrechender Nacht, ohne eigentliche Gefahr ausgestanden zu haben, zu *Bellegarde* bey der Brücke von *Grezin*. Allein die eingebildete Furcht der Schiffleute von einer nahen Gefahr und der durch ein Missverständniss entstandene panische Schrecken der schwangern Frau des Vf. hinderte die Fortsetzung der Reise am nächsten Morgen. Man machte bloss den Versuch, das Boot dem Strom Preis zu geben und es allein hinab schwimmen zu lassen; und es gelangte glücklich, selbst über die beiden von dem Strom gebildeten Cataracte, bis zu der *perte de Rhône*, wo es aber, weil man nicht früh genug, um es ans Land zu ziehen, zu Hülfe kam, von dem Wirbel gepackt und gegen die Felsen zerschellt ward. Ein neues Boot ward nun zugerichtet und von *Bellegarde* ab, mit acht Schiffern eine zweyte Fahrt unternommen. Die Gefahr der Schiffenden stieg zwischen den Wasserwirbeln und den Felsen, welche das enge Flussbette, besonders bey dem Cataract der *Valserine* einschliessen. Durch die Entschlossenheit und den Muth der Mannschaft aber ward diese gefährliche Stelle, so wie die

 bedenk-

bedenkliche weite Fahrt zwischen ungeheuern Felsenwänden und Hölen längst den unwirthbaren Ufern bis *Malpertuis* und die Brücke von *Arlod*, eine Strecke von 3000 Toisen, in 18 Minuten zurückgelegt. Auch durch den gefährlichen Pass *de la Gliere* genannt, wo der von Felsenblöcken gedrängte Strom mit der allergrössten Heftigkeit arbeitet und aufbrauset, kam man glücklich hindurch und die Reisenden landeten wohlbehalten zu *Seissel*, dem Ziel ihrer Fahrt.

Zur Erläuterung und anschaulichen Darstellung des Unternehmens, und der Gegend selbst, sind viele radirte Blätter beygefügt, welche, da sie von dem Vf. an Ort und Stelle skizzirt wurden, getreu seyn mögen, und dadurch allenfalls ersetzen, was diesen roh und schmutzig radirten Blättern, am artistischen Verdienst abgeht. — Es folgen nun Beschreibungen einzelner malerischer Partien der Rhone-Ufer mit einigen Bemerkungen über die Natur und Eigenheiten der Felsen und Gebirge dieser Gegenden.

Das Project des Vfs., den Strom sowohl zum *Herabflössen von Masten*, als auch zur *Handlungsschifffahrt*, zu benutzen, muss in seiner Schrift selbst gelesen werden. Es enthält, im kurzen, folgende Vorschläge. Das Holzflössen wird angerathen, wenn das Rhonewasser in den vier Sommermonaten niedrig und folglich minder reissend ist, als in den Jahrszeiten, wo der schmelzende Alpenschnee den Strom anschwellt und der Vf. glaubt nicht, dass die Felsenblöcke, die in dem Strom liegen, der Fahrt hinderlich seyn werden. Mehrere hier genau bezeichnete und ausgemessene Stellen, wo die Flössen zu den Wendungen nicht Breite genug finden würden, müssten durch Wegsprengung hervorragender Seitenfelsen erweitert werden. Die Flösse dürfen nur aus vier bis fünf Bäumen in der Breite bestehen; aber es können mehrere solcher Flösse an einander, doch mit einigen Spielraum zwischen ihnen angebunden und alle durch das erste Floss dirigirt werden. In einigen der gefährlichsten Biegungen und Pässen müssten die Flösse durch ausgespanntes und an den Ufern befestigtes Tauwerk gegen die Heftigkeit des Stroms und der Wirbel geschützt werden. Die übrigen Vorrichtungen zur Sicherung der Flosse selbst, beschreibt der Vf. nach einem beygelegten Riss. Bey der *perte de Rhône*, schlägt er vor, die gelöseten Flösse durch Krahne auf das Land zu ziehen und sie an der andern Seite, wo der Fluss aus seiner unterirdischen Höle herauskommt, wieder in den Strom hinab zu lassen, und dann die weiterhin ungehinderte Fahrt fortzusetzen. Am Schluss dieses Abschnitts folgt eine Berechnung, dass vermittelst dieser Flösse tausend Stück Masten, welche um zu Lande über die Gebirge, von Genf nach Seissel gebracht zu werden, einen Kostenaufwand von 4 bis 500,000 L. sehr viele Menschen, eine grosse Zahl Pferde und eines ganzen Jahres Zeit, erfodern würden, in weniger als zwey Monaten mit 30,000 L. Kosten nach Seissel geflösst werden könnten. — Zur Erleichterung einer Handlungsschifffahrt auf eben diesem Theil des Flusses, schlägt der Vf. vor, von dem Rhonefall bey Malpertuis an, und der Länge der perte de Rhône nach, einen Seitenkanal mit Schleusen, zur Vermeidung dieser unschiffbaren Stelle anzulegen und übrigens um die Durchfahrt an andern Stellen frey zu machen, wo es nöthig ist, die hervorragenden das Strombett beengenden Felsenblöcke heraus zu heben. Der Riss eines solchen Kanals ist beygefügt. — Das interessante Werk schliesst mit einer Kritik von zwey ähnlichen, wiewohl sehr fehlerhaften, Vorschlägen zu einer Kanalfahrt von den Ingenieuren *Aubry* und *Céard*.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. Leipzig, b. Böhme: *Schädlichkeit des in Zeitungen angekündigten Wanzentods, und vernünftige Vorschläge, die Wanzen zu vertilgen; nebst einigen Anmerkungen über das zufälliger Weise in England entdeckte chemische Mittel, die Wanzen zu vertreiben.* 1796. 30 S. 8. (2 gr.) Der Vf. warnt in dieser Abhandlung wider den Gebrauch des sogenannten Wanzentodes, den unlängst ein gewisser *Schirmer* in Leipzig feil geboten hat, und führt mehrere üble Folgen an, zu denen dieses (aus Schwefelsäure und Arsenik zusammengesetzte) Mittel, wenn man sich desselben zur Tilgung der Wanzen bedient, nur allzu leicht Gelegenheit geben kann. Er räth zugleich, diese ungebetenen Gäste, wenn sie sich in einem Schlafzimmer eingefunden haben, durch andere Mittel, die den Menschen nicht gefährlich werden können, zu vertilgen, und er giebt Anleitung, wie man solche Mittel, z. B. aus Bleyweiss, Mennige, Bleyzucker, Alaun, blauem Vitriol, Seifensiederlauge, Rosskastanienschaale u. s. w. bereiten und zu dem erwähnten Zwecke benutzen solle. Die Vorschriften, die er in diesem Betracht mittheilt, dünken uns sehr gut zu seyn, und wir zweifeln nicht, dass die erwähnte Absicht durch regelmässige Befolgung derselben besser und sicherer, als durch die Anwendung jenes Wanzentodtes, erreicht werden wird. — Das zufälliger Weise entdeckte chemische Mittel zur Vertreibung der erwähnten Insekten, dessen der Vf. auf dem Titel seiner Schrift gedenkt, scheint eine Zubereitung aus Vitriol zu seyn; das Werkchen, worin dasselbe empfohlen wird, ist aber, wie der Vf. durch Anführung einiger Stellen aus demselben darthut, in einem so unverständlichen alchemistischen Stile geschrieben, dass man den Sinn des Erfinders desselben kaum errathen kann. Wir billigen es daher, dass unser Vf. diesen Schriftsteller kurz abgefertigt und seinen Lesern den Ankauf des Werkchens desselben widerrathen hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. September 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Ulm, b. Wohler: *Juristisches Magazin für die deutschen Reichsstädte.* Herausgegeben von *Tobias Ludwig Ulrich Jäger*, Rathskonsulenten der Reichsstadt Ulm. *Sechstes Bändchen.* 1797. 484 S. 8.

Nach einem zweyjährigen Aufschub erscheint endlich wieder ein Band von dieser nach jeder Hinsicht schätzbaren Sammlung; sein Innhalt ist folgender: *I. Von dem Befestigungsrecht der Reichsstädte.* ein Auszug aus *Joh. Conr. Nägelins* Streitschrift: *de jure muniendi liberarum S. R. I. civitatum imprimis Norimbergae.* (Altdorf 1773). *II. Ueber Wiederherstellung des vertraulichen Vernehmens der Reichsstädte. Vom Jahr* 1756. Steht auch in *Roths* Beyträgen zum deutschen Staatsrecht Band II. — *III. Versuch über die Verfassung der Reichsstadt Dortmund.* Ein Auszug aus *Mallinckrodts* Versuch über die Verfassung etc. Band I. II. (Dortmund 1795.) *IV. Ueber die Verfassung der Reichsstadt Rotweil.* Aus von *Hofers* kurzem Unterricht über die Verfassung etc. Ulm 1796. — Zwey sehr lehrreiche Beyträge zum reichsstädtischen Staatsrecht, die als Muster für ähnliche Arbeiten aufgestellt zu werden verdienen. — *V. Wiedereinsetzung des gemeinen Worthalters in Goslar.* Endlich ist also nun doch der um Goslar so verdiente *Siemens*, der den auf ihn gefallenen Verdacht des Jakobinismus mit zweyjähriger Suspension von seinem Amte hat büssen müssen, in letzteres wieder eingesetzt! — *VI. Etwas von Wetzlar.* Ganz kurz wird hier angegeben, wie der Magistrat daselbst besetzt ist, und wie die einzelnen, ihm obliegenden Geschäftsarten besorgt werden. — *VII. Einige Nachrichten vom Stadtammann zu Kaufbeuren.* — *VIII. Augspurgische Administrationsgebrechen.* Ist ein überaus merkwürdiger Vortrag des Ausschusses des grosen Raths in Augspurg an die ausserordentliche Reichsdeputation. Vom J. 1796. — *IX. Rangstreit der frankfurtischen Syndiken und Schöffenrathsbeysitzer.* Ein abermaliger Beweis von dem aristokratischen Unfuge der reichsstädtischen Magistrate! Der Magistrat zu Frankfurt ist schon so oft und so nachdrücklich von dem höchsten Reichsgerichte belehrt worden, dass er nur Verwalter der, der städtischen Gemeinheit zustehenden, Landeshoheit sey, und doch hat er sich jetzt abermals über die Syndiken erheben, und diesen unter dem Vorwande, als ob sie *seine Diener* seyen, einen niederen Rang, als bisher, anweisen wollen. Begreiflicher Weise wird daher solchen der Reichshofrath auch hier wieder den Weg der Ordnung zurückführen müssen, allein noch scheint er nicht in sich gehen zu wollen. Er hat in Regensburg eine Druckschrift unter dem Titel ausgetheilt: *Abdruck einer allerunterthänigsten Vorstellung den Rang der Stadt Frankfurthischen Syndiker und Schöffenraths-Beysitzer betreffend*, und macht in allem Ernste Mine, die Hülfe des Reichstags anrufen zu wollen. Wahrlich ein merkwürdiger Beytrag zur Recurslehre!! Den Namen des Mannes, der hier den Wortführer macht, verdient aufbewahrt zu werden. — Er ist — Hr. *J. N. von Olenschlager, Exconsul Senior.* — *X. Bremens Druck unter braunschweigischen Truppen.* Ist schon aus öffentlichen Blättern und andern Journalen bekannt. — *XI. Regimentsgeschichte der Reichsstadt Bremen.* Aus einer zu Bremen von *Cassel* herausgegebenen Druckschrift. *XII. Bittschrift einiger Reichsstädte gegen die Juden.* Diese aus einem Manuscript genommene Bittschrift ist wahrscheinlich auf dem Reichstag zu Augspurg im J. 1530 übergeben worden. — *XIII. Der Stadt Kaufbeuren Bitte, sie in der Reichsanlage zu erleichtern.* Wahrscheinlich von 1532. — *XIV. Steuerfuss der Reichsstadt Issni von* 1777. — *XV. Einige reichsgerichtliche Erkenntnisse.* Sie betreffen Cölln, Memmingen, Ulm, Esslingen, Worms, Regensburg, Ueberlingen, und sind zum Theil vorzüglich interessant. — *XVI. Hamburgs und Bremens Readmission zu den niedersächsischen Kreistagen.* Bekanntlich ist in dem vorigen Jahre die Kreisstandschaft dieser beiden Reichsstädte durch förmliche Urkunden feyerlich anerkannt worden. — *XVII. Unterwerfung der Stadt Regensburg unter die Herrschaft der Herzoge von Bayern, in den J.* 1486 *und* 1492. Ein Auszug aus einer im vorigen Jahre unter demselben Titel vom Hn. Syndicus *Gemeiner* in Regensburg erschienenen Schrift. Der Vf. wurde dazu durch die neuerlich versuchte Unterwerfung der Städte Nürnberg, Weissenburg und Windsheim unter preussische Herrschaft veranlasst. — *XVIII. Einige Actenstücke, die Unterwerfung der Stadt Nürnberg mit ihrem Gebiete unter den König von Preussen betreffend.* Diese merkwürdigen Documente verdienen es vorzüglich, dass sie in dieser Sammlung aufbewahrt worden, und ohne Zweifel wird sich der Hr. Herausgeber Mühe geben, in der Folge alles hierher gehörige vollständig zu liefern. — *XIX. Vergleichsverhandlungen, die innern Zwistigkeiten Esslingens betreffend.* Ein langsames Schwinden scheint diesem kranken Körper unabwendlich vorbehalten zu seyn. — *XX. Rathsfähigkeit der Handwerkszünfte in Ulm.* — *XXI. Supplemente zu der Regimentsordnung der Reichsstadt Augsburg von* 1719. Ein merkwürdiges Actenstück. — *XXII. Endlicher Vergleich zwischen Kurpfalz-Bayern und dem schwäbi-*

Schwäbischen Kreise wegen der ehemaligen Reichsstadt Donauwörth. Von 178.. — .

Wir wünschen dem Herrn Herausgeber ferner recht vielseitige Unterstützung, damit er sein Werk ununterbrochen fortsetzen könne.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kußler: *D. Jul. Frid. Malblanc*, Professſ. Tubingensis, *Conspectus rei judiciariae Romano - Germanicae.* 1797. 516 S. 8.

Ueber Zweck und Anlage dieses Werkes äussert sich der Vf. in der Vorrede also: „*Qui hic in lucem prodit, conspectus rei judiciariae Romano Germanicae, ad praelectiones academicas destinatus, is plenius illustrabit ideam et methodum, quam delineavi in praefatione partis primae operis majoris:* Anleitung zur Kenntniss der deutschen Reichs und Provincial-Gerichts- und Kanzleyverfassung und Praxis. *Duplex nimirum propositum fuit, primum, ut statum judiciarium accuratius distinguerem a processu, eoque ipso amplissimum hoc studium sublevarem, deinde, ut rei judiciariae communis, territorialis et imperialis doctrinas, a plerisque scriptoribus recentioribus plane separatas et disjectas, iterum colligerem et copularem, unaque serie exhiberem, quo ipso imitatus sum quorundam scriptorum antiquorum exemplum, inter quos non sine laude compellandi sunt Vultejus, Paurmeisterus, Hildebrandus, viri, quilibet pro genio sui aevi de hac re egregie meriti. Quoad statum summorum imperii tribunalium, quem hic brevissimis tantum delineavi, opere meo majore citato commentarii instar uti poterit lector. Processum ipsum, prouti reliquae officii partes et otia litteraria permittent, simili methodo tradere constitui.*"

Je grösser die Schwierigkeiten sind, die sich, wie jeder Sachverständige einsehen wird, der Ausführung eines solchen Unternehmens, wie das obige, entgegen stellen; je grösser ist das Verdienst des Vf., das er sich durch das vorliegende Werk aufs neue erworben hat. Sein richtiges, scharfes Urtheil, seine vorzügliche Gabe der Deutlichkeit, seine ausgebreitete Belesenheit leuchten auch aus dieser Schrift wieder durchaus hervor. Neue Ansichten, Entdeckungen und Aufklärungen darf man zwar hier nicht suchen; aber das Ganze ist doch so gut geordnet, die einzelnen Sätze sind so richtig gewählt, und die Vorgänger so gut benutzt, dass die Arbeit alle Empfehlung verdient.

Dass übrigens das Werk als Vorlesebuch Eingang auf unsern Akademien finden werde, daran zweifelt Rec. sehr. Die hier zusammengestellten Rechtslehren kommen alle einzeln in andern Rechtstheilen vor; die Studirenden werden sich daher um so weniger leicht für diesen neuen Zweig akademischer Vorlesungen einnehmen lassen, als ja ohnedem die Zeit gewöhnlich kaum zu Anhörung der Vorträge über die nothwendigsten Wissenschaften zureicht. Die übermässige Vervielfältigung der Gegenstände des akademischen Unterrichts zerstreut in der That den jungen Mann auch zu sehr; nach unsrer Einsicht ist es daher, so lange die Rechtswissenschaft in der gegenwärtigen Gestalt bleibt, durchaus nicht räthlich, die Gegenstände des Unterrichts immer mehr zu vereinzeln, und zu mehren. Auch muss die Verbindung des gemeinen und Reichsgerichtsprocesses nothwendig bey dem Anfänger oft Verwirrung erzeugen. Der letztere hat so viele Eigenheiten, dass man die Lehren des ersteren vollständig inne haben muss, wenn man zu der nöthigen Klarheit und Bestimmtheit gelangen will. Auch ist das Feld des gemeinen und Reichsgerichtsprocesses so weit ausgedehnt, dass ein halbjähriger Cursus für jeden einzelnen kaum zureicht, und daher die Verbindung beider in einem Semester schwer ausführbar seyn dürfte. Allein der junge Mann, der seine akademische Laufbahn zurückgelegt hat und nun tiefer eindringen will, desgleichen der Geschäftsmann, der eine schnelle Uebersicht zu erlangen wünscht — diese werden das Werk mit grossem Nutzen gebrauchen können.

Ueber den Process selbst, den gemeinen sowohl, als reichsgerichtlichen, haben wir mehrere Hand- und Vorlesebücher von entschiedener Vortrefflichkeit, so dass es dem Vf. zuverlässig schwer werden wird, einer abermaligen, besonders compendiarischen, Bearbeitung neue Ansichten und Vorzüge zu geben. Mehr wünschten wir daher, dass er vor allen Dingen sein grösseres Werk vollenden möchte, damit wir einen vollständigen Commentar über den vorliegenden kurzen Abriss hätten.

Mit dem Innhalte des letzteren wollen wir nun unsere Leser etwas näher bekannt machen, ohne uns jedoch auf einzelne Sätze einzulassen, wo es freylich an Stoff zu Zweifeln und Wiederlegungen nicht fehlen kann. *Sectio I. Historia rei judiciariae Romanae et Germanicae.* Bey der Geschichte der deutschen Gerichtsverfassung würde der Vf. in *Danzens* Grundsätzen des Reichsgerichtsprocesses, in der Einleitung, Winke und Stoff zu manchen näheren Bemerkungen und Erläuterungen gefunden haben. *Sectio II. Generalia de re judiciaria. Cap. I. De jurisdictione generatim.* Der Begriff und die Abtheilungen der Gerichtsbarkeit, nach römischen und deutschen Rechtsgrundsätzen, werden hier eben so vollständig angegeben, als gründlich erläutert. Nichts ist mit Stillschweigen übergangen, und überall zeigt der Vf. seine vertraute Bekanntschaft mit der ausgesuchtesten Literatur. *Cap. II. De judiciis.* Ueber den hier zum Grunde gelegten Begriff von — *judicium* — äussert sich der Vf. also: „*Sensu strictiore autem, quo in praesenti vocabulo judicii utimur, illud restringimus ad personas, quibus exercitium jurisdictionis quovis modo legitime commissum est, nempe judicem cum illius assessoribus, actuariis, scribis, apparitoribus, accensis, viatoribus et reliquis ministris*" Wir brauchen daher unsern Lesern kaum zu sagen, dass hier von den Eigenschaften des Richters, von Recusirung desselben, von seinen Pflichten, und von den ihn treffenden Strafen, wenn er rechtswidrig urtheilt, die Rede ist. *Cap. III. De foro.* Die Lehre von der Zuständigkeit des Richters, und von den verschiedenen Arten der Gerichtsstände macht den Gegen-

stand

stand dieses Capitels aus. *Sectio III. De re judiciaria territoriali.* *Cap. I. Generalia de jurisdictione territoriali.* Nach vorausgeschicktem Begriff von der in der Landeshoheit enthaltenen richterlichen Gewalt, giebt der Vf. die Gränzen und Bestandtheile der letzteren genau an. *Cap. II. De Officialibus et dicasteriis justitiae administrandae destinatis.* Enthält einen allgemeinen Ueberblick, der in den einzelnen Territorien vorkommenden Gerichtsstellen, so weit sich solcher, bey der so sehr abweichenden Verfassung der verschiedenen Länder, geben läfst. *Cap. III. De relatione judiciorum territorialium erga jurisdictionem imperialem.* Nur zu kurz werden hier die Verhältnisse der ständischen Gerichte gegen die kaiserlichen Landgerichte sowohl, als gegen die höchsten Reichsgerichte angegeben. *Sectio IV. De re judiciaria imperiali.* *Lib. I. De jurisdictione imperiali et summorum imperii tribunalium.* *Lib. II. De statu personali et collegiali summorum imperii tribunalium.* *Lib. III. De suprema inspectione Imperatoris et Statuum in rem judiciariam imperii.* — Mit Angabe des näheren Details dieser letztern Section wollen wir unsere Leser nicht aufhalten, da der Sachverständige von selbst schon weiss, was er hier zu suchen hat. — Eine vorangeschickte vollständige Inhaltsanzeige, und ein angehängtes Register erleichtern den Gebrauch dieses Werkes sehr. —

Bey der Reichhaltigkeit der Materien übrigens, die dieses Buch füllen, darf man freylich nicht erwarten, dass alles erschöpft sey, sondern muss vielmehr stets bedenken, dass der Zweck des Vf. bloss dahin ging, eine allgemeine Uebersicht, und eine compendiarische Zusammenstellung zu liefern.

Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: Vorträge und Entscheidungen gerichtlich verhandelter *Rechtsfälle*, von D. *Justus Claproth*, Königlich Gross-Britannisch- und Churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischem Hofrath etc. *Zweyter Theil.* 1796. Von S. 600 – 1214. 8.

Der Vf. beschuldigt den Recensenten des ersten Theils in der A. L. Z. der Herzenshärtigkeit, und erklärt seine mit Gründen unterstützten Rügen geradeweg für Grobheiten. Dieses Benehmen soll uns indess nicht in der Freymüthigkeit stören, womit wir unserer Ueberzeugung gemäss auch diesen zweyten Band beurtheilen werden. — Die hier gelieferten Rechtsfälle sind fast durchaus bloss in Ansehung der faktischen Umstände schwierig, oder durch fehlerhafte Processleitung verwickelt, keineswegs aber in Hinsicht auf die einschlagende Rechtstheorie intricat. Aufsätze der Art aber sind offenbar nur dann lehrreich, wenn man die verhandelten Acten damit vergleichen kann; hingegen nützen sie wenig, wenn bloss Factum und Processgeschichte, schon gehörig geordnet, kürzlich vorgelegt wird. — Hin und wieder hat der Vf. auch in das Feld des Staatsrechts Streifzüge gethan, und hat dabey abermals bewiesen, dass er hier gar nicht zu Hause ist. — Von der einzigen Seite zeichnen diese Ausarbeitungen sich aus, und können dem Anfänger und Geschäftsmanne lehrreich werden, dass der Vf. stets auf die Mängel in der Processleitung aufmerksam macht, und dabey viele gute Winke giebt. Nur kann er dadurch leicht irre führen, dass seine Bemerkungen nicht immer unseren bestehenden Gesetzen ganz gemäss sind, sondern mehr als Vorschläge für eine zu verfassende neue Gesetzgebung zu betrachten sind. — Diess vorausgeschickt wollen wir nunmehro unsere Leser mit dem Inhalte dieses Bandes, und dem Geiste der darinn gelieferten Rechtsfälle etwas genauer bekannt machen. — *No. 81. Eine Polizeysache, den Ausfluss einer Kalkgrube in den Fluss betreffend, wird in ein gerichtliches Verfahren verwandelt.* Hier, und bey mehreren ähnlichen Aufsätzen in diesem Bande wäre eine schöne Gelegenheit gewesen, anschaulich darzuthun, wenn eine Polizeysache zur Justizsache werde; allein der Vf. hat sich darauf gar nicht eingelassen, sondern hat nur einige Bemerkungen über die Förmlichkeit des Verfahrens eingeschaltet. *No. 83. Ein unglücklich verlängerter Streit über den Beytrag der Filialisten zur Erbauung einer neuen Schulmeisterwohnung.* Alles, was der Vf. über die hier einschlagende, so sehr interessante, Rechtstheorie beybringt, besteht bloss in folgenden: „Ueber den Beytrag zu Kirchen- und Schulgebäuden und deren Reparation entstehen viele Rechtsstreitigkeiten. Dass selbige von allen Eingepfarrten, welche eine Gesellschaft vorstellen, getragen werden müssen, ist klar. Den Beytrag nach richtigem Verhältniss zu bestimmen, ist die Sache des Landesherrn, als obersten Aufsehers aller öffentlichen Gesellschaften. An solchen bestimmten Verordnungen fehlt es in vielen Ländern, die doch so heilsam wären. Dann sind die Beyträge als öffentliche Abgaben anzusehen, wogegen denn auch kein widriger Besitz, sondern bloss von der Landesregierung bestätigte Verträge, und höchstens unverdenklicher Besitz zu hören, und diess zu Abschneidung der Processe festzusetzen wäre" — Auf diese Weise ist es freylich leicht, Rechtsfälle drucken zu lassen, und was soll man gar zu der Sprache und dem Periodenbau sagen! *No. 86. Eine übel behandelte Streitsache, rückständige Pachtgelder und Ablieferung des Inventariums, auch gewirkten Recess einer Steuereinnahme betreffend.* Ein sehr weitläuftiger Aufsatz, der weder durch seinen Inhalt, noch durch die Art der Darstellung anzieht. *No. 90. Ein bürgerlicher Besitzer eines adelichen Gutes behauptet die den Adelichen zustehende Privatcopulation auf seinem adelich freyen Hofe ohne Dispensation des Consistoriums.* Der Vf. entscheidet gegen den Gutsbesitzer, weil die Privatcopulation ein bloss persönliches Recht der Adelichen sey; findet aber nicht für nöthig, sich in irgend eine geschichtliche, oder rechtliche Erläuterung einzulassen, wozu sich doch hier so schöne Gelegenheit dargeboten hätte. *No. 97. Eine sehr unerlaubte Pfändung und darüber erwachsene fiscalische Klage, welche nicht nach dem Privat-, sondern nach dem Staatsrechte zu beurtheilen ist.* Der Fall ist dieser: Eine gewisse fürstliche Kammer hatte zum Holzvertriebe eine Flösse auf einem öffent-

öffentlichen Flusse angelegt. Ueber diesen Fluss hatte die Gemeinde X. einen Steg, den sie auch unterhielt. Sie behauptete, nicht allein der Steg, sondern auch die Ufer ihrer angränzenden Ländereyen, würden oft durch das Anstossen der Holzflöse beschädigt, wesfalls sie von jedem durchpassirenden Holzflosse eine kleine Abgabe bisher gefodert, und bekommen. Nur zwey ausländische Holzkäufer wollten sich dieser Abgabe nicht unterwerfen. Die Gemeinde pfändete also 40 Blöcke. Die ausländischen Holzhändler beschwerten sich bey der Kammer. Der Kammerfiskal klagte nunmehro bey dem adelichen Gerichte, unter welchem die Gemeinde stand, über Störung in dem Flossrechte der Kammer durch obige Pfändung, und bat um Herausgabe der gepfändeten Blöcke, nebst Kosten. — Nun höre man die Entscheidung des Vf.! „Hier ist es vergeblich, die Sache nach dem Privatrecht zu erwägen. Selbige muss einzig aus dem Staatsrecht beurtheilt werden. In den Wahlkapitulationen ist ausdrücklich verordnet, dass zu Behauptung der neuerlichen —— *Zölle, Auflagen und Attentaten!!!*, einige Processe oder *mandata* nicht erkennt werden sollen, welche Verordnungen in *Pütters institut. jur. publ.* §. 337. seq. gesammelt sind. Die hier in Frage stehende Abgabe steht allerdings unter dem Verbote, und die unternommene Pfändung ist eine sträfliche Privatexecution eines sträflich gefoderten Flossgeldes." — Sollte man wohl solche Sätze, und eine solche Verwirrung der Begriffe einem ordentlichen öffentlichen Rechtslehrer auf der berühmten *Georgia Augusta* zutrauen können? — Von gleichem Werthe ist der unmittelbar darauf folgende Auffatz: No. 98. *Ein Streit über eine Begräbnissstelle, welcher nach dem Staatsrecht sofort zu verwerfen war.* Auch sind in diesem Bande wieder, so wie in dem vorhergehenden, mehrere Rechtsfälle aus englischen Journalen aufgenommen, bey welchen schwer abzusehen ist, wie sie hierher kommen. —. Der Vf. gedenkt übrigens diese Sammlung noch weiter fortzusetzen.

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, im Verlage des Industrie Comptoirs: *Der geöffnete Blumengarten.* Theils nach dem Englischen von Curtis Botanical Magazine, neu bearbeitet, theils mit neuen Originalien bereichert und für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber welche keine Gelehrten sind, herausgegeben von Dr. *Aug. Joh. Ge. Carl Batsch* Professor zu Jena. No. XI. XII. 1796. No. I—V. 1797. 8.

Den ungetheilten Beyfall dieses so gut angelegten und zur Verbreitung einer angenehmen Pflanzenkenntniss so beförderlichen Unternehmens, beweisst die ungehinderte schnelle Fortsetzung. Wir zeichnen hier nur die in Curtis nicht vorkommenden Abbildungen aus. No. 47. *Commelina communis.* No. 50. *Hyacinthus monstrosus.* Besonders merkwürdig, die bey dieser Hyacinthe selbst die deutliche Gestalt und die Grösse der Blumenkronen aufgehoben ist. Sie sind in schuppige Knöpfe und die Farbe in die Stiele übergegangen, die noch überdem corallenartig vertheilt sind. Dieses äusserst sonderbare Pflanzengewächs, welches man in Italien und Frankreich an einzelnen Stellen wild gefunden hat, und das, sonderbar genug, ohne sich zu verändern, in den Gärten durch die Zwiebeln fortgepflanzt wird, ist eine beständig dauernde Ausartung, bey welcher die Traube verdoppelt ist, und die Blumenstiele der zweyten Ordnung, durch die völlige Verkümmerung der Blüthen verdickt und gefärbt wurden. No. 52. *Melaleuca scoparia* (Neuseeländischer Thee). No. 55. *Haemanthus albiflos.*

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. In der neuen gelehrten Buchhandlung: *Friedrich Ludwig Walthers, Beschreibung und Abbildung der in der Forstwirthschaft vorkommenden nutzlichsten Geräthe und Werkzeuge.* 1796. 37 S. u. VII Kupfer. kl. 8. Nach dem Titel dieser kleinen Schrift sollte man die hier beym Forstwesen vorkommenden nützlichsten Geräthe und Werkzeuge insgesamt erwarten; es scheint aber der Vf. sich vorzüglich nur auf die mechanischen Vorrichtungen und förstlichen Werkzeuge beschränkt zu haben, da er nur die Werkzeuge zur Abstockung und Transportirung des Holzes, und einige zur Cultur gehörigen hier beschreibt und durch Kupfer erläutert.

Man findet hier unter erstern insonders die Beschreibung der Griesheinischen und Lewenauschen Säge, nebst dem von Burgsdorffschen Stubben-Sprengbohrer. Bey den andern wird von Holzschlitten, Schmierwaegen und Holzriesein gehandelt, die hier deutlich beschrieben worden, mit Beyfügung der zum Transport dienlichen Maschinen und Vorrichtungen. Unter den zur Cultur gehörigen Werkzeugen ist besonders auch die von Burgsdorfische Schleppe abgebildet und beschrieben; durch welche der Saamen untergebracht wird. Die Ege zum Zerreissen des filzichten Bodens und die Arten der Erdbohrer sind aber ausgelassen, so wie die Beschreibung anderer beym Forstwesen eingeführter Maschinen zum Stockroden; vermuthlich weil die Construction und Anwendung derselben immer kostbar ist. Der Dendrometer ist hier ebenfalls nicht gedacht: so sind auch die Vorrichtungen, welche bey den Kunstbränden vorkommen, übergangen worden. Uebrigens sind die hier gegebenen Beschreibungen und Abbildungen äusserst deutlich und aus den kostbarsten forstlichen Büchern gesammlet; so dass also der Vf. durch die Zusammenstellung dieser Werkzeuge seinem vortreflichen Forstlehrbuche einen nicht unwichtigen Anhang beygefügt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. September 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Hamburg, ohne Verleger: *Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe.* Oder — *Versprochene Erklärung eines Urtheils über die Uebersetzung des N. Testaments von dem Hn. Pastor Stolz.* — *J. L. Ewald.* — 1797. 40 S. 8.

2) Helmstädt, b. Fleckeisen: *Nöthige Antwort auf Hn. D. Ewalds „Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe."* Von *Joh. Jak. Stolz.* — λογον υγιη — — 1797. 86 S. 8.

Schon das Persönliche in diesem Streit verdient Aufmerksamkeit; noch mehr die Maximen, aus welchen er entsprang. Eine einzelne, wenn gleich öffentliche Handlung, selbst eine öffentliche Beleidigung, wodurch eine Zeit lang die Ruhe eines andern Einzelnen gestört wird, mag von dem Publicum übersehen werden. Aber wird die Handlung auf Grundsätze zurückgeführt, für welche, wenn sie stillschweigend durchgelassen würden, leicht aus dieser Nachgiebigkeit ein Anspruch auf Gültigkeit gefolgert werden möchte, alsdann ist selbst eine Privatsache, noch mehr eine öffentliche Debatte, einer öffentlichen, ruhigen, gerechten Beurtheilung werth. Unpartheyischer werden die Entscheidungsgründe nicht dargestellt werden können, als wenn wir blofs Hn. Es. „Wahrheit und Gerechtigkeit" über ihn selbst sich erklären lassen.

Hr. E. hat in der Vorrede zu der zweyten Auflage seiner Betrachtungen über die Gleichnisse Jesu, in welcher er die Gleichnisse nach der neuen Uebersetzung des Hn. Pastor Stolz hatte vordrucken lassen, von dieser Uebersetzung selbst geurtheilt; „Es ist Schade, dafs diese sonst so einfache und harmlose Uebersetzung, dafs der Vf. in der Uebersetzung gewisse Lehren, z. B. von der Gröfse Jesu, bey Seite zu bringen, sich die unglückliche und verunglückte Mühe gegeben hat." Hr. *St.* erklärte dieses öffentliche Urtheil öffentlich für *ungerecht* und *leichtsinnig*. Was sagt hierzu Hn. Es. Wahrheit? Wir wollen was den Leichtsinn betrifft, unter Punkte fassen. Dafs ein leichtsinniges Urtheil auch ein ungerechtes sey, erhellt alsdann durch ein wenig Aufmerksamkeit auf die Ungründlichkeit desselben. 1) „Gerade da *E.* seine Betrachtungen zur zweyten Auflage durchsah, erhielt er die Stolzische Uebersetzung des N. T. Man hatte ihm *zwar gesagt*, dafs verschiedene dogmatische Beweisstellen nach dieser Uebersetzung dazu (seine Dogmen zu beweisen) ganz unbrauchbar wären. Das, *was ihm vorkam.* Der Eindruck auf ihn war so, dafs er die Gleichnisse nach dieser Uebersetzung vordrucken liefs, mit dem Vorsatz, in der Vorrede etwas zur Empfehlung der Uebersetzung zu sagen, um sie auch unter das Publicum zu bringen, welches etwa nur Betrachtungen läse." So S. 9. 10. — War dieser Vorsatz, etwas das *E.* noch nicht hinreichend geprüft hatte, empfehlen zu wollen, ein Beleg von Besonnenheit? — 2) „Schon war die Uebersetzung der Gleichnisse nach *St.* abgedruckt, als *E.* auf wichtige Stellen stiefs, die er für ganz unrichtig übersetzt hielt. Nun wollte er diese Uebersetzung *auch nicht stillschweigend* empfehlen; nun schrieb er sein (obiges) Urtheil über die Uebersetzung in die Vorrede." S. 11. 12. — Wenn *E.* befürchtet, durch den blofsen Abdruck der Gleichnisse Jesu nach *St.* Uebersetzung empfehle er diese stillschweigend, war dies wohlüberlegt? Und welche Ueberlegungskraft schreibt er seinen Lesern dadurch zu? Läfst sich denn *das Publicum, welches blofs Betrachtungen liest*, so ganz als *unmündig* behandeln? — Aber die Hauptsache; worauf gründete sich *Es.* Urtheil, dafs jene wichtige Stellen unrichtig übersetzt seyen? 3) „Weil ein Uebersetzer von so viel Sprachkenntnifs und feinem Gefühle, als Hr. *E.* bey Hn. *St.* findet, mehrere Stellen, in denen *E.* die Präexistenz Jesu zu sehen gewohnt ist, nicht eben so übersetzt hat, so bringt dieses Hn. *E.* auf den Gedanken S. 11., der Uebersetzer, bey welchem Unwissenheit nicht wahrscheinlich sey, habe gewisse Lehren, wie von der Präexistenz Jesu und seiner Theilnahme am Schöpfungswerk, nicht in der Bibel finden *wollen;* und dieses Gedankens wegen schreibt *E.* warnend feinem Publicum ein hartes Urtheil über den Uebersetzer nieder; — ungeachtet er jetzt S. 37. selbst mehrere Stellen angeben mufs, die der Uebersetzer wirklich von der Präexistenz Jesu erklärt hat, wie Joh. 6, 62. etc. — Ein *solches* Urtheil fällen, ins Publicum bringen, und noch jetzt vertheidigen wollen, von dem man selbst eingesteht, dafs man es *vor Erwägung des Ganzen* gefafst habe! Wir wünschten, dafs so ein Benehmen blofs Leichtsinn, nicht sogar beharrlicher Leichtsinn genannt werden müfste. Mag es Hn. *E.* soviel möglich zur Entschuldigung dienen, dafs er 4) nicht ohne Vormeynung zum Lesen jener Stellen gekommen ist. „*Man hatte*, schreibt er S. 36. *mir gesagt*, dafs *St.* ein eifriger Verehrer der kritischen Philosophie sey. *Es war leicht möglich*, dafs er jene Lehren für etwas hielt, was nicht mit dem Heiligsten seiner Vernunft harmoniere; *er konnte* es also für Pflicht halten, sich um Wegbringung dieser Stellen zu bemühen. *So dacht' ich wenigstens* und schrieb, was ich geschrieben habe." — Wer auf ein *Sagenhören*,

hören, auf ein *Möglichseyn* hin so denkt, der hat freylich *nicht leichtsinnig* — er hat eigentlich gar nicht *gedacht*! Denn beschämt sollte er vielmehr von sich sagen: So *meynt'* ich wenigstens, und schrieb, in der Uebereilung, was gemeynt und geschrieben zu haben mir leid thun muss.

Hr. *E.* hielt es nicht für Foderung der Gerechtigkeit gegen sich und gegen Hn. *St.*, sein auf jene von ihm selbst beschriebene Art entstandenes Urtheil gerade und freymüthig zu missbilligen. Er glaubt, alle Gerechtigkeit zu erfüllen, wenn er S. 39. erklärt: „*Er sey fest überzeugt*, Hr. *St.* habe treu und ehrlich die Urschrift des N. Ts. übersetzen *wollen* und keine andere *Absicht* gehabt, als so zu übersetzen." Wie kann ein Mann von Hn. *Es.* bekannten Fähigkeiten in einem Streit, welcher gewiss seine ganze Aufmerksamkeit rege gemacht hatte, nach einer Zwischenzeit von einigen Monaten mit einer solchen Erklärung, welche so offenbar zu viel und zu wenig sagt, sein obiges Urtheil ins Gleichgewicht zu setzen glauben? Eine *feste Ueberzeugung* über das *Wollen*, über die *Absichten* eines andern — wer kann diese (den seltenen Fall langer, vertrauter Beobachtung ausgenommen) besitzen und behaupten, wenn er überlegt, wie viel die Versicherung einer *festen* Ueberzeugung ausdrücke. Allzu freygebig giebt Hr. *E.*, was er mit festem Grunde nicht geben kann; was er geben konnte und sollte, Bekenntniss eines übereilten, unbefugten Urtheils, dies hat er nicht gegeben. Und warum? Der gelindeste und uns wahrscheinlichste Entschuldigungsgrund ist, dass die Maximen, nach welchen in einer solchen Sache gehandelt werden müsste, mehreren gutmeynenden Männern in ähnlichen Fällen noch immer allzu dunkel vorschweben. An sie zu erinnern und ähnliche Fehden, indem man die Verwirrungen anzeigt, woraus sie entsprangen, wenigstens zwischen Männern, die nach Grundsätzen handeln wollen, abzuschneiden, ist der einzige Nutzen, durch welchen man eine solche einmal, leider, entstandene Streitsache zum Besten wenden kann. Räthlicher ists, am fremden, als am eigenen Beyspiel sich warnen lassen.

Hr. *E.* setzt voraus, dass es auch bey Untersuchungen, welche nur durch Gründe zu entscheiden sind (wie exegetische Fragen), auf das Urtheil des einen Theils über die Absichten des Andern ankomme. Nichts weniger! Müssen nicht nunmehr, da *E.* und *St.* einander alle mögliche Redlichkeit zuzutrauen versichern, die *Gründe* der Sache entscheiden? Wozu also irgend ein vorurtheilender Seitenblick auf bösen oder guten Willen? Unerwiesene Voraussetzung einer bösen Absicht in dem Andersdenkenden wäre schändlich; Versicherung der festesten Ueberzeugung von dem guten Willen desselben ist eben so überflüssig als unbedachtsam! Wer ist der Herzenskenner, welcher eine solche Ueberzeugung ohne Selbsttäuschung so fest bey sich haben könnte? Und hat er sie im höchsten Menschen möglichen Grade; wozu die Versicherung über etwas, das in der Sache selbst nichts entscheiden, nichts als ein Vorurtheil bewirken kann, um die Gründe dessen, welchem man guten Willen zuschreibt, weniger strenge zu prüfen? Also: nichts über *Absichten*, wo *Gründe* sprechen müssen; über gute Absichten eben so wenig, als über böse. Was durch Gründe sich entscheiden lässt, darüber gehört die Hand — nicht aufs Herz, sondern — an den Kopf. Voll vielfachen Sinns ruft der Dichter: wissen sie nichts vernünftiges mehr zu erwiedern, schieben sie's einem geschwind in das Gewissen hinein! — — Nur wenn diese böse Sitte unterlassen wird (und hiezu mag öffentliche gründliche Missbilligung nützen!) nur wenn es allgemein für Neigung zum Vorurtheilen, also für eine Eklipse der Urtheilskraft anerkannt wird, so bald in Forschungen über Wissen und Glauben ein Hindeuten auf Absichten, gleich viel ob böse oder gute, eingemischt wird; — nur alsdann verschwindet mit einemmal das Persönlichgehässige aus allen, durch Gründe zu schlichtenden Untersuchungen.

Fiele nun aber auch jeder Gedanke über Absichten und Wollen weg, so entdeckt sich doch bey dieser und so mancher ähnlicher Streitsache noch eine andere durch ihre Verworrenheit eben so schädliche Maxime. Hr. *E.* setzt sie S. 11. voraus. „Was Er in wichtigen Schriftstellen für ganz unrichtig hielt, was also *ihm*, *weil* es ihm so *schien*, unrichtig *war*, darüber habe er sein Urtheil, sogar ohne Gründe, öffentlich sagen und dadurch soviel an ihm lag, hindern müssen, dass auch nicht der Gedanke: jene Punkte seyen zweifelhaft: in die Seelen seiner Leser gebracht würde." — Wir sagen nichts davon, in welch einem sonderbaren Sinn sich ein Mann zum Seelsorger seiner Leser aufstellt, welcher einem Publicum, dem er keine Gründe seines Urtheils angeben zu können (ebend.) glaubte, durch einen Machtspruch das Bekanntwerden mit dem, wenigstens möglichen, Gegensatz abschneiden will. So behandelt man nur Kinderseelen; so sollen selbst Kinder, so weit sie Gründe fassen können, nicht behandelt werden. Und ein Publicum, das einmal so weit ist, Hn. *Es.* Betrachtungen zu lesen, wird denn doch wohl auch noch sonst etwas lesen; die nicht ganz Unmündigen darunter werden etwa am ehesten das lesen, worüber ein unbestimmt warnender Wink gegeben war. Der Machtspruch ohne Gründe wird also, Zehn gegen Eins, wider seinen Zweck wirken; wie am Ende alles an sich unrechtmässige. Aber wären auch diese Gründe von aussen nicht so unläugbar, als sie es sind, der obigen Maxime entgegen; so kann sie doch erst, wenn sie weit bestimmter gefasst ist, als richtig gelten. „Was ich als unrichtig einsehe, das *ist mir* unrichtig." Wer wollte dies verneinen? Aber gar nicht gleichbedeutend ist der Satz: was mir unrichtig *scheint*, das *ist mir* unrichtig, und eben dies auch nur stillschweigend zu empfehlen, ist mir unrecht! Dieser Satz kann nur unter genau bestimmten Einschränkungen, Grundsatz des Weisen und Guten werden. *Nicht* alles, was mir unrichtig *scheint*, *ist mir* unrichtig. Nur wenn ich mir bewusst bin, dass ich zur Prüfung seiner Richtigkeit hinreichende Einsicht und Uebung habe, nur wenn ich mir selbst sagen kann, dass ich es mit meinen besten, geübten Kräf-

ten untersucht habe; nur dann *ist es mir* unrichtig, *weil* ich es dafür halten muss, weil ich wissen *kann*, in wie fern es unrichtig ist. Fehlt dieses Bewusstseyn, dass ich gerade in dieser Sache durch Vorkenntnisse und Vorübung competenter Richter sey, so kann ich wohl mir selbst sagen: dies *scheint* mir unrichtig; aber als Ungeübter habe ich über Gegenstände dieser Art *weder für mich noch andere* ein wirkliches Urtheil. Ich muss es *für mich und andere unentschieden* lassen! Nie, aber am allerwenigsten hier, wo ich selbst nicht zum Richten befugt bin, ist es recht, andern, denen ich keine Gründe angeben kann, vorzuurtheilen. Wird, wer bloss die Anfangsgründe der Physik versteht, sich selbst sagen: das antiphlogistische System *scheint* mir unrichtig, also *ist* es dies für mich, und ich bin befugt, durch eine Warnung ohne Gründe andere Nichtphysiker zu hindern, dass sie von diesem System ganz und gar nichts erfahren? — Es ist sehr unangenehm, nicht verschweigen zu können, dass nach allen in der ersten Schrift selbst gegebenen Proben von exegetischer Einsicht, Uebung und Literärkenntniss Hr. E. gewiss nicht unrecht gethan hätte, sich selbst zu sagen: diese, jene einzelne Uebersetzung *scheint mir* unrichtig, aber sie *ist* es dadurch weder für mich noch für andere; denn da es gerade *schwere* Exegetenaufgaben betrifft, so ist es, (weil nicht alle alles können,) für mich Pflicht, darüber nicht zu entscheiden. — Sogleich die Methode, wie er einige Stellen, welche ihm *sonderbar auffielen*, geprüft zu haben angiebt, beweisst, dass Hr. E. in diesen Dingen bey dem blossen: es *scheint* mir unrichtig, für jetzt stehen bleiben muss. Dass ihm jene Stellen sonderbar auffielen, dass er sie jetzt erst genau prüft, schon dies ist wahrhaftig kein Beweis von Uebung und Bekanntschaft im exegetischen Fache. Denn Hr. *St.* selbst zeigt in dem grössten Theil der zweyten Schrift, dass seine Uebersetzung jener Stellen eine geprüfte Auswahl unter bekannten Erklärungen jener Stellen war. Nichts ist deswegen schiefer, als Hr. E. Wink S. 38. „nicht beurtheilen zu wollen oder „zu müssen, in wie fern Hr. *St.* immer mit eigenen „Augen gesehen habe, oder durch die Autorität be„rühmter Exegeten und Sprachkenner, deren *Absicht* „man bey manchen Erklärungen nicht wisse, geleitet „worden sey." Wohl diesem Uebersetzer, dass er nicht *bloss* mit eigenen Augen sehen musste, dass ihm, was andere gesehen hatten, nicht erst jetzt *sonderbar auffiel*, dass er zwar nicht die Absicht, (welche hier gar nichts zur Sache thut,) aber desto besser die *Gründe* der Exegeten wusste, dass *er* zwar nicht durch Autorität, (wie sein Auswählen zeigt), aber durch Kenntniss und Uebung in diesen Dingen, und nicht durch ein Ausspähen der Absicht, sich leiten lassen konnte; Hr. E. dagegen, da ihm jene sehr bekannte Erklärungen jetzt *sonderbar auffielen*, — „schlug sein griechisches Neues Testament nach, sah „die Stellen und ihren Zusammenhang genau an, und „*begriff nicht*, *wie* man so übersetzen konnte. Bey „Einer Stelle glaubte er, *mit andern Freunden ganz* „*gewiss*, dass dies ein Druckfehler sey, und erst, nach„dem das Verzeichniss der Druckfehler durchgegan„gen war, *erriethen sie*, wie man auf den Gedanken „habe kommen können, so zu übersetzen." Und welches ist denn die Uebersetzung, deren Möglichkeit E. mit seinen Freunden nur erst durch lange Mühe errathen mussten? Eine Uebersetzung, — die längst Grotius, die seitdem mehrere Erklärer theils angeführt, theils selbst angenommen haben, die Hr. E. mit seinen sämmtlichen errathenden Freunden zunächst in den Rosenmüllerischen Scholien hinreichend erläutert hätte finden können! Wahrhaftig; es ist nicht genug, bey schweren exegetischen Stellen „sein griechisches Neues Testament nachzuschlagen." Keiner ist, so lange ihm allbekannte Dinge noch so sonderbar auffallen, und er ihre Möglichkeit kaum begreift, vermögend, schwere Schriftstellen und deren Zusammenhang genau anzusehen. So gewiss zum Richtigsehn nicht bloss Augen, sondern geübte Augen nöthig sind, eben so gewiss ist zum genauen Ansehen des Contextes im N. T. nicht bloss eine gewöhnliche Schulkenntniss des Griechischen, vielmehr eine Fertigkeit, alle mögliche Bedeutungen und Constructionen leicht anzuwenden und ihre Schicklichkeit zu beurtheilen, Kenntniss des Stils, der orientalischen Tropologie und wie viel anderes nothwendig! Man kann längst im griechischen so geübt seyn, dass einem ein: *ἐμπροςθεν τινὶ* (wie Hn. E. S. 32.) nicht einmal als Schreibfehler in die Feder kommt; und dennoch, so lange einer über Dinge, welche man aus den Rosenmüllerischen Scholien, die zunächst dem Bedürfniss solcher Homileten und anderer minder geübter zu Hülfe kommen, gelernt haben müsste, das Errathen für die letzte Nothhülfe hält, und noch Freundeshülfe dabey umsonst compromittirt; so lange ist es Pflicht, sich selbst zu bekennen: was *mir* in diesem Felde unrichtig *scheint*, darüber darf ich nicht einmal für mich selbst ein entschiedenes Urtheil festsetzen. Wer also nicht in den Fall kommen will, ein gerechtes: *o si tacuisses etc.* zu hören, der handle nach der bestimmteren Maxime: was mir in einem nicht genug studierten Fache unrichtig scheint, darüber ist es mir Pflicht für mich selbst, mein Urtheil aufzuschieben; mein blosses Scheinen für andere absprechend und ohne Gründe als Urtheil niederschreiben, ist Sünde gegen die unmündige Leichtgläubigkeit, welche meine Autorität statt der Gründe annimmt. In einem solchen Fach kann ein solcher weder redend noch stillschweigend, weder etwas empfehlen noch missbilligen.

Diese Maxime sollte sich Hr. E. nach entscheidenden Belegen, die wir bloss aus seiner „Wahrheit" nehmen, nicht nur im exegetischen, sondern *auch im philosophischen Fach* zur Richtschnur machen. Wir wollen nichts davon sagen, dass er die Kantische Idee von moralischer Schriftauslegung, selbst während er Kants Schrift citirt, nicht gefasst hat, wenn er S. 36. niederschreibt: Kant hat eine ähnliche Meynung (die vorher charakterisirte Meynung soll diese seyn: „gewisse christliche Glaubenslehren *um der gu„ten Sache der Sittlichkeit willen* in Schatten stellen

 „und

„und es koste auch, was es wolle, *auch aus der Bibel* „*ausmerzen zu müssen*) gewissermaßen in ein System „gebracht." etc. Wenigstens die ersten Begriffe der Philosophie der Sitten müsste ein Mann verstehen, welcher über Philosophie nicht bloss Schein, sondern einiges Urtheil haben will. Hr. E. hingegen denkt, oder vielmehr meynt S. 36.: „Was der Vernunft hei„lig seyn muss, darüber werden die Meynungen in „der Welt wohl so verschieden bleiben, wie sie von „jeher verschieden waren." Auch dies also hinge vom Scheinen und Meynen ab? Kein Wunder, dass ein solcher Moralphilosoph (sogleich S. 37.) als Maxime von sich rühmt: „Wenn ihm die Redlichkeit des „Uebersetzers hätte verdächtig werden *müssen*, als„dann würde er sicher sein (obiges) Urtheil über dessen „Uebersetzung nicht geschrieben haben." Ein jeder anderer, welchem als Denker, wenn alles ungewiss würde, wenigstens das gewiss bleibt, was der Vernunft heilig seyn muss, wird unstreitig gerade das entgegengesetzte sich zur Sittenvorschrift machen: dass einem, dessen Redlichkeit nothwendig verdächtig ist, jeder Rechtschaffene, nur nicht mit unbestimmten Warnungen, sondern mit deutlichen Gründen, entgegen zu wirken die Pflicht habe.

(Der Beschluss folgt.)

RECHTSGELAHRTHEIT.

BRAUNSCHWEIG, in der Schulbuchhandl.: *Promtuarium der Fürstl. Braunschweig - Wolfenbüttelschen Landes - Verordnungen in einem wesentlichen Auszuge derselben* von *Leop. Friedr. Fredersdorff.* — *Sechster Theil.* 1797. 454 S. 4. (Subscript. Preis 1 Rthlr. 8 gr.)

Der fleissige Vf. fährt fort, seinem Werke diejenige Vollständigkeit und Zuverlässigkeit zu geben, welche nur allein den Werth eines solchen bloss auf den praktischen Gebrauch berechneten Buches ausmachen. Die Einrichtung desselben ist aus den vorigen fünf Theilen einem jeden bekannt genug, welchen das Braunschweig - Wolfenbüttelsche Provincialrecht interessirt. In dem vor uns liegenden sechsten Theile hat der Vf. nicht nur die seit der Erscheinung des fünften (1785) herausgekommenen Verordnungen im Auszuge, und mit Beybehaltung der vorigen alphabethischen Ordnung, mitgetheilt, sondern auch durch Aufzeichnung mehrerer älterer Verordnungen, die ihm bey der Ausarbeitung der vorigen Theile unbekannt geblieben waren, einen schätzbaren, dem Geschäftsmanne im Herzogthume Braunschweig unentbehrlichen Nachtrag zu diesen letzteren geliefert. Mit Vergnügen aber wird besonders in diesem Theile auch der Auswärtige, welcher ein solches Buch nur etwa in Hinsicht auf Geschichte und Geist der Gesetzgebung betrachtet, den Auszug mehrerer Verordnungen lesen, welche das unermüdete Streben der gegenwärtigen Braunschweig-Wolfenbüttelschen Regierung nach Beförderung des Wohles sowohl des Ganzen, als der einzelnen Glieder dieses Staates, unverkennbar an den Tag legen. Dahin rechnen wir unter andern das schon bekannte mit Recht allgemein gepriesene *Edict wegen der Cammerschulden* vom 15ten May 1794; die 1790 geschehene *Erlassung der ½ Contributions - Simpla*, welche seit 1764 und 1776 erhoben worden; die 1786 geschehene *Aufmunterung zur Theilung der gemeinen Anger, und Cultur derselben*; die 1791 und 1792 gegebenen Verordnungen wegen der *Gemeinden - Processe*, welche die Verminderung und zweckmässigere Einleitung derselben sowohl, als eine gewiss nützliche Aufsicht auf die Anwälde in Ansehung der zu nehmenden Gebühren, und die Vertheilung der Processkosten unter die Gemeinden-Glieder, wodurch so leicht unter diesen selbst Streitigkeiten veranlasst werden, zum Gegenstande haben; die Verordnung vom 1786, durch welche verschiedenen beym Gebrauche der *Spann - und Handdienste* eingeschlichenen Missbräuchen abgeholfen wird; die 1787 geschehene *Aufhebung der Zahlenlotterie*; u. a. m.

Ob manche andere Verordnungen, z. B. die unter dem Artikel *Bauerweiber und Töchter* nachgeholte Verordnung vom 1753 wegen *Einschränkung des Aufwandes in der Kleidung bey Bauerhochzeiten* den beabsichtigten Zweck noch jetzt erreichen; ob die seit 1753 den Landleuten befohlne jährliche *Ablieferung einer gewissen Anzahl Sperlingsköpfe* noch immer zweckmässig sey; ob *Einschränkungen des Handels*, wie die in Ansehung der Hasenfelle von 1788, der Lumpen von 1787, der rohen Felle von 1791, der Schafbeine von 1787 etc. überall vortheilhaft, oder nur durch die örtliche Lage und Verhältnisse des Fürstenthums Braunschweig - Wolfenbüttel veranlasst sind; ob es anzurathen sey, die *Verfertigung verschiedener Waaren einer Gilde ausschliesslich beyzulegen*, und auch denjenigen, welche sich mit der Arbeit von sogenannten Pfuschern etc. begnügen wollen, dieses bey Strafe zu untersagen, wie z. B. in Ansehung des Beflechtens der Rohrstühle, und in Ansehung der Schneider - Arbeit im J. 1791 geschehen ist; ob *Monopole*, wie das auch auf die Descendenten erstreckte, den Gebrüdern Gravenhorst in Ansehung des Glaubersalzes, Salmiaks, und des Braunschweigschen Grüns im J. 1786 ertheilte, dem ganzen Staate vortheilhaft seyn können; — darüber urtheilen wir billig nicht, weil wir die besondern Veranlassungen und Bewegungsgründe, so wie die Verhältnisse, welche dergleichen Einschränkungen manchmal nothwendig machen können, nicht wissen. — Als eine Merkwürdigkeit in Ansehung der Denkungsart der niedrigeren Stände führen wir nur noch an, dass 1787 das Polizey - Departement zu Braunschweig nöthig fand, den weiblichen Dienstboten bey Strafe einzuschärfen, dass sie schuldig seyn, in Dienstverrichtungen ihrer Herrschaften mit der Tragkiepe über die Strasse zu gehen. Ein Beweis, dass damals die Dienstboten dieses für unanständig, oder für eine beschwerende Zumuthung gehalten, und deshalb verweigert haben müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. September 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Hamburg, ohne Verleger: *Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe.* Oder – *Versprochene Erklarung eines Urtheils über die Uebersetzung des N. Testaments von dem Hn. Pastor Stolz.* — *J. L. Ewald. etc.* —

2) Helmstädt, b. Fleckeisen: *Nöthige Antwort auf Hn. D. Ewalds „Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe."* Von *Joh. Jak. Stolz. etc.* —

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Gewiss würde sich Rec. die unangenehme und undankbare Mühe nicht gegeben haben, solche exegetische und philosophische Fehlgriffe, wie er hier, leider, mit Beyspielen von Hn. *E.* belegen musste und aus dessen dritthalb Bogen noch weit stärker belegen könnte, ausführlich zu rügen, wenn es nicht ein gar sehr neologischer Kitzel der letztverflossenen Jahre wäre, dass Männer von anderweitigen Verdiensten, eine gewisse Behendigkeit im Auffassen für Legitimation zum Aburtheilen in allen, ihnen noch so fremden Fächern und ein gewisses Talent zur Redseligkeit für Beruf hielten, ihre Urtheile unter einem Publicum geltend zu machen, von welchem wenigstens sie behaupten, dass man ihm „keine Gründe angeben könne." Gegen das Ueberhandnehmen solcher grundlosen Urtheile giebt es kein anderes rechtmäsiges Präservativ, als die möglichste Verdeutlichung der Gründe, warum, was ihnen so *schien*, nichts als *Schein*, und was sie Urtheil nannten, aufs gelindeste für blosse Worte zu halten sey.

Die zweyte Schrift contrastirt mit der ersten vornehmlich von zwey Seiten. Eine nach eigener Prüfung auswählende Bekanntschaft mit der exegetischen Literatur und deren neueren Producten zeigt sich S. 48 – 69. in dem Beweis, dass es für jeden Exegeten wenigstens sehr begreiflich seyn müsse, *wie St.* gerade so in den streitigen Stellen habe übersetzen *können.* Durch nichts setzte Hr. *E.* sich selbst sichtbarer zurück, als dadurch, dass er die Beurtheilung exegetischer Gründlichkeit zur Hauptsache in seiner *Wahrheit* machte, und auf diese Art Hn. *St.* nöthigte, jenen Schwächen seine Ueberlegenheit gegenüber zu stellen. Einen zweyten Contrast macht die in der That oft ängstliche Bedächtlichkeit, mit welcher hier den so unbestimmt, so absprechend hingeworfenen Einwendungen so viel Sinn, als ihnen nur irgend beygelegt werden kann, mitgetheilt und erst alsdann ihre Prüfung unternommen wird. Auch wer über Schrifterklärungen nicht selbst urtheilen kann, wird gewiss aus dem Ton und Gang dieser Gegenschrift den Eindruck bekommen: dass ein so gewissenhafter Mann eine wichtige Arbeit gewiss nach seinen besten Kräften und Einsichten ausgeführt, ja dass er sie nicht unternehmen würde, wenn er nicht dazu, sovial ihm möglich, sich vorbereitet zu haben das Bewusstseyn hätte. Wäre davon die Frage: ob *St.* alle streitiggewordene Stellen so übersetzt habe, dass kein Kenner einen anderen Wortsinn für richtiger halten könne; wäre die Frage: ob nicht die Stolzische Uebersetzung manchmal zu umschreibend sich ausdrücke, so würde Rec. hie und da seine Bemerkungen zu machen haben. Aber die Frage ist: ob *St. ohne solche Gründe, die einen prüfenden Gelehrten bestimmen können,* einen Wortsinn gewählt habe, welcher die zwey für Hn. *E.* so unentbehrliche Dogmen nicht bestätigt? Ob es sich nicht aus Gründen der Sprachgelehrsamkeit, sondern blos *aus der Voraussetzung eines Widerwillens gegen jene Dogmen* begreifen lasse, warum *St.* nicht so, wie *E.* übersetzt haben würde, gedollmetscht hat? Rec. selbst versteht einige Stellen von der himmlischen Präexistenz des Messias, welche *St.* nicht davon erklärt. Joh. 3, 13. 17, 5. Wäre irgend zu behaupten, die Stolzische Erklärung derselben zeige einen *Widerwillen* gegen jene Präexistenz; so würde eben so leicht dem Rec. eine *Vorliebe* für diesen Sinn zugeschrieben werden können. Und doch liegt die wahre Ursache dieser Differenz nur in der unangenehmen Gewissheit, dass gerade bey solchen schweren Stellen sich kaum irgend einmal eine Uebersetzung hoffen läst, von welcher man nicht, — so ungerne Hr. *E.* auch nur den Gedanken hievon in seinen Lesern entstehen lassen will. S. 11, — *der Wahrheit schuldig* wäre, zu bekennen, dass sie *zweifelhaft* bleibe. *E.* fürchtet, dass ein solches (notorisch wahres) Bekenntniss für die christlich religiöse Sittlichkeit unglücklich werden würde. Sollte denn also dieser Sittlichkeit wegen die Wahrheit verschwiegen werden, dass die Erklärung mancher schwerer Stellen bey dem besten Willen und möglichster Kenntniss zweifelhaft bleibe? Soll die christliche Sittlichkeit durch *Verhehlungen* gesichert? Oder soll sie vielmehr mit desto festerer Ueberzeugung auf das Heilige gebaut werden, was den Nachdenkenden nicht zweifelhaft seyn kann, was vielmehr, je genauer es überdacht wird, desto gewisser erscheint? Möchten doch alle, welche bey solchen zweifelhaften Stellen verschieden denken, desto eifriger in dem Bestreben sich vereinigen, das nothwendige, die

die christliche Rechtschaffenheit, von nichts als von dem gewissesten abhangig zu machen. *Wie* nach Jesu Lehre *wir* seyn sollen und können! dies ist die wichtige Aufgabe, welche wir durch Einsicht und Ausübung erst einträchtig erschöpfen sollten, ehe wir durch Entzweyungen über die überirrdische Geschichtfrage: *wann* und *wo Jesus*, ehe er Stifter des Christenthums wurde, gewesen sey? uns und andern die Zeit verderben, die wir einer nützlicheren Thätigkeit schuldig sind.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Halle, in der Rengersch. Buchh.: *Taschenbuch für die angehenden Praktiker in den Preussischen Justizhöfen.* 1797. 236 S. 8.

Wenn man, auch von *angehenden* Praktikern, mit Recht verlangen kann, dass sie die bey der Praxis anzuwendenden Gesetze und zu befolgenden Vorschriften genau kennen; ja, wenn gerade *ihnen* diese Gesetze und Vorschriften, — von deren Studium sie erst herkommen, — in weit frischerem Andenken seyn müssen, als *ältern* Praktikern: so ist nicht abzusehen, welchen wesentlichen Nutzen das gegenwärtige Taschenbuch haben könne. Soll es aber zu einem Behelfe, zu einem sogenannten „faulen Knechte" für *solche* angehende Praktiker dienen, denen es, sogar an den *nothdürftigsten* Kenntnissen (denn nur von *diesen* kann in einem Buche von so geringem Umfange die Rede seyn) fehlt: so ist dies, einestheils, ein Zweck, der sich schlechterdings nicht rechtfertigen läst, (da dergleichen Behelfe den Unfleiss befördern); anderntheils ist das gegenwärtige Taschenbuch, wegen seiner Unvollständigkeit und Unzuverlässigkeit in Ansehung der *nothwendigsten* Sachen, selbst hiezu unbrauchbar. Beyspiele für diese Behauptungen werden sich mit Darlegung der Einrichtung dieses Taschenbuchs am besten verbinden lassen. Der Vf. sagt in der Vorrede: „ich habe, (in Voraus„setzung, dass wenigstens die sechs ersten Titel des „*allgemeinen Landrechts*, so wie die Einleitung zur „*allgemeinen Gerichtsordnung*, als die unentbehrlich„sten Hauptstücke, völlig einstudirt seyn müssen,) *aus* „*beiden Gesetzbüchern* die in streitigen Civilrechtssa„chen gangbarsten und wichtigsten Materien, die ei„nem *Instruenten* bey seinen *frühern* Arbeiten" (was will der Vf. damit sagen?) „zu wissen vorzüglich nö„thig sind, in einen ganz kurzen Auszug zusammen„gezogen." — Diesen Plan, einen Auszug *für Instruenten* zu liefern, hat der Vf. folgendergestalt ausgeführt. In einer vorangeschickten *Einleitung* giebt er eine *allgemeine Uebersicht des Ganges und der Theile des ordentlichen Preussischen Processes.* Diese ist — im Ganzen genommen — noch so ziemlich gut gerathen; wiewohl man auch hier auf offenbare Fehler der Unwissenheit stösst; so z. B. heisst es S. . : „Alle „unter *funfzehn* Jahren werden gar nicht, Personen „von *funfzehn* bis *fünf* und zwanzig Jahren aber, *so* „*wie unverheirathete Frauenzimmer*, nur *in assistentia* „*patris sive tutoris seu curatoris sexus*, Frauenzimmer „über *fünf* und zwanzig Jahr, die jedoch noch *sub* „*patria potestate* stehen, nur wegen ihres freyen Ver„mögens *sine patre* — zugelassen." In diesen paar Zeilen sind nicht weniger als *vier* offenbare Unrichtigkeiten. Denn 1) tritt, nach dem *allgemeinen Landrechte* (Th. I. Tit. 1. §. 25.) die *Mündigkeit*, und mit ihr, nach §. 3. Tit. 1. Th. I. der *allgemeinen Gerichtsordnung*, *die Befugniss, vor Gericht zu erscheinen*, schon mit dem zurückgelegten *vierzehnten*. 2) Die *Volljährigkeit*, nach §. 26. l. c. *des A. L. R.*, schon mit dem zurückgelegten *vier* und zwanzigsten Jahre ein. 3) Ist es offenbar falsch, dass bloss *Frauenzimmer*, die volljährig sind, aber noch unter väterlicher Gewalt stehen, nur wegen ihres freyen Vermögens ohne den Vater vor Gericht erscheinen können: die *allgemeine Gerichtsordnung* sagt, ohne Bestimmung des Geschlechts: „Volljährige, noch unter väterlicher „Gewalt stehende, *Personen* können, in Ansehung „ihres nicht freyen Vermögens, nur unter Beytritt „ihres Vaters vor Gericht erscheinen." 4) Sagt der Vf., dass *unverheirathete* Frauenzimmer nur *in assistentia curatoris sexus* zugelassen werden. Meynt er hier *volljährige* Frauenzimmer; so ist dies der *allgemeinen Gerichtsordnung* §. 25. Tit. 1. Th. I. geradehin zuwider. Denn hier heisst es: „*Unverheirathete* Frauen„zimmer haben, in Ansehung der Befugniss, vor Ge„richt zu erscheinen, mit den Mannspersonen gleiche „Rechte." Meynt er *minderjährige* Frauenzimmer; so musste er des *Curatoris sexus* nicht erwähnen, und die Distinction zwischen „*Personen*" und „*unver*„*heiratheten Frauenzimmern*" ist in diesem Falle lächerlich, da *Frauenzimmer* doch wohl auch *Personen* sind.

Auf die *Einleitung* folgt ein: „*Manuale juridico*„*practicum serie alphabetica exhibitum.*" Diese alphabetische Ordnung besteht aus einem planlosen Gemisch von *deutschen* und *lateinischen* Ueberschriften; so, dass es durchaus unmöglich ist, zu errathen, wodurch der Vf. bestimmt worden seyn kann, diese oder jene Ueberschrift gerade *lateinisch* und nicht *deutsch*, oder umgekehrt, auszudrücken. Z. B. *Citatio* — *Donatio* — *Eid, s. Juramentum* — *Forum* — *Leihvertrag* — *Mandatum, s. Vollmacht* — *Niessbrauch* — *Ocularinspection, s. Augenschein* — *Possessio, s. Besitz* — *Renunciatio.* — Der *ganze* Artikel: *Schenkung* ist *zweymal* abgedruckt, einmal unter: *Donatio*, zweytens unter: *Schenkung.* — *Solutio, s. Zahlung* — *Verso in rem* — *Verträge etc.* — Sogar einige *ganze Artikel* sind — es ist nicht abzusehen, warum? — in lateinischer Sprache abgefasst, z. B. der Artikel: *Beweis.* Dieser Artikel lautet folgendergestalt: „*Pro*„*banda non sunt, quae notoria et confessa sunt, et* „*quae probata non relevant. Quicumque, (sit actor,* „*sit reus,) intentionem facto superstruit, factum id te*„*neatur probare. Non neganti, sed affirmanti incum*„*bit probatio, nisi* 1) *negativa sit praegnans, seu* „(nicht *sua*) *circumstantia quadam ajente circumscripta,* „*vel* 2) *praescriptionem juris contra se habet* (*nisi ha*„*bet!!*) wie z. B. bey Schuldscheinen und Quittun-

gen.

„gen, die über zwey Jahr alt sind." (Welch ein widriges Gemisch von Deutsch und schlechtem Latein! Zudem ist das Beyspiel ganz falsch, denn das *allg. Landrecht* weiss von keiner *exceptione non numeratae pecuniae contra chirographum vel apocham intra biennium privilegiata.*) „*Actore probante reus condemna-* „*tur, non probante absolvitur.*" Nun wahrhaftig! wer dasjenige, was dieser Artikel *Wahres* enthält, erst *aus diesem Taschenbuche* lernen müsste, der wäre denn doch wohl zum Praktiker durchaus unbrauchbar.

Was kann, ferner, ein Instruent wohl für Trost z. B. aus folgenden Artikeln schöpfen: *Beneficium.* „*Beneficia non obtruduntur*, doch ist von Amtswegen „deshalb Nachfrage zu thun." — „*Competentiae be-* „*neficium* sind die nothdürftige Kleidung, Kost, Woh- „nung und Geräthschaften, die jemand wegen un- „verschuldeten Vermögensverfalls von seinen Descen- „denten und Ascendenten, Schwiegerkindern, Ge- „schwistern, Ehegatten, *Sociis donatariis*, und den „Gläubigern, denen er *bona* cedirt hat, erwarten „kann." — Am ausführlichsten sind die Artikel: *Concurs* — *Donatio* — *Ehesachen* — *Erbrecht* — *Forum* — *Gesinde* — *Injurien* — *Juramentum* — *Kaufvertag* — *Kosten* — *Mieth- und Pachtvertrag* — *Schwängerungsklagen* — *Siegelung* — *Taxatio* — *Urkunden* — *Verträge* — *Vollmacht* — *Vormundschaft* — *Wechsel* — *Zeugen* — bearbeitet; doch wimmelt es auch hier von Mängeln, so, z. B. sind in dem Artikel: *Erbrecht* die in dem *allgemeinen Landrechte* enthaltenen *von dem Römischen Rechte abweichenden* Gesetze aufgenommen, ohne dabey zu bemerken, dass diese Abweichungen für jetzt in einigen Provinzen, z. B. in der *Kurmark*, noch keine Anwendung finden.

Den Beschluss des Werkes macht ein Anhang mit der Ueberschrift: „*ad inquisitiones criminales*," der — als Uebersicht des Ganges der Kriminaluntersuchung, und der nach Verschiedenheit der Fälle geordneten Strafen — ziemlich brauchbar ist.

DORTMUND, b. Blothe u. Comp.: *Allgemeines Handlungsrecht für die Preussischen Staaten.* Ein geordneter Auszug aus dem allgemeinen Landrechte und der allgemeinen Gerichtsordnung für die Preussischen Staaten. 1796. 438 S. 8.

Wir haben schon *Auszüge für Prediger*, *ein Stadt- und Bürgerrecht*, *Rechte des Hausstandes etc.* aus dem allgemeinen Landrechte. Wenn das so fort geht: so erhalten wir auch noch ein *Dorf- und Bauernrecht*, *ein Bergwerksrecht*, ein *Handwerksrecht*, ein *Eherecht*, ein *Erbschaftsrecht*, vielleicht wohl gar ein *Hurenrecht;* und am Ende haben wir ein in lauter kleine „*Rechte*" zerstückeltes Landrecht. Das kann aber nicht anders als der guten Sache sehr nachtheilig seyn. Denn die Grundsätze des allgemeinen Landrechts hängen wie Glieder einer Kette zusammen, so, dass die *speciellern* aus den *allgemeinen* folgen und zum Theil ohne sie *gar* nicht, oder, aber falsch verstanden werden. Den *Laien* führen also dergleichen Auszüge offenbar irre, sein Wissen bleibt Stückwerk. Der *Rechtsgelehrte* muss das allgemeine Landrecht *im Zusammenhange* studiren, und *ihm* nützen eben deshalb solche Auszüge zu nichts. Hierzu kömmt noch, dass die Anfertigung derselben *zum Theil* Leuten ohne Sachkenntniss, oder solchen Leuten in die Hände fällt, die sich die Arbeit so bequem als möglich machen, und sich dabey, (wie dies auch bey dem gegenwärtigen Werke der Fall gewesen seyn muss) auf *flüchtiges Lesen* und *Abschreiben* einschränken.

Das vorliegende Werk zerfällt in *zwölf* Titel, deren *erster* (von *Kaufleuten*) in *eilf* Abschnitten *von Kaufleuten überhaupt* — *von Kaufmannschaft treibenden Frauenspersonen* — *von Faktoren und Disponenten* — *von Handlungsdienern und Lehrlingen* — *von Ausnehmen der Waaren durch Dienstboten* — *von Handlungsbüchern* — *von Handlungsgesellschaften, A) überhaupt und B) von Societätshandlungen* — *von kaufmännischen Zinsen* — *von kaufmännischen Provisionen* — *von kaufmännischen Empfehlungen* — *von Kaufmannschaft treibenden Pflegbefohlnen* handelt. Der *zweyte* Titel hat das *Mäklerwesen* zum Gegenstande. Der *dritte* handelt *von Rhedern, Schiffern und Befrachtern;* der *vierte* von *Fuhrleuten;* der *fünfte* von *kaufmännischen Sachen und deren Rechten;* der *sechste* von *Wechseln;* der *siebente* von *Handlungsbillets und Assignationen;* der *achte* von *Haverey und Seeschäden;* der *neunte* von *Versicherungen;* der *zehnte* von der *Bodmerey;* der *eilfte* von *kaufmännischen Strafgesetzen;* der *zwölfte* vom *Processe in Merkantil- oder Mess- und Handlungs-, desgleichen in Assecuranzsachen.* In jedem einzelnen *Titel* und *Abschnitte* läuft die Paragraphenzahl von 1. an, und am Rande steht diejenige Zahl, welche der §. im *allgemeinen Landrechte* oder in der *allgemeinen Gerichtsordnung* führt. Gegen diese Einrichtung hat nun Rec. nichts einzuwenden; destomehr aber dagegen, dass der Herausgeber Paragraphen des *Landrechts* oder der *Gerichtsordnung* zerstückelt hat, und die Stücke nicht etwan unmittelbar auf einander folgen lässt; (welches noch wohl entschuldigt werden könnte) sondern sie durch zwischengeschobene Paragraphen von einander trennt. Dies ist z. B. Tit. I. Abschn. 6. der Fall: denn §. 16. und §. 39. machen *in der Gerichtsordnung* einen §. aus, nämlich den §. 168., Tit. 10. Th. I. (nicht II. wie durch Druckfehler am Rande des §. 16. steht.)

Dass bey der Verfertigung dieses Auszuges nicht mit der gehörigen Sorgfalt zu Werke gegangen worden, ergiebt sich aus mehrern Mängeln, von denen Rec., — um sein Urtheil mit Gründen zu unterstützen, und um denjenigen, welche das Werk einmal besitzen, nützlich zu werden, — die erheblichsten anführen muss: Im *zweyten* Abschnitte des *ersten* Titels fehlen die §§. 78. und 80. *Tit. II. Th. I. der allgemeinen Gerichtsordnung*, (nach welchen ein Handlung treibender, als solcher, von seinem etwanigen privilegirten Gerichtsstande keinen Gebrauch machen kann, und der blosse Titel eines Commercien- oder

Geheimen Commercienraths, so lange der damit Begnadigte die Handlung fortsetzt, keine Exemtion wirkt.) — Warum im *sechsten* Abschnitte (von Handlungsbüchern) die §§. 165. 166 und 167. *Tit.* 10. *Th. I. der Gerichtsordnung*, (welche §§. von dem Verfahren bey der Production und eidlichen Bekräftigung der Handlungsbücher disponiren,) nicht eben so gut als §. 168. aufgenommen worden, sieht Rec. nicht ein. — Im *siebenten* Abschnitte heisst es §. 1. (wie im *Landrechte*). „Bey Handlungsgesellschaften finden die „allgemeinen Vorschriften von Gesellschaftsverträgen „überhaupt, in so fern dieselben hier nicht abgeän„dert worden, Anwendung." *Diese allgemeinen Vorschriften sind aber hier nicht aufgenommen.* Wer sich also *vollständig* belehren will, muss doch das *allgemeine Landrecht* selbst zur Hand haben, und dann ist ihm der gegenwärtige Auszug durchaus entbehrlich. Dies ist bey sehr vielen Stellen, — wo ausdrücklich auf andere Vorschriften des *allgemeinen Landrechts* verwiesen wird — der Fall. Freylich würde, wenn alle diese Relata hier aufgenommen worden wären, beynahe das ganze Landrecht abgeschrieben worden seyn; aber eben dadurch wird unser Urtheil, dass die *allgemeinen* und *speciellern* Grundsätze des *allgemeinen Landrechts* wie Glieder einer Kette zusammenhängen, und keine Trennung gestatten, gerechtfertigt. — Ferner fehlen in diesem Auszuge die §§. 20. 21. Tit. 7. Th. I. *der allgemeinen Gerichtsordnung* (von dem Verfahren bey Insinuation der Vorladungen und Befehle an Handelsleute) — der §. 16. Tit. 29. a. a. O., (nach welchem Arreste auf Waaren, wozu der Arbeitsmann die Materialien, oder auf Werkzeuge, welche er von dem Unternehmer einer Fabrik etc. als Besteller der Waaren, erhalten hat, nicht statt finden,) — die §§. 34 — 40. Tit. 46. a. a. O. (von Auseinandersetzungen bey kaufmännischen Gesellschaften,) — die §§. 66. 69. 81. N. 2. 3. 100. 105. 106. a. a. O. (von Indultgesuchen der Kaufleute.) §. 16. N. 5. Tit. 49. a. a. O. (wonach Handlungsgenossen wegen solcher Foderungen, die aus der Societät entspringen, einander die Competenz aussetzen müssen.) — Die §§. 197. 198. 216. 238. 239. 317. 318. 319. 337 bis 343. 384. 401. 411. 427. 445. 469. 597. 614. 681 bis 689. Tit. 50. a. a. O. (von dem Verfahren bey Concursen der Kaufleute.) die §§. 159 — 168. Tit. 51. a. a. O. (von der Vorladung unbekannter Handlungs- und Societätsgläubiger,) und mehrere andere Vorschriften, sowohl der *Gerichtsordnung* als des *Landrechts*.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Warschau*, b. Wilke: *Geschichte des Preussisch-Brandenburgischen Hauses, tabellarisch bearbeitet zum Unterricht für die Jugend.* 1797. 6½ Bogen 8. (4 gr.) Nicht sowohl *tabellarisch*, als *chronologisch*, in kurzen Sätzen, dargestellt finden wir diese Geschichte; im Ganzen, ordentlich und richtig; grösstentheils, wie uns deucht, nach dem Handbuch der Brandenburgischen Geschichte von Gallus. Doch finden wir eines und das andere zu erinnern. Das Bischen Geographie, das voraus geht, mag seinen Platz behaupten: aber auch das Statistische? Der Vf. verspricht und liefert ja nur Geschichte. Wenn dennoch etwas aus der Staatskunde hierher gezogen werden sollte; so wären die Materien von Regierungsform, Handel, Kriegswesen u. s. w. passender, als die vielen Worte von Wappen und Ritterorden, gewesen. Bey der Eintheilung des Königreichs Preussen fehlt Neuostpreussen, wo doch das Büchlein verlegt wurde. 5000 Quadratmeilen für den Flächeninhalt der ganzen preussischen Monarchie sind auf alle Fälle zu wenig: allenfalls 5500. In der Geschichte selbst hätten, bey so mancherley Hülfsmitteln, Unrichtigkeiten, wie folgende, gar wohl vermieden werden können. Gleich Anfangs macht es einen schlimmen Eindruck, wenn man von den Sueven lieset: „Dieses alte Asiatische (!) Volk hat wahrscheinlich schon zur Zeit der Stiftshütte (!!) sein Vaterland verlassen, „weil man noch sehr viele Israelitische Gebräuche bey ihnen fand (!!!)." Gottfried, der sich mit Karl dem Grossen herum schlug, kann nicht König von Dänemark, wie S. 11. geschieht, genennt werden, sondern nur König eines Theils von Jütland. S. 86. steht ein Factum, das gar nicht hieher gehört, und noch dazu durch einen Schnitzer und durch eine schiefe Angabe entstellt ist: 1717 stirbt Karl XII. zu Friedrichshall *in Schweden (!!!) unter den Händen der Meuchelmörder (?).* Warum wird denn S. 81. unter den Gegnern des grossen Königs während des 7jährigen Krieges der Siebenbürgen, und nicht der Ungern, und der Deutschen (der Sachsen und der Reichsarmee) gar nicht erwähnt? Auch bey der Rosbacher Schlacht werden letztere nicht genennt, sondern nur die Franzosen. Dies sind Begehungssünden; nun auch einige Anlassungen! Bey König Friedrich I. wird nicht das Mindeste von seinen Antheil an dem spanischen Erbfolgekrieg erwähnt; bey Friedrich Wilhelm I. nichts von seinen Unterhandlungen mit dem Wiener Hof, besonders was das Herzogthum Berg betrifft; bey Friedrich II. werden so manche seiner wohlthätigen Friedenshandlungen nach dem, für eine solche Uebersicht viel zu umständlich vorgestellten 7jährigen Krieg, verschwiegen. Unter dem jetzigen König wird zwar der Stiftung des Oberschulcollegiums, aber nicht des Oberkriegscollegiums gedacht. Dagegen hätten geringfügige Begebenheiten, die zu einem solchen Skelet nicht passen, weggelassen werden sollen, wie S. 82. von dem Pulverthurm zu Spandau; S. 83. vom Besuch Peters des Grossen und S. 84. von den Besuchen der Könige von Polen und Dänemark zu Berlin. Grammatische Fehler, wie S. 85. (1714. wird er (statt *ihm*) gehuldiget), kommen zum Glück in diesem dem Jugendunterricht gewidmeten Büchelchen weiter nicht vor.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. September 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Erholungen.* Herausgegeben von *W. G. Becker.* 1796. Erstes Bändchen. 292 S. Zweytes Bändchen. 272 S. Drittes Bändchen. 284 S. Viertes Bändchen. 283 S. 8. (jedes Bändchen 1 Rthlr.)

Unter allen Schriften, die in unsern Tagen für verschiedene Gattungen von Lesern bloss zur Erholung geschrieben werden, behauptet diese unstreitig einen vorzüglichen Rang. Welcher Erholungsbedürftige sollte sich aber auch in einer Gesellschaft nicht wohl befinden, worinn Gleim, Kretschmann, Tiedge, Weisse, Schlegel, Jünger, Meissner, Starke, Becker, Richter, Manso, v. Thümmel, Klamer Schmidt, Ramler, v. Nicolai, v. Kotzebue, Langbein und Bürde das Wort führen. Nach der Anlage zu urtheilen, werden mit jedem neuen Jahre vier Bändchen erscheinen, wovon jedes ungefähr ein Dutzend längere oder kürzere Auffätze enthalten wird. Wir eilen, die Leser mit dem Inhalte der in dem letztverflossenen Jahre abgedruckten Auffätze bekannt zu machen. Der erste Band enthält 1) eine Erzählung von Kretschmann, *Marianne Rosenfeld* betitelt. Ein junger Graf, der in seinem väterlichen Hause eine gute Erziehung genossen hat, geht nach dem unerwarteten Tode seiner Aeltern auf Reisen. Sein Vormund stirbt indessen, und der junge unerfahrne Mann sieht sich auf einmal im Besitze eines ansehnlichen Vermögens. Er gedenkt in kurzem sich zu verheirathen. Da er aber unter den Personen seines Standes keine auffinden kann, die seinen Anfoderungen auf eheliche Glückseligkeit entsprechen will, so nimmt er sich vor, auf Rang und Vermögen gänzlich Verzicht zu thun. Unvermuthet begegnet ihm ein schlichtes Mädchen auf der Strasse, die mit ihrer Mutter ein stilles, eingezogenes Leben führt. Der Graf fühlt sich angezogen, macht schnelle Bekanntschaft, verlobt sich und binnen acht Tagen wird die Heirath vollzogen. Der Graf findet sich am Ziele aller seiner Wünsche, und lebt so glücklich und zufrieden mit seiner Gattin, dass er nicht eher als auf ihrem Sterbebette ihr seinen wahren Stand entdeckt. Wenn Rec. aus dieser Erzählung etwas herauswünschen dürfte, so wäre es die Stelle, wo der junge Ehemann ganz in der Stille in dem benachbarten Hause ein Zimmer miethet, um seine Gattin, die er mit einer vorgeblichen Reise täuscht, an der dünnen Wand zu behorchen. Um sich der guten Gesinnungen einer liebenswürdigen und geliebten Person zu versichern, ist dieses wahrhaftig kein Mittel, welches wir andern zur Nachahmung empfehlen möchten. 2) *An Lina*, von Tiedge, in Beziehung auf einen Brief, der in der Leipziger Monatsschrift für Damen 1795 befindlich ist. Der Vf. dieser poetischen Epistel entwirft eine Reihe von satyrischen Gemählden, worinn sich das weibliche Geschlecht keineswegs geschmeichelt finden wird, und wir müsten besorgen, dass er sich den gerechten Hass aller Eva'stöchter zuziehen werde, wofern es sich nicht am Ende fände, dass er nur darum so starke Schatten aufgetragen habe, um das volle Licht desto reizender auf seine Holdy zu werfen. 3) *Leid und Freude*, eine Revolutionsscene in einem Familienschauspiele, von Weisse. Ohne grosse Verwicklung und Intrigue schildert der Vf. sanfte, menschenfreundliche Gefühle in seinem kleinen Drama, worinn sich manche gute Anlage verrath, obgleich das Ganze nicht völlig fehlerfrey zu nennen ist. 4) *Morayzela, Sultanin von Granada*, von Schlegel. Eine freybehandelte mohrische Erzählung aus der *historia de las guerras civiles de Grenada*, welche den *Gines Perez* zum Verfasser hat. 5) *Der dankbare Appenzeller*, von Meissner. Ein Dieb, der mit seinen Gesellen zum Strange verurtheilt war, entweicht vor dem Gerichtsplatze, wohin ihn der Geistliche begleitet, nachdem er diesen vorher gefragt hatte, ob er ihn wohl halten würde? Aus Dankbarkeit gegen die Begünstigung seiner Flucht, liefert er dem Pfarrer verschiedenemal Rehböcke, die aber ein sehr verdächtiges Licht auf seine fortgesetzte Lebensweise werfen, unerachtet der ehemalige Dieb in einem Briefe sagt: „stehlen thue ich nicht mehr, wills auch „nicht mehr thun." 6) *An Fanny*, eine kleine poetische Epistel von Jünger. Anfänglich sucht der Dichter alle ihre Reize zu bestreiten, oder vielmehr sich gleichgültig gegen sie zu stellen. Am Ende aber giebt er sich gefangen und schliesst mit den Worten:

> Und dennoch, liebe Fanny, ist
> Bey so viel Schönheit, so viel Reizen,
> Dein Fehler, dass du spröde bist.
> Verlass ihn; Spröde seyn, heisst mit der Schönheit geizen
> Und Geiz soll, trifft das Sprichwort ein,
> Die Wurzel alles Uebels seyn.

7) *Der Pranger*, ein Gemählde aus dem häuslichen Leben von Starke. Ein junger Liebhaber soll am Pranger stehen, weil er sich an einem Aprikosenbaume vergriffen hat. Seine Geliebte bringt es durch ihre Bitten und Vorstellungen bey dem Gerichtsherrn dahin, dass dieser mit dem Herrn des Gartens redet, und dem jungen Hessmann Verzeihung auswirkt. Die schöne Einfalt und Natur in den Darstellungen des

Vf. ist bekannt. Meisterhaft ist hier die Episode mit der bedauernswürdigen Lene nur als Erzählung eingewebt. Dadurch mildert der Vf. das Schreckhafte in der Geschichte, und bereitet den Aufschluss der Hauptbegebenheit auf eine natürliche Weise vor, wodurch der Leser am Ende vollkommen zufrieden gestellt wird. 8) *A — an Tiedge*, von Tiedge. Ein launiges Gedicht, worinn der Vf. sich auffodern läfst, keine Satyren mehr zu schreiben, sich aber auch in einer Antwort, welche die schlimmste Satyre enthält, über seinen Beruf zu dieser Dichtart vollkommen rechtfertiget. 9) *Die Gewissensfrage*, von Becker. Soll man dem Herzen oder dem Verstande folgen? Diese Frage versucht der Vf. in einer Erzählung zu beantworten, welche die Geschichte eines jungen Künstlers in Italien enthält, dessen Geliebte, die er auf das mühsamste sich zu eignen suchte, von einer Nebenbuhlerin vergiftet wird. Die Aufgabe scheint der Vf. eben nicht sonderlich gelöset zu haben. Hätte der Künstler mit mehr Vorsicht gehandelt, so würde er unstreitig eine sehr lobenswürdige That ausgeführt haben. Und nach den zufälligen Folgen darf man doch den Werth der Handlungen nicht beurtheilen. 10) *Sappho bey Erblickung des Lichts*, von der Karschin. In diesem kleinen Gedichte, welches den Gedanken poetisch darstellt, dass nur der Geliebte Licht in die Seele bringen kann, machen die Anfangsworte:

Du brennend Fett vom schon verzehrten Fett.

mit dem Costume der Zeiten der Sappho einen ungefälligen Contrast.

Der 2. Band der Erholungen beginnt mit dem 1. Gesange eines epischen Gedichts von Kretschmann, welches die Ueberschrift führt: *Friedrich der Grosse*. In der kleinen Vorrede unterscheidet der Vf. das epische Gedicht von der eigentlichen Epopöe. Diese, meynt er, solle nur eine Hauptbegebenheit und einen Helden schildern, jenes habe zwar auch nur eine Hauptfigur, sey aber keineswegs an eine Handlung gebunden. Zugegeben, dass dieser Unterschied stattfinden darf, so wird doch jedes schöne Kunstwerk ein in sich vollendetes Ganze ausmachen müssen. Das Gruppiren und Anordnen zu einem Hauptzwecke bleibt unerlasslische Bedingung des historischen Dichters. Der gegenwärtige Gesang schildert mit einem grossen Aufwande von poetischen Worten und Redensarten, die das Gepräge des schwülstigen gar sichtbar an sich tragen, die Geburt und Kindheit des grossen Friedrichs. Es wird schwer halten, dass die Leser einem solchen epischen Gedichte Geschmack abgewinnen werden. 2) *Die Vernichtung, eine Vision*, von *Jean Paul Friedrich Richter*. Der Vf. gehört nicht mehr zu den unerkannten Genies, deren sich das Vaterland rühmen kann. Auch in dem gegenwärtigen Producte seiner Kraftfülle athmet der nämliche Geist, der seine übrigen Werke belebt. Man muss das originelle Stück selbst lesen, um sich einen Begriff von der glühenden Einbildungskraft des Dichters zu machen. 3) *Claudius in Halberstadt.* — Eine mahlerische Prose mit untermischten Versen von Kl. Schmidt: eigentlich an Hofrath *Abel* in Düsseldorf geschrieben; aber Briefe wie dieser, verdienen wohl von mehr als einem gelesen zu werden. 4) *Der Reisende als er Montpellier verliess*, von Thümmel. Mit Horazischem Geiste und Wielandischer Laune sagt uns der Vf. in diesem kleinen Gedichte, dass er nicht länger in Montpellier seyn möge. 5) *Die Glückseligkeit*. Zwey Erzählungen von Jünger, die als Seitenstücke neben einander stehen, und sehr angenehm und lehrreich geschrieben sind. 6) *Die Elemente*, nach *de la Vergne* von *Manso*. Auf der Erde, in der Luft, im Wasser und Feuer thront die Liebe. Dieser Gedanke ist fruchtbar genug für einen poetischen Versuch; aber der deutsche Bearbeiter verliert an Lebhaftigkeit, an innrer Fülle und Wärme, ob man ihm gleich die Anlagen zu einer guten Versification nicht absprechen kann. 7) *Einige Winke über Volkssagen und Volkserzählungen*, von *Otmar*. Ein lobenswürdiger Versuch, alte Volkssagen, die für den philosophischen Geschichtsforscher so manchen bedeutenden Wink enthalten, der völligen Vergessenheit zu entreissen. Der gegenwärtige Aufsatz enthält deren drey. Das Grundlos, die Dummburg, Hakelnberg und die Tutosel. Rec. erinnert sich gar wohl, dass die Erzählung von der Tutosel mit einigen Abänderungen auch in seinem Vaterlande nicht unbekannt war, ob dieses gleich vom Hakel sehr weit entfernt liegt. 8) *Sechs Fabeln von Lessing*, in Verse gebracht von Ramler. Bald wird Lessing keine Fabel mehr übrig behalten. Mag es immerhin Leute geben, welche Lessingen Glück dazu wünschen, dass er an Ramlern einen Mann gefunden hat, der ihn in einer verklärten Gestalt aus den Gräbern wieder hervorruft: dem Rec. würde Ramler ehrwürdiger geblieben seyn, wenn er seine Kunst, alles, was er anrührt, in Verse zu verwandeln, an jedem andern, nur nicht an Lessing, versucht hätte. 9) *Der Affe, der sich in der Welt umgesehen.* Ein Erzählung nach *Gay* von *Bürde*. Ein junger Affe, der aus der menschlichen Gesellschaft wieder in die Wildniss entweicht, lehrt seine Affenbrüder, wie sie sich civilisiren sollen. 10) *Die grosse Begebenheit aus kleiner Ursache.* Das Binden eines Strumpfbands war Schuld daran, dass Ludwig Capet enthauptet wurde. Wessen Einbildungskraft sich damit begnügen kann, die Begebenheiten auf eine solche Weise an einander ketten und aus einander folgen zu lassen, für den können dergleichen Erzählungen wohl unterhaltend seyn. 11) *An A — a.* Zweyte Epistel von Tiedge. Sie hat viel ähnliches mit der vorigen, die in dem ersten Bändchen enthalten ist: Rec. aber hat jene doch weit vorzüglicher gefunden, ob es gleich auch dieser an trefflichen Stellen nicht fehlt. 12) *Denksprüche*, von Gleim. Sowohl der Inhalt als der Ausdruck dieser Spätlinge der Gleimschen Muse ist von einer solchen Beschaffenheit, dass man sie nicht vorzüglich finden kann. Ein einziger Denkspruch kann statt aller übrigen zum Beweise dienen:

Ver-

Verlange nicht zu viel, verlange lieber wenig
Von Gott dem Herrn, du seyst Sackträger oder König
Der Weiseste kann dir, was dir nicht nützlich ist,
Nicht geben, und giebt viel, wenn du zufrieden bist.

Das dritte Bändchen enthält: 1) *Klamersruh.* Eine ländlich mahlerische Dichtung von *Kl. Schmidt.* Mit der Anmuth eines lieblichen Versbaues vereinigt der Vf. alle Eigenschaften eines vortrefflichen Idyllendichters. Klamersruh ist ein arkadisches Ideal, um dessen Besitz man den Sänger mehr als den Reichen um den Besitz vieler Landgüter beneiden muss. 2) *Die Putzmacherin*, oder Sieg der Tugend über Vorurtheile, von Weisse. So gemein der Gegenstand ist, ein liebendes Paar nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten, welche die Vorurtheile der Convenienz den unerkünstelten Empfindungen des Herzens in den Weg legen, am Ende glücklich zu vereinigen und bis an das Ziel aller Wünsche gelangen zu lassen: so findet man ihn hier doch auf eine sehr unterhaltende und nicht ganz gemeine Art bearbeitet. 3) *An Herrn v. Knesebeck*, von Tiedge. Eine meisterhafte Beschreibung der ländlichen Abgeschiedenheit, worinn der Dichter lebt, mit einer unwiderstehlichen Einladung an seinen Freund. 4) *Das Grab auf dem Hügel.* Eine sehr interessante Erzählung von Kotzebue. 5) *Friedrich der Grosse:* 2ter Gesang. Die langsame Fortsetzung des angefangenen epischen Gedichts von Kretschmann. 6) *Fragmente aus Dante's Büssungswelt*, von Schlegel. Mehrere sind schon aus den Horen bekannt. 7) *Der Feyerabend*, von Becker. Eine überaus anziehende ländliche Erzählung. 8) *Der Karrenschieber*, von Langbein. Der Karrenschieber wird von seinem Herrn zum Kutscher ernannt, und wirft ihn dafür zum Danke in den tiefsten Koth, so dass der Herr seufzen muss:

Ich irrte mich in dir, mein Lieber,
Und sehe nun die Wahrheit ein:
Man kann ein guter Karrenschieber,
Und doch ein schlechter Kutscher seyn.

Hier hätte der Dichter schliessen und nicht erst hinzusetzen sollen:

Passt nicht des Junkers Spruch von Hans, dem dummen Jungen
Auf mehrere Beförderungen?

In dem vierten Bändchen findet man: 1) *Die Tauben der Venus.* Ein erotisches Gedicht in drey Gesängen, von Manso. Wenn der Dichter bey seiner ziemlich leichten Versification das Gesuchte in Gedanken und das Matte und Langweilige im Vortrage zu vermeiden wüsste, so würde man ihm den Ruhm eines guten Dichters nicht absprechen können. 2) *Der Sachse und die Graubündnerin*, eine artige Erzählung von Kretschmann. 3) *An Voss*, von Nicolai. Der Versuch ist neu, die ganze Schule der Steinschneiderkunst mit allen vorzüglichen Meisterstücken, die sie hervorbrachte, nach ihrem ganzen Umfange und allen ihren Fortschritten von den ältesten Zeiten an bis auf die neusten in Versen abzuschildern. Bey einem so spröden Stoffe wäre es unbillig, wenn man dem Dichter, auch nach einem unvollkommnen Versuche, nicht alle mögliche Aufmunterung schenken wollte. 4) *Mir Machmud;* eine persische Geschichte von Meissner. Unterhaltend genug, aber keine der vorzüglichsten. 5) *Zwey Reliquien von Michaelis*, von Kl. Schmidt herausgegeben. Es sind in der That 2 schätzbare Bruchstücke aus der zerstreuten Verlassenschaft des zu früh verstorbenen Dichters. Das erste enthält eine Probe von seiner sonst schon bekannten travestirten Aeneis, die, wofern sie hätte vollendet werden können, von der Blumauerschen wahrlich nicht verdunkelt worden wäre. Eine Laune, die ihres Gleichen sucht, vereinigt sich mit einer originellen Leichtigkeit im Versbau, und beides zusammen bringt eine Wirkung hervor, die sobald von keinem andern wird erreicht werden. Angehängt ist noch ein sehr lesenswerthes Gedicht von Sander bey Michaelis Grabe. 6) *Alles ist Spielzeug.* Vielleicht das mittelmässigste unter allen Stücken, um nichts schlimmeres zu sagen. 7) *An die Priester der Grazien.* Ein gefälliges Liedchen von *Starke.* 8) *Maria Arnold.* Ein kleines Gemählde, wobey der Mahler oder die Mahlerin den Pinsel ein wenig zu stark in Grau getaucht hat. 9) *Die Denkmahle*, von Gleim. Gesnern haben sie ein Monument gesetzt und Bodmern nicht! 10) *An Albert Sigismund Herzog v. Bayern*, nach *Balde* von *Kl. Schmidt.*

Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Novellen von Doro Caro. Zweytes Bändchen.* 1797. 239 S. 8. (16 gr.)

Drey Novellen: das Intelligenzblatt, der Dalecarlier und die Mission nach Tranquebar machen den Inhalt des gegenwärtigen Bändchens aus, welches die Leser nicht minder anzüglich und unterhaltend, wie das erste finden werden. Etwas düster hat der Vf. das zweyte Stück gehalten, und dem Rec. schien der Anfang ziemlich gedehnt, die Auflösung dagegen ein wenig rasch zu gehen. Man erwartet es vom Eremiten nicht, dass er die neuen Ankömmlinge in seiner Wildniss gleich am andern Tage vom Morgen bis in die Nacht besuchen werde. Sehr überraschend aber wird der Leser die Auflösung des dritten Stücks finden. Uebrigens verdient es die grösste Bescheidenheit des Vf. neben der Aufmerksamkeit, die ihm Rec. zu keiner Zeit wird versagen können, auch noch die aufrichtige Bemerkung der Seiten des Gefühls, die eine feinere psychologische Richtung erwarten. In dem letzten Stücke hat der Vf. den Ausdruck Frömmigkeit unstreitig in einer sehr edeln Bedeutung des Worts genommen; aber wenn man das, was er Frömmigkeit nennt, mit einigen Aeusserungen der handelnden Personen vergleicht, so muss man bekennen, dass der Vf. die feine Gränzlinie zwischen Religiosität und Frömmeley nicht scharf genug gezogen habe. Mit diesem Schwanken in den Begriffen scheint auch die Note in Verbindung zu stehen, womit der Vf. das verschämte Benehmen seiner Dalecarlierin im Ueberraschungsfalle begleitet hat. Wenn irgend

irgend etwas unschickliches in diesem und jedem ähnlichen Falle vom weiblichen Geschlechte gethan wird, so ist es zuverläsig die Art und Weise, wie sich Personen zu benehmen pflegen, die zur Unzeit überfallen werden. Die Dalecarlierin hatte sich doch wirklich keine Unvorsichtigkeit vorzuwerfen, es war also auch nicht an ihr die Reihe, die Rolle einer Person zu spielen, die sich schnell eines verwirkten Unrechts bewusst wird. Die letzte Politur unsrer sittlichen Gefühle verräth sich nirgends leichter als in dem Punkte der Verschämtheit.

LITERARGESCHICHTE.

Berlin, in der akad. Kunst- und Buchh.: *Allgemeines Literatur-Archiv für Geschichte, Geographie, Statistik, Handlung, deren Hülfswissenschaften und Hülfsmittel, Landkarten* u. s. w. für d. J. 1794 von *Friedrich Gottlieb Canzler*, d. W. W. Dr. u. Privatlehrer d. hist. geogr. Wiss. zu Göttingen. II. Bände, jeder in 3 Heften, zusammen 2 Alph. gr. 8.

2) Göttingen: *Allgemeines Literatur-Archiv* — für 1794 u. 1795. — 1. Lief. 1795. 13 Bog. gr. 8.

Je mehr bey der jährlich zunehmenden Büchermenge die *allgemeinern* kritischen Journale sich in Rücksicht der Kürze der Recensionen einzuschränken genöthigt sehen: desto verdienstvoller scheinen die *speciellen* Journale für einzelne Wissenschaften. Selten machen diese aber Glück, wenn sie auch zugleich Realjournale sind. Unter mehrern Beyspielen zeugen davon auch die Journale für die historischen Wissenschaften. Alle Fortsetzungen der Büschingschen wöchentlichen Nachrichten hörten bald wieder auf; selbst die *Zimmermannschen* Annalen konnten sich nicht lange erhalten; und Hr. *Canzler* sah alle seine Unternehmungen in demselben Fache scheitern. Seine *neuen wöchentlichen Nachrichten* konnten nur mit Mühe das Ende des 2ten Jahrg. erreichen; das darauf folgende *allgemeine Literatur-Archiv* für 1791, das in Leipzig erschien, wurde schon mit dem 1. Bande geschlossen; und die Verleger des Archivs für 1793 traten bald wieder zurück. Hr *C.* wagte nun wieder den Selbstverlag seines Journals für d. J. 1794—95 aber davon erschien nur eine Lieferung. Dass indessen die Schuld nicht an dem Vf. lag, ist gewiss. Die vier Rubriken seines Archivs sind, mit Hülfe der Göttingischen Bibliothek, reichlich ausgestattet. Die *erste: Beyträge für Geschichte* u. s. w. liefert für alle Erdtheile, aus zum Theil seltenen Quellen, schätzbare Aufklärungen. Ausser einem handschriftlichen Aufsatze vom verstorbenen Landvogte von *Oeder* über Dännemarks Bevölkerung von 1788 und einigen eigenen Aufsätzen des *Herausg.* über die Unterscheidungsart einer Handschrift aus Baumwolle oder Linnen-Papier und über das Studium der Erdkunde auf Universitäten — findet man vorzüglich wichtige Auszüge aus kostbaren Werken der Ausländer und aus noch weniger bekannten Sammlungen und Journalen derselben, von denen wir hier einige anführen wollen. Aus *englischen* Sammlungen werden mitgetheilt: Verhältnisse der Volksrepräsentation im brittischen Parlemente; Betrag der Einfuhr spanischer Wolle in England; Versuch, die Volksmenge in Irland zu bestimmen; Bemerkungen auf einer Reise nach den Orkney-Inseln; kurze Geschichte und Beschreibung von Plymouth; authentische Nachricht von dem Theile von Neu-Südwales, der Toongabbe genannt wird. *Französische Sammlungen* lieferten unter andern: *Notes interessantes sur l'isle de Corse par Mr. Perny de Villeneuve* und *Dacier's* Lobrede auf *d'Anville*. *Holländische:* eine Generalliste des holländischen Wallfischfangs um Grönland und in der Strasse Davis 1791; Bedingungen, unter welchen die holländische ostindische Gesellschaft 1791 die Erlaubniss zum Handel nach Ostindien ertheilte; ein Schreiben über die Zinngewinnung auf Malacca, von dem verstorbenen *Radermacher*; aus *Gjörwell's* svenska Archiv ist Finnland's Volkszahl 1790, vergl. mit 1785, übersetzt und aus den *Actis Acad. petropol.* ist *Kraft's Evaluation de la Surface de la Russie* entlehnt. Aus dem *nordamerikanischen* Journale: *universal Asylum or Columbian Magazine* werden mitgetheilt: Actenstücke zur Erläuterung des auswärtigen Handelsverkehrs der nordamerikanischen Freystaaten 1791. Vergleichende Uebersicht der Menschenzahl in den verschiedenen Distrikten der vereinigten nordamerikanischen Staaten, Südcarolina ausgenommen; A. Bowles, indianischer Chef und ehemaliger angeblicher Gesandter in England; Schiffahrtslisten von einigen Häfen in den V. N. A. Staaten 1791. — Die zwey folgenden Rubriken: *das Literaturarchiv für Geschichte* u. s. w. und *Lit. A. für Journalistik und Miscellaneen* sind so angelegt, dass man grösstentheils die recensirten Bücher und Journale entbehren kann und liefern unter andern ausführliche Notizen von mehrern ausländischen Werken, die man anderwärts vergebens sucht, so wie die 4te Rubrik, oder das *Lit. Arch. für Landkarten, Seekarten, Grundrisse, Prospecte, Plane, Völkertrachten und dahin gehörige Nachrichten* einen fühlbarem Mangel anderer Blätter abhilft. Ein besonderes Notizenblatt enthält eine Sammlung zerstreuter kleiner Nachrichten. Kurz der Herausg. hat alles gethan, durch sein Journal das Gebiet der historischen Kenntnisse zu erweitern, und die historisch geographische Literatur der vorgezeichneten Periode, so weit er kommen konnte, vollständigst bekannt zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. September 1797.

PHYSIK.

LEIPZIG, im Swickertschen Verlage: *Physikalisches Wörterbuch*, oder Versuch einer Erklärung der vornehmsten Begriffe und Kunstwörter der Naturlehre, mit kurzen Nachrichten von der Geschichte der Erfindungen und Beschreibungen der Werkzeuge begleitet, in alphabetischer Ordnung, von D. *Joh. Sam. Traug. Gehler* Oberhofgerichtsassess. u. s. w. 5r Theil Supplemente von K bis Z. Mit 4 Kupfert. 28—31. 1795. 1056 S. 6r Theil, vierfaches Register über das ganze Werk. 1796. 302 S. gr. 8.

Der verdienstvolle für die Wissenschaften zu früh verstorbene, Vf. hatte bereits im vierten Theile seines physikalischen Wörterbuchs einen Supplementband zu diesem Werke versprochen, welcher die schon damals nöthig gewordenen Zusätze nebst den erforderlichen Registern enthalten sollte. Die Erfüllung dieses Versprechens verzögerte sich, wegen des immer mehr anwachsenden Stoffes, vier Jahre lang; dies verschafft aber nun auch den Besitzern dieser Supplemente den Vortheil, dass sie zugleich die wichtigsten Entdeckungen, Theorien und Erfindungen bis zum Ende des Jahres 1794 und selbst noch manches aus dem 1795sten Jahre, beysammen finden. Der gröste und ansehnlichste Theil dieser Zusätze betrifft das neue, sogenannte antiphlogistische, System der Chemie, wobey der Vf. nicht nur in den Sachen und Vorstellungen selbst, sondern auch in der Wahl der deutschen Namen, gröstentheils Hn. Girtanner gefolgt ist. Jedem Stoffe, den das neue System als einfach, oder unzerlegt, annimmt, hat er einen eignen Zusatz, oder einen neuen Artikel gewidmet. Ueberall, wo das Wörterbuch Phänomene nach dem alten phlogistischen Lehrbegriffe erklärt, sind in den Zusätzen die Erklärungen des neuen Systems hinzugefügt worden. Endlich hat auch der Vf. in einem besondern Artikel: *Antiph. System* v. S. 30—49, einen Abriss des ganzen Lehrgebäudes selbst, in möglichster Kürze entworfen, mit den nöthigsten historischen und literarischen Nachrichten begleitet und den Gesichtspunkt zu bestimmen gesucht, aus welchem man diese neuen Vorstellungen von der Zusammensetzung der Körper gehörig beurtheilen, schätzen und dem Schüler der Naturlehre empfehlen kann. Auch die neuesten Meynungen und Vorschläge der deutschen Chemiker sind beygebracht und zu den Erklärungen benutzt worden. Nächstdem ist ein beträchtlicher Theil dieser Supplemente dem ganz entgegengesetzten System des Hn. de Luc gewidmet. Die neue Bahn, die sich Hr. Hube bey einem grossen Theile seiner physikalischen Erklärungen gebrochen hat, ist unter dem Worte *Ausdünstung*, ziemlich vollständig dargestellt worden, und es hat der Vf., so wie überhaupt, besonders hier bey der Hubischen Theorie, mehr eigne Bemerkungen und Urtheile eingestreut, als in den vorigen Theilen. So erinnert er bey dem Hubischen Satze, dass das Wasser in der Luft aufgelöset seyn müsse, weil es als ein 900mal dichterer Körper nicht in der Luft zu Boden sänke —, dass auch der Fall eintreten könne, wo ein Körper durch blosses Anhängen in einem andern schwebend bleibe; oder wo das Wasser in einem andern Mittel aufgelöset sey, wodurch sein specifisches Gewicht sehr vermindert worden wäre. — Uns dünkt, man könne sich den Ausdünstungsprocess ohngefähr auf die Art vorstellen, wie Stückchen Eis in lauem Wasser nach und nach verschwinden. Hier könnte man auch sagen, das Eis werde im Wasser aufgelösst, allein es wird eigentlich im Wärmestoff aufgelösst und dadurch zu eben solchen Wasser, wie das übrige auch ist. — Seitdem uns de Luc gesagt hat, dass aus der trockensten Luft eine ungeheure Menge Wasser entsteht, so muss ja auch wohl eine grosse Menge Wasser zu ganz trockner Luft werden, und alsdenn mit der übrigen schon vorhandenen eben so in Eins zusammen gehen können, wie schmelzendes Eis mit Wasser. In einem Zusatze giebt unser Vf. dem Systeme des Hn. de Luc, vor dem Saussurischen und Hubischen, den Vorzug. Bey den Worten *Bewegung, Gegenwirkung, Geschwindigkeit, Grundkräfte, Kraft, Masse, Trägheit, Widerstand*, hat der Vf. über einige Sätze der Bewegungslehre, welche Hr. Pr. Gren in der neuen Ausgabe seiner Naturlehre behauptet hat, sein Urtheil freymüthig, jedoch mit allem Anstande und mit Anführung von Gründen, gefällt. So behauptet z. B. Hr. Gren von den bloss *trägen* Massen, dass bey der Grösse ihrer Bewegung nur die Geschwindigkeit allein das Maass der Kraft bestimme. — Wenn Trägheit Gleichgültigkeit gegen Ruhe und Bewegung sey, so sey auch der Satz, dass sie im Verhältnisse mit der Masse stehe, ohne Sinn, weil es eben so wenig Grade der Gleichgültigkeit als der Ruhe, geben könne. — Hierauf bemerkt der Vf. sehr richtig, dass dieser Schluss, der unsere ganze Dynamik umstossen würde, auf einem neuen, von den gewöhnlichen Vorstellungen völlig abweichenden Begriffe von dem, was man Grösse der Bewegung und der Kraft nennt, beruhe; dass eben darum, weil *träge Masse gleichgültig* gegen Ruhe und Bewegung ist, und also erst einer bestimmenden Ursache bedarf, um sich gerade nach dieser

dieser Richtung, und gerade mit dieser Geschwindigkeit zu bewegen, eben darum sey ein Theil der Kraft nöthig, ihr diese Bestimmung zu geben, und desto *mehr* Kraft, *jemehr* solche gleichgültige Masse vorhanden, jemehr also Bestimmung und bestimmende Ursache erfoderlich sey. Hätte man in einen und ebendemselben gleichgültigen Subjecte Grade der Gleichgültigkeit angenommen, so wäre dieses ohne Sinn; wenn man aber bey verschiedenen gleichgültigen Subjecten (d. i. der verschiedenen Menge von Atomen, woraus eine grössere oder kleinere Masse besteht) da *mehr* Gleichgültiges setze und mehr Wirkung finde, wo mehr Subjecte vorhanden sind, so habe dieses einen sehr vernünftigen und einleuchtenden Sinn. Bey den neuen Zusätzen hat der Vf. zwar, wo er dazu gelangen konnte, die erste Quelle zu benutzen gesucht, allein dies ist in den meisten Fällen unmöglich gewesen, und er rühmt deshalb dankbar die Erleichterungen welche ihm *Grens* Journal der Physik; *Voigts* Magazin für das neueste aus der Physik; *Lichtenbergs*, *Grens*, und was das mathematische betrift, *Kästners*, neue Ausgaben ihrer Lehrbücher, verschaft haben! Bey den Worten: *Blitz*, *Blitzableiter*, *thierische Elektricität*, *Gang*, *Pflanzen*, sind aus den darauf sich beziehenden klassischen Schriften von *Reimarus*, *Pfaff*, *Werner*, *von Humbolds*, kurze Auszüge mitgetheilt worden. Hin und wieder, ist einiges, was im Wörterbuche selbst fehlerhaft oder unvollkommen vorgetragen war, berichtigt und genauer bestimmt worden, und es hat der Vf., wie er sagt, dabey vornehmlich die Erinnerungen *einiger lehrreichen Recensionen*, in der *A. L. Z.*, *den götting. und tübing. gel. Anz.* u. s. w. benutzt, auch rühmt er besonders die Belehrungen des Hn. Prof. *Pfleiderer*, von welchen er bey den Worten: Anemoskop; Barometer, Brechung, Manometer u. a. Gebrauch gemacht hat. Die Supplemente selbst bestehen nun theils aus Zusätzen zu schon vorhandenen Artikeln des Wörterbuchs, oder zu einzelnen Stellen derselben; theils aus ganz neuen Artikeln, welche zwischen die vorigen einzuschalten sind. Ueber jedem dieser Abschnitte findet man die ihm zukommende Rubrik, und unter dieser wird bey den Zusätzen auf die Stelle des Wörterbuchs, zu der sie gehören, verwiesen. Die neuen Artikel sind mit den Buchstaben N. A. bezeichnet. Weitläuftigere Zusätze sind der leichtern Uebersicht wegen, in mehrere Absätze mit besondern Ueberschriften, abgetheilt worden. Solche Zusätze sind grösstentheils mit eben der Klarheit und Präcision abgefasst, wie die Sätze im Wörterbuche selbst. Nur selten finden wir dieses etwas anders; z. B. S. 103 bey dem Zusatze zu den Centralkräften, wo der Vf. bey der Fliehkraft den Namen Kraft, nicht ganz schicklich findet —: es sey im Grunde (die Fliehkraft) *Bewegung* selbst, die von der Fortdauer vorheriger Bewegung, zufolge der Trägheit, herrühre, und von der man sich nur zu Erleichterung der Berechnungen die Vorstellungen mache, als ob sie durch *eine besondere Kraft erzeugt* werde, *dergleichen aber in der Natur selbst nicht vorhanden sey.* — Der Vf. scheint nicht bedacht zu haben, dass es unter die einfachsten und allgemein anerkannten Sätze der Naturlehre gehöre, jede krummlinigte Bewegung als eine *zusammengesetzte* anzusehen. Jemand der z. B. einen Schlagbaum am beweglichen Ende fest hält, und sich mit demselben fortbewegt, ist anzusehen, als ob er lauter unendlich kleine gerade Linien durchliefe, die in Winkeln an einander stossen, welche dem Maasse von 180° unendlich nahe kommen. Zieht man nun vom Anfang einer solchen kleinen Linie bis in den Mittelpunkt der Bewegung, wo sich der Zapfen des Schlagbaums befindet, eine gerade Linie, so werden beide einen Winkel machen, der einem rechten unendlich nahe kommt, und eine Linie vom andern Ende jenes Linienelements, ebenfalls bis zum Mittelpunkte der Bewegung, wird als eine Hypotenuse anzusehen seyn, da die erstere einen Katheten vorstellt. Es ist demnach der Körper, in wiefern man ihn am Ende dieser Hypotenuse betrachtet, etwas weiter vom Mittelpunkte entfernt, als in wiefern man ihn am Ende des Katheten betrachtet; und die Kraft welche ihn an jenes Ende der Hypotenuse bringt, ist die *Fliehkraft*, also eine besondere Kraft, die von derjenigen unterschieden werden muss, welche den Körper immer wieder in die Entfernung bringt, welche durch den Katheten gemessen wird. Diese letztere heisst bekanntlich *Centripetalkraft*, und wenn man sie wegnimmt, wie z. B. bey einer Kugel, welche auf einer flachen, horizontal bewegten Scheibe liegt, so äussert sich jene Centrifugalkraft einzeln dadurch, dass die Kugel eine *Schneckenlinie* auf der Scheibe beschreibt, wie dieses in *Voigts Grundlehren der angewandten Mathematik* S. 83 aus den Gründen der Geometrie hergeleitet und durch Anführung *wirklicher Versuche* bestätiget wird. Eine Wirkung also, welche isolirt dargestellt werden kann, muss doch wohl auch eine besondere Kraft zur Ursache haben. Bey dem Nachtrage S. 329 zu dem Bennetischen Elektrometer kann nun auch noch die Bohnenbergerische Verbesserung hinzugefügt werden, dass man statt der beiden inwendig angeleimten Stanniolstreifchen, lieber ein paar abstehende Blechstreifen, am Fusse befestiget, damit nicht durch Uebergang der Elektricität von den Goldblättchen, eine Ladung des Glases entstehe. Am Ende dieses Bandes findet sich aufs neue ein Nachtrag in alphabetischer Ordnung, wo die Nachricht den Beschluss macht, dass Herschel den grossen Gürtel des Saturn nunmehr aus *fünf Ringen* zusammengesetzt gefunden habe. Dieser Irrthum, welcher aus einer falschen Uebersetzung des Ausdrucks: *quintuple belt* (fünffacher Streif entstanden war, ist bereits im Intelligenzblatt zur A. L. Z. gerügt und verbessert worden. Einen ziemlichen Raum hätte sich übrigens der Vf bey diesem Bande ersparen können, wenn er das, was er zur Berichtigung der Grenischen Sätze von der Trägheit und den widerstehenden Kräften, so wie die Bemerkungen über das Hypothetische und noch nicht gehörig befestigte, des antiphlogistischen Systems, nicht so vielmal wiederholt, sondern ein für allemal, an der schicklichsten Stelle beygebracht hätte. Der *sechste* Band, welcher die vier Register enthält, fängt mit

mit dem Realregister an, welches vortreflich eingerichtet ist und gewissermasen einen, zwar äusserst kurzen, aber beynahe Kern und Mark enthaltenden, Auszug aus dem ganzen Werk in sich begreift, denn er ist ohngefähr so abgefasst, wie man Recensionen aus reichhaltigen Werken, deren Geist und Hauptinhalt man kürzlich darzustellen bemüht ist, zu entwerfen pflegt. Es nimmt deshalb auch dieses Register fast 13 Bogen ein. Das zweyte enthält die Lateinischen, das dritte die französischen Kunstwörter und das vierte die Namen der Schriftsteller, Künstler und periodischen Schriften, in alphabetischer Ordnung.

JENA, in der akad. Buchh.: *Chemische Bemerkungen über das phosphorsaure Quecksilber und Hrn. D. Hahnemanns schwarzen Quecksilberkalk*, von *J. F. A. Göttling*, Prof. zu Jena. 1795. XVI u. 126 S. 8.

Wider die sehr gegründeten Bemerkungen, welche Hr. Prof. *Göttling*, im *Taschenbuche für Scheidekunst* etc. über das phosphorsaure Quecksilber des Hrn. Prof. *Fuchs* mitgetheilt, hat letzterer bekanntlich für gut gefunden, in einer eigenen Schrift, für sein Präparat, und dadurch zugleich für seine chemische Renommée, zu streiten. Hr. G. ist dadurch veranlasst worden, diesen Gegenstand ausführlicher zu prüfen, um ihn in ein noch helleres Licht zu stellen. Die dargelegten Resultate bestätigen nun die alte chemische Wahrheit, dass vollkommen reines, phosphorsaures Quecksilber in Wasser ganz unauflöslich sey; und beweisen dagegen, dass dasjenige Präparat, welches nach der Schäfferschen oder Fuchsischen Vorschrift entstehet, ein aus schwefelsaurem Quecksilber, phosphorsaurem Ammoniak, und etwas freyer Phosphorsäure, bestehendes Gemenge sey, dem der Name *phosphorsaures Quecksilber keinesweges zukömmt*. — Im zweyten Abschnitte sucht Hr. G. seine, ebenfalls schon im *Taschenbuche* etc. geäusserte, Meynung durch weitere Versuche zu bestätigen, dass der, aus der Auflösung des krystallisirten salpetersauren Quecksilbers in Wasser, durch ätzendes Ammoniak zuerst niederfallende schwarze Kalk sich völlig gleich verhalte; die Auflösung möge in der Kälte, oder in der Wärme, bewirkt seyn. Der am Ende fallende, graue und weisse Niederschlag sey nur ein etwas mehr verkalktes Quecksilber. Nach Rec. Erfahrung möchte jedoch bey letztern auch noch Ammoniak in Anschlag zu bringen seyn, welches, nebst einem Theile Salpetersäure, mit diesem grauen, gelblichten oder weissen Quecksilberkalke sich chemisch verbindet, und daraus, vermittelst ätzender Pottasche, oder lebendigen Kalks, sich darstellen läst. Auch der erstere schwarze Quecksilberkalk giebt, obgleich bestens ausgesüsst, mehr oder weniger deutliche Spuren vom Ammoniak, in sofern er nämlich mit einem Antheile dieses letztern grauen Niederschlags verunreinigt ist, und welcher bey Uebergiessung mit Salpetersäure zum Vorschein kommt. Ein vollkommen reiner *Mercurius solubilis* muss aber sowohl vom Ammoniak sich frey erweisen, wenn er mit Aetzlauge übergossen und digerirt wird, als auch in Salpetersäure ohne Rückstand sich auflösen. — Das, unter Anwendung einer gelinden Digestionswärme bereitete, salpetersaure Quecksilbersalz giebt übrigens, bey vorsichtiger Fällung, anfangs ebenfalls einen ganz guten *Mercurium solubilem*; jedoch in einem geringern Verhältnisse als das kalt bereitete.

SCHÖNE KÜNSTE.

SALZBURG, b. Duyle: *Anthologie* aus römischen Dichtern zur *Theorie der Dichtkunst*, herausgegeben von *Aemilian Miller*, Benedictiner und Lehrer an der hochfürstl. Universität zu Salzburg. Erster Theil. 1796. 292 S. gr. 8. (18 gr.)

Es ist uns nicht gelungen, über den Zweck dieser Chrestomathie durch Vergleichung der darinn getroffenen Auswahl mit dem Titel und der kurzen Vorrede recht ins klare zu kommen. Jener läst vermuthen, sie solle bey einem theoretischen Vortrage der Poetik nur zur Beyspielsammlung dienen: eine Bestimmung, wozu die römische Literatur längst nicht die hinreichende Mannichfaltigkeit darbietet, und die überhaupt jede Chrestomathie nur mangelhaft erfüllen kann, weil man das Wesen des Epos und der dramatischen Dichtarten nicht durch ausgehobene Bruchstücke sondern nur durch ganze Werke gehörig kennen lernt. In der Vorrede redet der Vf. wieder von „Schülern der Dichtkunst,“ ohne dass man weiss, ob er Schüler der Poetik, oder Schüler, die lateinische Verse machen sollen, (denn das Dichten lernt sich eigentlich nicht) oder bloss junge Leser lateinischer Dichter darunter versteht. Einige schon vorhandene Chrestomathien, z. B. die in der braunschweigischen Schulencyklopädie, findet er zu theuer; an andern tadelt er es, dass sie sich auf zu wenige Dichter beschränken. Wir können hierinn nicht mit ihm übereinstimmen. Für den Schüler, der die alte Literatur nicht zu seinem Hauptfache machen kann, ist es besser, die vollendetsten Dichter gründlich, als eine Menge oberflächlich kennen zu lernen; wer jene aber in der Ausdehnung treibt, dass er mit allen römischen Dichtern bekannt werden will, für den sind Chrestomathien überhaupt nicht mehr hinreichend. „Es gab Zeiten, wo man „die Erlernung der lateinischen Sprache für die Haupt„absicht des gesammten Studiums der Alten hielt.“ Es scheint beynahe, als ob Hr. Miller die Griechen nicht mit zu den Alten rechnete. „Allein,“ fährt er fort, „man ist in unsern Zeiten von diesem Glauben „gewaltig, und, nach meiner Meynung, zu sehr zu„rück getreten.“ Man konnte, wie uns däucht, nicht gewaltig genug von der Verwechselung des Mittels mit dem Zwecke zurück treten, welchen der Vf. gleich darauf selbst als den wesentlichen angiebt, nämlich Bildung des Geistes. Doch ist freylich für diesen die griechische Literatur noch weit mehr zu empfehlen, als die römische, die uns wiederum durch andre Verhältnisse, z. B. durch ihren Zusammenhang mit der Wissenschaft der Rechte, wichtiger wird.

Die Auswahl mag leicht das negative Verdienst haben, dass alles für die Jugend anstössige vermieden ist; sonst aber hat der Vf. wenig für Bequemlichkeit des Gebrauchs gesorgt. Nicht einmal ein Register ist hinten angehängt, und man erfährt erst aus der Durchblätterung des ganzen Buchs, dass es Fabeln und Erzählungen des Phädrus, Stellen aus Ovids Metamorphosen, die Geschichte der Ariadne aus dem Catull, und des Laokoon aus dem Petron, Eklogen von Virgil und eine von Nemesian, Epigramme des Martial und Ausonius, Satyren des Horaz, Persius und Juvenal, Denksprüche des Publius Syrus und Dionysius Cato, Stellen aus dem Lucrez, Virgils Büchern vom Landbau, dem Columella und Claudian, poetische Briefe des Horaz und Ovid, Elegien von Catull, Tibull, Properz und Ovid, endlich Oden von Horaz enthält, dessen Epistel an die Pisonen, vermuthlich der im Titel aufgeführten *Theorie* zu lieb, den Anfang der Sammlung macht, da sie doch nur von solchen Lesern recht begriffen werden kann, die schon ganz in die Geheimnisse der alten Poesie eingeweiht sind. Die Noten sind unbedeutend; für den Lehrer hoffentlich überflüssig, für den Schüler bey weitem nicht hinreichend. Ein Beyspiel von den ästhetischen Einsichten des Vfs. mögen ein paar seiner Ueberschriften zu den abgetheilten Stücken der Ep. ad Pis. dienen. V. 119—135. *Erfodernisse der Gerücht- und Idealstücke.* V. 170—188. *Zweyfache Form der Poesie.* Der Ausdruck in den Anmerkungen ist unedel, und nicht einmal rein von Sprachfehlern; wir finden: *nicht so fast, des Catull's* u. s. w. Im Texte wäre hier und da noch grössere Correctheit zu wünschen.

Frankfurt am M., b. Macklot: *Naide, oder das Mädchen aus dem Morgenlande, vom Verfasser der Hütte am Felsen.* 1796. Erster Theil. 243 S. 8. (20 gr.)

Die Scene dieses Romans ist eine Ritterburg am Fusse des Feldbergs, und die Hauptpersonen ein Ritter *Bodo* und sein Sohn *Adolph* aus den Zeiten Kaiser Friedrich des Ersten. Kein Wunder also, dass Zweykampf, Entführung, Kreuzzug, heimliches Gericht, unsichtbarer Bund, und dergleichen Scenen mehr einander drängen. Doch das Hauptinteresse ruht auf einem doppelten liebenden Paar, das eine hat schon viele Leiden erfahren, ist durch Länder und Meere getrennt, und sein Schicksal noch unentschieden; das andre, *Adolph* (der auch schon seine erste Geliebte durch den Tod verloren) und *Naide*, ist desto unglücklicher. Romantisch war ihre Bekanntschaft im Morgenland, aber schrecklich ist ihr Hochzeittag, an dem es entdeckt wird, dass sie Geschwister sind, indem *Bodo* einst *Naiden* im Morgenlande ausser der Ehe erzeugt hat. Durch diese beiden liebenden Paare ist Empfindsamkeit der Hauptton des Romans geworden. Die Quelle alles Unglücks ist *Bodo's* allzu grosse Leichtgläubigkeit, der, auf die Beschuldigungen eines sehr verdächtigen Mannes, gegen sein Weib, das ihm neunzehn Jahre treu gewesen, Argwohn schöpft, und, ohne alle Untersuchung, deshalb seinen besten Freund, und durch Gram auch seine eigne Gattin tödtet. So wenig ihm nun diese unbesonnene Hitze verziehen werden kann, so unwahrscheinlich ist nachher die Stille, womit er die Leiden erduldet, die über ihn und seine Freunde hereinbrechen. Manche leere Gespräche und manche empfindelnde Tiraden ausgenommen, ist übrigens die Erzählung ungekünstelt und gut.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Leipzig*, b. Crusius: *Jesus Christus*, eine Erzählung für verständige Kinder, zur Vorbereitung einer innigen und fruchtbaren Erkenntniss der Religion Jesu, geschrieben von M. *Gottlob Eusebius Fischer.* 1794. 128 S. 8. (6 gr.) Die Lebensgeschichte Jesu wird Kindern in Campischer Manier erzählt, so dass diese die Erzählung zuweilen durch Zwischenreden unterbrechen. Die Nachahmung ist auch nicht unglücklich ausgefallen. Doch hat der Ton des Dialogs nicht immer Würde genug und ist auch in mancher Rücksicht etwas zu einförmig. Dahin rechnet Rec unter andern den Ausdruck S. 128. „Jesus war *fort*, ehe sie (die Wächter) es sich versahen;" der etwas zu oft vorkommende Ausruf der Kinder: „Ach, der arme Jesus;" und die Bemerkung des einen Knaben bey der Verleugnung Petri: „Ey, *Herr Petrus*, das war nicht *fein*." Die Engelserscheinungen hat Hr. F. übergangen, aber die Wunder werden doch ziemlich ausführlich erzählt, auch gleich anfangs den Kindern gesagt, dass Christus eigentlicher *Sohn Gottes* gewesen sey. Beides ist bey Kindern, die zuerst von Jesu hören, wohl nicht rathsam, so wie die Kinder hier auch sich gar nicht darein finden können, zumal da doch im Folgenden gesagt wird, dass Jesus wie andere Kinder etwas habe müssen *lernen*, und seine Erkenntniss nach und nach zugenommen habe. Einige kleine Versehen kommen auch zuweilen vor, als S. 23 dass *Salomo* den Tempel erbauet, wo der zweyte Tempel mit dem ersten verwechselt ist; und S. 49 bey der Erzählung, wie Christus 5000 Mann mit wenigen Broden gespeist hat, dass diese Brode wären aus der Stadt geholt worden, da doch die Geschichte sagt, dass ein Knabe sie bey sich gehabt habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. September 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Nauck: *Beyträge zur Kenntniss der Justizverfassung und juristischen Literatur in den Preussischen Staaten.* Herausgegeben von F. P. *Eisenberg* Königl. Preussischen geh. Kriegsrathe und Berlinischen Stadtpräsidenten und *C. L. Stengel* K. Pr. Hoffiscal und Justizcommissarius bey dem Kammer-Gerichte etc. Erster Band mit dem Bildnisse des Hn. Grosscanzlers *von Goldbeck.* 442 S. gr. 8. (Prän. 1 Rthlr. Subscr. 1 Rthlr. 6 gr. Ladenpr. 1 Rthlr. 12 gr.)

Diese Beyträge sollen eine Fortsetzung der *Hymmenschen Beyträge zur juristischen Literatur in den Preussischen Staaten*, seyn. Der Inhalt erhellet aus dem Titel. Zu stehenden Rubriken, oder zu einer bestimmten Folge derselben, machen sich die Herausgeber eben so wenig als zu einer periodischen Liefezung der Beyträge verbindlich; letztere wird von den von Zeit zu Zeit vorhandenen Materialien abhängen.

Dieser erste Band enthält. I. *Preussische Kameraljustiz-Verfassung.* Handelt besonders von der Kammerjustiz-Deputation; die Gegenstände, über welche sie sich erstreckt, sind in ein alphabetisches Verzeichniss gebracht. II. *Anfragen, Resolutionen und Rescripte, welche das allgemeine Landrecht, die Processordnung und andere Verordnungen betreffen.* Eigentlich Erläuterungen dunkler Stellen im allgemeinen Landrechte, auch einige wirkliche Verordnungen. III. *Rechtssätze und Nachrichten von Provinzial- und andern besondern Verfassungen.* Meistens kurze Sätze aus rechtlichen Erkenntnissen, zum Theil aus besondern Rescripten. IV. *Versuch einer Uebersicht der vorzüglichern Abweichungen der allgemeinen Gerichtsordnung von dem Corpore Juris Fridericiano, oder der ältern Processordnung und den zur nähern Bestimmung derselben, ergangenen Verordnungen.* Enthält nur die drey ersten Titel der Gerichtsordnung, kann aber nach der Vorerinnerung als ein Ganzes für sich bestehen, da diese drey Titel das Generale des ganzen Processes zum Gegenstande haben. Der Plan nach welchen der Vf. arbeitete, ist: Nicht bloss die Verschiedenheiten zwischen den Vorschriften der allgemeinen Gerichtsordnung auf Einer, und des *Corp. Jur. Fridr.* und andern Processvorschriften auf der andern Seite; sondern auch die in der allgemeinen Gerichtsordnung enthaltenen Zusätze oder neuen Gesetze, nimmt er als Abweichungen an. Keineswegs aber die aus dem allgemeinen Landrecht in die Gerichtsordnung aufgenommenen Vorschriften; denn durch diese ist schon vorhero die alte Gerichtsordnung näher bestimmt; und in den meisten Fällen dieser Art allegirt sie die Gerichtsordnung selbst. Wo dieses jedoch nicht geschehen ist, hat er sie angeführt, auch die Rescripte, Resolutionen und Stellen grösserer Verordnungen, woraus die neuern genommen; so wie bey den Abweichungen, die vorigen Verordnungen, angemerkt. V. *Bemerkungen eines Ungenannten über einzelne Stellen des allgemeinen Landrechts für die preussischen Staaten.* Diese Bemerkungen betreffen einige Stellen des A. L. R. welche dem ungenannten Vf. dunkel, widersprechend, unbestimmt und unvollständig scheinen. Er legt dem A. L. R. das Lob bey, dass es unter allen *möglichen* (?) allgemeinen Preussischen Gesetzbüchern *das am wenigsten unvollkommene* sey; hofft aber auch, dass es bey einer künftigen Revision noch weit mehr Vollkommenheit zu erwarten habe; und hierzu durch seine Zweifel auch ein Scherflein beyzutragen, ist seine Absicht. Ein Scherflein mag es seyn, mehr aber auch nicht, denn von den Bemerkungen sind nur wenige entschieden richtig; die meisten Bedenklichkeiten haben ihren Grund nur in der individuellen Vorstellungart des Vf., wie er auch in der Vorrede selbst befürchtet. Ueberdies enthalten mehrere Bemerkungen bloss die Abweichung des neuen Rechts von dem alten, diese gehören aber gar nicht in den Plan. VI. *Interessante Erkenntnisse in Civil-Rechtsfällen.* Enthält drey Erkenntnisse jedoch ohne Geschichts-Erzählung, welche auch in den vorliegenden nicht nöthig war, da sie sich aus den beygefügten Gründen, leicht bilden lässt; doch dürfte es in der Folge bey mehr verwickelten nicht undienlich seyn, wenn die Herausgeber eine kurze Geschichts-Erzählung beyfügen wollten. Unter den gegenwärtigen Erkenntnissen, verdient besonders das zweyte alle Aufmerksamkeit. Das Forstamt Saarmund klagte auf die Vor- und Mitjagd in den Treuenbriezenschen Stadtbrüchern, wo der Magistrat die Mittel- und Niederjagd ausübt. Der Fiscus gründete die Klage auf die Landeshoheit, ward aber mit Erstattung der Kosten abgewiesen; weil die Jagd nur ein niederes Regale sey, welches auch Privat-Personen und Communen erlangen können, und beklagter Rath zu Treuenbriezen die Erwerbung der Mittel- und Niedernjagd durch Belehnung dargethan hatte. In der Appellations-Instanz ward dieses Erkenntniss bestätigt, und die Gründe gewähren den Lesern so viel Vergnügen als Belehrung. Sie enthalten eine sehr vollständige Geschichte des Jagd-Rechts, welche bis in die dunkelsten Zeiten zurück geht. Das Resultat ist: nach der Meynung der bewährtesten Rechts-

Rechtslehrer gehört nur die hohe Jagd zu den Regalien; die Mittel- und Niedere aber folgt nicht aus der Landeshoheit, weil dergleichen Last den Grundsätzen des völligen Eigenthums und Niesbrauchs zuwider ist, also nicht vermuthet werden kann. Bey Durchlesung dieser Erkenntnisse ward bey Rec. zu widerhohltenmalen der Wunsch rege, dass der darinn herschende Stil doch in allen Rechts-Collegien eingeführt werden möchte! Er ist so ungezwungen, fliessend und fasslich, dass auch der Ungelehrte sie mit Vergnügen lesen und verstehen kann. Die Zweifels- und Entscheidungsgründe sind durch kein schleppendes: *ob es wohl scheinen möchte: — Dennoch aber und dieweil* — getrennt, viel weniger in Bogenlänge mit gehäuften Zwischensätzen durchwebte Perioden verwickelt, die selbst der Sachkundige zu widerhohltenmalen durchlesen muss, um sie zu enträthseln. Jeder Zweifelsgrund, oder vielmehr Einwand des Gegners ist einzeln kurz, jedoch in seiner ganzen Stärke vorausgesetzt, dann folgt die Widerlegung, welche durch angezogene Stellen der Gesetze und bewährtesten Rechtslehrer unterstützt wird. VII. *Auszug aus einem Gutachten der Südpreussischen Regierung zu Peterkau von 8ten July 1794 in Untersuchungssachen wider Mathäus Przisbisz und Consorten, wegen des an der Jagnika Dukloska einer vermeynten Hexe, verübten Mords.* Die Dukloska, eine alte 80 jährige Witwe, ward in ihrem Wohnorte Chersnika, einem Dorfe in Südpreussen, allgemein für eine Hexe gehalten, zu mehrern Kennzeichen kam noch besonders — dass sie rothe Augen hatte, und zuweilen ein widriges Geschrey machte! Alle Krankheiten an Menschen und Vieh und alle andere Unglücksfälle im Dorfe, wurden auf ihre Rechnung geschrieben. Vorzüglich hatte sie ihre Bosheit an der Familie eines dasigen Einwohners Przisbisz ausgeübt. Die Mutter, eine Frau von 70 Jahren, starb an der Auszehrung, und drey Tage vor ihrem Tode rief es aus ihr — nämlich der böse Geist, der sie besass — „die Dukloska hat mich behext.“ Der Schwager des Pr., ein Mann von 35 Jahren, war auch ausgetrocknet und gestorben, und drey Tage vor seinen Tode rief er aus, dass ihn D. behext habe. Die Schwester des Pr. war auch von dieser Krankheit angesteckt, weil D. sie behext hatte. So viele Bosheit konnte nicht länger geduldet werden, ein verabschiedeter Soldat Stanischewski, welcher das Orakel des Dorfs war, rieth, die D. aus dem Dorfe zu jagen. Der Schulze gestattete zwar das Fortschaffen, verbot aber sie zu schlagen. Demohnerachtet holte Pr. und St. die D. aus ihrem Haus. Pr. hielt sie, St. gab ihr 80 bis 90 Hiebe mit einer Peitsche, und Pr. einige mit einem starken Stocke, und jagten sie in Dorfe herum, konnten sie aber nicht fortbringen. Den andern Tag ward dieselbe Execution in Gesellschaft noch eines Nachbars Duza widerholt, und da D. noch nicht fort wollte, auch wohl nicht konnte, ward sie auf eine Egge, die Duza holte, gelegt, und von diesem und Pr. zum Dorfe hinaus an eine Leimgrube, die mit Wasser angefüllt war, geschleppt. Hier fiel ihnen ein, die Hexenprobe mit ihr zu machen, sie warfen sie also ins Wasser und — sie schwamm! Beweis genug! Sie bemühte sich ans Land zu kommen, allein Pr. gab ihr mit einer Stange einige Hiebe auf den Rücken, endlich als er nach Verlauf 1 Stunde merkte, dass sie sich nicht mehr rührte, gieng er fort. Nach ½ Stunde gieng er mit dem Schulzen, — welcher vorhero nicht dabey gewesen war, — wieder hin und die D. war todt; und wurde Tags darauf auf dem Felde verscharrt; nachher aber wieder ausgegraben und secirt, wobey sich dann mehrere Verletzungen fanden, die absolut tödlich waren; daher nach dem Gutachten der Obducenten die Cur unmöglich gewesen wäre, und der Tod unmittelbar hätte erfolgen müssen. Das Gutachten wegen der Bestrafung fällt nun im wesentlichen dahin aus: Przisbisz wäre als Hauptthäter mit dem Tode zu bestrafen gewesen. Allein da er es aus Schwärmerey und irrigen Religionsgrundsätzen den Mord begieng, so ist auf 10 jährige Vestungsarbeit erkannt worden. Duza ward zu 2 jähriger Vestungsstrafe, und der Schulze zu ½ Jahr Vestungsarbeit verurtheilt. Bey dem letztern ist der Grund angeführt, weil der Umstand, ob er zugegen gewesen, als die D. ins Wasser geworfen und dies nicht gehindert, sondern weggegangen und sie in der Gefahr gelassen, nicht *ausgemittelt worden!* — Der Soldat St. ist entwichen. So sehr Rec. in diesem Gutachten nicht nur den angenehmen Vortrag der Gründe; sondern auch besonders den aus selbigen überall hervorleuchtenden criminalistischen und philosophischen Scharfsinn bewundert; so wenig kann er damit die Bestrafung des Schulzen vereinbaren. Dieses Erkenntniss ist nicht nur hart, sondern ungerecht, und den eignen Gründen des Vf. widersprechend. Was kann der arme Schulze dafür, dass das Regimentsgerichte zu Alt-Schwerin, dem die Untersuchung aufgetragen war, und welches sich überhaupt dabey vieler in dem Gutachten gerügten Sünden schuldig gemacht, diesen Umstand nicht ausgemittelt hat? Und konnte er nicht noch ausgemittelt werden? In den Entscheidungsgründen sagen die Vf. selbst: „es sey *höchst unwahrscheinlich*, dass er erlaubt haben würde, sie ins „Wasser zu werfen, und dass er weggegangen seyn „sollte, ohne sie zu retten. Sein nachheriges Betragen rechtfertige ihn hierinnen etc. Man könne daraus nichts anders schliessen, als *dass alles ohne sein „Mitwissen und Willen geschehen sey*.“ etc. Und doch ward wegen eines zwar *höchst unwahrscheinlichen*, aber doch vielleicht *möglichen Verfahrens*, auf ½ Jahr Vestungsstrafarbeit erkannt, und dieses Erkenntniss auch bestätigt! — VIII. *Anzeige neuer durch den Druck bekannt gemachten Verordnungen.* Unter diesen verstehen die Vf. zwar eigentlich nur die nach dem 1 Jun. 1794. bekannt gemachten. Um aber in Ansehung des neuerlich einverleibten Südpreussens etwas Vollständiges zu liefern, haben sie auch ältere diese Provinz angehende Verordnungen aufgenommen. Diese Anzeige enthält bloss die Rubriken, nur bey einigen ist der Inhalt kürzlich angezeigt. IX. *Ist die Spanische Mantel- und Fidelstrafe durch das A. L. R. aufgehoben?*

ben? Auf diese von der Kurmärkischen Kammer gethane Anfrage berichtet das Generaldirectorium an Hn. Grosskanzler von Carmer. „So lange die Gefängnisse auf dem Lande, und selbst in den mehresten Städten so eingerichtet sind, dass sie nur zu Aufbewahrung der Gefangenen, und nicht zu einer Empfindung von Strafe dienen, würde damit gegen Bauern, insonderheit gegen die geringere Classe und Gesinde nichts ausgerichtet, sondern der Zweck der Strafe gänzlich verfehlt, auch dem Lande eine beträchtliche Quantität an Arbeit in Ganzen entgehn, wenn die geringern Leibes - Strafen auf blosses Gefängniss eingeschränkt werden sollten. Daher die obigen Strafen beyzubehalten seyn dürften." Hr. v. C. antwortet „Ausdrücklich wären diese Strafen zwar in dem A. L. R. nicht abgeschafft, doch aber die Absicht desselben, sie als Hindernisse der Veredlung der Moralität in der niedern Volks - Classe so viel als möglich ausser Uebung zu bringen. Sie müssten also, zwar vorjetzt noch beybehalten, doch darauf Bedacht genommen werden, dass sie durch Modification der ordinären Gefängniss - Anstalten entbehrlich würden. Dies könne geschehen, wenn der Arrest durch gänzliche Einsamkeit und Isolirung von aller Communication mit Menschen, durch Abschneidung gewohnter Bequemlichkeiten und Bedürfnisse, z. B. des Tabacks; durch allerhand der Empfindung widrige, doch der Gesundheit nicht schädliche Lagen und Stellungen, unangenehme und saure Arbeiten u. dgl. so erschwert würde, dass seine Qualität eine kürzere Dauer gestatte, und der Hang zur Trägheit keine Rechnung dabey finde. X. *Formular einer nach den Grundsätzen des A. L. R. einzurichtenden Schuldverschreibung, dessen das Kammer - Gericht sich bedient.* IX. *Literarische Anzeigen.* Sind nicht so wohl Recensionen als vielmehr Anzeigen des Inhalts und Auszüge interessanter Stellen. XII. *Anhang.* Da sich der Druck dieses Bands durch zufällige Umstände verzögert hatte; so liefern die Herausg. zur Entschädigung der Pränumeranten hier einige Nachträge von Anfragen, Resolutionen und Rescripten.

Die Fortsetzung dieser Beyträge wird gewiss jeden, der sie gelesen hat, wünschen. Für den Preussischen Rechtsgelehrten sind sie vorzüglich brauchbar ja fast unentbehrlich, besonders in Rücksicht der darinn vorkommenden authentischen Erklärungen des A. L. R. und neuen Verordnungen und Rescripte. Aber auch Auswärtigen muss es angenehm seyn, dadurch eine Kenntniss der Preussischen Justizverfassung und Gesetze zu erlangen, und die rechtlichen Erkenntnisse lassen gewiss keinen unbefriedigt, sie enthalten, so wie zum Theil die Erläuterungs - Rescripte und Resolutionen, sehr viele allgemeine auch in andern Provinzen anwendbare Rechts - Grundsätze. Es ist sehr zu wünschen, dass die Herausg. sie zu einem vorzüglichen Gegenstande der Beyträge machen, und um für selbige mehr Raum zu gewinnen, lieber Aufsätze wie No. 5. weglassen. Die später erschienenen Bände sollen nächstens angezeigt werden.

FLENSBURG, b. Korten: *Chronologisches Verzeichniss über verschiedene Königliche und Fürstliche Verordnungen und Verfügungen für die Herzogthümer Schleswig und Holstein,* mit einem kurzen Inhalt derselben, einigen Anmerkungen und Zusätzen zum ersten Heft. (von *C. Ambrosius.*) zweytes Heft von 1731 bis 1738. 1797. 111 S. 8.

In der Vorrede zeigt der Vf. an, dass die in diesem Hefte verzeichneten Verordnungen in das erste Heft hätten eingerückt werden sollen, und ohne seine Schuld zurück geblieben wären. Wir wünschen, dass der Buchhändler, oder wer sonst etwa dies Zerstückeln veranlasst haben mag, bey der Fortsetzung von dieser Methode abgehen, und nun das übrige von 1739 bis zum gegenwärtigen Jahre in einer oder höchstens zwey Lieferungen geben möge, weil es beym praktischen Gebrauche bequemer ist, ein Ganzes so wenig als möglich getrennt zu haben. — Noch beschwert sich der Vf. darüber dass er so wenig Unterstützung durch Beyträge erhalte, vertheidigt sich gegen den ihm gemachten Vorwurf zu vieler Freymüthigkeit mit dem Rechte, über Staatsverordnungen überall anständig urtheilen zu dürfen, und bemerkt, dass ein solches Unternehmen gerade im Dänischen, wo man selbst von Seiten des Staates jetzt *die Gründe und Nothwendigkeit einer jeden Verordnung in dieser mit erkläre,* auf keine Weise gewagt scheinen könne.

Vor der Fortsetzung des Verzeichnisses gehen bis S. 28. noch Zusätze zum ersten Hefte voran. Eine Methode, die der Vf. mehreren neueren Schriftstellern abgelernt zu haben scheint, dasjenige, was aus Eilfertigkeit im vorigen Theile zu sagen vergessen war, in der Vorrede zum folgenden nachzuholen. — Diese Zusätze bestehen nur in Bemerkungen des Vfs. über einige im ersten Hefte verzeichnete Verordnungen, und geben daher dem Werke keine grössere Vollständigkeit. So passend daher auch die meisten derselben, als Noten unter den Verordnungen selbst stehen würden; so wenig Nutzen werden sie als Nachträge stiften, weil nur wenige sich die Mühe geben dürften, beym Gebrauch des ersten Heftes nachzusehen, ob und was der Vf. etwa über einzelne Verordnungen im zweyten nachbemerkt haben möchte.

Uebrigens wiederholen wir das von dem ersten Hefte, und den freymüthigen Bemerkungen des Vfs. gefällte günstige Urtheil aus Ueberzeugung, wünschen, dass er künftig mit Beyträgen besser möge unterstützt werden, um etwas möglichst vollständiges liefern zu können, und glauben nicht, dass die im Ganzen in einem sehr anständigen Tone gesagten Anmerkungen dem Vf. auf einige Weise ungleich ausgelegt werden können. Nur hätten wir gewünscht, dass derselbe, wenn er wirklich Geschäftsmann ist, wie er nach verschiedenen Aeusserungen zu seyn scheint, da, wo er tadelt, zugleich Vorschläge, wie diese oder jene Einrichtung zweckmässiger gemacht werden könnte, freylich mit Beobachtung nöthiger Kürze, möchte gethan haben.

Die baldige Fortsetzung des Werks wird gewifs jedem Geschäftsmanne im Schleswig-Holsteinschen angenehm seyn, und auch für den Fremden hat sie wenigstens in Hinsicht auf die Geschichte der Gesetzgebung dieses Staates ein bleibendes Interesse, und giebt Gelegenheit zu mancherley den Geist der dortigen Gesetzgebung betreffenden Betrachtungen.

Leipzig, b. Meyer: *Excellentium aliquot Jurisconsultorum et Literatorum vitae atque memoriae variis a scriptoribus exaratae.* Recensuit, animadversiones nonnullas adjecit et praefatus est *J. L. E. Puettmannus* Antecessor Lipsiensis. 1796. 234 S. 8. (20 gr.)

Die hier gelieferten Lebensbeschreibungen sind folgende: I. *Vita Josephi Averanii*, scripsit *Angelus Fabronius.* II. *Marchionis Salvatoris Spiriti* de *Josepho Aurelio de Januario* Elogium. III. *Henr. Joa. Arntzenii* Oratio de optima juris romani antecessoris forma in *Gerardo Noodtio* spectata. IV. *Joan. Conradi Rückeri* Oratio de vita et obitu *Joan. Ortivini Westenbergii.* V. *Ti. Hemsterhusii* Oratio in obitum *Georgii Arnaldi.* VI. Laudatio *Caroli Andreae Dukeri* interprete *Christophoro Saxio.* — In der Vorrede klagt der nun verstorbene Herausgeber gar sehr, über das immer mehr zur Sitte werdende oberflächliche Studiren, und über den immer abnehmenden Geschmack an eleganter Jurisprudenz. Er glaubt durch Aufstellung solcher Muster, wie die obigen, die jetzt lebenden Rechtsgelehrten am besten überzeugen zu können, wie weit sie, in Hinsicht auf Gründlichkeit, gegen ihre Vorgänger zurück stehen, und hofft den fast ganz erloschenen Eifer für classische Literatur auf diese Weise hin und wieder auf's neue zu wecken. Die häufig eingeschalteten Bemerkungen sind durchaus literarischen Inhalts, und in dem schon bekannten Geschmack des gelehrten Mannes abgefasst.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Greifswald, b. Eckardt: *Auffätze aus der Literatur, Weltweisheit und den schönen Wissenschaften* von *Heinrich Ehrenfried Warnekros*, Dr. der Weltw. und Rektor zu Greifswald. 1796. 214 S. gr. 8. (14 gr.)

Zuerst *pädagogische Skizzen*, das Resultat fleissiger Lectüre und eines menschenfreundlichen Bestrebens; aber so manche einzelne Unrichtigkeiten, oberflächliche Allgemeinheiten und Berufungen auf Autorität verrathen nicht den scharfsinnigen Denker. Die Schreibart ist oft matt wie der Gang der Gedanken. So lesen wir S. 3. „Ein gewisser Naturtrieb, den die „Griechen *Storgä* nennen, treibt sie (die Aeltern) „schon an, diese Pflichten (gegen die Kinder) zu erfüllen. An und für sich ist er nichts als eine blinde *passionirte* Zuneigung, wird aber bey den Menschen, als mit Vernunft begabten Wesen, durch „Grundsätze und *Sentiments* in eine weise, edle und „nützliche Freundschaft und Wohlthätigkeit verwandelt." Auf der andern Seite reisst das warme Gefühl des *Vfs.* ihn oft zu Declamationen hin, zu Hymnen auf die Tugend, auf gute Beyspiele, auf die Blattereinimpfung, die er ein holdes Geschenk des Himmels nennt, u. s. w. Eben so gutmüthig, wie er die Jugend behandelt, geht er im zweyten Auffatze mit dem *Genie* um. Voll der aufrichtigsten Bewunderung für dasselbe, untersucht er ziemlich leichthin die grofsen Fragen: worin es besteht, und ob es sich selbst überlassen oder cultivirt werden muss. „Auch „nenne ich den," sagt er S. 54., „der vermöge seiner *lebhaften Einbildungskraft* sich in neuen und „vortrefflichen Entdeckungen vor andern hervorthut, „noch kein Genie, wenn nicht zugleich *das innere und* „*zarte Gefühl des Schönen und Wahren*, vermöge „dessen er sich seine Entdeckungen zu Nutze machen, „beurtheilen und berichtigen kann, damit verbunden ist." Die andere Frage entscheidet er für die Cultur, indem er sich wieder rechts und links an Citationen lehnt, und der Sache weder zu viel noch zu wenig thun will. Indessen geht er doch zu weit in der dringenden Anempfehlung der Lectüre, als des Hauptmittels zur Bildung; in dieser Ausdehnung getrieben, möchte sie eher die Passivität des Geistes als seine unabhängige Selbstthätigkeit begünstigen. Der dritte Auffatz, enthält eine feurige Lobpreisung *Luthers*; und einen mehr heftigen als kräftigen Ausfall gegen die Verläumdung, nebst Nachrichten von Luthern, die niemand neu seyn werden, aber nach des *Vfs.* Absicht auch nur an ihn erinnern sollen. Dann folgen einige eben so wenig neue Bemerkungen *über Träume und Nachtwandler*, und ein Sermon über *das Gefühl der Ehre*, wo Ninon de Lenclos bey Gelegenheit der Leidenschaften und Affecten neben dem Seneca angeführt wird. Den Beschluss machen verschiedene Poesien des *Vfs.*, allein die Musen scheinen undankbar gegen die herzliche Verehrung, welche er so lobenswürdig gegen sie hegt. Vorzüglich haben sie ihm die Geschmeidigkeit sich in ihren Fesseln leicht zu bewegen, ja sogar alles Gehör für Wohllaut versagt: ein Mangel, dem wenigstens ein fleissigeres Studium der Richtigkeit des Versbaues so viel möglich hätte abhelfen sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. September 1797.

PAEDAGOGIK.

STENDAL, b. Franz u. Grosse: *Magazin der Philologie, Pädagogik und praktischen Philosophie*, herausgegeben von einer Gesellschaft erfahrner Schulmänner. 1797. 148 S. 8. (12 gr.)

Man findet keine Anzeige, ob die Herausgeber des Magazins und die Verfasser der Auffätze dieselben oder verschiedne Personen sind, ob die Auffätze schon vorher einzeln gedruckt gewesen oder jetzt zum erstenmale im Druck erscheinen, ob das Magazin fortgesetzt werden oder sich mit diesem ersten Band schliessen soll. Das Bändchen enthält 6 Auffätze, die 3 erstern sind von einem und demselben Vf., der mit den Anfangsbuchstaben Fr. R. W. bezeichnet ist, der vierte und sechste ist mit Fr. Th., und der fünfte mit C. Chr. C. B. bezeichnet. Als eine Art von Einleitung scheint *die Schule im Mond, ein Traum* voranzustehen. Alle Mondbürger widmen dem Staat ihre Kinder und überliefern sie in ihrem 5 oder 6ten Jahre als einen Beytrag in die öffentliche Schule des Staats. Die Lehrer an derselben sind junge Männer, die aber, so bald sie alt werden, aus dem Lehrstand in den Aufseherstand übergehen etc. So siehts im Monde aus und so will der Vf. das Schulwesen auch auf der Erde eingerichtet wissen! Der Vf. der Schulchrie *über die eingebildete akademische Freyheit und ihren schädlichen Einfluss auf die Schulen* sucht die Jünglinge in den rechten Standpunkt zu versetzen, von welchem sie die akademische Freyheit anzusehen haben. Die lehrreichste Abhandlung unter allen ist die *über das Charakteristische der sokratischen Lehrart.* Wenn der Vf. aber nicht etwa weit hinter dem Zeitalter zurückgeblieben ist, so muss der Auffatz schon lange geschrieben seyn: denn er gedenkt nur S. 54. Anm. der frühern Schriften über diesen Gegenstand und wünscht, dass man aus dem Plato, Xenophon und Aeschines die Methode des sokratischen Unterrichts herleiten, die psychologischen Grundsätze, auf denen sie erbaut ist, entwickeln und die Vortheile, die Sokrates zur Erreichung seiner Absicht angewendet, bekannter machen möge, welches alles in der Sokratik des D. *Gräffe* und in *Vierthalers* Geist der Sokratik schon vor Jahren geschehen ist. Nach den Untersuchungen dieser und andrer Gelehrten wird man freylich bey dem Vf. wenig neue Gesichtspunkte suchen oder finden. Bemerkenswerth ist die schwankende oder gar widersprechende Art, mit welcher der Vf. den Satz, ob Sokrates Jugendlehrer gewesen sey oder nicht, abhandelt. Sokrates, sagt er S. 60., habe sich nicht ausdrücklich für einen Lehrer der Jugend ausgegeben; es lasse sich (S. 64.) wohl nicht erweisen, dass er sich im eigentlichsten Verstand mit der Erziehung der Jugend abgegeben habe. Dagegen heisst es S. 65., unerachtet es nicht ausdrücklich gemeldet werde, dass er sich mit sehr jungen Leuten, in Absicht der Erziehung und des Unterrichts, eingelassen; so sey es doch sehr wahrscheinlich, und S. 66.: „Ich getraue mir nicht geradehin zu läugnen, dass Sokrates sich mit Erziehung junger Leute beschäftigt habe. — Sokrates sagt nicht allein ausdrücklich irgendwo, dass er die Erziehung junger Leute als eine seiner Absichten ansehe etc." Der folgende Auffatz hat diese weitläuftige Ueberschrift: *Welche Tugend hat einen stärkern, dauerhaftern und gleichbleibendern Einfluss auf die treue und gewissenhafte Ausbildung und Anwendung unserer Seelenkräfte, die philosophisch-politische oder die christlich-religiöse?* Es wird für die letztre entschieden. Der folgende Auffatz empfiehlt die Dichtkunst als einen wesentlichen Theil der Schulwissenschaften. Im letzten Auffatze wird die Frage abgehandelt: *Welcher Unterricht verdient den Vorzug, der private oder der öffentliche?* und für den letztern entschieden. Etwas, das aus diesen Schulmeditationen ausgezeichnet zu werden verdiente, finden wir nicht.

AMSTERDAM, b. de Vries: *Prysverhandelingen over de Gebreken in de Burgerschoolen.* 1795. 141 S. gr. 8. (10 gr.)

Die zusammengetretenen Menschenfreunde in den vereinigten sieben Provinzen, welche den allgemeinen Nutzen kräftig befördern wollen, machten die Verbesserung der niedrigen Schulen in ihrer Republik zu einer Preisaufgabe. Den ersten Preis erhielte der Auffatz des Hn. *Hendrik Wester*, des Schullehrers zu *Oude Pekel Aa*, und den zweyten bekam die hochdeutsche Schrift des Hn. *Horstig*, Consistorialraths und Superintendenten zu Bückeburg, welche der Bürger *Arend Hendrik van Gelder* in das Holländsche übersetzt hatte. Es ist nicht nöthig von der letzten, die sich besser für Deutschland als für die Niederlande schickt, hier etwas zu sagen. Hr. *Wester* beschreibt die Mängel in den niedern holländischen Schulen gerade so, wie sie Rec. zu seinem Leidwesen vor 30 Jahren oft bemerkt hat. Er setzt diese Gebrechen in untaugliche Schulbücher, ungeschickte Lehrer und eine schlechte Art des Unterrichts. Die Lesebücher waren ganz nicht nach den Fähigkeiten und dem Geschmack der jungen Kinder eingerichtet. Man bediente

diente sich in den mehrsten Schulen des abgeschmackten Rechenbuchs von *W. Bartjens* und bey dem Religionsunterricht sorgte man nicht für den Verstand und das Herz der Kinder, sondern nur für ihr Gedächtniss. Das Examen mit den anzustellenden Schullehrern wurde eben so, wie vordem in Deutschland mehrentheils geschahe, gehalten. Es ist dem Vf. leichte geworden, Vorschläge zu einer bessern Einrichtung des Schulwesens zu machen, da die Maatschappy tot Nut van 't Algemeen, wie aus den Nachrichten des Superint. *Jacobi* hiervon bekannt ist, bereits sehr viele Kosten und Mühe darauf verwendet hat. Hr. *Wester* schlägt die schicklichsten in holländischer Sprache geschriebenen Schulbücher vor. Vielleicht aber ist er bey dem Lehrbuch in der Religion nicht unpartheyisch, da er seine beiden Aufsätze: *Noethigste Wahrheden van den christlichen Godsdienst* und *de merkwaardigste Bybelgeschiedenissen in Vraagen en Andwoorden* für die besten Schriften in dieser Art hält. Freylich hat es dort auch bis jetzt an einem untadelhaften Katechismus gefehlt. Das, wodurch sich diese Preisschrift vor den übrigen auszeichnet, möchte wohl in folgenden bestehen. Erstlich dringt er sehr darauf, dass die Kinder bey dem Lesen nicht bloss auf die Unterscheidungszeichen merken sollen, sondern er verlangt von den Schullehrern, die Kinder auch so weit zu bringen, dass sie Stücke von sehr verschiedenen Stil und Inhalt auch jedesmal mit einem unterschiedenen Ton lesen, so wie es die Natur der Sache mit sich bringt, z. B. eine Geschichte mit einem Erzählton, eine traurige Sache mit einem Klageton, etwas zärtliches auch zärtlich in der Stimme und etwas heroisches nicht mit einer klagenden, sondern starken Stimme. Hiervon hängt ungemein viel ab, und doch denken wenige Lehrer darauf. Zweytens will Hr. *W.* nicht haben, dass die Schullehrer ihre Besoldung aus der Oekonomie nehmen sollen. Dagegen verlangt er für jeden Schullehrer einen mittelmässigen Garten. Wer sollte ihm da nicht beystimmen? Mit vielem Eifer empfiehlt er Schullehrerseminaria, und führt bittere Klagen darüber, dass bis jetzt viele Mächtige sich gegen die Stiftung derselben gesetzt hätten. Rec. hat mit Gewissheit erfahren, dass der batavsche Nationalconvent den Nationalunterricht zu einem Hauptheil der neuen Constitution macht und die *Maatschappy tot Nut van 't Algemeen* durch eine Commission ersucht hat, die vorgeschlagene Schulverbesserung und neuen Bücher dem Convent zur Ausführung mitzutheilen.

Amsterdam, b. van Munster: *Prysverhandelingen over de beste Theorie van Straffen en Belooningen in de Schoolen.* 1795. 136 S. gr. 8. (10 gr.)

Der Hr. *Jacob Hendrik Floh*, mennonitischer oder baptistischer Prediger in *Endschede* ist der Vf. von der ersten Abhandlung. Ehe er sagt, was die beste Theorie von den Schulstrafen und Belohnungen sey, macht er vorher eine Beschreibung von der besten äusserlichen Schuleinrichtung und von einem würdigen Schullehrer, weil von dessen Eigenschaften die Behandlung der Kinder gar sehr abhängt. Bey ihrer Bildung werden Strafen mehrentheils nöthig bleiben. Es ist aber nur die wichtige Frage, *wie* soll der Lehrer strafen? Hr. *Floh* verwirft die Ruthe und ein Stöckgen nicht ganz, lasst aber diese Werkzeuge nur im äussersten Nothfall und mit vorsichtigen Bedingungen zu. Die Ruthe und der Stock sollen den Kindern nicht stets vor Augen liegen, sondern verborgen gehalten werden: man soll nicht eher Gebrauch davon machen, als bis wiederholte liebreiche und ernstliche Vorstellungen, wie auch gelindere Zuchtmittel nichts mehr helfen wollen. Die Feyerlichkeit, womit zum zweytenmal der Stock oder die Ruthe gebraucht werden soll, und die S. 54. 55. beschrieben ist, wird jedem Leser gefallen und verdient Nachahmung. Die Gewohnheit, nach welcher sich in einigen Schulen die Kinder für die erduldete Strafe bedanken müssen, bestreitet der Vf. mit Recht. Rec. kennt keine deutsche Schrift, worinn mit so vieler Vorsicht und Bestimmtheit von den Strafen und Belohnungen, wobey der Ehrtrieb rege gemacht wird, geredet wäre. Der Vf. räth die Versetzung auf höhere und niedrigere Stellen, wie auch auf Ehren- und Beschimpfungsplätze an, doch aber mit weiser Einrichtung. Er fodert mit grossem Nachdruck von jedem Schullehrer, dass er bey den Strafen und Belohnungen der Kinder auf ihre häusliche Lage und Umstände, wie auch auf ihre Gemüthsarten und Fähigkeiten Rücksicht nehmen möge, damit die glücklichen und fähigen nicht stolz und die niedrigen und unfähigen nicht niedergeschlagen werden mögen. Zur Belohnung soll ihnen kein Urlaub aus der Schule gegeben werden, weil sie den Aufenthalt in der Schule als eine Wohlthat ansehen müssen. Es dünkt dem Vf. am besten zu seyn, wie es denn auch wirklich ist, wenn der Lehrer in einem kleinen Briefgen, das die zu belohnenden Kinder ihren Aeltern bringen, diesen die Art, sie zu belohnen, überlässt.

Die zweyte Abhandlung von dieser Materie hat Hr. *Anthonie van Dam* geschrieben. Diese zeichnet sich vor der vorhergehenden dadurch besonders aus, dass sie die vornehmsten Ursachen der Unordnungen in den Schulen zeigt und die beste Art beschreibt, wie man die Veranlassung zum Strafen verhindern kann. Uebrigens haben beide Verfasser beynahe einerley Theorie von der Schulzucht: nur ist Hr. v. D. in allem kürzer.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Platonis Alcibiades I et II*, e cod. MS. Bibliothecae D. Marci emendati, et cum versione Ficini ac adnotationibus clariss. interpretum suisque editi a *M. Car. Nürnberger*, Prof. Philos. et Prorect. Archigymn. Tremoniens. 1796. 186 S. gr. 8.

Hr. Prof. *Nürnberger* wurde zur Herausgabe dieser beiden Gespräche Platons aus einem doppelten Grunde bewogen. Er wollte einmal — was bisher noch nicht

nicht genug untersucht worden ist — den Zweck und die Absicht auseinandersetzen, die Plato bey Verfertigung dieser Stücke vor Augen hatte; sodann den griechischen Text mit Hülfe einer alten Handschrift, Num. CLXXXV. in der Marcusbibliothek zu Venedig, berichtigen und seiner ursprünglichen Reinheit so viel möglich näher bringen. Jene Handschrift verglich Hr. *N.* nicht allein in einzelnen kürzeren Gesprächen, sondern auch in den Büchern von der Republik, und zeigt nun an dieser Probe, was man für den Platonischen Text von derselben zu erwarten habe.

Die Meynung, dass Plato in dem ersten Alcibiades, wie der zweyte Titel lehrt, eine Abhandlung *de natura humana* habe schreiben wollen, ist in neuern Zeiten als angeschmackt widerlegt und verworfen worden. Der ganze Inhalt des Gesprächs dreht sich um die Person des Alcibiades, um seine Bildung und Beschäftigungen, um seinen Hang zur Mitwirkung bey den öffentlichen Angelegenheiten, und die Mittel, die man ergreifen muss, um sich zu Staatsgeschäften tauglich zu machen: dagegen wird von der Natur des Menschen beynahe gar nichts, oder doch nur so viel gesagt, als Sokrates, um die Neigung seines Lieblings zu unterdrücken, und dessen Unfähigkeit zu öffentlichen Geschäften zu beweisen, ungefähr nöthig hatte. Plato lebte in einer Zeit, wo die Declamationen und Prunkvorträge der Sophisten in der Mode waren. Er glaubte, um sich auszuzeichnen, eine neue Bahn betreten zu müssen, und wählte als Schriftsteller die Form des Dialogs. Seine Aufsätze sind daher ungefähr das, was eine philosophische Unterredung des Sokrates mit einem seiner Freunde war, und müssen nicht gerade als Compendia über gewisse Theile der Philosophie betrachtet werden. Hr. *N.* ist der Meynung, der Philosoph habe seinen Lehrer Sokrates in den beiden Alcibiaden, gegen den zweyten Punkt der gegen diesen angestellten Klage, dass er die Jugend verderbe, rechtfertigen wollen. Den Beweis dieser Beschuldigung führte Melitus unter andern auch dadurch, dass er sich auf den Critias und Alcibiades, zwey Schüler des Sokrates, berief, die dem Staat durch ihre Ausschweifungen, und die Störung der öffentlichen Ruhe unendlichen Schaden zufügten. Die Vermuthung ist nicht ganz unwahrscheinlich; wenigstens konnte ein aufmerksamer Athener, der die beiden Alcibiadesse las, manchen Umstand entdecken, wodurch Sokrates in seinem Umgange mit dem Sohn des Clinias gerechtfertigt, und von jenem die Schuld der schlechten Aufführung des letzten abgewälzt wurde. Hr. *N.* zerlegt in dieser Absicht die beiden Gespräche, und findet in ihrer Oekonomie zur Bestätigung seiner Hypothese eine Menge Gründe, deren detaillirte Würdigung uns hier zu weit führen würde. Wir bemerken nur, dass er nicht allein eine besondere Abhandlung *de consilio Platonis in scribendo utroque Alcibiade* vorandrucken liess, sondern auch bisweilen in den unter dem Text stehenden Anmerkungen auf seine Vermuthung hinweist.

In Ansehung der kritischen Bearbeitung des Textes sey es uns erlaubt, einige Bemerkungen zu machen, die sich uns bey einer aufmerksamen Lectüre des Buchs dargeboten haben. Der venetianische Codex liefert allerdings zur Berichtigung des gemeinen Textes mancherley Materialien, für deren Mittheilung man dem Herausgeber Dank schuldig ist: jedoch betrifft das meiste den blossen Ausdruck, die blossen Wendungen des Schriftstellers, und macht in den Begriffen, wovon die Rede ist, keine oder doch keine sehr erhebliche Aenderung. Rec. bemerkte das nämliche fast bey allen Collationen, die man neuerlich dem Publicum von Platonischen Manuscripten vorlegte. S. 20. wird die gemeine Lesart ἀρξάμενα gegen Salvini und Gottleber gut vertheidigt. — S. 26. ist der Text der Handschrift μᾶλλον ἄξιος εἶμί σοι im Gegensatz von αὐτῇ παντὸς ἄξιος εἶ besser, als der gewöhnliche; dagegen hätten wir nicht gewünscht, dass Hr. *N.* S. 28. in dem Satz: ἵνα καὶ εἰδῶ, ὅ τι καὶ ἐρεῖς die Bedeutung des zweyten καὶ verkennen, und diese Partikel, durch den Codex verleitet, für überflüssig erklären möchte. Καὶ heisst in dieser Verbindung *tandem, denique*, und kömmt selbst in den Platonischen Schriften öfters vor. Theag. Th. II. S. 6. διαπυνθανομένους ὅ τι καὶ ἔστιν οὗ ἐπιθυμεῖ. Euthydem. Th. III. S. 21. und anderwärts. Wir empfehlen dem Herausgeber eine lehrreiche Anmerkung über ὅ τι καὶ in dem vortrefflichen Commentar des Freyherrn *v. Locella* zu Xenoph. v. Ephesus S. 165. — Kurz darauf, S. 36. ist die von Biester und Gottleber gebilligte Verbesserung Cornars ὥσπερ ἐκεῖ ἐφ' ἑτέρῳ ἔλεγες τὸ ἄμεινον anstatt ὥσπερ ἐκεῖ ἐφ' ἑκάστῳ ἔλεγες τῷ ἀμείνονι in den Text aufgenommen: doch vermuthet der Herausg., dass die wahre Lesart vielleicht also gelautet habe: τί ὀνομάζεις ἐφ' ἑκάστῳ; ὥσπερ ἐκεῖ ἔλεγες τῷ ἀμείνονι. Wir können uns von der Aechtheit keiner dieser Aenderungen überzeugen, und glauben, dass dem verdorbenen Texte nur dadurch zu helfen ist, dass man vor ὅτι μουσικώτερον die Worte ἐπὶ τῷ ἑτέρῳ hineinsetzt. Sokrates sagt zu seinem Freunde: Wohlan! erkläre Dich über das Bessere beym Krieg und Frieden, so wie Du es vorhin machtest, ὥσπερ ἐκεῖ ἐφ' ἑκάστῳ ἔλεγες τῷ ἀμείνονι, ἐπὶ τῷ ἑτέρῳ, ὅτι μουσικώτερον, καὶ ἐπὶ τῷ ἑτέρῳ, ὅτι γυμναστικώτερον· πειρῶ δὴ καὶ ἐνταῦθα λέγειν τὸ βέλτιον. So übersetzt auch Ficinus: *quemadmodum in superioribus dixisti, in unoquoque meliori, in uno quidem, quod magis musicum; in altero vero, quod magis gymnasticum.* — S. 39. wird das Einschiebsel der Negation οὐ vor den Worten ἔχεις εἰπεῖν mit Recht getadelt: allein warum bemerkt der Herausg. nicht, dass Ficin die Negation gar nicht ausdrückt? Dieser übersetzt doch also: *At vero turpe est, si quis Te de cibis asserentem, quod melior est iste quam ille . . . deinde interrogat, quod ipsum melius nuncupas, o Alcibiades! habere in iis quod respondeas* etc. Was Simon Grynäus an dem Ficinischen Ausdruck änderte, kann nicht für die Uebersetzung Ficins gelten. Hr. *N.*, der die letzte wieder abdrucken liess, hätte die Worte *nihil habere quod respondeas* nebst anderen Unrichtigkeiten, die dem Grynäus anzurechnen sind, umändern sollen. —

Ὡς ὅταν δείσῃ S. 82. ist eine gute Lesart der Handschrift, die jede weitere Conjectur entbehrlich macht. S. 96. in dem Satz: ὅταν Φιλίω . . . γίγνεται, τὸ δὲ μισεῖν . . . ἀπογίγνηται muss nothwendig γίγνηται gelesen werden. — Τομεῖ für τομῇ S. 106. wird aus dem Pollux mit Recht vorgezogen. *Bass* krit. Vers. über das Platon. Gastmahl S. 125. hätte Hn. N. lehren können, dass τομεῖ auch die Lesart einer alten Wiener Handschrift ist.

Wir schliessen diese Anzeige mit einer Klage über die vielen, und zum Theil sehr groben Druckfehler, die uns in dem griechischen Texte vorgekommen sind, z. B. S. 46. Z. 2. οὖς σὺ σπουδαίους anstatt οὓς σὺ φῂς οὐ σπουδ. S. 54. Z. 3. περὶ ὧν οἶδεν anstatt περὶ ὧν οὐδὲν οἶδεν, S. 68. Z. 13. ἂν περὶ εἰδῇς anstatt ἄνπερ εἰδῇς, S. 74. Z. 16. ὑπέρτε τοῦ καὶ τοῦ ἐμοῦ anstatt ὑπέρτε τοῦ σοῦ καὶ τοῦ ἐμοῦ u. s. w. Sehr unangenehm ist ferner der Umstand, dass der Herausg. bisweilen in den Noten vorgiebt, eine Lesart in den Text aufgenommen zu haben, die sich nicht darin befindet, und an deren Stelle gemeiniglich die schlechtere Vulgata abgedruckt ist. Beyspiele zeigen sich zu Anfang des Buchs fast auf jeder Seite.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Griechisches Lesebuch*, enthaltend die interessantesten Erzählungen aus Aelians 14 Büchern der vermischten Geschichte, mit grammatischen und andern Anmerkungen and einem vollständigen Wortregister nach Trendelenburgs Theorie der griechischen Conjugation eingerichtet, für Schulen und Privatstudium herausgegeben von M. *Wilh. Lange*, Lehrer am lutherischen Gymnasium in Halle. 1797. XX u. 219 S. 8. (10 gr.)

Der umständliche Titel überhebt uns einer besondern Anzeige des Inhalts. Es ist ganz richtig, dass eine solche Zusammenstellung des Besten und Anziehendsten aus Einem Schriftsteller weit mehr zu einem Lesebuch für die Jugend geeignet ist, als alle die bunten Sammlungen, die wie eine Musterkarte Pröbchen aus allerhand Schriftstellern enthalten. Wir wünschen daher dieser zweckmässig eingerichteten Aelianischen Chrestomathie Aufnahme in unsre Schulen. Sie enthält auf 147 S. das Lehrreichste und Unterhaltendste aus Aelians buntem Allerley. Die Chrestomathie ist für junge Leute berechnet, welche die Anfangsgründe des Griechischen inne haben. Der Text ist im Ganzen der Perizonische, aber bisweilen änderte der Vf. nach den Handschriften oder den Vermuthungen der Kritiker die Lesarten. Sowohl durch diese verständige Behandlung des Textes als überhaupt durch Correctheit empfiehlt sich dies Lesebuch vorzüglich zum Schulgebrauch. In den kurzen Anmerkungen unter dem Text werden die nöthigen grammatischen, geographischen und historischen Erläuterungen gegeben. Die Ausgabe des Perizonius ist dabey vornehmlich benutzt worden. Eine ku[rze] geographische Bemerkung vermisst man bey 1, [...] γένει Μάρδος. Was hilft es, dass hier im Register [...] lateinische *Mardus* beygefügt wird, wenn der Kn[abe] nicht erfährt, wo die Marder gewohnt haben? 1, [...] werden die Worte des Sokrates beym Aelian: ὑπὲρ ἡμῶν καλῶς Ἀπολλόδωρος οὕτω δοξάζει; so [über]tragen: wie *sonderbar* denkt A. über mich, w[er] so denkt! Dass καλῶς durch *sonderbar* gegeben w[ird] kann irre leiten; im Register zu dieser Stelle wird [es] hingegen durch *schön* ausgedrückt, und so ist es au[ch] richtig, wenn man nur bedenkt, dass es Sprache d[er] Ironie ist. In 2, 4. wird vom Phalaris gesagt, er h[a]be den Chariton und Melanippus des Landes verwie[sen], συνεχώρησε δὲ αὐτοῖς τά ἴδια δίκαια καρποῦσθαι nach der beygefügten Anmerkung: „*ihr eigenes Rech[t] zu geniessen*, d. i. die Strafe zu leiden, die sie sich selbst auferlegt hatten." Wo steht denn, dass sie sich selbst die Strafe des Exils auferlegt hatten? Hier ist von keiner Strafe, sondern von der Vergünstigung die Rede, dass sie durch die Verbannung nicht ihrer Rechte verlustig gingen, folglich auch über ihr Ver[]mögen disponiren durften. Ueber die Einrichtun[g] des Wortregisters wollen wir den Herausg. selbst sp[re]chen lassen: „dass ich das Wortregister nicht nach d[er] gewöhnlichen alphabetischen Ordnung, sondern a[uf] die Art einrichtete, dass die Vocabeln jedes Kapite[ls] wie sie darin folgen, mit der an dieser Stelle gelte[n]den Bedeutung angegeben wurden, dazu wurde ic[h] durch folgende Gründe bestimmt. Erstlich wollte ic[h] der Unbequemlichkeit entgehen, in den Noten d[en] jedesmaligen Stamm eines etwas schweren Verbum[s] anzugeben; und zweytens von dem Schüler, ausser dem vorhergegangenen Ueberlesen des Kapitels, auch noch das Auswendigwissen der darin vorkommenden Wörter nebst ihrer Bedeutung billig fodern können, und ihn nebenher an mehr Genauigkeit beym Vocabel[]lernen gewöhnen. Die Vorbereitung, die man von einem Anfänger dieser Art fodert, besteht gewöhnlich darin, dass er die Vocabeln jedes Stücks aus dem Wortregister ausziehen und geschrieben vorzeigen soll. Allein ausserdem, dass oft Wörter, die der Schüler nicht zu analysiren weiss, ausgelassen werden müssen, geschieht das Ausziehen gewöhnlich so flüchtig und fehlerhaft, dass es mir weit nützlicher scheint, von ihm zu fodern, die Wörter jedes Kapitels, wie sie hinten schon stehen, vorher auswendig zu lernen, als die Wörter aus dem alphabetisch geordneten Register fehlerhaft ausziehen zu lassen, um sich dadurch in das Lexicon finden zu lernen." Freylich taugt das fehlerhafte Ausziehn nichts; aber wie kann der Vf. das längst mit Recht verworfene Vocabellernen wieder einführen wollen? Die Zeitwörter sind in diesem Register immer, den etymologischen Regeln nach, von dem ihnen zugehörigen, oft nicht mehr vorhandnen, Praesens abgeleitet, das übliche Praesens aber gemeiniglich daneben gesetzt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. September 1797.

LITERARGESCHICHTE.

Augsburg u. Gunzenhausen, b. Späth: *Gelehrtes Fürstenthum Bayreuth, oder biographische, historische, charakteristische und literarische Nachrichten von denjenigen Schriftstellern, welche in dem Fürstenthum Bayreuth gebohren worden sind und in oder ausser demselben gelebt haben oder noch leben,* in alphabetischer Ordnung. Verfasset von M. *Georg Wolfgang Augustin Fikenscher*, Rector und Alumnen-Inspector zu Culmbach u. s. w. *Ersten Bandes erste Abtheilung. Aga — Fab* (richtiger: *A—E*). 1797. 1 Alph. 10 Bog. gr. 8.

Hr. F. hat sich sehr frühzeitig mit dergleichen literarischen Arbeiten beschäftigt. Schon als Jüngling von 18 Jahren liess er seine beym Abzug von dem Bayreuthischen Gymnasium auf die Universität zu Erlangen gehaltene lateinische Rede von Lehrern, die sich auf jenen Gymnasium gebildet haben, und von ihren Schriften, drucken, und gab sie zwey Jahre hernach, erweitert und vermehrt, als ein Verlagsbuch, deutsch heraus. Gleich das Jahr darauf folgte gar der Anfang einer Erlangischen Universitätsgeschichte. Mit Recht rühmte und ermunterte man den frühzeitigen guten Kopf und den damit verbundenen seltenen Fleiss. Aber nunmehr wird es Pflicht der Kunstrichter, den jungen Mann, der inzwischen Rektor des Lyceums zu Culmbach geworden ist, mehr auf sich selbst aufmerksam zu machen, und ihn zu warnen, dass er nicht, im allzu grossen Vertrauen auf jene Lobsprüche, auf seiner literarischen Laufbahn sorglos dahin schlendere und stolpere. Denn so sehr wir uns auch über die Erscheinung des vor uns liegenden neuen Werkes, im Ganzen, freuen, indem es wahre Bereicherungen, Erweiterungen und Berichtigungen der speciellen Literaturgeschichte enthält; so ernstlich missfällt uns der schlechte Geschmack im Vortrage, die ausnehmende Nachläsigkeit im Ausdruck und die unverzeihlichen Versündigungen gegen die Grammatik. Wer wird, um von den letztern anzufangen, z. B. sagen: *Forderungen, die man an mir* (mich) *machen wird?* oder, *ich schmeichle mir den Beyfall* (statt: *ich schmeichle mir mit dem Beyfall*)? oder, *die Corpulenz des Buches hiess mir* (mich) *diese Urtheile wegzuschneiden* (wegschneiden)? *Anderst* statt *anders* ist ein böser Provinzialismus. Nachläsigkeiten im Ausdruck: Z. B. *Sich in seiner Hoffnung betrogen sehen* (S. 9) braucht man nur bey angenehmen, aber getäuschten Erwartungen: der Vf. aber braucht es umgekehrt. Ebend. heisst es: *Er gieng von den wärmsten Flehen seiner theuern Aeltern begleitet auf die hohe Schule.* S. 34: *Er war zwar von geringen, aber doch* (?) *rechtschaffenen Aeltern gebohren.* S. 40: *Er vertheidigte unter eignem Vorsitz* (statt: *ohne Vorsitz*); und so unzählige Stellen. Zum Beweis des schlechten Geschmacks im Vortrage, müssten wir lange Stellen abschreiben, wozu uns der Raum fehlt. Jeder, nicht geschmacklose Leser darf in dieser Hinsicht das Buch aufschlagen, wo er will; so wird er Bestätigungen unsres Urtheils finden, und sehen, dass es dem Vortrage überall an Haltung, Kürze und Ründung fehlt. Es herrschet durchaus ein fader, affectirter und, wenn wir so sagen dürfen, parentationsmässiger Ton. Alles diess wundert uns desto mehr, da Hr. F. in den alten Klassikern keinesweges Fremdling ist: vielleicht aber hat er sie noch nicht gelesen, wie sie *Männer* lesen; vielleicht waren auch seine Lehrer nicht fähig oder aufmerksam genug, ihn auf die rechte Bahn zu leiten.

Hingegen verdient Hr. F. desto mehr Dank für die meisten Lebensumstände und Literarnotizen von seinen gelehrten Landsleuten und Ermunterung zur Fortsetzung derselben. Der Titel verkündiget schon das Meiste, was er liefert; nämlich, nicht bloss Nachrichten von den Schriften, sondern auch von den Handlungen der Autoren ausser ihrer Schriftstellerey. Bisweilen sind es, je nachdem Stoff vorhanden war, ziemlich umständliche Lebensbeschreibungen. Man sehe z. B. die Artikel *Bodenschatz, Creutzberger, Dörfler* (*J. F.*) *Elias Levita* (aus Neustadt an der Aisch gebürtig), *E. J. C.* und *J. F. Esper*. Dadurch, dass nur solche Schriftsteller, die im Fürstenthum Bayreuth geboren wurden, auftreten, sind alle Ausländer, wenn sie gleich in demselben lebten und starben, ausgeschlossen. Der Eifer des Vf. für seine Landsleute geht so weit, dass er auch die unberühmtesten Personen, *so bald sie nur eine Schrift über einen Bogen stark haben drucken lassen*, aufnimmt. Er sucht sich deswegen in der Vorrede zu rechtfertigen, und wir denken bey solchen literarischen Arbeiten gleichfalls: Lieber zu viel, als zu wenig! Indessen übertreibt er es doch wohl, wenn er Doctoren mit aufführt, von denen es offenbar ist, dass sie ihre Disputationen nicht selbst geschrieben haben; und er übertritt sein eigenes Gesetz, wenn er S. 105 zwey *Baumänner* nennet, deren einer nur eine Schrift von einem und der andere gar nur von einem halben Bogen drucken liess. In Benutzung seiner Quellen und Hülfsmittel finden wir ihn sehr sorgfältig. Er versichert, er besitze selbst einen Vorrath von beynahe 10,000 kleinen Schriften oder,

wie er sie nennt, Landesprodukten, die von Bayreuthern herrühren.

Bey allem dem ist das reichhaltige Buch, so weit es vor uns liegt und die Schriftsteller, deren Namen mit A, B, C, D und E anfangen, enthält, nicht ganz vollständig; weswegen es auch der Vf. in der Vorrede nur einen Versuch nennet. Wie indessen der Hr. Direktor und Prof. *Degen* zu Neustadt an der Aisch übergangen werden konnte, da doch vier seiner unberühmten Namensvettern aufgeführt werden, vermögen wir nicht einzusehen.

Wenn Hr. F. in der Vorrede behauptet, es müsse ihm erlaubt seyn, nicht blofs die guten Seiten, sondern auch die Schwächen und Fehler seiner Schriftsteller unverholen, *doch mit der gehörigen Bescheidenheit, und ohne eine Chronique scandaleuse zu schreiben*, anzugeben; so hat er allerdings Recht; nämlich unter diesen Einschränkungen. Dafs er aber diese hier und da übertreten habe, leuchtet in die Augen, wenn man z. B. die Artikel *J. G. Buchta* (den er einen *Schandflecken des geistlichen Standes, den gröfsten Schalk* nennet,) *J. B. Dörfler* (den er eines Meineides beschuldigt, und doch von ihm sagt, *er sey in das Land der Vollkommenen übergegangen*); gewissermafsen auch *Bauriedel* und *J. C. Engelhard*.

Das Geburtsjahr von *J. E. Albin* ist vermuthlich aus Versehen weggeblieben. Von den fürstlichen Schriftstellern, den Markgrafen *Christian Ernst* und *Christian Heinrich*, hätte wohl nur so viel erzählt werden sollen, als Bezug auf diesen Umstand hat. Mit Uebergehung anderer Erinnerungen melden wir nur noch aus der Vorrede, dafs Hr. F. seine Geschichte der Universität zu Erlangen bald in veränderter Gestalt herausgeben will.

Bern, in Commission bey der neuen Societät; und Leipzig, b. Wolf: *August Burkardts Anleitung zur Bücherkunde in allen Wissenschaften. Grundlage zu einer auserlesenen Bibliothek in allen Fächern.* 1797. 1 Alph. 3 Bog. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Was der Vf. S. 106 von *Müllers* Einleitung in die ökonomische Bücherkunde urtheilt, pafst vollkommen auch auf sein Buch: „Diefs Werk ist so wunder„bar eingerichtet, dafs man es hin und her blättert, „und nicht weifs, wo man darinn zu Hause ist. Eine „Titelmenge, ohne Auswahl, altes und neues, sy„stematisch und chronologisch geordnet, halb raison„nirend und überall unbestimmt.“ Keine Vorrede belehrt uns von dem Plan und der Absicht dieses geist- und sinnlosen Sammlers: sondern in einer am Ende befindlichen kurzen Nacherinnerung heifst es, es sey hiermit der Anfang zu einer allgemeinen Uebersicht der Literatur gemacht; jeder Bücherkenner (?) finde die Rubriken und einige Hauptwerke, und er könne ausfüllen nach Lust und Belieben —; es sey daher nöthig, das Werk mit Papier durchschiessen zu lassen; nicht die *Büchermenge*, sondern die *Bücherwahl* komme bey Beurtheilung dieser Arbeit *vorzüglich* in Anschlag u. s. w.“ Wir können aber heilig versichern, dafs in diesem zusammengerafften Machwerk weder *Auswahl*, noch *Ordnung*, noch *litterarische Genauigkeit* herrschet. Das ganze Buch ist Beleg zu dieser Behauptung. Rec. will aber nur die Abschnitte von der Geographie und Geschichte in dieser Hinsicht ein wenig beleuchten. *Erstlich* fehlt es hier an *Auswahl*. Denn sonst würden folgende Bücher hier nicht stehen: Auswahl kleiner Reisen (Leipz. bey Schneider); *Twiss's* Reise durch Portugal und Spanien (wird zweymal S. 72 u. 83 aufgeführt, und zwar das zweytemal mit dem Beysatz: *enthalten manche brauchbare Bemerkungen:* aber, setzen wir hinzu: noch weit mehr flüchtige und unrichtige); (*Meyers*) Briefe über Rufsland; *Hammerdörfers* Leitfaden der allgemeinen Weltgeschichte; und so sehr viele andere. *Zweytens: Ordnung*. Damit sieht es noch weit schlimmer aus, sowohl im Ganzen, als in dessen Theilen. Warum Hr. B. gerade mit den *Schriften über die Naturlehre* angefangen und *mit seinen Lieblingsschriftstellern* geschlossen, warum die armselige Anzahl juristischer vor dem gleichfalls sehr dürftigen Häuflein theologischer Bücher stehe u. s. f. mag er wohl selbst nicht wissen. Zwischen den Schriften über Alchemie und Armenanstalten stehen die über die mystische Theologie. In den vorhin erwähnten Abschnitten ist alles durch einander geworfen. *Jägers* Zeitungslexicon, dessen Titel nicht einmal richtig angegeben ist, noch vielweniger die neue Ausgabe, steht oben an, und dabey: „Auch der neue *Hübner* ist nicht schlecht.“ Das Jahr der Erscheinung dieses *neuen Hübners* sollte wenigstens angegeben worden seyn, wenn gleich nicht der Titel. Nun heifst es: „Die Werke von *Büsching, Norrmann, Fabri, Gaspari.*“ *Praetereaque nihil!* Nun folgen statistische und geographische Werke bunt durch einander, auch Reisebeschreibungen, obgleich dicht hinter her noch ein Abschnitt, *Reisen* überschrieben, folget, und zwar, nicht etwa nach geographischer, sondern nach alphabetischer Ordnung. Dort folgen hinter einander: *Gerckens* Reisen, *Randels* Annalen, *v. Hefs* Beschreibung von Hamburg, *Widders* Beschreibung der Pfalz; und so geht es immer fort. Auf chronologische Folge der Bücher ist selten Rücksicht genommen. *Drittens*, *literarische Genauigkeit* vermifst man fast auf allen Seiten. Die Büchertitel sind selten richtig angegeben. Oft fehlen die Verlagsorte, die Druckjahre, die Formate, die Zahl der Theile bey bändereichen Werken. Hr. B. läfst sogar Autoren Schnitzer machen, die sie wirklich nicht begangen haben; z. B. S. 70: *J. B. Fischers* Beschreibung des *Markgrafthum* (statt *Markgrafthum's* und statt *Fürstenthums*) Anspach. Aber auch so lautet nicht einmal der Titel. Auch das Format ist nicht angegeben. *Ezour-Vedam*, von *Ith* übersetzt (wo wieder das Jahr fehlt) steht S. 79 unter den Reisebeschreibungen!!! *Herrmanns* Reisen erscheinen, wie manche andere Bücher, zweymal S. 69 u. 80. Bey den historischen Handbüchern fehlen: *Gebauer*, *Achenwall*, *Meusel*, *Spittler*; so wie die Statistiken von *Achenwall*, *Meusel*, *Lüder*, *Sprengel*. *Diplomatik* fehlt ganz; denn das Wenige, was S. 110 unter der Rubrik: *Genealogische*

sche Schriften, steht, kommt nicht in Anschlag. Von der *Heraldik* ist bloss *Gatterers* Abriss, aber auch ohne Ort, Jahrzahl und Format angegeben. Auf das liederlichste hingeworfen sind einige Werke über die alte Numismatik S. 117; so auch ebend. über die alten Inschriften. Zwischen *Schannats* Vindemiis liter. und *Seb. Frankens* Chronik paradirt S. 89 *Fischers* Geschichte des deutschen Handels, ohne Angabe der Theile und ihrer Ausgaben, auch ohne Format. Wie kommen S. 90 *Maittaire* Annales typogr. *Pii II* Pont. Max. Opera omnia und *Pütters* deutsche Reichsgeschichte, zusammen? Doch, so muss man bey diesem äusserst nachläsigen Compilator oft fragen. Gleich hernach folgen die vornehmsten Schriftsteller über die Staatengeschichte, abgeschrieben, und noch dazu oft fehlerhaft, aus *Meusels* Anleitung, ohne diess zu sagen. Wir finden sogar Meusels Fehler treulich nachgeschrieben. Von *Stritters* Memoriis populorum führt der Vf. nur den ersten Band an; vermuthlich weil es ihm zu langweilig war, aus Meusels Buche S. 401 die Titel der drey übrigen Bände abzuschreiben. Doch, wenn wir bey dergleichen Rügen verweilen wollten, wann würden wir ein Ende finden? Mit seinen hier und da beygefügten Urtheilen hätte Hr. *B.* ganz zu Hause bleiben sollen, weil sie meistens nur aus einem Worte bestehen oder schief sind. So z. B. soll das *Archenholzische* Werk über England und Italien (S. 72) *halb Roman seyn*. Noch ist zu bemerken, dass Hauptbücher fehlen, wie z. B. die Hallische allgemeine Welthistorie, *Schröckh's* Kirchengeschichte und Biographien. *Keyslers* und *Nicolai's* Reisen und des letztern Beschreibung von Berlin und Potsdam. *Ponz* und *Bourguignon* über Spanien.

Wir überlassen andern Kunstrichtern die Sichtung der übrigen Fächer, die wir im Ganzen eben so elend bearbeitet finden. Diese werden auch die Quelle entdecken, woraus des Vf. Notizen von Fabriken, Künsten und Gewerben, geflossen seyn mögen. Sie sind sehr umständlich und stehen mit den übrigen Theilen des Werks in gar keinen Verhältniss. Auch das Register ist mangelhaft.

Nach allem dem wird man uns hoffentlich glauben, dass diese traurige Arbeit nicht die mindeste Aufmerksamkeit verdient, und dass es Schade um das Papier seyn würde, mit dem man sie, nach dem Wunsch ihres Urhebers, durchschiessen lassen sollte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HOF, b. Grau: *Neue vollständige und gemeinfassliche Einleitung* in die *mathematisch - physische Astronomie und Geographie*, von *Christoph Friedrich Parrot*, Prof. auf der Univers. zu Erlangen und der philos. Facultät Adjunct. 1797. 231 S. 12 Kupfertafeln und 6 Tabellen. gr. 8. (1 Rthlr.)

Richtiger würde der Titel dieses Werks so lauten: Alte, unvollständige und durch einander geworfene Einleitung in die sogenannte populäre Astronomie und mathematische Geographie. Das Wort *mathematisch* im Titel kann unmöglich auf Astronomie gehen, denn unmathematischer, als es hier geschehen ist, lässt sich die Sternkunde nicht vertragen, und *physisch* ist völlig überflüssig, da von physischer Geographie darin kein Wort vorkömmt; noch weniger von physischer Astronomie, von der der Vf. nicht einmal einen richtigen Begriff zu haben scheint, da er sein Buch mit folgender Erklärung anfängt: „Die *Astronomie* (insonderheit die *physische*, *Astronomia physica*) beschäftigt sich mit der Untersuchung der ausserhalb unserer Erde liegenden grossen Weltkörper, in sofern sie von dem Beobachter aus irgend einem Punkte auf dem Erdball gesehn werden können; zu gleicher Zeit aber auch ihrer übrigen Eigenschaften und Verhältnisse gegen einander und gegen unsre Erde." Dass aber diese Einleitung nicht neu, vollständig und gemeinfasslich, sondern im Gegentheil alt, unvollständig und durch einander geworfen (mithin schwer zu fassen) ist, das mag das folgende beweisen.

Die Quellen unsers Vf. sind *Helmuth*, *Wiedeburg*, *Erxlebens* Physik, und der längst veraltete *Rost*. Erst bey den Zusätzen, am Ende des Buchs scheinen ihm ein paar Jahrgänge von Bodens Ephemeriden und *Funks* mathematische Erdbeschreibung in die Hände gefallen zu seyn, aus denen er einige Beobachtungen Schröders und Herschels und Verbesserungen, der es aber weit mehrerer bedurft hätte, anführt. Im Werke selbst glaubt man sich in die Zeit vor sechzig Jahren versetzt, wo *Hevels* Beobachtungen zu den neuen, *Rost* zu den grossen Astronomen, und ein Buch wie dieses, bey dem Mangel an populären Schriften, allenfalls zu den mittelmässigen gehörten. Wie der Vf. dazu kömmt seine Einleitung *neu* zu nennen, begreifen wir daher nicht, es sey denn, er meyne damit solche Neuheiten, wovon wir sogleich einige Proben geben werden, oder er wolle damit anzeigen, dass er es nicht abgeschrieben habe (wiewohl es Rec. gar sehr das Ansehn hat, als wäre das, was von den einzelnen Planeten gesagt wird, wörtlich aus einem andern populären Buche über die Sternkunde entlehnt.) — Vom wissenschaftlichen Gewande darf das Populäre wohl entkleidet seyn: allein deshalb darf man dabey nicht alle Ordnung im Vortrage und die Präcision im Ausdrucke ausser Augen setzen. Sonst wird man statt gemeinfasslich zu werden, verwirrt und unverständlich. Wenige astronomische Bücher sind uns vorgekommen, wo alles so untereinander geworfen wäre als hier. Sätze aus der sphärischen und theorischen Astronomie und aus der Geographie erscheinen in buntem Gemisch; meist wird erst viele Seiten nachher erklärt, wovon schon vorher die Rede war; die Verwandlung von Bogen in Zeit der ersten Bewegung wird wenigstens an fünf verschiedenen Orten wiederholt gelehrt; und Erfahrungen, selbst Vermuthungen, werden nicht selten mit Floskeln wie folgende vorgetragen: „*es ist eine ausgemachte Sache*, dass die Fixsterne theils von verschiedener Grösse, theils aber auch

in verschiedener Entfernung von uns sind" oder „*man weiss zuverlässig*, dass die Erde unter dem Aequator lockrer ist, als unter den Polen;" oder „*von Fixsternen erster Grösse kennt man zur Zeit nicht mehr als* 20" grade als hätte man Hoffnung deren in Zukunft wohl noch mehrere zu entdecken u. d. m. Endlich sind die erklärten Begriffe und Vorstellungsarten, besonders die aus der sphärischen Astronomie und aus der Geographie im Anfange des Werks, so unrichtig bestimmt, und es sind durchgehends der groben Fehler so viele, dass es Rec. unbegreiflich schien, wie jemand, der seiner Materie so wenig gewachsen ist, sich zum Schriftsteller, und noch dazu zum populären Schriftsteller aufwerfen konnte. — Der *Horizont* ist Hn. P. die *kreisförmige Ebne*, die jeder übersieht, oder vielmehr der übersehbare Theil der Erdfläche, folglich nach S. 22, wegen der Kugelgestalt der Erde, eigentlich eine *kreisförmig gekrümmte Fläche*. Jeder Mensch hat nach ihm seinen eignen Horizont und verändert ihn mit jedem Schritt. Deshalb, und weil man auf offner See ehe das Segel als das Schiff sieht, ist die Erde kugelförmig, wo nicht genau doch sehr nahe. Ein schöner Beweis. — „Die *Mittagsfläche* (*superficies sphaerica meridiana?*) ist eine jede *kreisförmige Ebne*, die mit dem Horizont rechte Winkel ausmacht, also durch den Scheitelpunkt und Fusspunkt geht. *Der Kreis, in welchem diese Fläche eingeschlossen ist, oder die äusserste Linie der Mittagsfläche, ist der Mittagskreis*." (Welch eine Erklärung! und hat denn der Vf. vergessen, dass von allen Vertikalflächen nur die Eine, die durch den Pol geht, die Mittagsfläche ist?) — S. 9 heisst es: „Demnach geht die Sonne auf, steigt am Himmel *bis sie senkrecht über uns steht*, und dann geht sie wieder unter;" dabey wird bemerkt, dass wenn die Sonne culminirt, *die Gegenstände keinen Schatten werfen*. (Hat denn aber Hr. Prof. P. schon je die Sonne senkrecht über sich gesehen, je gesehen dass die Gegenstände bey hellem Sonnenschein keinen Schatten werfen? Dann müsste er wenigstens, wo nicht die Linie passirt haben, doch in der heissen Zone gewesen seyn.) — S. 17. „Angenommen dass die gestirnte Halbkugel sich in 24 Stunden umdreht, so muss auch angenommen werden, *dass sie sich um eine Stange oder Axe dreht*. Diese *Stange*, oder diese im Gedanken durch den Mittelpunkt dieser Kugel gezogene grade Linie (nun das ist doch fürwahr nicht einerley) nennt man *Welt- oder Himmelaxe*." Und so spricht der Vf. von der Axe fort als von einer Stange, vermengt dabey auch wohl, wie S. 21, die progressive Bewegung der Erde um die Sonne mit ihrer Axenumdrehung. — Dass einige Fixsterne nach S. 18 Schatten geben, hat Rec. noch nicht gewusst. Eben so wenig dass die Atmosphäre unter den Polen höher ist, und deshalb die Dämmerung dort länger dauert, oder dass, weil die Erde unter dem Aequator am höchsten ist, die Luft dort auch am heitersten und reinsten ist; (ein Satz der wahrscheinlich daher rührt, weil er sich nur die Erde sphäroidisch, die Atmosphäre aber kugelförmig denkt.) — Was mag sich der Vf. doch wohl dabey denken, wenn er sagt, die ganze Erde wiege fast eine halbe Quadrillion Pariser Pfund? — Die jetzige Bestimmung des ersten Meridians, 20 Grad westlich von Paris, hat er beyzubringen vergessen, auch sich darinn geirrt, dass er S. 33 die Breitengrade nach den Polen zu abnehmen lässt. Sonst wäre ja eben die Erde ein längliches, kein abgeplattetes Sphäroid. Dass nach *Maupertuis* und *Fouquers* Bestimmung der Durchmesser des Aequator die Erdaxe beynahe um 10 geographische Meilen übertrifft (wofür in Erxlebens Physik 3 Meilen stehen; ein Fehler den indess schon Lichtenberg verbessert hat) bemerkt er zwar richtig, lässt sich aber dagegen ein weit grösser Versehen zu Schulden kommen, indem er S. 63 um die *mittlere Entfernung des Mars von der Sonne* zu finden, den mittlern Abstand der Erde vom Mars zum mittlern Abstand der Erde von der Sonne hinzufügt, und dann die Astronomen, welche den Radius der Marsbahn nicht mit ihm auf 60,000, sondern nur auf 36,544 Erdhalbmesser bestimmen, eines Fehlers zeiht. Ehe würde er etwas der Wahrheit nahe kommendes gefunden haben, wenn er zum *grössten* Abstand der Erde von der Sonne den *kleinsten* Abstand des Mars von der Erde hinzugefügt hätte. — In die geographischen Maasse weiss er sich so wenig zu finden, dass er, weil die Erde 1720 Meilen im Durchmesser habe, ihren Umfang auf 5403$\frac{3}{7}$ Meilen berechnet, wofür die Mathematiker, wie er zu glauben scheint, nur um runde Zahlen zu haben, mit Vernachlässigung aller Genauigkeit 5400 Meilen setzen. — Den parabolischen Lauf der *Cometen* versteht er so, als wäre die ganze Laufbahn des Cometen eine Parabel; sie könnte doch wohl auch, meynt er, eine Ellipse oder gar eine Hyperbel seyn. Die physikalischen Einflüsse der Cometen auf unsern Erdball sind nach ihm nicht ganz zu bezweifeln, besonders auf Fruchtbarkeit im Pflanzenreiche und auf Krankheiten im Thierreiche.

Das mag hinreichen unser Urtheil über ein Werk zu bestätigen, mit dem wir um so weniger eine in der That bey schlechten Büchern immer schädliche Nachsicht haben konnten, je mehr wir uns berechtigt glaubten, von einem Gelehrten von Profession, wo nicht etwas Vorzügliches, doch etwas Erträgliches zu erwarten, und je mehr wir den armen Wissbegierigen bedauern, der sich aus solchen Werken unterrichten soll.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. September 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Königsberg, b. Nicolovius: *J. G. Georgi Geographisch-Physicalisch und Naturhistorische Beschreibung des russischen Reichs.* Erster Theil. 1797. 377 S. 8.

2) Riga, b. Hartknoch: *Historisch-statistisches Gemählde des Russischen Reichs am Ende des achtzehnten Jahrhunderts*, von *Heinrich Storch*. 1797. Erster Theil. 600 S. Zweyter Theil. 650 S. 8.

Schon 1777 beschloss der kosmographische Ausschuss der Petersburger Akademie der Wissenschaften eine zuverlässige, vollständige Topographie des russischen Reichs herauszugeben. Den Herren Pallas, Güldenstedt, Lepechin, Bakmeister, Stritter, Georgi nebst andern Akademikern, ward die Ausarbeitung wirklich übertragen, die aber ins Stocken gerieth, weil einige Glieder der Akademie ihren Wohnort veränderten, und andere vor der wirklichen Ausführung des Unternehmens mit Tode abgingen. Fast zwanzig Jahre später vereinigten sich Hr. Georgi und Storch, deren Arbeiten wir hier anzeigen, zu einer ähnlichen Unternehmung, Ausländern ein getreues Gemählde des russischen Reichs zu liefern, und wir freuen uns, dass gerade die vorher genannten Gelehrte diesen Entschluss gefasst haben, deren langer Aufenthalt im Reiche, dort erworbenen Kenntnisse, und Reisen in die entferntesten Provinzen, jeden Leser berechtigen, von ihnen die vollständigste Beschreibung dieses Kaiserthums zu erwarten, das wir bisher nur aus einzelnen, obgleich schätzbaren, Reisen, Topographieen und Materialiensammlungen einigermassen kennen.

Beide Vf haben die Bearbeitung so unter sich vertheilt, dass Hr. G. die physikalische Landesbeschaffenheit, die Geographie des Reichs nebst dessen natürlichen Merkwürdigkeiten, Hr. S. aber die eigentliche russische Statistik übernehmen will, jedoch dass beide Werke, als für sich bestehend, ohne Beziehung auf einander angesehen werden können. Wir wünschen aufrichtigst, dass keine unerwarteten Hindernisse ihren wohl angelegten Plan unterbrechen mögen, und vor allem sehen wir der Erdbeschreibung des russischen Reichs mit Verlangen entgegen.

Hr. G. verspricht in drey Octavbänden die vorher angezeigten Gegenstände zu fassen, und in dem vor uns liegenden ersten Bande beschreibt er die allgemeine Landesbeschaffenheit, die Gebirge und alle, grossen und kleinen Gewässer des russischen Reichs, nebst den Quellen, die er bey seinem Werke benutzte. Unter diesen haben wir manche handschriftliche Nachrichten und eine Menge russisch geschriebener Werke gefunden, die Ausländern grösstentheils unbekannt, oder wegen der Sprache unlesbar sind. Er giebt zugleich Nachricht von den neuesten allgemeinen Landkarten des russischen Reichs. Nach der akademischen von 1786 in drey Blatt, hat das geographische Departement beym Bergcadettencorps 1792 einen Atlas von 44 Statthalterschaften und einer Generalkarte, aber in russischer Schrift, durch Hn. *Wildbrecht* stechen lassen. Weil die Reichsgränzen 1793 durch die Statthalterschaften Brazlav, Minsk und Isjaslaw erweitert wurden, so hat dasselbe Departement jene Generalkarte, mit Hinzufügung der angeführten Provinzen, von neuem mit lateinischer Schrift unter dem Titel: *Carte generale de l'Empire de Russie* 1793 herausgegeben. Doch bald hernach erfoderte die letzte Theilung Polens eine neue Gränzkarte. Eine solche hat auch der Ingenieurcapitain *Oppermann* russisch in vier Blatt besorgt, unter dem Titel: Neue Gränzkarte des russischen Reichs vom baltischen bis zum caspischen Meer. Gr. G. verspricht beide bey den Karten zu benutzen, welche seiner Beschreibung beygefügt werden sollen. Die Bemühungen der russischen Regenten, die asiatischen Provinzen ihres Reichs durch reisende Akademiker erforschen zu lassen, sind in der Geschichte der Landeskenntniss sehr unterrichtend entwickelt. Unter diesen auf kaiserliche Kosten unternommenen Reisen, wird die neueste noch ungedruckte, vom Capitain Billings unternommene, wichtige Aufschlüsse geben. Er besuchte die östliche Eismeerküste, das tschutskische Vorgebirge, Neualbion und die Kurilen von 1787 bis 1793. Pallas Reise hat der Regierung 12000, und Güldenstedt Reise nach dem Kaukasus 21,834 Rubel gekostet.

Russlands Arealgrösse wird hier nur nach frühern Angaben und nicht nach den neuesten Karten bestimmt. Die Grösse der polnischen Acquisitionen, die Hr. Storch doch auf 313,201 Quadratwerste schätzt, eben so wenig, ungeachtet letztere so schwer nicht auszumachen war. Die verschiednen russischen Landstriche vertheilt Hr. G: in den südlichen, mittlern oder gemässigten und den nordlichen, den letzten aber wieder in den kalten vom 58 — 67° und den arctischen oder hyperboreischen vom 67° bis zum äussersten Norden. In beiden sind die Gewitter so selten, dass das Wild beym Blitz und etwas starken Donnerschlägen vor Schrecken stehn bleibt, bis es sich allmählich wieder erholt. Der längste Tag in Kola unter 68° 52' dauert sechszig unserer Tage. Als Ei-

Einleitung zur Beſchreibung aller ruſſiſchen Gebirge dient eine ſkizzirte Ueberſicht des ruſſiſchen Bergbaus, und wie derſelbe ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts betrieben worden. Um 1074 hatte Ruſsland ſchon drey Eiſenhütten, die jährlich 159,000 Pude Stangeneiſen lieferten, und um eben dieſe Zeit lieſs Zaar Alexei das uraliſche Gebirge durch deutſche Bergleute unterſuchen. Die den Bergwerken zugeſchriebenen Bauern haben ſeit 1788 manche Erleichterung erhalten. Ihr zu geringer Lohn ward erhöhet, ihre Arbeiten näher beſtimmt; auch ſind ſie nur in der Zwiſchenzeit ihrer Feldarbeiten zu Bergwerksverrichtungen verpflichtet. Eigentlich können ſie ihre Frohnen in vier Wochen verrichten. Das Kolywanſche ſilberhaltige Kupferbergwerk ward 1744 nebſt 3121 dazu gehörigen Leuten dem Beſitzer Demidof für 29,445 Rubel von der Krone abgekauft. Dieſe Summe konnte er terminweiſe von ſeinen jährlichen Abgaben zurück behalten. Die vornehmſten Gebirge des Reichs beſchreibt Hr. G. nach funfzehn Abtheilungen, und bemerkt bey einer jeden, welchen Schriftſtellern er bey der nähern Auseinanderſetzung folgte.

Die Kenntniſs aller ruſſiſchen Gewäſſer füllt dann den übrigen Theil des erſten Bandes. So genau der Vf. auch die Ruſsland umgebenden Meere, die groſsen und kleinen Binnenſeen, den Urſprung aller Flüſſe, ihre Vergröſserung durch Nebenflüſſe, die Beſchaffenheit ihres Bettes oder ihrer Ufer, auch zuweilen die Geſchwindigkeit ihres Stroms unterſucht, ſo können wir hier doch nur ſein Verdienſt im Allgemeinen rühmen, das wichtigſte über dieſen Gegenſtand aus einer Menge zerſtreuten Nachrichten hier mühſam geordnet zu haben. Da er in den folgenden Abſchnitten die Naturproducte aller drey Reiche ausführlich behandeln wird, ſo iſt bis dahin alles, was man hier über Fiſchereyen und Schiffahrt vielleicht erwarten durfte, verſparet worden. Die genaue Claſſification der bekannten und unbekannten Flüſſe erleichtert den Gebrauch ruſſiſcher Karten, und das Studium der vorhandenen Reiſen und Topographieen vorzüglich, und nach der genauen Inhaltsanzeige wird es jedem Leſer leicht, den Fluſs oder See aufzufinden, über welchen er Belehrung wünſcht.

In Hn. *Storchs ſtatiſtiſchen Gemählde* werden Ruſslands Einwohner nach ihrer Menge, Sprache, Induſtrie, Religion, Cultur und Verfaſſung geſchildert; auch ſoll darin die Staatsverwaltung des ganzen Kaiſerthums vorgelegt werden. Aus andern ähnlichen Schriften, vorzüglich durch das treffende Gemählde von Petersburg, iſt des Vf. Behandlungsart hinlänglich bekannt, wir haben eben dieſelbe auch in den beiden vor uns liegenden Theilen wiedergefunden. Er hat die Arbeiten ſeiner Vorgänger zweckmäſsig benutzt, und die Belege ſeiner Angaben, Handelsliſten, oder einzelne genauere Unterſuchungen in beſondern Anmerkungen und Belegen am Ende eines jeden Bandes angehängt. Vor Hupels bekannten Verſuchen hat dieſes Werk, ſeine gröſsere Ausführlichkeit ungerechnet, bedeutende Vorzüge, und wenn wir gleich bey einzelnen Darſtellungen nicht mit dem Vf. ganz übereinſtimmen, ſo können wir ſein Werk doch mit Ueberzeugung allen empfehlen, die ſich über Ruſslands Staatskunde gründlich unterrichten wollen, und weder Zeit noch Gelegenheit haben, die Menge der darüber vorhandenen Schriftſteller zu befragen.

Nach einer kurzen geographiſchen Ueberſicht des ganzen Reichs, die nur 37 S. beträgt, enthält der erſte Theil drey Abſchnitte. Zuerſt wird die Verwandtſchaft und Verſchiedenheit der in Ruſsland wohnenden Völker unterſucht, auch das wichtigſte ihrer Geſchichte berührt, ohne jedoch die Streitigkeiten über ihren Urſprung und die Hypotheſen über ihre frühern Schickſale zu wiederholen. Bey den Ruſſen, als dem Hauptvolk, verweilt der Vf. vorzüglich; auch ſind die wichtigſten Veränderungen ihres Reichs und deſſen allmählige Ausdehnung nebſt den merkwürdigſten Regierungen in einer gut geſtellten Ueberſicht dargelegt. Er theilt dieſe Nation in Groſs- und Kleinruſſen. Zu den erſten gehören die Unterthanen des vormaligen nowogrodiſchen Staats, und zu den letztern, die Bewohner des Groſsfürſtenthums Kiow, welche mehr mit andern Völkern, ihren Nachbarn und ältern Beherrſchern vermiſcht ſind, ingleichen die Koſacken. Wie ſich dieſe weiland furchtbare Räuber in Ruſsland ausbreiteten, nach ihren Wohnſitzen an fiſchreichen Strömen benannt wurden, und zum Theil noch nach ihrer urſprünglichen Verfaſſung am Don, und auf der Inſel Taman leben, hat der Vf. hier ohne anſcheinenden gelehrten Aufwand ſehr belehrend erzählt, und ſeine Nachrichten geben in zweckmäſsiger Kürze mehr Aufſchlüſſe, als andere weitläuftige Werke, die ausſchlieſsend von den Koſacken handeln. Nach der Hauptnation ſind jetzt die Tataren und Polen die zahlreichſten, und die Samojeden werden zu den Völkern ungewiſſer Abkunft gerechnet, weil ihre rohe Sprache ſo ſehr von der ihrer Nachbarn oder anderer ruſſiſchen Nationen abweicht. Hr. S. hat dieſe Materie hier nicht gerade von neuem unterſucht, ſondern folgt den Arbeiten anderer Gelehrten nach kritiſcher Prüfung; ihm bleibt jedoch das Verdienſt der beſſern Ordnung und der Auswahl der wichtigſten Bemerkungen, die dort oft in einem Haufen etymologiſcher und antiquariſcher Nachrichten vergraben ſind.

Der zweyte Abſchnitt ſchildert die Bevölkerung des ruſſiſchen Reichs nebſt den vorhandenen Anſtalten zur Erhaltung und Vermehrung der Volksmenge. Es ſind darin auſser den Angaben der Volksmenge, die auf 36,152,000 Seelen geſchätzt wird, und die uns auch die richtigſte ſcheint, bis uns die vollendete Reviſion 1796 eines beſſern belehren wird, ſehr intereſſante Reſultate über die Verhältniſſe der Gebornen zu den Geſtorbenen, die Fruchtbarkeit der Ehen, die Urſachen der Mortalität etc. aus *Kraft's* und *Herrmann's* Abhandlungen in den Schriften der Petersburger Akademie gezogen. Wer dieſe etwa nicht zur Hand hat, kann die Belege der hier mitgetheilten Beobachtungen in *Zimmermann's* Annalen. Th. I. S. 133–333 etc. finden. Ruſsland hat durch die polniſchen Acquiſitionen ſeit 1793 ſeine Volksmenge u

5,400,000 Seelen vermehrt. Das einzige Gouvernement Moscau zählt nur über 2000 Seelen auf die Quadratmeile, dahingegen 7 Stadthalterschaften nur von 1000 bis 1500, 9 von 100 bis 500, und acht nicht einmal 100 Seelen auf einer gleichen Oberfläche halten. Im Ganzen ist die Fruchtbarkeit dort nicht so groſs als in andern europäischen Ländern. Auf hundert Ehen kann man im Durchschnitt nur 362 Kinder annehmen. Für die Gesundheitspflege im ganzen Reiche sorgt das von Catharina II geschaffene medicinische Reichscollegium, versieht alle Statthalterschaften mit Aerzten, Wundärzten und Apothekern, hat die Aufsicht über die Kronapotheken, die aber wegen der Concurrenz ähnlicher sich mehrender Privatanstalten der Krone jährlich weniger einbringen, prüft alle Aerzte und Wundärzte, kann auch die medicinische Doctorwürde ertheilen. Dasselbe hat ansehnliche Einkünfte, unter andern ein Procent von allen Civil- und Militärgehalten, wofür es aber diese kaiserlichen Beamten für ihre Person umsonst curiren muſs. Die Nachrichten über alle im Reiche vorhandenen Hospitäler, Findel- und Pockenhäuser, sind ebenfalls sehr belehrend; auch enthält eben dieser Abschnitt eine kurze Geschichte der Pest, welche Moscau 1771 verheerte. Um ihrer künftigen Verbreitung vom türkischen Reiche her vorzubeugen, sind seit 1795 drey besondere Quarantainen nahe an der türkischen Gränze angelegt; nämlich im Hafen Odessa (vormals Hadschibey) am schwarzen Meer, in der Stadt Jampol in Brazlaw und im podolischen Flecken Shwanez. Von den deutschen unter der vorigen Regierung gegründeten Colonien, deren Privilegien hier nach den kaiserlichen Ukasen angeführt sind, haben die in Saratow den besten Fortgang gehabt, 1790 bestanden sie aus 30,932 Personen, und als diese 1782 gröſstentheils wegen der ihnen vorher angewiesenen, zum Ackerbau untauglichen Gegenden, in andere versetzt wurden, kostete der neue Anbau ihrer Häuser der Krone 1,025,000 Rubel. Doch sind die Colonisten verpflichtet, der Krone alle auf sie verwandten Kosten binnen zehn Jahren, in drey Terminen wieder zu erstatten. Dieser Theil schlieſst mit der Schilderung des physischen Zustandes der Einwohner. Sie beweist überall die Aufmerksamkeit des Vf., das interessanteste aus den Schriften seiner Vorgänger zu seinem Zweck auszuwählen.

Der zweyte Band beschäftigt sich mit der hervorbringenden Industrie der Russen, oder der Gewinnung der vornehmsten Landesproducte, von der Jagd bis zum Bergbau. In dem Abschnitt von der Jagd werden unter andern die vorzüglichern Thiere beschrieben, denen man nur ihrer Felle wegen nachstellt. Daſs Ruſsland bey dem Reichthum an Pelzwerken aller Art, dennoch fremdes Pelzwerk einführt, fällt unserm Vf. freylich auf, und er ist daher geneigt zu glauben, daſs die Menge, welche davon jährlich nach Petersburg gebracht wird, vielleicht aus andern russischen Häfen kommen. Allein dies ist gröſstentheils canadisches Pelzwerk, welches englische Schiffe einführen, wie Coxe schon früher gezeigt hat, auch unter andern die vielen Bieberfelle beweisen, deren in einzelnen Jahren über 40,000 Stück eingeführt wurden, und zum Theil nach China gehn sollen. Daſs die Russen der schrecklichen Kälte in Nowaja Sembla und anderen Gegenden des Eismeers besser als andere Seefahrer Trotz bieten können, wird hier unter andern durch das Beyspiel eines Schiffers aus der Stadt Mesen bewiesen, der 26mal in Nowaja Sembla überwinterte, und sechs Winter in Spitzbergen zubrachte. Auch geht gewöhnlich jedes Jahr von Archangel ein Schiff zum Ueberwintern nach Spitzbergen, und doch erhalten die Leute, die man zum Wallroſsfang mitnimmt, für eine Reise nur 5 bis 10 Rubel. Die kleinen und groſsen Fischereyen, die Viehzucht, der Ackerbau und andere Beschäftigungen der Landleute werden nebst dem Bergbau gleich ausführlich behandelt, und häufig giebt der Vf. Vorschläge, wie einzelne Zweige der ländlichen Industrie vervollkommt, der Ackerbau vermehrt und den bisherigen Holzverschwendungen vorgebeugt werden muſste. Diese sind in der That, weil das Reich keine Forstordnungen besitzt, ungeheuer. Jeder Bauer zerstört des Jahrs bloſs wegen seiner Bastschuhe 150 junge Lindenstämme. — Die im Ob gefangenen Störe geben bis zwey Pude Kaviar, und zuweilen hat man an der Mündung der Wolga Hausen gefangen, welche 70 Pud wogen, und von denen 20 Pud Rogen gewonnen wurden. Die Ustzügen oder Fischwehren an der Wolga gehörten bis 1704 dem Patriarchen; damals wurden sie ein Regal der Krone. Diese erhält jetzt von jedem Pud Hausenblase fünf Rubel, von jedem Pud Rogen aber 2 Rubel 80 Kopeken an Abgaben. Was Ruſsland in neuern Zeiten an Talg, Häuten, Leder und andern Producten der Rindviehzucht ausgeführt hat, stieg in einzelnen Jahren zuweilen auf 6,862,000 Rubel. Jenseit des uralischen Gebirgs giebt es keine Bienen. Desto häufiger sind sie in der Provinz Ufa. Einzelne Baschkiren besitzen in den Waldungen 100 bis 1000 Bienenstöcke, aus denen sie jährlich 40 bis 100 Pud Honig gewinnen. Ein östreichischer Mönch, der als Gefangener nach Astrachan gebracht ward, pflanzte dort die ersten Weinstöcke, und erhielt 1613 vom Zaar Michael den Auftrag, einen Weinberg anzulegen. Seinem Beyspiel folgten bald mehrere Einwohner, und sie verschrieben schon 1640 einen deutschen Weingärtner. Peter der Groſse suchte später durch mancherley Mittel den Weinbau empor zu bringen, der aber jetzt sehr vernachläſsigt wird, und nur einen herben schlechten Wein liefert, weil die Einwohner schon aus dem Verkauf der Trauben, die durch ganz Ruſsland verführt werden, beträchtliche Vortheile ziehen. Indessen könnte in den südlichen Provinzen guter Wein gezogen werden, wenn die Einwohner ihn nur zu behandeln wüſsten. Der Schilderung der russischen Bergwerke ist eine kurze Geschichte des dortigen Bergbaues vorangeschickt, darin wir verschiedene Angaben und Bemerkungen gefunden haben, die Hr. *Georgi* in seinem ähnlichen Aufsatze übersehen oder übergangen hat. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Bergwerke und ihren gewöhn-

wöhnlichen Ertrag findet man hier die neuesten Angaben gesammelt. Seitdem die Arbeiten der Bauern bey den Bergwerken genauer bestimmt sind, auch ihr Tagelohn erhöhet wurde, ist kein neues Bergwerk aufgenommen worden. Der Eltonsee in der Provinz Saratow liefert jährlich 5¼ Mill. Pude Salz. Es ist aber nie ganz rein, sondern mit Bitterfalz und Natron vermischt. Der Salzpreis im Lande wird hier immer noch zu 35 Kop. das Pud bestimmt, ungeachtet derselbe durch die kaiserliche Ukase von 1791 bis auf 40 Kop. erhöht worden.

STOCKHOLM, b. Zetterberg: *Geografie, Sammandragen utur de nyaste och Gilför liteligaste Auctorer* — IV Tomen författad af (Geographie nach den neuesten und besten Auctoren verfasst. Vierter Theil, von) *Daniel Djurberg*, Rector Scholae und Mitglied der Cosmographischen Gesellschaft in Upsala. 1795. 1 Alph. 18 Bog. 8.

Man kennt die geographischen Bemühungen des Vf. schon aus seiner ausführlichen Geographie in schwedischer Sprache, wovon der erste Theil 1785 erschien, und die Beschreibung der Erdkugel und Europas überhaupt, nebst der von Portugal, Spanien und Frankreich, der andere Theil in 2 Bänden 1788 die von der Schweiz, den vereinigten Niederlanden, Deutschland und den preussischen Staaten, der dritte auch in 2 Bänden, wovon der eine, 1792, Grossbrittannien, und der andere Dännemark, 1794, enthielte und davon letztere auch in der A. L. Z. (1790. Nr. 386.) angezeigt sind. Aber schon vor diesem grössern, noch nicht vollendetem Werk, hatte der Vf. schon eine kürzere Erdbeschreibung in drey Theilen 1776. 1778 und 1780 herausgegeben, welche ganz Europa umfasste. Und um diese letztere jetzt ganz vollständig zu machen, erscheint nun dieser vierte Theil, welcher die geographische Beschreibung der übrigen Welttheile liefert. Der Vf. rechnet derselben fünf, nämlich Asien, Afrika, Nordamerika, Südamerika und Polynesien. Er macht also aus Amerika 2 Welttheile, weil es durch einen schmalen Strich Landes von der Natur gleichsam in 2 Theile getheilt sey, deren jeder so gross ist, dass er als ein besonderer Welttheil angesehen werden muss. (Aber wie gross muss dann ein Land seyn, um ein Welttheil heissen zu können?) Der Vf. hat nirgends die neuesten und zuverlässigsten Autoren angeführt, deren er sich bey dieser Arbeit bedient hat. Doch sind die besten Karten, die er gebraucht hat, angezeigt worden. Seine Arbeit ist auch wohl eigentlich mehr für Schweden als für das Ausland, dem es an geographischen Schriftstellern nicht fehlt, bestimmt. Was die Menschen in Asien anbetrifft, so unterscheidet er sie nach 5 bis 6 verschiedenen Gesichtsformen in Araber, Tatarn, Moguln, Indier, Chinesen und Samegeden, und findet daselbst etwa 20 Hauptstämme von Menschen, die eben so viele Hauptsprachen reden. Die Anzahl der Einwohner rechnet er dort nur zu 240 Millionen. Persien giebt er 18 bis 20 Mill.; China 80 Mill., und dessen jährliche Staatseinkünfte seyn 5900 Schiffpfund Silber und 9,400,000 Tonnen Getraide. Japan hat 10 Mill., ganz Afrika 100 Mill. Auf dem Cap zählt er an 50000 Menschen von europäischer Herkunft. Nordamerika, oder wie er es auch nennt, Columbia, theilt er in 5 Haupttheile, 1) Vingandacoa oder die vereinigten amerikanischen Staaten, die viermal so gross als Frankreich sind, und volle 4 Millionen Menschen haben? 2) Die spanischen Besitzungen mit 10 Mill., worunter 6 Mill. Eingeborne und unter diesen noch etwa 2 Mill. ganz freye Menschen sind. 3) Die englischen Besitzungen mit 1 Mill. Einwohner, wovon höchstens 400000 europäische Abkömmlinge sind. 4) Stuchtan Nitada, welches den nördlichsten Theil Columbiens ausmacht, und wieder in die russischen Besitzungen, das Land der Kupferwilden und Grönland eingetheilt wird, wovon letzters 10000 Einwohner hat. 5) Westindien. Von der Insel St. Bartelemy vermutheten wir etwas mehr zu lesen. Der dort angelegten Stadt Gustavia ist noch nicht gedacht. Südamerika giebt er höchstens 30 Mill. Polynesien, nach ihm der 5 Welttheil, besteht aus einer grossen Insel, die ihrer Grösse wegen für ein festes Land angesehen werden kann (Ulimaroa fast allein so gross als Europa) und einer Menge kleinere Inseln, alle zwischen dem indischen und stillen Meer und zum Theil auf letztern belegen, die zusammen 90000 Quadratmeilen betragen und also grösser als Europa sind. Es wird hier in sieben Theile getheilt: 1) Die Philippinischen Inseln. 2) Die Sundischen Inseln. 3) Die Gewürzinseln. 4) Ulimaroa, welche Insel zehnmal so gross als Schweden oder Borneo ist, da dieses sonst für die grösste Insel auf der Welt gehalten wird. 5) Neuseeland. 6) Eine Menge im grossen Ocean zerstreut liegende Inseln, als die Ladronischen-, Pelew-, Carolinischen-, Mulgrawischen- und Cooks-Inseln. 7) Das südliche Polarland.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

EISENACH u. HALLE, b. Gebauer: *Das Weib*, oder compendiöse Bibliothek alles Wissenswürdigsten über weibliche Bestimmung und Aufklärung. IV. Heft. 1797. 6¼ Bog. 8. (6 gr.) (S. die Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 10.)

FREYBERG, in d. Crazischen Buchh.: *Cyanen*. Vom Verfasser des Guido von Sohnsdom. 2tes Bändchen. 1797. 172 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 222.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. September 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Stockholm, b. Carlbohm: *Bref om Maroco af* (Briefe über Marocco, von) *Olof Agrell.* 1796. 661 S. 8.

Der Vf., der als Secretär beym schwedischen Consulat in Marocco steht und neulich zum königl. Secretär ernannt ist, den auch die nordische Gesellschaft in London zum Mitgliede aufgenommen hat, ist ein glaubwürdiger und angenehmer, bisweilen launigter, Erzähler. Er schreibt als Augenzeuge von Dingen, davon er völlig unterrichtet seyn kann. Einige reisende schwedische Officiers, die gleichfalls in Marocco gewesen, haben Rec. versichert, dass Hn. *As.* Nachrichten völlig zuverlässig sind. Und desto angenehmer müssen sie seyn, wenn es gleich vorhin nicht ganz an Nachrichten von diesem Lande fehlt. Man lernt das Volk und dessen Denkungsart, die dort herrschende Politik und den eisernen Despotismus daselbst, anschaulicher kennen. Der Vf. ging im Aug. 1789 von London nach Gibraltar ab, wo er den 21. ankam. Der General O-Hara, ein natürlicher Sohn des Lord Turully, ein ansehnlicher, reicher, sehr beliebter, braver Mann und guter Ingenieur, war Gouverneur und Commendant daselbst. Er hatte die Festungswerke, welche Elliot auf dem Felsen selbst anzulegen angefangen hatte, sehr vermehrt und erweitert, ordentliche und breite Wege darinn aushauen und grosse Säle mit 24 und 32pfündigen Kanonen meublirt darinn anlegen lassen. In dem Felsen war ein Mörser ausgehöhlt, der an 1000 Kartetschen fassen kann. Die Garnison bestand aus 5000 Mann; sie litt am meisten an Fussschäden, wegen der beständigen Arbeit des Steinsprengens, und des vielen Steigens der in den Felsen eingehauenen Treppen. Die Garnison ist auf 1½ Jahr verproviantirt, und der Dienst ist immer so streng wie im Felde, doch darf kein Soldat mit dem Stock angerührt werden. Die Festung ist mit 300 Kanonen besetzt, und wenn am Ende dieses Jahrhunderts alle neue Werke fertig sind, wird sie von 450 Kanonen geschützt werden.

Der erste Brief des Vf. aus Tangier ist vom 5 Sept. 1789 und der 18te und letzte eben daher vom 6 Oct. 1791. Sobald der Vf. auf der Küste von Afrika ankam, fand er alles verändert. Kleidung, Bauart, Sprache, Volk, Sitten, Alles, was man sieht und hört, hat keine Aehnlichkeit mit dem, was in Europa vorkömmt. Der Vf. beschreibt ein mohrisches Begräbniss, das er vom Dache ansahe. Das ganze Feld um Tangier herum glich einer Arangerie.

Zweyter Brief. Feyer der Flucht Muhameds. Es wird ein Lamm geopfert; was davon nicht verzehrt wird, wird in kleine Stücke geschnitten und an der Sonne getrocknet. Nachricht vom dortigen Frauenzimmer; es wird völlig auf orientalischen Fuss behandelt. Die Juden sind dort übel daran. Ein Jude darf in Gegenwart vornehmer Mohren nicht einmal nach Landesgebrauch mit untergeschlagenen Beinen sitzen, sondern er muss auf den Knien liegen oder auf den Hacken sitzen. Thee wird dort sehr viel, doch ohne Sahne, getrunken. In dem Zimmer, worinn der Gouverneur Abdelmalek, dem schwedischen Generalconsul Wyck und dem Vf. Audienz gab, waren weder Meublen, noch Fenster noch Zierrathen, ausser Matten auf dem Fussboden, und gemahlte Bildhauerey an dem Plafond und über den Thüren, doch keine Bilder. Die maurischen Häuser sind so gebauet, dass alles mit Mauern umgeben ist, und selbst der Eingang von der Gasse zu ist so in Zickzack angelegt, dass man nicht von da gerade in den Hof sehen kann. Für Mannspersonen wird es unanständig gehalten, auf das Dach des Hauses zu gehen, wo man leicht die Frauenzimmer seines Nachbarn sehen könnte. Die Betten sind bey Vornehmen drey Ellen von der Erde erhöht, und man steigt mit einer Leiter hinein. Keine Fenster im Hause weder nach der Strasse noch nach dem Hofe zu; nur sind kleine Lücken im Dach, und das Tageslicht fällt bloss durch die Thüre herein; so bald es anfängt dunkel zu werden, wird eine hängende Lampe angezündet. Der kleine Hofplatz, der nach jeder der Seiten ein Zimmer hat, ist mit einem Weinstock oder Feigenbaum bedeckt. Tangier hat 5 bis 6000 Einwohner, ungefähr 8 bis 10 Personen auf jedes Haus gerechnet. Die Mohren haben ihre Handelsbuden und Werkstätten ausser Hause. Wenn der Hausherr zu Hause ist, sitzt er gemeiniglich beym Eingange der Thür. Selten sieht man einen Mohren lächeln, nie laut lachen, nie spatzieren gehen. Die Weiber besuchen sich ganz mit ihren Haiks bedeckt, und selbst der Mann darf nicht zu seiner Frau hereingehen, wenn er ein paar rothe Frauenzimmer-Pantoffeln, vor der Thüre, wo sie solche immer stehen lassen, erblickt. Die Mohren sind doch weniger eifersüchtig in Ansehung der Juden und Christen als unter sich selbst. Die Weiber gehen im Hause im blossen Hemde, die Jüdinnen tragen doch Röcke; alle schminken sich. Die arabischen Weibsleute auf dem Lande malen sich schwarze Figuren auf die Wangen, einen schwarzen Strich auf die Nasenspitze und das Kinn, nebst einem schwarzen Ring um die Brüste; die Füsse, die flache Hand und die Nägel werden

werden mit braungelber Farbe angestrichen. Um den Augen mehr Feuer zu geben, wird die äusserste Kante der Augenlieder mit einer matten schwarzen Farbe bemalt. Die Verheiratheten vertilgen die Haare an gewissen Theilen des Leibes mit einer Art Salbe. Es sind jetzt auch viele Neger in diesem Lande, und die Vermischung hat Gesichter von allen Schattirungen erzeugt. — Der damalige Kaiser lebte mit seinem Sohn, Muley Yazid, in grosser Uneinigkeit, und war ein grosser Feind der Engländer, weil der Gouverneur von Gibraltar ihm eine dahin geschickte schadhafte Fregatte nicht hatte repariren wollen, welches dagegen die Spanier zu Cadix thaten. Der Kaiser stand wegen des damaligen Krieges K. Gustavs III gegen Russland, so gut mit dem schwedischen Consul, dass er ihm zu Gefallen gerne seinem besten Freunde hätte den Kopf abschlagen lassen. Die Mohren wollen nur immer Geld von den Christen haben. Nur das einzige kleine Maltha erhält jährlich eine gewisse Summe von etwa 300 bis 500 Piaster aus der Kasse des Kaisers, zur Auslösung einiger Türkensklaven, und dies thut er nicht aus Barmherzigkeit; sondern bloss um für orthodox und nach seinem Tode für einen Heiligen gehalten zu werden.

Dritter Brief. Zuerst von dortigen Klima. Die Natur bezieht da gleichsam nie das Winterquartier; aber so schön das Land ist, so widerlich sind dessen Einwohner. Fest der Geburt Muhameds: die vor 1204 Jahren geschehen war. Eine vornehme Mohrin kleidet sich an diesem Tage, wie eine Bürgersfrau, stellt sich als wenn sie die ganze Nacht in der Geburt arbeitet, bis sie am Morgen einen Sohn zur Welt bringt. Diess wird sogleich durch Schiessen und das gewöhnliche Freudengeschrey — *i* — *ja* — *i* — *ja* — *i* — *ja* — *i* bekannt gemacht. Am letzten Tage dieses Festes werden die Knaben von 5 bis 6 Jahren beschnitten. — Beschreibung eines mohrischen Lagers. Von der Nahrungs- und Lebensart der Mohren. Butter wird in zusammengenäheten Ziegenfellen gemacht, und mit den Fingern aus den Haaren dieser Felle herausgeklaubt. Ihr Käse ist geronnene und an der Luft getrocknete Milch. Das Wasser wird in getrocknetem oft von aussen zu mehrerer Dichtigkeit mit Theer und Pech bestrichenen Fellen umhergefahren. Doch weil sie kein Wasser trinken: so ist auch von keinem Trinkgelde; aber wohl von Fleischgelde, die Rede. Nachricht von den dortigen Schlangenfressern. Sie verschlucken vorher verschiedene Händevoll Halm, um wie sie sagen, der Schlange im Magen ein Bett zu bereiten. Der Vf. wundert sich, dass die Mohren an Kenntniss und guter Einrichtung noch so weit hinter uns sind, als ihre Zeitrechnung hinter der christlichen ist.

Der vierte Brief enthält Nachrichten eines englischen Regimentschirurgus, Lempriere, der nach Turudant gefodert ward, die Prinzen Mully Abdsalem von einem Augenschaden zu kuriren. (Dieser hat seine Reise selbst englisch beschrieben, worinn sich die hier angeführten Thatsachen denn noch weitläuftiger finden.

Der fünfte Brief handelt von des Kaisers bey ihm in Ungnade gefallenen Prinzen Yazid, der sich desfalls in einem dortigen Asyl aufhält. Er ist kein Freund der Christen, wie sein Vater, der besonders Freund der Spanier war. Dagegen war er vorzüglich ein Feind der spanischen Partey.

Der sechste Brief enthält die Fortsetzung von Lampriere's Nachrichten, seiner Reise über den Berg Atlas und dessen Bewohner, die *Brebern*, die er für Aborigines ansieht. Im Harem zu Marocco fand er eine wahre europäische Schönheit, die Favoritsultanin Huija, eine geborne Italienerin von 30 Jahren, die sich sehr freuete, einen Christen zu sehen; sie hatte doch nicht mehr als täglich 30 römische Sch. vom Kaiser zum Unterhalt.

Im siebenten Brief beschreibt der Vf. die gefundenen römischen Alterthümer und Ruinen von Gabinia und der Stadt Tingis, auch einige römische Münzen. Doch merkt man bald, dass er hier so wenig als in dem, was er von der Naturhistorie des Landes sagt, in seinem rechten Fach ist. Doch er selbst rechnet sich auch nur S. 222 zu der Klasse der illiteraten Reisenden. Zuletzt noch einige Anekdoten von der kaiserl. Familie.

Der achte Brief ist für die dortige Statistik merkwürdig. Ein dortiger Renegat *Driss*, der sich für einen durch ein Duell unglücklich gewordenen deutschen Grafen ausgiebt, eigentlich aber ein niederländischer Advokat seyn soll, der seine Clienten, so wie hernach, in Verbindung mit einer Kammerjungfer ihre Herrschaft in Portugal, bestohlen, und sich nach Marocco geflüchtet hat, ist der Vf. eines dortigen Hofcalenders, den er dem Vf. unter dem Titel: *La Cour de Maroc, ses forces maritimes et terrestres*, pour l'an 1789 in MS. mitgetheilt hat, und der hier davon eine Uebersetzung mit Anmerkungen einrücken lassen. Rec. traut doch Hn. Driss nicht so viel als Hn. Agrell selbst. Der weltliche Titel des marocanischen Kaisers ist *Sultan-Elgharb*, d. i. Herr des westlichen Landes, so wie der Sultan in Stambol Herr des östlichen Landes ist. Von seinen Staatsbedienten und Sklaven wird er genannt: Gottes Statthalter, der rechtgläubigen Fürst, gross, gnädig, gesegnet, vollkommner Scheräf, Iman oder Prälat u. s. w.; er heisst auch *Sidi Elseibir*, d. i. Grossherr. Er hatte 13 Prinzen. Alle Prinzen, die von einem Sultan abstammen, heissen Muley, ihrer sind über 1000 in *Tafilet*. Die vornehmste Sultaninn heisst *Lilla Kabira*, d. i. grosse Frau. Es werden 85 Hofchargen aufgerechnet, worunter nur die des Gen. Falkeniers erblich ist. Alle leben ohne Lohn, bloss von dem was sie von allen, die etwas zu suchen haben, erbetteln, oder erpressen. Der Sultan kann ihnen nach Belieben Leben und Eigenthum nehmen; ist doch das ganze Land ein Privateigenthum desselben. Er exequirt ihre Todesstrafe oft in eigner hoher Person. Die gewöhnlichen Gesellschafter des Kaisers sind sieben erfahrene Männer. Unter die Hofchargen gehören auch 12 Hofwagenzieher, die den Sultan in den Schlosshöfen und Gärten in kleinen Kaleschen spatzieren ziehen; in den Gärten des

des Harems geschieht diess doch bloss von Weibspersonen und Verschnittenen. Der Hofstaat ist beynahe auf europäischen Fuss eingerichtet; ein Oberkammerherr mit 24 Kammerjunkern, auch ein paar Bibliothekarien, ohne Bibliothek. Der Gouverneurs sind 30. Die Rechtsgelehrten, Talbs, haben das ganze Erziehungswesen in Händen, worinn die Regierung sich nicht mischt. Wer den Koran auswendig kann, ist ein mohrischer Polyhistor. In Tetuan und in grosen Städten findet man doch Schulen, wo Euclides Elemente, etwas Algebra und Astronomie gelehrt wird. Die Flotte, die an 50 Capitains und an 6000 Matrosen haben soll, ist wohl schwerlich, wie S. 238 angegeben wird, 24 grose und kleine Schiffe stark. Die Häfen des Landes werden von Jahr zu Jahr untiefer. Diese Barbaren sind nur gefährlich durch die Schuld der europäischen Seemächte. Project eines französischen Admirals; es sollten alle handelnde Nationen nach der Grösse ihres Handels gewisse Procente an die malthesische Regierung bezahlen, die dafür beständig eine Flotte zur Beschützung der europäischen Schiffe gegen die afrikanischen Seeräuber halten und für die, welche etwa weggekapert würden, so wie für die Auslösung der Gefangenen stehen müsste. Allein gewisse stolze Mächte werden nicht unter der Regierung von Malta stehen wollen, und müssen sich nun Gesetze und Friedensbedingungen von einem Feinde vorschreiben lassen, den sie wirklich verachten. Die Landarmee besteht aus Negern und Eingebornen und erstere, die Ismael, nachdem er ein weites Land südwärts des Atlas eingenommen, hereinbrachte, bekamen bald die Oberhand. Ismael brachte sie zu Muhameds Lehre; verheirathete sie mit den Töchtern des Landes, und so entstand eine neue Generation zu Raub und Mord geboren und erzogen. Sultan Machmud, der die Gefahr davon einsahe, vertheilte sie im ganzen Reich. Ihrer sind an 24000 unter sechs Generalen. Diese Negern werden nicht als Sklaven angesehen, können auch nicht verkauft werden. Der weissen Truppen oder Eingebornen sind 12000 Mann, also die ganze Armee 36000, ausser 3500 Artilleristen; unstreitig viel zu hoch gerechnet.

Der neunte Brief giebt von der Revolution nach Machmouds Tode, den dortigen innerlichen Unruhen, der Grausamkeit des Regenten, den Unterhandlungen der Consuls und El Yazid, bey dessen Thronbesteigung u. s. w. Nachricht.

Im zehnten und eilften Brief wird vom Ramadam- und Beiramsfeste, der Audienz des Consuls zu Larasch, dem Angriff des neuen Kaisers auf Ceuta und von Tetuan gehandelt.

Im zwölften Brief wird besonders die harte Judenverfolgung beschrieben, für welche die Mohren die gröfste Verachtung hegen.

Der dreyzehnte Brief enthält einige Anekdoten von dem englischen Prinzen Eduard, der damals in Gibraltar war, und beschreibt die mohrischen Hochzeiten; so wie der vierzehnte Brief die dortige Kindererziehung, den Ackerbau und die Aerndten.

Der funfzehnte Brief ist aus Gibraltar, wohin der Vf. auf einige Zeit gereiset war, geschrieben. Prinz Eduard lag noch mit seinem Regiment daselbst, er hatte dort 60000 Rthlr. Spec. einzunehmen, aber das war doch für seine Einfälle und Verschwendung unzureichend. Da der König, sein Vater seine Schulden, die doch bey seiner Abreise nur 3000 Pf. St. waren, nicht bezahlen wollte, so verkaufte der Prinz alles, was er hatte, und nahm fast nichts als die Kleider auf dem Leibe mit. Der Prinz gab Gelegenheit, dass sich das ganze schöne Geschlecht daselbst in zwey feindselige Parteyen theilte, und er verliess selbst Gibraltar zuletzt mit Verdruss. In den folgenden Briefen ist der Vf. wieder in Tangier.

Im sechzehnten Briefe beschreibt der Vf. unter andern den Unterschied zwischen den dortigen Arabern und Mohren. Letztere sind durch den Umgang mit den Europäern an eine ganz andere Lebensart gewöhnt als jene Zeltbewohner.

Der siebzehnte Brief giebt Nachricht von den Unterhandlungen des schwedischen Ambassadeurs und Obersten von Rosenstein mit dem Sultan in Marocco.

Der achtzehnte Brief redet von der Bombardirung Tangiers durch die Spanier, und dem endlichen Schluss der so schwierigen Unterhandlung des Hn. v. Rosensteins. Wenn civilisirte Nationen Friede machen, so geschieht es, weil sie nach beiderseitigem abwechselndem Glücke den Frieden wünschen, und sich unter einander hochachten und fürchten. Ganz anders ist es bey einer Friedensunterhandlung mit einer barbarischen Nation. Die beiden Negotiirenden sehen da den Frieden nicht aus einem Gesichtspunkt an; die eine macht Frieden um viel zu gewinnen, die andere um wenig zu verlieren. Sie verachten sich einander, allein der Verlust ist allezeit auf der stärkern, nämlich der europäischen, Seite, von der man nie über einen Feind siegen kann, gegen den man nicht seine Stärke zu gebrauchen im Stande ist. Man ist wenigstens immer gewiss, die Kosten der Zurüstung zu verlieren, die allemal vergeblich sind und nie gut gethan werden. Die kleinste Flotte, und die kürzeste Expedition gegen einen solchen Feind kostet immer mehr als die theuerste Ambassade oder als jährliche Geschenke. So lange das Privatinteresse von Europa diese barbarischen Mächte unterstützt und sie in gewissen Gewässern furchtbar macht; ist es für jede Nation besser, so gut zu dingen, als möglich ist. Ein gewisser Grad von Standhaftigkeit ist dabey besonders nöthig, als wodurch man bey diesen Barbaren mehr als durch List gewinnt. Der Oberste Rosenstein brachte lange nicht so viele Geschenke als man erwartete, und dennoch brachte er die Sache zum Schluss. Gewohnt einer despotischen Macht blind zu gehorchen, ohne Gefühl von natürlicher Freyheit und mitbürgerlichen Rechten, gewohnt zu schweigen und zu leiden, und ein Schicksal, das die Religion heiliget, zu verehren, geben sie nach, wenn sie sehen, dass man fest bey seinem Beschlusse bleibt. — Die Spanier hätten nach dem Vf. weit besser gethan, wenn sie, statt Tangier zu bombardieren, die bey dem alten Tingis liegenden

mohrischen Kriegsschiffe verbrannt hätten, welches sehr leicht hätte geschehen können. Auf der Rückreise giebt der Vf. zu Cadix von dem spanischen Volerotanz Nachricht, der alles übertreffen soll, was man sich von Grazie, Wollust und Lebhaftigkeit in einer anständigen Gesellschaft vorstellen kann; ihr Fandango zeigt manche Scenen fast unverhüllt, aber im Volero ist die Wollust mit dem Schleyer der Anständigkeit bedeckt. —

In einem Anhange wird von den weitern politischen Begebenheiten in Marocco und den dortigen blutigen innerlichen Kriegen, bis Solyman im J. 1795 den Thron behauptete, Nachricht gegeben, der auch nicht unterliess, von allen Consuln die jährlichen und gewöhnlichen Geschenke einzufodern.

GESCHICHTE.

Stockholm, b. Carlbohm: *Mythologiskt Lexicon: Oefversättning med tillägningar.* (Mythologisches Lexicon übersetzt und mit einigen Zusätzen herausgegeben von) af *Carl Stridsberg.* 1796. 372 S. 8.

Ebend., b. Ebend.: *Om de Gamle Romares Heliga Pläg seder* (von den heiligen Gebräuchen der alten Römer). 1796. 114 S. 8.

Beide Schriften gehören gewissermassen zusammen. Sie haben beide einen Vf., und beide einen und denselben Uebersetzer. Die zweyte dieser Schriften wird sowohl als ein Anhang zu den erstern, als auch für sich allein unter dem angeführten besondern Titel verkauft. Rec. darf sie nur kurz anzeigen. Denn die erste ist eine Uebersetzung von Moritzens 1704 herausgegebenen mythologischen Wörterbuch zum Gebrauch der Schulen, das der Prorector an der köllnischen Stadtschule, Hr. *V. H. Schmidt*, nach des erstern Tode fortgesetzt hat. Zusätze von Wichtigkeit haben wir nicht bemerkt, obgleich an etwa 40 neue kurze Artikel hinzugekommen sind.

Das zweyte Buch ist ein Auszug aus Moritzens ΑΝΘΟΥΣΑ oder Roms Alterthümern, Berlin 1791, welcher erste Theil die heiligen Gebräuche der Römer lieferte. Die Uebersetzungen von beiden sind nicht übel gerathen.

Den Schweden muss die Uebersetzung des Moritzischen Wörterbuchs desto angenehmer seyn, da *Wennerdahls* sonst dort gebrauchliches *Lexicon Mythico-Historicum* nicht mehr in den Buchladen zu haben ist. Diess letztere war nach den damaligen Kenntnissen verfasst, und zeugte von mehr Gelehrsamkeit als Geschmack. Auch war es nicht bloss mythologisch, sondern auch historisch und geographisch und enthielt eine Menge unnöthiger und unsicherer Vergleichungen zwischen der Mythologie der alten Griechen und Römer, mit der Mythologie anderer Völker. Hier ist alles kürzer und zweckmässiger gefasst und jene Fehler sind vermieden.

* * *

Folgendes Buch ist als Fortsetzung erschienen:

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Der Botaniker oder compendiöse Bibliothek alles Wissenswürdigen aus dem Gebiete der Botanik.* III—IX Heft. 1797. 672 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr. (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. No. 130.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit, *Leipzig*, b. Fleischer: *Wie kann man das verlorne oder verminderte männliche Vermögen wieder erhalten und stärken? Ein Noth- und Hulfsbuchlein fur alle, welche in der Liebe oder durch Selbstbefleckung ausgeschweift haben.* 1797. 84 S. 8. (6 gr.) Die traurige Erfahrung lehrt, dass durch Ausschweifungen Entnervte sich gemeiniglich an Quacksalber wenden, weil unzeitige Schaam sie von rechtlichen Aerzten zurückhält, und dass diese so oft den letzten Rest von Kraft tödten, indem sie durch Kanthariden und ähnliche Mittel nur dahin arbeiten, den geschwachten Zeugungstheilen auf kurze Zeit eine falsche Kraft zu geben, oder indem sie den Samenfluss als einen Tripper behandeln etc. Diess bewog den Vf., der in diesem Stücke eine starke und glückliche Praxis zu haben versichert, zur Herausgabe dieser kleinen Schrift, die im Ganzen auch zweckmässig ist. Der Ton ist hie und da etwas zu leichtfertig, obgleich ein bloss ernster Ton auf manchen Leser dieser Klasse nicht viel wirken würde; die Folgen dieser Ausschweifungen sind aber doch in ihrem wahren Elende kräftig gezeichnet, z. B. die unglückliche Nachkommenschaft, „*wenn der krüppliche Sohn vor den Augen des Vaters steht, und das kranke leidende Gesicht dem Vater stillschweigend zuruft: sieh, mein Schöpfer hatte auch mich zum Wohlseyn und frohem Leben bestimmt, aber du hast mich zum leidenden Krüppel gemacht, [illegible] nie aufhört, Schmerz zu fühlen. Leg meine eiskalte Hand [illegible] die deine, und fühle; sieh, du hast schon vor vielen Jahren [illegible] Wohlgenusse mein Feuer und Leben verschwendet.*“ Seine [illegible]handlung ist bloss excitirend und stärkend, durch Essig[illegible], Kräuterthee, kaltes Bad und hauptsächlich durch geheime [illegible]len, die in der Verlagshandlung zu bekommen sind. Ueber dieses Geheimmittel erklärt er sich in der etwas [illegible] Nachschrift, dass die Basis Chinaextract wäre, welches [illegible] den Apotheken zu schlecht bereitet würde; seine Anpreisung derselben, als eines balsamischen und doch nicht im mindesten erhitzenden Mittels, welches durch einen feinen Aether [illegible] Lebenskraft ersetze u. s. w. ist, so wie die Bemerkung, wie [illegible] Dukaten ihm ein dankbarer Kranker geschickt habe, doch [illegible]was marktschreyerisch. — Auch ist die stärkende Methode [illegible] unbedingt empfohlen, ferner keine Rücksicht darauf genommen, dass so leicht durch Uebermaass der nährenden [illegible] der Trieb zu Ausschweifungen von Neuem aufgereizt [illegible], welches auch häufig durch topische Bäder geschieht, [illegible] stündliche Anwendung hier angerathen wird, gewiss [illegible] ches, besonders Onaniten, Nachtheil.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 19. September 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Holmberg: *Kongl. Vitterhets Historie och Antiquitets Academiens Handlingar.* Fierde Delen. (Abhandlungen der Königl. Akad. der schönen Wissenschaften, der Historie und der Alterthümer. Vierter Theil.) 1795. 400 S. 8.

Dieser Theil enthält folgende Stücke: 1) Bemerkungen über die Lage und den Zustand der Finnischen Nation, zu der Zeit, wie sie zuerst auf beständig unter Schwedischer Herrschaft gekommen sind, von Hn. *H. G. Porthan*. Finnland ward im 12 und 13 Sec. in drey Heerzügen unter den Schwedischen Scepter gebracht, und es gehörten anderthalb hundert Jahre zu dessen völliger Bezwingung. Alles, was vor dieser Zeit von Zügen der Schweden nach Finnland erzählt wird, ist unsicher und unvollständig, und zielte weniger auf dessen Eroberung als auf Raub und Plünderung ab. Ueberhaupt sind die ältesten Nachrichten von den Finnen sehr unsicher. Sie selbst konnten nicht schreiben, und aus einigen Fragmenten ihrer alten Lieder ist wenig Trost zu holen. Die ersten aus Schweden nach der Eroberung dahin gesandten christlichen Lehrer, setzten wohl wenig schriftlich auf, und was sie noch etwa hinterliessen, gieng verloren. Einige elende Heiligenlegenden und ein paar päbstliche Bullen geben in der Geschichte wenig Licht. Die einzigen beiden Hülfsmittel, wenn sie nämlich mit einander verbunden werden, sind, die Beschaffenheit der Finnischen Sprache, woraus man auf den Grad der Cultur dieser Nation zu der Zeit schliessen kann, und die Vergleichung der Finnen, mit ihren alten Verwandten und Freunden, den Esthen, von denen Gruber in seinen von *J. G. Arndt* in 2 B. in fol. übersetzten, *Originibus Livoniae sacrae et civilis.* 1740. in fol. gute Nachrichten ans Licht gestellt hat. Alle die alten Genealogien Finnischer Könige bey *Messenius* und *Nettelbladt*, haben keinen historischen Glauben, und es ist sehr wahrscheinlich, dass die Finnen vor der Ankunft der Schweden ohne alle bürgerliche Regierung im Stande der natürlichen Freyheit gelebt haben. Dass die Russen vor Ankunft der Schweden über Finnland geherrscht haben, ist eine ungegründete Vermuthung einiger Schwedischen Schriftsteller. In der Finnischen Sprache selbst kommen keine Wörter vor, die so viel als *König*, *Fürst*, *Richter*, *Stadt*, *Markt* u. s. w. bedeuten, sondern alle diese Wörter so wie die von mehrern Handwerken, sind alle darin aus der Schwedischen Sprache aufgenommen worden; aber für das, was Jagd, Fischerey, Viehzucht und Ackerbau betrifft, hat die Finnische Sprache eigene Wörter, so wie auch für die Metalle und den Gebrauch derselben, so dass die Einwohner also nicht mehr ganz roh waren. Sie hatten schon Häuser, Dörfer, Volksversammlung, und die Namen für solche haben sie mit den Esthen an der andern Seite des Finnischen Meerbusens gemeinschaftlich; so dass also dergleichen schon bey ihnen gebräuchlich gewesen seyn müssen, ehe beide Nationen von einander getrennt wurden. Beide Nationen glichen in ihren Sitten andern halb wilden Völkern. Sie hatten keine besondern Priester noch Tempel, u. s. w. Sie trieben Seeräuberey, und das gab eben Gelegenheit, sie zu bezwingen. Liefland und Esthland ward darüber die Beute einiger Deutschen raubgierigen Abentheuerer; aber das nördliche Finnland fiel in die Hände solcher Regenten, welche durch diese neu erworbenen Unterthanen die Stärke ihres Reichs zu vermehren suchten, und die solchen beide Freyheit und Eigenthum liessen, und dadurch kamen die Finnen daselbst zu einer höhern Cultur. Ueberhaupt wurden die Finnen von den Germanen von Westen her, von den Slaven von Süden und Osten aus, allmälich überwunden, ehe sie noch ihre eigene Stärke kennen und gebrauchen gelernt hatten; blieben aber doch immer ein besonderes Volk. Und der grosse Theil derselben, die unter Schwedische Herrschaft kamen, und die unter solcher nicht als Sklaven gedrückt, sondern als Mitbürger geschützt worden, haben sich immer als treue und gehorsame Unterthanen bewiesen, denen es weder an Muth noch Kraft, noch Einsicht fehlt. — 2) Untersuchung, welche Nationen zum Finnischen Völkerstamm gehören, und deren in der alten Nordischen Geschichte gedacht wird, auch von Hn. Prof. *Porthan*. In der Nordischen Geschichte kommen verschiedene Völker vor, die nicht zu dem Germanischen (oder wie man in Schweden, nicht genau genug, sagt Gothischen) Völkerstamme gehören, welche die ältesten Bewohner Nordens gewesen, die mit den Schweden, Norwegern und Dänen oft zu thun gehabt haben, und alle als Zweige eines Stammes anzusehen sind, der von dem grössten und cultivirtesten Theil derselben Finnen genannt wurde. Dahin werden vornämlich gerechnet die Lappen, Bjärmen, Esthen, Kuren, die eigentlichen Finnen, Karelen, Ingrier und Watländer. Die Liven scheinen von den ältern Geschichtschreibern mit den Esthen und Kuren verwechselt zu seyn, und die Quenen und Joten hält der Vf. für einen Zweig der Finnen. Hier nur noch bloss von den Lappen. Sie gehören zu den ältesten Einwohnern Nordens, die damals eigentlich Finnen genannt wurden, so wie dann

dann auch das nördliche Lappland vor Alters Finnmarken geheifsen hat. Ein Lapp heifst noch in der norwegischen Sprache Finne. Die Lappen lebten von der Jagd, Fischerey und ihren Rennthieren, die eigentlichen Finnen aber trieben Ackerbau; und so wie sie zur Beförderung und Ausbreitung desselben, ihre Besitzungen immer weiter ausdehnten; so trieben sie die Lappen immer weiter zurück. Sie stammen zwar von einem Stamme ab, sind aber an Gestalt und Sprache ein ganz verschiedenes Volk, wie *Lindheim* im *Vol. II. Nov. Act. Societ. Upsal* deutlich gewiesen hat. Die Lappen sind eher als die Finnen nach Norden gekommen, beide aus den höchsten Gegenden Mittelasiens. Die Lappen waren anfangs aber nicht innerhalb ihrer Felsengebirge eingeschlossen, sondern waren Besitzer von ganz Finnland, wie noch so viele in Finnland vorkommende Benennungen, als, Lappträsk, Lappfjärd, Lappvik, Lappdal u. s. w. beweisen. Auch sieht man aus einem Briefe Pabst *Gregors IX. in v. Celse Apparat. ad Hist. Suec. Goth. sect. I.*, dass noch zu Anfang des 13 Sec. ein Theil von ihnen um den Finnischen- oder Bothnischen Meerbusen herum gewohnt hat. Finnland hatte, ehe und bevor dessen grosse Waldungen niedergehauen oder niedergebrannt wurden, Raum genug zum Aufenthalt und zur Nahrung der Rennthierheerden, die den Lappen zur Nahrung und zur Jagd, so wie denn auch dessen fischreiche Seen zu Fischereyen dienten, und die Lappen konnten daher keine ihnen anpassendere Aufenthaltsplätze wünschen, als Finnland. — 3) Historische Bemerkungen über Stockholm, kurz vor und während der letzten Dänischen Regierung in Schweden, von *J. Murberg*, Lector. Es wird hier nicht nur von der damaligen Grösse Stockholms, dessen Umkreis, Menschenzahl (ungefähr 1200 Familien), dessen Befestigung und den dort verfertigten Vertheidigungswaffen, worunter auch schon allerley mit Pulver geladenes Geschütz war, u. s. w. gehandelt, sondern auch von dem, was während der Regierung K. Christiern II. in Stockholm sich zugetragen, und was Stockholm während dieser unglücklichen Zeit für Antheil an dem übrigen Schicksal des Reichs gehabt hat, sowohl während des Krieges zwischen Sturen und dem Könige als während der Belagerung Stockholms durch die Dännen, und nach dessen Uebergabe während der Regierung Christierns. Die Verordnungen desselben, sowohl als des von ihm über Stockholm gesetzten Statthalters, Diedrich Slaghek, die gemachten Handelsverfassungen, die Vertheidigungsanstalten gegen Gustav Erichson, bis zur Uebergabe Stockholms an letztern, werden angeführt: Mancher Umstand während dieses traurigen Zeitpunkts bekommt hier ein helleres Licht. Man sieht auch, dass der Bischoff *Jöris Beldenacke* nicht so vielen Theil an dem Stockholmschen Blutbade gehabt hat, als gewöhnlich behauptet wird. Er war ein grosser Feind von Slaghek, der inzwischen zum Erzbischoff zu Lund ernannt worden, wollte ihn nicht aus Stockholm weglassen, und klagte dessen unchristliche Verwaltung öffentlich an. Auf Befehl des Königs muste Slaghek doch mit allen Papieren zum Könige nach Copenhagen kommen, wo der König ihn unschuldig fand, und in sein Erzbisthum einsetzte. Allein die Klage der Schweden und besonders des damaligen Canonicus zu Linkoping, nachherigen Erzbischoffs *Johannis Magni*, beym Pabst über des Königs Tyranney und das Stockholmische Blutbad bewirkten, dass *Joh. Franciscus de Potentia* vom Pabst nach Copenhagen gesandt ward, die Sache zu untersuchen. So gerne der Legat den neuen Erzbischoff auch entschuldiget hätte; so fiel doch die Sache so offenbar in die Augen, dass man, um die Schuld einigermassen von Christiern abzuwälzen, keinen andern Ausweg finden konnte, als sie auf Diedrich, dessen bösen Rathgeber, zu schieben, und so musste der König seinen lieben Diedrich, so wie Mutter Sigbrit ihren eigenen Verwandten, aufopfern, und er ward in Gegenwart des Legaten hingerichtet, der nur erst den König von aller Schuld freysprach, nachdem der Hauptanstifter jenes Mordes die gebührende Strafe ausgestanden hatte. — 4) Erneuertes Gedächtniss solcher Schweden, die sich vormals in den schönen Wissenschaften hervorgethan haben, und ihrer Schriften; in einer Rede am Stiftungstage der Akademie den 24 Jul. 1787 gehalten von *Jac. v. Engeström*, Kanzleyrath und Ritter v. N. St. Orden. Der Vf. kommt von Oden auf die alten Skalden und ihre Lieder, die Fabeln und Räthsel der Alten, und die Runenschriften. Der erste Theil der ältesten Reimchronik ist vermuthlich noch vor der Mitte des 14 Sec. verfertigt. Magister *Erich Olofson*, Professor in Upsala verfertigte 1486 Schwedische geistliche Lieder. Aber die Dichter der mittlern Zeiten waren weit schlechter als die ältern Skalden. Lund hatte schon 1085 eine Schule. Zu Paris war 1201 schon für die Schweden ein eigenes Versammlungshaus angelegt. Bey der Domkirche zu Lund war schon der Anfang zu einer Büchersammlung gemacht. *Saxo Grammaticus*, oder wie er eigentlich mit seinem Geschlechtsnamen hiess, *Lang*, war ein gelehrter Schoninger zu Anfang des 13 Sec. Erst in der Mitte des 14 Sec. fing man an, auf eine richtigere vaterländische Geschichte zu denken. Doch Rec. kann dem Vf. hier nicht folgen. Freunde der Schwedischen Literatur werden hier eine reiche Ausbeute finden. — 5) Eintrittsrede von den Schicksalen der schönen Literatur bey den Römern, von *F. H. Eberhard*, Lector der Historie und Moral zu Hernösand und Secr. bey der Königlichen Bibelcommission. Der Vf. hat darin die bey den ältern Autoren zerstreut gefundene Nachrichten über das Aufkommen, den Zuwachs und den Verfall der schönen Literatur bey diesem berühmten Volke gesammelt, das anfangs keinen Geschmack an der Poesie und Philosophie der Griechen fand, deren Charakter sich nicht für den damals so ernsthaften, gesetzten und arbeitsamen Römer passte. Rom hatte auch eher Redner als Poeten. Nur erst nach dem ersten Punischen Kriege fanden allmählich die Poesie und nachher auch die übrigen Zweige der Griechischen schönen Künste und der Wissenschaften bey den Römern Eingang. Auch hier lie-

man einen grossen Vorrath von gesammelten historisch literärischen Bemerkungen von Anfang der schönen Literatur in Rom an bis auf Claudian. 6) Lebensbeschreibung des verstorbenen Hofmarschalls und Command. Bar. Manderströms, von Hn. Justizkanzler und Ritter *Liljestråle*. Er war ein glücklicher Dichter in Schwedischer, Französischer und Lateinischer Sprache, auch in poetischen Uebersetzungen; welches dem Redner unter andern Anlass giebt, sich der Uebersetzer gegen die sogenannten schöpferischen Genies anzunehmen, aber auch erstern dabey sehr nöthige Winke zu geben. — 7) Historische Untersuchung über das Alter des Branntweins in Schweden vom Lector *J. Murberg*. Man behauptet gemeiniglich, der Branntwein sey erst in Schweden in der letzten Regierungszeit K. Gustav I. oder unter K. Erich XIV. in Gebrauch gekommen; allein das gilt nur von einem allgemeinern und häufigern Gebrauche. Die Einwohner von Modena sollen den Branntwein zuerst von den Arabern kennen gelernt, und ihn zu Anfang des 14 Sec. im südlichen Deutschland bekannt gemacht haben. Er ward anfangs nur als Medicin, besonders gegen die Pest und ansteckende Krankheiten gebraucht. In Stockholm ward schon 1460 Pulver verfertigt, wozu man damals immer Branntwein gebrauchte. 1498 war das Branntweinbrennen ein Monopolium in Stockholm. Doch war diese schädliche Kunst damals noch nicht allgemein, bis erst Gustav I. gegen das Ende seiner Regierung anfing, seine Unterthanen vor dem Gebrauch starker Getränke zu warnen. 8) Abhandlung über das Alter des Pulvers so wohl überhaupt als besonders in Schweden, von Ebendemselben. Dass der Gebrauch des Pulvers schon wenigstens 50 Jahre vor dem bekannten Berthold Schwarz in Europa bekannt gewesen sey, hat schon *Gramm* in den Schriften der Kopenhagener Akad. der Wissenschaften gezeiget, die Begierde dem Blitz und Donner nachzumachen, kann dazu Anlass gegeben haben, und Caligula hat, nach dem Vf., bey seiner Donnermaschiene vielleicht etwas dem Pulver ähnliches gebraucht. Die Kunst, Pulver zu machen, kömmt aus Asien, und ist in China und Ostindien seit alten Zeit bekannt gewesen. Die Türken bedienten sich dessen in der Belagerung von Damiare 1249; die Franzosen 1338. Vermuthlich war der Gebrauch desselben durch die Mauren über Aegyten nach Europa gekommen. Die Lübeker verfertigten schon in J. 1360 Pulver. In einer Schlacht zwischen den Lübekern und den Dänen unter König Waldemar IV. ward der Dänische Prinz Christian von einer Kanonkugel getödtet. Bey dem grossen Handel zwischen Lübek und Schweden, wurden Pulver und Kanonen in letzterm Reiche gegen Schluss des 14 Sec. auch schon bekannt. Dies wird gegen *Dalin* und *Lagerbring* aus alten Schwedischen Nachrichten bewiesen. — 9) Lebensbeschreibung des verstorbnen Kanzleyr. Sven Lagerbrings, vom Hn. Kanzleyr. *v. Engeström*. Wer die Verdienste Lagerbrings um die Schwedische Geschichte noch nicht kennt, lernt sie hier so wie seine Schriften kennen. Erstere sind unstreitig, wenn er gleich, wie Rec. glaubt, in der alten Geschichte Schwedens zu weit zurück gieng, noch einen Forniother annahm, u. d. m. Lagerbring arbeitete nie in einem geheitzten Zimmer, als in den letzten Jahren seines Lebens. — 10) Entwürfe zu Inschriften und Denkmünzen, welche in den J. 1789 und 1790 von der Akademie der schönen Wissenschaften aufgegeben worden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

AARAU, b. Bek: *Auswahl einiger Predigten von Joh. Georg Fisch* zweyten Pfarrer zu Aarau. 1797. 187 S. 8.

Der bescheidene Vf. versichert, dass er keine Predigten würde haben drucken lassen, wenn nicht besondere Umstände ihm diesen Entschluss abgedrungen hätten. Man hatte nämlich seinen Vorträgen den Vorwurf gemacht, dass sie nicht *christlich* wären, und Gegenstände abhandelten, die nicht auf die Kanzel gehörten. „Bin ich darum kein Christ, fragt Hr. F., weil ich nicht immer nur den *seligmachenden Glauben*, nicht immer nur *Glaubenslehren* predige?" Die in vor uns liegender Sammlung enthaltenen Predigten mögen unstreitig solche Urtheile erfahren haben, und Hr. F. legt sie deshalb dem grössern Publicum vor, um solches darüber entscheiden zu lassen. Rec. ist überzeugt, dass kein vernünftiger Rechtgläubiger auch nur das mindeste Anstössige darin finden wird. Er selbst hat sie, wegen der praktischen Materien, die sie enthalten, wegen der Menge fruchtbarer Gedanken, wegen der mannichfaltigen Proben von nicht gemeiner Menschenkenntniss, die daraus hervorleuchtet, und wegen des männlichen sanft eindringenden Vortrags, mit vorzüglicher Theilnehmung gelesen. Die darin aufgestellte Beweggründe zur Tugend sind rein evangelisch; und das Beyspiel Jesu ist mit Einsicht benutzt worden. Wer mit dem Geiste des Christenthums vertraut ist, und die gewöhnliche Kirchensprache in den öffentlichen Symbolen, weder für nothwendig noch für erbaulich hält, und deren sich Hr. F., wie billig, enthalten, wird diesen Vorträgen das Prädicat des Aechtchristlichen gewiss nicht absprechen. Sollte vielleicht die Meynung des Vf. S. 157. einen Anstoss gefunden haben? Es ist folgende: „die Väter des A. T. sahen das Leben für das grösste und wünschenswertheste Gut des Menschen an; langes Leben war das Ziel ihrer Sehnsucht. Das Daseyn lag ihnen innerhalb den Gränzen des Werdens und Sterbens; am Grabe stunden ihre Gedanken still, und jenseit war es öde Nacht, wo nur dem einem und dem andern, in dunkler Ahndung, die Schatten der Väter dämmernd vorschwebten." Soll diese Meynung, die dem uneingenommenen Bibelforscher sich von selbst aufdringt, und über eine Menge Stellen des A. T. Licht verbreitet, deshalb, weil sie mit verschiedenen theologischen Compendien, in welchen ein *amicus* V. et N. T. *consensus* nur postulirt, aber nicht erwiesen wird, wenn es die

die Sache erfordert, nicht von der Kanzel gelehrt werden? Verliert die christliche Lehre das Allermindeste dabey? Gewinnt sie nicht vielmehr dadurch? Und wird man sonach nicht um so zuverläßiger behaupten können, dass Jesus Leben und Unsterblichkeit an das Licht gebracht habe? — Um diese Predigten, auch von Seite des Vortrags, ein wenig kenntlicher zu machen, kann Rec. nicht umhin, eine Stelle daraus abzuschreiben. Sie ist aus der Predigt *von den Klagen über unbelohnte Tugend.* „Man glaubt oft, das wahre Christenthum zu ehren, wenn man es als einen schweren, steilen, mühsamen Weg zum Himmel, mit tausend *Gefahrnissen* umgeben, vorstellt. Der Christ, sagt man gewöhnlich, hat grosse und gefährliche Prüfungen zu bestehen: die ganze Welt droht seiner Tugend. Er muss zwischen Abgründen wandeln, in die er, bey dem geringsten Fehltritt, hinabstürzt: jeden Schritt, den er vorwärts thut, muss er mit neuen furchtbaren Feinden kämpfen. Am Ende findet er den gefährlichsten Feind in seinem eigenen Herzen, das ihn alle Augenblicke zu verrathen sucht. Ich weiss nicht, ob eine solche Vorstellung dem Christenthume wirklich zur Ehre gereicht; aber, das weiss ich, dass dem wahren Glauben auch das Schwerste leicht wird. — Mir scheint die Tugend kein so gefährlicher Kampf auf Leben und Tod, sondern vielmehr, wenn es uns Ernst damit ist, eine angenehme Uebung zu seyn. Ihre Anfänge sind freylich schwer, aber das Wachsthum wird dann auch immer leichter. Sie fodert Wachsamkeit, beständige Wachsamkeit über uns selbst; aber diese wird bald zur gewöhnlichen Gesinnung, so zu sagen, zur andern Natur. Sagt mir, ihr Edlen alle! die ihr entschlossen in den Fusstapfen Jesu wandelt, ist das Gesetz der reinsten Sittlichkeit, das ihr euch auferlegt, euch eine schwere drückende Bürde? Habt ihr nicht immer die Wahrheit der Versicherung eures Herrn und Lehrers bestätigt gefunden: mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht? — Der Inhalt dieser Predigten ist folgender: 1) Bey dem Antritte des Amts 1794 *Besorgnisse, Vorsätze und Wünsche des angehenden Predigers.* 2) *Ueber die Vorsichtigkeit in Beurtheilung des Nächsten.* (ein Vortrag voll der feinsten Menschenkenntniss!) 3) *Vom Lohn der Tugend.* 4) *Von den Klagen über unbelohnte Tugend.* 5) *Wie die Aussaat so die Aernte.* (der Satz: dass jeder Zeitpunkt im menschlichen Leben den nächstfolgenden moralischen Zustand des Menschen nothwendig vorbereite, ist hier, eben so gründlich als lichtvoll, ausgeführt.) 6) *Warnung an die Aeltern, Kindern kein böses Beyspiel zu geben.* 7) *Unschuld und Verdorbenheit in der frühen Jugend und derselben ungleiche Folgen.* 8) *Einige Belege zur Prüfung des Zustands der Religion unter uns,* an einem öffentlichen Bettage. 9) *Ueber die Kürze und Unruhe des menschlichen Lebens.* 10) *Schlaf, Erwachen und Wiedersehen.* — Zu wünschen wäre sehr, dass der Ausdruck des Vf. von Provinzialismen und fehlerhafter Rechtschreibung frey seyn möchte! Da liesst man z. B. *innert* st. innerhalb „man *haltet* sich" st. man hält sich. „*Es giltet*" statt es gilt. *Absöndern, Gebotten* st. Gebote; *tretten* st. treten u. d. m.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Potsdam*, b. Horvath: *Begebenheiten seit dem Antritt der Regierung Sr. Majestät des Königs von Preussen Friedrich Wilhelm II.;* als ein Beytrag zur Brandenburgischen Geschichte herausgegeben von *Karl Gottfried Nitsche,* Subrector an der grossen Schule zu Potsdam. Erster Theil. 1796. 2½ Bogen 8. Ein armseligeres Geschreibsel als dieses, ist uns im historischen Fache seit vielen Jahren nicht vorgekommen. Es ist von Anfang bis zu Ende ein Schnitzer. An Ordnung und Auswahl ist gar nicht zu denken. Französische Angelegenheiten, an denen der König nicht den mindesten Antheil nahm, füllen fast die Hälfte dieser paar Bogen; z. B. der neue französische Kalender S. 23. u. f. In einem so winzigen Abriss der Regierungsgeschichte des jetzigen Königs von Preussen wird umständlich, und unrichtig, erzählt, *alle* Einwohner zu Amsterdam hätten bey Besetzung dieser Stadt durch die Preussen gerufen; Vivat Oranje u. s. w. Dies alles wäre noch zu ertragen, wenn nur nicht auch Unrichtigkeiten auf Unrichtigkeiten gehäuft wären. Wer uns allenfalls nicht glauben will, schlage die erste die beste Seite auf; und er wird Wunderdinge, ganz neue, ihm vorher unbekannte Ereignisse antreffen. Hr. *N.* wird ihn z. B. belehren, dass der Herzog von Braunschweig nach Bekanntmachung des berühmten Manifestes mit seiner Armee *über Trier nach Frankfurt* gegangen ist und entschlossen war, *mit 130,000 Mann gerade nach Paris zu gehen;* dass derselbe Herzog, während die Coburgische Armee in Frankreich war, mit seiner 70,000 starken Armee die Festung Königstein einnahm. Kurz, man kann sich nichts Tolleres denken; und es ist unbegreiflich, wie ein Gelehrter die bekanntesten Thatsachen, die, so zu sagen, vor seinen Augen geschehen, so ganz verkehrt und unrichtig vorstellen könne. Die schlechteste Zeitung ist richtiger, als sein Wisch. Er war unverschämt genug, ihn dem König zuzueignen und ihm, gewissermassen, Sottisen ins Gesicht zu sagen. Was in dem 2ten Theil vorkommen soll, sagt Hr. *N.* nicht; und so kann man's nicht errathen; denn der erste geht schon bis 1796. Die Schreibart entspricht den Sachen vollkommen. Der Vf. *knüpft* kein Freundschaftsband, sondern *errichtet* es. Der *Vertrag zu Reichenbach* wird zu *Reichenbach* geschlossen. Die Franzosen liefern nicht den Oestreichern, sondern *mit* den Oestreichern ein Treffen. Und durch alles dies will der Vf. der Jugend einen *richtigen* Begriff von den Begebenheiten ihres Zeitalters beybringen? Ja wenn die liebe Jugend erst ihres Lehrers Unrichtigkeiten berichtigt!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. September 1797.

GESCHICHTE.

WARSCHAU, b. Wilke: *Geschichte von Dänemark, nach einem vorangeschickten Entwurf einer bessern Behandlung der Europäischen Staatengeschichte*, bearbeitet von K. D. Hüllmann, akad. Privatlehrer zu Frankfurt an der Oder. 1796. XVI und 394 S. gr. 8.

2) Ebend., b. Ebend.: *Karl Dietrich Hüllmann's Handbuch der Geschichte von Schweden. Erster Theil.* Nebst einer kritischen Einleitung in die Geschichte des Skandinavischen Nordens. 1797. XXII u. 260 S. gr. 8.

Wir nehmen diese beiden Werke zusammen, weil sie einen Vf. haben, und zwey benachbarte mit einander so oft in naher Verbindung gestandene Reiche betreffen, auch ganz nach einerley Plan ausgearbeitet sind. Im Ganzen verkennen wir weder die Geschicklichkeit noch den Fleiss des auch schon aus andern pädagogischen und historischen Schriften bekannten Vf., wenn es ihm gleich bisweilen an Zugang zu einigen sehr wichtigen dänischen und schwedischen Originalschriften gefehlt zu haben scheint; vielmehr lassen uns jene Eigenschaften, verbunden mit seiner Unparteylichkeit, für das historische Fach viel Gutes von ihm erwarten.

Zuerst etwas von dem gemeinschaftlichen Plan beider Schriften, den er überhaupt zur Behandlung der europäischen Staatengeschichte vorschlägt. Dass der gewöhnliche Plan bey Ausarbeitung einer Staatengeschichte und bey dem Vortrage derselben noch manche Mängel habe, und vieler Verbesserungen fähig sey, geben wir gern zu. Manche derselben sind in dem der dänischen Geschichte vorangeschickten Entwurf sowohl als in den Vorerinnerungen bey der schwedischen Geschichte richtig bemerkt und auseinander gesetzt. Der Vortrag der Staatengeschichte ist überhaupt bald zu trocken, bald zu bilderreich, bald zu biographisch, bald zu pragmatisch. Auch darin pflichten wir dem Vf. bey, dass die Idee, die Geschichte auf *einen* Grundsatz, nämlich auf die Vorrückung der Menschen zu immer grösserer Vollkommenheit zurückzuführen, wohl schwerlich ausführbar, und Staatengeschichte nicht bloss Culturgeschichte sey. Der Vf. hat auch völlig Recht, dass es den Vortrag und die Erlernung der Staatengeschichte sehr erleichtere, wenn man die vorzüglichsten homogenen Begebenheiten chronologisch auf einander folgen lässt. Die gröste Vollkommenheit einer Staatengeschichte durfte aber doch wohl die seyn, wo man Chronologie und Synchronismus auf das genaueste mit einander verbände, sich gleichsam auf eine Anhöhe stellte, wo man den ganzen Umfang der Geschichte eines Reichs in die Länge und in die Breite zugleich übersehen könnte. Der Plan des Vf. geht dahin, eine Classification der historischen Gegenstände vorzunehmen, vermöge welcher die Geschichte eines jeden Landes in die Einleitung und 4 Kapitel zerfällt. Die *Einleitung* soll einige Notizen aus der alten Geographie, Wanderungen, Völkergedränge, Völkerreste, Untersuchungen über die Abkunft einer Nation und Prüfung der dahin gehörigen Hypothesen und Traditionen, summarische Erzählung der vorzüglichsten Vorfälle und Sagen, bis auf die Zeit enthalten, wo die Geschichte anfängt, auf zuverlässigen schriftlichen Nachrichten zu beruhen. Dies alles fasste schon Achenwall unter den *vorläufigen Anmerkungen* zusammen. Das 1. Kap. soll die *Regentengeschichte* liefern, der er genealogische Tabellen voranschickt, (dergleichen auch schon Gebauer, Meusel und andere eingerückt haben); dann soll von den innern Unruhen, die sich auf die Person des Regenten beziehen, dessen merkwürdigen Reisen, den wichtigsten Scenen aus dessen Privatleben, und seinen Charakterzügen gehandelt werden. Das 2. Kap. Die *Kriegsgeschichte* soll die grossen verwickelten Kriege mit auswärtigen Staaten vollständig und im Zusammenhange entwickeln. Das 3. Kap. *Staatsgeschichte*, soll von der Staatsverfassung oder Constitution, sowohl von der Gesetzgebung als Regierung der äussern und innern Staatsverwaltung, und den Staatsgliedern in ihren gegenseitigen Verhältnissen handeln. Und das 4. Kap. oder die *Volksgeschichte* soll die Beschäftigung der erwerbenden Volksclassen, Religion, Wissenschaften und Künste, wohlthätige und Aufmunterungsanstalten und den Einfluss beschreiben, den die sämmtlichen Hauptgegenstände der vier Kapitel, als Regenten und Höfe, Kriege, Staatsveränderungen, Handel und Kunstfleiss, Religion und Beschaffenheit ihrer Diener, auf den Charakter, die Sitten, den Wohlstand, die geistige und gesellige Ausbildung der Nation gehabt haben. Allein dieser Plan ist 1) doch wohl wenigstens für den akademischen Vortrag der Staatenhistorie, worauf doch, nach S. 22. in der Geschichte von Dännemark, dieser Entwurf *bloss* berechnet seyn soll, viel zu ausgedehnt und weitläuftig. Bey grössern Geschichtbüchern würde er eher statt finden, und da haben auch schon Lagerbring, Häberlin u. a. m. der vorangeschickten eigentlichen Geschichte oder Erzählung der Begebenheiten, dies alles in mehr oder weniger Abtheilungen beyge-

fügt. 2) Dürften die Gränzen dieser vier Kap. nur gar zu leicht in einander fliessen. Das zweyte Kapitel könnte besonders leicht in das erste mit verschmolzen werden; sonst dürfte die Regentengeschichte oft sehr klein ausfallen, wie hier die Regentengeschichte Waldemar's II, die nur eine halbe Seite einnimmt, und wo es auffallt, nichts von seiner Gefangennehmung durch den Grafen von Schwerin zu lesen. In der Regentengeschichte Margarethas hat doch der Vf. S. 134. selbst den Krieg mit Albrecht mit aufgenommen. Auch ist nicht immer die Kriegsgeschichte so wichtig, ihr ein eigenes Kap. zu widmen. Warum dann nicht auch der Handelsgeschichte? u. dgl. 3) Wird in diesem Plan die Statistik mit der Geschichte verwebt, die doch nicht ohne Grunde getrennt worden, ob sie sich gleich einander, wie mehrere getrennte Wissenschaften die Hand bieten. Das grösste Meisterstück in der Geschichte dürfte nach Rec. Meynung immer das seyn, wenn man, nachdem man einmal auf die gesunde Idee gekommen ist, Staatengeschichte nicht mehr für Fürstengeschichte oder Regentenbiographie zu halten, alle die von dem Vf. angegebene Kapitel so in einander verweben könnte, dass sie gleichsam ein Ganzes ausmachten. So hat *Spittler* in seiner Geschichte der europäischen Staaten die Constitution mit hineingebracht, aber auch nur auf sie allein gesehen. Sollte es nicht möglich seyn, weiter zu gehen; und auch den übrigen Inhalt der vier Kap. an gehörigen Stellen auf gleiche Art in einander zu schmelzen? So dürften weder zusammengehörende Materien zerrissen, noch eine Zeitlang aus dem Gesichtskreise gebracht, und dann wieder an einander gereihet; so könnten manche nach dem Plan des Vf. unumgängliche Wiederholungen vermieden werden.

Und nun zu der Geschichte von Dänemark selbst. Nach der Einleitung sind hier nur die ersten Kapitel des Plans vom Vf. behandelt. An die Volksgeschichte hat er sich nicht wagen wollen, und er hat völlig Recht, wenn er behauptet, dass solche besonders, wenn sie mehr als ein blosser Abriss seyn soll, von keinem geschrieben werden könne, der nicht geraume Zeit im Lande selbst gelebt hat, und welcher, setzt Rec. hinzu, der Landessprache völlig mächtig ist, und Gelegenheit hat, die in der Landessprache geschriebenen Schriften selbst zu lesen. Das vom Vf. vorangeschickte Verzeichniss der Schriften ist lange nicht vollständig (doch ist sogar die Edda mit aufgenommen), auch nicht chronologisch geordnet. Thule hält er für die Westküste von Norwegen; auch ganz richtig lässt er die Gothen nicht aus Schweden, sondern aus Südpreussen u. s. w. kommen; dahingegen findet er die Cimbern noch an der Elbe. Odin setzt er ins vierte Jahhundert; ohne der wahrscheinlichsten Meynung des Grafen von Wedel Jarlsburg zu gedenken, die drey verschiedene Odins annimmt. Ulphilas soll, um das N. T. ins Gothische übersetzen zu können, im J. 370 die Schriftzüge dazu erfunden haben (?) Yngwe I haben Lagerbring, Rosenhane u. a. m. mit Recht schon aus der Reihe der nordischen Könige ausgemerzt; er starb vermuthlich noch bey Odins Leben und kann also nicht Regent in Schweden gewesen seyn. Die ganze Reihe der Ynglingar stützt sich bloss auf Thiodolfrs, der im 9. Sec. lebte, verloren gegangene Poesien. S. 138. ist zwar der würdigen Königin Philippa gedacht, aber dass Erich, der ihr so unwürdig begegnete, ihren Verlust bedauerte, ist kaum wahrscheinlich. Christian's II Charakter ist S. 156. treffend geschildert; hart, wie seine Erzieher ihn behandelt hatten, behandelte er seine Unterthanen. Nach seiner Flucht aus Dänemark soll er sich, nach S. 169., eine Zeitlang in Kursachsen aufgehalten und sich hauptsächlich mit der lutherischen Religion beschäftigt haben, für die er so eingenommen war, dass er den Dienst eines Diaconus zu Wittenberg, die ihm der Kurfürst von Sachsen zu seinem Unterhalt anbot; aus Liebhaberey wirklich eine Zeitlang verwaltet haben soll (?). Der Herzog von Holstein trieb Christian V durch militärische Vorkehrungen nicht bloss in die Enge (S. 302.), sondern arretirte ihn daselbst. Bey der Revolution von 1660 scheinen die Suhmischen *Nye Samlingar* und Spittler nicht immer genug genutzt zu seyn. Doch nichts mehr, und genug zum Beweise, dass Rec. dies Buch mit der Aufmerksamkeit, die es verdient, gelesen hat. Hin und wieder möchte man noch wünschen, die Würde des historischen Stils besser beobachtet zu sehn, wogegen S. 94. 286. einige kleine Verstösse vorkommen.

Wir kommen auf des Vf. Handbuch der schwedischen Geschichte. Sehr wichtig ist die von S. 1—78. vorangesetzte kritische Einleitung in die Geschichte des Skandinavischen Nordens. Sie enthält: 1) Notizen aus der alten Geographie, als z. E. über Baltia oder Basilia, Skandinavia oder Skandia, Nengon und Thule, die Sitze der Cimbern und Finnen, die Gothen und Alanen bis in die Mitte des 4. Jahrh. Der von Plinius beobachtete natürliche Gang, und der Umstand, dass er Baltia von Skandinavia, d. i. dem südlichen Schweden unterscheidet, jenes bey der scythischen und dieses bey der germanischen Küste erwähnt, bestimmen den Vf., das Baltia der Alten auf das südliche Finnland zu deuten. Aus dem Gebirge Sevo soll durch eine Metathesis Sveo, und daraus Sveonen und Schweden geworden seyn. (Rec. erinnert sich hier an *Ihre's* Worte: *Si Etymologus nubes captat, nunquam id potiori jure timebit, quam ubi veterum nomina gentium illustrare non dubitat.*) Aus Nengon ist Norreg und daraus Norwegen entstanden. Thule, das er in der dänischen Geschichte für die Westküste von Norwegen vielleicht mit Recht hielt, hält er hier für Island. Den Sitz der Cimbern setzt er auch hier noch ursprünglich in Holstein und Jütland. Die Ungern sind keine finnische Nation, sondern stammen vielmehr von den Hunnen, und besonders den Kutriguren, ab; die heutigen Finnen aber sind die Nachkommen der herodotischen oder europäischen Scythen. Diese Sätze sind mit vieler Wahrscheinlichkeit auseinandergesetzt. Die Gothen hatten die südlichen Länder des baltischen Meers inne, setzten sich hernach in Dacien fest. Die vorzüglichen

lichen oftgothifchen Völkerfchaften waren die Greuthunger und Tetraxiten, letztere wohnten zunächft an der Mäotis, in Weften des Nieder-Dons, und ihre öftliche Nachbaren jenfeit des Fluffes waren die germanifch-baftarnifchen Alanen, die allmählich nach Südoften fortrückten. 2) Von Odins Herkunft. Der Vf. fucht durch hiftorifche, etymologifche und chronologifche Umftände zu begründen, dafs Odin ein Heerführer der Oftgothen gewefen, der fich, wahrfcheinlich bey dem Einbruche der Hunnen, nach Norden wandte und in Schweden niederliefs. Odin ift aus Gothan, d. i. der Gothe, entftanden, und Schweden fey vermuthlich feine Heimath gewefen. Eine kritifche Unterfuchung aller diefer Sätze würde uns hier zu weit führen. Sie zeugen wenigftens von Mühe und Fleifs, und von einem Kopf, der zu dergleichen Unterfuchungen aufgelegt ift. Daher gehen wir auch das hier mit Stillfchweigen vorüber, was der Vf. 3) von dem Zuftande Skandinaviens bis zu Iwar Widfathmi fagt, wo er fehr richtig bemerkt, dafs man gewöhnlich, aber durchaus irrig, die Familie der Ynglingar in gerader Linie von Odin ableitet, und 4) was er von Iwar, feiner Tochter, Andur und deren Söhnen und Enkeln anführt, um fo mehr, da die wahre hiftorifche Zeit der fchwedifchen Gefchichte nur erft mit Einführung des Chriftenthums dafelbft anfängt.

Nach diefer Einleitung folgt nun die Gefchichte von Schweden felbft, hier doch nur noch der erfte Theil, welcher die Gefchichte des Landes bis zur Union enthält. Der Vf. hat hier felbft das, was nach feinem Plan in das erfte und zweyte Kapitel getheilt feyn foll, nämlich die Regenten- und Kriegsgefchichte in ein Kapitel zufammen vereinigt, und rechtfertigt alfo unfer oben über die natürliche Verbindung beider gefälltes Urtheil. Er hält den Rurik für einen fchwedifch-waragifchen Prinzen aus Ragears Familie. Rec. fürchtet, Hr. H. folge hier bisweilen zu fehr einigen alten angeführten Sagen von Olof Tryggwafon u. a. m. Von einem S. 101. angeführten Reichsgrundgefetz v. J. 1162, welches eine Wechfelfolge zwifchen den gothifchen und fchwedifchen Königen beftimmte, hat man doch in der fchwedifchen Gefchichte gar keine urkundliche Beweife. Nicht fogleich, als die Folkunger zu Skara ankamen, liefs König Magnus Ladulas fie in Verhaft nehmen, S. 116. fondern erft, wie das Urtheil über fie gefällt war, das anders ausfiel als fie wohl erwarteten. Das letzte verwickelte Schaufpiel, das während der Regierung der letzten Folkunger fo viel Zerrüttung im fchwedifchen Reich verurfachte, ift von dem Vf. beffer und richtiger als von den einheimifchen Schriftftellern felbft, dargeftellt worden.

Im den 3. Kap., welches die *Staatsgefchichte* enthält, nimmt Hr. H. drey Perioden an. 1) Von den früheften Zeiten bis gegen Ende des 12. Jahrh., worinn *alle* Staatsbürger an Rechten und Pflichten einander gleich, und die Könige im uneingefchränkten Befitz der höchften vollziehenden Macht waren. Die Herfen in diefer Periode waren doch wohl nicht bloffe Kriegsbedienten, fondern eher, was heut zu Tage Landeshauptleute heifsen. Und der fchwedifche Drotz ift ganz von dem deutfchen *Truchfefs* verfchieden; erfterer war der oberfte Juftizbediente im Reich; daher auch wohl die Muthmafsung wegen Entftehung der Droftenwürde, S. 194. hier wegfällt. Befchlüffe zu faffen, welche in das Staatsrecht einfchlagen, kam in diefer Periode, nach dem Vf. ausfchliefslich dem Volke zu; Gefetze zu geben, welche die Polizey- und das Privatrecht betrafen, war der vollziehenden Macht, alfo dem Könige und in gewiffen Fällen den Lagmännern, überlaffen. 2) Vom Ende des 12. Jahrh. bis zum J. 1319, in welcher Zeit die fogenannten Frälfemän entftanden, nämlich: die Geiftlichkeit ein eigener mächtiger Stand ward, und der weltliche Adelftand fich entwickelte. 3) Von 1319 bis zur Union, worinn fich die bedeutendften Frälfemän zwifchen den König und das Volk ftellten, und jenen in der vollziehenden, diefes in der gefetzgebenden Macht befchränkten.

Und endlich das 4. Kap., nämlich die *Volksgefchichte;* hier freylich noch nicht das, was nach des Vf. Plan Volksgefchichte in ihrem ganzen Umfange feyn foll; wovon die Schuld doch nicht an ihm, fondern an der Befchaffenheit eines Volks und Landes liegt, wo damals eine rafch fortlaufende Entwickelung noch nicht ftatt finden konnte. Die Hauptgetriebe waren doch von auffen her, beide gröfstentheils aus Deutfchland. Chriftliche Priefter und hanfifche Kaufleute haben in den mittlern Jahrhunderten am kräftigften auf die Ausbildung der fchwedifchen Nation gewirkt. Der Charakter der Nation war daher ziemlich beftimmt und kurz ausgedrückt: *theologifch-ariftokratifch-hanfifch.* Im Handel fiel die Bilanz im Allgemeinen doch zu Schwedens Vortheil aus u. dgl. m.

Hin und wieder hat der Vf. einige genealogifche, chronologifche und diplomatifche Fehler Dalins und Lagerbrings berichtigt. Der Vortrag ift gut; hie und da der Periodenbau etwas kurz. *Abgewägt* ftatt *abgewogen*, und das unwürdige Wort: der *geile* Mann S. 12. find dem Vf. wohl nur entfchlüpft. Seine Bemühung um die nordifche Gefchichte, worinn, befonders in der ältern, noch fo viel aufzuräumen oder vielmehr wegzuräumen ift, verdient Aufmunterung und Beyfall.

VOLKSSCHRIFTEN.

AMSTERDAM, b. Keyzer: *Prysverhandelingen, behelzende de Verpligtingen van eenen braven Huisvader en zulk eene Huismoeder in het gemeen burgerlyk Leven, als mede Aanwyzing der Oorzaaken van het weinige Gelyk in veele Huisgezinnen.* 1795. 184 S. gr. 8. (16 gr.)

Die fehr thätige holländifche *Maatfchappy tot Nut van 't Algemeen* fährt fort, die niedere Volksklaffe beffer und dadurch glücklicher zu machen. Sie hatte deswegen im Jahre 1794 eine Preisaufgabe vorgelegt, worinn die Schuldigkeit eines braven Hausvaters

und einer braven Hausmutter bestehe und warum so wenig häusliches Glück angetroffen werde. Die angezeigte Schrift enthält zwey gekrönte Abhandlungen davon. Die erste hat Hr. *Martinus Bodisco* geliefert und dafür die goldene Preismedaille erhalten. Die zweyte rührt von Hn. *J. van Ouwerkerk de Vries* her, welcher die silberne Preismedaille bekommen hat. Die erste Abhandlung hat zwey Kapitel. In dem ersten wird von der Schuldigkeit eines braven Hausvaters gehandelt. Die Pflichten desselben sind, seine Gattin zu lieben, sein Ansehen sorgfältig zu bewahren, das zeitliche Fortkommen seiner Familie zu befördern, desswegen fleissig in feinem Beruf zu seyn, sich ehrlich aufzuführen und das Geld gehörig anzuwenden. Die Pflichten einer guten Hausmutter setzt Hr. B. in die Liebe gegen ihren Mann, Sorge für die körperliche Erziehung der Kinder, Besorgung der Kleidung und der Speisung, Wahnehmung der häuslichen Arbeiten und Sparsamkeit bey den Ausgaben. Hierauf werden viele gemeinschaftliche Pflichten anempfohlen und in dem zweyten Kapitel werden zehn Ursachen von dem Elend, das in manchen Haushaltungen angetroffen wird, angegeben. Sie sind eine schlechte genossene Erziehung, entgegengesetzte Temperamente, ungleiche Heirathen, Unfruchtbarkeit, die Kinder selbst, verkehrte Vorstellung von Glück, Unkeuschheit, Missbrauch von starken Getränken, dem Spiel und Gesellschaften und Verachtung der Religion. Wenn man sich erinnert, dass diese Abhandlung in die Hände gemeiner Leute kommen soll, so ist der Vf. zu entschuldigen, dass er die allerbekanntsten Sachen vorträgt, und wenn sie von jenen gelesen wird, so kann grosser Nutzen daraus entstehen. Besonders rührend ist es, wenn er S. 14 u. 15. den Männern ihre Frauen als Gefährtinnen ihres Lebens schildert. Es wird auch viel gutes und nöthiges über das Bestrafen und Belohnen der Kinder S. 54. gesagt. Da der Vf. noch sehr darauf dringt, dass die gemeinen Leute in Städten und Dörfern ihre Hausandacht nicht vernachläfsigen sollen, so hätte er wohl gethan, wenn er etwas von der rechten Art dieser Hausandachten und von den Büchern, die dabey gebraucht werden sollten, gesagt hätte.

Der Aufsatz des Hn. *van Ouwerkerk de Vries* über jene Preisaufgabe behandelt natürlicher Weise in eben der Ordnung die Pflichten eines Hausvaters und einer Hausmutter. Unterdessen hat er das eigene, dass vorher, ehe die besondern Pflichten angegeben werden, ihnen recht lebhaft eine Hauptpflicht eingeschärft wird. Sie sollen nämlich beide ihren Kindern und ihrem Gesinde ein gutes Exempel in allen Dingen geben. Ueberhaupt gesteht Rec. freymüthig, dass er der Schrift des Hn. *de Vries* den goldenen und nicht den silbernen Ehrenpreis zuerkannt haben würde. Er erlautert alles durch einleuchtende Geschichten, wie S. 135. und an vielen andern Stellen zu sehen ist; und man weiss ja, was Beyspiele für einen Eindruck bey jedermann und besonders bey dem gemeinen Mann, machen. Er giebt den Aeltern Anweisung, worauf sie zu sehen haben, wenn sie erfahren wollen, wozu sich ihre Kinder am besten in dem bürgerlichen Leben schicken: Er thut Vorschläge, die allenthalben ausgeführt werden können, wie die Herrschaften gutes Gesinde, besonders Dienstmägde, ziehen können. Wenn in Holland, wie es scheint, die Bürger und Bauern ernsthafte Schriften lieber und häufiger lesen, als jetzt in Deutschland geschieht, so können beide Aufsätze wirklich vielen Nutzen stiften.

* * *

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Berlin, b. Maurer: *Annalen des Theaters.* 19tes Heft. 1797. 96 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1788. Nr. 163. 1789. Nr. 22. 1790. Nr. 296. 317. 383. 1791. Nr. 324.)

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: D. *Justus Claproths Abhandlung von Testamenten, Codicillen, Vermächtnissen und Fideicommissen.* Der Jurisprudentiae Hevrematicae dritter Theil. 2te vermehrte Aufl. 1797. 610 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (Die erste Auflage erschien 1782.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Frankfurt*, b. Jäger: *Behandlung des edeln Rebensaftes vom Most bis zur Verwandlung in Wein.* Eine gründliche Anleitung zur richtigen Kenntniss dieses Geschäftes. Nebst Bemerkungen über die allgemeine Wirkungen des Weins auf den menschlichen Körper und einer Schilderung der nach dem verschiedenen *Genuss* entstehenden vier Hauptzustände, von D. *Abr. Rebstock.* 1797. 44 S. 8. (5 gr.) Diese kleine Abhandlung ist wenig interessant. Von §. 1 bis 11 redet der Vf. ein Wort von der Gährung des Weinmosts, jedoch ohne besondere Regeln dabey zu abstrahiren, wie man sich bey diesem Geschäfte im Weinland verhalten solle. Vom §. 12. und weiterhin wird von den Eigenschaften eines gesunden Weins geredet, und zuletzt beschliesst unser Hr. Pseudonymus (denn vermuthlich heisst er nicht wirklich *Rebstock*) possierlich genug mit einer Schilderung des Weintrinkers nach einem vierfachen Hauptzustand. Der erste ist der *Alltagsgrad*: der zweyte der sogenannte *Jesuitergrad*: der dritte der *Studentengrad*: der vierte *die Völlerey*: wobey er als ein sehr gutes Mittel, um wieder nüchtern zu werden, anrühmt, *spiritus sulphuris per campanam zu 20 oder 30 Tropfen* in Wasser getrunken. Zuletzt giebt er noch §. 16. einige allgemeine Gesundheitsregeln beym Weintrinken zum Besten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. September 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Halle, b. Curt's Erben: *J. C Woltärs Einleitung zum allgemeinen Landrechte für sämmtliche preussische Staaten.* Erst. Theil. 1796. 271 S. gr. 8.

Folgende Stelle aus der Vorrede wird unsern Lesern die Absicht des Vf. und zugleich seine Schreibart kenntlich machen: „Wenn gleich — heisst es in der „Vorrede — das Reich, für welches Justinian sein Gesetzbuch *machte*, von einem grössern Umfange war, „als die preussische Monarchie *ist*, für welche das allgemeine Landrecht *gefertigt* worden *ist;* so *ist* doch „diese neueste allgemeine preussische Gesetzgebung „mit mehrern Schwierigkeiten verbunden gewesen, „als Justinian bey seinem ähnlichen Unternehmen zu „überwinden hatte. — Die preussische Gesetzgebung ist „nicht (wie die des Justinian) eine Reparatur. Sie stellt „ein ganz neues Gebäude dar, obgleich die Baumeister viele alte Materialien mit verarbeiten mussten. „Sie *sollten* und haben ein Hauptgebäude *geliefert,* „(sollten geliefert!) welches durch die in den *noch* zu „erwartenden Provinzialgesetzbüchern *noch* aufzustellenden Provinzialrechte *noch* mehr erhöhet werden „soll. Diese Provinzialrechte haben Eigenthümlichkeiten, die ihnen zum Theil gelassen werden sollen. „Es ist daher nicht möglich, dass sie in allen Stücken „übereinstimmen können. Und doch sollte *nicht nur* „das allgemeine Landrecht alle diese einzelne Provinzialrechte ergänzen." (Wo bleibt denn der Nachsatz?) „Es muss daher das allgemeine Landrecht für „die preussischen Staaten einen Geist athmen, der sich „mit jedem verträgt, der jedem Provinzialrechte eigen „ist." (Man sieht, Hr. *W.* holt gewaltig weit aus.) „Da ein groser Theil der im allgemeinen Landrechte „gesetzlich aufgestellten Grundsätze aus den als Gesetze abgeschafften gemeinen Rechten aufgenommen „worden ist: so sind dieses auch diejenigen Stellen, „die ihr Licht aus jenen Rechten zu erwarten haben. „Es ist daher bey dem Unterrichte zur Bildung eines „preussischen Rechtsgelehrten nothwendig, dass diese „aus jenen abgeschafften gemeinen Rechten beybehaltenen Grundsätze vollständig erläutert werden." etc. — „In eben dieser Absicht ist es nöthig, dass bey dem „Unterrichte in der preussischen Rechtslehre der Zögling auf die Grundsatze aufmerksam gemacht werde, „in Ansehung derer das preussische allgemeine Landrecht von dem Justinianischen, und dem Rechte des „Gratianischen Decrets und der päbstlichen Decretalen „abweicht. — Diess sind die Grundsätze, die ich bey „der Ausarbeitung dieses Lehrbuchs der preussischen „allgemeinen Rechtslehre habe befolgen *wollen.* Ob „ich sie befolgt *habe*, darüber mögen andere urtheilen." etc. — „Kein Tadel oder Vorwurf wird mich „missmüthig machen. *Denn noch nie habe ich mich „etwas nicht zu wissen geschämt.*" (!!) Wir mussten uns schon der unangenehmen Arbeit unterziehen, diesen *avis au lecteur* hier mitzutheilen, weil, ohne ihn, es unmöglich seyn würde, zu errathen, dass Hr. *W.* unter einer „*Einleitung zum allgemeinen Landrechte*" für die preussischen Staaten, (denn das *sämmtliche* auf dem Titel ist ein Pleonasmus) ein „*Lehrbuch der „preussischen allgemeinen Rechtslehre*" verstanden wissen will. Verständlicher hätte er sich freylich ausgedrückt, wenn er sein Werk: „*An*leitung zum *Studium* „des allgemeinen Landrechts" genannt hätte; allein manche Leute sind zu sehr der Mystik ergeben, als dass sie nicht, selbst die gewöhnlichsten Dinge, in ein heiliges Dunkel hüllen sollten. Eine Mystik, die indessen zuweilen unwillkürlich ist, und blos in einer Verworrenheit und Dunkelheit der Begriffe ihren Grund hat. Wir werden sehen, ob dieses bey Hn. *W.* der Fall ist. Am Schlusse der Vorrede sagt er noch: „Nach *meiner* Ueberzeugung zerfallt das Ganze der im „allgemeinen Landrechte für die preussischen Staaten „*begründeten* (?) Rechtslehre in den *allgemeinen* und „*besondern* Theil. Jener begreift nach *meinen* Begriffen (sollten andre Menschen darüber abweichende Begriffe haben?) allgemeine Rechtswahrheiten, welche „gewissermasen die Stelle von Grundbegriffen vertreten. Diese Art der Metaphysik der preussischen „positiven Rechtslehre habe ich hier darzustellen gesucht." — „Der besondere Theil zerfallt abermals in „*zwey* Hauptabschnitte. Der *erste* handelt von den einzelnen Rechten, die allen Personen ohne Unterschied „ihrer Verhältnisse, Stände und dergleichen zustehen „können. Der *zweyte* aber stellet diejenigen einzelnen Rechte dar, welche nur gewissen Personen, unter gewissen Umständen und dergleichen zustehen „können. Dieser zweyte Theil soll, wenn mir Gott „Leben und Gesundheit verleiht, *künftige Ostern* erscheinen." — Rec. wünscht zwar Hn. *W.* von Herzen Leben und Gesundheit, aber wahrlich nicht deshalb, damit das Publicum den zweyten Theil dieses Lehrbuchs erhalten möge. Denn dass das Studium des preussischen Rechts dadurch nichts weniger als *erleichtert* werden könne, werden wir gleich zeigen.

Das Werk beginnt mit einer *Einleitung*, also eine *Einleitung zur Einleitung!* Aus dieser Einleitung nur Ein Pröbchen: §. 8. „Das allgemeine Landrecht ergänzet das auf jeden Fall anzuwendende Provinzial-„Landrecht; *gleichwie* beide durch Edicte ergänzet, „geän-

„geändert, vermehret und nur erkläret werden kön„nen." — Nun folgt der *erste Theil* selbst, welcher die allgemeinen Grundsatze nach der Materienfolge des allgemeinen Landrechts enthält. Auch hievon wollen wir einige Proben geben, die für sich selbst sprechen werden: §. 11. „Ein Gesetz ist demnach ein „*reiflich* überdachtes *Urtheil* (?) des Monarchen; wie „das allgemeine Wohl des Ganzen durch Handlungen „seiner Unterthanen *befördert* oder *gehindert* werden „könne." — §. 14. „So lange der Mensch in seiner na„türlichen Freyheit lebt, thut er was ihm möglich und „gut *scheint*, und unterläst, was ihm schädlich *scheint*, „so lange ihm die Unterlassung nützlich *scheint*. Das „Gesetz schränkt die natürliche Freyheit der Untertha„nen ein, und soll das eigene individuelle Urtheil „des einzelnen Unterthan vertreten; für den der *Mo*„*narch* das Gesetz gab. Es muss daher der *Monarch* „eine Handlung vornehmen, die es dem Unterthan „möglich macht, das Urtheil des *Monarchen* über die „*Vor*träglichkeit einer einzelnen dem Unterthan mög„lichen Handlung und derselben Unterlassung samt „den Bewegungsgründen zur Befolgung des Gesetzes „sich so zuzueignen, dass das Urtheil, welches der „Monarch über eine mögliche Handlung, oder der„selben möglichen Unterlassung gefället hat, als das „Eigene des Unterthanen erscheinet." — §. 22. „Recht „und Unrecht sind substantiirte Prädicate der Hand„lungen solcher Menschen, auf welche der Monarch „seine Gesetze angewendet wissen will. Sie können „mithin auch als substantiirte *wirkliche* oder *mögliche* „Prädicate der Menschen; folglich auch in Gedanken „als wirkliche oder mögliche Substanzen (?) und Be„standtheile einer moralischen Welt angesehen, be„trachtet und auf mancherley Art behandelt werden." — In diesem § kann Hr. *W.* unmöglich sich selbst verstanden haben. §. 28. „*Nur* wirkliche Personen kön„nen *nur* Rechte geniessen und wirklich haben." — §. 30. „Die Gesetze erklären den Menschen für ein sol„ches Wesen in der Schöpfung, dem *nur* Rechte als „Prädicate beygelegt werden können." — §. 34. „Die „*Blödsinnigen* werden den Unmündigen; und die „*Verschwender* gleich geachtet." (*Wem* werden die *Verschwender* gleich geachtet?) — §. 39. *Wie* daher „alle Personen in *Standesgenossen*, und in solche ein„getheilt werden, *welche keinem Stande angehören: so* „werden die Stände in *höhere* und *niedere* eingetheilt." (*Gleichwie* der Löwe ein grimmiges Thier ist, *also* sollen wir auch in einem neuen Leben wandeln!) §. 44. „Der „Besitz einer Sache kann bald als ein blosses mögliches „Vermögen, und in dieser Hinsicht in der Gestalt eines „Rechts, einer Verbindlichkeit eines Menschen oder „eines Unrechts erscheinen, ohne dass es sich in sei„ner Wirksamkeit zeigt; bald aber sich in Handlun„gen eines Menschen äussern. Jener ist ein *todter*, „dieser aber ein *wirksamer Besitz* einer Sache." etc. — §. 51. „Eine Sache ist ein selbstständiges zur Welt ge„höriges Ding, das entweder aus einzelnen trennba„ren Theilen besteht, oder doch als eine Sammlung „unzertrennbarer Theile gedacht werden *kann*, in „welche sie, wenigstens in Gedanken, zerlegt wer„den *kann*. Bey jeder Sache *kann* also etc." §. 55. „Die Grösse der Nutzbarkeit einer Sache etc. wird als „ein *selbstständiges* (!) Product gedacht, *der Werth* einer „Sache." etc. — §. 57. „Die Abschätzung einer Sa„che — — ist entweder eine gemeine oder eine feyer„liche; eine gerichtliche oder eine aussergerichtliche; „*eine richtige oder irrige*." (Diese letztere Eintheilung ist wohl sehr nutzbar *in Praxi*. Eben so, als wenn man die *Lehrbücher* in *brauchbare* und *unbrauchbare* eintheilen wollte!) Diese Proben sind hinreichend, zu zeigen, dass Hr. *W.* sich um so weniger mit der Bearbeitung der *philosophischen* Rechtslehre befassen sollte, da es ihm sogar an der Gabe, sich verständlich zu machen, so wie seinem Stile an Präcision und Geschmeidigkeit gänzlich fehlt.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Versuch einer kurzen Darstellung der gemeinen Rechte und Landesverordnungen, welche dem Landmanne des Churfürstenthums Braunschweig-Lüneburg insonderheit Calenbergischen Theils zu wissen nöthig sind*, (von *C. F. Weidemann.*) 1796. 146 S. 8.

Seit ein paar Decennien, vorzüglich in den letzten Jahren, hat man angefangen die Rechtsgelehrsamkeit so wohl überhaupt, als in ihren einzelnen Theilen, entweder nur in Beziehung auf das gemeine Recht, oder auf Provinzialgesetze im Volkstone, in einer dem Nichtjuristen, den Bürgern und Bauern, verständlichen Sprache vorzutragen. Ob diese Behandlungsart der Rechtswissenschaft überhaupt nützlich, und ob es rathsam sey, die Fackel der Jurisprudenz unter die Bürger und Landleute zu tragen? darüber sind, wie man erwarten kann, selbst die Juristen nicht gleicher Meynung. Auf der einen Seite ist es nicht bloss nützlich, sondern nothwendig, den Bürgern eines Staats eine deutliche und gemeinverständliche Kenntniss der Gesetze zu geben, nach welchen ihre Rechte und Verpflichtungen beurtheilt und entschieden werden. Aber auf der andern Seite kann auch der Nichtjurist gerade durch dergleichen Schriften veranlasst werden, ohne den Beyrath eines Rechtsverständigen, nachtheilige Handlungen zu unternehmen. Selbst der *Winkeladvocat*, der eben so gefährlich ist als die Olitätenkrämer, nimmt oftmals daraus die Mittel zu seinen juristischen Asteroperationen. Demungeachtet scheinen uns Schriften dieser Art sodann von entschiedenen Nutzen zu seyn, wenn der Gegenstand des Vortrags an sich fähig ist, von jedem Unstudirten verstanden zu werden, mithin sich selbst füglich popularisiren lässt; wenn nicht bloss die gesetzliche Vorschrift, sondern auch deren Grund, Nothwendigkeit, Nutzen und Gebrauch kurz ausgezeichnet; wenn derselbe bloss auf die, dem Bürger und Landmanne durchaus unentbehrlichen, Lehren des Privat-, Peinlichen und Polizeyrechts eingeschränkt wird, mithin die eigentlichen Lehren des Civilrechtes und des Processes dabey ganz ausgeschlossen werden. Beurtheilt man, nach diesen Haupterfodernissen eines populären Vortrags, die Schrift des Vf.; so würden wir zuvörderst die

die Lehren des Civilrechtes von der *Erbfolge ohne Testament, von Testamenten, von Hypotheken, von der Verjährung* u. s. w., wenn gleich diese Gegenstände kurz und mit Deutlichkeit vorgetragen sind, doch dar um hier lieber ganz vermissen; weil theils zu deren völligen Kenntniss eine vollständigere Notiz der Quellen und Hülfsmittel erfoderlich, theils nicht jeder aufgestellte Satz ganz zweifelsfrey ist; z. B. der: *wenn zwey Eheleute zugleich ein Testament machen, so kann der eine Ehegatte, ohne den Willen des andern, dasselbe nicht wieder zurückfodern, oder wiederrufen.* Dahingegen ist aber die Darstellung der Rechte aus den Provinzialgesetzen, ganz an ihrer rechten Stelle. Der Vf. handelt in *besondern Abschnitten: von (der) Erziehung und (dem) Unterrichte der Kinder; vom Gottesdienst und der Sabbatsfeyer; von dem Verhalten gegen die Landesherrschaft und den öffentlichen Abgaben; von Verpflegung der Reuter und Soldaten; vom Ausschuss und Landsoldaten; von Invaliden; von dem Verhalten gegen die Amts- und Gerichtsobrigkeit; von Predigern, Predigerwittwen und geistlichen Gebäuden; von Zehnten; vom Gutsherrn und Gutsmann; von Meyergefällen überhaupt und von dem Inhalte der Meyerordnung insonderheit; vom Leibeigenthum;* (nur in dem Bezirke des Stifts *Loccum* ist die Leibeigenschaft herkommlich, in den übrigen Theilen des Fürstenthums Calenberg aber nicht); *von Verlobungen; von der Ehe; von Aeltern und Kindern; von Vormundschaften; von Herrschaften und Dienstboten; von Anlehnen und Zahlungen; von Bürgschaften; von Heuer, Pacht und Miethe; vom Kaufen und Verkaufen überhaupt und vom Pferde- Woll- und Garnhandel; von Sachen, die zu kaufen und verkaufen in den Landesgesetzen auf gewisse Weise verboten worden,* als: von Gemeinheitsantheilen, von Haderlumpen, von Schaaffüssen, von alten Kupfer und Messing, von ausländischen Sensen, Sicheln und Schneidemessern, von Stab- und Böttcherholze, von Vor- und Aufkäuferey des Getraides — *von Schenkungen: von Polizeysachen,* als: von Legung der Grundhölzer bey neuen Gebäuden, von Anlegung neuer Immenstäten, von übermäsigem Branteweintrinken, von dem Verhalten bey Feuersbrünsten, vom Gänsehalten, von Krügern und Wirthen, von Rettung ertrunkener oder verunglückter Personen, von unreifem Korn und dessen verbotenem Genuss — *von Forst- und Mastsachen.* Alle diese Gegenstände sind in einer guten Ordnung, fasslich, kurz und deutlich, dem Sinne der Gesetze gemäss und mit Vermeidung aller unverständlichen Terminologien, vorgetragen, und man muss es dem Vf. einräumen, dass er es in seiner Gewalt hat, sich den Fähigkeiten und Begriffen des Landmannes gemäss auszudrücken und im Volkstone zu schreiben.

Im *dritten* Theile, vom IIIten bis XIIten Hauptstücke wird gleichsam ein peinlicher Rechtskatechismus geliefert und darinn gehandelt: *vom Schelten und Schlagen; von den Strafen der Unzucht und des Ehebruchs; vom Diebstahl* überhaupt und besonders; *vom Hausdiebstahl, vom Pferdediebstahl, von gefundenen Sachen, von der Wilddieberey, von Beraubung und Beschädigung der Brücken; von Feld- und Gartendieberey, Fisch- und Flossholzdiebstahl; von der Strafe des Raubes; von strafbarem groben Betruge und Verfälschungen; vom Meineide; vom Mordbrennen; vom Mord und Todschlage; vom Kindermorde; vom Giftmischen.* Auch hierbey hat der Vf. Kürze mit vollkommner Deutlichkeit zu verbinden gewusst. Hin und wieder ist freylich mancher Satz wohl nicht so ganz ausgemacht, z. B. dass der Schwängerer, wenn er die *exceptionem plurium concumbentium* erweisen kann, nur zu seinem Antheile die Unterhaltungskosten des Kindes zu bezahlen verbunden sey. Zuweilen hätten wir auch wohl noch einen kleinen Zusatz gewünscht. So kommt z. B. vom *Cameradendiebstahle* nichts vor; bey dem Hausdiebstahle hätte bemerkt werden sollen, dass derselbe auch sodann begangen wird, wenn der Dienstbote Sachen, die den Kindern der Brodherrschaft gehören, entwendet; bey dem Felddiebstahle wäre mit zu bemerken gewesen, dass die Entwendung von Bienenstöcken, Leinwand, Gänsen, Schweinen, Schaafen u. s. w., welche in offnen Feldern und Gärten, hingestellt und hingelegt werden, oder sich auf der Weide befinden, als ein solcher ebenfalls bestraft wird; bey dem Fischdiebstahl hätte auch der *Krebsdiebstahl* mit erwähnt und bey dem Holzdiebstahl angeführt werden können, dass derselbe alsdann peinlich bestraft wird, wenn Bäume oder Holz, welches nicht mehr in den Forsten, sondern auf den Höfen liegt, entwendet worden. Inzwischen benehmen diese und andere kleine Bemerkungen, da die Arbeit des Vf. so gut gerathen ist, der Schrift nichts von ihrem Werthe. Im *Anhange* findet man noch einen Unterricht, durch welche Mittel plötzlich verunglückte, todtscheinende Personen in den meisten Fällen gerettet werden können. Uebrigens bemerken wir auch noch, dass von dieser ihrem Zwecke nach so verdienstlichen Schrift, vermöge eines Ausschreibens des königl. Consistoriums zu Hannover vom 8 Dec. 1796 für jede Schule ein Exemplar angeschafft werden soll, ohne jedoch das Buch selbst zu einem Schulbuche zu machen. Auf diese Weise kann die Arbeit des Vf. gewiss vielen Nutzen stiften, wenn die erwachsene Jugend mit den Landesverordnungen gehörig bekannt gemacht wird. Nur dürfen die Schullehrer auf dem Lande nicht zu heftig den Gesetzkundigen oder Interpreten dabey machen wollen.

Leipzig, b. Fritsch: *Promtuarium juris novum* ex legibus et optimorum jurisconsultorum tam veterum quam recentiorum scriptis, ordine alphabetico congestum, sistit *Joannes Ernestus Justus Müller. Editio altera, auctior et emendatior. Vol. V.* Comprehendens loca: *Nachbarrecht — Privignus.* 1795. 718 S. 4. (3 Rthlr.)

Ueber den Werth solcher Promtuarien im allgemeinen haben auch in diesem Journale schon oft verschiedene Recensenten weitläuftig sich geäussert. Eben so ist seiner Zeit die erste Ausgabe des *Müllerischen*

schen Werkes, mit Bemerkung aller ihm eigenthümlichen Vorzüge und Mängel, umständlich angezeigt worden. Wir haben daher gegenwärtig nur mit der vorliegenden zweyten Ausgabe zu thun, und können dem nun verstorbenen sehr thätigen Vf. das Lob nicht versagen, dass er bey dieser neuen Auflage auf die Zusätze und Verbesserungen grossen Fleiss verwendet hat, und dass nunmehro sein Werk bey weitem das vorzüglichste in seiner Art ist. Mit einzelnen Ausstellungen und Bemerkungen wollen wir unsere Leser um so weniger belästigen, da die Manier und Darstellungsart des Vf. aus diesem Werke sowohl, als aus seinen übrigen Schriften, längst schon bekannt sind. Offenbar irrige Sätze findet man freylich, der wiederholten Revision ohngeachtet, noch in grosser Menge, und es ist diess um so nachtheiliger, da Werke der Art hauptsächlich von solchen Männern benutzt werden, die das Wahre vom Falschen genau zu sichten, ausser Stand sind, welchen es vielmehr bloss um eine schnelle Uebersicht zu thun ist; und auch diese Uebersicht könnte durch schicklichere Anordnung der einzelnen Materien um vieles erleichtert seyn. Dieser Mängel ungeachtet müssen wir doch, wenn je Promtuarien gebraucht werden sollen, das vorliegende vor allen andern empfehlen.

Leipzig, b. Feind: *Joan. Ortwini Westenbergii* ICti quondam apud Batavos Celeberrimi *Opusculorum academicorum trias*, ob raritatem et praestantiam denuo edidit, animadversiones nonnullas adspersit et praefatus est *Jos. Lud. Ern. Püttmannus* Antecessor Lipsiensis. 1795. 199 S. 8.

Die hier gelieferten drey Abhandlungen von *Westenberg* sind folgende: I) *Diss. de Calculo Minervae; ejusque justitia.* II) *Oratio de jurisprudentia rationali.* III) *Diss. de jurisprudentia Q. Cerbidii Scaevolae.* Angehängt ist noch: *Excursus ad Jo. Ortw. Westenbergii Dissertationem de Calculo Minervae. Scripsit J. L. E. Püttmannus.* — Bekanntlich hat der verstorbene Herausgeber schon 1794 eine Sammlung *Westenbergischer* Abhandlungen herausgegeben. Hier nun liefert er die damals versprochene Fortsetzung, und freut sich besonders, dass er auch die Streitschrift: *de calculo Minervae*, die er so lange vergeblich gesucht, endlich erhalten habe. Diese zweyte Sammlung besteht, unabhängig von der ersten, für sich; desswegen liess der sel. Herausgeber auch derselben, auf Verlangen seines Verlegers, einen eigenen Titel vordrucken. — Ueber den Werth der Westenbergischen Schriften bedarf das Publicum unsers Urtheils nicht; wir zeigen daher nur noch an, dass der Herausgeber hin und wieder manche, sehr lehrreiche literarische Bemerkung eingeschaltet hat.

ERDBESCHREIBUNG.

Hildburghausen, b. Hanisch: *Repertorium der deutschen Staatenkunde.* 1795. 247 S. 8.

Hr. Regierungssecretär *Höck* liefert hier eine Sammlung von Titeln von Büchern, welche die Geschichte, die Geographie, die Staatskunde und das Staatsrecht Deutschlands sowohl, wie einzelner deutschen Staaten betreffen, doch sind von historischen Werken nur wenige angeführt. Die erste Abtheilung des ersten Abschnitts begreift eine nicht kleine Zahl von Büchertiteln, die mit weniger Ausnahme bey der Literatur der Staatskunde und Geographie jedes andern europäischen Staats mit eben so vielem Rechte aufgeführt werden könnten. Unter den *Lehrbüchern* S. 8 u. 9 findet sich *Pütters* historisch - politisches Handbuch von den besondern deutschen Staaten und die kurze Vergleichung des nördlichen und südlichen Deutschlands im Götting. histor. Magazine. Die Reisebeschreibungen (dritte Abtheilung), die doch wohl den Hand- und Lehrbüchern hätten vorangehen sollen, sind nicht durchaus nach dem Alter aufgestellt, und die Beschreibungen ganzer Provinzen und grösserer Theile Deutschlands stehen zwischen Beschreibungen einzelner kleiner Districte. Ganz an aller Ordnung fehlt es auch in dem Abschnitt *preussische Staaten* überschrieben; in der buntesten Reihe sieht man kleine Beyträge und Abhandlungen über Volksmenge, Finanzen unter und zwischen Reisebeschreibungen und Staatskalendern. Manche Lücke und Verbesserung ist des Anhangs ungeachtet, noch zu füllen und anzubringen. Von Bruns Magazin ist nur ein Stück angegeben; Hr. Reimer besorgte zuletzt die Herausgabe des historischen Portefeuille; S. 48 fehlt die deutsche Uebersetzung oder Umarbeitung des Mirabeauschen Werks von Mauvillon; auch fehlt der Ort des Drucks, wie das Jahr der Erscheinung, bey vielen Werken, wie S. 17. 20. u. 51. Aus der Vorrede ersehen wir, dass man erst seit 20 Jahren beschäftigt ist, die Staatskunde Deutschlands aus dem Dunkel des Mittelalters hervorzuziehen: und Werk und Vorrede zeigen gleich stark, dass auch Hr. *H.* über einen Gegenstand schrieb oder sammelte, den er höchstens nur im Helldunkel sah.

* * *

Folgendes Buch ist als Fortsetzung erschienen:

Erfurt, b. Keyser: *Moralischer Unterricht in Sprüchwörtern durch Beyspiele und Erzählungen erläutert für die Jugend*, von *Sylvester Jakob Ramann.* 5tes Bändch. 1797. 180 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1789. No. 342.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. September 1797.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hamburg, b. Fauche: *Defense des Emigrés françois* addressée au peuple françois par *Trophime Gerard de Lally — Tollendal.* 1797. X und 247 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Diese Vertheidigungs-Schrift hat zwey Abschnitte. In dem ersten, den wir hier vor uns haben, handelt der Vf. die Frage: *Ob die Ausgewanderten zurück zu berufen seyen?* in Rücksicht der Gerechtigkeit ab; in dem zweyten, den wir noch zu erwarten haben, wird sie von Seiten der Klugheit und des eigenen Interesse der Republicaner betrachtet werden. Er eilte mit Bekanntmachung des ersten Theils, um die Zeit der Zusammenberufung der Primärversammlungen nicht zu versäumen, welche er für die schicklichste hielt, die Sache der Ausgewanderten dem französischem Volke zur Entscheidung vorzulegen. Der Vf. erklärt sich S. 10., dass er unter dem französischen Volke alle diejenigen verstehe, welche nun der einzige wahre Grundsatz verbinde, dass *die* Regierung, welche Frankreich Friede, Sitten, und Gesetze geben wird, die rechtmäsige sey. Schon diese Erklärung läst, so wie der Name des Vf. erwarten, dass man eine eben so gemäsigte als gut ausgearbeitete Vertheidigungs-Schrift hier finden werde.

Frankreich, sagt er, steht im Begriffe mit allen auswärtigen Feinden Frieden zu schliessen; soll der Krieg zwischen den Franzosen selbst ewig dauern? Man hat die Begriffe und Ausdrücke absichtlich verkehrt, um die Wiedervereinigung zu hindern. Die Unterdrücker nannten sich die Beleidigten; Ungerechtigkeit nannten sie Gesetz; Raub hiess Eigenthum und Unglück, Recht und Tugend wurde mit dem Namen des Verbrechens bezeichnet. Man hat nicht mehr für Ueberwundene Bedingungen zu machen, man muss Angeklagte vertheidigen, um Gnade bitten, für Verurtheilte. Und das aus entfernten Gegenden, weil man sich dem Richter nicht nähern darf. Wie auch die Richter ihre Gewalt *erworben* haben mögen, es giebt nur ein Mittel, sie zu *erhalten: Gerechtigkeit.* Die neue französische Constitution muss man nach den Bedürfnissen der Nation, nicht nach den Wünschen der Ausgewanderten, beurtheilen. Sie enthält den Keim zu jeder Verbesserung und ist schon an sich weit besser als die Vorigen, selbst die von 1791, *qui organisait l'anarchie et fondait la dissolution.* (S. 18.) Aber der Artikel wegen der Ausgewanderten schändet sie. Durch Gewalt, List und Uebereilung wurde er zur Zerstörung der ganzen Constitution hinein gebracht. *Le Crime escorté de la demence fremissait de voir la sagesse et la vertu se reproduire.* Kein Volk hat zuvor nach einem Bürgerkriege Hass und Wuth zum Staatsgrundgesetz gemacht. Sylla, bis auf unsere Zeiten der grausamste der Menschen, würde ein solches Gesetz zu geben erröthet haben. Nur seine Feinde und Nebenbuhler, die Räuber seiner Güter, die Mörder seiner Freunde verbannte er, nicht alle Flüchtigen, nicht Weiber und Kinder, confiscirte nicht *Aller* Güter. Die ganze Nation, ein Mitglied ausgenommen, würde kein Recht haben, gegen dieses eine Mitglied ein solches Gesetz zu geben. Man sagt: die Ausgewanderten sind theils Treulose, die ihr Vaterland bekriegen, theils Feige, die es nicht vertheidigen wollten, und doch traf die Strafe auch Greise, Weiber und Kinder, die des angeschuldigten Verbrechens ganz unfähig waren; denn die Ausnahme in Ansehung der Letzten ist nur scheinbar. Betrachtet man zuerst die Ausgewanderten, welche ihr Vaterland zur Zeit der Gefahr verlassen zu haben, angeklagt werden: so findet man, dass die Meisten von ihm verlassen, und durch Gewalt aus demselben vertrieben wurden. Aber auch für diejenigen, welche es freywillig verliessen, war das gesellschaftliche Band nicht nur durch die ungestraft gebliebenen Mordthaten, aufgelöst: sondern es war auch von denjenigen, welche sich die Nation nannten und alle Gewalt in Händen hatten, die alte Verfassung umgestürzt worden; es sollte ein neuer *Contrât social* geschlossen werden, von jedem Bürger musste es daher selbst nach Rousseau's Grundsätzen abhängen, ob er der Mehrheit beytreten, oder mit seinem Vermögen auswandern wollte? Diese Grundsätze erkannte auch die National-Versammlung und Vergniaud, der Urheber des Gesetzes wegen Sequestration der Güter der Ausgewanderten, an, und behauptete, dass nur ihre Bewaffnung gegen das Vaterland diesem zur Gütersequestration ein Recht gebe. Allein diese Anschuldigung traf viele der damals schon Ausgewanderten so wenig als diejenigen, welche bald nachher die Verbrechen der Septembrisirer vertrieben. Der Constitution entgegen gab man allen Gesetzen gegen die Ausgewanderten eine rückwirkende Kraft. Diese Gesetzgebung läst sich in 3 Epochen theilen, welche der Vf. unterscheidet und durchgeht. Nach der ersten Constitution war die Auswanderung ganz frey; nachher wurde denen, welche unter dem Schutz der Gesetze sich entfernt hatten, entweder der Weg zurückzukehren ganz verschlossen oder dazu eine Monatsfrist und auch sonst so harte Bedingungen bestimmt, dass sie nicht zurückkehren konnten, und um ihr Le-

ben vor den Dolchen der Mörder zu retten, die ungestraft blieben, lieber ihre Güter zum Opfer brachten. Diese Güter waren es, die man wollte, nicht ihre Zurückkunft; man dehnte daher den bisher unbestimmt gebliebenen Begriff eines Ausgewanderten durch ein neues Gesetz so weit aus, dass alle diejenigen dafür angesehen werden sollten, welche nicht seit dem 9ten May 1792 *ununterbrochen* in Frankreich gewesen waren. Die Constitution erlaubte die Auswanderung und untersagte alle Confiscationen als ungerecht. Nun machte man das zum Verbrechen, was mit Erlaubniss der Gesetze geschehen war, und belegte es mit einer Strafe, welche sie abgeschafft hatten.

Wie kann man es denen, welchen man ihre Waffen nahm, welche man durch jede Verfolgung nöthigte, sich zu entfernen, nachdem die Urheber der Verfolgung zum Theil mit dem Tode bestraft worden, noch zum Verbrechen machen, dass sie flohen? Immer hat man diejenigen für unschuldig erklärt, welche Frankreich zur Zeit des Schreckenssystems verlassen hatten; aber wie wurde der Anfang desselben bestimmt? Auf den 31 May 1793. War vor diesem Tage Frankreich frey? Hatte am 21 Jan. 1793., als man sich bey Todesstrafe bis nach vollbrachtem Königsmorde nicht auf den Strasen sehen lassen durfte; am 2ten Sept. 1792; ja im Oct. 1791. als Jourdan die Eisgrube zu Avignon in eine Blut-Cisterne verwandelte, und von der National-Versammlung der verdienten Bestrafung entzogen wurde, noch kein Unschuldiger Ursache zu zittern? War Frankreich bis zum 31 May frey, waren es die Repräsentanten: so sind sie Theilhaber aller der Greuel, die Roberspierre und sein Anhang bis dahin verübten. Wendet man sich zu den Ausgewanderten, welche sich gegen Frankreich bewaffneten: so kann man nicht bezweifeln, dass sie ein *Recht* hatten, der ungerechten Gewalt Gewalt entgegen zu setzen; eine *Pflicht*, sich und den Ihrigen das entrissene Eigenthum wieder zu verschaffen. Es war ein *Verdienst*, gegen die Tyrannen zu streiten, und Viele zwang ihre und der Ihrigen *Noth*, ihren Arm den fremden Mächten zu vermiethen, welche die Unterdrücker ihres Vaterlandes bekriegten.

Der Vf. spricht hier erst von den Prinzen, *cette race glorieuse forcee de fuir d'un pays, dont elle avait ete si souvent l'orgueil et le boulevard* (S. 172.) dann geht er die durch Mörder und Mordbrenner ungestraft verwüsteten Provinzen durch. War der ein Rebell, der diesen Menschen entfloh und sich gegen sie bewaffnete? Nicht das Verbrechen, aber die aufgehobene Untersuchung, der Mangel an Schutz und Gerechtigkeit, rechtfertigte die Selbsthülfe. Am 10ten August 1792 war weder Freyheit, noch Eigenthum, noch Sicherheit mehr in Frankreich, und bis dahin hatten die Ausgewanderten noch *nichts*, gar nichts gethan. Der Krieg mit den benachbarten Mächten entstand nicht durch ihre, sondern durch der Jacobiner Veranlassung. Der Vf. ist hier sehr ausführlich und schreibt auch Leopolds und Gustavs Tod den Jacobinern zu, welche kurz zuvor 40 Mörder gegen Condé ausgesendet haben sollen. Die Ausgewanderten, fährt er fort, hatten höchstens nur den Willen die Constitution umzustossen, die sie nicht anerkannt hatten; die Jacobiner, welche sie beschworen hatten, stiessen sie wirklich um. Wenn statt aller Manifeste, auxquels on fait grâce en ne les qualifiant que d'insensés, man alle diejenigen, welche die Freyheit, das Leben des Königs, die Existenz ihrer Familien, die Ruhe und das Eigenthum ihrer Mitbürger retten wollten, aufgefodert hätte, sich zu versammeln: so würden nun die bewaffneten Ausgewanderten alle diejenigen zu Gefährten haben, welche jetzt ihre Richter sind, und nur diejenigen würden einer Vertheidigung bedürfen, welche an diesem frommen patriotischen Kreuzzug keinen Theil hätten nehmen wollen. Diejenigen, welche zwischen dem 2 Sept. 1792 und 10 Thermidor 179. indess man ihre Weiber und Kinder mordete, Krieg führten, bedürfen keiner Rechtfertigung. Hätte an diesem 9ten Thermidor, nachdem der Tyrann gestürzt war, oder auch später bey Fertigung der letzten Constitution, die französische Regierung die ungerechten Gesetze, welche alle Ausgewanderten in eine Klasse warfen, wiederrufen und diese eingeladen, mit ihren Mitbürgern, über die neue Verfassung, über die Mittel, das Interesse der alten und neuen Eigenthümer zu vereinigen; über das Verhältniss der Aufopferungen, welche *alle* zu machen hatten, um den Schaden zu vergüten, der durch die Leidenschaften *aller* entstanden war, sich zu berathschlagen; hätte ihnen die Regierung gezeigt, dass die Herrschaft der Gesetze zurückgekehrt sey: so würde jetzt jeder Bewaffnete strafbar seyn. Von allem dem geschah aber nichts. Man zerstörte die Jacobiner Klubs; aber man befolgte ihre Plane; man verdammte *Fouquies Gainville* wegen seiner Proscriptionslisten, aber man liess neue fertigen; nur für die Ausgewanderten kehrte Gerechtigkeit und Menschlichkeit nicht zurück. Wurden die Confiscationen aufgehoben; die Opfer der Tyranney zurückberufen: so war es mit Ausnahme der Ausgewanderten. Gab man den Verurtheilten ihre Güter wieder; versicherte man den Bürgern den Gebrauch ihrer Rechte: so schloss man sie und ihre Kinder aus, und endlich füllte man das Maass der Unrechtigkeit durch die blutige Amnestie vom 4ten Brumaire an. IV, durch welche man den Mördern des 2ten Sept. verzieh, und die ihrem Mordbeil Entflohenen verbannte. Aber auch damit begnügte sich die Verfolgungswuth nicht, den Ausgewanderten die Rückkehr in ihr Vaterland verschlossen, sie ihres Erbtheils beraubt zu haben, auch aus fremden Ländern jagen sie die Tractaten der Republicaner, man zwingt diejenigen, gegen welche man ehehin die Fahne der Freyheit schwang, Despoten und grausam gegen unglückliche Vertriebene zu werden. Sind diejenigen Verbrecher, welche gegen eine solche Wuth bewaffnet bleiben, oder sind es die, welche, statt die Franzosen zu vereinigen, sie ihres Gewinnstes und ihrer Herrschaft wegen erbittern? Der en das Leben verhiessen, welche die Waffen niederlegen würden und die Entwaffneten mordeten?

Wenn unter den Ausgewanderten sich noch Einzelne finden, welche Miturheber der Revolution, in solcher nur ihren Vortheil suchten; welche ungekränkt und nicht von dem edeln Enthusiasmus, der der Unschuld zu Hülfe eilt; sondern von Eitelkeit und Bosheit getrieben, Zwietracht ausstreuten, das ruhige Landvolk verführten; um die Freyheit zu verschreyen, Frechheit begünstigten, und den Ruf *keine Vermittelung* auch von ihrer Seite wiederholten: so sind diese Schuldige. Aber wie viel sind ihrer noch übrig? Wie kann man sie überführen und wer hat das Recht sie zu richten? Sie schadeten nur sich, ihren Familien, Ludwig XVI. und den Gefährten ihres Unglücks; nicht den Republikanern. Vielleicht wurde nur durch ihr System die Republik gegründet. Alle gegen sie gegebene Gesetze sind Geburten der Jacobiner und des Verbrechens, das nach *Boissy d'Anglas* Ausspruch 6 Jahre von Stufe zu Stufe stieg. Es giebt also heutigestages nicht *einen* Verurtheilten unter ihnen, dessen Urtheil nicht widerrufen werden sollte. *Jeder* sollte durch sein künftiges Betragen entweder die Rechte der Unschuld erhalten können, oder der gerechten Bestrafung eines wahren Vergehens sich unterwerfen müssen. Das französische Volk wird sich hiergegen nicht auflehnen. Das Gesetz wegen der Ausgewanderten widerspricht den übrigen Gesetzen der Constitution; beide zugleich können nicht erfüllt werden S. 45. u. ff. sucht der Vf. dieses zu erweisen. Wird aber das französische Volk bey dieser Wahl, Achtung für Religion und Sittlichkeit, wird es die Schutzwehre der Freyheit und Sicherheit aufopfern wollen um Gotteslästerung, Unsittlichkeit, Raub und Mord beyzubehalten? *Collot d'Herbois* und seine Gesellen mögen bedenken, wie sehr sie sich schänden würden, wenn sie noch unerbittlich gegen die Unschuld, gegen Opfer, die alle Beleidigungen vergessen wollen, gegen ein Vaterland, das verzeihen will, seyn sollten. Vergebens nehmen sie ihre Zuflucht zur *raison d'etat.* Die Wiederaufnahme der Ausgewanderten ist nicht nur eine *Pflicht*, welche die Gerechtigkeit gebietet; auch der eigene *Vortheil* der Republikaner und die Staatsklugheit fodert sie. Der Ausführung dieses Satzes in dem versprochenen 2ten Abschnitte sehen gewiss alle Leser mit Verlangen entgegen. Der Gegenstand, der in dieser Schrift abgehandelt wird, ist von so grosser Wichtigkeit und so allgemeinem Interesse, dass Rec. glaubte, diesen Auszug nicht mehr abkürzen zu dürfen. Da ihn eine Prüfung der von dem Vf. zuweilen vielleicht zu allgemein aufgestellten Behauptungen zu weit führen und solche hier auch nicht an ihrem rechten Platze seyn würde: so hat Rec. wenig hinzuzufügen. Die Schreibart des Vf. ist bekannt; er verfällt zwar zuweilen in den Ton der Declamtion, aber doch selten, wenn man erwägt, wie leicht er dazu bey diesem Gegenstande konnte hingerissen werden. Seine Angaben und Anklagen sind grösstentheils mit authentischen Bekenntnissen, Reden und Schriften der Gegenparthey belegt. Im Allgemeinen wird man, besonders wenn man darauf Rücksicht nimmt, dass es eine Partheyschrift ist, sein Urtheil immer sehr billig, seine Grundsätze sehr gemässigt finden. Hiervon giebt besonders die schöne Stelle S. 122. über die Girondisten einen Beweiss. Ob es gleich etwas stolz klingt, wenn der Vf. S. 4. ingl. 158. u. ff. sagt: dass nun erst, nachdem er die That-Sachen gesammelt und die Rechte der Ausgewanderten in ein neues Licht gesetzt habe, ihre Gegner vor dem Urtheil der Zeitgenossen und Nachwelt zittern müssten: so ist doch gewiss, dass ein grosser Theil unbefangener Leser durch diese Schrift für die Sache, die er vertheidigt, gewonnen werden wird. Wenn es nicht alle Leser werden: so ist dies nicht des Vf. Schuld; sondern die Schuld der Ausgewanderten, welche seine Verbannung und seinen Wunsch, ins Vaterland zurück zu kehren; aber nicht seine Billigkeit, seine Mässigung, seine Liebe zur Ordnung und seine Unterwürfigkeit unter jede Verfassung und Regierung, welche Gerechtigkeit ehrt und handhabt, mit ihm theilen: sondern ohne durch die schrecklichsten Begebenheiten klüger geworden zu seyn, in ihren Reden und Schriften noch immer den alten Ton beybehalten, und der übergrossen Majorität des französischen Volks nicht etwa das Königthum nur; sondern die alte Verfassung mit allen dem Despotismus wieder aufdringen wollen, welcher die Revolution erzeugte.

SALZBURG, b. Mayr: *Ueber die Wahl der deutschen Reichsdeputirten zu Friedensverhandlungen, mit vorzüglicher Rücksicht auf die zu dem künftigen Frieden-Congress bereits erwählte Reichsdeputation* von D. *Theod. Conr. Hartleben.* 1797. 158 S. 8.

In diesem neuesten Zuwachse der Literatur des bevorstehenden Reichsfriedens-Congresses werden zwey andere Schriften zum Theil ergänzt, zum Theil widerlegt. In jenem Fall ist die von *Weisse über die deutsche Reichsdeputation*, (Leipzig 1797. 8.); in diesem *Sattler's*) *Staatsrechtliche Bemerkungen eines deutschen Rechtsgelehrten über die Wahl der Reichsdeputirten zu dem künftigen Friedens-Congress*, (Regensburg 1796. 8.) — Bekanntlich wurden von der letzteren Schrift die in Regensburg herumgetragenen Exemplare auf Befehl des Kaiserlichen Concommissariats weggenommen, und die Citation des jungen Würtenbergischen Vf. vor die Polizey-Commission nur mit Mühe abgewendet. Sogleich nachher wurde Hr. *Sattler* nicht bloss von obgedachtem Hn. Prof. *Weisse*, sondern auch in zwey Comitial-Abhandlungen widerlegt, von welchen man die eine unter dem Titel: *Gemeinschaftliche Wahl der Mitglieder zu einer Reichsdeputation* (1796. 4.) der geübten Feder eines vom Reichs-Cammergericht nach Regensburg berufenen Gesandten, und die andere: *Einige Polizey-Bemerkungen über die Wahl der Reichsdeputirten zu dem künftigen Friedens-Congresse* (8. 17..) dem Fürstlich Taxischen Hn. Hofr. *Hoffmann* zuschrieb. Jenes günstige Vorurtheil verstärkt Hr. *Hartleben* nun noch dadurch, dass

dafs er in *politischer* Hinsicht die Wahl der *sämmtlichen* zehn deputirten Stände und auch die Erwählungsart *staatsrechtlich* rechtfertiget; des Lobes so vieler bedeutenden Geschäftsmänner *Fahnenberg*, *Steigentesch*, *Gatzert*, *a Ponte Leone* u. d. gl. nicht zu gedenken.

Dieser Vorerinnerung bedurfte es, um den Werth dieser Schrift eines schon geübten publicistischen Schriftstellers aus dem gehörigen Standpunkte abzumessen. Einen seiner Mitwiderleger scheint Hr. *H.* nicht gekannt zu haben, weil er sich in der Vorrede nur auf die *von Hagensche* Streitschrift (4. Mainz 1791.) bezieht, und von einer neuern, als von einer fast wörtlichen Uebersetzung der von *Hagenschen*, redet. Bey der Nähe seines Wohnorts (*Salzburg*) am Reichstage kann die strenge Kritik dieses, neben der noch unvollkommenen Benutzung der *Weisseschen* Schrift, eben so wenig als, bey der Uebermacht seiner Waffen über seinen Hauptgegner, den Mangel an Edelmuth verzeihen, der in den Ausfällen S. 10. 11. 124. u. s. w. hervorleuchtet, um so weniger, da die Widerlegung desselben nicht schwer fallen konnte. Als Bewohner des Kriegsschauplatzes geht Hr. *H.* S. 111. und auch bey der weitläufigen Auseinandersetzung der Darmstädtischen Kriegsschäden S. 124—153. in ein historisches Detail, bey welchem er in der Behauptung, dafs das *ganze* Erzstift Mainz vom Feinde sehr mishandelt worden, das Erfurter, Eichsfelder, und das in den Hessen-Casseler Landen eingeschlossene Mainzer Gebiet vergessen hat. Damit contrastirt desto mehr, dafs nach S. 118. der Stand *Bayern* den *wenigsten* Schaden erduldet haben soll, da doch noch jetzt alle jenseitige Rheinlande und diesseits, das Herzogthum *Berg* feindlich occupirt sind, und die *Hohenhausensche* Foliotabelle die Durchmarschkosten von sechs Kriegsjahren zu 1,748,394 Gulden angiebt. Dafs bey dieser Ansicht das S. 116. merkliche Verhältnifs eines *Salzburgischen* Dieners Einflufs gehabt habe, ist um so weniger zu vermuthen, da die ehemaligen Speyerschen Amtsverhältnisse des Vf. sorgfältig ausser Acht gelassen werden.

Auf das Lob §. 40. möchte die *Würzburgische* Capitulation im Juli 1796 einigen Schatten werfen, so wie auch von dem Vf. einige zum Theil in Persönlichkeiten liegende, Triebfedern der Zurücksetzung vom Stande *Deutschmeister* nicht berührt worden. Mit dem Lobe der wahrhaft verdienten Stadt Frankfurt (S. 156—158.) und des *Hessen-Darmstädtischen* Benehmens, wovon mehr als dreyfsig Seiten überströmen, stimmt die Ueberzeugung des Rec. zwar vollkommen überein. Für *Churtrier*, dessen Beharrlichkeit unter so vielen Lobesergiessungen leer ausgehet, ist indess das Wörtlein: *fast*. S. 144. von grossem Gewichte, wenn Darmstadt daselbst, als *der fast einige Stand* aufgeführt wird, der für den Bund des Vaterlands bis zu dieser Stunde ausharrte. Endlich ist es S. 140. u. 155. wohl ein publicistischer Fehlschufs, dafs *Cursachsen* und *Baden*, der Neutralität wegen, in der Deputation nicht füglich bleiben dürfen, den auch schon jetzt die Erfahrung widerleget; so wie die gegen Hannover, *qua Bremen*, S. 122. dargelegte Strenge, bey näherer Erwägung der Umstände und der grossen Summe der völlige drey Jahre lang bezahlten Reluitionsgelder und Römer-Monathe, sich mildern würde. Im Mechanismus der Schrift vermisst mancher gewiss die Summarien der §§. oder eine tabellarische Darstellung des Inhalts, wodurch, nach der *Pütterschen* Methode, der Geschäftsgebrauch und die Uebersicht so sehr erleichtert wird.

Wenn die anfangs vorangeschickte Notiz eine solche Strenge der Kritik rechtfertiget, so verdient dagegen der in der publicistischen Darstellung bewiesene Fleifs und die feinere Wahrnehmung des Ganges der Reichstagsgeschäfte, den aufrichtigsten Beyfall der Leser. Die Wahl der letzten Reichsdeputation (S. 12—105.) rechtfertiget Hr. *H.* in 33 §§. aus fünffachen Gründen; aus dem Buchstaben und dem Geist der Gesetze, aus der Geschichte früherer Wahlen, aus der Analogie und aus der Billigkeit. Alles ist mit Quellen und Gründen, ohne Machtsprüche belegt, und auch von Hn. Weissens Behauptungen Manches berichtiget. Noch eigenthümlicher ist aber gewissermafsen die Beobachtungsart der Comitialverhandlungen; indem solche die gedruckten Protocolle, welche den entfernter wohnenden Schriftstellern oft allein zum Maafsstabe dienen, in ihr gehöriges Licht stellet. S. 4. und 7. findet man davon Spuren, wie auch hin und wieder von scharfsinnigen Blicken in die Politik, z. B. S. 156. wegen der Rheinschifffarth. Ein Seitenstück zu S. 7. ist das Kaiserliche Commissionsdecret vom 10ten Febr. 1795; von welchem die mit dem Titel: *Ratifications-Decret*, abgedruckten Exemplare unterdrückt worden sind.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Weimar, im Verlage des Industrie-Comptoirs: *J. C. Wilh. Voigts* erklärendes Verzeichnifs seiner neuesten Cabinets von Gebirgsarten. 3te verbesserte Aufl. 1797. 46 S. 8. (3 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. No. 336.)

Leipzig, b. Rein: *Beicht und Communionbuch für Freunde und Verehrer Jesu* von *J. Peter Voit*. 2te verbesserte Auflage. 1797. 295 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. No. 219.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. September 1797.

OEKONOMIE.

FRANKFURT, in d. Andreäischen Buchhandl.: *Anleitung zu einer Obstorangerie in Scherben.* 1796. 176 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. dieses Tractats, den Hr. Pf. Sikler in seinem deutschen Obstgärtner bekannt macht, Herr Hofrath Diel in Diez, ein gelehrter Pflanzenphysiker, liefert hier einen schönen Beytrag zur Erweiterung der pomologischen Wissenschaft. Er lehret eine zweckmäsige Erziehung und Behandlung kleiner Obstbäumchen in Blumentöpfen, bey welcher sie allermeist schon im zweyten Jahr nach ihrer Veredlung durch Pfropfen oder Oculiren die Probefrüchte tragen, (Rec. setzt zu: ohne *Ausartung*, weil zumal die Johannisstämme keinen wilden Trieb machen, und auch bey Quittenstämmchen der beschränkte Raum der Wurzeln solches nicht zuläfst.) Und da zugleich diese Bäumchen in ihren Gefäfsen einen sehr kleinen Raum einnehmen, so kann ein Obst- und Gartenfreund und ein Liebhaber der Pomologie in einem kleinen Blumengärtchen von einer Quadratruthe grofs in 10 Jahren mehr Obstkenntnifs erlangen, als in 20 Jahren im gröfsten Obstgarten. Ueberdas sind diese Art Bäumchen so wichtig als vortheilhaft, nicht nur um neue Obstsorten zu entdecken und zu prüfen, sondern auch allein mit denselben durch die künstliche Befruchtung neue hervorzubringen, und zwar rein, und nach eigener Auswahl und Willkühr. Auch werden sie behülflich, die babylonische Namenverwirrung der Obstsorten ins Reine zu bringen. — Den Unterricht von den Obstorangeriebäumchen oder Scherbenbäumchen theilt der Vf. in sechs Kapitel. Das 1. *Kap.* handelt *von den Aepfeln.* Zu solchen taugt als Grundstamm nur der wilde Apfelstrauch, der wilde Süfsapfel, gewöhnlich der Johannis- oder Paradiesapfel genannt. Wenn indessen der Vf. von den Spalierbäumen und Pyramiden überhaupt sagt: dafs die Kernwildlinge zu Grundstämmen für dieselben wenig oder ganz und gar nichts taugten, so findet er von praktischen Kennern Widerspruch, und viele Gärten widerlegen ihn. Dabey wird aber freylich vorausgesetzt: dafs solche a) gröfsern Raum, b) der Sorte homogene Wildlinge, c) etliche Jahre länger bis zu ihrer Tragbarkeit, und d) mehrere Kenntnifs im Baumschnitt erfodern; als die Zwergbäume auf dem zwergartigen Apfelstrauch oder dem Paradiesapfel, welches alles aber sie sodenn durch ihre mehrere Ergiebigkeit an Früchten, durch gröfsere Gesundheit und längere Dauer reichlich ersetzen. Allein der Doucin, oder holländische Paradiesapfelstamm hat mehreres Verdienst für Spaliere, Pyramiden und Kugelbäume, als der kleine bey uns gewöhnliche Johannisstamm. — Die Erziehung der Aepfelscherbenbäumchen sowohl zur Zierde, Nutzen, und zum pomologischen Endzweck, als auch zum frühesten Fruchtertrag im zweyten Jahr ist weiterhin lehrreich und richtig vorgetragen. — 2. *Kap. Von den Birnen.* Hierbey wird nur die Quitte zum Grundstamm angegeben, und wenn es Sorten sind, die zu Steinen geneigt, oder ein krachendes Fleisch haben, das Ueberpfropfen, da man z. E. auf den Quittenstamm die weisse Butterbirne und auf diese nachher, seine erwählte Sorte pfropft: Diese Ueberpfropfung hält aber Rec. aus Erfahrung für überflüsig und nachtheilig, weil sie den Baum zu sehr verwundet, ihn in seinem Wachsthum zurück wirft und meistens zum Krüppel macht. — 3. *Kap. Vom Steinobst.* Auf Pflaumenstämmchen, besonders von der Haberpflaume, werden die Pflaumen, Abrikosen, Pfirschen und Mandeln veredelt: Kirschen auf junge im Wald von Kernen aufgewachsenen Zwiesel- oder wilden Süfskirschenbäumchen. 4. *Kap. Von den Scherben, und dem Einsetzen der Bäume.* Scherben von gebranntem Stein haben den Vorzug; (sind aber schwer;) gewöhnliche Blumentöpfe von Thon, die gut gebrannt sind, sind auch völlig brauchbar: ein Teller, worin sie stehen, ist eine bequeme, ja nöthige Sache. — Die beste *Erde* ist drey Theile präparirte süfse Rasenerde, und ein Theil alte Mistbeeterde; oder im Nothfall die Erde von aufgeworfenen Maulwurfshaufen auf süfsen Wiesen, und einen Theil alter Mistbeeterde. — Bey dem Aufbewahren der Obstorangeriebäumchen über Winter behauptet zwar der Vf. dafs, wenn der Erdballen in einer Scherbe ganz durchfroren, alsdenn der Baum ohne Rettung verlohren sey. Allein hier nicht zum Gegenbeweis gesagt, dafs die im freyen Lande ausgesetzten jungen Bäume gar häufig dergleichen Frost bis unter ihre Wurzeln ohne ihren Schaden erfahren, (denn hier hat der Frost mehrere Ableiter, um unschädlicher auszuziehen) so haben wir bereits sattsame Proben, dafs kein zuvor gesundes Bäumchen, weder von Kern- noch Steinobst verloren sey, wenn sie auch 2. 3. Wochen und länger in solchem gefrornen Zustand sich befinden, und nur die Erde nicht allzunafs, und die Bäumchen nicht etwa im Safttrieb sich befinden; allzulange anhaltender Frostzustand aber, und zwar bey sehr strenger Kälte, zumal in freyer Luft tödtet endlich ihre Lebenskraft. 5. *Kap. Vom Schnitt der Orangeriebäumchen.* Dieses Kapitel zeiget insonderheit von seltener Bekanntschaft des Vf. mit den Gesetzen der Vegetation. 6. *Kap. Von der Gröfse des Obstes in Scherben.*

ben. — Dafs diese kleinen Bäumchen grofses Obst liefern, das jedesmal zärter, schmackhafter und früher reif ist als an Hochstämmen, davon ist die Ursach, weil die Wurzeln im Topf oder Kübel gleichsam einen Wald bilden, die für die wenigen Früchte bey gehöriger Feuchthaltung und Pflege mehr Nahrung herbey schaffen können, als nach Verhältnifs die Wurzeln eines Hochstammes für seine vielen Aeste und Früchte; und dafs die in Scherben erzogenen Früchte zärter und besser werden, kommt daher, weil die Wurzeln den ganzen Sommer über in einer gleichsam durchwärmten feuchten Erde stehen. — Der weitere Verfolg dieses Kapitels, worinn der gelehrte Vf. näher in die Pflanzenphysik übergehet, zeuget von Tiefblick in dieselbe, von scharfer Prüfung der Meynungen der berühmtesten Naturkundigen. — Mit Vergnügen wird der Gartenfreund sowohl als der Liebhaber des Studiums der Pflanzenphysik seinen weitern Arbeiten in diesem angenehmen Fach, wozu er S. 121 Hoffnung macht, entgegen sehen, da er denn auch ausführlicher untersuchen wird, ob nicht etwa unsere neuesten Physiker mit ihm etwas allzuweit gehen, dafs sie der Erde und den verschiedenen Erdarten zu wenig oder vielmehr gar keinen Einflufs in die Nahrung der Pflanzen zusprechen: woher es komme, dafs z. B. das Obst, das auf mergelartigem Boden wächst, viel schmackhafter und gewürzreicher wird, als anderes der nämlichen Art auf übrigens fruchtbarem oder fettem Erdreich: was der Grund von der nöthigen Umwechslung der Pflanzen auf einem und ebendemselben Boden sey u. f. w.

LEIPZIG, b. Crusius: *Journal für das Forst- und Jagdwesen. Vierten Bandes zweyte Hälfte.* 1796. 17½ Bog. 8. (18 gr.)

Von neuen Abhandlungen liefert diese 2te Hälfte des 4ten Bandes 14 Auffätze, davon 11 das Forst- und 3 das Jagdwesen betreffen. Zu jenen gehören des Hn. Kammerassessors Uslar Replik auf des Hn. Oberforsters von Hagen Vertheidigung der von dem Erstern getadelten Werningerodischen Forstwirthschaft; eine Belehrung über den leichten und nützlichen Anbau der Birke, besonders in holzarmen Gegenden; des Hn. Prof. Spath (viele richtige Kenntnifs und genaue Beobachtungen enthaltende) physikalische Betrachtungen über das Wachsthum der Waldbäume; eine Widerlegung der (von vielen Lehrern des Forstwesens festgesetzten) forstwirthschaftlichen Regel: dafs man den Triften nicht entgegen hauen, sondern denselben nachfolgen müsse; ein (zwar kurzer, aber mit gründlicher Einsicht abgefafster) Entwurf zur wirthschaftlichen Eintheilung des Holzvorrathes in den Eichen- und Büchenwäldern (das Resultat einer in einem gewissen Fürstenthume veranstalteten Untersuchung zur Verbesserung der dasigen Forstwirthschaft); die Fortsetzung eines (mit Betrachtungen und Wahrnehmungen über den Einflufs des Bodens, des Klimas, der Standplätze und der Jahrswitterung auf das Alter und Wachsthum der Waldbäume und die Schwere des Holzes angefüllten) Tagebuches; ein Nachtrag zu den Beobachtungen über den Borkenkäfer (dessen Vf. ohne Anführung eines Hülfsmittels dagegen, blofs seine Bemerkungen bey einer Besichtigung im Thüringer Walde erzählet, und daraus die Behauptung zu widerlegen suchet, dafs nur ungesunde, nie aber gesunde Fichtenstämme der Verwüstung von diesem Käfer unterworfen wären); etwas weniges aus dem Forstfache (unter dieser Rubrik Nachrichten von dem versuchten und gelungenen Anbaue 104 ausländischer, mit ihren botanischen und deutschen Benennungen angeführten Holzarten); ein Verzeichnifs der Hauptkenntnisse, die der Forstbediente besitzen mufs, um das ihm anvertraute Revier wirthschaftlich zu behandeln; eine Preisschrift über das Kappen, oder Köpfen der Bäume auf den Wällen und den Landstrasen von Hamburg (vom Hn. Oberforster Hase zu Eutin, der diese Art von Benutzung der wilden Bäume besonders der Hainebüche, Esche, Linde etc. für vortheilhaft, und, in Rücksicht auf Forstwirthschaft, Kameralnutzung und Polizey auch schöne Gartenkunst, für unschädlich erkennet); und einige Bemerkungen über des Hn. Hofkammerraths Kling Auffatz im Betreff der vorschriftsmäfsigen Behandlung der Domänenwaldungen in der Churpfalz, in der ersten Hälfte des zweyten Bandes dieses Journals (eigentlich keine Bemerkungen über diesen Auffatz, sondern eine dadurch veranlassete Rüge vieler Mängel in der Behandlung der dasigen Stadt-Dorf- und Privatwaldungen).

Die drey dem Jagdwesen gewidmeten Auffätze enthalten sämmtlich Untersuchungen und Erfahrungen über die streitige Frage: ob die Begattung der Rehe im Monate August, oder December geschehe. Die Erstern beiden weichen von dem Letztern gänzlich ab: denn in jenen wird, mit grofsen Uebergewichte der Wahrscheinlichkeit, der Monat December und Januar, in diesem aber der Monat August für die wahre Brunstzeit der Rehe bestimmet.

Die Auszüge und Recensionen einzeln anzugeben leiden unsre Schranken nicht.

Die Fortdauer dieses Journals ist aber sehr zu wünschen: da dasselbe so vielen Forstbedienten zur Erweiterung und Berichtigung ihrer Kenntnisse, und zur Ermunterung in allerley Forstkulturen nützen kann.

LEIPZIG, b. Rein: *Der ausführliche Obst- und Pflanzengärtner*; zum Gebrauch für diejenigen, welche mit Vortheil nützliche Fruchtbäume und Gewächse pflanzen und gehörig behandeln wollen. 1797. 175 S. 8. (10 gr.)

Das Wort *ausführlich* auf dem Titel hätte füglich wegbleiben können, da das Schriftchen, zumal in Absicht der Baumerziehung sehr dürftig ausgefallen; überhaupt scheinet der Vf. noch zur Zeit zum Schriftsteller und Lehrer in diesem Fache noch nicht reif zu seyn. Er redet sogleich, (ob schon das Pfropfen und sonstige Veredlen der Bäume am Schlufs als in einem Anhang folgt,) *Von der Erziehung und Wartung der Obstbäume,* und zwar 1) *Vom Apfelbaum.* Diesen läfst er

er in der Baumschule 3—4 Jahre stehen, bis er eine Hohe von 6 bis 8 Fuss erlanget hat. Dann lehret er ihn 4. 5 bis 6 Fuss hoch über der Erde abschneiden und ein Pfropfreis aufsetzen, und zwar zur Krone. — Warum aber nicht in der ersten Jugend mit leichter unmerklicher Verwundung oculiren oder copuliren, und sodann zur Krone erziehen? — Warum lieber vom ersten wilden Stamm den knorrigen Schaft in die Höhe gezogen? — (er legt auch Kerne von *wilden* Aepfeln in das Pflanzenbeet, und zwar einen ganzen Zoll tief.) Aber das allerneueste ist, dass er lehret, den Baum im 1ten 2ten 3ten oder 4ten Jahr in den Obstgarten zu versetzen, ohne — im mindesten die Krone zurück zu schneiden. 2) *Vom Birnbaum.* — Diesen behandelt er eben so. 3) *Vom Kirschbaum,* — wird das nämliche wiederholet, nur dass die Kerne 2 Zoll tief in die Erde geleget werden sollen, vermuthlich weil die Schale so hart ist. — Verkehrte Lehre! 4) *Vom Pflaumenbaume.* Hierbey werden wieder fast die nämlichen Worte wiederholet. 5) *Vom Aprikosenbaume.* 6) *Vom Pfirschenbaum.* 7) *Vom Quittenbaum.* 8) *Vom Mispelbaum.* 9) *Vom Wallnussbaum.* — Dieser Art Bäume lässt er den Stamm sechs bis — man denke die Höhe — *zwölf* Fuss hoch werden. 10) *Vom Kastanienbaum.* 11) *Vom Weinstocke.* 12) *Vom Tabacksbau.* — Für diesen ist der Vf. sehr eingenommen. Er sagt gleich anfangs: „Das Gewächs, welches einen „Landwirth in wenig Jahren reich machen kann, ist „der Taback." Er rechnet jeden Morgen zu 160 Quadratruthen auf 100 Rthlr. Ertrag, bringt aber nicht in Anschlag, was seine vorgeschriebene Menge Dünger, die Einfassung der Plantage und die Windschirme, was die Trockenscheunen, die ringsherum mit Läden versehen seyn müssen und so viele andere Erfodernisse kosten. Auch meldet er nichts vom Erdreich, worinn der Taback vorzüglich gedeihet: nichts von den bessern Arten des Tabacks etc. 13) *Vom Cichorienbau.* — Bey dieser Pflanzung in grossen Feldern lässt er den Layen in Unwissenheit, wie die Cichorienwurzeln genutzet, verkauft oder angewendet werden: was sie für einen Ertrag abwerfen können u. s. f. 14) *Vom Flachsbau.* 15) *Von der Behandlung und Aufbewahrung der Küchengewächse* und zwar der *Weissrüben;* — billig wird das Ausfüttern der Gruben mit Stroh, wenn sie über Winter darinnen sollen aufbewahret werden, verworfen, und unten und oben mit Sand zu belegen angerühmet. Eben so werden die *Möhren* oder *gelben Rüben* aufbewahret. *Rothe Rüben* werden im Keller reihenweise aneinander in Sand geleget, aber nicht ganz damit bedecket. — *Selleri* — *Pastinak* — *Cichorien,* — *Petersilien* — *Meerrettig* — *Endivien* — *Gurken* — *Kohlrabi* — *Zwiebeln* — *Erdäpfel* — *Kürbisse* — *Melonen* — *Spargel* — *junge grüne Bohnen.* — Ihr Trocknen im Backofen tauget nichts; sie schmecken gekocht wie Heu: Will man sie nicht einmachen, so müssen sie anfänglich etwas in der Sonne, alsdann im Schatten getrocknet werden. — *Artischocken,* — *Kopfsalat,* — Soll in Keller in Sand eingesetzet werden: wenn er schiessen will. — *Braunkohl* — *Weisser Kohl* — Bey dem Einmachen des Sauerkrauts dringt er sehr billig auf die Reinlichkeit der Krautfässer. — *Blumenkohl* etc. 16) *Vom Nutzen des Dottersaamens,* (ein kleiner gelber Oelsaamen, dem Kressen gleichend.) 17) *Vom Honiggrase und dessen Nutzen zur Viehfütterung.* — Dieser Artikel ist gut abgehandelt. 18) *Krauthäupter von besonderer Grösse zu ziehen.* Er räth etwas Gips in das Loch, worein die Pflanze gesetzet wird, zu werfen, und die Wurzel zuvor in einen von Wasser und Hühnermist angemachten dicken Brey zu setzen. *Anhang.* 1) *Vom Pfropfen der Bäume.* — Das *Absaugen* taugt nicht zu einer guten Methode bey einer beträchtlichen Baumerziehung. — 2) *Vom Copuliren* aus *Thiele* eingerückt. — 3) *Vom Oculiren der Bäume.*

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Die wichtigsten Lehren des nützlichen Gartenbaues für diejenigen Freunde und Liebhaber desselben, welche sich über die Gründe der Behandlung ihres Obst- und Gemüsegartens selbst unterrichten wollen; auch für Feldbesitzer brauchbar.* 1797. 320 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Abhandlung entspricht so ziemlich dem Titel des Buchs, und scheint von dem Vf. der im vorigen Jahr herausgegebenen *Anweisung zur zweckmässigen Behandlung des Obst- und Gemüsegartens* etc. (unter dem erdichteten Namen *J. C. F. Müller*) ausgearbeitet zu seyn. Es ist aber unangenehm, dass hier die Baumzucht und der Gemüsebau so sehr unter einander vermischet ist. Der Vf. sagt zwar in dem Vorbericht, dass er nicht zunächst für denjenigen Theil der Gartenfreunde hier schreibe, die sich über Anbau und Behandlung einzelner Gewächse unterrichten wollen, sondern mehr für diejenigen, die im Gartenwesen schon einige Erfahrung erlangt haben. In Betracht nun, dass jedes Geschäft gewinnen muss, wenn man sich der Gründe bewusst ist, nach welchen es betrieben werden soll, mag das Buch, das von vieler physikalischer Kenntniss zeugt, nicht ohne Nutzen seyn. — Es theilt sich in XI. Kapitel. *Das erste Kap.* unterhält von der schicklichen Lage und Anlegung des Obst- und Küchengartens: *Das zweyte Kap.* Von der Befriedigung (Einfassung) eines Gartens, entweder mit Mauern, Leimwänden, Planken, Staketen und todten Zäunen oder mit lebendigen Hecken, und zeiget die Vortheile und Nachtheile der verschiedenen Einfassungen gegen einander. *Das dritte Kap.* redet von den verschiedenen Erdarten und Verbesserungen der fehlerhaften. — Zu Kenntniss der Erdarten sind die gelehrten Untersuchungen eines *Richard, Kirwans, Giobert, Tillet, Bergmanns* angeführet; und darauf werden die verschiedenen Düngungsmittel in Erwägung gezogen und die Regeln des Düngens selbst beschrieben. *Das vierte Kap.* handelt von der Bearbeitung des Landes durch Rigolen, Graben, Behacken und Behäufeln. *Fünftes Kap.* vom Unkraut und dessen Vertilgung. *Das sechste Kap.* enthält allgemeine Regeln zur Erziehung vollkommener und schöner Gewächse: wobey gezeiget wird, wie ein guter Saame beschaffen seyn müsse: wie er selbst erzogen und gewonnen werde: wie der Boden und Standort des Gewächses beschaffen seyn

müsse; in welcher Tiefe und wenn der Saame unterzubringen etc. *Das siebente Kap.* redet von der fernern Behandlung der Gewächse, deren Verpflanzen, Begiesen, Beschneiden, Durchwintern etc. *Das achte Kap.* vom Ausarten und Veredeln der Gewächse und Fortpflanzen veredelter Gewächse. *Das neunte Kap.* von den dem Gartenbau schädlichen Thieren. *Zehntes Kap.* über Krankheiten der Gewächse und deren Heilung. *Elftes Kap.* als *Anhang*, über den innern Bau der Bäume, ihrer Gefäse, Säfte, Reizbarkeit etc.

LEIPZIG, b. Fleischern d. j.: *Nützliche Bemerkungen für Garten- und Blumenfreunde*, gesammlet von *J. H. Albonico*, Rechtsconsulent und Rathssyndicus zu Döbeln. III. Heft. 1796. 8. von S. 195—287. IV. Heft von S. 288—384. V. Heft. 1797. von S. 385—478. (jedes Heft 6 gr.)

Hr. *A.* fähret fort, den Gartenfreunden seine gesammelten angenehmen und gröfstentheils nützlichen Bemerkungen und Nachrichten bekannt zu machen. Das III. Heft enthält I. *einige Bemerkungen über die Erziehung der Aurikeln aus Samen*, von Hn. D. *Selig* aus *Plauen*. — Eine sehr gute Anweisung zur künstlichen Befruchtung, zur rechten Aufbewahrung des Samens und zur Erziehung dieser edlen Blumen. II. *Von der Cultur der Ranunkel.* — Diese ist hier sehr gründlich beschrieben. Eine klassische Eintheilung der vielen Sorten dieser zur höchsten Schönheit gebrachten Blume, würde dieser periodischen Schrift zur Zierde und den Blumenfreunden zu vielem Vergnügen gereichen; Hr. *Pfeilschmidt* würde sich dadurch verdient machen. III. *Ueber das Beschneiden der Obstbäume und den Gebrauch des Baumwachses, nebst Anweisung zur Fertigung des letztern und des bey kranken Bäumen zu gebrauchenden forsythischen Baummörtels.* — Das dritte Recept zu Baumwachs taugt durchaus nicht, weil es bey ¼ Pfund Fett den Bäumen höchst schädlich ist. IV. *Eine auf Erfahrung gegründete leichte Art guten Spargel aus Samen zu ziehen.* V. *Denkmal eines eben so sonderbaren als prächtigen Naturprodukts des unter den Nelken bekannt gewesenen Flammenkönigs.* — Hat ein ausgemaltes Kupfer. VI. *Von der Bedachung der Blumengestelle.* VII. *Von der Benennung der aus Samen erzeugten Blumen.* — Billig und gut ist der Vorschlag zu Beysetzung des Namens des Erziehers. VIII. *Ankündigungen.*

IV. Heft. Enthält I. *Beschreibung einer Nelkengestelles*, (mit einer Kupfertafel.) II. *Beschluss des Blumenjahrs* 1796. III. *Beschreibung des Palais Royal zu Paris.* — Eine lesenswürdige Beschreibung aus dem Journal des Luxus und der Moden. IV. *Nelkenverzeichniss bey Lehr zu Gersdorf.* V. *Nelkenverzeichniss bey dem Hn. Herausgeber Albonico.* VI. *Sträucherverzeichniss.*

V. Heft. Enthält I. *Rhapsodische Bemerkungen über die Cultur und Erziehung der Nelke*, vom Senat. *Gellert in Plauen.* — Sehr brauchbar. II. *Einige Vorsichtsregeln bey Erziehung eines guten Nelkensamens.* III. *Beschreibung des englischen Parks zu Hagley.* — Dem Freund von Naturscenen sehr interessant. IV. *Vermischte Nachrichten*, a) über *Numernhölzer* zum Blumenbezeichnen, — von Schiefer; b) *etwas wider die Nelkenläufe.* V. *Neueste Gartenliteratur.* —

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Frankfurt u. Leipzig:* Des Pfalzbaierischen Exprofessors *Herzers Beyträge zur Kenntnifs, Anbau, Benutzung der Schriften* und der *Geschichte der Seidenpflanze in Baierschen und Schwäbischen Kreisen*, samt Anhang einer kleinen *Universalgeschichte dieser Pflanze.* 1796. 3 Bog. 8. (3 gr.) Nach der vorgängigen Bemerkung, dass die Grammatik folgende Abfassung des Titels erforderte: *Beyträge zur Kenntnifs, zum Anbaue, und zur Benutzung der Seidenpflanze, nebst Nachricht von den dieselbe betreffenden Schriften und der Kultur dieser Pflanze im Baierschen und Schwäbischen Kreise*, kann diesen wenigen Blättern kein weiterer Werth zugeeignet werden, als dafs sie ein wenige neue Aufklärungen, aber sehr viele demüthige Verbeugungen gegen hohe Patronen enthaltender Nachtrag zu den von dem Vf. in den Jahren 1789. 1790 und 1793 herausgegebenen Schriften sind, in welchen er den Anbau jener Pflanze gelehret und empfohlen hat. Hier liefert er blofs Auszüge aus bekannten dahin gehörigen Auffätzen *in den ökonomischen Beyträgen für die Landwirthschaft* vom Jahre 1790, und in *Riems* und andern gedruckten Schriften, und — statt der auf dem Titel versprochenen Universalgeschichte — eine ausführliche Erzählung seiner Reisen und Bemühungen in Baiern und Schwaben zur Erforschung der Kultur gedachter Pflanze, der Arten ihrer Benutzung und deren Fortganges. Das Resultat hievon bestehet darinn, dafs nicht nur die in den Schoten dieser Pflanze wachsende Seide, sondern auch das aus ihren Stengeln zu gewinnende Gespinnst zu vielfältigen Arten von Manufakturwaaren nutzbar sey, auch dazu wirklich bereits mit Vortheile genutzet werde, dafs ihr Anbau und Wartung wenige Mühe und Kosten erfordere, und, in Vergleichung gegen den Werth des zu ärntenden Getreides, einen merklich höheren baaren Ertrag verschaffe. Von den Stengeln der Schwalbenwurzel (*Vincetoxicum* L.) als einem Surrogate des Hanfes und deren Zubereitung sind einige Bemerkungen aus den Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften hinzugefügt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. September 1797.

OEKONOMIE.

Breslau, b. Korn: *Taschenbuch für Gutsbesitzer, Pächter und Wirthschaftsbeamte, besonders in Schlesien*, von G. *Brieger*, d. Märk. Gef. zu Potsdam Mitglied und Correspondenten. Mit Kupfern. 1796. 266 S. 8 (20 gr.)

Ungeachtet der Vf. bey diesem Taschenbuche seine Hauptabsicht auf die Provinz, worinn er lebt, gerichtet hat, so werden doch die Landwirthe andrer Länder es mit Vergnügen lesen, auch zum Theil manchen Nutzen daraus schöpfen können. Zuerst findet sich S. 1—28. ein landwirthschaftlicher Kalender, d. i. eine historische Darstellung der in jedem Monate vorzunehmenden Arbeiten. Die folgenden Abhandlungen sind verschiedenen Inhalts. 1) Die schädlichen Unkräuter der schlesischen Felder. Die gemeinsten sind die *Quecke*, Triticum repens L. Die eiserne Egge, wozu auch ein besonderer Queckenrechen erfunden ist, befreyet hievon das Feld, besonders wenn sie in die Runde geführt wird. Die Mergel- und Kalkdüngung vermindert auch das Wuchern dieses Unkrauts, wohl aber nur dadurch, dass sie das Gedeihen der guten Früchte befördert, wie denn alle laubartige Früchte, als Erbsen, Buchweizen, Klee u. s. w. wenn sie gedrängt wachsen, das Aufkommen der Quecken verhindern, und so zur Reinigung des Bodens, wenigstens auf einige Zeit, beytragen. Es wuchert aber die Quecke am meisten auf Aeckern, die nicht gut bestellt und gedüngt werden. Die *Vogelwicke*, Vicia Craica L., die wie die Quecke auch bey uns gemein ist, dauert mehrere Jahre; man sieht sie lieber auf Wiesen als ein gutes Futterkraut, als auf den Kornfeldern, wo sie die Kornhalme überzieht; und sie kann nur durch tiefe und gute Cultur der Felder ausgerottet werden. Die Ackerwinde, Convolvulus arvensis L. überranket gleichfalls das Korn und zieht es zur Erde hernieder, wird aber von dem Viehe gern gefressen. In Jahrfeldern, d. i. solchen Feldern, die Jahr für Jahr besäet und nicht gebrachet werden, ist sie beständig zu Hause und schwer oder gar nicht zu vertilgen, weil die Wurzeln über 2 Fuss tief gehen, und so tief doch nicht geackert werden kann. Auf Brachäckern wird sie vom Viehe kurz gehalten, und hiemit geschwächt; auch wühlen die Schweine stark nach der Wurzel. 2) *Empfehlung einiger Producte.* Schlesien zählt 1,700,000 Menschen in runden Zahlen ausgedrückt. Gesetzt der vierte Theil verzehrt täglich 1 Loth Caffe, so kommen jährlich 36,724 Centner 81 Pfund 8 Loth heraus. Das Loth zu 6 Pf. gerechnet, giebt eine Summe von 8854 Rthlr. 5 Sgr. täglich, und jährlich 3,231,770 Rthlr. 25 Sgr. Gesetzt auch es bleibt davon die Hälfte, 1,615,885 Rthlr. 12 Sgr. im Lande, in den Händen der Krämer und der königl. Cassen; so ist doch die andre Hälfte fürs Land verloren. Es wird daher die Kicher, Cicer arietinum L. als das beste Surrogat des Kaffees zum Anbau angepriesen. 5) *Anleitung zum Hopfenbau*, einem in Schlesien zum innern Bedarf nicht zureichenden Product. Wo das Holz zu rar oder zu theuer ist, da wird sich sicherlich kein Landmann auf den Hopfenbau legen. Denn man findet bey uns nur da einen starken Hopfenbau von Alters her, wo grosse Waldungen in der Nähe, und die Hopfenstangen leicht und nicht theuer zu haben sind. Mit Prämien wird daher auch nichts hiebey ausgerichtet. Wollte man aber den Anbauern die Stangen als ein wohl in acht zu nehmendes Inventarium schenken, so würde bald die Hopfenimportation aufhören. 4) *Waidbau.* Dieser wird in Schlesien bey weitem nicht mehr so stark wie ehedem betrieben. 5) *Veredelung des Schaafstapels.* Hiemit ist man in den preussischen Ländern gegen andere noch sehr zurück, weil die Exportation der Wolle verboten ist. Dieserhalb bleiben die Schäfereybesitzer gern beym Alten, weil sie besorgen, dass die Käufer doch weniger für die verfeinerte Wolle, als es ausserhalb Landes geschieht, geben möchten. 6) *Speculation über den Getreideverkauf.* Einschränkung des Getreidehandels ist die Pest der Landwirthschaft, und das Grab gestiegener Cultur. Eben so das Maximum. Die Concurrenz bestimmt allein die Preise. Die Freyheit des Getreidehandels beförderte in England die gegenwärtige hohe Cultur der Ländereyen, welche andre Nationen durch andere Mittel vergeblich zu erreichen sich bemühen. Der starke Kartoffelbau in Schlesien ist die Ursache, dass die Kornpreise auch in Missjahren in einer gewissen Mittelmässigkeit erhalten werden, so sehr sich auch seit dem Teschner Frieden die Volksmenge vermehrt hat. Man kann annehmen, dass halb so viel Kartoffeln als Rocken im Lande erbaut werden. 7) *Dismembration der Domainen und Rittergüter.* Die daraus entstehenden Vortheile sind: Vermehrung der Population, bessere Cultur der Aecker, Entbehrlichkeit der gehässigen Frohndienste und Aufhebung der so schädlichen Gemeinheiten. 8) *Theorie und Praxis der Kalkdüngung.* Wenn nur der Kalk überall zu haben oder nicht in den meisten Gegenden zu theuer wäre! 9) *Kurze Uebersicht der gewöhnlichsten Düngerarten.* Die meisten Düngersalzkrämer schöpfen ihre Arcane aus einer, im J. 1714 zu Zelle, unter dem Titel:

tel: Entdeckte Gruft natürlicher Geheimnisse, erschienenen Schrift. Es giebt aber Universaldünger eben so wenig als Universalmedicin. 10) *Mittel gegen den Brand im Waizen.* Das vom Vf. angerathene sogenannte Einkälken des Saatwaizens ist wohl überhaupt bekannt genug. Bisher hat man das sicherste Mittel daran gefunden, wenn die besten Waizenmandeln oder Schocke bis zuletzt auf dem Felde gelassen, und sodann, so bald sie eingefahren sind, ausgedroschen werden, worauf der Saame auf dem Boden dünn aufgeschüttet, und bis zur Saatzeit öfters umgewendet wird. Der in die Scheune eingefahrne Waizen schwitzt; es muss also das vermiedene Schwitzen den Brand abhalten. Hiebey muss man aber lieber den Vorsprung, die besten Körner zur Saat nehmen, und den sogenannten Hinterwurf, die kleinern Körner, absondern oder zurück lassen. 11) *Todter Boden*, d. i. ein solcher, welcher zunächst unter dem tragbaren liegt, und durch das Ackern noch nicht zu Tage gebracht worden ist. Im Allgemeinen ist es schwer zu bestimmen, wie tief der Pflug gehen solle. Die Beschaffenheit des Bodens, und besonders die Unterlage desselben müssen hier entscheiden. Besteht die Oberfläche nur aus 3 Zoll tiefer, guter Dammerde, und unter dieser liegt Sand oder Kies, so würde man durch tiefes Pflügen den Acker verderben; liegt aber die Dammerde (gute Erde) fusstief, so muss der Pflug wenigstens 6 Zoll tief eingelassen werden. In Schlesien sind ganze Gegenden, wo die dreyzöllige Tiefe des guten Bodens das schönste Getreide hervorbringt, und wo unter dieser Bodenhöhe schlechter Letten, Sand oder Kies liegt, die, wo sie mit dem guten Boden vermischt würden, ihn unstreitig verderben müssten. Es sind aber auch Gegenden, wo man bey fusstiefer guter Erde kaum 3 Zoll tief ackert; hier bringt man sich muthwillig um bessere Aernten. (Am meisten geschieht dieses bey Frohn- oder Hofediensten.) 12) *Ackergallen und Brandadern.* Hierunter versteht man bey der Ackercultur unfruchtbare Stellen, wovon die erstern aus mehrern kleinen Quellen entstehen, und den Acker so durchnässen, dass die Saat ausfault; die Brandadern, als das Gegentheil der Ackergallen verursachen, dass wegen des unterliegenden Sandes oder Kieses jeder von Wind und Sonne zurückgelassene Rest von Feuchtigkeit in die Tiefe hinab, wie in einen Schlund sinken muss. Da die Ackergallen meistens tief liegen, und deshalb kein Gefälle für verdeckt anzulegende Gräben auszumitteln ist, so muss man daneben tiefe Löcher bis auf den Sand machen, dass die Feuchtigkeit davon eingezogen werden könne. Die Brandadern muss man 2 Stich tief rigolen, und unter die stichtiefe Oberfläche einen Stich tief Lehm oder Letten unterlegen. 13) *Einige fast überall gewöhnliche Fehler in der Bestellung des Feldes.* Der eine gerügte Fehler ist der dass man die Anfahrfurchen nicht nahe genug aneinandertreibt. Gesetzt jede Furche ist 9 Zoll breit, und die gegenseitigen Furchen werden so genommen und gelegt, dass sie durch das Streichbrett niedergedrückt werden, und sich mit den Kanten nur erreichen, so bleiben zweymal 9 Zoll Boden (Erde) unter den Anfahrfurchen roh liegen. Wird oben drein so geackert, dass zwischen den gegenseitigen Anfahrfurchen ungerührter Boden sichtbar bleibt; so bleiben wohl 20 — 24 Zoll roh, und der Acker muss daher weniger Körnerertrag liefern. Der zweyte Fehler ist, dass die Furchen breiter genommen werden, als das Schaar Boden fassen kann; es bleibt daher immer zwischen jeder Furche ein roher Balken liegen, der durch die Bedeckung der Furche zwar dem Auge entzogen wird, aber deshalb doch vorhanden bleibt. Auf diese Weise bleibt das Wuchern der Quecken ungestört, sie breiten sich weiter aus, und der Acker verwildert. Ein dritter Fehler ist das weitläuftige Ruhren. Gewöhnlich sind die Ohren des schlesischen Ruhrhakens so weit aus einander gespreizt, dass zwischen den Fuhren mehr Boden ungerührt liegen bleibt, als das Schaar fasst, und die Ohren aufstreichen. Der Hakenpflug vermeidet diesen Fehler, und verdient daher anstatt des Ruhrhakens eingeführt zu werden. Ein vierter Fehler ist das zu kurze Anspannen der Eggen, wodurch die vordern Balken gehoben und unthätig werden, die hintern aber so tief in den Boden eingreifen, dass sie den Mist ausziehen und fortschleppen. 14) *Der Queckenrechen.* 15) *Der Spargelbau.* 16) *Anleitung zu einer gedeihlichern Bepflanzung der schlesischen Landstrassen mit Bäumen.* 17) *Gewitter; Sicherungsmittel dagegen; Blitzableiter.* Das Kupfer Tab. I. enthält unten die Waidmühle und oben die Blitzarbeiter. Tab. II. enthält oben den Maffälabock nebst dem Weibchen und unten den Queckenrechen. Rec. kann dieses Taschenbuch mit allem Recht dem ökonomischen Publicum als ein solches anpreisen, das Nutzen und Unterhaltung schafft, wenn gleich vieles in ältern Lehrbüchern schon vorgetragen, in diesem Taschenbuche aber nur als erprobt bestätigt wird.

ERDBESCHREIBUNG.

Ulm, b. Stettin: *Geographisches, statistisch-topographisches Lexikon von Baiern, oder vollständige alphabetische Beschreibung aller im ganzen Baierschen* (Bayerischen) *Kreis liegenden Städte, Klöster, Schlösser, Dörfer, Flecken, Höfe, Berge, Thäler, Flüsse, Seen, merkwürdiger Gegenden u. s. w. mit genauer Anzeige von deren Ursprung, ehemaligen und jetzigen Besitzern, Lage, Anzahl und Nahrung der Einwohner, Manufacturen, Fabriken, Viehstand, merkwürdigen Gebäuden, neuen Anstalten, vornehmsten Merkwürdigkeiten u. s. w.* Erster Band. 1796. 1 Alph. 6 Bogen. — Zweyter Band. 1796. 1 Alph. 3½ Bogen. med. 8. (4 Rthlr.)

Der weitläuftige Titel zeigt an, was man hier zu suchen habe. Man findet auch in den meisten Fällen, was man sucht: wenigstens war dies der Fall bey uns, als wir mehrere Artikel dieser oder jener Umstände wegen nachschlugen. Der Vf., Hr. Johann Wolf-

Wolfgang Melchinger, ein gelehrter Schulmann zu Nagold im Würtembergischen, der auch eine ähnliche Arbeit über Frankreich angefangen, sagt in der Vorrede zum ersten Band, er sey Rechenschaft zu geben schuldig über die von ihm benutzten Quellen: allein, er spricht nur ganz im Allgemeinen davon, indem er versichert, er habe *den grössten Theil aller derjenigen Schriften, die in geographischer und statistischer Hinsicht über den bayrischen Kreis oder dessen einzelne Theile herausgekommen sind, benützt.* Dies sagt so viel, wie gar nichts. Pflicht für ihn wär' es gewesen, diese von ihm gebrauchten Hülfsmittel literarisch genau anzugeben: was er aber ganz und gar nicht thut. Indessen, wo wir ihm auf die Spur gekommen sind, fanden wir an ihm einen verständigen und sorgfältigen Compilator, der nicht, nach der Weise seiner meisten Mitbrüder, gedankenlos abschreibt. So z. B. können wir versichern, dass er des Regierungsraths und Freyherrn *von Reisach* Beschreibung des Herzogthums Neuburg zweckmässig excerpirt. Bey der Vergleichung des Artikels *Allersberg* mit diesem Buche sehen wir indessen doch, dass Hr. *M.* unrichtig *Sulzburg* und *Virbaum*, statt *Sulzbürg* und *Vyrbaum* schreibt. Die Verbannung des *y* taugt überhaupt nichts, am wenigsten in geographischen Dingen. Es haben schon andere mit Recht dagegen geeifert. Jedermann schrieb bisher *Vyrbaum*. Demnach schlägt man in diesem Lexicon unter *Vy* nach, und — findet nichts, wird folglich bewogen zu glauben, dieser wichtige Ort fehle ganz. Unter *Vi* findet man ihn wohl: aber wer denkt, ausser einigen Neuerern, daran, ihn dort zu suchen? Auf alle Fälle hätte er auch unter *Vy* angeführt und auf *Vi* verwiesen werden sollen. In demselben Artikel, und auch anderwärts, braucht der Vf. *Präsentiren* und *ernennen* als Synonyme; welches doch verschieden ist. Hr. *v. R.* sagt eben daselbst, der Getreideboden um Allersberg sey ziemlich gut: Hr. *M.* aber, der dies nicht wörtlich nachschreiben wollte, machte daraus: „Die Gegend ist getraidereich." Fühlte er nicht den Unterschied? Unter dem Artikel *Marxheim* ist Monnheim irrig ein Pflegamt genennt: es ist ein Landrichteramt. Hr. *M.* sehe nur die Errata bey dem Reisachischen Buche nach. Unter dem Artikel *Hahenberg* schreibt der Vf. „gehört von Boesel" statt: der Familie *v. B.* Das thut er auch anderwärts, z. B. bey *Hauzendorf*. Bey *Haidek* geschieht dem alten Mose Unrecht, wenn es heisst, *M.* stimme mit Falkenstein in Ansehung der Zeit des Verkaufs dieser Stadt an Bayern überein. Bey *Dietel dorf* fehlt die Bemerkung, dass die Gegend guten Getreideboden, Wiesen und Gehölz habe. Dergleichen Bemerkungen könnte Rec. mehrere machen: aber es mag genug seyn. Indessen muss er doch einen auffallenden Auslassungsfehler rügen. Er suchte vergebens nach dem, doch wirklich nicht unbeträchtlichen Flusse *Iser*: *Isen* hingegen, ein Bach, ist angeführt. Der Artikel *München* ist, wie leicht zu erachten, sehr umständlich; es ist sogar beynahe der ganze Adresskalender excerpirt. Mit Schrecken sehen wir daraus, dass in Bayern noch die entsetzlichste Tortur an gewissen Delinquenten ausgeübt wird.

Diese beiden Bände gehen bis und mit R. Das Uebrige, nebst einem doppelten Register und einer accuraten Landkarte vom ganzen Bayrischen (*Baiernschen* schreibt überall der Vf.) Kreis soll im dritten und letzten Bande folgen.

QUEDLINBURG, b. Ernst: *Anhang zu denen* (den) *Beyträgen zur historischen, geographischen, statistischen und sittlichen Kenntniss verschiedener Länder und ihrer Bewohner.* 1795. 8½ Bog. 8. (6 gr.)

Das Hauptwerk, zu dem dieser Anhang gehört, und das aus 6 Stücken oder 2 Bänden besteht, die seit 1791 erschienen sind, ist uns nicht aus eigener Ansicht bekannt. Aus einer, von einem andern Mitarbeiter herrührenden Anzeige des ersten Stücks (Jahrg. 1792. B. 4. S. 551.) sehen wir, dass der Herausgeber sowohl dem Geographen brauchbare Materialien, als auch dem blossen Liebhaber der Geographie eine angenehme und nützliche Lectüre liefern will. In dem Anhange finden wir lauter Erzählungen von afrikanischen Ländern und Völkern: aber ohne alle Angabe der Bücher, aus denen sie entlehnt oder abgeschrieben worden. Dies mag wohl dem Liebhaber auf einige Stunden unterhalten: aber, was nützt es dem Geographen? Jenem hätte man auch hier und da durch Anmerkungen zu Hülfe kommen sollen. Denn wenige von ihnen werden wissen, wo die *Pfefferküste* liegt (nicht einmal in Jägers Zeitungslexicon finden sie dies); oder, was *Assagoyen*, *Aigrissteine*, *Pagne* u. s. w. sind.

BRESLAU, b. Gehr u. Comp.: *Kausch's* erste Fortsetzung seiner *Nachrichten über Schlesien, Böhmen und das vormalige Polen.* 1796. 16 Bog. 8.

Diese erste Fortsetzung betrifft blos die Nachrichten über *Schlesien*, die wir im 1795ten Jahrg. Nr. 197. 98. dieser Blätter mit verdientem Beyfalle angezeigt haben. Sie ist als ein brauchbarer Nachtrag zu empfehlen, in welchem der Vf. theils durch Zusätze, theils durch Vertheidigung gegen Bestreitungen verschiedener Angaben und Räsonnements, theils durch Revision ähnlicher Schriften sein Werk mit partheyloser Wahrheitsliebe zu vervollkommnen sucht. Für den Inländer dürfte indessen diese Fortsetzung weit interessanter seyn, als für den ausländischen Leser, der den Federstreit gegen einen Gegner, wie der Alumnats-Rector Sobiek in Breslau (über die Sache des katholischen Clerus) wohl nicht so anziehend finden dürfte, als er den Einwohnern gedachter Stadt seyn mag. Wenigstens ist dies das Gefühl des Rec., der in der Entfernung die Sache aus einem weniger ernsten Gesichtspunkte ansieht, und eine kürzere Abfertigung gewünscht hätte. Eben dies dürfte der Fall mit einigen Anmerkungen gegen seine Kritiker seyn, wohin indessen die zwey verschiedenen Recensenten der Nachrichten über B. und Schl. und der Nachricht über P. in der A. L. Z. nicht gehören. Am interessan-

testen für den auswärtigen Leser sind die Abschnitte über die seit der Erscheinung des Hauptwerks vorgefallenen statistischen Umänderungen und andere allgemeine Bemerkungen, und die schlesische gelehrte Betriebsamkeit in den J. 1792—95. Ein Anhang enthält Briefe über die Nachrichten des Hn. *K.*, der sich darin der jüdischen Nation mit Wärme annahm, von Hn. *Moses Hirschel* in Breslau, der, nach S. 142. seiner vielen Geschäfte ungeachtet, an mehrern gelehrten Werken, und unter diesen an einer Biographie Moses Mendelsohns, fortdauernd arbeitet.

* *

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Praktische Abhandlung von der Darmgicht der Pferde*, von *Sander*. Neue unveränderte Aufl. 1796. 32 S. 8. m. 1 Kupf. (3 gr.)

Leipzig, b. Crusius: *Die Bestimmung des Christen*, von *L. Ch. Schmahling*. Neue Ausg. 1797. 326 S. 8. (16 gr.) (Die 1 Aufl. erschien 1780.)

Ebend., b. Ebend.: *Kleine lateinische Grammatik mit leichten Lectionen für Anfänger*, von *Ch. Gottl. Bröder*. 2te Aufl. 1797. 260 S. 8. (8 gr.) (S. d Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 341.)

Kopenhagen, b. Proft u. Storch: *F. L. Bangs medicinische Praxis*, systematisch erklärt und mit ausgewählten Krankengeschichten aus dem Tagebuche des Friedrichs Hospitals erläutert. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einem Register versehen von D. *Fr. Ad. Heinze*. 2te Aufl. 1796. 792 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 221.)

Salzburg, in d. Mayrschen Buchh.: *Lesebuch für (studierende) Jünglinge zur Bildung ihres Herzens.* Von *P. Aegid. Jais.* 2te neubearbeitete verm Ausgabe. 1797. 6 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1785. Supplement Nr. 44.)

Frankfurt a M., b. Guilhauman: *Joseph Claudius Rougemonts Handbuch der chirurgischen Operationen.* Für Vorlesungen bestimmt. 1. Th. Neue Aufl. 1797. 290 S. 8. (1 Rthlr.)

Berlin, b. Lagarde: *Lafontaine's Fabeln*, französisch und deutsch. Herausgegeben von *S. H. Catel*. 2ter Th. Neue sorgfältig verbesserte Ausgabe. 1797. 253 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1791. Nr. 288.)

Leipzig, b. Kummer: *Gesundheits - Katechismus* zum Gebrauche in den Schulen und beym häuslichen Unterrichte, von *Bernh. Christoph Faust*. Mit 4 Holzschnitten. 6te und verbesserte Auflage. 1797. 112 S. 8. (1 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 41.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Jena*, b. Göpferdt: *Beyträge zu der Geschichte der Prüfungen der Schädlichkeit der Töpferglasur, und einer kurzen Uebersicht der neuesten Bemühungen der Chemiker eine völlig bleyfreye Glasur zu entdecken*, von *Georg Friedrich Christian Fuchs*, der Arzneywiss. Dr. u. s. w. *Drittes und letztes Stück.* 1797. 62 S. — Einen grofsen Theil dieser wenigen Blätter füllt eine Fehde des Vf. mit dem Rec. der vorhergehenden beiden Stücke dieser Schrift. Da dieser aber mit dem Rec. des gegenwärtigen Stücks nicht eine und dieselbe Person ist, so muss letzterer es seinem Vorgänger überlassen, *ob* er es für gut findet, sich der Auffoderung des Vf. gemäfs zu nennen. Einer Vertheidigung würde er überhoben seyn, da die Gegenerinnerungen des Hn. *F.*, die von ihm gemachten Bemerkungen keinesweges widerlegen. — Sonst enthält diese Schrift nicht sowohl neue Versuche, als vielmehr Nachrichten von den an einigen Orten üblichen Töpferglasuren, und von Bemühungen andrer Chemiker, die seit Erscheinung des zweyten Stücks gemacht worden sind, eine bleyfreye Glasur zu liefern. S. 11. sagt Hr. *F.*, es ist Thatsache, dafs bey einer guten Glasur alles auf zwey Punkte ankomme. 1) Wie viel Glötte kann man ohne Nachtheil der Gesundheit zusetzen (demnach scheint der Vf. eine Glasur *ohne alle Glötte* für unmöglich zu halten). 2) Wie stark muss der Feuergrad seyn, um die Glasur mit dem Thon so zu vereinigen, dafs beide nur eine Masse bilden, wo alsdann das Abblättern der Glasur nicht statt finden kann, und die Glasur nicht schädlich wird. (Allein ohne dafs die Glasur *abblättert*, kann sie *aufgelöst* und der Gesundheit nachtheilig werden.) Um diese Momente zu bestimmen, werden die in mehreren Gegenden üblicho Glasuren angeführt. So nimmt man z. B. in *Cassel* zu 108 Pfund Glötte ½ Centner Sand, und um der Glasur eine grüne Farbe zu geben, einen Zusatz von höchstens 9 Pfund Kupferasche. In *Schwedisch Pommern*, vorzüglich in der Gegend von *Greifswalde*, macht das Bley gewöhnlich die Hälfte der ganzen Glasurmasse aus. In *Danzig* nehmen die Töpfer für das weifse Geschirr 60 Theile Sand, 20 Theile Zinnasche (?) und 20 Theile Salz u. s. w. S. 19 u. folg. wird der Bemühungen andrer Chemiker um diesen Gegenstand Erwähnung gethan. Es werden die Gegenerinnerungen angeführt, welche Hr. Dr. *Sponitzer* gegen manchen Satz des Hn. Hofrath *Ebel* macht. Hierauf folgen Nachrichten von Hn. *Westrumbs* Versuchen und den Schriften der Hn. H. *Müller*, *Bonkard*, *Kolbani*, *Groos*. Einen Theil der *Westrumbschen* Versuche hat Hr. *F.* nachgemacht, und ähnliche Resultate erhalten. Von den am Ende dieser Schrift angehängten Versuchen des Vf. muss Rec. einen wegen der Seltenheit der Erscheinung ausheben: Acht Theile geglüheter abgelöschter und gepulverter Kiesel, zwey Theile gelber Thon, zwey Theile gebrannter und gepulverter Gyps. Pottasche und Kochsalz von beiden sechzehn Theile gaben eine Masse, welche den Versuchen des Töpfers *Kochs* in *Bürgel* zufolge, *verflog!*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. September 1797.

PHILOLOGIE.

1) Berlin, b. Maurer: *Beyträge zur deutschen Sprachkunde, vorgelesen in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Zweyte Sammlung.* 1796. 326 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Ebendas. in gl. Verl. und Jahre: *Ueber die Bildung der deutschen Nennwörter und Beywörter, von Karl Wilh. Ramler.* 198 S. 8. (16 gr.)

Diese zweyte Sammlung von Beyträgen zur deutschen Sprachkunde — die wir mit besonderem Vergnügen anzeigen, enthält folgende Abhandlungen. I. *Ueber die Bildung der deutschen Nennwörter v. K. W. Ramler.* 1) Nennwörter mit dem Endvocal e." Wir merken dabey an: S. 6. die *Helle* brauchte nicht erst von Dichtern gebildet zu werden. In des Rec. Gegend wird längst diese Bildung vom Volke und den höhern Ständen gebraucht, von jenem sogar die *Dunkle* und *Finstre.* Wir würden auch die *Bläue* und *Bräune* ohne Bedenken in der höhern Schreibart gebrauchen. Nicht so die *Schöne* und *Süsse;* wegen der Zweydeutigkeit. — Die *Weisse* findet man in Utzens Gedichten. S. 8. Welchen Substantiven vom ersten oder dritten Geschlecht man das *e* anhängen müsse, ist oft schwer zu bestimmen, doch scheint die hier gegebene Regel die beste zu seyn, nach welcher der harte oder weiche Mitlauter, jener für das Weglassen, dieser für das Anhängen entscheidet. Uebrigens suche man gern die erste bequeme Gelegenheit in der höhern Schreibart, dieses *e,* zumal nach einem harten Consonanten wieder wegzuschneiden. S. 12. Bekanntlich sind *Geschwister* nicht nur Schwestern, sondern *Mitkinder,* Brüder und Schwestern. In einigen südlich deutschen Gegenden wird sogar der Singular, ein Mitkind von beiden Geschlechtern zu bezeichnen, gehört, und ist ein Neutrum. — Das *Getränk* wird nicht bloss collectiv, sondern auch für *Trank* gebraucht. Gleiches Recht müssen wir dem *Hausgeräth* einräumen, was hätten wir sonst um die Möbel auszudrücken? Auch sagt Zachariä:

> Dich, Hausgeräth bey Thoren und bey Weisen,
> Dich, Dose, soll die Leyer dankbar preisen.

Von *Geschirr,* als Individuum ist der Gebrauch offenbar: man sagt *Trinkgeschirre* für *Trinkgefässe;* noch mehr aber von *Gemüs* und Gewürz. — S. 13. Das *e* des Dativs: dem *Tische, Dolche, Eigenthume* — sollte wenigstens in der höhern Schreibart, zumal in der Poesie, niemals fehlen. 2) „Nennwörter mit der Endsylbe *en*" Mit Recht klagt Hr. R. S. 16. über das zu öftere Wiederkommen dieser Endung in unsrer Sprache, und dass dem daraus entstehenden Missklange mit aller Schlauheit kaum zu entgehen sey (die Phrase S. 17. „ein karger Herr" u. s. w. sagt schon das nicht, was jene sagt: „die kargen Herren" —) Daher haben wirklich einige unedlere deutsche Dialekte, wegen deren Wegwerfung, den Vorzug einer einseitigen Weichheit. S. 21. Vom Umlaut des Plurals der Nominativa, die einen runden Vocal *a, o, u,* oder ein *au* haben, sind dies unsere Gedanken. Es scheint der Natur unserer Sprache gemäss, durch ihn den gleichtönenden Plural vom Singular, wenigstens in den meisten Fällen, zu unterscheiden: *Magen, Mägen; Wagen, Wägen; Laden, Läden; Boden, Böden* u. s. w. Wird aber der Plural ohne Umlaut gemacht, so dünkt uns, es setze einen veralteten oder noch gangbaren Singular auf *e* voraus, z. B. die *Backen,* die *Brocken,* die *Haufen,* die *Kuchen* — von der *Backe,* der *Brocke,* der *Haufe,* der *Kuche;* ingleichen die *Daumen,* die *Brunnen* — vom provinziellen: der *Daum,* der *Brunn.* Kann dieser Singular nicht vorausgesetzt werden, so ist der Umlaut des Plurals unvermeidlich, wie bey *Ofen, Wagen, Garten.* — Die höhere Schreibart macht einzelne Ausnahmen: „die stolzen Wagen und Reuter" besonders Maass, Zahl und Gewicht, wo ohnedies gar der Singular beybehalten wird: „drey Acker; zwölf Bogen Papier" — auch bey zusammengesetzten Wörtern heischt das Ohr den Umlaut weniger: „Regenbogen, Schwibbogen" u. s. w. Ganz werden in dieser Angelegenheit des Wohllauts die deutschen Provinzen nie zu vereinigen seyn. 3) Nennwörter auf *er.*" Ein für Grammatiker und Lexikographen sehr lehrreicher Abschnitt, wo auch vom alten *Er, Ehrn* (*honorabilis,* daher *Erimann, honoratior,* dem Prädikat des niedern Adels im Mittel-Alter —) vorkömmt, ingleichen der Vorsetzsilbe *er.* Rec. glaubt, dass *Schimmer* und *Wucher* gleichwohl eher waren als *schimmern* und *wuchern. Schimmer* ist das Diminutiv und Iterativ von *Scimo;* Schein, und *Wucher* ursprünglich *Uuochar, Uuachar, fructus,* das zu *uuahsan,* wachsen, gehört und von *auhhan, auchon,* vermehren, hinzuthun, stammt (daher man auch: „dieses Getreid *wuchert*" d. i. vermehrt sich stark, sagt). 4) „Nennwörter mit der Endsylbe *inn.*" Hier müssen wir bemerken, dass *inn, hin,* nie als weibliches Pronomen in den alten Dialekten vorkömmt. Das Isländ. *hin* (bisweilen auch *enn*) ein demonstrativer Artikel, ist männlichen und weiblichen Geschlechts zugleich, als: *Alexander hin Stoor,* Alexander der Grosse, und hat im dritten Geschlecht *hitt.* —

hitt. — Rec. muthmafst, das weibliche *inn* fey mit der lateinifchen adjectiven Endung *inus* verwandt, die fpäterhin zur Verweiblichung der männlichen Namen gebraucht worden: *Albertus Albertina.* — Eben fo fcheint das plattdeutfche *Paftorske* (Thüring. *Pfarrfchen*) vom adjectiven *ifch* herzuftammen. (Das Weib ein Adjectivum *vel quafi* des Mannes. —) S. 53. Man fagt wohl beffer: *Hadrerin, Plaudrerin*, als: *Haderin, Plauderin.* — Wir hätten bey diefer Gelegenheit vom Vf. etwas über die, in viele Diftricte Deutfchlands noch nicht eingedrungene, Form oder deren Einfchränkung, erwartet, die weibliche Endung *inn* von den Familien-Namen abzufchneiden, welche Form urfprünglich ein Barbarismus, wiewohl der Kürze unferer Sprache fehr beförderlich ift. 5) 6) 7) „Nennwörter mit der Endfylbe *el, lein, chen.*" Rec. hat eine dunkle Ahndung, dafs das *chen, ken* aus den zwey zufammengefetzten latein. adjectiven Endungen *icus* und *inus* entftanden fey; wenigftens führt die Bildung der italiänifchen Diminutive von lateinifchen Wörtern darauf: *Dominus, Domenico, Domenichino* (Dominikchen). Nicht, dafs man deshalb zu vieles Deutfch aus dem Latein herleite, was älter ift, als dafs die Mönche es uns zugebracht hätten! fondern beide Sprachen können aus einer gemeinfchaftlichen Quelle gefchöpft haben. 8) „Endfilbe *ling.*" 9) „Endfilbe *ung.*" S. 90. Dafs *vervollkommnen* und *Vervollkommnung* zugleich unanalogifch und hartlautend fey, fühlte der Rec. längft, und wünfchte fie ganz weg, (fie follten auch nicht bleiben, obgleich unfer Ohr fchon halb daran gewöhnt ift, wie man fich an andere Mifsklänge, felbft Peitfchenknall gewöhnt): aber was haben wir zum Erfatz? Wenn es nur den Comparativ gilt (Engl. *improvement*), können wir *Vollkommnerung* — nach *Befferung* und *Milderung* geformt — fagen. Aber uns fehlt noch der Begriff *perfectio*, Vollkommenmachung. Faft alle Sprachen brauchen *Vollendung* auch im moralifchen Sinn, wir haben es blofs im *theologifchen* aufgenommen. Reicher waren alfo unfere Vorfahren unter den Karolingern, denn fie hatten *thuruh-fruman*, vollkommen machen, *Gloffar. Hrab. thuruhfrumunga*, Vollkommenmachung. Angel.S. *ful fremed.*, vollgut, vollkommen u. f. w. 10) „Endfilbe *heit.*" zu S. 98. *Heit* hiefs im Allemannifchen nicht nur Perfon, fondern auch Claffe oder Abtheilung; Stufe, Rangordnung; Stand. Angel Sächs. *Had, Hade, ftatus, qualitas*, (z. B. Matth. 22. 16.) Isländ. *haatur, modus, genus* — *alls haatadur*, allerhand (wahrfcheinlich ftammt diefes *hand* auch daher) zuletzt verallgemeinte fich die Bedeutung des *heit* bis zu jeder Eigenfchaft *in abftracto*. Die Herleitung des *mann* von *mein* S. 95. wäre zu weit gefucht. Die Japhetifche Wurzel Latein. *mas, mar;* Perf. *mard;* Isländ. *madur;* Dän. *mand* liegt fo fchon tief und weit genug ausgebreitet. 11) 12) 13) 14) 15) „Endungen *keit; niss; ey; fchaft; thum.* Die 16te Numer handelt von *veralteten* Endungen der Nennwörter, worunter folche verftanden werden follen, die entweder mit der Wurzel eines Worts fo verfchlungen find, dafs fie fich nicht gut bey Schaffung neuer Wörter nachbilden laffen, oder die keine deutliche Regel zur Nachbildung geben; z. B. *Dienft* von *dienen*, *Zucht* von *ziehen*, *Freude* von *freuen*, *Tugend* von *taugen* — ingleichen die Endungen *icht, ig, rich, ing, fal, fel.* S. 143. irret Hr. R. wenn er *Brunft* von *brummen* herleitet; da es nur ein Dialekt von *Brunft* ift. Das s alternirt im alten Deutfchen oft mit dem f. Man findet ftatt *Vernunft* auch *Vernumft* und von *demmen* kömmt fowohl *Dunft* als *Duft* her. Die ganze Abhandlung gewährt übrigens einen wahren Reichthum von Beobachtungen über unfere Sprache, die wir jedem, der diefe wiffenfchaftlich kennen, und in ihren Bau eingehen will, zu aufmerkfamer Lefung empfehlen, wenn ihm auch fchon deren Inhalt aus den Adelungfchen Werken bekannt feyn follte. Er findet hier die Ergänzungen des gelefenen in einem Vortrage, der fich fehr über die Trockenheit folcher Gegenftände erhebt. II. Frage: *Ift die Sprache des urfprünglichen Deutfchen nicht einfilbig gewefen?* von *J. H. L. Meierotto.* Was läfst fich wohl von der Sprache des urfprünglichen Deutfchen fagen? Um etwas davon zu ftammeln, müfste man wenigftens erft zur Sprache des Deutfchen vor 1000 und 1500 Jahren zurückgehen, welches aber hier nicht gefchieht; fondern die Einfilbigkeit ift ein Götze der Phantafie, den Hr. M. fich nun einmal gebildet hat, und dem er eine Wortmenge fruchtlos opfert: wir würden, wenn wir jene Frage beantworten follten, unferer Erfahrung nach, ihm geradezu widerfprechen müffen. Je älter die Denkmale einer Sprache find, defto länger find die Wörter — die einfachen nämlich. Man vergleiche die lateinifchen mit ihren Abkömmlingen, den italiänifchen und franzöfifchen: das Angelfächfifche mit dem Englifchen: das Möfogothifche (aus dem 4ten Jahrhundert) mit dem Allemannifchen (aus dem 9ten) und diefes mit unferm Oberdeutfchen und Hochdeutfchen! Kein Wunder, denn die Wörter fchleifen fich immer mehr durch den Umlauf ab; man macht fichs bequemer, (zumal der Pöbel, daher *Vaer* und *Moer* ftatt *Vader* und *Moder*) Vorfetzfilben werden weggelaffen; die Endungen der Nennwörter, Beywörter und Zeitwörter, ja felbft die Wurzeln verkürzt; und wenn gleich die nordifch-deutfchen Dialekte den Vorfetzfilben überhaupt weniger günftig find, fo erfcheinen doch die Abkömmlinge ftets noch kleiner als die Vorfahren, wie das Angelfächfifche mit dem Plattdeutfchen zufammengehalten, und das Altfkandinavifche mit dem Neu-Dänifchen und Schwedifchen verglichen, bezeugt. Hier nur einige Beyfpiele vom Angelfächfifchen: *fortham*, Engl. *for*, weil; *he forbaernde*, Engl. *he burnt*, er verbrannte; *he gegaderode*, Engl. *he gatherd*, er fammlete; *gibigendum cneowum*, Engl. *with bowed knee's*, mit gebognen Knieen. — Vom Allemannifchen *inan, ihn; Ambaht, Ambacht*, Amt; *wir wollemes*, wir wollen; *thuruh*, durch; *thuruh-fremidero*, der vollkommen, *Herro*, Herr; *Helitho*, Held; *ich tata*, ich that. — Vom Möfogothifchen: *izwis*, euch; *marei*, Meer; *thanamais*, mehr; *tawidedun*, thaten; *thiudangards*, *thiudangardjos*, Reich,

Reich, des Reichs; *galinga-weitwodedun*, sie zeugten falsch — und mit diesen Beyspielen sind nicht die auffallendsten, sondern die uns zuerst unter die Feder fielen, gewählt. Hr. M. scheint solche Vergleichungen nicht angestellt zu haben, sondern wo er längere altdeutsche Wörter findet, macht ihn seine Hypothese sogar geneigt an ihrem Daseyn zu zweifeln und sie für untergeschoben zu erklären. Wer muss doch immer der *ausländische Mönch* (S. 173.) seyn, der etwas von der deutschen Sprache niederschreiben *wollte?* Hoffentlich weder *Otfried* noch *Ulphilas!* Beide schrieben den angebohrnen Dialekt ihrer Sprache, so gut es ihr Zeitalter verstattete, und Letzterer war überdies der seinigen zweyter Schöpfer. Das Verzeichniss der S. 173. u. ff. aufgeführten Wörter sey nun woher es wolle, genommen, (warum zu trüben Quellen seine Zuflucht nehmen, wenn Texte und Glossarien jener alten Dialekte gedruckt existiren?) so müssen wir, um Hn. M's. Vorurtheil zu widerlegen, solche hier classificiren und berichtigen. 1) *ich machon*, ich mache, ächt Allemannisch, nicht Mösogothisch, (s. *Hickes. Grammat. Franco-Theotisca p.* 63. obgleich Hr. M. es aller deutschen Analogie zuwider erklärt; eben so: *ich willon, ich havon* — 2) 3) *ik wairtha, ik haba*, ich werde, ich habe; beides Mösogothisch. 4) *gekoesan* muss *gekeosan*, kiesen, heissen, Angelsächs. 5) *biskainan*, umstrahlen, (nicht bescheinen) und 6) *ik bidja*, ich bitte: beides Mösogoth. 7) *fengan*, fahen, Angelsächs. 8) *Kunnan*, wissen, Mösogoth. 9) *tean*, führen, ziehen, und 10) *sprecan* (nicht *sprecon*) Angelsächsisch. Von den Fränk-Allemannischen Wörtern S. 174. ist keins verfälscht. Die *eingeschlichenen willkührlichen und grundlosen Verlängerungen* (ebendas.) in den angelsächs. und mösogothischen Verzeichnissen wird Hr. M. mit den Manen jener ganzen Völker auszumachen haben, nicht (einige Kleinigkeiten ausgenommen) mit unwissenden Abschreibern. *Siggvan*, Mösogoth. heisst vorlesen (singen,) declamiren. (Warum griechisch geschrieben? Buchstaben und Orthographie sind Ulphilanisch, das gg ist, wie im Griechischen das γγ, wenigstens eben so gute Bezeichnung des Nasentons in *fingen, bringen, hangen*, als unser *ng*, das doch diesen Laut nicht ganz ausdrückt); sinken, (*mergi*) hingegen heisst Mösogoth. *sigan*; *fraliusan*, verlieren (hier wird gar der ältere Dialekt *fra* aus dem jüngern *ver* hergeleitet); *fehtan* (nicht *feothan*) Fränk-Allemannisch, fechten u. s. w. Wie mag man sich also eine Idee von *ursprünglicher* deutschen Sprache bilden und Versuche davon mit Zuversicht aufstellen, ohne die wirklich vorhandenen Denkmale der ältesten zu kennen? Und noch unbegreiflicher ists, wie man das, was man von letzteren ohngefähr sieht, für ein Product *völliger Unkunde* erklären kann. Was Hr. M. sich als Deutsch aus Cäsars Zeit denkt z. B. S. 172. *'chab gsiehn, 'cheu sehn.* — und S. 184. *wenn ich vom Käsr was Noth hätt ich zu ihm gehn würd* — ist theils Kindergelall, theils verstümmelte Volkssprache (letztere hat unstreitig viel altes und ächtes, aber die Verstümmelungen abgerechnet, sonst müsste *Curt* ächter seyn als *Conrad*) und sicher hat man zu jener Zeit eher *Ariovist* als *Ehrnfest* gesagt. Rec. fand die verglichene Silbenzahl im Dialog des Deutschen mit dem Römer, sehr drollicht, und die Rechnung so sicher, als die, wenn man im Traume gefundenes Geld zählt. Ein anderes wär es mit dem Silbengeize unsers redenden Landsmannes, wenn nicht von den Wörtern an sich, sondern von deren Verbindung und von feyerlichen Anreden die Frage gewesen wäre, die letztern fasst freylich der Wilde kürzer als der Gebildete; da jener Wohllaut ohne Nachdruck nicht achtet, oder vielmehr seinen eignen Wohllaut hat. Indess bleibt unserer Sprache noch immer Einsilbigkeit genug übrig, mehr aber der neuen als der alten. — Wir übergehen eine Menge Dinge, ausser dem Hauptsatze von der Einsilbigkeit, die sämmtlich Hr. M. für ausgemacht annimmt, und die noch grössere Menge der nicht in den Vordersätzen gegründeten Schlüsse. III. *Ueber die deutsche Aussprache, von Joh. Friedr. Zöllner.* Die eigentlichste Sprache eines Volks ist die mündliche. Seit der neusten Bildungsperiode der unserigen eilte die Schriftsprache immer zu sehr voran und jene blieb zurück; weil man theils bey der Erziehung zu wenig Rücksicht auf letztere nahm, theils weil die grosse Welt sie verschmähte und lieber (unrichtiges) Französisch als (richtiges) Deutsch sprach; im gewöhnlichen Umgang der mittlern Stände hingegen der Ausdruck vernachlässigt wurde. Ohne diese Vernachlässigung könnten Rede und Schrift sich näher zusammen halten, dann dürfte der Schriftsteller den Sprechenden mehr nachahmen und sich lesbarer und anziehender machen u. s. w. Bey der Rede ist ein Haupt-Erfodernifs die gute Aussprache (die darauf verwandte Sorgfalt theilt sich unvermerkt auch dem Ausdrucke mit) deren sollte man sich mehr befleissigen. Zwar muss sie eigentlich bey einem Volke sich von selbst bilden. Es geschah aber unter uns, ebengedachter Umstände wegen, zu wenig; uns fehlt auch eine tongebende Hauptstadt und ein (sprachpatriotisch-deutscher) Hof, dem die Nation nachsprechen könnte. Volksreden haben wir selten, die geistlichen ausgenommen (deren Stoff aber nicht vielseitig genug, nur dogmatisch und moralisch ist; die aber dennoch in gewissen Gegenden zur Verbesserung der Aussprache unter dem Volke viel beytragen) überhaupt sind zusammenhängende Reden keine Muster fürs gesellschaftliche Gespräch, — und das Theater, das in manchen benachbarten Ländern Schule für Diction und Aussprache wird, dient uns oft nur zur Musterkarte aller deutschen Dialekte. — Wir müssen daher durch die Kunst nachhelfen, die Aussprache muss sich durch die Schriftsprache verbessern, die Sprachgelehrten müssen ihre Beobachtungen über jene sammlen und Regeln für sie festsetzen, welche die Erzieher ihren Zöglingen einzuprägen haben. Da diese Regeln noch eine Zeitlang schwanken können, so räth Hr. Z. sich einstweilen an die angenommenste Rechtschreibung zu halten, wobey er einige besondere Vorschriften giebt, z. B. Töne in der Aussprache zu unterscheiden, die durchaus nicht einerley sind,

als: ä und ö von e; äu und eu von ei; j und g von ch u. k; b von p; d von t, — dann keine Buchstaben im Sprechen hinzuzuthun, die nicht geschrieben werden, nicht: *Kühlunge* statt *Kühlung; bischt* st. *bist; Fürscht* st. *Fürst* u. s. w. zu sagen. Rec. baut auf den Vorschlag der zu verbessernden Aussprache durch die Erziehung das meiste. Er weiss aus Erfahrung, dass Aeltern in ihrer ganzen Familie und Schullehrer in ihrem Orte, auf mehrere Generationen hin, eine bessere Aussprache gebildet haben, die mit dem zunehmenden Alter der jungen Leute immer zwangloser und runder ward. Diese Bildung der Aussprache hat sogar noch Vorzüge von deren Verfeinerung durch Nachahmung selbstgewählter Muster. Denn bald sind diese, bald ist jene schlecht. Der Nachahmer, der nicht weiss, wie ers anfangen soll schön — oder vornehm — zu sprechen, wird bald schlürfen, bald lispeln, bald stammeln, bald sonst unvernämlich sprechen, kurz immer mehr die Fehler als Tugenden seiner Vorbilder nachahmen. Die Regel, S. 215. die *wirscht, Fürscht* statt *wirst, Fürst* verdammet, da sie doch *schtehen, schprechen* für *stehen, sprechen* — erlaubt, wird schwerlich allgemeines Gesetz werden, da in mancher deutschen Provinz die regelmäsigere Aussprache selbst von der Kanzel herab anstösig seyn würde. IV. *Von den Verdiensten einiger mit Luthern gleichzeitigen theologischen Schriftsteller, besonders des George Wicel, um die deutsche Sprache*, von *Wilh. Abrah. Teller*. Luther hat zwar unläugbar grosse Verdienste um unsere Sprache (die wir jüngst noch mehr aus des Vf. meisterhafter Darstellung von dessen Schriftsprache in der Bibel-Uebersetzung haben würdigen lernen); doch fand er auch Miteiferer um den Preis in seinem Zeitalter, nicht nur unter seinen Glaubensgenossen; denn Melanchthon unter andern in seiner *Schutzrede für D. M. Luthern wider das Urtheil der Pariser Theologisten*. 1521. kann ihm diesen Preis noch streitig machen: sondern auch unter den Katholiken. Die Ausdrücke und Redensarten, die Hr. O. C. R. Teller aus einem *George Wicel* anführt, verdienen von den deutschen Lexikographen beachtet zu werden. Wir haben uns unter mehreren: *Unmann*, (der sein Wort nicht hält, nach dem Sprichwort „ein Wort, ein Mann)" *Weltfresser*, ein Eroberer, und *Wind-Worte* (Worte eines Unmanns) — ausgezeichnet. V. *Von Kunstwörtern die zur Grössenlehre (Mathematik) gehören, von Abel Bürja*. Fortsetzung. Diesen Abschnitt muss Rec. vorbeygehen, theils weil er den Anfang der Abhandlung nicht kennt, theils weil er nicht genug mathematische Kenntnisse besitzt, um ihn zu beurtheilen. VI. *Ueber Du und Sie in der deutschen Sprache. Vorgelesen in d. öffentl. Versamml. d. Berliner Akad. d. Wissensch. am 30 Jan. 1794. von D. Friedr. Gedike*. Die allgemein beliebte, aber auch schon besonders gedruckte, und mit Recht gerühmte Abhandlung, der wir noch viele Leser, und noch manchen fruchtbaren Eindruck wünschen, zu der hier bloss noch einige Anmerkungen gekommen sind, unter welchen auch eine die Wörter *Herr* (mit der Anekdote, dass dies Wort einst dem hohen Adel ausschliesslich zugehörte, und der niedere sich mit dem *Ehrn* begnügen musste) *Monsieur, Frau, Madame, Fräulein, Mademoiselle* — betrifft. Die Nachricht S. 294. dass die Hunde grosser Herren von den Lakaien mit *Sie* angeredet werden, war dem Rec. bey allen bekannten Kriechereyen seines Vaterlandes, dennoch neu und erschreckend. Zu der Note S. 298. bemerken wir, dass auch in den schwäbischen Residenzstädten die vornehmsten ledigen Frauenzimmer des Bürgerstandes, und in der Schweiz die von Adel das Prädikat *Jungfer* nicht verschmähen.

No. 2. ist bloss der einzelne Abdruck der oben bereits angezeigten Ramlerischen Vorlesung, der zwar auch die Abhandlung von der Bildung und den Endungen der deutschen Beywörter enthält, welche aber dem ersten Theile der *Beyträge* etc. schon einverleibt worden, und mit diesem ihr gebührendes Lob erhalten hat. Sehr wohlthätig ist die Empfindung, in die man, durch die Anzeige solcher, mit Fleiss und Geschmack ausgearbeiteter und die wirkliche endliche Ausbildung unserer Sprache weissagender, Schriften versetzt wird, und die gegen das Missbehagen über das gewöhnliche Sprach-Geschnitzel sehr angenehm absticht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Zerbst: Ueber die wahre Verehrung Gottes*. Eine Predigt zur Feyer des hundertjährigen Bestehens der Trinitatisgemeinde zu Zerbst. Gehalten am 16ten October 1796. von *C. F. Sintenis*. Gedruckt zum Besten der Kirche. 22 S. 8. (3 gr.) Die Veranlassung zu dieser Predigt und die Absicht des Druckes derselben ist auf dem Titel angegeben. Der Vf. umschreibt und erläutert in seinem Vortrage sehr gut die bekannte Stelle: Johann. 4, 23. 24. und zeigt, ohne sich an eine besondere Eintheilung zu binden, dass Gott nach würdigen Begriffen von ihm und richtigen Vorstellungen von dem Menschen durch nichts, was auf *Körperlichkeit* und *Aeusserlichkeit* hinausläuft, sondern allein durch *gute Gesinnungen* könne verehrt werden; dass *Gottesverehrung* sehr verschieden sey von *Gottesdienst*; dass die Kirchen der Protestanten dazu dienen, die *einzig wahre* Gottesverehrung zu befördern, und ein Fürst, der Kirchen bauet, für die Ausbreitung der wahren Gottesverehrung sorge. Er rühmt darauf die Verdienste einzelner Prinzen des Anhalt-Zerbstischen Hauses und anderer Wohlthäter um die Trinitatiskirche, und schliesst mit herzlichen Wünschen für die Fürsten von Anhalt, den Magistrat von Zerbst, die Stadt und seine Gemeinde. — Durchgehends herrscht Licht und Wärme.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 25. September 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

HAMBURG, b. Bachmann: *Durchflüge durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich.* Dritter Band. 1795. 220 S. 8.

Eben der Geist der Wahrnehmung, der Behandlung und Darstellung, welcher die ersten Bände so sehr charakterisirte, ist auch diesem dritten ganz eigen. Hr. *v. Hess* beginnt mit einigen Bemerkungen über das nördliche Franken, und verfolgt dann seinen Weg, der ihn über Schweinfurt, Sennfeld, Gochsheim und Bamberg nach Erlangen führte. Schweinfurt hat 1100 Häuser, 7000 Einwohner und ein Gebiet von 5½ Quadratmeilen. Kein Jude darf in der Stadt wohnen, und kein Katholik und Reformirter kann Bürger derselben werden. Man findet nur eine einzige Fabrik hier, eine Bleyweisfabrik, und nur der Speditionshandel blühet. Die Abgaben sind mäsig, und die Polizey besser, als in den mehresten freyen Städten Deutschlands. Seit 50 Jahren wurde hier kein Mensch hingerichtet, ungeachtet noch gegenwärtig öffentliche Kirchenbusse statt findet, und zu dieser selbst das Ehepaar verdammt wird, das früher sich liebte, als es der Pfarrer im Namen des Himmels erlaubte. So wie in Franken überhaupt die Viehzucht sich im recht gedeihlichen Stande befindet, so auch in den erwähnten beiden Reichsdörfern Sennfeld und Gochsheim, die sich auch noch eben so sehr durch ihren Gartenbau auszeichnen; Würzburg, Schweinfurt und mehrere nahe Städte erhalten von ihnen Feldfrüchte. Die Stadt Bamberg litt auch 1777 und 1784 sehr durch die Ueberströmungen der fischreichen Rednitz. Die Fahrt auf diesem Flusse hat sehr zugenommen; man zählt über 50 gedeckte Fahrzeuge, von welchen manches 800 Centner trägt, die so lange die Jahrszeit es erlaubt Güter bringen und wegführen. Die Zahl der Brandstellen beträgt 2156. Auch im Kloster Neresheim sind schon Vorlesungen über Kants Kritik gehalten worden. In einem Armenhause werden 30 Findelkinder erhalten und dieser geringen Anzahl ungeachtet ist hier kein Gedeihen. Lobenswerth aber in allem Betracht ist das von dem vorigen Fürsten angelegte Krankenhaus für Handwerker. In dem ersten Jahre wurden 307 aufgenommen; von diesen entliess man 6 als Unheilbare, 30 blieben noch und 246 genasen. Bamberg zählt 21000 Einwohner. Gartenbau und Brauwesen sind Hauptnahrungsquellen. 60 Brauer liefern jährlich über 251000 Eimer Bier; und Oesterreich erhält jährlich über 150 Centner hier gewonnenes Süsholz. Alle 14 Tage ist ein Viehmarkt in Bamberg und der jedesmalige Umsatz steigt auf 25000 Gl. Im J. 1789 soll die Stadt allein consumirt haben 2241 Ochsen, 335 Kühe, 28 Stiere, 3228 Kälber, 2117 Schweine, 809 Hammel, 238 Lämmer, und 281 Ziegen. Der Umfang des Bisthums Bamberg wird auf 65 Quadratmeilen angegeben, die Zahl der Einwohner schätzt man auf 165000, und die Einkünfte sollen 700000 Gl. betragen. Das Land ist sehr reich an Naturproducten; aber der Kunstfleiss ist bey weitem noch nicht, was er seyn sollte. Die Stadt Bamberg allein versandte in einem Jahre über 52000 junge Bäume den Mayn hinab. Der kleine Ort Hallstatt verkauft jährlich für 30000 Gl. weissen Kohl und das Kloster Bantz löst allein für gedörrte Pflaumen jährlich 6000 Gl. Das Dorf Sand aber, das weder Ackerland, noch Wiesen und Waldungen hat und von 300 Familien bewohnt wird, erhält sich bloss durch Kunstfleiss. Alle seine Einwohner sind Korbmacher; sie senden ihre Arbeiten nach Bamberg und diese sind so schön, dass man sie bis nach Russland verführen kann. Die mehrsten von Bamberg mitgetheilten Nachrichten betreffen, was sich auch leicht erwarten liess, den nun in jedem Verstande des Worts unsterblichen Fürstbischof Franz Ludwig. Wirklich unter allen geistlichen und weltlichen, gekrönten und nicht gekrönten Fürsten Europens haben wenige so viel Gutes aus Achtung für Regentenpflicht, und sicherlich keiner mehr gethan. Von Bamberg bringt Hr. *v. H.* uns nach Forchheim. Vor einigen Jahren wurde hier ein neues Schulhaus erbauet. Der Hr. Stiftsdechant Müller suchte den Tag der Einweihung durch ein Gedicht zu verherrlichen und in diesem sang er den Stiftsherren zu:

In Himmelsthau und Erdenfett
Sie sollen seyn gesegnet,
Nach ihrem Wunsch geh' alles nett,
So lang der Himmel regnet.

Die Erlangen betreffenden, und gerade nicht sehr bedeutenden Nachrichten reichen nur bis S. 157 und hier fängt dann ein ganz neuer und ganz origineller, und noch mehr als origineller Abschnitt an, welcher die Ueberschrift „*Controversen*" erhalten hat. „Es ist mein kleinfügiges, mein angescholtenes, geschmähetes, gemisshandeltes Ich, sagt Hr. *v. H.*, mit dessen Innern ich meine Leser hier näher bekannt zu machen gezwungen bin." Hr. *v. H.* erzählt uns nun die Geschichte seiner Händel mit dem Hn. D. *Jahn* in Meinungen. Dieser hatte ihn wegen einiger, im 2ten Bande der Durchflüge mitgetheilten Nachrichten von Meinungen recht wild bestürmt. Vom Gerichte zu Meinungen erwartete Hr. *v. H.* keine rechte Genug-

thuung und so gerieth er am Ende auf den Einfall, dem Hn. J. zu melden, „er möge sich gefälligst sogleich auf die Reise machen, um mitten auf dem Wege zwischen Hamburg und Meinungen mit ihm zusammen zu treffen; dort wolle man dann erst gütliche Mittel versuchen, und sey mit diesen nicht auszureichen, zum — Zweykampfe schreiten." Hr. D. J. blieb, wo er war, legte aber tief gebeugt ein Sündenbekenntniss ab, fügte diesem ein Paar ganz eigener Liebeserklärungen für Hn. *v. H.* hinzu, und dieser legte nun Pistole und Degen wieder nieder! Wahrhaftig ein unerhörter Auftritt! Aber, wie war es möglich, dass eben der Mann, der mit Tod oder Blessuren dem Beleidiger seiner Ehre drohet, das niederschreiben konnte, was wir S. 9—11 über einen gekrönten Fürsten unserer Tage lesen? Oder ist etwa die Ehre eines Fürsten weniger heilig und unverletzlich, als die Ehre eines Privatmanns? Wohl glänzte der in so manchen Hinsichten unglückliche Fürst, von dem hier die Rede ist, nicht als ein Muster der Tugend auf dem Throne; wohl zeugt so manche seiner Unternehmungen von Uebereilung und einer höchst unglücklichen Stimmung zum Abentheuerlichen; wohl waren es verwerfliche Grundsätze, die jenen Gekrönten auch in seinem Verfahren gegen seine Unterthanen in der letzten Periode seines Lebens so oft leiteten, und immer mag es stark übertrieben heissen, wenn einer unserer grösten Geschichtschreiber und Geschichtsforscher behauptet, diesem Unglücklichen habe zu einem wahrhaftig grosen Mann nur sehr wenig gefehlt. Aber Hr. *v. H.* stellt uns in diesem Fürsten ein ganz unübertreffbares Ungeheuer der Bosheit auf, ein Ungeheuer, das auf den moralischen Leichen seiner edlen Nation sich einen Thron erbauen wollte! Ein Volk, wie dieses hier, von festem, kraftvollem Charakter, auf einem harten Boden und unter einem strengen Himmel; ein Volk ohne allgemein verbreiteten Wohlstand, selbst ohne die Aussicht, je zu hoher Wohlhabenheit zu gelangen; ein Volk, das nicht in grosen Städten, sondern zerstreuet, weit von einander getrennet, und nur in weniger Verbindung mit den Ausländern lebt; — ein solches Volk durch Sittenlosigkeit und unnatürliche Laster zu entseelen, ihm seinen Adel völlig zu rauben, um es dann als einen Haufen verworfener Sklaven beherrschen zu können, das wäre ein Plan, zu dessen Entwerfung nicht nur ein Teufel gehörte, sondern auch ein Unsinn, der über allen Ausdruck geht! Auch nicht einmal die Mühe giebt Hr. *v. H.* sich, irgend einen Beweis, oder etwas einem Beweise ähnliches beyzubringen, so lang auch die Reihe seiner harten Beschuldigungen ist, von welchen die eine die andere treibt. Was er da spricht, klingt wie ein Todesurtheil aus dem Munde eines Grossinquisitors; ohne Schonung, ohne Milderung, ohne einen jener Züge, zu welchen schon die Achtung hätte zwingen sollen, welche der Mensch dem Menschen schuldig ist. Gesetzt aber auch, Hn. *v. H.* Urtheil wäre das Urtheil der Gerechtigkeit selbst, welcher gebildete, welcher vernünftige Mensch kann seinen Ton wählen, einen Ton, den gewiss der Pöbel in mancher Dorfschenke unausstehlich finden würde.

Auf eine, uns eben so unerwartete Art expectorirt Hr. *v. H.* sich auch über die Theilung Polens. Gewiss er hätte uns sehr viel gutes und wahres und der allgemeinen Beherzigung werthes darüber sagen können; aber er nimmt sich auf eine Art, als sey es ihm vorzüglich nur darum zu thun, den Sachwaltern von Dieben und Räubern in gewissen Ländern eine Hinweisung zu geben, wie Polens Auflösung sich auch von ihnen recht treflich, — wenn auch gerade nicht zum Heil der Menschen, — benutzen lasse!

STOCKHOLM, b. Holmberg: *Beskrifning öfver Kongl. Lust slotten Drottningholm och China,* (Beschreibung der Königl. Lustschlösser Drottningholm und China). 1796. 154 S. 8.

Diese brauchbare Beschreibung des königl. Lustschlosses Drottningholm und des dabey angelegten China, hat Hn. *A. Björnlund* zum Vf. Er ist freylich nicht genug systematischer Kenner der dort befindlichen Natur- und Kunstproducte. Indessen giebt er sich selbst nicht dafür aus, und seine Nachrichten sind ohne Anmasung getreu und zuverläsig. Dies Lustschloss liegt auf einer angenehmen Insel, und hat seinen Namen von der Königinn Catharina Jagellonica, die dort ein steinernes Haus aufbauen liess. Die Königinn Hedwig Eleonora aber liess den Grund zu dem jetzigen kostbaren Schlosse legen. Hier war es, wo König Adolph Friedrich 1762 in Lebensgefahr gerieth, als er die Königinn und die Prinzessinn in einem Phaeton selbst fuhr. Indem dieser heftig an einen Stein stiess, stürzte der König hinunter zwischen die Pferde, aber sein Büchsenspanner, Laurent, der hinten aufstand, war so geschwind bey der Hand, dass der König keinen Schaden nahm. Er erhielt dafür das ganze Fuhrwerk, und noch überdem eine Belohnung von 9000 Thal. Kupfermünze. Die Luft war dort sonst wegen der sumpfigen Gegend sehr ungesund; dieser Beschwerde ist aber jetzt durch Gräben und Kanäle abgeholfen, und die Anzahl der dort befindlichen Personen ist von 150 zu 600 gestiegen. Der königl. Garten, die Orangerie, der englische Lustpark, der äussere Bau des Schlosses, der Kirche, der Zimmer, und das, was in jedem merkwürdig ist, sind beschrieben. Es sind darinn eine Menge vorzüglicher Malereyen, besonders von dem schwedischen Historienmaler Ehrensträl und dem Bataillenmaler Lemke, welche hauptsächlich die Geschichte König Carl Gustavs und Carl XI betreffen. Auch enthält die Beschreibung der königl. Bibliothek, des Marmor- Münz- Mineral und Naturalienkabinets u. s. w. manches merkwürdige. Die Bibliothek ist freylich sehr klein, allein sie hat doch auser verschiedenen grosen historischen, geographischen, antiquarischen, naturhistorischen und belletristischen Werken ein MS. von der Königinn Christina eigenen Hand, unter dem Titel: *L'ouvrage de Loisir de la Reine Christine,* König Friedrichs Wahlacte und Versicherung, und ein Exemplar

plar der *Anecdotes de Suede*, mit beygeschriebenen Anmerkungen von der Koniginn Ulrica Eleonora, die für die schwedische Staatshistorie nicht gleichgültig sind, *Les Oeuvres de Voltaire* in IX B. Dresden, 1748; die er der Koniginn geschenkt, und worinn er eigenhändig manches ausgestrichen, verbessert und hinzugesetzt hat, und andere Merkwürdigkeiten mehr. Etwas länger verweilt sich der Vf. bey dem Naturalienkabinet, wo er die seltensten Stücke angiebt. Wo Rec. nicht sehr irrt, ist es hauptsächlich mit aus der *Hasselquistischen* Sammlung entstanden; auch ist hier die von ihm mitgebrachte sehr wohl erhaltene Mumie von einer ehemaligen vornehmen ägyptischen Militärperson beschrieben.

In dem bey Drottningholm 1763 angelegten China sieht man sich gleichsam in eine andere Welt versetzt. Gebaude, Meublirung, Verzierung, alles ist chinesisch. Am andern Ende des Parks liegt Canton, das aus einem grossen steinernen Hause und eilf kleinern hölzernen Gebäuden besteht. Die Königinn Louisa Ulrica hatte hier im Kleinen verschiedene Fabriken angelegt, unter andern auch eine brabantische Spitzenweberey, wozu sie Lehrmeisterinnen aus Brabant kommen lassen, welche schwedische junge Mädchen darinn unterrichteten. Rec. hat sie dort vor einigen 30 Jahren mit Vergnügen den Grund der Spitzen, für sich, so wie auch die darinn hernach einzunähenden Blumen besonders, arbeiten sehen. Diese Einrichtungen haben doch mit dem Tode des Königs Adolph Friedrichs aufgehört.

PHILOLOGIE.

AUGSBURG, in der Klett- und Frankischen Buchh.: *Petite Grammaire raisonnée* oder *Kurze Sprachlehre für jedermann*, der die französische Sprache bald und doch gründlich kennen lernen will. Von *Joh. Dan. Gotth. Weiler*, erster Diakon zu den Barfüssern. 1792. 227 S. 8.

Unter der fast zahllosen Menge französischer Sprachlehren für Deutsche verdient gegenwärtige eine besondere Aufmerksamkeit. Was der Anfänger von der Aussprache, von den Redetheilen, von ihrer Form und Verbindung, von den unentbehrlichsten Gallicismen bedarf, ist in einer gesunden Theorie dargestellt, und jedesmal durch zweckmässige Beyspiele und Uebungen erläutert und eingeschärft. Aus der Theorie leuchtet eine genaue Kenntniss der allgemeinen oder philosophischen Grammatik hervor, von welcher am Ende eine sehr lesenswerthe Uebersicht im Zusammenhange gegeben wird. Billig sollten alle Anweisungen zu einer Sprache auf solchen reifen Grundsätzen beruhen, dann würden sie nicht so handwerkmässig aussehen. — In den Beyspielen, welche von leichten zu schwerern Gegenständen fortschreiten, stehet anfangs der dem Lernenden noch unbekannte Redetheil auf Französisch, damit man ihm solchen erkläre, und ihn die deutschen Wörter der Sentenz nach der vorhergehenden Regel übersetzen lasse. So findet man z. B. unter dem Einheitsartikel: Ein Armer *a trouvé* einen Ring; *J'ai loué* einen Knecht, ein Zimmer —; *Vous parlez* von einer Uhr u. s. w. Auch sind immer die in den Uebungen enthaltenen Wörter, mit ihrem Geschlecht und andern Merkmalen, zum Auswendiglernen beygefügt, weil eine anwendbar gemachte *copia vocabulorum* zu der geschwinden Erlernung einer Sprache eben so viel beyträgt, als ein lichtvolles System von Regeln zu der gründlichen Kenntniss derselben. — Für die Geübtern sind bey jedem Hauptstücke die dahin einschlagenden vornehmsten Idiotismen oder Gallicismen aufgeführt; z. B. unter den Zahlwörtern, *Il est midi ou minuit et demi* (halb Eins), *il y a quinze jours* (14 Tage), *Louis quatorze* (der vierzehnte), *si l'on joue quatre ensemble* (selb vierte) — oder unter dem *verbo être: Je suis chargé de vous dire* (ich habe den Auftrag), *vous êtes longtems à venir* (bleibt lange aus) — oder unter dem *verbo avoir: J'ai faim* (mich hungert), *j'ai honte* (ich schäme mich), *qu' avez-vous* (was fehlet euch?), *il a valu mieux* (es ist besser gewesen), u. s. w. Doch fürchtet Rec. durch längeres Abschreiben den Raum einer Kritik dieser Art zu überschreiten; daher verweiset er auf das Buch selbst, und empfiehlt es mit gutem Gewissen allen solchen Lehrern, welchen die Zöglinge am Herzen liegen. Hat der Anfänger die ihm hier vorgezeichnete Laufbahn unter kluger Anweisung vollendet, so wird es ihm nicht allein leicht werden, sich durch Lectüre und durch Umgang mit gebildeten Franzosen von den Feinheiten der Aussprache und andern Eigenheiten, die mehr gefühlt als beschrieben seyn wollen, zu unterrichten, sondern er wird auch in jeder andern Sprache, durch die ihm beygebrachten klaren Ideen von den Redetheilen und ihrem Gebrauche, schleunige Fortschritte machen können.

Zuletzt trifft man artige Gespräche über verschiedene Gegenstände des gemeinen Lebens an, welche in einem correcten Stile geschrieben, und gleichsam als Vorbereitung zu schwerern Materien bestimmt sind, von denen unser Verfasser eine Auswahl unter dem Titel *Mon Calepin* zu liefern angefangen hat.

Es ist wahrscheinlich ein Druckfehler, wenn der Vf. S. 10 sagt, dass man z wie *ss* aussprechen müsse. Ein Mann, der so gut Französisch schreibt, und in seinem *Calepin* so treffliche Bemerkungen über die Aussprache mittheilt, weiss gewiss, dass z sehr weich lautet, ausser in *Metz* and *Rodez*.

AUGSBURG, in der Klett- und Frankschen Buchh.: *Mon Calepin, pour servir à la petite Grammaire raisonnée de Mrs.* (warum nicht Mr.?) *Weiler*; oder *Französisch-deutsche Monathschrift, als der praktische Theil besagter Sprachlehre.* 1793. 206 S. 8.

Für diejenigen, welche die vorhin erwähnte *Petite Gramm. raisonnée* schon studiert, oder doch sonst einen guten Anfang im Französischen gemacht haben, wird diese Monatschrift als Lesebuch bestimmt. Sie enthält eine Sammlung von Auszügen verschiedenen Inhalts, bald Bemerkungen über die französische Sprache,

che, Regeln und Muster des Stils, wozu die *petite Grammaire* keinen Raum liess, bald historische Schilderungen, bald interessante Beschreibungen von Naturscenen, moralische Aufsätze, Fabeln, Anekdoten, Uebungen zum Uebersetzen, kurz immer veränderte Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit durch den Reiz einer edeln Schreibart erhalten, und das Studium der Sprache und der Wohlredenheit befördern sollen. Ueber den Titel, *Mon Calepin* giebt der Vorbericht des ersten Blattes für den Januar hinreichenden Aufschluss. Da heisst es unter andern: *Ce nom appellatif* (ursprünglich nom. propr. des Lexicographen *Calepinus*) *ne signifie pas seulement un simple Dictionnaire ou un recueil de mots et de phrases, mais encore une collection de notes, d'extraits que quelqu'un a fait à son usage particulier; et c'est de là que vient cette maniere de parler: Je consulterai là-dessus mon Calepin etc. de même que Boileau a dit dans sa premiere Satire en parlant d'un Partisan;*

Que de ses revenus écrits par alphabet,
Peut fournir aisément un Calepin complet.

Un recueil de cette sorte est le mien, c'est à dire, une collection d'extraits, qui Vous présente, outre les principes de la langue et les regles du style, tantôt des caracteres tracés d'après nature, tantôt etc. etc. Rec. findet übrigens diese Monatschrift dem durch sie beabsichtigten Zwecke vollkommen angemessen, bedauert aber, dass noch nichts weiter als der erste Jahrgang davon erschienen ist.

* * *

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Berlin, im Verlage der königl. preuss. akad. Kunst- und Buchhandl.: *Neueste historische, politische, geographische und statistische Nachrichten von Savoyen, Piemont und den sämmtlichen sardinischen Staaten.* Gesammelt und deutsch herausgegeben von *Fr. Leopold Brunn.* Mit einer vom Hn. geh. Kriegssecretär *Sotzmann* neu entworfenen Karte dieser Staaten. Neue verm. Aufl. 1797. 174 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. No. 130.)

Gotha, b. Ettinger: *Periodisch-synchronistische Tabellen zur Universalgeschichte, eingerichtet nach des Hn. Joh. Matth. Schröckh vortreflichen Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte, nebst einem kurzen Abriss der Geschichte zum Gebrauch für die Jugend,* von *Wilh. Gerken.* 2te sehr verbess. Aufl. 1797. 56 S. 8. nebst 3 Tabellen in Folio. (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. No. 157.)

Berlin u. Stralsund, b. Lange: *Liedersammlung für Schulen.* Herausgegeben von *August Hartung.* 3te verm. u. verbess. Aufl. 1797. 316 S. 12. (8 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Cüstrin: Versuch einer richtigen Erklärung der Neumärkischen Kammergerichtsordnung vom 11ten December 1700 bey Erörterung der Frage: ob eine Neumärkische Wittwe durch ein Testament von der Einwerfung ihres Eingebrachten bey Berechnung des Pflichttheils der Kinder befreyt werden kann?* (könne), von *F. H. L. Graffunder,* Königl. Neumärk. Kriminalrath. 1796. 56 S. 4. Der Vf. wurde dadurch bewogen, diesen Versuch öffentlich bekannt zu machen, dass, ausser dem, was *Hoffmann in Dissert. ad Constit. Joachim.* von dem *Neumärkischen Statute* beyläufig anführt, noch nichts über die in der *Neumark* statt findende Erbfolge der Eheleute und Kinder geschrieben worden, und dieselbe gleichwohl nicht ausser Streit ist, vielmehr ein Gutachten der Gesetzcommission zu mancherley Zweifeln über die Anwendbarkeit des Statuts Anlass gegeben hat. Seine Absicht dabey geht nur dahin, es dem Gesetzgeber bey Bearbeitung des der *Neumark* bevorstehenden Provinzialgesetzbuches zu überlassen, in wiefern dieser es für gut erachten werde, auf seine — des Vf. — Meynung Rücksicht zu nehmen.

Der Abhandlung selbst ist ein Abdruck des 33sten Kapitels der *Neumärkischen verbesserten Kammergerichtsordnung vom 11ten December 1700,* welches „von Option der Frauen Erbe „zu nehmen oder sich dessen zu äussern" handelt, vorangeschickt. Die streitige Frage wird folgendergestalt festgestellt: „ob eine *Neumärkische* Wittwe befugt sey, auf den Grund eines „maritalischen Testaments als Erbin ihres verstorbenen Ehemannes ihr Eingebrachtes vorweg zu nehmen, und seinen Kindern „nur aus dem übrigen Nachlasse den Pflichttheil zu gewähren?" Bey der Erörterung der dieser Hauptfrage untergeordneten, die Berechnung des Pflichttheils der Kinder zum Gegenstande habenden, Streitfragen, so wie jener Hauptfrage selbst, dringt der Vf. mit sehr vieler Gründlichkeit — wiewohl eben nicht in der lichtvollesten Ordnung — in die märkische Verfassung, und in die Geschichte der Provincialgesetze, besonders der *Joachimischen Constitution* und der *Neumärkischen Kammergerichtsordnung* selbst, ein. Bey der Auslegung dieser Provincialgesetze verräth er ein sehr geübtes und richtiges exegetisches Gefühl, und eine vertraute Bekanntschaft mit denjenigen Rechtslehrern, welche über deutsches Recht und über das märkische Recht insbesondere geschrieben haben. Das Resultat seiner Untersuchung, — welchem beyzupflichten Rec. nicht umhin kann, — ist folgendes: Da der wahre Sinn der N. K. Gerichtsordnung: dass nämlich die Wittwen, insofern es zum Nachtheile des Pflichttheils der Kinder gereicht, nicht mehr als die statutarische Hälfte erhalten sollen, überhaupt dargethan sey, und hieraus folge: dass durch die Erbnahme der überlebenden Ehegatten *jederzeit* aus dem beiderseitigen Vermögen Eine gemeinschaftliche Masse entstehen muss, und endlich die N. M. K. O. die Berechnung des Pflichttheils der Kinder aus dem *gemeinschaftlichen* Vermögen beider Eheleute ausdrücklich verordne; so leide es auch kein Bedenken: *dass eine Neumärkische Wittwe, wenn sie ihres Mannes Erbin wird, es sey ex statuto oder ex testamento, jederzeit bey Berechnung des Pflichttheils nothwendiger Erben, insonderheit der Kinder, ihr Eingebrachtes in die Masse werfen muss, und davon durch ein Testament nicht befreyet werden kann.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. September 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

STUTTGART: *Rechte und Verbindlichkeiten der Weiber bey einem Ganntprozess über das Vermögen ihrer Männer*, nach deutschem und besonders nach Wirtembergischem Recht. Von Dr. *Benjamin Friedrich Pfizer. Erster Theil.* 1794. 253 S. *Zweyter und letzter Theil.* 1796. 404 S. 8.

In der Vorrede zum ersten Theile sagt der Vf., nunmehriger Oberamtmann zu Altenstaig im Wirtembergischen: „Es ist bekannt, wie selten sich ein Ganntprocess ereignet, wo nicht das Eheweib des Ganntmanns eine Hauptrolle spielt, und Richter und Sachwalter beschäftigt. Besonders ist dies der Fall in denjenigen Ländern, wo keine allgemeine Gütergemeinschaft unter den Eheleuten statt findet, sondern wo nur gewisse Theile ihres Vermögens gemeinschaftlich sind. In diesen Ländern tritt das Eheweib des Ganntmanns gewöhnlich in einer gedoppelten Eigenschaft auf: Einmal in der Eigenschaft als Gläubigerin, und dann wieder in der Eigenschaft als Schuldnerin. In jeder Rücksicht kommen eine Menge Fragen zur Sprache, deren genauere Bestimmung und Erörterung um so nothwendiger ist, je weniger sie auf bestimmten Grundsätzen beruhen, und je häufiger sie unsere Gerichtshöfe beschäftigen. Durch diese Gründe veranlasst, wagte ich den Versuch, jene Fragen einer weitern Prüfung zu unterwerfen, und lege nunmehr das Resultat meines Versuchs zur öffentlichen Beurtheilung vor. Anfangs hatte ich die Absicht, blos auf diejenigen Rechte und Verbindlichkeit der Weiber, welche bey einem Ganntprocess über das Vermögen ihrer Männer in Vorwurf kommen, meine Untersuchung zu beschränken. Ich dehnte aber in der Folge meinen Plan auch auf die eheliche Gütergemeinschaft aus, weil sie als die Quelle von den meisten dieser Rechte und Verbindlichkeiten zu betrachten ist, und weil also das erstere ohne eine genauere Entwicklung des letztern immer mangelhaft geblieben wäre. Auf diese Art zerfiel die ganze Abhandlung in zwey Theile, wovon der erste das präparatorische für den eigentlichen Zweck meiner Arbeit, nämlich die eheliche Gütergemeinschaft, der zweyte Theil aber die Lehre selbst enthält, die mich zunächst zu der gegenwärtigen Abhandlung bestimmte. Bey der nähern Einrichtung war ich vorzüglich darauf bedacht, um diejenigen Verhältnisse, welche nach gemeinschaftlichen Grundsätzen zu beurtheilen sind, zusammen zu stellen, und also die ganze Lehre so viel möglich unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen. Dies schien mir um so nöthiger zu seyn, je gewisser es ist, dass solche aus einem Gemisch von so vielen verschiedenartigen Rechtsgrundsätzen besteht, und dass es in einem solchen Fall um eine sorgfältige Sichtung und Absonderung der durch keinen allgemeinen Grund miteinander verbundenen Begriffe hauptsächlich zu thun ist. Eben desswegen hoffe ich, dass die vielen Eintheilungen, die meine Abhandlung enthält, aus diesem Gesichtspunkt, und nicht als Folge einer Systemsucht werden betrachtet werden.“ —

Nun zur Inhalts Anzeige *des ersten Theils.* In dem *ersten Hauptstück* handelt der Vf. von dem Begriff, den Eintheilungen, dem Ursprung und Nutzen, dem Grund, den Erfodernissen der ehelichen Gütergemeinschaft, und geht sodann zu den Fragen über: Ob im Zweifel eine Gütergemeinschaft vermuthet werde? Ob das römische Recht auch auf die Güter derjenigen Ehegatten anwendbar sey, die in einer statutarischen Gütergemeinschaft miteinander leben? Ob die Statuten des Trauungs-, oder die Statuten des Wohnorts im Collisionsfall den Vorzug haben? Wie es endlich in dem Fall gehe, wenn die Ehegatten entweder gar keinen, oder verschiedene Wohnorte zugleich haben? — Alle diese Gegenstände sind sehr gründlich, und mit Benutzung der besten Schriften bearbeitet; auch kann Rec. fast durchaus den Meynungen, zu welchen der Vf. sich bekennt, seinen Beyfall nicht versagen. Nur hätte er gewünscht, dass bey Angabe des Begriffs zugleich das Wesen des deutschen Gesammteigenthums entwickelt worden wäre; weil jener erst dadurch in das gehörige Licht gestellt wird. Auch würde der Vf. in Ansehung des Ursprungs und Grundes dieses Rechtsinstituts aus folgenden Schriften vieles Licht haben schöpfen können: *Fischer* Geschichte der deutschen Erbfolge. *Bodmann* wahrer Ursprung der Gemeinschaft der Güter unter den deutschen Ehegatten. *Neueste Manchfaltigkeiten* meisten Theils juristischen Inhalts. Nördlingen 1776. — Vorzüglich aber hat es Rec. gefreut, dass die richtigen Begriffe von der wahren Natur des deutschen Privatrechts immer mehr in Umlauf kommen, und von dem Verfasser §. 11. S. 20. folg. so gründlich erläutert worden sind.

Das *zweyte Hauptstück* beschäftigt sich in dem *ersten Abschnitt* mit der *allgemeinen Gütergemeinschaft*, und zwar 1) mit den Eigenschaften der Personen; 2) mit dem Gegenstand; 3) mit den rechtlichen Wirkungen; 4) mit der Beendigung der allgemeinen ehelichen Gütergemeinschaft. — In dem zweyten Abschnitt hingegen handelt der Vf. zuerst von

von der *eigentlichen*, dann von der *uneigentlichen Particulargütergemeinschaft*, oder von der *nach römischen Grundsätzen geformten ehelichen Gesellschaft*, und zwar auch hier wieder: 1) von den Eigenschaften der Personen; 2) von dem Gegenstand; 3) von den rechtlichen Wirkungen; 4) von der Beendigung der ehelichen Errungenschafts-Gesellschaft. — In das Detail, und die Prüfung einzelner Sätze können wir uns dabey, des Raums wegen, nicht einlassen; aber mit voller Ueberzeugung müssen wir doch dem Vf. das Lob ertheilen, dass, wenn er gleich keine neue Entdeckungen gemacht, er doch seine Vorgänger musterhaft benutzt, und die hieher gehörigen Lehren, mit steter Hinsicht auf praktische Brauchbarkeit, schön und zweckmässig zusammen gestellt hat. —

In der Vorrede des *zweyten Theils* heisst es: „Ich nahm mir vor, alles dasjenige, was zu den Rechten und Verbindlichkeiten der Weiber gehört, nach einem allgemeinen Gesichtspunkte, nämlich in so ferne solches bey einem Concursprocess über das Vermögen ihrer Männer zur Sprache kommt, auszuheben, und sodann systematisch zu ordnen. Ich fand aber in der Folge bey einer systematischen Ausführung so viele Schwierigkeiten, dass ich einigemal im Begriffe stund, meinen Plan wieder abzuändern, und dem Beyspiele meiner Vorgänger, welche sich grössten Theils mit einzelnen Bemerkungen begnügt haben, zu folgen. Es sind nämlich diejenigen Rechtsgrundsätze, mit denen ich mich in der vorliegenden Abhandlung zu beschäftigen hatte, theils aus dem römischen, theils aus dem kanonischen, theils aus dem deutschen Recht abgeleitet. Sie sind in dem ungeheuren Felde des bürgerlichen Rechts, da sie fast in alle Fächer desselben eingreifen, überall zerstreut. Rechte und Verbindlichkeiten sind überall unter einander gemischt, und viele derselben haben nicht einmal ausdrückliche Gesetze, sondern nur die Meynungen der Rechtslehrer vor sich. Mein Plan aber erfoderte es, dass ich die ganze Masse der hieher gehörigen Rechtssätze zuerst in zwey Hauptfächer, nämlich in Rechte und Verbindlichkeiten, abtheilte; und schon diese Abtheilung war, da sie der bisherigen Bearbeitung nicht gemäss ist, und da ich mir also die Bahn selbst vorzeichnen musste, mit vieler Beschwerlichkeit verbunden. Aber noch beschwerlicher wurden mir die Unterabtheilungen bey dem erstern Hauptfache, nämlich bey den Rechten. Ich habe diese nach folgenden drey Gesichtspunkten, nämlich in so ferne sie dem Eheweib als *Weibsperson*, als *Eheweib*, und als *Gläubigerinn* zukommen, erläutert. So natürlich aber diese Abtheilung ist, so fand ich doch, dass die Rechte eines Eheweibs, welche sie in jener dreyfachen Rücksicht anzusprechen hat, öfters so sehr in einander fliessen, dass ihre Absonderung, wenn sie anders nicht auf Kosten der Deutlichkeit geschehen soll, mit grosser Mühe verbunden ist. Besonders waren mir die sogenannten *weiblichen Freyheiten* lange Zeit ein Stein des Anstosses. Sie sind bekanntlich eine unglückliche Erfindung der praktischen Rechtslehrer und haben in das ganze Gewebe der Rechte und Verbindlichkeiten der Weiber einen so vielfachen Einfluss, dass ich sie bald da, bald dorthin einschob, und dass ich sie immer wieder am unrechten Ort zu haben glaubte. Auf diese Weise aber, da ich die vorgekommene Materien auf mehreren Seiten, und nicht nur einzeln, sondern auch in Verbindung mit dem Ganzen betrachten musste, konnte es nicht fehlen, dass ich in vielen Stücken von der gewöhnlichen Meynung abgieng, und dass ich einigemal ganz neue Sätze aufstellen zu müssen glaubte. Uebrigens ward ich öfters genöthigt, Particulargesetze, oder die Meynungen einzelner Rechtslehrer bey dieser Abhandlung zu Hülfe zu nehmen. Aber nirgends habe ich die Materie bloss in Hinsicht auf ein einzelnes Territorium bearbeitet, sondern immer war es mein Bestreben, allgemein gültige Grundsätze aufzustellen, welche ich, wenn es mir an Gesetzen fehlte, durch die Aufsuchung und Entwickelung der dem Rechtsinstitut zukommenden wesentlichen Eigenschaften zu bestimmen suchte. Nur dasjenige, worinn die Rechte meines Vaterlandes von den allgemeinen Grundsätzen abgewichen sind, habe ich häufiger, als bey andern Ländern, bemerkt." —

Zu wünschen wäre es gewesen, dass der Vf. durch die von ihm selbst gefühlten Schwierigkeiten, die der Ausführung seines Plancs entgegen stehen mussten, sich hatte mögen bestimmen lassen, seinem Werke eine andere Grundlage zu geben. Die Idee, die Rechte und Verbindlichkeiten abgesondert vortragen zu wollen, ist offenbar, der Natur der Sache nach, ganz irrig, indem durch eine solche Verfahrungsart nothwendig der Zusammenhang unterbrochen, die allgemeine Uebersicht erschwert, und häufige Wiederholung unvermeidlich wird. — Alle diese Nachtheile haben nun auch, wie der Kenner voraus vermuthen wird, die Arbeit des Vf. getroffen, und er ist dadurch zu vielen Verwickelungen verleitet worden, die er zuverlässig vermieden haben würde, wenn er einen natürlicheren, einfachern Plan gewählt hätte. — Dies indessen benimmt diesem schätzbaren Werke seinen inneren Werth ganz und gar nicht; vielmehr müssen wir versichern, dass der zweyte Theil dem ersteren in keiner Hinsicht nachsteht, und dass der Vf. auch hier wieder unläugbare Proben von seiner guten Einsicht in die verschiedenen Rechtstheile, von seinem Scharfsinne und seiner Belesenheit gegeben hat. Auf die Ausführungen im Einzelnen indessen können wir uns hier nicht einlassen, sondern müssen uns damit begnügen, unsere Leser nur noch mit dem Inhalte im Allgemeinen bekannt zu machen.

Das *erste Buch* zerfällt in folgende Abschnitte. *Erster Abschnitt.* Von den Rechten, welche dem Eheweib als *Weibsperson* zukommen, und zwar 1) Rechte, welche aus der Geschlechtsvormundschaft entstehen; 2) Rechte, welche in dem Vellejanischen Rathsschluss, und in der *L. 2. C. ad Sct. Vellei.* enthalten sind. *Zweyter Abschnitt.* Von den Rechten des Ehe-

Eheweibs, als Eheweib. 1) Von denjenigen Rechten eines Eheweibs, welche nicht aus der Gütergemeinschaft entstehen. 2) Von denjenigen Rechten eines Eheweibs, welche die Gütergemeinschaft hervorbringt, und zwar a) Rechte, welche unter dem Namen weibliche Freyheiten bekannt sind; b) Rechte bey einer allgemeinen Gütergemeinschaft; c) Rechte bey einer Particulargütergemeinschaft sowohl, als bey einer ehelichen Errungenschaftsgesellschaft. 3) Von denjenigen Rechten eines Eheweibs, welche in keiner Gütergemeinschaft lebt. *Dritter Abschnitt.* Von den Rechten eines Eheweibs als *Glaubigerinn.*

Das *zweyte Buch* endlich ist, wie schon oben erinnert wurde, den Verbindlichkeiten eines Eheweibs bey einem Ganntprocess über das Vermögen ihres Ehemannes gewidmet, und bey ihm liegt, begreiflicher Weise, die nämliche Abtheilung zum Grunde, die so eben von dem ersten Buche angegeben wurde. —

Aus diesem Gesichtspunkte, und nach einem solchen Umfange ist die vorliegende, eben so verwickelte, als praktisch wichtige Rechtslehre noch nirgends bearbeitet; der Vf. hat sich daher durch sein gründliches und mühevolles Werk unstreitig ein bleibendes Verdienst erworben.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Stockholm, b. Lindh.: *Artillerie Theorie Cours af* (Die Artillerie-Wissenschaft von) *Joh. Törngren,* Professor der Artillerie. I—IV Theil. 1795. 2 Alph. 8. mit 13 Kupfertaf.

2) Åbo, in der Frenkelschen Buchdruckerey: *Utkast til en Practico-theoretisk kundskap uti Minewiet, utgifven af Fab. Cas. Rosvall Lieutenant vid Kongl. Armeens Flotta Sveaborgs Escadre.* (Entwurf zu einer theoretisch praktischen Kenntniss der Minirkunst, herausgegeben von *F. C. Rosvall* Lieut. bey der zu Sveaborg liegenden Escadre zur Flotte der Königl. Armee.) 1795. 70 S. 8. mit 1 Kupf.

3) Stockholm, b. Nordström: *Föreläsningar i Fortification af* (Vorlesungen über die Fortification von) *Martin Stutzenbecher,* Capitän bey der Königl. Fortification. I Theil. 1795. 112 S. 8.

4) Stockholm, b. Lindh.: *Något om Trouppars Bildande efter Krigs-Theatern.* (Etwas von der Bildung der Truppen nach dem Kriegsschauplatz.) 31 S. 8.

5) Lund, b. Dir. Berling: *Kort Anvisning til en ung Officers Plicater och Kundskaper.* (Kurze Anweisung zu den Pflichten und Kenntnissen eines jungen Officiers.) 1795. 8 Bog. 8.

6) Lund, in der Berlingschen Buchdruckerey: *Practiska Stycken af Krigskonsten.* (Praktische Stücke der Kriegskunst.) 1795. 7 Bog. 8.

Wir nehmen hier verschiedene seit Kurzem in Schweden erschienene Schriften, die besonders zum Unterricht junger Officiers bestimmt sind, zusammen. Hr. Torngren hat seinen Artillerie-Curs auf hohen Befehl zum Gebrauch zu Vorlesungen für die Landcadetten bey der Königlichen Kriegsakademie zu Carlberg aufgesetzt. Er scheint etwas eilfertig gemacht zu seyn, und leidet daher noch hin und wieder einige Berichtigung. Der höhern Mathematik hat sich zwar der Vf. dabey nicht bedient; aber die Kenntnisse der Elemente der Buchstaben-Rechnung, die Geometrie, Trigonometrie, die Mechanik, die Lehre von der Parabel, und die Physik hat er mit Recht voraussetzen und anwenden konnen. Die in andern Ländern und besonders in Frankreich seit 50 Jahren gemachten Entdeckungen hat der Vf., wenn nicht alle, doch oft genutzt. Der 1 Th. handelt von der Artillerie überhaupt, der Geschichte derselben, dem Pulver; der Anziehungskraft und Schwere der Luft, dem Maasstabe und Pulvermaasse, den aufgestapelten Kugelhaufen, (wo der Vf. für seine Absicht doch fast zu weitläuftig zu seyn scheint,) der Abmessung der Distanzen, den Faschienen, Blendungen und Schanzkörben, den Batterien, und dem Giessen der Kanonen, Mörser und Haubitzen. Der 2 Th. hat mit dem Schiessgewehr, den Lavetten, dem Laden, den Grundsätzen eines richtigen Gebrauchs der Kanonen, dem Schussstellen, den Ricochettschüssen, den Schiessen mit glühenden Kugeln, und Traubhagel, dem Abkühlen der Stücke und dem Gebrauch der Artillerie, so wohl in freyem Felde als bey Belagerungen zu thun. Das dritte Kap. beschäftiget sich überhaupt mit der Feuerwerkerey, der richtigen Beschaffenheit aller Theile der Wurfmaschiene, und deren Verfertigung, Ladung u. s. w. Schon bey der Uebersicht des Inhalts dieser ersten 3 Th. wird man vielleicht bisweilen eine andere Ordnung wünschen. Der 4 Theil ist bloss eine Uebersetzung der Theorie der Minirkunst des Prof. der Math. zu Kopenhagen Hn. Geuss, der ein Verzeichniss der vornehmsten Schriften, die von der Minirkunst handeln, beygefügt ist. Da *Geuss'ens* Minirkunst so sehr weitläuftig ist; so hat Hr. Lieut. Rosvall aus ihr und andern dahin gehörigen Schriften einen Auszug zum ersten Unterricht der Schüler in dieser Wissenschaft gemacht, der zu seinem Zweck dienlich ist.

Der oben angezeigte erste Theil der Vorlesungen des Hn. Sturzenbecher, der auch als Informations-Officier bey der Kriegsakademie angestellt ist, handelt von den Festungswerken, sowohl wie sie gewöhnlich vorkommen, nach ihren Arten, ihrer Anlage und Beschaffenheit aller Hauptwerke, Aussenwerke und den Contre-Escarpen, als auch von den nach besondern Systemen angelegten Werken, welche Systeme entweder nicht für die perpendiculare Vertheidigung sind, als *Errand,* die Hollandische Manier, *Chevalier de Ville, Sardi, Mallet, Vauban, Trincano,* oder für dieselbe, doch nicht überall, als *Pagan, Coehorn, Blondell, Rimpler, Landsberg, Comte de Saxe* und *Virgin,* oder endlich sie allenthalben anbringen, als *Stålsvard, Montalembert,* der erstern

das hauptsächlichste in seinem System zu danken hat, und *Arbin*, dessen System noch ungedruckt ist, der aber *Stålsward's* System mehr simplificirt hat. Dieses letztere hält der Vf. für einen Beweis der Vollkommenheit in dem Entwurf zum Festungsbau.

Der Vf. der Schrift über die Bildung der Truppen nach dem Kriegstheater, wo sie zu agiren haben, giebt darüber eine Menge wohl gegründete praktische Regeln. Der Soldat, der in einem ebenen oder coupirten Lande zu fechten hat, muss besonders diesem Kriegstheater gemäss geübet seyn, um jedes Terrain gehörig zu nützen, worauf so viel ankömmt, und welches er ohne eine solche Uebung nie thun kann.

Die beiden Schriften No. 5. u. 6., davon die letztere als ein Anhang zu der ersteren angesehen werden kann, haben einen Vf., den Hn. E. *von der Lanken.* Sie enthalten eben nichts neues, aber doch praktische nützliche Winke und gute Vorschriften für junge Officiere, besonders solche, die in Felde Vorposten zu besetzen oder leichte Truppen zu commandiren haben. Der Vf. hat vorzüglich Rücksicht auf die Schwedischen Truppen und auf einen in Finnland zu führenden Krieg genommen. Er hat dabey die Vorschriften eines *Clairac*, *Turpin* und *Tielke* benutzt. In der ersten Schrift handelt er, nachdem er die Officiere mit Wärme zu ermuntern gesucht hat, sich durch Studien Kenntnisse zu erwerben, von der nöthigen Disciplin, der Taktik, dem Nutzen der Mathematik, Geographie, Artillerie, den Sprachen, der Historie, Politik u. s. w. auch von dem militairischen *Coup d'oeil*, welches nicht die Natur allen giebt, sondern das durch Kenntnisse und Erfahrung erworben und geschärft wird, besonders durch Krieg, Jagd und Reisen; und am Ende ist ein Verzeichniss der einem Officier nützlichsten militärischen Bücher beygefügt, das doch nicht vollständig ist. Des Hn. v. *Stierneman*, eines Schwedischen Officiers in Französischen Diensten, *Principes de l'art de la guerre*, die zu Strasburg 1744 erschienen, ist nicht einmal gedacht worden. Die zweyte Schrift handelt von der Kunst, ein Lager zu schlagen, von Ausstellung der Posten und Detachements, von Sürprisen, von der Befestigung eingeschlossener Plätze und vor sich allein liegender Häuser, Gärten, Kirchenmauern u. d. gl., von Befestigung eines Dorfs, vom Zurückzug, vom Hinterhalt, von Verhauen, von der Fürsorge für die Truppen. Alles freylich nur fragmentarisch, aber einige Materien doch ausführlicher als andere.

* * *

Folgendes Buch ist als neue Auflage erschienen:

ERFURT, b. Keyser: M. *F. G. Barth's* kurzgefasste Spanische Grammatik, worinnen die richtige Aussprache und alle zur Erlernung dieser Sprache nöthigen Grundsätze abgehandelt und erläutert sind, dass jeder, der lateinisch verstehet, diese Sprache in ein paar Wochen ohne Lehrmeister zu erlernen im Stande ist. Nebst einigen Gesprächen und einer Sammlung angenehmer Erzählungen und Geschichtchen. 3te verm. und verbess. Aufl. 1797. 169 S. 8. (6 gr.) (Die erste Aufl. erschien. 1778.)

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Erfurt*, b. Beyer und Maring: *B. Coppens* Dr. d. Arzneywissenschaft und Professor d. Anatomie zu *Gent: über die Verkalchung des Bleyes und das Verfahren dieselbe Arbeit in Bleyweissfabriken im Grossen zu veranstalten. Aus dem Französischen von Ph. Loos. Mit Figuren.* 1797. 79 S. 8. Man kann nicht läugnen, dass der Vf. seinen Gegenstand mit einer Ausführlichkeit und Deutlichkeit behandelt hat, dass selbst die kleinern Handgriffe jedem, welcher dergleichen Anlagen machen will, anschaulich werden müssen. Rec. würde die Grenzen, welche er sich bey dieser Anzeige setzen muss, zu sehr überschreiten, wenn er umständlich das von dem Vf. befolgte Verfahren angeben wollte, er wird sich daher nur auf folgende Resultate einschränken. — Die Bleyweissfabrike welche der Vf. bey dieser seiner Beschreibung zum Grunde legt, ist eine mit *fünf Kasten*, von denen jeder 3600 Calcinirtöpfe enthält. Nach diesem Verhältniss wird nun die Zahl der Arbeiter, der nöthigen Gefässe, Menge der Materialien u. s. w. angegeben. Eine solche Fabrike, kann jährlich *funfzig* Calcinationen, (bey denen immer nur ein Kasten thätig ist) vornehmen. Eine mittlere Zahl aus zehn hinter einander angestellten Calcinationen giebt an: dass zur Beschickung eines Kastens (für eine Calcination) 7459 Pfund Bley erforderlich sind, von diesen werden 4865 Pfund calcinirt, welche 6350 Pfund Bleyweiss liefern. Dieses giebt eine Vermehrung von 1485 Pfunden, welches etwas über 30½ Procent beträgt. Vervielfältigt man die Zahl 1485 mit 50, so ist dieses die Vermehrung der Waare am Ende des Jahres, gleich 74250 Pfunden, welche nach dem in den Niederlanden üblichen Preise dieses Products (wobey aber nicht vergessen werden muss, dass diese Angaben nur local sind, und durch den Preis der ersten Materialien, den Absatz und Preiss des Fabrikats u. s. w. modificirt werden) einen Gewinn von 30 Procent geben. Da der Vf. sich bey seiner Fabrikation des Pferdemistes bedient um den Essig zum Verdampfen zu bringen, so schlägt er am Ende eine Einrichtung vor, bey der man die Wärme mehr in seiner Gewalt hat, um sie nach Befinden erhöhen und erniedrigen zu können, und wobey die Unkosten ¼? weniger betragen würden. Sie bestehet in einem kleinen Zimmer, in dem ein mit Thon beschlagener Ofen stehet, der mit Steinkohlen geheitzt wird, das Zimmer wird mit Bleytafeln und Essig angefüllt, und so die Calcination weit schneller, beträchtlicher und regelmässiger bewirkt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. September 1797.

PAEDAGOGIK.

1) Regensburg, b. Montag u. Weiss: *Letzte Erinnerungen eines katholischen Schullehrers an seine Zöglinge*, bey ihrem Austritt aus der öffentlichen Schule und Eintritt in das praktische Leben. Sammt einem nützlichen Anhange vom deutschen Münzwesen etc. 1796. VIII u. 136 S. gr. 8.

2) Erlangen, b. Palm: *Der treue Führer* auf der akademischen Laufbahn für Jünglinge. Von *Joh. Christ. Fick*, Lehrer am Gymnas. zu Erlangen. 1797. 296 S. gr. 8. (16 gr.)

Sehr gut gemeynt und nicht arm an guten Lehren ist die Mitgabe, womit ein katholischer Lehrer seine bisherigen Zöglinge in ihren künftigen Handwerks- und Bauernstand begleitet. Aber freylich fehlt es dem guten Manne an richtiger Beurtheilung sowohl dessen, was dieser Classe Noth thut, wie denn die specielle Schilderung der Lage des jungen Theologen, Juristen, Arztes u. s. w. nicht hieher gehörte, als auch der Sprache, in der man mit der Jugend der niedern Stände sprechen muss. Was wird man zu folgender Declamation S. 2 f. sagen? „Millionen Menschen, Thiere, Vögel und Fische, viele tausend Pflanzen und eine Menge Mineralien entkräften des faden Antipodens der Weisheit lächerliche Antagonie gegen das Seyn des Weltenschöpfers, und der Wahrheit allmächtige Stimme schmettert jenes Thoren Fieberträume vom blinden Zufall, dem Donner Gottes gleich, zu Boden." Glaubt man nicht einen Glaubens-Zeloten zu hören? Gleichwohl zeigt sich der Vf. anderwärts als einen sehr duldenden und aufgeklärten Katholiken S. 11.: „Prüfet die Religionssätze eurer Voreltern bey reifern Verstandeskräften; übet sie fleissig; zanket euch um des Glaubens willen mit Niemanden. Durch ächte Mittel erlangte Ueberzeugung bestimme euren Glauben, nicht superorthodoxe Symbole vom ältesten Schrot und Korn und nonsensikalischer Kirchenglaube!" Vergl. S. 30.: „Wie traurig ist das Loos katholischer Pfarrer, die Kraft des ganz *en satanas* angelegten Plans des Cölibats, isolirt in ihren 4 Mauern, die tausendfachen Freuden der Oekonomie und Geselligkeit entbehren, und mit grossem Zwang noch obendrein den Aerger über dieses Oportet verbeissen müssen! Welchen Eckel erzeugt es, auf immer das Monodram: Adam nicht zum Duodram umschaffen zu können!" Zu bedauern ist der Vf., wenn er, wie zu vermuthen steht, auch zu diesem Monodram verdammt ist! Aber billig hätte er doch seine Bürger- und Bauerknaben mit solchen und ähnlichen Tiraden (vergl. S. 21.) verschonen sollen! Unter die nützlichsten Artikel für Menschen, die zum Nährstande bestimmt sind, gehören die Abschnitte über die Haushaltungswissenschaft, über Lehrjahre und Wanderschaft junger Handwerker, und die Anhänge über das deutsche Münzwesen, Gewichte, Maasse und Papier. Der Abschnitt, welcher Sitten- und Lebensregeln enthält, ist aus dem italienischen des *Cesare Speziano* übersetzt.

Wir sind sehr einverstanden mit dem Vf. von Nr. 2., dass unter den mannichfaltigen Anweisungen für Jünglinge auf der Akademie keine einzige befriedigend ist. Der Vf. lebt selbst auf einer Akademie, und hat viel specielle Erfahrungen über alles das, worüber Candidaten der Akademie einer Belehrung bedürfen. Er geht daher in alle und jede akademische Verhältnisse ein. Vom Professor steigt er bis zum Stiefelwichser hinab, vom Studiren bis zum Tabakrauchen. Die verschiednen Studienplane für Theologen, Juristen, Aerzte u. s. f. verdankt er zum Theil Erlanger Professoren. Noch ist ein besondrer Plan dabey, wie der *preussische* Jurist studiren soll. Zeichnet sich diese Schrift gleich durch Vortrag und Einkleidung gar nicht aus: so verdient sie doch wegen ihres vollständigen und genauen Unterrichts allen Jünglingen, welche auf die Universität zu gehen im Begriff sind, empfohlen zu werden.

Leipzig, b. Fleischer d. Jüng.: *Beyträge zur Kritik des Schulunterrichts.* Herausgegeben von *Carl Friedr. Etzler*, ord. Lehrer am Elisabeth-Gymnasium zu Breslau. *Erstes Stück.* 1796. 186 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. geht davon aus, dass es unserm Schulunterricht an systematischer Einheit fehle. Zu diesem Zweck findet er ein System des Schulunterrichts nöthig, das die Schulwissenschaften in Rücksicht auf die gewöhnlichen Schulverfassungen begränzen und anordnen, vollständige und zweckmässige Materialien für die Lehrer herbeyschaffen und eine gute Methodik auffinden müsste. Der Vf. macht hier den Anfang zu einem solchen System Bruchstücke zu liefern, die aber nicht gerade als Theile eines Ganzen einander zu oder untergeordnet und noch nicht in streng systematischen Zusammenhang gebracht sind. Er giebt zuvörderst nach der Einleitung des ersten Abschnitts im zweyten Abschnitt eine Grundlage der allgemeinen Verhältnisse an, auf welche bey Anordnung des Schulunterrichts Rücksicht zu nehmen ist. Hier nimmt

nimmt er zum Maasstabe ein Gymnasium an, wie sie im Durchschnitt unter uns beschaffen sind, und baut III. den Elementarunterricht in Sprachen und insbesondere der lateinischen Sprache darauf, wie er für ein solches Gymnasium in einem System der Schulwissenschaften vorzuzeichnen wäre. Es wird hier von der Einrichtung der Grammatik und der Lesebücher gehandelt. Bey Anfertigung der Grammatiken fremder Sprachen für den eigentlichen und ersten Unterricht muss die Muttersprache zum Grunde liegen, jene mit dieser verglichen und gezeigt werden, was und wie viel davon in der fremden Sprache sich so oder anders findet. Der Vf. prüft nach diesem Maasstabe Wailly's französische und Bröders lateinische Sprachlehre. Nun folgt IV. der Abschnitt über das Studium der Naturlehre auf Schulen. Der Vf. theilt sie in Naturwissenschaft, Physik und Naturgeschichte ein, und bestimmt die Begriffe derselben S. 103 f. Diese Abhandlung wird abgebrochen und die Fortsetzung auf das nächste Stück verspart. Der 5te Abschnitt über das Klassensystem auf Schulen zeigt die jetzt beliebte Einrichtung, dass der Schüler nach Maasgabe seiner Kenntnisse in besondern Theilen des Unterrichts auch an unterschiedne Klassen angewiesen werde, von ihren bedenklichen und schlimmen Seiten. Der VI. Abschnitt beschäftigt sich mit den Vortheilen und der besten Einrichtung der Leseübungen auf Schulen, bey welcher Gelegenheit die Sulzerschen Vorübungen gewürdigt werden. Der Vf. hat selbst nach seinen Grundsätzen *Lesematerialien zum Gebrauch für Schulen* bearbeitet und im vorigen Jahre herausgegeben, welche im Ganzen ihrem Zweck entsprechen, aber freylich nur für eine kurze Zeit und nur für einige Gattungen der jugendlichen Lectüre ausreichen. Der letzte Abschnitt enthält Berichtigungen des grammatischen Vorurtheils, dass der Artikel verschieden von dem Pronomen sey. Es wird an der deutschen und französischen Sprache gezeigt, dass der Artikel unter die Pronomina gehöre. Nach dem Vf. soll das Substantivum durch das Pronomen individualisirt werden. Ein Beyspiel wird das deutlich machen, welches der Vf. S. 171. gegen Scheller gebraucht: „Wenn der sehr verdiente Hr. Rector Scheller glaubt, dass in dem von ihm citirten Beyspiele „Cicero versprach dem Atticus, dass er zu ihm kommen würde," die Worte *er* und *ihm* darum gesetzt werden, weil es ekelhaft klingen würde: „Cicero versprach dem Atticus, dass Cicero zum Atticus kommen würde," so ist das meiner Meynung nach ganz irrig. Es kommt hier nicht auf Hebung eines Uebelklanges, sondern einer Zweydeutigkeit und Unbestimmtheit an. Im letzterwähnten Falle würde es nämlich zweifelhaft seyn, ob auch von *demselben* Cicero, von *demselben* Atticus die Rede wäre; dieser Zweifel wird gänzlich durch die Pronomina *er, ihm*, gehoben, die gerade das andeuten, dass von dem eben erwähnten Gegenstande die Rede ist." Die Pronomina des Besitzes schliesst der Vf. nach diesem Begriffe ganz von der Klasse der Pronomina aus. — Wir freuen uns der in dieser lehrreichen Schrift mit einem Schulmanne gemachten Bekanntschaft, von dem wir erwarten dürfen, dass er recht viel zur Berichtigung pädagogischer Irthümer und zur Grundlegung eines vernünftigen, haltbaren Schulsystems beytragen werde. Wir wünschen ihm viele Ermunterung zum Anbau dieses grossen Feldes und viele verständige und redliche Genossen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

SORAU, b. Ackermann, u. LEIPZIG, in Comm. b. Beygang: *Niederlausitzische Denkwürdigkeiten für das Volk und die Jugend.* 52 St. (jedes zu 1 B.) *in 12 Monatsheften* vom April 1796 bis März 1797. 4. (Pr. des ganzen Jahrgangs im Verlagsorte 2 Rthlr.; wöchentlich, innerhalb der Niederlausitz 2 Rthlr. 12 gr., ausserh. ders. 3 Rthlr.)

Unter diesem ziemlich unbestimmten Titel liefert Hr. Mag. *Fischer* zu Leizig eine *Fortsetzung* seiner *Kinder-Zeitung oder denkwürdiger Neuigkeiten für die Jugend*, die von einem andern Mitarbeiter in Nr. 173. der A. L. Z. d. J. angezeigt worden sind. In einem *Vorberichte an seine Leser in der Niederlausitz* und in einer *Nachschrift an die bisherigen Leser der denkwürdigen Neuigkeiten für die Jugend*, sagt er *Jenen:* er denke sich unter ihnen *vorzüglich* die Bewohner der Niederlausitz und sinne darauf, „was *er von* ihnen und *für* sie" schreiben wolle; *diesen* aber: dass der Plan bey diesen Niederlausitzischen Denkwürdigkeiten „*im Ganzen* genommen *ebenderselbe*" bleibe, wie er bey den denkwürdigen Neuigkeiten gewesen sey, nur mit *dem* Unterschiede, dass Hr. *F.* künftig auch aus andern und über andere Gegenden lehrreiche Nachrichten aufnehmen, von Niederlausitzer Denkwürdigkeiten „*nur solchen*, welche für andere Gegenden ebenfalls zu wissen gut und nützlich seyn möchten," eine Stelle einräumen, und eben dadurch noch mehr *Mannichfaltigkeit* in sein Journal zu bringen suchen werde.

Zwiefach ist also der Gesichtspunkt, aus welchem diese zum Theil fortgesetzte, zum Theil neu angelegte Sammlung betrachtet werden muss: ein *allgemeiner*, in Rücksicht auf jeden deutschen Leser; ein *besonderer*, in der eingeschränkteren Beziehung auf die *Niederlausitz*, als das Vaterland des *Herausgebers*. In *jener* Rücksicht enthält auch diese Fortsetzung manche nützliche und angenehme Belehrung über interessante Gegenstände aus der Physik, Naturgeschichte, Oekonomie, Technologie, Diätetik, Erd- und Völkerkunde, Moral und Religion u. s. w.; manche Bemerkung, die im Archive der menschlichen Kenntniss aufbewahrt, geprüft und benutzt zu werden verdient, wie z. B. die *Beobachtungen über unglücklich* (vernunftlos) *geborne Menschen*, VIII. 59. (*zehn* Beyspiele, nur von *einem* Beobachter gesammelt), manche lehrreiche Nachricht von guten oder schlechten Handlungen und von merkwürdigen Menschen, z. B. den beiden trefflichen Landleuten, *Hodde*, zu Kley in der Grafschaft Mark (XLIV, 310. XLV, 356.) und *Egg*, zu Ellikom im Canton Zürich (XLVIII, 382. XLIX, 387. LI, 402.), die man wohl schon kennt, und dem ver-

storbenen Rector zu Sorau, M. *Ad. Friedr. Kühn* (XXIII, 187.), einem Manne, der, nach der hier aufgestellten Schilderung, das, was er seyn wollte und sollte, mit heller Einsicht und voller Ueberzeugung ganz war und blieb. — Freylich möchte wohl bey allen diesen Belehrungen, Bemerkungen und Nachrichten eine etwas strengere Auswahl zu beobachten gewesen seyn: aber ist denn auch diese Auswahl wirklich so leicht, als mancher Leser sich vorstellen mag? Wird nicht etwas zu wenig darauf gesehen, wie so sehr verschieden die geistigen Bedürfnisse in verschiedenen Gegenden sind, und wie ungleich die Leichtigkeit, sie ganz oder zum Theil zu befriedigen? Rec. wenigstens fühlt diese Schwierigkeiten mehr als sonst, da ihm nicht mehr, wie an einem andern Orte, mehrere öffentliche und Privatbibliotheken offen stehen, und ihm also mannichfaltige Belehrung in einem Journale, wie das vorliegende, ungleich willkommener ist, als vormals; ein Fall, in welchen sich wohl viele Leser noch weit mehr, als er, befinden mögen. Leichter hätte wohl dafür gesorgt seyn können, dass doch, bey aller Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der Materien, wenigstens *einige Ordnung* beobachtet worden wäre, um dem Leser den unangenehmen Eindruck zu ersparen, wenn er — um nur *ein* Beyspiel (XXXI, 243.) anzuführen — von Betrachtungen und Gefühlen bey dem *merkwürdigen Ende der unglücklichen Maria von Schottland* sogleich auf — *eine Art, junge Hühner auch im Winter ausbrüten zu lassen* — übergehen oder überspringen muss.

Bey der *speciellen* Bestimmung dieser Zeitschrift kömmt es wieder darauf an, was ihr Herausgeber selbst angegeben hat, auf das *Von* und *Für*. Was dieses *Letztere* betrifft, so muss Rec. sich alles Urtheils darüber enthalten, weil er die Eigenthümlichkeiten der Niederlausitz viel zu wenig kennt. Nur so viel glaubt er nicht verhehlen zu dürfen, dass es eben keinen günstigen Eindruck zu machen scheint, wenn Hr. F. in dem erwähnten *Vorberichte* versichert, es habe der Niederlausitz noch bis auf den heutigen Tag an dem nöthigen Hülfsmittel einer besondern Unterhaltungs- und Belehrungsschrift gefehlt, und doch bald nachher (S. III. S. 22.) auf Veranlassung einer Beschwerde von Seiten der Herausgeber und Verleger der *Niederlausitzischen gemeinnützigen Provinzialblätter zu Lübben*, durch seine Verlagshandlung erklären lässt: „*dass er von der Existenz der Niederlausitzischen Provinzialblätter nicht unterrichtet*" gewesen sey. Wer einem *solchen* Bedürfnisse *seines Vaterlandes* abzuhelfen sich anheischig macht, *sollte* doch wohl wissen, was ein anderer vor ihm in dieser Absicht geleistet, oder wenigstens zu leisten versucht habe.

Von der Niederlausitz findet sich in diesen *Niederlausitzischen* Denkwürdigkeiten nur sehr wenig. Notizen, die man gern weiter verbreiten und dereinst zu einem lehrreichen Ganzen vereinigt sehen möchte (etwa so, wie uns neulich Hn. *Fritze* von den *Wenden* geliefert hat), solche Notizen sucht man hier, wenigstens bis jetzt, vergebens. Die kleinen Beyträge von Niederlausitzischen *Vorurtheilen* in Absicht auf Glauben an *Behexung des Viehes* (IV, 29.) und auf die Abneigung, bey *Beerdigungen von Selbstmördern die Leichen zu tragen* (XXXVI, 286.) wo auch wider das beygefügte Räsonnement noch Manches erinnert werden könnte, haben nichts Auszeichnendes oder Charakteristisches. Und das *Urtheil eines Reisenden über die Niederlausitz*, in Briefen, von welchen bis jetzt *drey* geliefert sind (V, 35.; VI, 44.; IX, 66.), ist keineswegs so beschaffen, dass es den unbefangenen Forscher befriedigen könnte. Ausser einigen Bemerkungen über den grösstentheils unfreundlichen *Boden* der Niederlausitz und seinen meistens mangelhaften Anbau, wird von den *Menschen* nur im *Allgemeinen* eine Schilderung entworfen, die noch mancher Berichtigung zu bedürfen scheint. Ueberhaupt herrscht im Ganzen ein absprechender, wegwerfender Ton, den kein Beobachter sich erlauben sollte, wenn ihm wirklich daran gelegen ist, Menschen mit Menschen bekannter zu machen, wechselseitiges Interesse zu erwecken, und vielleicht auch, wenn gleich noch so entfernt, etwas zu ihrem Besten zu wirken. Am wenigsten passt *ein solcher* Ton von Geringschätzung und nicht motivirtem Tadel zu den Bedürfnissen unserer Zeit, wo so viel, wo alles darauf ankömmt, dass die Menschen einander mehr kennen und schätzen lernen.

In beide Klassen des *Von* und des *Für*, scheinen die *Vorschläge zur Errichtung einer Bürgerschule*, den respectiven Ständen und Obrigkeiten der Niederlausitz zur Prüfung gewidmet (Nr. XV — XXIX. in den meisten Stücken) und dann — freylich in einem ganz andern Fache — die *Auffoderung an die Niederlausitzischen Landwirthe, die Schaafzucht betreffend* (XLV, 374.): in sofern zu gehören, als sie auf intellectuelle und ökonomische Bedürfnisse deuten, die als vorzüglich dringend zur Sprache gebracht werden sollen. Der letztere Aufsatz ist hier noch nicht völlig abgedruckt: was aber jene *Vorschläge* betrifft, so enthalten sie wohl alles, was irgend im Allgemeinen und vielleicht auch hier im Speciellen, für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Errichtung von Bürgerschulen, mit Widerlegung aller Einwürfe und Auflösung aller Zweifel gegen ihre Ausführbarkeit, zumal von der so schwierigen Finanzseite betrachtet, gesagt werden kann, mit Klarheit und Wärme, wiewohl vielleicht etwas zu wortreich, dargestellt. Hier nur einige kleine Bemerkungen über *einige* der vorgeschlagenen *Mittel* zu Verschaffung eines *Fonds* zur Errichtung einer Bürgerschule! Unter andern werden auch *Collecten* vorgeschlagen (XX, 1767.), und zwar *feyerliche* und *öffentliche* Einsammlungen. Dass dadurch der Zweck *vielleicht* eher und einträglicher, als durch gewöhnliche Collecten, erreicht werden könnte, lässt sich allenfalls zugeben: ob nicht aber nachtheilige Folgen für die Moralität davon zu besorgen seyn möchten? das dürfte doch wohl noch zu untersuchen seyn. — Ungleich zweckmässiger und besser ist wohl der Vorschlag: mit den Bürgerschulen irgend eine lucrative Anstalt zu verbinden, z. B. den

Ankauf und Anbau eines bisher vernachläſsigten und alſo wohlfeilen Grundſtückes mit Produkten, die in der Gegend ſelten ſind, Anpflanzungen, deren es noch zur Zeit nur wenige giebt; Anlegung einer Fabrik, inſonderheit von ſolchen Waaren, die bisher in dieſer Gegend noch nicht geliefert worden ſind. (Es wird behauptet, eine gute Fabrik, in einer Niederlauſitziſchen Stadt, wo es noch nicht viele dergleichen gebe, werde „*faſt allein*" eine Bürgerſchule erhalten können.) Eine ſolche Fabrik anzulegen, ſcheint wohl ſicherer zu ſeyn, als der Anbau eines Grundſtücks, deſſen eigene Verwaltung neue Koſten verurſachen, deſſen Verpachtung aber, in Rückſicht auf die ökonomiſchen Bedürfniſſe der Bürgerſchule, wohl nicht einträglich genug ſeyn würden. *Sicherer* wäre alſo, wie geſagt, die Anlegung einer Fabrik; ob aber nicht aus andern Gründen der Anbau eines Grundſtücks oder eine Anpflanzung, unter den angeführten Beſtimmungen vorzuziehen ſeyn möchte? iſt wohl kaum noch eine Frage.

Von folgenden Büchern ſind Fortſetzungen erſchienen:

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Der Geograph*, oder compendiöſe Bibliothek des Wiſſenswürdigſten aus dem Gebiete der neuern Geographie in Nachträgen zu Büſching. Deutſchland. IV u. V. Heft. 1797. 178 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 106.)

Erfurt, b. Keyſer: *Der deutſche Schulfreund*, ein nützliches Hand- und Leſebuch für Lehrer in Bürger- und Landſchulen. Herausgegeben von *H. G. Zerrener*. 15tes Bändchen. 1797. 100 S. 16tes Bändch. 90 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 205. 1795. Nr. 195.)

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen*, oder Predigtentwürfe der beſten Kanzelredner nach dem Bedürfniſs unſerer Zeit für deutſche Volkslehrer geſammelt und bearbeitet. 4ter B. 2te Abth. 1797. 15 Bog. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1791. Nr. 147. 1794. Nr. 232. 1797. Nr. 132.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Leipzig*, b. Supprian: *Höchſtnöthiger Unterricht für Ritterguths und Guthsbeſitzer, welche ihre Güther und Ländereyen mit Nutzen vermeſſen laſſen wollen.* Nebſt einem Schema eines ökonomiſchen Flurregiſters und wirthſchaftlichen Gutachtens, von *J. M. Beyer*, Landwirth (e) und Geometer. 1796. 5½ Bog. 8. (5 gr.). Ob der Vf. berechtigt war, dieſen ſeinen Unterricht den Beſitzern der Landgüter (wobey es der beſondern Anführung der unter dieſer allgemeinen Benennung mit begriffenen Rittergüter gar nicht bedurfte) ſelbſt *als höchſtnöthig* anzupreiſen, wird die folgende getreue Darſtellung ſeines Inhalts ergeben.

Vorausgeſetzt, daſs ein Gutsbeſitzer gar keine Kenntniſs vom Feldmeſſen hat, war es freylich nothwendig, dieſem die Unzuverläſsigkeit der Vermeſſung ſeiner Grundſtücke, ſowohl nach Schritten in der Länge und Breite, als auch bloſs vermittelſt der Meſskette, oder der Meſsſchnur, und hingegen die mit der erfoderlichen Richtigkeit verbundene Methode der Meſſung durch das Aſtrolabium und den Meſstiſch, mit Bemerkung der in ihrem Gebrauche zu beobachtenden Regeln, und der zu vermeidenden Fehler, kenntlich zu machen. Dies iſt zuweilen in einem allzu weitſchweifigen, auch einem ſolchen Gutsbeſitzer nicht allemal ganz verſtändlichen Vortrage geſchehen; und hierauf ausführlich davon gehandelt worden, wie die Meſſung in ökonomiſcher Hinſicht einzurichten ſey, um dem Eigenthümer genaue und richtige Kenntniſs von dem Beſtande, der Beſchaffenheit und der Nutzbarkeit eines jeden Theils ſeines Landgutes zu verſchaffen. Hiebey können wir jedoch dem Vf. in ein paar Behauptungen nicht beypflichten: nämlich daſs eine jede richtige Feldmeſſung zur Sicherſtellung der den Eigenthümern der Grundſtücke zuſtehenden Gerechtſame, und zur Verhütung der Proceſſe hierüber nütze (S. 30. 42.) und daſs die Eintheilung einer Feldmark in 3 Klaſſen — gute, mittelmäſsige und ſchlechte Länderey — deshalb nicht weiter anwendbar ſey, weil man nunmehr gelernt habe, auch die ſchlechten Felder in *gute* zu verwandeln. (S. 50. 51.) In Abſicht des erſtern iſt es eine bekannte Wahrheit, daſs keine von Privatperſonen, auch nicht einmal von der Landesregierung ſelbſt angeordnete Feldvermeſſung einen rechtsgültigen Beweis über Gerechtſame und Verbindlichkeiten giebt; wofern ſolche nicht durch eine hiebey veranſtaltete gerichtliche Unterſuchung und Vernehmung der Intereſſenten in völlige Gewiſsheit ſind geſetzt worden. Eben ſo wenig kann der angegebene Grund der zweyten Behauptung für vollgültig angenommen werden: denn auf einen Boden, deſſen Flugſand oder Grand und Kies ſich in die Tiefe erſtreckt, kann allenfalls wohl durch viele Mühe und Koſten einiger mittelmäſsiger, aber nie ein guter Ertrag hervorgebracht werden.

Das hiernächſt folgende Schema eines Flur- oder Vermeſſungsregiſters enthält nicht das mindeſte weiter als eine Bezeichnung der Gränzen des vermeſſenen Landguts. Es mangeln daher hierin viele weſentliche Theile, z. B. die Beſtimmung des Flächeninhalts jedes vermeſſenen Grundſtücks, die Abtheilung der Aecker in 3 oder 4 Felder, deren Unterabtheilung in Wannen, die Berechnung des Totalbetrages jeder dieſer Theile, deſſen ſummariſche Wiederholung, die Anzeige ihrer Zehentpflichtigkeit oder Zehentfreyheit, ingleichen der auf ihnen haftenden ſonſtigen Servituten, Dienſtleiſtungen und Abgaben, der Befugniſſe in Abſicht der Privat- oder Koppeltrift, Hütung, Maſt und Jagd etc. Vollſtändiger hingegen iſt das die Beſchaffenheit und die zu verbeſſernde Nutzung der Aecker, Holzungen, Wieſen etc. des vermeſſenen Gutes betreffende wirthſchaftliche Gutachten, das jedoch mit einigen von phyſikaliſchen Grundſätzen und ökonomiſchen Erfahrungen abweichenden Vorſchlägen, z. B. in Rückſicht auf die ſehr unſichern Düngeſalze untermenget iſt.

Die Verſicherung der Nothwendigkeit und Nutzbarkeit dieſes Unterrichts für unwiſſende Gutsbeſitzer muſs daher nur auf einen Theil deſſelben eingeſchränkt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. September 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Königsberg, b. Nicolovius: *Winke und Materialien für den Religionsunterricht* nach der christlichen Lehre im Zusammenhange. Erster Versuch, (welcher des 1ten Bandes 2tes Stück enthält.) 1796. 246 S. 8. (Pran. 8 gr. Ladenpr. 12 gr.)

Ein sonderbares Product von einem halbgelehrten und halbpopulären Commentar über einen der schlechtesten Landeskatechismen, die wir am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erhalten haben. Der Vf. mag es wohl ganz gut gemeynt haben, und an Fleiss hat er es auch nicht fehlen lassen, aber Plan und Ausführung entsprechen gar zu wenig der guten Absicht, die er zu erreichen suchte. Es soll nämlich in diesem Commentar das Wichtigste neben einander gestellt werden, was einige *Gelehrte* über dieses oder jenes, was zum Religionsunterrichte zu gehören scheint, sagten; der Lehrer soll Winke erhalten, was er aus seinem oder seiner Collegen anderweitigen Unterrichte anwenden, oder worauf er sich beziehen könnte. Die Wahl, meynt der Vf., wird dem Lehrer leichter seyn, und kann zweckmässiger ausfallen, wenn er unter mehrern Materialien wählen kann, obgleich ein und derselbe Lehrer nicht Alles in Einer Stunde vortragen kann und soll. Das Buch soll eine *Chrestomathie* seyn, etwa wie *J. G. Lorenz Lesebuch für die Jugend* etc. wodurch der Vf. zur Verbesserung des Unterrichts etwas beyzutragen sucht. Der Commentar soll Stoff zu öffentlichen Katechisationen und Privatunterredungen über die Religion und zur Unterhaltung eines Privatlehrers mit seinen Zöglingen darreichen. Bey manchen Materien sollen nur Winke zum weitern Nachdenken gegeben werden, ohne sie auszuführen, und zu dem Ende sind zuweilen Fragen aufgeworfen worden, ohne sie zu beantworten, Schwierigkeiten gezeigt, ohne sie zu lösen u. s. w. — Bey diesem Plane hat denn der Vf. mehrere gute Absichten zu erreichen gesucht, die sich nicht wohl mit einander vereinigen lassen. Ueber einen Landeskatechismus einen Commentar zu schreiben, in welchem für den Lehrer Winke und Materialien zur weitern Ausführung enthalten sind, ist immer ein nützliches Unternehmen, und desto nöthiger, je mehrere Fehler ein solcher Katechismus enthält. Und in dieser Rücksicht enthält das Buch viel Gutes und Brauchbares. Auch die häufigen Fragen ohne Antworten können dem Lehrer die Methode des Unterrichts sehr erleichtern. Aber auch einen *gelehrten* Commentar damit zu vereinigen, ist nicht nur ganz unthunlich, sondern auch von gar keinem Nutzen. Von den eigentlich gelehrten und philosophischen Untersuchungen kann der populäre Lehrer keinen rechten Gebrauch machen. Für ihn gehört nur das Resultat dieser Untersuchungen in eine fassliche Form eingekleidet, und bloss dieses darf den Inhalt eines populären Commentars über einen Katechismus ausmachen. Eine *Chrestomathie von gelehrten und philosophisch-theologischen Meynungen und Erklärungen* würde auch ein ganz nützliches Unternehmen seyn; aber das müsste auf eine ganz andere Weise ausgeführt werden, als es der Vf. gethan hat, und wie es scheint, nach den bey ihm vorhandenen Hülfsmitteln thun konnte. Es müsste eine sehr sorgfältige Auswahl der besten ältern und neuern theologischen Schriften angestellt, ihre Meynungen nebst den von ihnen gebrauchten Gründen kurz und gedrängt neben einander gestellt, und bey jeder speciellen Materie müssten die besten Schriften und einzelnen Abhandlungen in Journalen u. dgl., wo man weiter darüber nachlesen kann, angezeigt werden. Das letzte müsste besonders bey Problemen geschehen, wodurch man das eigene Nachdenken des Lesers reizen wollte, weil er doch eine Nachweisung nöthig hat, wo er sie gelöst findet, wenn er sie selbst nicht lösen kann. Einen solchen zweckmässig angelegten Plan sucht man hier vergebens, und mit *Lorenz'ens Lesebuch* hat die Schrift nicht die geringste Aehnlichkeit. Man findet nichts weiter als eine unvollständige Compilation aus den Schriften, die dem Vf. gerade zur Hand gewesen sind, aus welchem er alles zusammengerafft hat, was sich nur hie und da anbringen liess, wenn es auch nur den entferntesten Zusammenhang haben sollte. Daher sind viele Materien in jeder Rücksicht sehr unvollständig ausgeführt, bey andern stösst man auf weitläuftige Ausschweifungen, die mehr verwirren als belehren; zuweilen werden eine Menge Schriften ohne alle Auswahl angeführt, an andern Orten ist die Anzeige davon sehr dürftig. Bey der Lehre vom *Daseyn Gottes* findet man den kosmologischen, physikotheologischen und teleologischen Beweis weitläuftig und doch zum Theil unvollständig ausgeführt, der moralische aber, auch der ältere ist weggelassen. Dabey werden kantische und antikantische Schriften unter einander angeführt, von *Kant* selbst nur seine Kritik der Urtheilskraft, aber dessen Kritik der reinen und der praktischen Vernunft, *Schmids* Moralphilosophie, *Jacob's* philosophische Moral, wo doch diese Beweise eigentlich gesichtet sind, sucht man vergebens. Bey den göttlichen Eigenschaften sind sehr wenige philosophische Schriften und von den neuesten gar keine angeführt. Genaue, richtige und

und bestimmte *Begriffe* wird man auch öfters sehr vermissen. Was ein *Geist* und was der *allerreinste Geist* sey, ist sehr oberflächlich gezeigt. *Gottes Weisheit* wird blofs als *Kunstweisheit* aus seinen Werken vorgestellt, und in die Lehre von *natürlichen und positiven Strafen* weiss sich der Vf. gar nicht zu finden. Bey der Lehre von der *Dreyeinigkeit* sind die neuesten theologischen Schriften von *Schlegel, Henke, Eckermann, Tieftrunk* und andere nicht benutzt. Unter den ältern Theologen ist *Quenstädt* der Matador, der zwischen *Henke, Tittmann, Döderlein, Semler* u. a. paradirt, und von *Buddeus* wird oft ein Manuscript angeführt, welches man bey dem Vf. selbst nachlesen muss. Sehr nützlich ist es, dafs häufige *Beyspiele* aus der biblischen und Profangeschichte, desgleichen aus der Naturlehre und Naturgeschichte angeführt werden, nur ist es zu beklagen, dafs sie oft ganz am unrechten Orte stehen, und mit dem gröfsten Zwange herbeygezogen sind. Wer würde z. E. bey der Allwissenheit Gottes eine Widerlegung des Aberglaubens von Kometen, Nordlichtern, Schwefel-, Blut- und Feuerregen als Vorboten des Kriegs etc. von Träumen und Ahnungen suchen? — Für das Allerschwerste, wie man philosophische und theologische Materien *fasslich* vortragen soll, und was eigentlich zum *populären Unterrichte* gehört, ist gar nicht gesorgt. Der Lehrer, heifst es immer, muss das Beste und Brauchbarste aussuchen und es verständlich machen, ohne zu zeigen, wie er es thun könne. Bey dem Satze: *Gott ist selbstständig* S. 68. wird bemerkt: darüber soll man nicht zu weitläuftig seyn, weil nicht jeder Verstand alles fasst. Eigentlich sollte aber gar nichts davon gesagt werden. Bey der *Dreyeinigkeit* wird blofs erinnert: die Christen dürfen nur so viel davon wissen, als zum Verstehn der übrigen Wahrheiten des Christenthums nothwendig ist. Aber die wichtigste Frage ist ja eben: wie viel denn dazu nothwendig sey. Am Ende ist ein langes Verzeichnifs von Wörtern, die man *nicht* gebrauchen soll, beygefügt. Der Lehrer wird aber mehr ein Verzeichnifs von Wörtern wünschen, die man *dafür* gebrauchen soll. Rec. übergeht, um nicht zu weitläuftig zu seyn, andere Mängel, und wünscht, dafs sich der Vf. künftig auf den *populären Commentar* einschränken möge, weil er dazu mehr Talente besitzt als zu dem *gelehrten*.

1) Leipzig, b. Barth: *Praktisches Handbuch für Prediger*, von *J. L. F. Witting*, Pastor zu Ellensee bey Einbeck. Vierten Bandes zweyter Theil, welcher von den Katechismuslehren handelt.

Auch unter dem Titel:

Die christlichen Religionslehren zum Vortrage in Katechisationen nach der Ordnung des Hannöverischen Landeskatechismus bearbeitet. 1796. 873 S. 8.

2) Ebend.: *Katechismus der Weltklugheit*. Ein Anhang zum zweyten Theile des vierten Bandes von dem praktischen Handbuche für Prediger, von *J. L. F. Witting*. 1796. 100 S. 8. (Beide 1 Rthlr. 4 gr.)

Da Hr. *W.* seinen Plan auf den ganzen Umfang der Pastoraltheologie gerichtet hat, so geht er in diesem Theile auf den katechetischen Religionsunterricht über, und liefert hier ungefähr nach eben der Methode, wornach er die Entwürfe zu Predigten und Casualreden eingerichtet hatte, Materialien zu Katechisationen über den hannoverischen Katechismus. An Reichthum von Materialien fehlt es hier auch nicht, und der Lehrer wird durch einen verständigen Gebrauch dieses Buchs vielen Stoff zu seinem Religionsunterricht sich verschaffen können. Manche Materialien sind nur verhältnifsmäfsig etwas zu kurz abgefertigt, so wie z. E. von der Allwissenheit Gottes S. 29. nur in vier Zeilen gehandelt wird, und die Fragen darüber im hannövrischen Katechismus, die doch die Lehre sehr gut und zugleich praktisch abhandeln, ganz übergangen sind. Auch die praktische Anwendung der Lehre von der Weisheit Gottes in der 4ten Frage hat Hr. *W.* gar nicht berührt, so wie dieses öfter der Fall ist. Dass derselbe die kirchlichen Lehren von der Dreyeinigkeit, Genugthuung Christi und andere ganz simpel ohne genaue Bestimmung und nur von der Seite, nach welcher sie auf Moralität Beziehung haben, abgehandelt hat, wird kein Unbefangener tadeln, so wie es auch sehr zu billigen ist, dafs er die nicht immer schickliche Ordnung im Katechismus zuweilen verändert hat. Die Tugendlehre ist ziemlich vollständig, nur sollten die sehr zahlreichen Bewegungsgründe, z. E. S. 237. von der Menschheit besser geordnet seyn. Auch die Begriffe sind nicht immer ganz richtig. So heifst es S. 270. die Aufrichtigkeit ist, wenn wir unsere Gesinnungen *ohne alle Zurückhaltung* äussern, da doch auf der folgenden Seite eine *weise Zurückhaltung* ausdrücklich für *nöthig* erklärt wird. Etwas vorzügliches sind die vielen Beyspiele bey jeder Tugend von guten und bösen Handlungen, die zur Erläuterung und Ermunterung viel beytragen können. Auch jede Katechisation wird mit einem solchen Beyspiele angefangen, wodurch aber die Eingänge etwas zu lang worden sind. Für manchen Lehrer wäre es wohl nöthig gewesen, den angeführten Schriftstellen eine kurze Erklärung beyzufügen, und in Absicht auf den Vortrag, der an sich sehr fasslich ist, hätten alle im gemeinen Leben nicht gebräuchliche Ausdrücke, z. E. Sinnenwelt, praktisch nothwendig, sittliche Ordnung, Vervollkommung, billig ganz vermieden werden sollen. Die vorgesetzte Katechetik ist etwas dürftig ausgefallen, und füllt nicht mehr als vier Blätter an. Sie ist nichts anders als ein ziemlich magerer und unvollständiger Auszug aus *Gräffens katechetischem Magazine*, im dritten Bande, und hätte also füglich ganz wegbleiben können. Dieses und *Millers Anweisung zur Katechisirkunst* sind auch die einzigen Schriften, die man am Ende angezeigt findet.

Ein Katechismus der Weltklugheitslehre ist eine neue Idee, deren Ausführung für Kinder von reifern Alter, die nun anfangen, mit der Welt mehr in Verbindung zu treten, allerdings von Nutzen seyn kann. Ob

Ob es aber rathsam sey, Kinder mit allen den speciellen Regeln bey dem Umgange mit den verschiedenen Gattungen von Menschen auf einmal bekannt zu machen, möchte Rec. sehr bezweifeln. Wie werden sie im Stande seyn, die Menge von Regeln alle zu merken, da sie von den wenigsten noch die Anwendung zu machen, Gelegenheit haben. Für Kinder müsste ein solcher Katechismus bloss allgemeine Regeln der Klugheit enthalten, die Anwendung derselben auf besondere Fälle und die daher entspringenden besondern Regeln müssen ihnen nach und nach durch mündliche Belehrung bey der Erziehung und durch Lesung guter Schriften beygebracht werden. Für Erwachsene taugt alsdenn kein Katechismus, sondern ein Lesebuch, dergleichen wir jetzt mehrere haben, welches sie studieren und auf vorkommende Fälle anwenden müssen. Kinder von *höhern* und *niedern* Ständen haben auch eine verschiedene Anweisung nöthig. Auf alles dieses ist hier keine Rücksicht genommen. Hr. *W.* hat eigentlich nichts weiter gethan, als *Knigge über den Umgang mit Menschen* ins Kürze zu ziehen und hie und da etwas beyzufügen. Nothwendig musste also daraus eine Weitläuftigkeit entstehen, die der Absicht sehr nachtheilig ist, und da K. mehr auf die feinere Welt Rücksicht genommen hat, werden Kinder von niederm Stande von vielen Regeln gar keinen Gebrauch machen können. Die Regeln selbst sind oft ziemlich unordentlich durch einander geworfen, wenn sie gleich unter allgemeine Titel gebracht worden sind. Manche Begriffe sind auch nicht ganz richtig gezeichnet, z. E. nach S. 11. soll *Hass* darin bestehen, dass man dem Andern Böses gönnt, und sich freut, wenns ihm übel geht. Das letzte ist besonders *Schadenfreude*, und hätte als ein Correlat von Neid eine besondere Anzeige verdient. *Scham* ist eine Folge vom moralischen Gefühl und gehört mehr zu den *edeln Affecten* als zu den *Krankheiten* oder *Verstimmungen der Seele.* Unterdessen wird dieser Katechismus bey einem weisen Gebrauche viel Nutzen stiften können.

PHILOLOGIE.

Augsburg, b. Stage: *Vollständiges Englisches Taschenwörterbuch,* zum Gebrauch *für Reisende, Kaufleute und Liebhaber beider Sprachen,* von *D. Schulz.* Erster Theil, englisch und deutsch, 887 S. Zweyter Theil, deutsch und englisch. 765 S. 12. (3 Rthlr. 6 gr.)

Ein Taschenbuch, welches die Aussprache und Bedeutung der gebräuchlichsten englischen Wörter darstellt, und die vornehmsten deutschen Ausdrücke in englischer Uebersetzung liefert, empfiehlt sich durch seine Bequemlichkeit von selbst. Man hat freylich schon verschiedene gute Pocket Dictionaries, die selbst in London erschienen sind, unter welchen das von Entick vielleicht das bekannteste ist; allein nicht jeder deutsche Liebhaber kann diese Wegweiser nutzen, weil sie nicht seine Muttersprache reden. Es ist also immer dem Hn. D. Schulz als ein Verdienst anzurechnen, dass er seinen Landsleuten die Erlernung der englischen Sprache durch gegenwärtiges wohlfeiles und bequemes Wörterbuch zu erleichtern sucht. Mit sichtbarem Fleisse hat der Vf. beide Theile bearbeitet, und eine Tabelle der Aussprache hinzugefügt. Nur findet Rec. seine Erwartung in einigen wesentlichen Punkten nicht befriedigt. Er wünscht nämlich: 1) dass Autoritäten für die verschiedene Aussprache eines und desselben Worts angegeben wären, etwa nur mit den Anfangsbuchstaben der vorzüglichsten Orthoepisten, z. B. Sh. W. N. K. statt Sheridan, Walker, Nares, Kenrick u. s. w. damit man unter solchen Gewährsmannern dem glaubwürdigsten folgen könnte. Aber keiner dieser Sprachforscher wird weder in der Vorrede, noch in dem Werke selbst erwähnt; sie scheinen vielmehr vernachläsigt zu seyn, weil man z. B. *albeit, already, abstemious, acquire* u. s. w. durch *ålbiht, ålreddi, abstehmioss, akquir* bezeichnet findet, da sie doch nach Sheridan, Walker und jedem andern guten Lehrer *ahl bik'it, ahl-red di, ab-sstih'miöss, äk-kueihr* lauten müssen. 2) Dass die Wörter in Sylben abgetheilt wären; welches dem Anfänger nicht nur die Kenntniss der Ableitung und Zusammensetzung erleichtern, sondern ihn auch in den Stand setzen würde, die Wörter im Schreiben am Ende einer Zeile gehörig zu trennen. Eine schwere Kunst, welche der Ausländer nicht ohne Anweisung lernt, und gegen welche unzählbare Verstösse besonders in dem 2ten Theile vorkommen; z. B. auf der 16ten S. *aga-inst*, da es doch *a-gainst* gebrochen werden muss; S. 21. *acco-unt*, statt *ac-count*; S. 24. *su-rely* für *sure-ly*; S. 26. *ti-me* für das untrennbare *time* u. s. w. 3) Dass ein Unterschied zwischen dem sogenannten *slender a*, und dem *italian a* gemacht wäre; denn *case, patron* u. s. w. klingen doch anders als *card, parson.* Man sieht aber beide an sich so sehr verschiedene a fast stets durch *äh* bezeichnet. — Eben so wenig ist immer ein Unterschied zwischen dem scharfen und sanften *s* gemacht, da doch auf die richtige Aussprache derselben so viel ankommt.

Andere Unrichtigkeiten und Unvollkommenheiten will Rec. nicht erwähnen, weil der Vf. in der Vorrede bekennt, dass er an seinem Buche Makel und Gebrechen entdeckte, und selbige bey einer künftigen Auflage zu berichtigen verspricht.

Halle, b. Gebauer: *Aristophanis Ranae.* Edidit, commentario illustravit, varietatem lectionis, scholia Graeca indicemque verborum et rerum adjecit *Jo. Georg. Christ. Höpfner. Vol. I.* 1797. XLVI u. 198 S. gr. 8.

Da eine für Kritik und Erklärung gleich vieles leistende Ausgabe der Werke des Aristophanes noch immer unter die frommen Wünsche in der alten Literatur gehört, so ist es keineswegs zu tadeln, dass Hr. Prof. *Höpfner* in Eisleben, die besondere Herausgabe einzelner Komödien unternimmt, und dadurch einem künftigen Bearbeiter des ganzen Dichters seine allerdings schwere und viele Jahre erfodernde Arbeit erleich-

leichtert. Einzeln wurden in neuern Zeiten *nur* der Plutus, die Wolken und die Vögel erläutert: daher diese Stücke am meisten gekannt sind, obwohl man nicht gerade behaupten kann, dass sie vor andern bedeutende Vorzüge haben. Hn. *Höpfners* Wahl fiel zuerst auf die Ritter; allein er änderte diesen Vorsatz und wählte die Frösche, weil er vernahm, dass Hr. Prof. *Beck* in Leipzig mit einer neuen Ausgabe der Ritter beschäftigt ist. Auf die Frösche sollen die Acharner folgen. Rec. ist der Meynung, dass die Ecclesiazusen vor andern eine neue Bearbeitung verdienen. Denn nicht zu gedenken, dass die Kunst des Komikers in diesem Stück besonders gross erscheint, so bedarf der Text, selbst nach Brunk's Behandlung, hin und wieder noch der kritischen Hülfe, der exegetisch-schweren Stellen sind unzählige, und die Handlung selbst erhält durch die gegenwärtige Zeitumstände ein grosses Interesse.

Der vor uns liegende Band der Frösche umfasst den griechischen Text, die Scholien und die Varietas lectionis. Der erste ist bis auf wenige Abweichungen in einzelnen Lesarten, in der Interpunction und Abtheilung der redenden Personen, ganz der Brunckische. Jedoch wünscht der Herausg., dass er die Autorität Brunck's öfter möge verlassen, und dagegen die Lesarten der Handschriften beybehalten haben. Freylich verdient das Ravenner Manuscript, dessen sich Hr. *Invernizi* bediente, grosse Aufmerksamkeit, und da der römische Herausgeber auf den Namen eines Kritikers keine grossen Ansprüche hat, sondern aus Vorliebe für seinen Codex billigte was er fand, so liegt für einen neuen Bearbeiter des Textes noch eine Menge unverarbeiteten Stoffes vorräthig. Wir glauben jedoch bemerkt zu haben, dass die Ausbeute der Ravenner Handschrift in den Fröschen geringer ist, als in andern Komödien. Die *Scholien* sind gerade so abgedruckt, wie sie sich in der Küsterischen Ausgabe befinden. Nur bisweilen wird eine Aenderung Küsters in den Text genommen, und was Hr. Invernizi vorläufig von den Ravenner Scholien mittheilte, ist in Klammern beygefügt. Der Herausg. klagt, dass ihm die Hülfsmittel zur Berichtigung der Scholien gefehlt haben. Die *Varietas lectionis* erstreckt sich über alles, wovon die Editoren bisher Gebrauch machten. Hr. *H.* benutzte auch die zwey jüngern Handschriften, einen Codex Bavaricus und Elbingensis, deren abweichende Lesarten am Ende der Harlesischen Ausgabe der Wolken Leipz. 1788 abgedruckt sind. Fleiss, Genauigkeit und Sorgfalt in Sammlung und Ordnung der Materialien ist nirgends zu verkennen. Rec. wünschte nur, dass der Herausg. in die Metrik tiefer eingedrungen wäre, und die Invernizische Handschrift, welche in den Chören so sehr von dem bisherigen Texte verschieden ist, genauer untersucht und beurtheilt hätte.

Der *zweyte* Band soll den Commentar enthalten, in dem Hr. *H.* nicht allein einen zweckmässigen Auszug der Anmerkungen seiner Vorgänger, sondern auch eine genaue Anzeige alles desjenigen liefern wird, was gelegentlich von philologischen Schriftstellern zur Erläuterung der Frösche beygebracht wurde. Das Urtheil des Herausg. wird überall hinzugefügt, und wo bisher nichts befriedigendes gegeben worden, von ihm selbst nachgeholfen werden. Eine neuverfertigte lateinische Uebersetzung wurde wieder zurück genommen. Wir sehen diesem zweyten Bande, dessen Druck jedoch nicht vor Erscheinung der Invernizischen Scholien angefangen wird, mit Vergnügen entgegen, und bemerken nur noch, dass der Herausg. den griechischen Text, nach der Sitte der heutigen Schauspieldichter, mit häufigen Notizen für den Schauspieler (παρεπιγραφαῖς) in lateinischer Sprache untermischte, die zum bessern Verstehen des Stücks vieles beytragen können.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Leipzig*, b. Breitkopf u. Härtel, auf Kosten des Verfassers: *Xenophontis Hercules Prodicius et Silii Italici Scipio*, perpetua nota illustrati, praemissa de Prodico dissertatione, a *Gotthelf Aug. Cubase*, scholae Afranae Electoralis super alumno. 1797. 76 S. gr. 8. — Der Vf. der gegenwärtigen Schrift wollte, bey dem Austritt aus der Meissner Schule, eine Probe seiner philologischen Kenntnisse ablegen, und wählte dazu die bekannte Erzählung des Prodicus in Xenophons Denkw. d. Socr. II, 1, 21 — 34. mit der Nachahmung des Silius Italicus Punic. XV, 18 — 128., die er zusammen abdrucken liess, und mit einem Commentar begleitete. Die Ausführung macht einem jungen Manne Ehre, und verräth Talente, Fleiss und grosse Belesenheit. Zugleich ist der Vf. bescheiden genug, um in dem Vorberichte anzuzeigen, dass er während der Arbeit von Hn. Conr. *Tzschucke* in Meissen manchen belehrenden Wink erhielt. Die Noten sind mehr exegetisch als kritisch. Sie lassen nicht leicht einen Umstand unerläutert, bey dem selbst ein ungeübter Leser anstossen könnte, und legen keine Behauptung dar, für die nicht eine Menge Belege und Nachweisungen angebracht würden. Man findet daher vieles Bekannte sowohl in Ansehung der erklärten Wörter und Ausdrücke, als historisch-antiquarischer Rücksicht, und nicht immer ist die Rede von Dingen, die genau genommen zur Sache gehören. Dieses Bestreben nach Fülle und Reichthum wird jedoch dem Vf. von jedem billigen Leser nachgesehen werden. — Voran geht eine Abhandlung de Prodico, worinn theils von dem Vaterlande, den Schülern und Schriften des Sophisten, theils von den ältern und neuern Nachbildungen des Hercules Prodicius ausführlich gehandelt wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. September 1797.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1. HEIDELBERG, b. Pfähler: *Grundriss einer allgemeinen kritisch-philosophischen Wirthschaftslehre.* Von *Johann Adam Völlinger*, kurpfälzischen Rathe und öffentlichen Lehrer bey der Staatswirthschafts-Hohen-Schule in Heidelberg. 1796. 10 Bog. 8. (9 gr.)

2. EBEND., b. Ebend.: *System einer angewandten Wirthschaftslehre überhaupt* und *insbesondere* angewendet auf *Staatswirthschaft.* Von *ebendemselben.* 1797. 1 Alph. 14 Bog. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Es gereichet der Gelehrsamkeit gewiss weder zur Ehre, noch zum Vortheile, dass der goldenen Horazischen Regel: *nullius in verba iurare magistri*, so vielfältig, und nirgends öfter, als im Gebiete der Philosophie, entgegen gehandelt wird. Eben so, wie ehemals einige *Wolfianer* die mathematische Lehrmethode für die einzig mögliche richtige Form aller wissenschaftlichen Systeme erkannten, verwerfen nun jetzt auch einige *Kantianer* jedes Lehrgebäude als fehlerhaft und grundlos, das nicht nach dem Maasstabe der kritischen Philosophie genau abgemessen und aufgeführet ist. Gerade als wenn, nach der Erfindung eines in allen seinen Theilen vortrefflichen Grund- und Standrisses von einem Wohnhause, durchaus kein einziges für dauerhaft, bequem und zierlich geachtet werden könnte, wofern sich nicht an und in demselben Grundmauern, Länge, Höhe und Tiefe, alle Umfangswände, innere Abtheilungen, Thüren, Treppen, Fenster etc. in völliger Uebereinstimmung mit jenem Grund- und Standrisse befänden. So urtheilet nun auch der Vf. der vorangezeigten beiden Schriften: denn in der Vorbereitung zur erstern (§. 10) beschuldiget er, ohne irgend eine Ausnahme, alle und jede bis jetzt vorhandenen Systeme von der Wirthschaftslehre überhaupt und von der Staatswirthschaftslehre insonderheit blos deshalb eines Mangels an Ordnung, Vollständigkeit und Zuverlässigkeit, weil keines von ihnen nach dem Universalmodelle der neu-kritischen oder *kantischen*, Philosophie geformet sey. Vielleicht wird daher der Vf. den Rec. auch auf seine, von ihm sogenannte *clausulam salvatoriam* (in der Vorr. des Grundrisses S. 19. 20) verweisen. Vermöge derselben „erkennet er zum voraus alle diejenigen für incompetente Richter seines Werks, und „verwirft ihr Urtheil als nichtig, die entweder gar „nicht das Gebiet der neu-kritischen, oder kantischen „Philosophie bereiset haben, oder doch nur Neulinge „darinn sind, oder, wenn sie auch des Gebiets dieser „Philosophie ganz kundig, doch Fremdlinge in „dem wirthschaftlichen sind." Hiegegen möchte doch wohl dasjenige seine Richtigkeit behalten, was *Schlözer* (im Briefwechsel 10 B. S. 92) — gewiss ohne alle Rücksicht auf jene Philosophie — mit eben so vieler Bescheidenheit, als Wahrheit, gesaget hat: „jeder „Geschäftsmann hat ein natürliches Recht, über den „blossen Gelehrten zu urtheilen, und hätte dieser auch „Folianten geschrieben, und jener nie eine Feder für „die Presse angesetzt." Wenn aber auch der Rec. nach den vorangeführten Ausspruche des Vf. nicht befugt seyn sollte, darüber zu urtheilen, ob derselbe seinen Gegenstand überall nach den Regeln jener Lehrmethode richtig behandelt habe, oder nicht; so muss doch ihm und jedem Leser unverwehrt bleiben, es öffentlich zu sagen, ob er eine solche gänzliche Umformung des bisherigen Vortrages der Wirthschaftslehre überhaupt, und der Staatswirthschaftslehre insonderheit für so nothwendig und nützlich erkenne, als der Vf. behauptet. Weder von dem erstern, noch von dem letztern ist der Rec. überzeugt.

Nur alsdann würde jene *Nothwendigkeit* vorhanden seyn, wenn zuförderst erwiesen wäre, dass ein richtiger, vollständiger und auf alle Fälle anwendbarer Unterricht in gedachten staatswissenschaftlichen Lehren gar nicht möglich sey, wofern solcher nicht aus dem ontologischen Begriffe (§. 18 des Grundrisses) *ich bin mir etwas bewusst*, hergeholet, und entwickelt werde (eine Foderung, die gewiss niemand eher als Kant selbst für unstatthaft erklären wird); dass man folglich aus den jetzt vorhandenen Lehrbüchern, weil es allen hieran mangele, durchaus keine gründliche und hinlängliche Kenntniss hierüber habe erlangen können; und dass daher alles bisherige wirthschaftliche Verfahren mit Mängeln und Unvollkommenheiten behaftet sey. An Beweisen des erstern mangelt es gänzlich und das letztere wird gleichfalls so lange unerwiesen bleiben, als noch immer Männer vorhanden sind, die ihre wirthschaftlichen Kenntnisse aus diesen Lehrbüchern und aus gesammleten Erfahrungen geschöpft, und durch den Erfolg ihrer Anwendung in ihren Berufsgeschäften die Richtigkeit, Hinlänglichkeit und Nützlichkeit derselben bestätiget haben. Zur Grundlage solcher praktischen Wissenschaften ist gewiss nicht im mindesten nöthig, bis zu dem ersten metaphysischen Princip des menschlichen Wissens zurück zu gehen: da sie blos und wesentlich auf den Resultaten richtiger Erfahrungen beruhen.

Auch einen erheblichen *Nutzen* wird die erwähnte Lehrmethode der allgemeinen Wirthschaftslehre so wenig,

wenig, als der Staatswirthschaftslehre insonderheit, verschaffen. Wenigstens hat diese durch den Vortrag des Vf. an Klarheit und wohlgeordnetem Zusammenhange, folglich an guter Lehrmethode, nichts gewonnen: denn die mikrologische Auflösung allgemein bekannter und verständlicher Begriffe in ihre ersten Grundstoffe, häufige, bloss speculative, unnöthige Unterabtheilungen, und die Ueberhäufung mit neuen Kunstwörtern, als *wirthschaftlicher Antagonism*, *Solipsism*, *Helotism*, *Chiliasm*, *Quenayism*, *Colbertism*, *Bedürfnisslehre*, *Abhülfsmittellehre*, *Bedürfnissabhülfslehre* etc. sind nichts als Pedantereyen, die nur dienen Kant's Philosophie bey Unkundigen in bösen Leumund zu bringen, die etwa nicht wüssten, wie unschuldig der Urheber der kritischen Philosophie an solchen Missbräuchen sey; Er, der selbst geäussert hat, der Himmel möge die kritische Philosophie nur vor manchen ihrer Freunde behüten; gegen die Feinde wolle sie sich schon selbst verwahren. Dagegen ist zu besorgen, dass hiedurch ein Theil der Lehrlinge werde abgeschreckt, ein anderer Theil aber verleitet werden, seinen metaphysischen Grübeleyen in einer praktischen Wissenschaft einen grösseren Werth beyzulegen, als sie verdienen, bey wirklicher Dienstverwaltung sich hiemit mehr, als mit richtiger Anwendung der Lehrsätze solcher Wissenschaft, zu beschäftigen, und sich hiedurch eben so unbrauchbar zu machen, als es mancher Cameralist ist, der das Reich der Pflanzen nach dem Linneischen Systeme aufs genaueste kennet, oder die schwerste algebraische Aufgabe aufzulösen verstehet, aber in die äusserste Verlegenheit gesetzet wird, wenn er eine Forstcultur besorgen, oder den jährlichen Ertrag eines Domänenguts berechnen soll. Auf einen solchen Geschäftsmann möchte wohl lebenslänglich der dem ganzen Vortrage des Vf. zum Grunde gelegte Hauptsatz (§. 20.) in einem andern Sinne passen: *„ich bin ein Etwas dürftiges Ich."*

Hiebey gereichet es der Schreibart des Vf. gewiss nicht zur Empfehlung, dass der Verstand mancher Periode durch überhäufte Einschiebsel und ihre übermässige Ausdehnung zuweilen in 27 und wohl gar in 69 Zeilen (z. B. sogleich in der Vorr. S. 8—9 und S. 16—19) so sehr erschweret wird.

Zur näheren Kenntniss beider Schriften wird der folgende summarische Auszug dienen.

In Num. 1. nach einer Vorbereitung und Einleitung, welche letztere den Unterschied zwischen dem kritischen und dogmatischen Verfahren und die Gründe angiebt, warum man zur Erzeugung einer Wissenschaft kritisch verfahren solle, von der kritischen Bildung des Begriffs Wirthschaft, von dem obersten Grundsatze derselben, von dessen Entwickelung in Hinsicht auf das Subject, auf das Prädicat, auf die Form, vom Bezuge aufs Subject, aufs Object, auf beide zugleich, hiernach von der Verwendung durch Gebrauch, Verbrauch, durch beides zugleich, und hiernächst das System der allgemeinen Wirthschaftslehre selbst, nämlich zuerst das System der praktischen, oder Realwirthschaft mit derselben Abtheilung in Bedürfnisslehre, Abhülfsmittellehre und Bedürfnissabhülfslehre; dann das System der pathologischen Wahnwirthschaft, nach eben diesen Abtheilungen, dann die Entgegensetzungs- oder wechselseitige Beschränkungslehre, im Betrachte der Bedürfnisse, der Abhülfsmittel und der Bedürfnisabhülfe, endlich die allgemeine pragmatisch- geschichtliche Entwickelung der heutigen Wirthschaftsweise, 1) nach ihrer ersten Periode, nämlich im ökonomischen Naturstande nach der Wirthschaftsweise der unmittelbaren Selbstliebe, wohin die nicht vergleichende und die vergleichende Selbstliebe, und dahin die Wirthschaftsweise der Herrschsucht und der Habsucht gerechnet werden; 2) nach der Wirthschaftsweise der mittheilenden Selbstliebe, sowohl des mittheilenden Eigendünkels, als auch der mittheilenden Eigenliebe, oder der wirklichen ächten Cultur vermittelst Auflösung des Erdmonopols und des Gewerbemonopols, und 3) die heutige Wirthschaftsweise, nach der zweyten, das ökonomische Gemeinwesen, oder die praktische Selbstliebe betreffenden Periode.

Auf diese allgemeinen Begriffe und Grundsätze hat der Vf. in Num. 2 sein System der allgemeinen Wirthschaftslehre überhaupt und der Staatswirthschaft insonderheit erbauet. Voraus Prolegomena, die Reflexionen über die Abstammung und Charakteristik der Wirthschaftslehre und über ihre Anwendung auf die verschiedenen Lagen und Verhältnisse des Menschen in seinem rohen Natur- und gesellschaftlichen Zustande enthalten. Hierauf folget die weitere Entwickelung und nähere Bestimmung der Natur- und Freyheitslagen, jener in dem Zustande des Unbürgerthums und Bürgerthums, und dieser in dem Zustande des Staatsbürgerthums und Weltbürgerthums, und dann die Festsetzung des Begriffs der angewendeten Wirthschaftslehre, nach ihren Haupt- und Nebenbestandtheilen. Nach der hieraus hergeleiteten Abtheilung in die allgemein und besonders angewendete Wirthschaftslehre, und der Letztern ferner in die besonders angewendete Wirthschaftslehre überhaupt und in die Staatswirthschaftslehre insonderheit, wird von jeder der ersten beiden im Bezuge auf Unbürgerthum, Bürgerthum, Staatsbürgerthum und Weltbürgerthum, von der Letztern aber zuerst in allgemeinen, und dann in besonderen Rücksichten gehandelt. In diesen Vorträgen hat sich der Vf. hauptsächlich mit Aufsuchung und Bezeichnung von mancherley Fehlern und Unregelmässigkeiten im wirthschaftlichen Verfahren beschäftiget; und hiernächst seine obersten und ersten, sowohl das Unbürgerthum, als auch die vorbemeldeten drey übrigen Arten des Bürgerthums betreffenden Grundsätze der angewendeten Wirthschaftslehre angegeben, und zuletzt über drey Viertel seines Buchs mit Bemerkungen über allerley, zum Theile weit von seinem Zwecke entlegene Gegenstände angefüllet.

Erhebliche Bedenklichkeiten verwehren uns, dieses Werk für ein seiner Bestimmung zu akademischen Vorlesungen angemessenes Lehrbuch anzunehmen: hiezu wäre erfoderlich, dem Lehrlinge alle Haupttheile der zu erlernenden Wissenschaft und ihren sy-

stema-

stematischen Zusammenhang durch ordentliche Vertheilung des Vortrages in Capitel, oder Abschnitte so sichtbar und fasslich, als möglich, zu machen, jeden Begriff und jeden Lehrsatz mit Präcision und in lichtvoller Verständlichkeit darzustellen, hierauf des Lehrlings ganze Aufmerksamkeit hinzulenken, deshalb alle Abschweifung auf unwesentliche Gegenstände sowohl, als auch alle unnöthige Anhäufung dunkler Kunstwörter sorgfältigst zu vermeiden. Von allem diesem aber hier gerade das Gegentheil. Der ganze Vortrag geht blos in fortlaufenden Paragraphen fort, mit einigen wenigen dazwischen eingeschalteten Rubriken, ohne alle dem Lehrlinge, zur deutlichen Uebersicht des Ganzen, nothwendige Abtheilung; überall herrscht Weitschweifigkeit in Begriffen und Grundsätzen, häufige Einmischung fremdartiger Betrachtungen, und seltsame Künsteley in Erfindung und Gebrauche neuer, unnöthiger und paradoxer Terminologien z. B. Smithism, Bodenmacht, Viehmacht, Companionomanie, Colonionomanie, Mercarutonomanie etc. und was dergleichen Ungeheuer mehr sind.

Stuttgard, b. Metzler: *Schwäbische Provincialblätter über Armenversorgung und Armenerziehung.* Erstes Heft. 1796. 9 Bog. 8. (9 gr.)

Wegen ihres edeln Zwecks und des hier gemachten guten Anfangs zu seiner Erfüllung verdienen diese Provincialblätter viele Leser. Jener ist sichtbar dahin gerichtet, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, Nützlichkeit und Möglichkeit der Armenversorgung und Armenerziehung und die Kenntniss dienfamer Mittel hiezu immer weiter zu verbreiten. Deshalb enthält das erste Heft richtige, enge zusammen gedrängte Nachrichten von den Fortschritten des achtzehenten Jahrhunderts in der Armenpflege, zuförderst in Rücksicht auf Deutschland und einige benachbarte Staaten, und dann besonders in Rücksicht auf Schwaben; und hiernächst einen Briefwechsel zweyer schwäbischen Geistlichen über Spinneanstalten.

Jene Nachrichten geben eine allgemeine nützliche Uebersicht der ehemaligen und nunmehrigen Veranstaltungen zur Versorgung der Armen, und zur Wegschaffung der Betteley, des Müssigganges und deren verderbliche Folgen für die bürgerliche Gesellschaft, durch milde Stiftungen, Armenkassen, Armen- Kranken- und Waisenhäuser, Erziehungs- Schul- und Arbeitsanstalten, auch Zuchthäuser, mit Anführung eines grossen Theils der merkwürdigsten Schriften über diese Gegenstände. Dabey hat sich der Vf. angelegen seyn lassen, die Nothwendigkeit, auch christliche und bürgerliche Verbindlichkeit zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen überzeugend darzustellen, die bey Vielen noch herrschenden missverstandenen Begriffe von Armuth und Mildthätigkeit zu berichtigen, und die Ursachen ins Licht zu setzen, warum von unseren Vorfahren, ungeachtet ihres grossen Aufwandes an milden Gaben und Stiftungen, dennoch der Armuth, der Betteley und dem Müssiggange so wenig abgeholfen wurde; nämlich deshalb: weil diese Zwecke, ohne verbesserte Erziehungs- und Schulanstalten, und ohne vermehrte und erleichterte Ernährungsmittel nie zu erreichen sind.

In besonderer Rücksicht auf Schwaben folget nun ein Verzeichniss der daselbst vorhandenen Hülfsmittel und Veranstaltungen zur Versorgung der Armen. Hiemit ist dieser Theil Deutschlands so überaus reichlich versehen, und doch, nach den glaubwürdigsten Nachrichten (S. 78—80) nicht blos in seiner bisherigen traurigen Lage, sondern von jeher mit so zahlreichen Heerden umher ziehenden Bettlergesindels mehr, als andere Gegenden, überschwemmet und belästiget worden, dass man sich des Gedankens nicht erwehren kann, es müsse die Ursache hievon entweder in gewissen Polizeymängeln, oder in gewissen nicht wohl abzuändernden Localumständen liegen. Diesen Letztern, nämlich der natürlichen und politischen Lage Schwabens, da es mit vielen Gebirgen und Waldungen angefüllet, und in sehr viele, einander durchkreuzende Herrschaften zerstückelt, auch in diesen keine Gleichförmigkeit der Fürsorge für die Armen anzutreffen ist, wird dann auch von dem Vf. jenes Uebel hauptsächlich beygemessen, und deshalb bemerket, dass demselben nicht wohl anders abgeholfen werden könne, als durch öffentliche Belehrung des dasigen Publicums von dem schändlichen Missbrauche und den schädlichen Folgen seiner unvorsichtigen Mildthätigkeit gegen das Bettlergesindel, von den zweckmässigsten Mitteln zu dessen Steurung und zur Versorgung der hülfsbedürftigen Armen, von den dazu gemachten Veranstaltungen und deren Erfolge. Nothwendig muss aber auch noch daselbst die möglichste Uebereinstimmung in solchen Anstalten und in deren genauen Vollstreckung hinzu kommen. Zu jener Belehrung sind nun diese Provincialblätter bestimmt. Ihre Untersuchungen betreffen theils die Ursachen der Armuth, sowohl die allgemeinen, als auch die besonderen, und diese in Beziehung auf Schwaben überhaupt, und auf einzelne Städte und Dörfer, auch auf einzelne Stände insonderheit, theils die fälschlich vorgegebene, und wirkliche Armuth, die Letztere mit dem Unterschiede zwischen notorisch unverschämten, selbst verschuldeten und unverschuldeten Armen, und theils die Mittel dagegen, nämlich sowohl die Vorbeugungs- als Versorgungsanstalten, mit der Nachricht von solchen seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in Schwaben gemachten, entweder noch fortdaurenden, oder in Abgang gerathenen Anstalten, imgleichen dasjenige, was dieserhalb neuerlich daselbst geschehen, und was für Schwaben überhaupt, oder für einzelne Gegenden und Orte annoch erfoderlich ist. Worauf es in der Ausführung dieses Plans ankomme, ist in den folgenden §§. ausführlich und richtig angegeben worden.

Von den beiden Briefen zweyer schwäbischer Geistlichen enthält der Erste die Erzählung eines verunglückten Versuches in Errichtung einer Spinneanstalt zur Versorgung der Armen, und die Antwort hierauf eine umständliche Anzeige der Mittel, wo-

durch eine solche Anstalt zu Stande gebracht werden kann, auch wirklich worden ist.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Ansbach, b. Haueisen: *Moralisch - religiöse Beyträge nach dem Geist und Bedürfniss unserer Zeit zum Gebrauch für Leidende und Tröstende, sonderlich für den Prediger am Krankenbette*, von *J. S. Rehm* Mittagsprediger und Katechet an der Stadtkirche zu Ansbach. 1796. 27 Bog. 8.

Der Zusatz auf dem Titel „nach dem Geist und Bedürfniss unserer Zeit" ist ganz unnütz; denn es versteht sich von selbst, dass jedes Buch die Befriedigung eines oder mehrerer Bedürfnisse *seines* Zeitalters zur Absicht haben müsse. Das vor uns liegende enthält nach der Versicherung des Vf. die *Quintessenz* einer Reihe von Unterhaltungen mit einem kranken Freunde, der die Folgen seiner ausschweifenden Lebensart in einem sehr merklichen Grade empfand. Es sind sechzig Aufsätze, wovon wir nur einige nennen; z. B. *Der Werth des Lebens. Der Werth der Leiden überhaupt. Auch Schmerzen sind Wohlthat. Liebe zum Leben. Uebergewicht des Guten. Ungewissheit der Todesstunde. Unsterblichkeit der Seele.* Den Beschluss macht eine ziemlich zweckmäsig ausgewählte Liedersammlung für Kranke und Sterbende. Die Betrachtungen sind im Ganzen genommen lesenswerth, wiewohl nicht zu leugnen ist, dass manche Materien sehr oberflächlich abgehandelt sind. Prediger werden zuweilen dieses Buch benutzen können, um Gedanken zu Gesprächen an Krankenbetten daraus zu entlehnen. Uebrigens müsste Hr. *R.* in der Folge seinem Stile mehr Präcision und Correctheit zu geben suchen.

Folgendes Buch ist als Fortsetzung erschienen:

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Der Zoologe, oder compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus der Thiergeschichte und allgemeinen Naturkunde.* Herausgegeben von *Christ. Carl André.* V—VIII H. 1797. 416 S. 8. (1 Rthlr.) S. d. Rec. A. L. Z. 1795. No. 345.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Wirzburg*, b. Nitribitt: *Diss. inaug. sistens Morborum gastricorum acutorum Pathologiam*, praes. *Car. Casp. Siebold.* Auctor et resp. *Ioan. Jos. Dömling* Merkershusan. Philos. D. 110 S. 4. Diese wohlgerathene Probeschrift, welche richtig gefasste Kenntnisse der erlernten Wissenschaft verräth, geht von gesunden und kranken Secretionen aus, zeigt, dass diese nicht *Educte*, sondern *Producte* seyen und kömmt nun auf die Secretion der Galle insbesondere. Hierauf beschreibt der Vf. die hitzigen gastrischen Fieber, ihre Symptome und deren verschiedene Ursachen. Die Pathogenie dieser Krankheiten ist gut ausgearbeitet: Hr. *D.* sucht mit Gründen und Krankengeschichten zu beweisen, dass der Ueberfluss von Galle nie die erste, nie die alleinige Ursache der Gallenfieber, wohl aber der Effect derselben sey: so wie bey Katarrhen und Schnupfen erst durch den angebrachten Reiz Schleimabgänge erfolgen. Daher könne man gastrischen Fiebern und dem dadurch auf die Magennerven gemachten unangenehmen Reiz und Eindruck, welcher mit Eckel, Uebligkeiten etc. begleitet ist, im ersten Anfang mit Laud. liq. Syd. Liq. anod. min. H. Spirit. Sal. ammoniac. etc. oft weit besser begegnen, als mit Brech - und abführenden Mitteln, worauf nicht selten, besonders in den ersten Tagen der Krankheit weder Galle noch Unreinigkeiten abgehen. Hat aber dieser widernatürliche Reiz schon einige Zeit fortgewährt und eine grössere Absonderung von Galle, Schleim etc. abgesetzt, so müssen solche aus den ersten Wegen so lange weggeschafft werden, bis dieser Reiz beseitiget, die überflüssige Aussonderung gehoben und das Gleichgewicht wieder hergestellt worden ist. Nachdem nun der Vf. die Meynungen eines *Stoll's, Richters, Wedekind's* (oder die Hoffmannische Theorie) über das Entstehen der gastrischen Fieber vorgetragen und berichtiget hat, so theilt er diese Krankheiten in Rücksicht ihres *Ursprungs* in das *eigentliche gastrische* Fieber (*κατ' ἐξοχην primaria*) in das *darauf folgende*, (secundaria) *consensuelle* und endlich in das mit *gastrischen Symptomen begleitete Fieber* ein. In Ansehung der *Natur* aber macht er folgende fünf Unterabtheilungen: das *einfachste*, das *rheumatische* oder *katarrhalische*, das *entzündliche*, das *faulichte* und das *nervöse gastrische Fieber.* Da nun diese wieder mit einander vermischt seyn können, so geht er ihre Complicationen diagnostisch durch, bestimmt dann die darnach einzurichtende Heilmethode genau und belegt das Ganze mit eingeschalteten Krankheitsgeschichten. Noch kann eine dritte Abtheilung statt haben, je nachdem nämlich Galle oder Schleim durch widernatürliche Reize herbey gelockt und ausgeleert wird. Gewöhnlich ist der Gang des Fiebers rascher, da wo Galle ist, langsamer aber wo Schleim zum Grunde liegt. Letzteres herrschte zu Würzburg vom Frühjahr bis zum Winter 1796 epidemisch: die Symptome und Curart dieses rheumatischen Schleimfiebers, wobey sich der Salmiak vorzüglich wohlthätig erzeigte, werden hier sehr gut auseinander gesetzt. So wie Hr. *D.* überhaupt behutsame Vorsicht bey Anwendung der Brechmittel in gastrischen Krankheiten empfiehlt, so warnt er vorzüglich vor solchen in gallichten Peripneumonien: er lässt erst zur Ader und reicht hierauf, wenn die Zeichen turgescirender Unreinigkeiten noch fortdauern, ein gelindes Emeticum. Gar oft verschwinden nach dem ersten oder zweyten Blutabziehen alle Symptome von gallichten Absätzen in den ersten Wegen: doch muss hiebey vorzüglich auf die herrschende Constitution und Jahreszeit acht gegeben werden. Am Schluss erklärt der Vf. pathologisch - semiotisch alle Symptome, welche gewöhnlich die gastrischen Fieber begleiten: als Aufstossen, Brechen, belegte Zunge etc. Möchten doch alle studierende Mediciner am Schluss ihres akademischen Lebens solche überzeugende Proben ihrer erlernten Kunst ablegen! Sechs und dreyssig Thesen, die viel Wahres und Durchdachtes enthalten, stehen am Ende dieser wohlgerathnen Streitschrift, welche dem itzt regierenden Fürstbischof von Würzburg, einem Beförderer der Wissenschaften und einem besondern Wohlthäter und Gönner des Hn. *D.* zugeeignet ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. September 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Fritsch: *Karl Gottfried von Winkler,* der Juristen-Fakultät zu Leipzig Ordinarii, *Rechtliche Abhandlung von Kriegsschäden der Pachter und Miethleute, in wie weit der Grundherr zu deren Vergütung verbunden sey,* mit beygefügten Rechtssprüchen und andern Beylagen erläutert; herausgegeben von *Dr. Gottfried Ludwig Winkler,* ausserordentlichen (m) Professor der Rechte zu Leipzig und der Kurfürstlich Mainzer Academie der Wissenschaften zu Erfurt Mitglied. 731 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Mit den eigenthümlichen Vorzügen der neuen Ausgabe dieses bekannten Werkes können wir unsere Leser nicht besser, als durch die eigenen Worte des Hn. Herausgebers in der Vorrede, bekannt machen. Hier heisst es: „Ehedem veranlasste der siebenjährige Krieg meinen verstorbenen Vater zu Abfassung der Abhandlung über die Kriegsschäden der Pachter und Miethleute; jetzo giebt mir der gegenwärtige französische Krieg Anlass, zu Besorgung einer neuen Ausgabe dieses nach hergestelltem Frieden in aller Rücksicht brauchbaren und nützlichen Buches. Jener, der siebenjährige Krieg, war unstreitig für einen Theil von Deutschland einer der traurigsten und unglücklichsten, demohngeachtet aber kommt er mit dem zwischen der französischen Republik und den wider sie vereinigten Mächten geführten Kriege auf keine Weise in Vergleichung. Die unerschwinglichen Foderungen der Franzosen an baarem Gelde, die unaufhörlichen Lieferungen und Requisitionen aller Art, die Plünderungen und Verwüstungen, mit denen sie die eroberten Länder heimgesucht haben, machen die gütliche Vereinigung der Pachter und Verpachter nur zu sehr nothwendig, wenn nicht beide durch lange, weitaussehende Processe noch den Rest ihres Vermögens verlieren wollen; und ich zweifle daher nicht, dass ihnen dieses Buch hierzu einige Dienste leisten wird, da ich bey der gegenwärtigen Ausgabe auch auf neuere, in dem siebenjährigen Kriege nicht so gewöhnliche, Vorfälle hin und wieder Rücksicht zu nehmen, bemühet gewesen bin. Ich rechne hieher die häufigen Auswanderungen einzelner Staatsbürger bey der Annäherung der Feinde, die bey dieser Gelegenheit versuchte Rettung ihres Vermögens und die dadurch vermehrte Kriegslast der übrigen Einwohner, wovon ich im neunten Hauptstück des zweyten Abschnitts gehandelt habe. Ich rechne ferner hierunter die Forderungen des preussischen Hofes an die sechs vordern Reichskreise und die Reichsstadt Frankfurt, wegen Verpflegung der preussischen Truppen, die Ansprüche des Landgrafen von Hessen-Cassel an das Reich, wegen Erstattung der auf die Festung Rheinfels verwendeten Kosten, und mehrere andere, welche nach den hier aufgestellten rechtlichen Grundsätzen beurtheilt werden müssen; daher dieses Buch nicht allein dem Unterrichter zu Entscheidung der Privatstreitigkeiten, sondern auch vielleicht dem Staatsmann zu Beurtheilung staatsrechtlicher Ansprüche dienen kann. — Was die übrigen, ausser dem bereits angeführten neunten Hauptstück des zweyten Abschnitts, bey der jetzigen Auflage gemachten Zusätze betrifft, so habe ich nicht allein auf die seit der ersten Herausgabe vom J. 1762. erschienenen, und mir bekannt gewordenen deutschen und besonders sächsischen Gesetze Rücksicht genommen, sondern auch das, was in neueren Schriftstellern, namentlich in der neuesten Ausgabe von *Bergers* Oekonomie, in *Hommels* Rhapsodien, *Strubens* rechtlichen Bedenken, *Puffendorfs* Observationen, *Pütters* auserlesenen Rechtsfällen, den Meditationen zweyer Rechtsgelehrten, *Böhmers Electis juris civilis* und mehreren andern von dieser Materie befindlich ist, sorgfältig gesammlet und eingeschaltet. Ich habe ferner in dem dritten Hauptstück des zweyten Abschnitts von der Würderung des Privatinventarii bey Endigung des Pachtes etwas beygebracht, ingleichem in dem zehnten Hauptstück desselben Abschnitts auch die Kriegsschädenlehre auf die *usufructuarios* und einige andere damit verwandte Personen in Anwendung gebracht, endlich auch mehrere Aussprüche der Rechtscollegien angeführt und angehängt, und ich glaube daher diese Ausgabe mit Recht vermehrt und verbessert nennen zu können. — Sollten übrigens meine Bemühungen bey Herausgabe dieses Buches nicht gemissbilliget werden; so bin ich nicht abgeneigt, dereinst in einem zweyten Theile auch von andern Schäden der Pachter und Miethleute, die sich nicht aus dem Kriege herschreiben, z. B. Wetter- und Wasserschäden, Misswachs u. s. w. und von der Verbindlichkeit der diesfälsigen Vergütung zu handeln."

Bey diesen Umständen haben wir unsern Lesern gegenwärtig nur von den bedeutenderen Zusätzen in dem dritten, neunten und zehenten Hauptstück des zweyten Abschnitts nähere Rechenschaft zu geben, da die Anzeige der übrigen Ergänzungen, die grössten Theils nur in Anführung der neueren Literatur bestehen, zu viel Raum einnehmen würde. Uebrigens werden unsere Leser gewiss gerne uns beystimmen, wenn wir den Hn. *W.* angelegentlichst ersuchen, seinen

nen Vorsatz, zu diesem Werke noch einen zweyten Band zu liefern, recht bald in Erfüllung zu bringen.

In dem *dritten Hauptstück des zweyten Abschnitts* S. 392. wirft der Vf. die Frage auf: „Nach welchem Werthe ein Pächter das Inventarium eines vor dem Kriege übernommenen Gutes entweder während desselben, oder kurz nach dessen Endigung wieder übergeben soll, wenn sowohl die mit jedem Kriege verknüpfte Seltenheit der zu einem Inventario gehörigen Sachen, als auch das schlechte zu Kriegszeiten einschleichende Geld, deren Preis zu einer beträchtlichen Höhe getrieben hat?" Er sagt: „Bey der Beantwortung dieser Frage lassen sich zwey Fälle denken: entweder muss das Inventarium *in natura*, also blos nach der Quantität zurückgegeben werden, das heisst: Der Pachter überliefert bey Endigung der Pachtzeit so viel Scheffel Getreide, und so viel Stück Vieh, imgleichen Schiff und Geschirr um den nämlichen Preis, so viel dasselbe bey Antritt des Pachtes gegolten; oder er übergiebt das Inventarium zwar ebenfalls in der nämlichen Anzahl, jedoch zugleich nach der Qualität, das ist, nach dem Werthe, welchen die Taxe zur Zeit des beendigten Pachtes festsetzt, dergestalt, dass der höhere Preis des Inventarii ihm vom Verpachter vergütet werde. Ich trage nun gar kein Bedenken, in den Fällen, wo nicht etwas besonders dieserhalb im Pachtcontracte bestimmt worden ist, die aufgeworfene Frage zum Vortheil des Abpachters, jedoch dergestalt zu entscheiden, dass zugleich auch auf den aus der Verringerung des Münzfusses für den Verpachter entspringenden Nachtheil Rücksicht genommen, und dieser durch die Reduction der schlechtern Münze gegen die ehemalige bessere so viel möglich vermindert werde. Ich glaube auch, dass hierbey kein Unterschied gemacht werden darf, ob das Inventarium *taxationis*, oder *venditionis gratia* dem Abpachter ehedem übergeben worden ist." — — Rec. stimmt damit vollkommen überein, und muss dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass er seine Meynung gegen die Einwürfe der Gegner gründlich und überzeugend ausgeführt hat. —

Das neunte Hauptstück des zweyten Abschnitts, wo von der Verbindlichkeit sämmtlicher Staatsbürger zu gemeinschaftlicher Uebernahme der Kriegslasten gehandelt wird, ist vorzüglich lehrreich, und leider! in unsern Tagen nur gar zu praktisch geworden. Unter den von dem Vf. hier eingeschalteten vielen merkwürdigen Zusätzen, die wir, des Raums wegen, nicht alle angeben können, wollen wir nur folgenden auszeichnen. S. 536. heisst es: „Unter allen Fällen aber, welche in Betreff solcher Contributionen, Lieferungs- und anderer Kriegs-*Praestandorum* und deren Abtragung vorzukommen pflegen, ist unstreitig dieser der gewöhnlichste, dass manche von den Mitbürgern, aus Furcht vor den feindlichen Drohungen und deren Erfüllung, sich bey Annäherung der Feinde aus dem Orte, oder Lande, wo sie vor Anfang des Kriegs, oder vor Annäherung der Gefahr gewohnt haben, entfernen, dadurch aber die ihnen entweder bereits aufgelegten, oder noch zuzutheilenden Kriegsbeschwerungen auf ihre übrigen Mitbürger wälzen. Es pflegt dieses meisten Theils von solchen Personen zu geschehen, welche keine unbeweglichen Güter daselbst besitzen, und aus diesem Grunde mit leichter Mühe ihr bewegliches Vermögen durch die Flucht vor den feindlichen Plünderungen in Sicherheit setzen können. Allein da durch eine solche Entfernung einiger Mitbürger bey einer gemeinschaftlichen Gefahr die Lasten der übrigen Einwohner offenbar vermehrt, ja sie oftmals dieserhalb auch persönlichen Unannehmlichkeiten, als Arrest und dergleichen, blossgestellt werden, wenn sie ihre auf diese Weise erhöheten Quanta nicht sogleich abzuführen im Stande sind; so ist nichts der Billigkeit gemässer, als dass die entwichenen Personen nach ihrer Zurückkunft an den Ort ihres Aufenthaltes diejenigen Quanta, deren Entrichtung sie sich entzogen, nachzuzahlen, und denen zu restituiren angehalten werden, welche an ihrer statt die Beyträge haben leisten müssen." — Der Vf. misskennt zwar nun nicht die Stärke der Gründe, welche dieser Behauptung im Wege stehen; allein er führt doch seine Meynung so gut durch, dass Rec. ihm seinen Beyfall nicht versagen kann. — Ueberhaupt aber halten wir uns verpflichtet, unsere Leser nochmals auf dieses Hauptstück vorzüglich aufmerksam zu machen, da in demselben nicht nur die Frage: wer an den Kriegslasten Theil zu nehmen verbunden sey? untersucht, sondern auch die Art und Weise angegeben wird, wie dergleichen Lasten, nach Recht und Billigkeit, umgelegt und ausgetheilt werden sollen; — Fragen, die gegenwärtig in einem grossen Theile Deutschlands täglich vorkommen, und deren Beantwortung eben so schwierig, als in ihren Folgen äusserst wichtig ist. —

Das zehnte Hauptstück des zweyten Abschnitts endlich bestimmt, in wie ferne *usufructuarii* zu Uebernehmung der Kriegsbeschwerden verbunden sind. — Hier nun stellt der Vf. den Grundsatz auf: *Usufructuarii* tragen die Kriegsschäden, die die Nutzungen nicht übersteigen. Dies führt er, unter Bemerkung der Gründe und Gegengründe umständlich aus, und schliesst mit folgenden Sätzen: Unter die *Usufructuarios* gehören auch die Geistlichen, und nach den Grundsätzen der *Usufructuariorum* werden auch beurtheilt, die Erbzinsleute, dessgleichen die Pfandträger, und endlich die Wiederkäufer. — Der angehängten Beylagen sind — vierzig.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. Lange: *Lehrbuch der Hydraulik*, von *J. W. A. Kosmann* der Weltweisheit Doktor und der Mathem. und des deutschen Stils Professor; mit einer Vorrede des Hn. Geheimen-Oberbauraths *Eytelwein*. 1797. 454 S. 8.

Dem Vf. war es blos darum zu thun, durch gegenwärtiges Lehrbuch eine Lücke auszufüllen, welche angehende Architekten und des Bergbau's Beflissene

flissene bisher nur zu sehr fühlen müssten. „Die Bü„cher, aus denen ich schöpfte, sagt er in dem Vorbe„richt, sind die von *Bossüt*, *Büat*, *Langsdorf*, *Ey„telwein*, *Woltmann* und *Chapmann*; da ich nun, ausser „dem, was sie sagen, auch nicht um die grösste Klei„nigkeit die Wissenschaft bereichert habe, und auch „nicht bereichern wollte, so fällt, wie billig, aller „Dank, das mein Buch hat, allein auf sie, und nur „die Verantwortlichkeit für die Art der Zusammen„stellung, oder, falls es dem Publikum beliebt, auch „der Beyfall dafür auf mich. Dies sey denn zugleich „hinreichend, Recensenten den Gesichtspunkt anzuge„ben, aus dem ich beurtheilt seyn will.“ Hätte Hr. K. hier als Schöpfer eines neuen Werks auftreten und dem Publikum die vorliegende Schrift als ein neues auf die Erweiterung dieser Wissenschaft abzielendes Werk vorlegen wollen, so hätte Rec. von derselben beweisen müssen, was Hr. K. zum Ruhme seiner Bescheidenheit selbst von ihr sagt, dass nämlich durch sie die Wissenschaft auch nicht um die geringste Kleinigkeit bereichert worden ist. Der Beweiss davon wird nun durch des Vf. eigenes Geständniss überflüsig. Eigentlich soll das nicht ganz ausgeführte mathematische Lehrbuch des Hn. Geheimenraths *Mönnich* hierdurch und durch einen noch angekündigten folgenden Theil, welcher besonders die Maschinenlehre und Hydrotechnik enthalten soll, ergänzt werden. In der Einleitung werden die vorzüglichsten hierher gehörigen Schriftsteller erwähnt. Von *Kunze's* Schauplatz der gemeinnützigsten Maschinen heisst es: „Es ist zu bewundern, wie Jemand „die Dreistigkeit haben kann, einen Maschinen-Schau„platz mit so elenden Zeichnungen und einem so un„vollständigen Text in die Welt zu schicken.“ Hiernächst folgt der hydraulische Unterricht in 10 Abschnitten. I. *Abschn. von dem Ausfluss des Wassers durch Oeffnungen im Boden oder in den Wänden eines Behälters* von S. 17 bis S. 96. durchaus mit Benutzung der neuesten Beobachtungen und grösstentheils in Zusammenstellung der hierhin gehörigen Sätze aus Bossüt und Dü Büat mit Rücksicht auf manche Bemerkungen von Eytelwein. Der ganze Vorwurf, welcher diesen Abschnitt treffen kann, ist der einer zu grossen Vollständigkeit, die hier in der That zweckwidrig ist, und mit der Ausführung anderer Materien in sehr ungleichem Verhältniss steht. Was findet der Lehrer da noch zu erinnern, wo das Lehrbuch über sich selbsten schon so ausführlich commentirt und alles mit Beyspielen erläutert? II. *Abschn. von der Bewegung des Wassers in Flüssen und offenen Kanälen* S. 97—209. durchaus nach *Dü Büat*. Wiederum für den Zweck des Lehrbuchs zu weitläuftig. III. *Abschn. von der Bewegung des Wassers in Röhrenleitungen* S. 210—299. duraus nach *Dü Büat* und *Langsdorf* nebst des letztern Tafeln aus seinem Lehrbuch der Hydraulik. Auch hier hätte abgekürzt werden können. IV. *Abschn. von springenden Strahlen* S. 300—328. Hier werden die Erfahrungen und Lehren von *Mariotte*, *Bossüt*, *Dü Büat*, *Eytelwein* und *Langsdorf* gut zusammengeordnet. Eine lange Anmerkung aus *Giasoffe Mari* hätte wegbleiben können. V. *Abschn. vom Stoss isolirter Wasserstrahlen* S. 329—342. Einige ältere Versuche werden erzählt, das übrige durchaus nach *Langsdorf*. VI. *Abschn. Ueber die verschiedenen Mittel, die Geschwindigkeit des fliessenden Wassers zu bestimmen* S. 343—364. nach *Woltmann*. VII. *Abschn. vom Widerstand und Stoss unbegrenzter flüssiger Massen*. S. 365—387. ganz nach *Chapmann*. Bekanntlich sind die neuesten Versuche und Untersuchungen über den Widerstand unbegrenzter flüsiger Massen von dem Vice-Admiral *Chapmann* in Schweden angestellt auch von demselben bekannt gemacht worden. Hr. K. verdient für die Mittheilung dieser neuesten Bemühungen, wovon Hr. *Langsdorf* in seinem neuen Handbuch der Maschinenlehre nur das kurze hier, §. 247. erwähnte Resultat mittheilt, allerdings Dank seiner Leser; aber nach Rec. Urtheil zeigt sich hier bey diesem äusserst wichtigen Gegenstand eine vorzügliche Ungleichförmigkeit in der Art, wie Hr. K. die verschiedenen Lehren der Hydraulik bearbeitet hat. Sehr leicht hätten in den beiden ersten Abschnitten 20 Blätter erspart werden konnen, und wenn dafür im gegenwärtigen Abschnitt nur 5 Blätter hinzugefügt worden wären, so wäre dadurch der Vf. in den Stand gesetzt worden, mehr von den Bemühungen zu sagen, welche man nicht ohne sehr guten Erfolg zur Berichtigung dieser Lehre angewendet hat. Die trefflichen Versuche von *Bossüt* verdienten neben der umständlichern Erzählung der Chapmannschen (in einem Buch, wo 40 Blätter mit Sätzen vom Ausfluss des Wassers durch Oeffnungen in den Wänden eines Behälters angefüllt sind) gewiss mehr als eine vorübergehende Erwähnung ihrer Existenz, zumal da noch gar nicht entschieden ist, ob *Bossüt* oder *Chapmann* genauer bey den Versuchen zu Werk gegangen ist? Dass aber die Chapmannschen Versuche mit den Bossütschen nicht gar genau zusammenstimmen ergiebt sich, sobald man eine nach der Chapmannschen Formel geführte Berechnung mit einem Bossütschen Versuch vergleicht. Ohne umständliche Darlegung der einzelnen Chapmannschen Versuche, um sie selbst mit der Formel vergleichen zu können, ist man keineswegs noch berechtiget, diese Formel als die allgemein richtige anzuerkennen. Gegen das Raisonnement an sich liessen sich auch manche Einwendungen machen, und es bleibt wenigstens so viel gewiss, dass die Chapmannsche Formel eigentlich nur auf blosser Induction beruht, welches übrigens ihrer Brauchbarkeit nichts schadet, wenn sie sonst hinlänglich geprüft worden ist. Dass übrigens doch die Aenderungen der analytischen Formel nicht eben so wie die Aenderungen des Widerstandes in der Natur von den Winkeln des Vorder und Hintertheils des Körpers abhängen, dass also die Chapmannsche Formel mit der Natur gewiss nicht ganz zu gleichen Schritten geht, erhellet daraus, dass man nach *Chapmann* zwey verschiedene Formeln nöthig hat, wovon die eine nicht mehr anwendbar ist, so bald die erwähnten Winkel über 45° steigen, die andere aber ihre Brauchbarkeit verliehrt, so bald die gedachten Win-

 kel

kel *unter* 45° fallen. Die wahre der Natur angemessene Formel muss für alle Winkel eine einzige seyn. VIII. *Abschn. von den Wasserrädern* S. 388—432. nach *Gerstner*, *Münnich* und *Langsdorf*. IX. *Abschn. vom Druck der Luft und ihrer Bewegung bey hydraulischen Maschinen* S. 433—438. eine in Vergleichung mit der Weitläuftigkeit der ersten Abschnitte zu sehr abgekürzte Abhandlung. X *Abschn. von Pumpen* S. 439 bis 454. Dieser Abschnitt ist offenbar der am wenigsten lehrreiche, der am nachläsigsten bearbeitete im ganzen Buche. Wer sich davon überzeugen will, vergleiche diesen Abschnitt mit dem von den Saug- und Druckwerken in Langsdorfs Handbuch der Maschinenlehre. Im Ganzen muss man Hn. K. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er die Schriften, aus welchen er geschöpft hat, mit sehr guter Beurtheilung zu wählen und zu benutzen wusste, und dass er in der That einen sehr brauchbaren Auszug geliefert hat. Als akademisches Lehrbuch insbesondere hätte es Rec. noch mehr empfehlen können, wenn ihm der Vf. in der Ausarbeitung der einzelnen Abschnitte eine grössere Gleichförmigkeit gegeben hätte. So aber ist der akademische Lehrer genöthiget, auf der einen Seite vieles im Buche zu übergehen, und auf der andern noch vieles einzuschalten.

HAMBURG, b. Bachmann und Gundermann: *Gemeinnützige praktische Arithmetik. Anleitung zum gründlichen Rechnen, in sokratischen Gesprächen* von *J. C. Möller*, Lehrer am Waisenhause in Altona. Erster Theil. 1796. 23 Bog. 8. (16 gr.)

S. 2. „*Lehrer*" Welche Dinge sind Dinge, oder Einheiten, *einer* Art? *Schüler*. Solche Dinge können Dinge einer Art genannt werden, die in den Haupteigenschaften mit einander übereinstimmen. S. 3. „Lehr." Was heisst zählen? *Sch.* Mehrere einzelne Einheiten *einer Art*, nach und nach, wirklich oder in Gedanken, zusammen legen. *Rec.* Kannst du wohl, mein lieber Christian, alle die verschiednen Stücke zusammen zählen, die auf jenem Tische liegen? *Sch.* Ei, warum das nicht, mein lieber Herr, es sind ja nur ihrer drey! *Rec.* Was für Sachen hast du da zusammen gezählt? *Sch.* Ei, nun, das eine ist Zucker, das andere ist Marmor, das dritte sieht gelb und braun aus, und riecht etwas übel... *Rec.*... ist ein Stück Rhabarber, mein lieber Christian. Und diese Dinge, die du so eben zusammen gezählt hast, müssen eben deshalb Dinge seyn von einerley ... *Sch.* ... von einerley Art. *Rec.* Müssen also haben einerley Haupt- ... *Sch.* müssen haben einerley Haupteigenschaften. — In solchen Gesprächen kann auf vielen Bogen nur wenig gelehrt werden. Da gleichwohl bald genug über *arithmetische* und *geometrische Verhältnisse*, *Exponenten* u. s. w. über *umgekehrte* und *mehrfache* Regel de tri, über Gewinn und Verlustrechnung, Gesellschaftsrechnung u. dergl. gefragt und geantwortet wird; so muss der hiesige Schüler eine sehr zutrauliche Seele seyn, der sich z. B. durch den Umstand, dass nach obiger Theorie auch Zucker, Marmor und Rhabarber einerley Haupteigenschaften haben müssten, nicht lange aufhalten läst. — Der Vf. frägt an, ob er auch über Wechselrechnung schreiben soll? Immerhin, nur nicht etwa ebenfalls in Gesprächen! Und überhaupt, ehe der Vf. weiter drucken lässt, sollte er doch sich selbst und andere ernstlich fragen, ob er bereits etwas liefern könne, das dem schon vorhandnen Besten dieser Art wenigstens gleich komme! Das können wir diesem ersten Theile noch nicht nachrühmen, ob er gleich hie und da recht gute Stellen enthält, die von der guten Lehrgabe des Vfs. allerdings einen rühmlichen Beweis geben.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Duisburg*; Diss. inauguralis theoretico-practica, *de Consuetudine*. Auctor *Joan. Nic. Corn. Guilleaume*, Luxemburgus. 1796. 76 S. 4. (6 gr.) Eine wohl gerathene Streitschrift, mit deren Inhalte wir unsere Leser genau bekannt machen wollen. *Caput I. Praecognita consuetudinis.* Zuerst werden die verschiedenen Bedeutungen der Worte: *Herkommen* — und — *Gewohnheit* — angegeben; dann ist der Begriff von — *Gewohnheitsrecht* — gut entwickelt. *Caput II. Affinia consuetudinis.* Dahin zählt der Vf. *Mores, Observantiam, Stylum curiae, Praejudicia, Doctrinam forensem. Caput III. Consuetudinis divisio.* Vollständig sind hier die verschiedenen Abtheilungen des Gewohnheitsrechtes angegeben. *Caput IV. Requisita ad consuetudinis introductionem necessaria.* Mit genauer Sachkenntniss, und richtigem Urtheil ist alles hieher gehörige zusammen getragen. *Caput V. Effectus et vigor consuetudinis. Caput VI. Clausula derogatoria. Caput VII. De probatione consuetudinis.* Ist vorzüglich gut gerathen. *Caput VIII. Consuetudo in scriptum redacta non desinit esse jus non-scriptum.* — — Recensent muss, mit voller Ueberzeugung, diese Streitschrift als musterhaft empfehlen. Der Vf. beweist durchaus, dass er die verschiedenen Quellen, aus welchen diese wichtige Rechtslehre geschöpft werden muss, genau kennt, dass er mit den älteren und neueren hieher gehörigen Schriften vertraut bekannt ist, und dass er seine Vorgänger mit richtiger Urtheilskraft zu benutzen weiss.

Druckfehler. N. 268. S. 495. Z. 22. statt *Dreysen* lies *Droysen*. N. 291. S. 677. Z. 29. v. o. lies: Mehrere *ähnliche* (nämlich von Hn. *Schlegel's* Fragmenten aus *Dante's* Büssungswelt) sind schon aus den Horen bekannt. (Und zu der Recension des letztern Journals bleibt auch die Beurtheilung dieser ganzen Bearbeitung ausgesetzt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. September 1797.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ERLANGEN, b. Palm: *Grundsätze der Kameralrechnungsführung*, von *Johann Philipp Hornberger*. 1796. 1 Alph. 7 Bog. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Viel ist bereits zur besseren Einrichtung des Rechnungswesens überhaupt, und besonders im Betreff der landesherrlichen Kassen von einem *Klipstein*, *Jung*, *Müller*, *Claproth*, *Wiedeburg*, *Oesfeld* u. s. w. geleistet worden. Und es bedurfte auch dessen gar sehr: denn es wurde dasselbe entweder viel zu oberflächlich, blos nach allgemeinen, einander nicht wechselseitig aufklärenden und bestätigenden Sätzen behandelt, oder allzu weit in einander durchkreuzende und verdunkelnde Einzelheiten zerstückelt, durch beides die nöthige genaue und völlige Prüfung des Ganzen und seiner Theile nicht allein gehindert, oder erschweret, sondern auch der Unredlichkeit eine Menge Schlupfwinkel offen gelassen, und so die Erreichung des Hauptzweckes, — vollkommenste Richtigkeit, — verfeblet. Durch jene Männer ist indessen alle fernere Bemühung dieserhalb keinesweges überflüsig geworden. Es sind nicht allein noch Lücken auszufüllen, sondern es mangelte auch noch bisher an der Zusammenstellung der in den besten Schriften zerstreueten Lehrsätze in ein brauchbares Handbuch. Ein Beytrag, in dem dieselben, mit sorgfältiger Auswahl, gesammlet, systematisch geordnet und mit zweckmäsigen Zusätzen bereichert sind, und der zugleich ihre Anwendung in deutlichen und richtigen Mustern lehret, hat daher den unverkennbaren Werth der Nutzbarkeit. Eben dies sind auch die Bestandtheile des vorangezeigten Werks.

In Gemäsheit der in der Einleitung richtig vorgetragenen ersten Grundbegriffe alles Rechnungswesens hat dasselbe drey Hauptabtheilungen erhalten.

In *der Ersten* wird von den Mitteln und Erfodernissen zur Richtigkeit der Kameralrechnungsführung *subjectiv*, durch den Gebrauch jener von den Personen, die diese betrifft, gehandelt. Hierüber zwey Abschnitte. Zuerst von den Erfodernissen an Seiten des Rechnungsführers, wohin Kenntniss der Kameralrechnungsführung, nämlich Kenntniss der Bestandtheile des zu verwaltenden Vermögens, vermittelst des Inventariums, oder Heberegisters, Kenntniss der Vorschriften der Verwaltung, vermittelst der Instruction, Kenntniss der Art der Berechnung, vermittelst des Rechnungsformulars, und Kenntniss der Einkünfte und Ausgaben, vermittelst deren Vorherbestimmung in den Etats; ferner ordentliche Aufzeichnung der Einnahme und Ausgabe; zweckmäsige Rechnungsbücher, nämlich Manual, Tagebuch, und Abrechnungsbuch; imgleichen hinlängliche Beweise der Berechnung; und Ablegung der geführten Rechnung, gerechnet werden. Dann im zweyten Abschnitte von den dem Rechnungsprincipale gegen den Rechnungsführer zustehenden Mitteln, wohin Caution, Controle, Kassencuratel und Rechnungsuntersuchung gehören.

In der *zweyten Hauptabtheilung* beschäftiget sich der Vf. mit den Mitteln und Erfodernissen zur Richtigkeit der Kameralrechnungsführung *objectiv*, in Ansehung der Gegenstände der Berechnung solchergestalt in drey Abschnitten, dass der eine die verschiedenen Arten der Einnahme, der Andere die verschiedenen Arten der Ausgabe, und der Dritte den Rechnungsabschluss, nämlich die summarische Wiederholung der Einnahme und Ausgabe, deren Bilanz und die dahin gehörigen Gegenstände betrifft.

Die *dritte und letzte Hauptabtheilung* handelt in zwey Abschnitten von den Mitteln zur Ueberzeugung von der Richtigkeit der Rechnung und ihrer Anerkenntniss, nämlich von der Revision und Justification.

Diesen Vorträgen sind, zu ihrer Erläuterung und Anwendung, zwanzig deutliche Tabellen hinzugefügt.

Nach diesem kurzen Grundrisse des Inhalts wird es nicht überflüsig seyn, den Lesern auch einige vorläufige Kenntniss von der Ausführung zu verschaffen. Wir wählen hiezu aus dem 2ten Abschnitte der 1ten Hauptabtheilung den die Controle betreffenden Vortrag, als einen für die Richtigkeit der Rechnungsführung überaus wichtigen Gegenstand. Hier wird deshalb festgesetzet, dass die Controle in Gegenzeugnissen zur Bestimmung der Richtigkeit veränderlicher Grösen bestehe; dass sie nicht blos durch Führung besonderer Gegenschreibereyrechnungen, sondern auch durch einzelne Gegenaufschreibungen und Gegenscheine von Dritten, auch selbst von dem Rechnungsführer, in sofern sie wider diesen, und im Falle der Uebereinstimmung für ihn zeugen, bewerkstelliget werde; dass die zu bewirkende Richtigkeit eine abgesonderte Aufzeichnung des Rechnungsführers und des Controleurs erfodere; dass eigentlich nur die unbeständigen und veränderlichen Geld- und Naturaleinkünfte und Ausgaben, nicht aber die beständigen und unveränderlichen Einnahmen und Ausgaben, Gegenstände der Controle sind; dass diese bey Berechnungen über Naturaleinnahmen und Ausgaben in einem Gegentagebuche, bey Geldrechnungen aber in einem Gegenmanuale bestehe; dass das Eintragen in die Controle bey den Letztern gleich, so wie sich die

ungleichförmigen Anfälle und Ausfälle ereignen, bey den Erstern hingegen, so wie sie empfangen und abgegeben werden, geschehen, und dass sich die Aufbewahrung der Vorräthe unter doppelten Verschlusse des Rechnungsführers und des Controleurs befinden müsse.

Bey unsrer Ueberzeugung von der Nutzbarkeit dieses Handbuches vermissen wir um so mehr ungern einige wesentlich dahin gehörigen Gegenstände, z. B. in der 2ten Hauptabtheilung unter den Einnahmerubriken die Kammereinkünfte von verpachteten Domänengütern und deren Zubehörungen (denn nur auf eine eigene wirthschaftliche Verwaltung derselben ist das Augenmerk gerichtet worden) vom Münz- und Postwesen, und die Grundsätze der darüber zu führenden Rechnungen, und unter den Ausgaberubriken das Schuldwesen der Kammer, in Absicht sowohl des Abtrages der Zinsen, als auch der Tilgung der Kapitalien.

Unter der Aufschrift: Deutschland: *Deutschland und Polen*, eine *politische Parallele zur nähern Erforschung des Schicksals von Deutschland seit der Revolution in Frankreich.* 1797. 176 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. theilt seine Schrift in folgende fünf Abschnitte: 1) *Deutschland und Polen waren vormals die gröfsten und mächtigsten Staaten in Europa;* 2) *durch Veränderung der Constitution, da aus einem Erbreiche ein Wahlreich geworden, legten Deutschland und Polen den Grund zu ihrem Falle;* 3) *zum völligen Verderben für Deutschland und Polen bildete sich, neben ihnen, zur Zeit ihrer Schwäche, eine gefährliche Nachbarschaft;* 4) *kann Deutschland bey seiner gegenwärtigen Lage hoffen, seine politische Existenz lange zu erhalten? und wird die deutsche Nation, wenn es das Schicksal von Polen erfahren sollte, dabey verlieren oder gewinnen?* 5) *Vorschläge, wie die mindermächtigen Stände in Schwaben, Franken und am Rhein durch einen freywilligen Schritt, die Inconvenienzen einer Theilung Deutschlands verhüten oder doch vermindern können.* Dieser Entwurf hatte Rec. Beyfall; aber mit der Ausführung besonders der letzten Abschnitte konnte er nicht zufrieden seyn. Es scheint, als ob der Vf. selbst nicht recht wisse, was er wolle und was er den deutschen Fürsten rathen solle. Er glaubt, es gebe drey Wege, auf welchen Deutschland eine verbesserte Verfassung erhalten könne: „1) durch Aufhebung des Staatenbundes des ganzen Reichs und durch Concentrirung „der höchsten Gewalt in der Reichsregierung; 2) durch „Aufhebung des untergeordneten Staatenbundes der „Kreise in Schwaben, Franken und am Rhein und „durch Vereinigung der Territorialgewalt der Kreislande in der Kreisregierung; 3) durch freywillige „Ergebung der mindermächtigen Reichsstände an die „grofsen Mächte Deutschlands mit Incorporirung ihrer „Lande in die Staaten der letztern." Nachdem er die Schwierigkeit der beiden ersten erwogen, erklärt er sich für den letzten, welchen er nach S. 175 so zweckmäsig und ausführbar findet, dass er glaubt, der deutsche Patriot könne sich selbst dann beruhigen, wenn diese Incorporirung nicht freywillig, sondern durch eine gewaltsame Theilung geschehe. (!) Den kleinen Staaten, sagt er, fehle es nicht nur an Schutz, sondern auch an den Mitteln, ihre Unterthanen zu ernähren; durch die Einverleibung in grofse Staaten würden sie in Rücksicht auf Sicherheit, Nahrungsflor, Gesundheitspflege, Bildung und Justizpflege gewinnen: und doch findet er S. 108 selbst, dass das Militairsystem der grofsen Staaten der Bevölkerung, dem Gewerbe und der Zufriedenheit der Unterthanen schade. Rec. hat immer mehr allgemeinen Wohlstand in den kleinern, als in den grofsen deutschen Staaten gefunden, und ist der festen Ueberzeugung, dass jene von äussern Feinden, so lange deutsche Mitstände mit diesen nicht gemeine Sache machen, nichts zu fürchten haben. An welche grofse Macht sich jeder der kleinen Fürsten ergeben wolle, das überläfst der Vf. billig deren Willkür. Dem Hause Oestreich scheint er davon nichts zuzudenken; hingegen nach S. 104 Pfalzbaiern, Sachsen und sogar Würtemberg unter die grofsen Mächte, die die kleineren verschlingen sollen, zu rechnen.

Der Vf. theilt auch Bemerkungen über die schweizerische, niederländische und nordamerikanische Staatenverbindung mit. Ueber den Werth der vormaligen niederländischen Verfassung, sagt er, habe die Erfahrung nicht vortheilhaft entschieden. Jede Verfassung ist an sich, wie alle menschlichen Anstalten, unvollkommen, und in jede schleichen sich in dem Laufe von Jahrhunderten Mängel ein: Rec. weiss aber kein Volk, bey welchem in einem so langen Zeitraume zugleich der einzelne Bürger mehr Freyheit und Wohlstand genossen, und der Staat im Verhältnisse seiner Gröfse mehr Macht und Ansehen gehabt hätte, als die Republik der vereinigten Niederlande.

Uebrigens ist der Vf. im Ausdrucke zuweilen so undeutlich, dass man nur errathen muss, was er sagen will. S. 54 „Sie konnten ihre Herrschaft ungleich schneller ausbreiten, als es sich von dem Glück, das durch auswärtige Succession eine erbliche Regierung verspricht, nur immer hoffen liess." S. 69 „So lange nicht die höhere Politik der Staaten entweder einer gleichen controllirenden höhern Gewalt, als Unterthanen im Staate unterworfen wird, oder so lange nicht die Staaten freywillig die Maxime der Beherrschten mit allgemeiner Gewissenhaftigkeit annehmen: so lange ist die Fortdauer eines Staats nicht aus dem Lehrbuche des Staatsrechts, sondern nach dem wahren Gehalte seiner Macht zu bestimmen."

GESCHICHTE.

Stuttgart, b. Metzler: *Johann Jacob Mosers*, königl. dänischen Etatsraths, *Wirtembergische Bibliothek*, oder *Nachricht von allen bekannten gedruckt- und ungedruckten Schriften*, welche das herzogl. Haus oder Herzogth. Wirtemberg, oder einige Theile oder Personen derselben betreffen. *Vierte Auflage*, mit Zusätzen und einer Vorrede vom Hofrath *Spittlern in Göttingen.* 1796. 592 S. u. XVIII S. Vorr. gr. 8.

„Diese neue Ausgabe der Moserischen Bibliothek „von wirtembergischen Schriftstellern (sagt der jetzige

„Hr. geheime Rath Sp. in der Vorrede) trägt noch immer mit vollem Recht bloss den Namen ihres ersten „Verfassers, ob schon jetzt fast ein Viertheil derselben „aus Vermehrungen und Verbesserungen bestehet; „denn der ganze Moserische Plan ist (das 2te und 3te „Kapitel ausgenommen, welches in *eines* zusammen „gezogen worden) unverändert eben derselbe geblie- „ben, so mangelhaft auch manche seiner Einrichtun- „gen seyn mochten. — Was also neu hinzu kam, soll- „te sich nicht in den Platz des alten eindringen, son- „dern bloss neben dem, was einmal durch den Namen „des ersten Vf. gleichsam geheiliget war, seinen Raum „suchen, und daher auch überall als neuer fremder „Zuwachs kennbar bleiben, damit man wissen möge, „wer diese oder jene Stelle zu verantworten habe. „So sind also alle Zusätze in Parenthesen eingeschlos- „sen, und alle Anmerkungen, die nicht vom ersten „Vf. herrühren, mit einem eigenen Buchstaben bezeich- „net worden." Diese Gewissenhaftigkeit ist zwar an sich sehr rühmlich: sie hätte aber auch dann noch immer beobachtet werden können, wenn es dem Hn. Herausgeber gefällig gewesen wäre, die Moserische Bibliothek, wegen ihrer mangelhaften Einrichtung, ganz von neuem umzuarbeiten, sie in eine systematische Ordnung zu bringen, und die Zusätze und Verbesserungen allenfalls mit andern Lettern, beyzufügen. Der Literator würde dadurch nicht nur von dem Zuwachs der neuern Schriften, die seit der, 1779 erschienenen dritten Auflage dieser Bibliothek, über die wirtembergischen Lande herausgekommen sind, eine desto geschwindere Uebersicht bekommen, sondern auch, bey einer planmäfsigern Classificirung der Schriften, von jedem Fache der Literatur der wirtenbergischen Geschichte und Staatskunde, eine genauere und anschaulichere Kenntniss gewonnen haben. Wir sind indessen weit entfernt, durch diese zufällige Aeusserung dem literarischen Verdienste des Hn. *S.* oder dessen Hn. Bruders, des wirtenbergischen Hof- und Domänenraths, von welchem eigentlich die neuen Zusätze (der Vorrede zu Folge) herrühren, auf irgend eine Weise zu nahe zu treten; und es würde ungerecht seyn, den Fleiss zweyer Männer zu verkennen, die das eben so verdienstliche als mühsame Geschäfte übernommen haben, dem Moserischen Werke, wenigstens von der einen Seite, theils durch eine so beträchtliche Vermehrung, theils durch die kritischen Urtheile, die der Hr. geh. Rath *Spittler* den ältern und neuern Schriften beygefüget hat, den möglichsten Grad von Vollkommenheit und Brauchbarkeit zu geben. Ueberall findet man literarische Bemerkungen über die Schicksale dieser oder jener Schrift, über ihren entschiedenen Werth oder Unwerth, über ihre Brauchbarkeit und Entbehrlichkeit u. f. w. wodurch diese neue Ausgabe an innern Werth ungemein viel gewonnen hat und bey jedem Freunde der wirtembergischen Geschichts- und Staatskunde eine wiederholte Aufmerksamkeit auf ihren Inhalt nothwendig macht. Eine genauere Anzeige der vielen Zusätze und Verbesserungen werden unsere Leser, bey einem Buche der Art wohl nicht erwarten, und wir schränken uns nur auf das Urtheil ein, welches Hr. *S.* (S. 45) über die guten und minder guten Eigenschaften des Sattlerischen Werks gefället hat. Er rühmet zwar die grofsen Verdienste, die sich dieser Schriftsteller besonders durch die Bekanntmachung so vieler (wiewohl im Texte etwas sorglos benutzten) Urkunden, um die Erweiterung der wirtenbergischen Geschichte erworben hat; dies gilt aber nur höchstens bis zum achten Theil der Geschichte der Herzoge; denn die fünf letzten Bände sind in jeder Rücksicht viel dürftiger. Diesen Mangel schreibet Hr. *S.* der Strenge der Censur zu, welche schon mancher Stelle in den ersten Theilen des Werks nachtheilig war, und so wie sich dasselbe den neuern Zeiten näherte, noch strenger geworden seyn mag. Auch wurde die archivalische Hülfe bey neuern Geschichten immer unbedeutender, und so gut Sattler wusste, was man aus den Zeiten des Mittelalters zu wissen verlange, so wenig scheint er die Bedürfnisse des historischen Publicums, in Beziehung auf die Geschichte des 16ten und 17ten Jahrhunderts gekannt zu haben, Bey den grofsen historischen Reichthümern, die die Registraturen der landesherrlichen Collegien darboten, konnte er sich doch zu deren Benutzung nicht entschliessen, weil ihm nichts glaubwürdiger schien, als was in seinem Gewölbe lag. Daher zeigt sich so oft bey der Erzählung der wichtigsten Staatsverhandlungen eine höchst auffallende Unvollkommenheit. Um die Gesetze des Landes und deren historische Benutzung hat sich Sattler fast gar nicht bekümmert, und aus allen Bänden zusammen genommen erlanget man von der abwechselnden Regierungseinrichtung wenig Kenntnis u. f. w. Wir übergehen mehrere eben so treffende Urtheile und bemerken nur noch dieses, dass Hr. *S.* in der sehr lehrreichen Vorrede (S. VII) drey Perioden auszeichnet, in welchen für die Aufklärung der wirtembergischen Geschichte viel geleistet worden. *Einmal* die Zeiten, wo beide *Gobelkofere* lebten, und wo es an Gelehrsamkeit und selbst an kritischem Scharfsinn der Schriftsteller nicht fehlte, sondern nur an der Vollendung des Angefangenen und an der Publicität dessen, was einmal da war. *Zweytens* erwachte zur Zeit der Regierung Herzog Eberhard Ludwigs, ein ganz neuer Eifer, dem man aber das Ziel bezeichnete, das er erreichen sollte und das Resultat bestimmte, das gefunden werden müsse. Die *dritte* Periode fiel in die Regierungszeiten des Herzogs Carl, wo viele günstige Umstände zusammen trafen, welche auf die historische Publicität einen wohlthätigen Einfluss hatten. Vortrefflich und eindringend sind die Gründe, durch welche Hr. *S.* dem Hause Wirtemberg und überhaupt allen, demselben ähnlichen, deutschen Staaten die Erhaltung und Begünstigung der Publicität zu empfehlen und sie auf die grofsen politischen Vortheile, die daraus für ihre Rechte und Landesverfassung entspringen, aufmerksam zu machen suchet. „Staaten der „geographischen Lage und des Rangs, wie Wirtem- „berg ist (heisst es S. IX) haben gegen den Drang „(die Zudringlichkeit) der gröfsern und grofsen Mas- „sen durchaus keine andere Schutzwehre, als Pfle-

 „gung

„gung der Publicität, evidente und laute Darlegung „ihrer Rechte, und vermittelst eben derselben, Erregung der Sympathie des ganzen verständigen Publicums. Sie sind nicht grofs genug, um in irgend „einem Fall, das Unrecht gegen ihre Nachbarn zum „Recht zu machen, und sind doch viel zu grofs, um, „durch stille Duldung des Unrechts sich Ruhe zu erkaufen. Sie können das Unrecht, das ihnen droht, „oft nicht anders abwenden, als dafs sie den Gewalthaber zwingen, es öffentlich und mit Bewufstseyn „des Unrechts zu thun. — Staaten der Art sind demnach, sobald sie ihr eigenes Interesse verstehen, die „natürlichen Freunde der Schriftsteller. Cultur und „Aufklärung bleiben ihr einziger Schutz und blofs „eine ununterbrochene gleichförmige Pflege derselben „ist die sichere Garantie ihrer Unabhängigkeit. Ob „diefs aber auch in Monarchien von grofsem kolossalischen Umfange dem Interesse des regierenden Hauses zuträglich sey, ist eine Frage, bey deren Beantwortung man sich einige Bedenkzeit ausbitten müsste. Aber das Interesse unserer deutschen Fürsten ist „ja ganz anders, als das, der grofsen Monarchien; „und jene haben die Gefahren, die von oben herab „kommen, weit mehr zu fürchten, als die, die von „unten herauf steigen. Gegen die Letzteren giebt es „ein untrügliches Mittel, welches, wie die neueste „Geschichte unserer deutschen Staaten zeigt, selbst in „den fürchterlichsten Zeiten einer grassirenden nachbarlichen Epidemie, sicher wirkt;“ es heifst: *gut regieren.*

* * *

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Der schöne Geist oder compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus dem Gebiet der schönen Wissenschaften.* IV Heft 90 S. V Heft 78 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. No. 235.)

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: M. Geo. Chr. *Raffs Abriss der allgemeinen Weltgeschichte für die Jugend und ihre Freunde.* 3ter Th. 2te viel veränderte und verm. Aufl. 1797. 348 S. 8. (20 gr.)

Leipzig, b. Crusius: *Katechetische Erklärung der Sonn- und Festtags-Episteln.* Von *Sylvester Jakob Ramann.* 3tes Bändch. 1797. 462 S. 8. (18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. No. 156. 1797. No. 268.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Göttingen*, mit Barmeierischen Schriften: *Einige Nachrichten über das Stadium der Alten, zur Erläuterung einer Messung des Eratosthenes*, von *J. G. L. Blumhof.* 1796. 12 S. 4. Diese Schrift hat der Vf. dem Hn. Hofr. Kästner bey der Feyer seines Amtsjubiläums gewidmet. Der Aufschrift gemäfs sollte man neue Erläuterungen über die Messung des Eratosthenes darinn erwarten; in dieser Erwartung wird man aber nicht befriedigt. Bekanntlich theilen sich die Gelehrten in Ansehung der Messung des Eratosthenes in zwey Hauptklassen. Einige, besonders französische Astronomen, setzen voraus, die Messung des Eratosthenes sey der Hauptsache nach richtig, und müsse folglich mit den besten neuen Messungen ohngefähr übereinstimmen, sie suchen also unter den bekannten Stadien eines aufzufinden, das Eratosthenes unter dieser Voraussetzung könnte gebraucht haben. Andere glauben sich auf die Genauigkeit der Messungen der Alten nicht so sehr verlassen zu dürfen, setzen also auch bey ihren Untersuchungen diese Genauigkeit gar nicht als nothwendig voraus, sondern wählen nur unter den verschiedenen alten Stadien (wenn sie nämlich mehrere annehmen) dasjenige, welches ihrer Meynung nach Eratosthenes am wahrscheinlichsten gebraucht haben dürfte, und bestimmen aus Vergleichung des hiedurch erhaltenen Resultats mit neuern Messungen erst hintennach, in wie weit Eratosthenes Messung genau sey, oder nicht. Natürlich erhalten diese wieder verschiedene Resultate, je nachdem sie bey Eratosthenes den Gebrauch dieses oder jenes gröfsern oder kleinern Stadiums vorausgesetzt haben. Begreiflich ist es nun gar nicht möglich, wahre neue Erläuterungen über die Messung des Eratosthenes zu geben, ohne die Gründe dieser verschiedenen Meynungen genau zu prüfen, und gegen einander abzuwägen. Hierauf läfst sich der Vf. gar nicht ein, sondern sein Gang ist der Hauptsache nach blofs dieser, dafs er, ohne allen weitern Erweis, blofs sagt: Stadium Alexandrinum hielt 720 römische Fufs, und nun aus dem Verhältnifs des römischen Fufses zum Pariser berechnet, wie viel pariser Fufs, oder wie viel geographische Meilen (eine Meile zu 22848 pariser Fufs angenommen) der Umfang der Erde nach Eratosthenes ausmache, der ihm 252000 Stadien giebt. Die Hauptsache kommt also auf ein blofses leichtes Rechenexempel hinaus, das nur bey dem Vf. ein etwas gelehrteres Ansehen erhält, weil er, obwohl ganz am unrechten Ort, einen von Kästner in der Fortsetzung seiner Rechenkunst für ähnliche Fälle angegebenen Vortheil anwenden wollte. Hienach braucht er beynahe eine Seite, um mit Hülfe der Logarithmen zu finden, dafs wenn 1440 römische Fufs 1306 pariser Fufs ausmachen, nun 720 römische Fufs (was man doch auf den ersten Anblick für die Hälfte von 1440 erkennt) 653 pariser Fufs ausmachen werden. Bey der weitern Rechnung ist für das Resultat der Eratosthenischen Messung unrichtig 7235,4 geographische Meilen angegeben, denn der gefundene Logarithme gehört vielmehr zu der Zahl 7202,2. Was noch kürzlich von andern Stadien gesagt wird, gehört gar nicht zu dem angegebenen Zweck des Vf., nämlich der Erläuterung des Eratosthenes, wie sie hier gegeben wird, ist auch gewöhnlich, blofs nach anderer Angaben, ohne weitere Prüfung, oft ohne irgend eine Autorität dafür anzuführen, hingesetzt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. September 1797.

MATHEMATIK.

Marburg, in der neuen akad. Buchh.: *Euklids Elemente das Erste bis zum Sechsten*, samt dem *Eilften und Zwölften Buche.* Aufs neue aus dem Griechischen übersetzt von *J. K. F. Hauff.* 1797. 344 S. 8.

Die bisher in Deutschland gewöhnlichsten und besten Handausgaben des Euklids, nämlich die Bärmannsche und Lorenzsche sind doch darin von dem griechischen Text beträchtlich verschieden, dass sie nicht nur allerley Abkürzungen durch Zeichen brauchen, sondern in dem Texte selbst, sowohl in dem Ausdruck der Sätze, als in ihren Beweisen manches nur kurz andeuten, was Euklid ausdrücklich und umständlich angezeigt hatte. So setzt Euklid seinen Satz zuerst immer ganz mit blosen Worten ausgedrückt, ohne allen Bezug auf irgend eine besondere Figur her, und sagt z. B.: in jedem Dreyeck liegt die grössere Seite dem grössern Winkel gegenüber, und dann erst bezieht er diesen allgemeinen Satz auf eine besondere Figur, und wiederholt ihn nun so: Es sey das Dreyeck ABC, in welchem die Seite AC grösser als die Seite AB sey; so behaupte ich, dass auch der Winkel ABC grösser sey, als der Winkel BCA. Bärmann und Lorenz begnügen sich, bey dem Ausdruck des Satzes sogleich die gehörigen Buchstaben der neben dem Satz stehenden Figur beyzuschreiben, und ersparen sich damit die Wiederholung des Satzes. Eben so wiederholt Euklid, wenn er einen der vorher von ihm erwiesenen Sätze, oder einen Grundsatz braucht, gewöhnlich den ganzen Ausdruck dieses vorher schon vorgekommenen Satzes, den Bärmann und Lorenz blos citiren. Wenn nun gleich das Bärmannsche und Lorenzsche Verfahren besonders für die schnelle und kurze Uebersicht eines Satzes, und seines Beweises, wozu besonders auch die von ihnen, statt der Worte, oft gebrauchte Zeichen beytragen, seinen sichern Nutzen hat: so bemerkt doch der Hr. Prof. Hauff mit Recht, dass das etwas weitläuftiger scheinende Euklidische Verfahren doch auch seinen guten Grund, und für Anfänger vorzügliche Vortheile habe, indem es, in Ansehung fähiger Köpfe, dem, bey blosen Citiren vorhergehender Sätze so leicht möglichen, und durch die heutige Erziehungsmethoden oft begünstigten, flüchtigen, unbedachtsamen Lesen entgegenarbeite, in Ansehung der Unfähigern aber sie eines langsamern, und eben darum ihren Kräften angemessenen Schrittes zum Ziel führe. Beide gewinnen mithin am Ende, ungeachtet der anfänglich anscheinenden Langsamkeit des Verfahrens dadurch, dass ihre Kenntnisse nun um so fester begründet, und sie nicht so genöthigt seyen, in der Folge wieder umzukehren, um die vorhin gelassene Lücken auszufüllen. Diese durch mehrere eigene Erfahrungen bestätigte Betrachtungen veranlassten den Hn. Prof. diese neue, dem griechischen Text so viel möglich genau angepasste, Uebersetzung zu liefern, und Rec. muss eben sowohl den Gründen des Vf. vollen Beyfall geben, als auch der Ausführung seines Plans in dieser Uebersetzung, die nun von dieser Seite her nichts mehr zu wünschen übrig lässt, die vollkommenste Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Durch seine Darstellung, besonders durch Vermeidung des Gebrauchs mathematischer Zeichen hofft der Vf. besonders auch noch den Zweck zu erreichen, dass auch der Nicht-Mathematiker, den sonst vielleicht jene Zeichen vom Anfang an zurückgeschreckt hätten, sich desto eher werde anlocken lassen, dies Buch zu studiren, und aus demselben wissenschaftliche Methode überhaupt zu lernen. Wünschenswerth wäre dieser Erfolg freylich; ob aber nicht ein Nicht-Mathematiker, den blos die Form mathematischer Zeichen abschreckte, sich nicht auch schon durch den blossen Anblick der Figuren, in seinem freylich irrigen Wahn, als seyen dies lauter unbegreifliche Dinge und wahre Zauberfiguren, werde abschrecken lassen, wäre doch noch immer eine Frage. An nachdrücklichen, kräftigen Aufmunterungen wenigstens läst es der Vf. nicht fehlen, und wir können nicht umhin, unsern Lesern einen Aufruf dieser Art aus seiner Vorrede mitzutheilen. „Ihr Jünglinge, sagt er, die ihr den Vorsatz gefasst habt, irgend eine Wissenschaft euch so zu eigen zu machen, dass sie in der That ein durch eigene Kraftanwendung erworbenes Eigenthum, nicht blos ein aus dem Hefte eures Lehrers — dessen Geist mit dem Daseyn von diesem oft eben so wenig in einer Causalverbindung steht, als der des Unwissendsten unter seinen Schülern (Schade dass diese Abschweifung hier steht!) — erborgter Besitz für euch sey, kommt zu allererst her zum Euklides, und lernet von ihm was Wissenschaft, lernet von ihm was wissenschaftliche Methode, lernet von ihm was ein wissenschaftlicher Beweis, lernet von ihm was eine erwiesene Wahrheit sey! Und wenn ihr nach fortgesetzter ernstlicher Beschäftigung mit seinen Elementen, bey einiger Aufmerksamkeit auf euch selbst gewahr werdet, wie ihr da die Wahrheit überall gleichsam mit Händen greifen, die gegriffene festhalten, und die festgehaltene nöthigen könnt, euch zu der versteckten zu führen, so wisset dass es der Geist des

Vaters der Geometrie ist, dessen Wehen euch dann umgiebt, wisset dass dies der Geist der Wahrheit ist, der euch in alle Wahrheit, so weit sie für den menschlichen Verstand zugänglich ist, leiten, und eurem Geiste Kraft geben wird zu besiegen die Hindernisse, die euch bey der Erforschung derselben aufstossen mögen, der endlich euren ausdaurenden Fleiss durch Erhöhung eurer Denkkraft, durch Schärfung eures Unterscheidungsvermögens, durch Verfeinerung eures Sinns für Wahrheit, und durch Ertheilung einer Fertigkeit in feiner Zergliederung und scharfer Bestimmung der Begriffe, in glücklicher Verbindung mehrerer Begriffe zu neuen Sätzen, in richtiger Absonderung der einfachsten und ersten Sätze in eurer Erkenntniss von den Zusammengesetzteren, in geschickter Zusammenstellung mehrerer Sätze nach der Stufenfolge ihrer Abhängigkeit von einander, in Ableitung wichtiger Folgen aus fruchtbaren Sätzen, in Bildung richtiger Schlüsse und bündiger Beweise, in Zusammensetzung und Ueberschauung langer Schlussreihen u. s. w. so belohnen wird, dass ihr den Gewinn, den ihr davon auf euer ganzes Leben in jeder andern Art von wissenschaftlicher Beschäftigung mitbringen werdet, nie genug werdet schätzen können." Dies alles scheint nun Rec. sehr richtig und wahr zu seyn, auch er ist vollkommen überzeugt, dass man sich Erlernung einer wissenschaftlichen Methode durch Studium der Mathematik und besonders Euklids ungemein *erleichtert*, ja dass es nicht nur für wissenschaftliche Bildung, sondern selbst für das gemeine Leben höchst vortheilhaft sey, in Euklids Schule gewesen zu seyn; aber wenn der Vf. an andern Stellen nun noch weiter geht, und eine allein seligmachende Euklidische Kirche behauptet, ohne Euklids Hülfe könne man wohl etwa verstehen lernen, was das Wesen der wissenschaftlichen Methode sey, aber nie es sich selbst zu eigen machen, oder die Elemente enthalten *die erste formale Grundlage alles menschlichen Wissens*, so möchte es ihm wohl schwer werden, dies *streng zu erweisen*. Auch möchte vielleicht gerade ein zu absprechender Ton, und zu weit getriebene Behauptungen dieser Art am wenigsten geschickt seyn, der Mathematik neue Verehrer anzuwerben. Doch diese Erinnerung ist eigentlich Nebensache. Der Vf. hat sich durch seine genaue Uebersetzung, und durch die lesenswerthe Anleitung, wie Euklid studirt werden müsse, ein wirkliches Verdienst um die Wissenschaft erworben, und will dies durch einen nächstens herauszugebenden Commentar über Euklid noch vermehren, in welchem ohne Zweifel besonders auch einige kleine Erinnerungen, die noch hie und da gegen Euklids Methode gemacht werden könnten, z. B. bey dem 1sten Satz des 1sten Buchs, dass er nicht bewiesen habe, dass die zu beschreibende Kreise einander schneiden, oder bey dem letzten dieses Buchs, dass er ohne Beweis annehme, wenn die Quadrate über 2 Linien gleich seyn, so seyn auch die Linien selbst, oder bey dem 11ten Grundsatz des 1sten Buchs u. dgl. ihre Erörterung finden werden.

BERLIN, b. Belitz u. Braun: *Joh. Phil Grüsons*, königl. preuss. Prof. der Mathem. *enthüllte Zaubereyen und Geheimnisse der Arithmetik; nebst einer Einleitung zur Kenntniss der Rechnung mit Decimal-Brüchen und Buchstaben. Erster Theil.* 1790. 13 B. gr. 8. mit 1 Kupfert. (18 gr.)

„Das Aufsuchen der Ursache setzt schon eine vorhergegangene Cultur der geistigen Kräfte voraus; das Denken ist dem Menschen nicht so natürlich als das Anschauen. Daher ist der rohe Mensch so geneigt, unsichtbare Kräfte bey den natürlichsten Erscheinungen anzunehmen. Doch nicht der Wilde bloss, sondern auch der Civilisirte, zeigt diesen faulen Fleck der Vernunft. Das Anstrengen des Nachdenkens scheuend, will er lieber in einer Schlaraffen- als in der Erfahrungswelt leben, in der er genöthigt wäre, entweder die Ueberlegenheit der Einsichtsvollern anzuerkennen, oder seine Kräfte, mit denen er bloss spielen will, anzustrengen." Rec. kann sich kaum zurückhalten, noch mehreres aus der wohlgerathenen Vorrede mitzutheilen, der man recht viele Leser zu wünschen hat. — „Der Zweck dieser Schrift ist, das Zaubervolle der Mathematik, Physik und Chemie zu enthüllen, und sie soll zugleich dasjenige aus ihnen enthalten, was im gemeinen Leben am brauchbarsten und nützlichsten ist." Bedenkt man dabey, dass nach den vorhergegangenen Aeusserungen des Vfs. für Zauberey hier alles das zu nehmen ist, was sein Publicum noch nicht aus der Mathematik, Physik und Chemie gehörig zu erklären weiss; dass er nirgend bestimmt hat, wie viel von jenen Wissenschaften er für sein Publicum voraussetzen oder auch selbst noch beybringen wolle, und dass eben deshalb auch das sogenannte *brauchbarste und nöthigste fürs gemeine Leben* eine äusserst unbestimmte Grösse wird, da ja bekannt genug die meisten Schriftsteller, welche dieses Schild aushängen, unter dem brauchbarsten und nöthigsten jedesmal dasjenige zu verstehen suchen, was sie am glücklichsten glauben abreichen zu können: so erhellet wohl, dass sich Hr. G. ziemlich freyes Feld gelassen hat, aus dem ganzen Gebiete jener Wissenschaften nach Belieben zu nehmen oder zurück zu lassen. Der einzige, noch übrige Massstab besteht darin, dass für die Zaubereyen der Arithmetik zwey Bände, und eben so für die Zaubereyen der Geometrie, ferner der Mechanik, der Optik, der Astronomie u. s. w. jedesmal zwey Bände, von der Stärke des gegenwärtigen, fürs erste bestimmt sind, nachher aber Supplemente folgen sollen, wenn das Publicum fernerhin kaufen will.

Im gegenwärtigen Bande wird gleich anfangs von Leibnitzens Dyadik und von der sogenannten *Duodecimal-Arithmetik* gehandelt: von der letztern wohl etwas zu umständlich, aber mit verschiedenen artigen und unterhaltenden Bemerkungen. Dann folgen „einige abgekürzte Arten arithmetischer Operationen." Darunter ist gewiss nur äusserst weniges, was irgend jemand für Zauberey halten möchte; und dagegen vieles, was bedachtsame Arithmetiker bereits als unnütz verworfen haben; z. B. auf besondere Weise

Weise zu multiplieiren mit den Zahlen 121. 131 etc. wiederum anders mit 112. 113 etc. anders mit 211. 311 etc. anders mit 102. 103 etc. anders mit 201. 301 etc. u. dgl. m. Nachher wird vorzüglich von manchen besondern Eigenschaften der Primzahlen, von den pythagorischen Dreyeckszahlen, von den figurierten Zahlen, und zuletzt von den arithmetischen und geometrischen Progressionen, von Combinationen und Versetzungen gehandelt. — Für ein Buch dieser Art, das man etwa in mathematischen Nebenstunden zur Hand nehmen möchte, ist es ein Haupterfodernis, dass der Herausgeber einen leichten, gefälligen Vortrag in seiner Gewalt habe, auch viel Belesenheit und guten Vorrath von literarischen Anekdoten besitze. Das alles wird man bey Hn. G. in einem hohen Grade vorfinden, und Rec. hat deshalb vieles mit wahrem Vergnügen gelesen. Ueberdem mag Hn. G's. eigene Versicherung allerdings gegründet seyn, dass man auch auf neue Sätze, Untersuchungen, Aussichten, Erklärungen und Beweise stossen werde. Da indessen das allermeiste in diesem ersten Theile sicherlich entlehnt ist; so hätte jenes als Ausnahme ausdrücklich sollen unterschieden werden. Wenigstens aber wäre jede solche Wendung zu vermeiden gewesen, wodurch der Leser in Absicht des wahren Autors geradezu irre geführt wird. So sind S. 57. ein paar Verbesserungen der *Neperschen* Rechenstäbe aus *Bussens gemeinverständlichen Rechenbuche* abgedruckt, und doch die Leser nicht erinnert worden, dass sie unter dem mit abgedruckten *ich* einen andern als Hn. G. zu verstehen haben. Das hätte mit zwey Worten leicht geschehen können, oder auch vermittelst der bekannten „" Solchen Adlersklauen gesteht man gerne das Recht zu, allenthalben zu nehmen; da sie auch während des Nehmens, durch ihre anerkannte Gestalt, dem Suum cuique ein offenbares Genüge leisten.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Bachmann u. Gundermann: *Religionsvorträge* zur Beherzigung und Erbauung für ächte Verehrer des Christenthums und der Menschenwohlfahrt, von *Franz Adolph Schrödter*, drittem Prediger der Stadt Oldenburg in Holstein. 1797. 226 S. gr. 8. (16 gr.)

Der Vf. führt in der Vorrede unter mehrern Entschuldigungsgründen, dass er die grosse Anzahl der Predigtsammlungen vermehre, auch diesen an: „Jeder Prediger hat so irgend etwas Eigenes; was man entweder nachahmen oder vermeiden muss. Um eigentlich neue Wahrheiten und Begriffe zu lernen, dürfte man sich eben nicht so gar viel Predigtsammlungen anschaffen; aber viele sind uns (Predigern) nothwendig, wenn wir mit den mancherley, fast kann ich sagen, unzählbaren Arten uns bekannt machen wollen, wie eine und dieselbe Materie von verschiednen Seiten dargestellt, deutlicher oder dunkler vorgetragen und dem menschlichen Verstande und Herzen annehmlicher werden kann." Wir geben dem Vf. hierin sehr recht, und gestehen es ihm auch zu, dass er manches Eigne habe, um dessenwillen seine Predigten gelesen zu werden verdienen. Können wir nicht alles billigen, so wird er unsern Tadel nach seiner Versichrung nicht übel aufnehmen, sondern unsre Gründe prüfen. Die vorzüglichste Eigenheit dieser Predigten ist, dass nicht nur Stellen aus Luthers Schriften darin eingerückt sind, sondern auch prosaische und poetische Stücken aus Schriftstellern unserer Zeit, die dem Vf. in dem Zusammenhange besonders passend und treffend schienen. Wir misbilligen dieses nicht gänzlich, denn es ist ein nicht unschickliches Mittel, Abwechslung in den Vortrag zu bringen. Aber wir warnen jeden, sich wenigstens dieses Mittels nicht öfterer zu bedienen als Hr. *S.*, denn sonst möchten unsre Predigten bald Blumenlesen werden, und die Wirkung, die das Ganze hervorbringen soll, durch den Eindruck, den einzelne, an Ton und Inhalt verschiedne Stellen machen, sehr geschwächt werden. Ueberdieses kann die häufige Benutzung fremder Stellen den Prediger selbst so leicht vom Selbstdenken, von der Bemühung seine Sätze gehörig zu entwickeln, sie mit Fasslichkeit und Deutlichkeit darzustellen, und sie gehörig zu beweisen, abbringen. Will es besonders mit dem Letztern nicht fort, so werden statt des Beweises die Worte eines berühmten Mannes angeführt, und eine Auctorität für einen Grund gegeben. So ists vormals mit dem Gebrauch der Kirchenväter auf der Kanzel gegangen. Am allermeisten muss der Gebrauch poetischer Stellen eingeschränkt werden. Soll dadurch die Salzmannsche Methode, den Vortrag durch Gesang zu unterbrechen, auf gewisse Weise ersetzt werden, so müssen wenigstens alle eingeschaltete Verse gemeinverständlich, nicht lyrisch, nicht epigrammatisch seyn. Von dieser Art aber sind mehrere Stellen in den beiden ersten Vorträgen. — Eigen ist es dem Vf. ferner, dass er oft Sprichwörter des gemeinen Lebens in Erinnerung bringt, bald um dieselben zu berichtigen, bald wo sie richtig sind, seine Ermahnungen dadurch eindringender zu machen, oder an das Bekannte, etwas seinen Zuhörern Unbekanntes anzuknüpfen. Das billigen wir sehr, und wünschten, dass es besonders in Predigten vor gemeinen Leuten öfterer geschähe, als es der Fall ist. Weniger zufrieden können wir mit der Anführung von Schriftstellen seyn, die im Zusammenhange etwas ganz anders sagen, als der blosse Wortverstand glauben lässt. — Dass diese Vorträge vor verschiednen Versammlungen gehalten sind, merkt man allerdings sehr bald. Man sieht aus einigen, besonders aus Nr. 9. der vor einer Landgemeinde gehalten ist, dass sich der Vf. zur Fassungskraft der gemeinsten Leute herablassen kann, ohne niedrig zu sprechen. Andere mögen vor gebildeten Zuhörern gehalten worden seyn, aber in einigen, namentlich in dem ersten ist die Kanzelsprache ganz verfehlt. Ueberhaupt hat uns dieser Vortrag: *Einige Regeln über Freunde und Freundschaft, deren Beobachtung der Geist unsers Zeitalters nothwendig macht*, so viel wahre

und

und schön gesagte Stellen er auch enthält, gar nicht gefallen wollen. Es ist viel Uebertriebenes, Schiefes, ja sogar Beleidigendes darin. Der Raum dieser Blätter verbietet einen weitläuftigen Beweis. Man urtheile aber nach folgenden Stellen. Schon im Eingangsgebete heisst es: „Wer könnte unter uns doch so *unsinnig* seyn, das edle Gefühl für Freundschaft nach und nach in sich abzustumpfen und zu unterdrücken? wer sich in Geschäfte so tief vergraben, dass ihm keine Zeit mehr für Freundschaftsgenuss übrig bliebe?" S. 6. sagt der Vf. „Unsere jetzt sehr gewöhnlich werdende Freundschaft erstickt und tödtet die Freuden des geselligen Umgangs; sie verschliesst die Herzen, macht stumm und zurückhaltend gegen einander, denn es ist die Freundschaft *gebildeter, verfeinerter, aufgeklärter* Menschen." Wie der Vf. hier die arme Aufklärung für eine Störerin der Freundschaft ausgiebt, so behauptet er dieses S. 11, von der Gelehrsamkeit und dem Geschäftsfleisse. „Wahre Freunde sind selten. Am seltensten scheint indessen der Gelehrte und der grosse Geschäftsmann zur wahren Herzensfreundschaft gestimmt zu seyn." Nun giebt er zwar Ausnahmen zu, aber in der Regel, meynt er, würden sie bey ihren an trockne Untersuchungen und an ein tief eindringendes Forschen gewöhnten Geiste wenig Sinn für den engen Zirkel von Freunden haben, *es wäre denn, dass es hier Gelegenheit gäbe, eine läppische Neugierde zu nähren und hinter gewisse Heimlichkeiten zu kommen.* Nicht ganz so beleidigend, aber doch herabwürdigend spricht der Vf. von der *Aufklärung* in der vierten Predigt, wo er diese bald mit *Gelehrsamkeit*, bald mit der *Neigung zu speculativen Wissenschaften* verwechselt. Auch diese Predigt enthält übrigens, die Verwirrung in den Hauptbegriffen und eine in den erstern Vorträgen gewöhnliche Abschweifung auf Nebensätze, abgerechnet, sehr viel richtige und vortreffliche Bemerkungen, in einer kräftigen, sehr oft zum Herzen dringenden Sprache. In den übrigen Vorträgen herrscht auch meistens eine natürliche Ordnung, mehr Präcision in den Gedanken und Worten, eine grösere Fasslichkeit und eine ziemlich vertraute Bekanntschaft mit der Denk- und Sinnesart der verschiednen Stände. Es wird niemanden gereuen, sich diese Predigten angeschafft zu haben.

* * *

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Bremen, b. Wilmanns: *Heinrich, eine Geschichte aus dem Englischen des Hn. Cumberland.* 3. B. 1797. 455 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr 166.)

Leipzig, b. Jacobäer: *Das Brockenmädchen.* Eine abentheuerliche Geschichte. 3ter Th. 1797. 388 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 7.)

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Der Historiker, oder compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Geschichte.* III. 3. Neuere Weltgeschichte: 3 u. 4. Heft. 1796. 156 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 264.)

Altona, in Comm. b. Bechtold: *Taschenbuch für muntere Tischgesellschaften, vorzüglich beym Dessert zu gebrauchen.* 2tes Bändch. enthält Räthsel, Sprichwörter, Aufsätze in Stammbücher, Lieder und Gesundheiten. Auch unter dem Titel: *Ein Büchlein für Freuden geselliger Zirkel.* 1797. 280 S. 12. (10 gr.) (S. 1. Th. A. L. Z. 1796. Nr. 24.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Frankfurt a. M.*, b. Zessler: *Hunding, ein Schauspiel in fünf Aufzügen.* 1795. 110 S. 8. (6 gr.) — Dieses Stück, dessen Handlung in die heidnischen Zeiten der nordischen Reiche gelegt ist, (in der dänischen und schwedischen Geschichte selbst findet man davon keine Spur) könnte *Trauerspiel* heissen, in sofern viele einzele schauderhafte Scenen darin vorkommen, und das Ganze sich mit dem Giftbecher endigt. Mit leichter Mühe könnte man es in eine *Oper* verwandeln, da schon so viele Verwandlungen des Schauplatzes, Dekorationen, auffallendes Kostume, Getöse und Gepränge darin angebracht ist. Bildete man die Rolle des Sklaven *Skanderwig*, der völlig den gewöhnlichen Schildknappen gleicht, noch etwas mehr aus, so giebt es eine *Operette.* Aber eben diese Leichtigkeit, womit man aus dem Stück machen könnte was man wollte, beweiset, dass es nichts weniger als ein gutes *Schauspiel* ist. Handlung die Menge, und doch kein Plan, Personen im Ueberfluss, und doch kein ausgearbeiteter Charakter, viel Declamation und keine einzige rührende Rede. Die Hauptperson soll die Königin *Rathegilde* seyn, nach der Absicht des Vfs, eine Person, die sich wider Willen durch einen Bösewicht zu Unthaten verleiten lässt, wenn sie dies aber nicht selbst einmal sagte, so würde man nichts davon wissen. Denn übrigens hat sie ihre schwarze Denkungsart so wenig hehl, dass sie gleich in den ersten Bogen dem Leser zum Abscheu werden muss. Ihre eigne Zofe legt ihr S. 70. *schamlose Geilheit* bey.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

